Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertachtundvierzigster Band

38. Jahrgang : 1914 : Januar – März

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

Inhalt des 148. Bandes:
Januar / Februar / März 1914

Seite

Alafberg, Friedrich: Conrad Ferdinand Meyer und das Romantische 335
Altkirch, Ernst: Der Bildhauer der Aphrodite. Novelle 75
Auerbach, E. B., Justizrat: Friedrich der Große als Ehestifter 324
Berger, Prof. Dr. Arnold E.: Der moderne Staatsgedanke und der Freiherr vom Stein 30
Dietze, Dr.: Vorposten der wissenschaftlichen Forschung. II. (Georg Hirth-München) . . 70
Engel, Fritz: Theaterkritik. Vortrag, gehalten im Deutschen Lyceum-Club, 19. Januar 1914 270
Feuchtwanger, Martin: „Der Bogen des Odysseus." Ein neues Drama von Gerhart Hauptmann 210
Freudenthal, Felix: Bei den Gesundbetern Berlins 205
Garçao, Mayer: Die portugiesische Republik und die Verschwörer 14
Goldschmidt, Kurt Walter: Aus „Halb-Maske". Eine tragische Philosophie in Bekenntnissen 302
Hasse, Dr. Heinrich: Schopenhauers philosophische Vorlesungen 52
Höffer, Else: Sieger. Roman 98, 227 351
Katscher, Leopold: Weltumfassend 165
Köhler, Werner: Goethe und Napoleon 316
Küchler, M. phil. Carl: Ein vergessenes Germanenvolk. Studien zur Geschichte und zum Volkstum der Färinger 149
Lehmann-Haupt, Therese: Griechische Reisebriefe. IV 221
Leinhaas, Prof. G. A.: Charakterzüge der Kaiserin Friedrich 196
Loebell, von, Generalmajor z. D.: Kriegserinnerungen. 27
Merten, Oberlehrer Dr. Erich: Napoleon auf Elba — 1813 und 1814. Rede, gehalten zu Großherzogs Geburtstag, 10. Juni 1913, in der Aula des Großh. Wilhelm-Ernst-Gymnasiums zu Weimar. 176
Moog, Dr. Willy: Die philosophische Bildung und der Schulunterricht 218
Müller, Alfred: Das Völkerschlachtdenkmal und seine Friedenssymbole 183
Pflugk-Harttung, Geheimrat Professor J. v.: Über Diebinnen 309
Pringsheim, Klaus: Siegfrieds Verrat 286
Raab, Dr. Friedrich: Von den Typen politischer Gesinnung. 138
Riedler, Geh. Regierungsrat Dr. A., Professor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin, Mitglied des Herrenhauses: Erfinderarbeit 63
" " " " Das Patentgesetz 188
Roda Roda, M.: Die dicke Lisi und die schlanke Gabi. Schluß 85
Roszkowski, Dr. Gustav Ritter v., Hofrat, Prof. der Lemberger Universität, Mitglied des Völkerrechtlichen Instituts: Über das Programm der 3. Friedenskonferenz im Haag 261
Stadthagen-Puggé, Lotte: Die Rettung 339
Stein, Prof. Dr. Ludwig: Die Tragik des modernen Individualismus. 265
Totomianz, Prof. Dr. V.: Joseph Mazzini als Sozialpolitiker 10
Voltolini, F. L. Graf von: Giovanni Giolitti und die Italia nuova 5
" " " " " Das Ende der sogenannten „Römischen Frage" 133
Wolff, Dr. Georg: Bewußtsein und Traum 213

Seite

Rundschau :

Belletristische Rundschau (Hanna Gräfin v. Pestalozza) 369
Dramatische Rundschau (Alice Lesser, Berlin) 366
Frauen-Rundschau (Ulla Wolff-Frank) 120, 376
Kirchliche Rundschau (Theodor Kappstein) 112
Kunst-Rundschau (W. St.) 118
Literarische Rundschau (Hanna Gräfin v. Pestalozza) 116
" " (Dr. Aurelia Horovitz) 248
Philosophische Rundschau (Kurt Peschke) 115
" " (Dr. Friedrich Raab, Frankfurt a. Main) 240
Politische Rundschau (Prof. Dr. Ludwig Stein) 109, 364
Religiöse Rundschau (Albert Bach, Neustadt a. d. Haardt) 246
Studentische Rundschau (Werner Köhler) 372
Theater-Rundschau (Otto Neumann-Hofer, Charlottenburg) 250
Volkswirtschaftliche Rundschau (Dipl.-Ing. Julian Treitel) 123
" " (Dr. Kuno Mittenzwey, München) 253
Wissenschaftliche Rundschau (Dr. Gustav Wahl, Direktor der Deutschen Bücherei) 242

Bildbeigaben :

J. S. Ghéchow, bulgarischer Gesandter 258
Giovanni Giolitti, italienischer Ministerpräsident 2
Prof. Dr. A. Riedler, Geh. Regierungsrat 130

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.



NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des italienischen Ministerpräsidenten
Giovanni Giolitti.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Erslev & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — London Williams & Norgate — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 148. Heft 472 Januar 1914

F. L. Graf von Voltolini:
Giovanni Giolitti und die Italia nuova.

Die Wahlen und die Stichwahlen sind vorüber: Giovanni Giolitti hat wieder einen neuen unerhörten Sieg erfochten. Als der ehrwürdige Staatsmann vor Jahresfrist vor das Parlament trat und ankündigte, daß er das uneingeschränkte, allgemeine Wahlrecht dem italienischen Volke geben wolle, da triumphierten seine Gegner und jubelten, Giolitti habe sich damit das eigene Grab gegraben, sein Sturz sei unvermeidlich! Das Gegenteil trat ein: Italiens Volk zeigte, daß es zu dem Regime seines derzeitigen Ministerpräsidenten volles Vertrauen habe, daß es weder den Volksheilanden der äußersten Linken, noch dem Klerikalismus sich ergeben, sondern auf der Basis des von Giolitti vertretenen bürgerlichen Liberalismus weitergehen wolle. Darum bedeuten diese Wahlen einen neuen beispiellosen Erfolg Giovanni Giolitti's.

Wir sind gewöhnt, daß in unserm schönen Nachbarlande die Minister schnell sich folgen, und nur selten bleibt ein Name derselben uns fester eingeprägt. Selbst ein Crispi fiel oftmals durch den Ansturm der Opposition von der Höhe des Ministersessels; nur Giolitti hat es verstanden, seinem Ministerium eine Stabilität zu verschaffen, wie sie nie vorher ein italienisches Ministerium besaß. Seit langen Jahren sehen wir ihn Italiens Geschicke leiten und, was noch mehr bedeutet, sein Vaterland von einem Erfolg zum andern führen, sowie durch Weisheit und Kraft Italien innerlich erneuern. Selbst als der lybische Feldzug länger dauerte, als man ursprünglich gemeint hatte, und sich eine gewisse Unzufriedenheit über die großen Opfer der Expedition geltend machte, hielt Giolitti dem Sturm gegenüber unerschrocken stand: gerade diese Festigkeit steigerte nur noch das Vertrauen seiner parlamentarischen Freunde und seine Popularität bei den Massen. Und doch ist Giolitti ganz und gar kein Hascher nach Popularität. Wenn er beispielsweise dem Volke das allgemeine Wahlrecht gab, so lag hierin kein Werben um Popularität, sondern der klug berechnende Staatsmann sah nur ein, daß ohne das allgemeine Wahlrecht die äußerste Linke immer den Vorwand habe, dem Parlament den Charakter einer echten Volksvertretung abzusprechen — ein Prätext, der in der politischen Agitation des Sozialismus tatsächlich auch unausgesetzt benutzt wurde.

Die Zeit aber war äußerst günstig, das Experiment zu machen: der Patriotismus war neu erwacht, der siegreiche Krieg in Libyen, der glänzende ökonomische Aufschwung des Landes, sowie endlich das bedeutend gewachsene Prestige Italiens nach außen, das alles hatte eine günstige Basis für jenes Experiment geschaffen. Und all dies gelang in glänzendster Weise! Die von den Pessimisten an die Wand gemalte „rote" und „schwarze Gefahr" trat nicht ein, wenn auch, wie Giolitti selbst voraussah, die gewaltige Arbeiterphalanx, welche das neue unbeschränkte Wahlrecht in den Industriezentren zu den Urnen führte, eine Verstärkung der Sozialisten und Katholiken bestimmt herbeiführen mußte. Aber diese Verstärkung blieb in den von ihm vorausgesehenen bescheidenen Grenzen, die große Majorität folgte dem Programm der Regierung, und Giovanni Giolitti blieb der Meister im Rate, der verdiente Retter des Vaterlandes!

Trotz dieser vielfachen Siege, die Giolitti zu verzeichnen hat, ist der große italienische Politiker persönlich ein bescheidener, einfacher Mann, dem alles Prunken und Prangen verhaßt ist. Nichts charakterisiert diese Bescheidenheit des als musterhafter Familienvater bekannten Staatsmanns besser als das schlichte Heim, das er in Rom bewohnt. In dem esquilinischen Stadtteil, unweit des Bahnhofs bewohnt der Präsident, wie man ihn schlechtweg nennt, noch immer in einem Zinshause dasselbe bescheidene Appartement, das er sich vor vielen Jahren als einfacher Abgeordneter gemietet hatte. Nur einen Lift hat er sich, als einzige Modernisierung dieses seines Heims, anlegen lassen, um sich das in seinem jetzigen Amt ihn ermüdende Steigen der vier Treppen zu ersparen. Mit einem bescheidenen Einspänner begab sich der Präsident von hier täglich zweimal in das Ministerium des Innern, den historisch berühmten Palazzo Braschi, wo er sein Bureau hat. Oft wird es freilich Mitternacht, oft sogar noch später, bis der unermüdliche Arbeiter sich von dem Drang der Geschäfte losmacht. Doch ist der Aufenthalt des Ministerpräsidenten in Rom außerordentlich häufig durch Reisen desselben nach seinem Landsitz Cavour unterbrochen. Dieses Dorf, das der Stammsitz des Geschlechtes des großen italienischen Staatsmannes, des Grafen von Cavour, enthält und nach dieser seinen Namen trägt, liegt in lieblicher Gegend in dem südpiemontesischen Alpenvorland. Hier in Cavour hat Giolitti sich einen Landsitz geschaffen, der sein Lieblingsaufenthalt ist und sein eigentliches Heim darstellt. Hier bringt er mit seiner Familie einen großen Teil des Jahres zu und hierher eilt er von Rom aus, sobald es ihm nur möglich ist, häufig sogar nur für einen oder zwei Tage. Der Grund zu diesen Reisen in das stille piemontesische Dörfchen ist ein doppelter: entweder treibt ihn körperliche Abspannung dazu, in der Stille des Landlebens, angesichts des prächtigen Alpenpanoramas der Monte Viso-Gruppe, Erholung zu suchen, oder aber er bereitet sich hier in aller Ruhe auf kommende parlamentarische Stürme oder politische Kämpfe vor. Es ist keine Kleinigkeit, im Alter von siebzig Jahren wiederholt diese sechzehnstündige Reise zu machen,

aber Giolitti hält so viel auf sein Cavour, daß er noch größere Opfer bringen würde, um diesen seinen Lieblingsaufenthalt so oft als möglich zu erreichen. Für den Fremden hat es wohl den Anschein, als ob Giolitti in Cavour den Politiker ausgezogen hätte: er scheint sich nur mit seinem Besitz zu beschäftigen, und seine gute Laune, sein harmloses Geplauder geben den Anschein, als ob er alle Sorgen der Politik in Rom gelassen hätte. Und doch versichern jene, die ihn genau kennen, daß gerade in der Stille von Cavour sein Geist sich rastlos mit den politischen Problemen beschäftigt. Besonders bei den von ihm sehr geliebten einsamen großen Spaziergängen, oder wenn er seinen Garten eigenhändig bearbeitet, seine Rosen okuliert, seine Bäume beschneidet, dann kann man sicher sein, wie seine intimen Freunde versichern, daß sein nimmermüdes Gehirn die schwierigsten Zukunftsprojekte durcharbeitet.

Für ihn hat die Stille seines Landsitzes, wie übrigens für manchen Großen in der Weltgeschichte, den Hauptzweck, sich geistig zu isolieren. In dieser Isolation sucht Giolitti sich von allen in Rom ihn beengenden Einflüssen zu emanzipieren. Natürlich kann dies nur jener Staatsmann wagen, der von der Festigkeit seiner politischen Basis und der durchschlagenden Kraft seiner Persönlichkeit so sehr überzeugt ist, daß er nicht mehr auf persönliche und parteipolitische Sympathien und Antipathien zu rechnen hat. Seitdem die Tripolisexpedition geglückt ist, hat Giolitti diese Höhe erreicht: er ist seiner Sache und seines Tuns völlig sicher! Und selbst wenn — was heute ganz ausgeschlossen erscheint — die Majorität der Kammer aus irgend einem Grunde von ihm abfallen würde, so kann Giolitti mit hocherhobenem Haupte und dem stolzen Bewußtsein, Italien zu einer früher nicht geahnten politischen und ökonomischen Machtstellung verholfen zu haben, in sein stilles Cavour zurückkehren.

Giolitti ist der echte Typus eines Piemontesen. Zeigt doch schon sein Äußeres, der hohe Wuchs, die breite herkulische Brust den echten Norditaliener, den Sohn der Alpen. In gleicher Weise kommen in seinem Charakter alle die trefflichen geistigen Eigenschaften des Piemontesen zur Geltung, welcher italienische Kultur, französischen Esprit und schweizerische Geradheit und Anspruchslosigkeit vereinigt. Piemontesisch ist die Beharrlichkeit der Vorsätze, piemontesisch der unermüdliche Fleiß, piemontesisch ist die eiserne Energie in der Durchführung aller Dinge, welche Giolittis Charakter kennzeichnen.

Jeder Kenner der italienischen Volksseele weiß, daß diese trefflichen piemontesischen Eigenschaften dem Ministerpräsidenten ein gutes Teil seines Übergewichts über die Mittel- und Süditaliener gegeben haben. Und doch fehlen ihm trotz dieser ausgeprägten nordländischen Charakterzüge nicht die spezifischen Geisteswaffen des Südländers, die eminente Geistesschärfe, die bis zur Verschlagenheit gehende Klugheit! Zu der letzteren gehört auch zweifellos das Geschick, sich seine Mitarbeiter zu wählen. Von dem großzügigen Diplomaten, dem Marchese di San Giuliano, der Giolittis eminente Stütze für die gesamte auswärtige Politik ist,

bis zum letzten Unterstaatssekretär sind alle Mitglieder des Ministeriums so gewählt, daß der Präsident sich blind auf sie verlassen kann. Dies ist auch der Grund, warum Giolittis Name in der auswärtigen Politik verhältnismäßig wenig hervortritt. Er hat sich selbst, wohl wissend, daß für einen italienischen Ministerpräsidenten das Ministerium des Innern die festeste Basis ist, dieses Portefeuille reserviert, während er in die auswärtigen Angelegenheiten nur dann eingreift, wenn der Marchese di San Giuliano ausdrücklich seinen Rat erbittet. Es war dies aber in den letzten Jahren nicht selten dann der Fall, wenn ungeheuere Interessen auf dem Spiele standen oder gar Kriegeswolken drohten! Stets aber hat Giolitti dann so mit seinem Rate eingegriffen, daß die Welt mehr als einmal staunte über die Kühnheit der Entschlüsse des italienischen Ministeriums. Allen Details der auswärtigen Politik bleibt Giolitti dagegen fern; der feste Pol für dieselbe ist ihm die entschiedene Treue zum Dreibund und besonders das Erstreben eines freundnachbarlichen Verhältnisses zu Österreich-Ungarn. Haben doch die Irredentisten und ähnliche unruhige Geister niemals so schwere Zeiten in Italien erlebt, als unter Giolittis eisernem Regiment.

Dieser Mann tritt nunmehr wieder als Führer der Politik vor das neue Parlament, das aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangen ist. Schon hat das Resultat dieser Wahlen gezeigt, daß Italien Giolittis Kurs voll billigt. Man darf aber nicht vergessen, daß Italien selbst in den letzten Jahren unter Giolittis Führung ein anderes geworden ist: es ist ruhiger, stabiler, gesetzter in seinem Werdegang geworden! Jenes Italien, von dem selbst seine besten Freunde sagten, es befinde sich noch in den Flegeljahren, dieses Italien mit seinem ungerechtfertigten und unklaren Drang nach Norden ist verschwunden und hat einem Italien Platz gemacht, das vor allem mit Eifer, unter Giolittis meisterhafter Führung, daran gegangen ist, die Wunden im eigenen Lande zu heilen und die Expansion für seine überschäumende Jugendkraft dort zu suchen, wo es, ohne europäische Kriege heraufzubeschwören, geschehen konnte. Diese neue Wendung, die man als den italienischen Imperialismus bezeichnen kann, ist das Verdienst Giolittis und seiner politischen Freunde, ein Verdienst nicht nur für ihr Vaterland, sondern auch für ganz Europa! Trento und Trieste, Ticino und Nizza sind nicht mehr wie früher die unklaren Sehnsuchtsobjekte, auf welche die italienische Demagogie das durch innere Mißregierung unzufriedene Volk hetzte, sondern in zielbewußter Weise wurde durch Förderung von Handel und Industrie zunächst der Wohlstand von Land und Volk gehoben und dann die Expansionspolitik in die für Italien einzig richtige Bahn nach dem Süden geleitet. Die erste Folge dieser Neuorientierung der italienischen Politik war der libysche Krieg, die Besitzergreifung von Tripolitanien und der Cyrenaika. Die Erfolge des siegreichen Feldzugs haben dem oben genannten Imperialismus mit einem Schlag volle Popularität verschafft. Der Krieg hatte aber auch noch andere Folgen: der eingeschlummerte Patriotismus regte sich in kräftigster Weise, überall bildeten

sich nationalistische Vereine, welche die Jugend für die hohen Ideale der Vaterlandsliebe zu begeistern strebten und ihr Ziel rasch erreichten. Fürchtete man doch, die junge Generation sei völlig verflacht und jeden patriotischen Feuers unfähig! Das Gegenteil wurde erreicht, und daß dieser neu auflodernde Patriotismus auch nach dem Krieg anhielt, dafür gibt der Ausfall der Wahlen den besten Beweis. Weit interessanter als diese politischen Folgen des Krieges, welche, wie alle politischen Erfolge ein Rückschlag wieder hinwegfegen kann, ist die Einwirkung des Krieges auf das Geistesleben der Italiener speziell für das historische Empfinden der Söhne der Italia nuova. Man muß, um diese Konsequenzen richtig zu würdigen, nicht vergessen, wie ganz eigenartig die Zeit des sogenannten Risorgimentos, d. h. der Einheitsbestrebungen, das Geistesleben Italiens beeinflußt hat.

Seit dem Jahre 1848 war die italienische Patriotenpartei in einen Gegensatz zu den geschichtlichen Staatengebilden der apenninischen Halbinsel getreten. Blickten Parma und Modena, Toscana und Neapel, vor allem der Kirchenstaat auf eine reiche vielhundertjährige Geschichte zurück, verschmolzen mit der Hausgeschichte der von der Patriotenpartei angefeindeten Dynastieen, so war andererseits die Hoffnung dieser Patrioten die Negation der Geschichte, die Schöpfung etwas absolut Neuen!

Aus diesem Gesichtspunkte konnte die Intelligenz Italiens während des Einheitskampfes und in der ersten Zeit nach demselben kein warmes historisches Empfinden besitzen. Alles Historische wies auf die alten Staatengebilde und die ihres Thrones verlustig gewordenen Herrscherfamilien. Man wollte deshalb nur noch von e i n e r Art Geschichte wissen, der Antike und jener des Risorgimentos, dessen führende Persönlichkeiten, Garibaldi, Mazzini und Cavour, den Heroen des Roms der Antike gleichgestellt wurden!

Selbst die an sich große Hausgeschichte des Königshauses von Savoyen mußte völlig gegenüber der Geschichte der letzten Dezennien in den Hintergrund treten, für welche ein gewisser, offizieller Typus geschaffen wurde, von welchem jede Abweichung als Sakrilegium galt! Dies blieb sich in den letzten Dezennien des 19. wie im ersten Dezennium des 20. Jahrhunderts völlig gleich. Erst der Tripoliskrieg brachte eine völlige Wandlung mit sich: Italien erinnerte sich wieder seiner Geschichte! Folgende kleine Episode ist typisch für diese Geisteswandlung. Als Kardinal-Erzbischof Maffi von Pisa die nach Tripolis bestimmten Truppen zu ihrem Auszug segnete, schlug der Kirchenfürst in seiner Rede Töne an, die in Italien längst vergessen waren. Er zeigte mit beredten Worten, wie oft Toskanas Söhne gegen den Halbmond ausgezogen waren, und daß der libysche Krieg nur eine Fortsetzung jener alten Kulturmission Italiens sei. Das Wort des Kardinals fand ein tausendstimmiges Echo. In Wort und Schrift, in der Tagespresse und in der Poesie erklang mit einem Male ein warmes historisches Empfinden! Die alten Geschlechter Italiens

erinnerten sich der glorreichen Taten ihrer Ahnen, die Bürger des Ruhmes ihrer Vaterstädte: das historische Bewußtsein der Italia nuova war neu erwacht!

Die Folge davon war eine Steigerung des Selbstbewußtseins der Italiener, wie dies bei jedem Volk der Fall ist, das sich einer großen Vergangenheit bewußt ist.

Mit diesem steigenden Selbstbewußtsein wuchs der Volkswohlstand in gleichem Maße wie dieses. Italien war ein stolzes Land geworden und zugleich ein reiches Land! Was eine ganze Legion von Ministern, darunter Hochbegabte wie Francesco Crispi, Agostino Depretis, Pellour und Zarnadelli nicht zu erreichen imstande waren, ein nach außen und innen glücklich prosperierendes neues Italien zu schaffen, das ist der Ära Giovanni Giolittis geglückt.

Mit Stolz kann der große Ministerpräsident auf sein Werk sehen: es fehlt auch ihm nicht an hämischen Neidern, die sein Werk zu verkleinern und zu verunglimpfen suchen, die spöttisch auf die Vermehrung der Sozialisten in der Kammer deuten, aber Giolitti kann ruhig diesen Gegnern ins Auge sehen, denn keiner von ihnen hätte das Werk zustande gebracht, das er vollbracht hat: die Volksseele Italiens aus der Zeit ungebundener Jugend in jene eines reichen, stolzen, selbstbewußten Mannesalters hinüberzuführen, das seit Jahrzehnten geeinte Land zu jener Italia nuova zu machen, die selbstbewußt ihren Platz im europäischen Konzert ausfüllt.

Professor Dr. V. Totomianz: Joseph Mazzini als Sozialpolitiker.

Mazzini ist der ganzen Welt als feuriger Patriot bekannt und gleich Garibaldi und Graf Cavour — als Schöpfer des geeinigten Italiens. Er wurde am 22. Juli 1805 als Sohn eines Arztes in Genua geboren und starb am 10. März 1872 in Pisa. Nach Beendigung der juridischen Fakultät widmete er seine Kräfte der politischen Einigung seines Vaterlandes. Daneben wirkte er aber auch — was wenig bekannt ist — als Sozialpolitiker, besonders für die Verbreitung des genossenschaftlichen Ideals, wobei er unermüdlich auf die sittlichen und sozialen Pflichten des Menschen hinwies. An dieser Stelle sollen seine Ideen wiedergegeben werden, soweit sie das Wesen der Genossenschaft berühren.

Die Menschheit ist nach Mazzini eine geschlossene Einheit und wird durch ein Gesetz, „das Gesetz des Fortschritts", beherrscht. Das einzige Mittel zur Verwirklichung dieses Gesetzes ist der Zusammenschluß, die Assoziation, welche allmählich alle isolierten Anstrengungen ersetzen wird. Die Assoziation ist „die

allgemeine Kooperation, die Harmonie der Arbeit, der Hebel des Weltalls, das einzige der Menschheitsfamilie gewährte Mittel zur Wiedergeburt und das einzige Mittel zum Fortschritt". Freiheit und Gleichheit, wie sie früher proklamiert worden sind, können jetzt nur als Mittel zur Verwirklichung der Assoziation dienen. Freiheit ist unmöglich ohne relative Gleichheit, diese kann aber nur auf dem Wege der Assoziation realisiert werden. Die Zukunft gehört der Assoziation, dem Zusammenschluß aller Klassen, aller Individuen zu angestrengter Arbeit. In der Assoziation werden sich Kapital und Arbeit in denselben Händen befinden. Das Mittel gegen den Pauperismus ist die Vereinigung von Kapital und Arbeit. In einer Gesellschaft, wo jeder zugleich Produzent und Konsument ist und das Produkt der sozialen Arbeit nicht erst durch eine Reihe von Vermittlerhänden geht, was die Ware häufig um 50 Prozent verteuert, sondern in den Händen der Arbeitenden bleibt, — in einer solchen Gesellschaft müssen auch die Ursachen des Pauperismus schwinden.

„Erzieht und belehrt euch selbst, so gut ihr könnt. Trennt niemals euer Schicksal von dem eures Vaterlandes, sondern nehmt Anteil an allem, was die Heimat frei und groß macht, mehrt eure Assoziationen und vereinigt in diesen den Industriearbeiter mit dem Landarbeiter, die Stadt mit dem Lande. Sucht die Konsumgenossenschaften zu vermehren und glaubt an die Zukunft*)." So lehrt Mazzini die italienischen Arbeiter in einer im Juli 1871 im Druck erschienenen Ansprache. Das Mandat der Arbeiter als ihr Delegierter zum Kongreß in Rom 1871 lehnt er ab, damit seine Anwesenheit den Feinden nicht Anlaß gebe, den Kongreß als politischen zu bezeichnen, und gibt den arbeitenden Klassen folgende Ratschläge. „Mögen einige von euch eine progressive Tagesordnung aufstellen, wodurch, bis das Ziel erreicht ist, jederlei Debatten über religiöse, politische und soziale Doktrinen ausgeschlossen wären, denn der Kongreß kann diese nicht entscheiden, sondern mit leichtsinnigen und durch ihre Machtlosigkeit lächerlichen Kundgebungen nur der Sache schaden. Wenn erst das Ziel erreicht, d. h. die Arbeitenden vereinigt sind, dann könnt ihr ja, sofern ihr Zeit findet, alles, was ihr wollt, besprechen. Wenn ihr es selber nicht versteht, so sollt ihr diejenigen Fragen, welche euch wichtig scheinen, der Regierung vorlegen. Laßt euch aber von eurer obersten und heiligsten Aufgabe nicht ablenken. Streng, mit Unruhe und Erwartung blickt auf euch das ganze Land. Wenn es auf eurem Kongreß, wie auf den ausländischen Arbeiterkongressen, Zornausbrüche, den Sturm widersprechender Meinungen und ungezähmter Leidenschaften, lange und fruchtlose Debatten über oberflächlich und mit verhaltenem Zorn gestreifte Lebensfragen bemerkt, so wird es euch alle unreif und böswillig, und das Aufstreben der arbeitenden Massen verfrüht finden**)."

*) Scritti di G. Mazzini. Milano 1908, Vol. II. S. 339.
**) Scritti di G. Mazzini. Milano 1908, Vol. II. S. 348.

In Einklang mit dieser in dem Munde eines Politikers apolitischen und friedlichen Predigt ist Mazzini Gegner des Klassenkampfes und tritt für die Kooperation der Klassen ein. Er wandte sich wiederholt an die mittleren Klassen mit der Mahnung, den Arbeitern zu helfen. Einer der von ihm in diesem Sinne gemachten Vorschläge lautet wie folgt: „Die Mittelklassen könnten schon jetzt mehr tun. Eine zur Ansammlung von Kapital für die Experimente der Arbeiter begründete Assoziation, welche, ohne zu spekulieren, den Genossenschaften Darlehen gewährte, indem sie unbearbeitete Ländereien zu niedrigem Preise aufkaufte und unter günstigen Bedingungen nicht bloß ehrlichen und befähigten, sondern allen assoziierten Landleuten in Pacht gäbe, könnte, wenn die ersten Versuche gelängen, glänzende Erfolge zeitigen. Ich spreche hier nur von einer solchen Kooperation, welche, ohne schwere Opfer und Gefahren mit sich zu bringen, für die Vereinigung der Mittelklassen mit den arbeitenden zum Nutzen des ganzen Landes genügt*).“

Die Organisation der Arbeit nach dem Prinzip der Assoziation, welche das System der Lohnarbeit ersetzen soll, wird nach Mazzini die Grundlage des zukünftigen volkswirtschaftlichen Lebens bilden. Sie erfordert die Ansammlung von Kapital zur Organisation von Unternehmungen, in denen die Arbeiter Teilhaber am Gewinn sein werden usw. Dieses Kapital kann auch von den Mittelklassen beschafft werden, und es kann auch die Bürgerschaft ein derartiges Experiment wagen, was unter anderem durch das industrielle Unternehmen von Leclair bewiesen wird, der in Paris im Jahre 1830 seine Arbeiter am Gewinn zu interessieren verstanden hat. Mazzini macht die Italiener auch mit anderen derartigen Unternehmungen bekannt, doch werden wir, um Abschweifungen zu vermeiden, ihm hierin nicht weiter folgen.

Die Umgestaltung des wirtschaftlichen Lebens muß nach der tiefen Überzeugung Mazzinis friedlich, und ohne jemand zu schädigen, verlaufen. Das Kapital der Produktiv-, Konsum- und Kreditassoziationen soll ohne Eingriffe in die Rechte anderer auf die von ihnen erworbene Habe gebildet werden. Außer den Mittelklassen beansprucht Mazzini Kredit für die Genossenschaft auch vom Staate, der einen speziellen Fond für diesen Zweck gründen soll. Die Arbeiterassoziation ist, wenn sie nicht zu einem Werkzeuge der Gewalt und der Streike ausartet, berechtigt darauf Anspruch zu machen.

Von diesem Standpunkte konnte Mazzini natürlich jenen Entwicklungsgang nicht billigen, welchen der Sozialismus seit dem Jahre 1848, wo das kommunistische Manifest von Marx erschien, eingeschlagen hatte. Seither begann Mazzini, welcher als erster auf dem europäischen Kontinent (im Jahre 1834)

---

*) Ibidem, S. 359.

das Wort Sozialismus gebraucht und diesen gebilligt hat, mit den Sozialisten, den Anhängern der Revolution und des Materialismus zu polemisieren und schob ihnen sogar die Schuld an der Reaktion des Jahres 1852 in Frankreich in die Schuhe, wobei er sich in scharfer Weise über die Pariser Kommune des Jahres 1871 äußerte.

Assoziierte Arbeit und Verteilung des Arbeitsproduktes nach Quantität und Wert, — das ist die soziale Zukunft. Einst wart ihr, so predigt Mazzini den arbeitenden Klassen, Sklaven, dann Leibeigene, jetzt seid ihr Lohnarbeiter; bald werdet ihr, wenn ihr wollt, freie Produzenten und Gewinnbeteiligte werden. Eines schönen Tages werden wir alle Arbeiter sein, d. h. alle von dem Ertrag unserer Arbeit leben. Je ferner das Ziel, desto energischer vorwärts, ohne Hast, aber auch ohne auszuruhen.

In der Lehre Mazzinis, der ein sehr beachtenswertes Werk über die Pflichten des Menschen geschrieben hat, ist das religiös-ethische Moment vorherrschend, welches er als Grundlage der menschlichen Tätigkeit betrachtet. „Die größte Tugend ist Selbstverleugnung, welche den Menschen veranlaßt, immer, welches auch sein Geschick sei, nicht für sich selbst, sondern für andere, für den Sieg des Guten über das Böse zu arbeiten, zu kämpfen und zu leiden" . . . . „Ich sage nicht," schrieb einmal Mazzini, „daß der Mensch seinen Rechten entsagen soll, behaupte aber, daß diese Rechte aus den Pflichten resultieren, die er zu erfüllen hat, und daß wir mit der Pflichterfüllung beginnen müssen, um unsere Rechte zu erlangen" . . . . „Das Leben ist Pflicht, Aufgabe, Mission. Predigt um Gottes willen keine materialistischen Theorien vom persönlichen und allgemeinen Glück. Der Glaube an persönliches Glück macht den Menschen egoistisch, der Glaube an das Glück Aller wird den Menschen früher oder später zu dem gleichen Ergebnis führen" . . . . „Er wird für allerlei Utopien schwärmen und in der Jugend für sie kämpfen. Später, wenn er einsieht, daß die Träume seiner Seele nicht so leicht zu verwirklichen sind, wird er sich seinen persönlichen Interessen zuwenden und sein eigenes Glück zu schmieden suchen, also in dem Sumpf des Egoismus versinken. Das Leben hat überhaupt nur einen Sinn als Aufgabe oder Pflicht. Das Glück kann, wie die Sonne, wenn sie dem Wanderer leuchtet, dem Menschen zulächeln, und dann soll er sich freuen und den Schöpfer dafür segnen. Aber das Glück suchen, ist für den Menschen verderblich und nimmt ihm meist die Möglichkeit, irgend einmal das Glück zu genießen. Deshalb soll man nicht dem Glücke nachjagen, sondern sich moralisch und geistig vervollkommnen, um seine Brüder, die Mitmenschen, zu bessern. Selbstverleugnung ist die einzige Tugend, und diese unsere Pflicht Gott und der Menschheit gegenüber ist das einzige moralische Gesetz für jeden wahren Menschen" . . . . „Es wird wenig nützen, wenn ihr nur die Organisation ändert, aber dabei eure jetzigen Leidenschaften und euren Egoismus bewahret. Organisationen sind wie manche Pflanzen, die je nach der Pflege Gift oder heilkräftige Stoffe bilden.

Durch gute Menschen werden schlechte Organisationen gebessert, durch schlechte werden auch die besten Organisationen zu äußerst kläglichen*)."

Mazzini kann füglich als der Heros des heutigen Italien bezeichnet werden; sein Name ist auch in den kleinsten Städtchen durch ein Denkmal oder eine Straße verewigt. Sein Einfluß auf seine Mitbürger ist noch heute gewaltig, obgleich seine Lehre dem Durchschnittsmenschen schwere sittliche Verpflichtungen auferlegt; er wirkte vor allem durch sein Beispiel: hätte er in früheren Jahrhunderten gelebt, — die Kirche müßte ihn heilig sprechen. Sein Lebenslauf war voll Entbehrungen, obgleich große Summen Goldes durch seine Hände rollten. Er verlieh der sozialen Bewegung Italiens einen weichen, idealistischen Zug.

Der große englische Philosoph Carlyle, ein Freund Mazzinis, sagt: „Von allen Menschen, die ich kenne, verdient Mazzini eher, als sonst jemand, ein Genie und ein edler Mensch genannt zu werden. Er war von seltener Redlichkeit, Humanität und Lauterkeit, in ihm lebte — was auf Erden so selten zu finden ist — eine Märtyrerseele. Ruhig und voll Hingebung wirkte er im täglichen Leben für das, was er für das Rechte hielt." —

Mayer Garçao: Die portugiesische Republik und die Verschwörer.

Die Republik vom 5. Oktober 1910, die unter der republikanischen Fahne geschaffen wurde, verdankte ihren Sieg nicht allein der doktrinären Propaganda, die während vierzig Jahren unter dieser Fahne von den Männern, die damit ihr Apostolat begründeten, betrieben wurde. Man muß nicht vergessen, daß Portugal eine Jahrhunderte alte Monarchie war, die in den nationalen Traditionen starke Wurzeln besaß. Während des größeren Teiles jener vierzig Jahre, und obwohl die republikanische Partei Männer von hohem Ansehen zählte, wie es Latino Coelho, Elias Garcia, Rodrigues de Freitas, José Falcao und andere waren, und obschon die Propaganda mit Eifer und Enthusiasmus betrieben wurde, ist es doch Tatsache, daß die republikanische Partei gegen das Ende der Regierung von D. Luiz wenig Fortschritte gemacht hatte. Sie zählte nur mit Kräften in Lissabon, Porto und auf der Insel Madeira, wobei zu bemerken ist, daß sie hier durch das Ansehen des gegenwärtigen Präsidenten der Republik begünstigt wurde. Sicher ist, daß sie nur an diesen Plätzen einige Male Erfolge bei Wahlen er-

*) Mazzini. Doveri dell uomo, Roma, 14. edizione, 1901. p. 15.

zielte. Niemals jedoch bis zum Ende der Herrschaft des Großvaters des Königs D. Manuel, im Jahre 1889, hatten die Republikaner mehr als zwei Abgeordnete in der Kammer. Welchem Umstand ist nun die erstaunliche Entwicklung der republikanischen Partei, besonders in den letzten Zeiten der Herrschaft des D. Carlos und in den ersten Jahren derjenigen des D. Manuel, d. h. also in der kurzen Spanne von 6 Jahren, zuzuschreiben? Die Erklärung findet sich nur in der Korruption des Regierungssystems. Als das englische Ultimatum im Jahre 1890 das Volk erschreckte, war der erste Eindruck, der es beherrschte, daß wir durch die Schuld der Monarchie in einen solchen Zustand der Schwäche geraten seien, daß man uns ungestraft brüskieren könnte, ohne daß wir auch nur die Möglichkeit zu einer Verteidigung besäßen. Gleichwohl war die monarchische Tradition noch so fest im Lande, daß die Bewegung vom 31. Januar 1891 in Porto nur einen militaristischen Charakter besaß. Ein Teil des Heeres, in seiner Ehre verletzt und schmerzlich von der Erkenntnis berührt, wie sehr die nationale Verteidigung durch das Regime vernachlässigt worden war, veranstaltete jene Revolte unter der Entfaltung der republikanischen Fahne. Die Bewegung wurde unterdrückt, ohne daß sie auch nur in Lissabon einen Widerhall gefunden hätte. Nach dieser Unterdrückung betrachtete sich die Monarchie so stark, daß sie sorglos und der Straflosigkeit sicher in ihren Fehlern fortfuhr. So sehr hatte die Raschheit des Sieges sie in Sicherheit gewiegt, daß sie gerade infolge jener Schnelligkeit auf die Unterwürfigkeit des Volkes unbedingt zählen zu können glaubte.

* * *

Hiermit fing ihr Wahn an, und das war der Grund ihres Verderbens. Beim Anblick der Schwächung der republikanischen Partei, die der Niederlage folgte, glaubten die Männer der konstitutionellen Monarchie, daß sie diese ohne Gefahr in einen versteckten Absolutismus verwandeln könnten, und begannen das Regime der persönlichen Gewalt. Ein Schriftsteller von großem Ruf, Geschichtsschreiber, Philosoph und Sozialpolitiker, der fortgeschrittene Ideen von sozialistischem Charakter vertreten hatte, ein Genosse von Anthero de Quintal, der sich zu dem monarchischen Gedanken bekehrt hatte, wagte kühn zu erklären, daß die wahre Macht des Landes im König verkörpert sei. Dieser Mann war Oliveira Martins. Die Frage stand auf der Tagesordnung. Ihre Verwirklichung fand das Ministerium Hintze, in welches zum ersten Male Joao Franco eintrat, der die Politik begann, welche als die der Vermehrung der königlichen Macht zu bezeichnen ist.

Es gibt keine Gedanken, die nicht verteidigt werden könnten, sobald sie von anerkannter Aufrichtigkeit getragen sind. Die Männer der Monarchie, welche D. Carlos auf den gefährlichen Weg der persönlichen Regierung warfen, hätten überzeugt sein können, daß nur die Macht des Königs das System moralisieren

und das Wohl und die Unabhängigkeit des Landes sicher stellen könnte. Zu diesem Zwecke wäre nötig gewesen, die unersättlichen Cliquen der Partei ohne Gnade zu bekämpfen. Das geschah indessen nicht. In kurzer Zeit waren alle jene Cliquen in das Regime der persönlichen Macht eingerückt, um ihre Ausbeutung des Staates fortzusetzen. Was eine Garantie für die Moral sein sollte, verwandelte sich in eine noch bequemere Art der Korruption der Politik und der Verwaltung.

War etwa der König D. Carlos durch die energische Einwirkung von Oliveira Martins entschlossen, einen heilsamen Einfluß auf das Geschick seines Vaterlandes auszuüben, wozu ihn die seiner Herrschaft vorbehaltene heilige Mission und der leuchtende Schimmer der Macht, die gerade die Herrscher anzieht, welchen das konstitutionelle System eine rein dekorative Rolle zuteilt, verführten? Seine Verteidiger versichern das, und seinen Gegnern fehlen die Mittel, um in den Bereich seiner Absichten einzudringen. Wenn sie jedoch wirklich vorhanden waren, so wurden sie durch die vergiftete Umgebung, die er hatte, in trauriger Weise erstickt. Statt zu reagieren, vertrug sich der König mit der politischen Unmoral, so daß schließlich er selber sich davon anstecken ließ.

Es gab keinen Widerstand zu besiegen. Das Land gab kein Zeichen von sich. Die republikanische Partei machte die Krise der Mutlosigkeit durch, die durch die Niederlage in Porto verschuldet war, und von der ich bereits gesprochen habe. Die Parteicliquen jubelten. Jede Achtung vor Prinzipien war verloren gegangen. Die Parteien hatten ihre Programme vollständig vergessen und verschmolzen alle in derselben Politik der Vermehrung der königlichen Gewalt. Man dachte nur an Genuß auf Kosten der Staatskasse. Die finanzielle Lage verschlechterte sich von Tag zu Tag; man half ihr durch ruinöse Anleihen, die die Lage nur noch mehr verschlechterten. Es ging mit Riesenschritten dem Abgrund zu. Die Wahlen waren betrügerisch. Es wurde gar nicht abgestimmt. Falls eine Scheinwahl ins Werk gesetzt wurde, so geschah es nur, um händevoll Stimmzettel in die Urnen zu werfen, häufig mit der größten Schamlosigkeit; manches Mal war die Anzahl der Stimmzettel größer als die der Wähler. Eines Tages mußte der Bankerott erklärt werden, und das von Dias Ferreira präsidierte Ministerium versuchte ernsthaft, den Staatshaushalt ins Gleichgewicht zu bringen. Aber dieser Versuch wurde durch den furchtbaren Druck derjenigen erstickt, die an der Fortdauer eines Regimes, das ihnen alle Arten Ausbeutungen und Genüsse verschaffte, interessiert waren. Der König selber langweilte sich in seinem Land. Sein Vergnügen bestand in kostspieligen Reisen nach dem Auslande, wo er den Ruf eines Verschwenders erworben hatte. Noch vor kurzem versicherte ein Angestellter des Hotels Bristol in Paris in einem Interview, das in einer französischen Zeitung veröffentlicht wurde, mit Wehmut, daß der König Carlos von Portugal der freigebigste der Souveräne war, die er in Paris kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Dies war der Ursprung der Vorschüsse (Adiantamentos), d. h. der aus der Staatskasse von König Carlos ungesetzlich bezogenen Summen, und die, als sie öffentlich bekannt wurden, dem König eine Atmosphäre des Widerwillens schufen, die sich in offene Feindseligkeit verwandelte, als das Ministerium Joao Franco im Jahre 1907 seine despotische Politik in Szene setzte, die nur durch die Macht gestützt war, die der König selber ihm verlieh. Es muß bemerkt werden, daß die offizielle Aufdeckung der Vorschüsse von demselben Ministerium in der Absicht, sie zu legalisieren, gemacht wurde, was das Publikum sofort als einen unheilbaren Betrug ansah. Es muß ferner bemerkt werden, daß es Monarchisten waren — die Progressisten, Dissidenten, sogar die Regeneradoren selbst —, die einen lebhaften Anteil an der Kampagne nahmen, welche die Form eines direkten Angriffs auf den Souverän annahm, auf welchen sie unwillig waren wegen der Vorliebe, die er für Joao Franco an den Tag legte. Der Führer der Regeneradoren-Partei sagte noch wenige Tage vor dem Königsmord, daß die Situation nur mit einer Revolution oder mit einem Verbrechen enden könne. Das Verbrechen geschah. Es war das Attentat vom 1. Februar 1908, bei welchem D. Carlos und sein Erstgeborener das Leben verloren. Seine unmittelbare Veranlassung liegt in dem Scheitern der Revolution, die die Republikaner und Dissidenten vorbereitet hatten. Aber die Tatsache, daß dieses Attentat keine Entrüstung in einem Lande hervorrief, dessen monarchische Traditionen Jahrhundert alte Wurzeln hatten, war bereits ein sicherer Hinweis darauf, daß, wenn dieses Land nicht in die Revolte eintrat, sich wenigstens in bezug auf seine alten Institutionen die Revolution der Verachtung geltend machte, von der Lamartine sprach, und die für das Regime furchtbarer ist, als die bewaffnete Insurrektion, weil sie sie ohne Gnade verurteilt, indem es um das betreffende Regime herum die vollständige Leere schafft.

Der Impuls war gegeben. Das Volk war von der Monarchie vollständig getrennt. Die Herrschaft D. Manuels war nur ein kurzes Interregnum der verkappten Revolution. Dieser Jüngling von zwanzig Jahren, unerfahren, und von der Furcht beherrscht, die der Königsmord ihm eingeflößt hatte, verstand es nicht, sich von den Oligarchien zu befreien, die seinen Vater ins Verderben gebracht hatten. Anfangs, unter dem Ministerium Ferreira de Amaral, glaubte man noch an den Versuch. D. Manuel machte den schmerzlichen Versuch, die Liquidation der Vorschüsse, welche Joao Franco als Diktator für D. Carlos gemacht hatte, zu verschmähen, und er beschimpfte auf diese Weise selber das Andenken seines Vaters. Aber das Ansehen der Monarchie war tödlich verwundet: Die Parteien waren desorganisiert. Die Regierungen hatten keine Macht, und die Sachlage im Oktober 1910 war derart, daß, wenn die Revolution nicht in den Straßen ausgebrochen wäre, die Monarchie sich im Parlamente zerschlagen hätte, wo die Regierung und die monarchischen Oppositionen ungefähr gleiche Kräfte besaßen, so daß die Republikaner, die

14 Plätze besaßen — davon 10 in Lissabon, wo die Monarchisten bei den Wahlen im Monat vorher vollständig geschlagen worden waren —, die Herren der Situation waren.

Was die Revolution bedeutete, ist im Auslande zur Genüge bekannt. Es ist kein Zweifel, daß sie nur von einigen hundert Männern gemacht wurde. Dieser Umstand ist von den Feinden der Republik ausgebeutet worden, um glauben zu machen, daß die neue Regierungsform nur das Werk einer kühnen Minderheit sei, die sich den Gefühlen der Nation aufgedrängt hätte. Er beweist jedoch ganz und gar das Gegenteil. Die Revolution vom 5. Oktober war der Ausdruck des nationalen Willens. Wie im Jahre 1640, in welchem eine Gruppe von 40 Männern den Schrei des Aufruhrs gegen die spanische Unterdrückung erhob, hatten die Revolutionäre von 1910 die latente Sehnsucht des Vaterlandes für sich. Daher streckten die ihr gegenüberstehenden, bei weitem zahlreicheren Streitkräfte der Monarchie die Waffen. Aus diesem Grunde vollzog sich die Revolution im ganzen Lande, auf den Inseln und in den Kolonien, einfach durch den Telegraph. Die Regierung fand augenblicklich die Zustimmung der Nation. In dieser Weise zur Ausführung gebracht, war diese Revolution die großmütigste, die in den Tafeln der Geschichte verzeichnet ist. Alle, Portugiesen und Fremde, erkannten das an. Das erkannten sogar diejenigen an, welche in fremdem Lande sich zu bewaffnen versuchten, um zum dritten Male den vaterländischen Boden zu betreten, wo sie die Schrecken des Bürgerkrieges zu entfesseln suchten. Die Republik befleckte sich nicht mit dem Blute der Besiegten. Die republikanischen Führer durcheilten die Straßen und ließen das Volk schwören, daß es nicht das Blut der besiegten Feinde vergießen würde. Vielen von ihren geschworenen Gegnern wurde das Fortkommen von Lissabon erleichtert, um sie vor irgend welchen Angriffen zu schützen. So geschah es dem Padre Mattos, dem Direktor eines wütenden klerikalen Blattes, der einige Tage später schriftlich in der Presse die Großmut der Republik anerkannte. Die Polizei von Lissabon, welche die Hände von dem Blut der Republikaner gerötet hatte, die bei den Unruhen vom 4. Mai 1906, vom 18. Juli 1907 und vom 5. April 1908 erschossen und erstochen worden waren, war einige Tage zurückgezogen und tat später unbewaffnet Dienst in den Straßen der Stadt. Nicht ein einziger Polizist wurde der Rache derselben Männer geopfert, deren Blut dieselbe Polizei bei der Unterdrückung politischer Manifestationen vergossen hatte. Mehr noch: Einige Zeit darauf wurde der Diktator Joao Franco ergriffen, vor das Tribunal geführt, aus welchem er frei hervorging, schritt er durch die Reihen der Republikaner, die ihn beschimpften, aber sein Leben respektierten, so daß er aus einer furchtbaren Prüfung unverletzt hervorging.

Wenn das Leben der Monarchisten geschont wurde, so waren es nicht minder ihre Freiheit, ihr Eigentum und sogar ihre amtlichen Stellungen. Niemand wurde in jenen Tagen, in welchen das Volk noch knirschte, gefangen

genommen. Nur ein anderer frankistischer Minister, der in dem Verdacht stand, einen Versuch gegen die Republik gemacht zu haben, wurde verhaftet, aber selbst diesem wurde die Freiheit wiedergegeben. Die Häuser der Monarchisten wurden nicht bestürmt, mit Ausnahme desjenigen des Führers der progressistischen Partei, José Luciano de Castro; aber bei Ankunft der republikanischen Führer verschwand die Menge, ohne einen Angriff ausgeführt und ohne irgend welche Plünderung begangen zu haben. Es war übrigens dasselbe zerlumpte Volk, das mit der Flinte auf der Schulter die Bank von Portugal und die reichsten Handelshäuser bewacht hatte. Was die amtlichen Stellungen der Monarchisten anbetrifft, so genügt zu sagen, daß nur diejenigen Beamten ersetzt wurden, welche Vertrauensstellungen einnahmen, während die anderen ihre Ämter weiterbehielten. Man kann sagen, daß im Staatsdienst nichts geändert wurde, und daß noch heute die enorme Majorität des Personals diejenige aus den Zeiten der Monarchie ist.

Wie vergalten die Monarchisten diese Großmut der Republik? Am 6. und 7. Oktober hatten sich ihre Parteien freiwillig aufgelöst, und selbst Paiva Couceiro, nach dem Kriegsministerium berufen, wurde dort mit Aufmerksamkeiten behandelt, die ihn überrascht haben mußte, da er der einzige Offizier der Monarchie war, welcher die Republikaner mit Wut bekämpft hatte. Der Kriegsminister, Oberst Barreto, sagte ihm, daß höher als seine Pflicht, die Monarchie zu verteidigen, die, seinem Vaterlande zu dienen, stände, und Couceiro versprach ergriffen, die Republik nicht zu bekämpfen. Es schien, als ob die Monarchisten ihre politische Überzeugung dem so beredt ausgedrückten Willen der Nation untergeordnet hätten. Aber nein! Noch nicht einmal einen Monat danach erschienen monarchische Zeitungen wieder und begleiteten das Werk der Republik und ihre Staatsmänner mit allen Arten von beleidigenden und erniedrigenden Kommentaren. Zu gleicher Zeit begann, besonders in der Provinz, sich ein Geist der Böswilligkeit gegen das neue Regime, besonders auf Veranlassung der einflußreichsten Monarchisten, geltend zu machen. Man befand sich zweifellos einer Feindseligkeit gegenüber, die neue Kämpfe voraussehen ließ.

* * *

Was war die Ursache dieser Feindseligkeit? Aus welchem Grunde hatten die Monarchisten, die nicht den Mut besessen hatten, die Monarchie zu verteidigen, die ohne Protest der Einführung und den ersten Schritten der Republik beigewohnt hatten, angefangen, sie anzugreifen und ihr alle möglichen Schwierigkeiten zu schaffen? Augenscheinlich war es nicht die Hingebung an ihre Sache. Ein anderer Grund mußte existieren, und das war wirklich der Fall. Dieser Grund bestand in der Enttäuschung ihrer intimsten Hoffnungen.

In der Tat hatten die Monarchisten gehofft, daß sie innerhalb der Republik fortfahren würden, denselben Einfluß zu haben, den sie unter der Monarchie besessen hatten. Für sie war die Republik nur die Änderung eines Aushänge-

schildes. Sie wollten die alten Sitten fortsetzen, die Herrschaft der politischen Korruption sollte keine Unterbrechung erleiden. Sie kümmerten sich wenig um D. Manuel und seinen Thron, sie, die durch ihre persönliche Ränke, durch ihre Kämpfe um die ersehnte Beute, den König und das Königtum mit ihren schärfsten Pfeilen getroffen hatten. Es waren Monarchisten gewesen, die versichert hatten, daß der königliche Mantel ein Diebesmantel sei. Es waren Monarchisten gewesen, die davon gesprochen hatten, Mietszettel an den Palast zu hängen. Es war also weder die Sache des Königs, noch die der Monarchie, welche sie gegenwärtig zu einem sinnlosen Widerstande gegen die Republik bewegte. Es war die Enttäuschung, die sie erlitten, als sie sahen, daß sich die Republik dazu anschickte, auch ohne sie zu regieren.

In der Tat, als die Republikaner erklärt hatten, daß sie die Zustimmung aller ernsten und ehrenhaften Monarchisten annehmen würden, die keine Verantwortung an dem Werke der Korruption und des Despotismus der letzten Zeiten des Verfalles gehabt hätten, erklärten sie auch ausdrücklich, daß sie die Arme nicht denjenigen öffnen würden, die während der Monarchie nur einen unseligen Einfluß ausgeübt hatten zum Ruin des Landes, zur Verderbnis der Sitten und zur Ausbeutung der Staatskasse.

Von da an datiert die Verschwörung. Als sie die Unmöglichkeit erkannten, irgend etwas innerhalb des Landes auszurichten, fingen Dutzende von Monarchisten an, Portugal zu verlassen, um auf spanischem Gebiet ein freiwilliges Exil zu suchen. Von dort aus wollten sie die Invasion in das Vaterland vorbereiten. Couçeiro, sein gegebenes Wort vergessend, gesellte sich bald zu ihnen. Aber der erste Akt der Verschwörung geschah in Brasilien. Die reiche portugiesische Kolonie konnte das Verschwinden der Monarchie nicht ertragen. Warum? Der Grund ist ebenso kindisch wie grotesk. Er war, daß diese durch den Handel reich gewordenen Portugiesen, von denen viele aus niedrigster Abkunft, barfuß, aus Portugal ausgewandert waren, um ihr Glück zu suchen, nur den einen Wunsch hatten, daß, wenn das Glück sie begünstigen sollte, sie einen Titel kaufen könnten, mit dem sie in einen bereits zerrütteten Adel einzutreten vermöchten. Aus diesem Grunde erreichte die Anzahl Geadelter in Portugal eine erstaunliche Höhe. Im Anfang des vergangenen Jahrhunderts gab es in Portugal 90 Adelige. Am Ende des Jahrhunderts zählten sie mehr als 700! Nun hatte die Republik diese Adelstitel, hatte Orden und Dekorationen abgeschafft und hatte auf diese Weise die Hoffnungen vernichtet, welche durch die Eitelkeit dieser Parvenüs genährt wurden. Daher der Haß gegen die Republik, ein Haß, der sie gleich von Anfang an dazu trieb, sich einem Abenteurer, Veiga Faria, der bereits in Portugal als Dieb verurteilt worden war, in die Arme zu werfen, der mit ihnen in vergröberter Weise die kolossale Hochstapelei wiederholte, mit welcher der Herzog von Mons von Daudet die Enthusiasten von Tarascon betrogen hat. Die Sektion hatte ihnen nichts genützt. Es ist das Geld

der Portugiesen von Brasilien, das die Verschwörung, die sich in Spanien bildete, unterstützte, und das nach zwei mißglückten Einfällen in Portugal noch jetzt nach den erlittenen Niederlagen versucht, eine dritte zu organisieren.

Die Bedeutung dieser Einfälle zeigt sich an dem elenden Scheitern der beiden Versuche. Der erste wurde von Paiva Couçeiro als ein einfacher militärischer Spaziergang geplant. Couçeiro, ein tapferer Soldat, aber ohne den Weitblick, der den wirklichen Führer charakterisiert, hält sich für einen Nun' Alvares, seitdem ein ehemaliger portugiesischer Staatsmann, Antonio Ennes, ihn mit dem Namen des Helden von Aljubarrota bezeichnet hatte. Er ist ein Mystiker; seine historische Figur sollte die eines Erleuchteten vorstellen. Couçeiro, den eine verhängnisvolle Konfusion des Schicksals im neunzehnten Jahrhundert hatte geboren werden lassen, während sein Platz im vierzehnten Jahrhundert gewesen wäre, redete sich ein, daß er zu einer göttlichen Mission auserwählt sei, um den Thron in Portugal wieder herzustellen und den Altar zu erhöhen. Für seine erste Invasion wählte er den 5. Oktober 1911. An diesem Tage war es ein Jahr, daß die Monarchie gestürzt worden war. An diesem Tage wollte er das Königtum wiederherstellen. Bevor er in Portugal einfiel, beichtete er und nahm die Kommunion, und an der Spitze von 900 Männern, von denen 240 nur alte Waffen hatten, schlug er, nachdem er sie auf die weiß-blaue Fahne hatte schwören lassen, den Weg nach Portugal ein. Diese wirkliche Horde, deren militärischer Wert gleich Null war, erschien am 5. Oktober vor der kleinen Ortschaft Vinhaes. Die geringe Besatzung dieses Platzes zog sich in der Meinung, daß der Feind stärker sei, auf die benachbarten Höhen zurück, und Couçeiro zog als Triumphator in Vinhaes ein. Der Eindruck des Triumphes war jedoch kurz. Einige Stunden darauf gab Couçeiro, der gehört hatte, daß Militär von Braganza gegen ihn anrückte, den Befehl, die Ortschaft zu verlassen. Während des Rückzugs hatte die Schar das Feuer der Garnison von Vinhaes auszuhalten, die sich in Positionen befand, die den Weg der Realisten beherrschten. Von da an verwandelte sich der Rückzug in eine Flucht. Couçeiro wandte sich in beschleunigten Märschen nach der spanischen Grenze, die er kurz vorher verlassen hatte. Am Morgen des 7. befand er sich in Casares, einem kleinen Dorf im Grenzgebiet, und wurde bis dort von republikanischer Kavallerie verfolgt. Dort entspann sich ein rascher Kampf, der zur Folge hatte, daß er seinen Marsch längs der Grenze noch mehr beschleunigte, die er endlich mit den Leuten, die ihm noch geblieben waren, am 19. Oktober überschritt, indem er spanisches Gebiet in S. Martin, einem Dorf gegenüber der Serra von Gerez, betrat.

Die Schlappe Couçeiros kann nicht wundernehmen. Seine Leute hatten keine Disziplin; nur wenige besaßen etwas militärische Ausbildung, und noch weniger zahlreich waren die, welche Waffen besaßen. Wie später einer der Offiziere, der Leutnant Valente, sagte, entsprachen diese Waffen mehr einer

Kirmesbude, als einem ernsthaften Kriege. Übrigens hatte Couceiro selber mehr auf einen festlichen Marsch gerechnet. Er hoffte, daß die Bevölkerung des Nordens bei seinem Auftauchen mit der blauweißen Fahne und dem Ruf: „Es lebe der König", sich mit ihm vereinigen würde, um eine übermächtige Welle zu bilden, die sich durch Portugal ergießen würde, um der Republik den Garaus zu machen. Nichts davon geschah, und der Paladin kehrte nach Spanien zurück, wie Don Quixote nach seinen eingebildeten Schlachten sich in sein Dorf in der Mancha zurückzog.

Die zweite Invasion vollzog sich am 5. Juli 1912. Also gerade 9 Monate nach der ersten. Diese Zeit benutzte Couceiro, um eine Bewegung vorzubereiten, die praktischere Garantien für einen Erfolg haben sollte. Sein Traum hatte sich teilweise verflüchtigt. Seine Visionen à la Jeanne d'Arc waren verrauscht. Der Paladin suchte ein Führer zu werden, der mit kühler Überlegung die Hypothesen der modernen Kriegführung berechnete. Zu diesem Zwecke versuchte er die Anwerbung von Militär- und Zivilelementen innerhalb des Landes. Ist es ihm gelungen? Couceiro behauptet: „Ja", und schiebt das Scheitern seines zweiten Versuches auf Verrat. Aber da niemand oder fast niemand sich im Lande bewegte, als er diesen neuen Anschlag wagte, ist es nicht möglich, seine Versicherung nachzuprüfen, die nur eine Entschuldigung für seine Niederlage sein kann. Zu gleicher Zeit suchte Couceiro seine Leute besser zu bewaffnen und einzudrillen. Dieses Mal gab er ihnen nicht die Flinten in die Hand, von denen der Leutnant M. Valente sagte, daß sie nur für Jahrmarktsbuden geeignet seien. Er erhielt sie aus der königlichen Fabrik von Toledo. Mit spanischen Waffen drang er in sein Vaterland ein! Couceiro fiel bei Mont'Alegre ein, einem kleinen Flecken, nahe der Grenze. Zu gleicher Zeit erschienen andere Gruppen gegenüber Valença und im Norden des Distrikts von Braganza. Gleichzeitig erschienen auch in verschiedenen Punkten des Landes Anzeichen der Rebellion, aber sie beschränkten sich auf das Zerstören einiger Eisenbahn-Linien und auf das Auftauchen einer oder der anderen bewaffneten Bande, die sich bald wieder auflöste. Nur in Cabeceiras de Basto geschahen ernstere Ereignisse. Dort ermordeten einige Hunderte von Landleuten, die von dem berühmten Pater Domingos kommandiert waren, den Bezirksamtmann und proklamierten die Monarchie. Couceiro wollte seinen großen Streich vollführen. Anscheinend vor Mont'Alegre liegend, erschien er plötzlich gegenüber Chaves, das er ohne Besatzung glaubte, mit dem Gros seiner Schar nebst einigen Maschinengewehren, aber die Garnison verteidigte sich unerschrocken, und Couceiro wurde zurückgeschlagen. Bei diesem Kampfe gab es Episoden von heldenhafter Größe. Die Soldaten verteidigten die berühmte Esplanade von Chaves mit wahrem Heldenmute. Unter dem Feuer der Realisten griffen sie die Einfallenden an, so daß es zu einem Handgemenge kam. Die Realisten wurden mit dem Kolben zurückgeschlagen. Ein Trompeter tötete drei oder vier. Es fehlte auch nicht die Figur

eines Knaben, des Sohnes einer Lehrerin von Villa Verde, eines Jungen von dreizehn Jahren, der sich immer innerhalb der Feuerlinie hielt. Während dieses Kampfes wurde D. Joao d'Almeida gefangen genommen. Die Eindringlinge hatten schwere Verluste. Das neue Abenteuer war bald zu Ende. Cabeceiras de Basto, von den treuen Truppen umzingelt, wurde ohne Widerstand besetzt. Die Insurgenten wurden auf die Berge verfolgt, wobei sich der Pater Domingos über die spanische Grenze retten konnte, über die auch Couceiro sich zurückzog, nachdem er, wie das erste Mal, einige Tage längs der Grenze marschiert war, in der Hoffnung, daß sich innerhalb des Landes eine revolutionäre Bewegung zeigen würde.

* * *

Was ist von der Haltung des Volkes und des Heeres während dieser Inkursionen zu sagen? Unter dem Gesichtspunkte der Hingebung an die Republik konnte sie nicht deutlicher sein. Freiwillige baten, daß man sie nach dem Norden des Landes schicken sollte. In Chaves kämpfte eine Gruppe von 200 Zivilisten unter der Führung des Abgeordneten Antonio Granja. Die Truppen wurden bei der Abreise von der Menge mit Begeisterung begleitet. In keiner Garnison, in keiner Kaserne zeigte sich die geringste Andeutung von Indiszipliu oder Auflehnung. Eine Zeitung, die der Republik nicht günstig ist, erklärte selber, daß die wirkliche Hingebung an die neue Regierung durch die Haltung des Heeres während der Einfälle Couceiros aufs deutlichste bewiesen sei. Couceiro selbst, durch das Resultat seines zweiten Versuches innerlich enttäuscht, erklärte in S. Jean de Luz, wohin er sich zurückzog, daß er sein Schwert niederlege und nach London ginge, um D. Manuel über den Ausfall seines Versuches zu unterrichten.

Bezüglich der beiden Einfälle Couceiros und einiger übrigens unbedeutender Komplotte, die im Innern des Landes aufgedeckt worden sind, und die mit den Plänen Couceiros in Verbindung standen, bedarf noch ein Punkt weiterer Aufklärung. Er bezieht sich auf die Behandlung der politischen Gefangenen. Nach der ersten Invasion wurden die Gefangenen durch die bürgerlichen Gerichtshöfe unter Zuziehung von Geschworenen abgeurteilt. Der Beweis dafür, daß die Republikaner keineswegs von einem grausamen Verfolgungsgeist beseelt waren, liegt darin, daß, als der erste Angeklagte von dem „Tribunal das Trinas" in Lissabon eine schwere Verurteilung erlitten hatte, die öffentliche Meinung sich verletzt fühlte, und daß selbst republikanische Organe um größere Mäßigung in der Bestrafung baten. Das Resultat war ein Zug der Nachsicht, welche die Geschworenengerichte dazu brachte, Angeklagte freizusprechen, die, sobald sie das Tribunal verließen, sofort nach Spanien abreisten, um sich mit Paiva Couceiro zu vereinigen, und um mit den Waffen in der Hand auf die Großmut der Republik zu antworten.

Nach der zweiten Invasion herrschte, wie das natürlich ist, eine größere Strenge. Die Verschwörer wurden von da an vor Kriegsgerichte gestellt. Viele wurden verurteilt und ins Zuchthaus in Lissabon gesteckt. Diese Tatsachen waren es, die die Herzogin von Bedford, die bei einem Besuch des Zuchthauses die Behandlung weniger streng gefunden hatte, als die der englischen Gefängnisse, veranlaßten, ihre Kampagne zugunsten angeblich humanitärer Absichten zu unternehmen. Gegen diese Kampagne protestierten sogar einige in dem Zuchthaus gefangen gehaltene Monarchisten, so ungerecht und für das Land deprimierend betrachteten sie jene Bewegung. Es muß noch bemerkt werden, daß die Behandlung im Zuchthaus weitgehend abgeändert wurde, so daß sie nur noch ein Schatten von dem ist, was die Monarchie s. Zt. einführte und aufrecht erhielt. Die Kapuze, welche das Gesicht der Sträflinge verhüllte, existiert nicht mehr, und die vollständige Isolierung der Verurteilten ist in Wegfall gekommen. Überführte Verschwörer werden zum Teil in den Bureaus beschäftigt, wo sie die Dienste von Beamten versehen.

Die Republik ist nicht unmenschlich gegen die Gefangenen, so wenig, daß sie selbst unter der Gefahr einer neuen Invasion, am 5. Oktober, dem dritten Jahrestag ihrer Proklamation, auf Anregung des Präsidenten selbst, eine weitgehende Begnadigung der Verurteilten, die den verschiedenen Klassen angehören, bewilligen wird, und daß bereits offiziell verkündet wird, daß binnen kurzem eine Amnestie die Wunden, die der portugiesischen Gesellschaft geschlagen sind, zu heilen versuchen soll.

Nichts jedoch versöhnt die Feinde der Republik. Ihre Nachsicht nennen sie Schwachheit, ihre Verteidigung Tyrannei. In den Haß, mit dem sie die Republik bekämpfen, schließen sie das Vaterland selber ein, dessen Söhne sie sind. Man kennt das Wort, das den Monarchisten, die sich in Paris aufhalten, zugeschrieben wird:

„Lieber Alfonso XIII. als Alfonso Costa",

d. h. lieber die Fremdherrschaft, den Verlust der Unabhängigkeit, das Joch des Staates, das sie bereits gefühlt haben, als die Republik, die in dem Manne verkörpert ist, der seine finanzielle Wiedergeburt bewirkt hat, die ihm die Achtung der Welt sichert, die den ehrenhaften und arbeitsamen Ländern zuteil wird, deren Verwaltung durch Prinzipien strenger Moralität geleitet wird. Eine Wiedergeburt, die nur dank der Umänderung der Verwaltungsprozesse und Sitten möglich ist, welche die Monarchie korrumpiert hatte.

Es ist deswegen nicht zu verwundern, daß monarchistische Bestrebungen sich an der Agitation beteiligten, die in der letzten Zeit sich im Lande geltend machen und die im Auslande sehr übertrieben werden. Es handelt sich um die Ereignisse vom 27. April, 10. Juni und 20. Juli. Was bedeuten diese Tatsachen? Ein-

fach die Verbindung und das Zusammenarbeiten der Mißzufriedenen, die es nach allen Revolutionen gibt. Diese Unzufriedenheiten bringen die Demagogie hervor, die Demagogie, die sich unter allen Flaggen, von der roten bis zur schwarzen, und in unserem speziellen Fall der blauweißen breitmacht. Sie ist das Erzeugnis unerreichbarer Bestrebungen, neidischer Chimären, enttäuschten Ehrgeizes und verletzter Eitelkeit, die sich mit der Unwissenheit und der Verzweiflung gewisser sozialer Schichten mischt. Der 27. April, der eine Parodie des 5. Oktober sein will, mit dem gleichen Sturm auf die Kasernen durch Verschwörerbanden, hat nur den Erfolg, daß eine kleine Anzahl Soldaten des 5. Infanterie-Regiments unter dem Befehl eines Hauptmanns ausrückt, der sich nach einigen Märschen durch die Stadt ergibt. Was wird eigentlich bezweckt? Das weiß man nicht. Eine unbestimmte radikale Republik, die wirklich einige verblendete Republikaner anlockt, zusammen mit Leuten, die sich bereits als gewerbsmäßige Agitatoren offenbart haben. Was bedeutet der 10. Juni? Infolge der Schließung des Gewerkschaftshauses (Casa syndical), wo die Streiks für das ganze Land vorbereitet wurden, wird eine Bombe auf einen Zug geworfen, der der Mehrzahl nach aus Kindern zusammengesetzt ist, die unter Gesängen und mit Blumen geschmückt eine Wallfahrt nach dem Denkmal des großen nationalen Dichters Camoens vollführten. Es gibt Tote und Verwundete; eine arme Musikkapelle aus der Provinz wird dezimiert. Dieses Attentat wird den Syndikalisten zur Last gelegt.

Was ist der 20. Juli? Eine zweite Auflage des 27. April, aber mit noch weniger Erfolg. Eine Schildwache wird durch einen Revolverschuß getötet, ein Polizist von einer Dynamitbombe zerrissen. Bei dieser Gelegenheit entdeckt man die Vereinigung von Elementen aller Art, die sogenannten Radikalen, die sogenannten Syndikalisten, und im Schatten bewegen sich die Monarchisten, deren Mitarbeit sich durch die Offenbarungen zu erkennen gibt, die auf die Explosionen von Calhariz folgen, wo ein royalistischer Apotheker Bomben fabrizierte, deren Opfer er wurde, ebenso bei dem Attentat der Praira das Maças gegen den Dr. Alfonso Costa, den Ministerpräsidenten, wobei der Faden aller Unternehmungen gegen die Republik bloßgelegt wurde. Die Polizei stellte in der Tat durch verschiedene Entdeckungen fest, daß radikale, syndikalistische und monarchische Elemente sich zusammentaten, um das neue Regime tödlich zu treffen.

Aber was ist diese Bande von Verschwörern, von Unruhestiftern, von Dynamitisten anderes als die Hefe aller Parteien, der Bodensatz aller sozialen Gärungen? Alle Namen, die auftauchen, sind die von Unbekannten oder von Leuten, deren Ruf wenig beneidenswert ist. Im Dienst der Monarchie befinden sich Anarchisten, verletzte Republikaner, Kreaturen aller Art, die die Monarchie während ihrer Herrschaft nicht geduldet hat. Sie hat Moreira de Almeida nicht geduldet, den Direktor des „Dia", der ein furchtbarer Feind des D. Carlos

war. Sie hat Homen Christo nicht geduldet, den Pamphletisten des „Povo de Aveiro“, einen ehemaligen Offizier der Armee, dem seine Kameraden die Hand nicht geben wollten, seinen Sohn, einen dilettantischen Anarchisten, mit einer Vergangenheit zweifelhafter Abenteuer. Aber bei der gegenwärtigen Bewegung sind es gerade diese Elemente, die die Republik am lebhaftesten bekämpfen und die Monarchie verteidigen, von der sie aus Mangel an besserem Material benutzt werden.

Die gegenwärtige Situation der Feinde der Republik ist folgende: Es handelt sich um Auswurf, der die Taschen naiver Leute ausbeutet, die noch an eine monarchische Restauration glauben. Die Reihen der Verschwörer auf portugiesischem Gebiet, die Agitation und die Attentate innerhalb des Landes dienen nur als Rechtfertigung für die fortdauernden Anzapfungen, deren Opfer die reichen Monarchisten sind, die zu einer ernsthaften Bewegung beizusteuern glauben.

Die Republik hat von der Wut solcher Feinde nichts zu fürchten. Auf ihrer Seite stehen alle diejenigen, die höher als alles die Wiedergeburt und den Fortschritt ihres Vaterlandes wünschen. Auf ihrer Seite steht das Volk, das in der Demokratie den Triumph seiner Sache sieht; dort stehen die Klassen, die in dem Werke der Regenerierung die Sicherheit der Arbeit und der Entwicklung der Nation erblicken; dort stehen selbst die sogenannten konservativen Elemente, die zum ersten Male Ordnung und Moralität in der öffentlichen Verwaltung sehen. Die finanzielle Reorganisation, die von Alfonso Costa bewirkt wurde, flößte nicht nur Bewunderung ein, sondern sie erfüllte auch das ganze Land mit Vertrauen. Niemals während achtzig Jahren hatte die Monarchie einen Überschuß im Staatshaushalt erzielt; das ist erst der Republik gelungen. Die Monarchie hatte nur die Defizits vermehren können. Sie hatte der Republik eine Schuldenlast von 600.000 Kontos hinterlassen.

Und nicht nur Zivilelemente, auch das Heer und die Marine stehen auf seiten der Republik mit aller patriotischer Hingebung, das haben sie auf alle Weise bewiesen. Soldaten und Seeleute wissen, daß die Republik, die ihre Rechnungen in Ordnung hat und während des gegenwärtigen Verwaltungsjahres einen Überschuß von ungefähr 1000 Kontos haben wird, wie sie im vergangenen Verwaltungsjahre bereits einen solchen von 111 Kontos gehabt hat, die nationale Verteidigung ernsthaft behandeln wird dadurch, daß sie Heer und Marine mit dem nötigen Material ausstattet, damit der militärische Heldenmut der Portugiesen sich nicht nur in ruhmreiche, aber selbstmörderische Handlungen verwandelt.

Die Monarchisten können selbst nicht mit Uneinigkeiten unter den Republikanern rechnen. Sie wissen wohl, daß gegenüber der Drohung einer Restauration alle republikanischen Parteien einen furchtbaren Block bilden werden, an dessen Spitze nur die Fahne der Republik wehen wird, und unter dieser Fahne wird ein

ganzes Volk stehen, das weiß, daß es keine andere Lösung der nationalen Frage gibt, als die am 5. Oktober 1910 gefundene, und das die Monarchie ohne Trauer sterben sah, weil es sich vollständig überzeugt hatte, daß es mit ihr weder Ehre noch Sicherheit, noch eine Zukunft für Portugal geben konnte. Sie können selbst nicht, dessen bin ich gewiß, mit der übrigens rein moralischen Beihilfe fremder Monarchien zählen, weil das Wiederaufleben einer elenden und jämmerlichen Monarchie nur sie selber herabwürdigen und entehren könnte.

Generalmajor z. D. von Loebell: Kriegserinnerungen.

Der Kriegsveteranen von 1870/71 werden alljährlich weniger, aus der Armee scheiden sie aus und in zehn Jahren werden nur noch vereinzelte Zeugen der glorreichen Vergangenheit Deutschlands am Leben sein. Mit ihnen wird die dankbare Erinnerung an jene Zeit schwinden, bis die hundertjährige Wiederkehr jener großen Tage die Taten der Väter den Nachkommen wieder in Erinnerung zurückruft. Wir Mitkämpfer, die wir stolz auf unsere Anteilnahme an den Ruhmestaten des Heeres sind, fürchten fast, daß mit der Erinnerung auch die Lehren aus jener großen Zeit dem Gedächtnis entschwinden könnten, und daß man in einem neuzeitlichen Heere nicht immer eingedenk sein wird der mit Blut erkauften Erfahrungen. Gewiß, die Kriegsgeschichte aller Zeiten, besonders die der Neuzeit wird die Lehrmeisterin bleiben, die unsere Generale zu Feldherren, unsere Offiziere zu Führern anleitet. Zu bedenken bleibt aber, daß eine einwandfreie Geschichte der Kriege von 1866 und 1870/71 bisher noch nicht geschrieben wurde, und daß sie dereinst geschrieben wird von Männern, die an den Kriegen nicht teilnahmen, daher keine oder nur geringe Kenntnis von der Seelen- und Gemütsverfassung der Kämpfer, von der Bewertung der moralischen und physischen Kräfte haben können. Und diese beeinflussen doch in hohem Grade die Kriegshandlungen, ja sie sind ausschlaggebend. Hierüber geben auch kriegsgeschichtliche Werke nicht genügend Aufschluß. Das will erlebt, muß empfunden werden, darum sollten alle noch lebenden Kriegsteilnehmer ihre Erinnerungen niederlegen, denn gerade das Selbsterlebte gewährt Einblicke in das Innenleben des Kriegers, neben den Lichtseiten werden hierbei die Schattenseiten des Kriegslebens gestreift, die Seelenzustände, die Kriegsnot, die Entbehrungen, Entsagungen, Enttäuschungen geschildert und zuweilen offener, als es ein

offizielles Werk vermag, Krisen, die zu Katastrophen führen können, berührt. In den Manövern, bei Kriegsspielen kommen gerade diese Imponderabilien zu kurz, da wird, unbeschadet vorangegangener Anstrengungen, in deren Folge im Kriege die physische und die Nervenkraft versagen würde, um die Zeit zu nutzen, losgeschlagen. Es wäre fast zu fürchten, daß dieses Nichtbewerten der Kräfte der Kämpfer Gewohnheit würde, wenn nicht die Erfahrungen, von Kriegsteilnehmern als Kriegslehren übermittelt, fortlebten.

Mir liegen neuerdings gesammelte Schlachtenberichte über die Schlacht von St. Privat von Kriegsteilnehmern bis zum Unteroffizier und Einjährigen eines Garde-Regiments herunter vor, die dazu dienen sollen, Irrungen und Unrichtigkeiten in einem bemerkenswerten Werke des Generalstabes richtigzustellen. Beim Durchlesen dieses reichen Materials drängt sich die Frage auf, wie ohne derartige Berichte Kriegsgeschichte des betreffenden Regiments und der betreffenden Schlacht geschrieben werden konnte. Ähnlich ergeht es beim Lesen vorliegender, vor kurzem erschienener „Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71" vom Wirkl. Geh. Kriegsrat Dr. Seidenspinner*). Die flott geschriebenen, lebenswahren und interessanten Schilderungen, die auch das Innenleben des Kriegers berühren, müßten mit anderen ähnlichen die Grundlage des behandelten Teils der Geschichte des Krieges 1870/71 bilden. Geschrieben für Veteranen, alte und junge Soldaten der badischen Truppen, wären sie und andere geeignete Kriegserinnerungen auch vor allem unserer Jugend zugänglich zu machen. Derartige Schilderungen sind geeignet, die Begeisterung bei ihnen zu wecken, sie zu mahnen, die Großtaten der Väter nie zu vergessen und ihnen nachzueifern. Hervorgehoben soll der Satz werden, mit dem Dr. Seidenspinner seine Erinnerungen schließt:

„Nur, wenn wir unsere Söhne zu dem Gedanken erziehen, daß, wenn das Vaterland in Not und Gefahr ruft, sie wie das Preußenvolk vor hundert Jahren in dem Befreiungskampf, ebenso wie ihre Väter in dem großen Jahre 1870, sie freudig, mit dem eisenfesten Willen zum Siege gegen den Feind ziehen wollen. Nur wenn dieser Gedanke bei unserer Jugend in Fleisch und Blut übergegangen, dann können wir Alten mit dem überzeugenden Bewußtsein die Augen schließen: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!" Der Wunsch: „Nur keinen Krieg, Frieden, Frieden um jeden Preis!" in die Herzen unserer Jugend gepflanzt, wird zu einer Gefahr für die Zukunft." Im Gegensatz zu uns erzieht Frankreich seine Jugend in kriegerischem Sinne. Fast aus jedem Blatt der Lehrbücher sind Worte des Hasses gegen die Deutschen zu finden. Jedes Blatt enthält eine Mahnung zur Vorbereitung der Revanche. Und uns Kriegern von 1870 hatten die Väter die Schreckensherrschaft

*) Verlag A. Weber, Berlin. 50 Pfg.

der Franzosen unter Napoleon abschreckend geschildert. Diese Schilderungen hafteten 1870 noch in unserm Gedächtnis, und die Soldatenlieder zeugten von dem Haß gegen Napoleon. „Napoleon, du Schustergeselle", so begann eins dieser Lieder, mit denen wir in den Krieg zogen. Gewiß ist, daß wir Deutsche nun einmal von den alten Germanen die Liebe zum Schwert ererbt haben, und sie wird vorhalten. Aber unserer Jugend muß die Begeisterungsfähigkeit anerzogen werden. Volkstümlichkeit der Kriegsursache gehört zum Kriegführen und Siegen. Das lehrt auch der Krieg der Russen gegen die Japaner, der der kriegsmüden Bulgaren gegen Griechen und Serben. Dr. Seidenspinner erinnert uns an die Begeisterung beim Beginn des Krieges 1870, er schildert die Eindrücke beim Überschreiten der Rheinbrücke: „Unvergeßlich — als ob es erst gestern gewesen wäre — bleibt es mir, wie hierbei auf der Brücke von ungefähr in meinem Zuge der Sang angestimmt wurde: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" Da ward für uns der Schlachtengesang, der uns fortan während des ganzen Feldzuges begleitete, aus der Taufe gehoben." Mit derselben Begeisterung wurde die „Wacht am Rhein" von den Bewohnern Hannovers angestimmt; vergessen war der Groll, der Haß gegen Preußen. Und je näher wir beim Ausmarsch der französischen Grenze kamen, je zuversichtlicher und kräftiger wurde der Gesang, je größer die Begeisterung, je freudiger die Gesichter der beruhigt die Verteidigung der Rheinlande der durchmarschierenden „Wacht am Rhein" überlassenden Einwohner. Die Begeisterung hatte alle Deutsche erfaßt, und alle hatten festes Vertrauen zum Heere, Glauben an den Sieg. Auch das Vertrauen muß wach erhalten werden. Das ist heutzutage eine schwere Aufgabe. Und da die Zügellosigkeit bei einem Teil unserer Jugend größer geworden, Pietät und Autoritätsgefühl bei ihnen verloren gegangen ist, so ist die Aufgabe der Offiziere im Heere, sich das Vertrauen der Untergebenen zu gewinnen, erschwert. Der Offizier bildet nun einmal das Mark der Truppe, das Rückgrat der Armee. Er muß sich aber im Frieden das Herz seiner Soldaten durch Wohlwollen und Fürsorge erobert haben. Er muß ein Vorbild seinen Soldaten sein, sich bewußt bleiben, daß sein Geist der Geist der Soldaten ist. Wenn er im Frieden danach handelt, kann er mit Zuversicht in den Krieg ziehen. Dort ist seine Aufgabe eine leichtere. Der Krieg bringt Vorgesetzte und Untergebene näher; das Teilen von Entbehrungen und Gefahren, von Sieg und Unglück führt sie zueinander; die große gemeinsame Aufgabe für das Vaterland eint. „Alles sieht auf den Offizier, willig vertraut der Soldat sich dessen Führung an." So steht es in meinem Kriegstagebuch mit dem Datum vom 18. August 1870, und das kann man aus den Kriegserinnerungen des Dr. Seidenspinner, sowie aus anderen, früher veröffentlichten, herauslesen.

Die Mahnung, alles den Krieg 1870/71 Betreffende, auch Kriegsbriefe, an Sammelstellen einzusenden, ist bereits von höherer Stelle erfolgt, vielfach auch befolgt, und wenn dabei, wie ich mir habe sagen lassen, ein Bericht sich befindet,

in dem ein alter Kriegssoldat immer erneut von seiner furchtbaren Angst schreibt, so ist auch ein derartiger Bericht von Wert, da dieser Soldat nicht vereinzelt dasteht, und da gerade die Berichte wertvoll sind, die von der Seelen- und Gemütsverfassung der Krieger Kunde geben. Ein Kreiskriegerverband hat bereits die gesammelten Erinnerungen herausgegeben, mögen andere folgen, und mögen andere Kriegsteilnehmer, die sich bisher noch nicht zur Veröffentlichung entschließen konnten, sich hierzu durch diese Zeilen anregen lassen.

Professor Dr. Arnold E. Berger: Der moderne Staatsgedanke und der Freiherr vom Stein.

Wir sind heute tiefer denn je davon durchdrungen, daß Gesundheit, Macht und Leistungsfähigkeit eines Volkes wesentlich davon abhängt, wie weit es ihm gelingt, die beiden Größen Staat und Gesellschaft als Einheit zu fassen, den Staat so zu gestalten, daß er als die natürliche Lebensform und Willensbetätigung der von ihm umschlossenen Gesellschaft nach außen wie nach innen empfunden werden kann. Diese Möglichkeit gilt uns da für ausgeschlossen, wo der Staat kaum mehr ist, als eine Regierungsmaschine, die dem Machtgelüst einer fremden Erobererkaste, dem Ehrgeiz eines Despoten, der Selbstbehauptung einer Dynastie dient oder darauf angelegt ist, zunächst die Vorrechte bestimmter gesellschaftlicher Klassen aufrechtzuerhalten. Aber auch da, wo der dem Staat ursprünglich einwohnende Machtgedanke sittliche Ziele bewußt in sich aufgenommen hat, mit allseitiger Gerechtigkeit und Fürsorge um die Zufriedenheit der Untertanen wirbt und ihre Wohlfahrt zu fördern sich bemüht, ist eine befriedigende Lösung jenes Problems noch keineswegs erreicht, denn es genügt nicht, daß immer weitere Kreise des Volkes in dem Staat ihren Erhalter, Beschützer und Vormund sehen lernen, sie müssen vor allem auch das Gefühl gewinnen: der Staat ist nicht etwas, was man erleidet oder um bestimmter Vorteile willen sich gefallen läßt, vielmehr der Staat sind wir selber, die organisierte nationale Gesellschaft, er ist nicht etwas außer und über uns, sondern gleichsam die körperliche Form für die Volkspersönlichkeit, an der jeder einzelne in seiner Weise mitverantwortlich teilnimmt. Der Staat wird also um so gesünder, kraftvoller und leistungsfähiger sein, je mehr es gelingt, alle gesellschaftlichen Schichten an der Bildung und Beeinflussung des staatlichen Willens zu beteiligen, sie zu innerlicher Staatsgesinnung und staatlicher Arbeit planmäßig zu

erziehen und den begabtesten Köpfen den Weg zum Aufstieg in die leitenden politischen Stellungen frei zu machen. Dies aber ist das Staatsideal, das im Zeitalter der deutschen Erhebung von den führenden Geistern unseres Volkes zuerst geschaut worden ist und die Herzen der Freiheitskämpfer warm gemacht hat. Nur zu bald ist es dann wieder zurückgedrängt worden, ja es schien zeitweilig in unerreichbare Fernen zu rücken. Im Zeitalter Bismarcks haben wir uns von neuem ihm zu nähern begonnen, aber auch neue Widerstände und Hemmungen sind ihm erwachsen, und noch fehlt viel daran, daß es zum sicheren geistigen Besitz auch nur der Mehrzahl unserer Volksgenossen geworden wäre. Um so lehrreicher mag es sein, sich heute wieder klar zu machen, wie jenes Staatsideal damals sich gebildet und wie Außerordentliches es bei seinem ersten Emporsteigen geleistet hat in einer der reichsten und gewaltigsten Lebensspannen unserer vaterländischen Geschichte.

Der politische Gedanke, der die Geschichte des 19. Jahrhunderts beherrscht hat, war die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung. Kein Wunder, daß ein Gedanke von so willenbewegender Kraft auch die Wissenschaft in seine Dienste zwang und hervorragende Geschichtsforscher veranlaßte, das, was man von dem neuzeitlichen Preußen erwartete, schon in der preußischen Geschichte der voraufgehenden Jahrhunderte als ein bewußt angestrebtes Ziel zu erweisen: die Wiederherstellung der deutschen Reichsmacht. Diese Auffassung ist längst unhaltbar geworden. Preußens geschichtliche Sendung hat sich vielmehr gerade dadurch erfüllt, daß es bis 1866 ausschließlich preußische Politik getrieben und niemals andere Ziele verfolgt hat, als die seiner eigenen Macht und Größe. Es ward zum Führer der Deutschen nicht, weil es diese Rolle gesucht hätte, sondern weil sie ihm zugefallen und aufgedrungen worden ist, als der stärksten staatsbildenden Kraft auf deutschem Boden. Der Gedanke einer deutschen Aufgabe des preußischen Staates aber ist zum ersten Male lebendig geworden in jener kleinen Gruppe politischer Denker, aus der die schöpferischen Reformgedanken des Zeitalters der Befreiungskriege hervorgegangen sind. Und auch sie hätten diesen Gedanken nicht auszudenken gewagt, wenn sie sich an das Preußen, wie es damals war, hätten halten wollen, denn dieses lag seit 1806 ohnmächtig am Boden, zur Beute eines fremden Willens geworden und dem Untergang nahe. Sie glaubten an die sittlichen Kräfte, die diesen Staat einst gebaut und emporgebracht hatten, und noch inniger glaubten sie an den Weltberuf des deutschen Geistes und an eine Wiedergeburt der deutschen Nation, an eine Neugestaltung ihres sittlichen Lebens durch die unvergänglichen Bildungswerte, die in der Ideenwelt eines Lessing, Herder, Kant, Goethe und Schiller sich erschlossen hatten, und an eine künftige Ordnung ihres staatlichen Daseins, die diesen hohen sittlichen Forderungen entsprach. Ihr Ziel war eine Eroberung Preußens durch die deutsche Humanitätsbildung oder, deutlicher gefaßt, die Umbildung des absolutistisch regierten

Macht-, Militär- und Beamtenstaates in einen Volks- und Kulturstaat mit verfassungsmäßig abgestufter Teilnahme aller Stände an Verwaltung, Gesetzgebung und Landesverteidigung. Hierin liegt die Erklärung für die merkwürdige Tatsache, daß fast alle großen Staatsmänner, Heerführer und Volkserzieher jener Zeit nicht von preußischer Herkunft waren: Stein stammte aus Nassau, Hardenberg und Scharnhorst waren Hannoveraner, Fichte und Gneisenau Obersachsen, Schleiermacher kam aus Schlesien, Arndt aus dem schwedischen Pommern, Blücher aus Mecklenburg, Boyen aus Ostpreußen, und auch Humboldts Familie zählte nicht zu den alteingesessenen märkischen Adelsgeschlechtern. Die mächtige Anziehungskraft des gedemütigten preußischen Staates auf eine Reihe der edelsten deutschen Geister lag nicht begründet in dem, was er war, sondern was man aus ihm zu machen und mit ihm zu leisten hoffte.

„Der preußische Staat — schrieb W. v. Humboldt 1819 — behauptet eine Stellung unter den europäischen Mächten, welche nicht eine unmittelbare Folge seiner p h y s i s c h e n Kräfte ist; er verdankt dieselbe der Geisteskraft seiner Monarchen und dem Patriotismus und den Bestrebungen der Nation." Damit ist der innere Widerspruch, an dem das alte Preußen krankte, und der aus der eigentümlichen Geschichte dieses Staatswesens sich erklärt, scharfsichtig bezeichnet. Außerhalb des alten Deutschlands, auf dem östlichen Kolonialboden, war es in harter Arbeit und beständiger Kriegsbereitschaft emporgekommen. Es verfügte zunächst weder über eine natürlich zusammenhängende Ländermasse, noch über eine innerlich zusammengehörige Bevölkerung, umfaßte vielmehr eine Fülle sehr verschieden gearteter, zum Teil inselartig verstreuter Landschaften mit erheblichen Mannigfaltigkeiten der Stammesart, Konfession und Verfassung, der wirtschaftlichen und sozialen Haltung. Die Einheit des Ganzen hatte ihre Quelle lediglich in den Herrschertugenden der gemeinsamen Dynastie, in den von ihr geschaffenen Einrichtungen des Militär- und Beamtenstaates, mit denen die des älteren territorialen Ständestaates, d. h. der von dem grundbesitzenden Adel und den städtischen Magistraten ausgeübten Hoheitsrechte und Regierungsgewalten, überbaut und verklammert worden waren. Das leistungsfähigste Machtmittel des Absolutismus war das stehende Heer, mit dessen Garnisonen die meisten Städte, aber auch das platte Land belegt waren, während man früher nur in Kriegszeiten die Einquartierung gekannt hatte. Zur Unterhaltung dieses Heeres mußten regelmäßige Steuern aufgebracht werden: die aus Grund-, Vermögens- und Gewerbesteuer gemischte „Kontribution" für das platte Land sowie die in der Hauptsache aus Verbrauchssteuern fließende „Akzise" in den Städten, neben denen von Zeit zu Zeit außerordentliche Kopfsteuern nach französischem Vorbild erhoben, Anleihen aufgenommen und Subsidienverträge mit fremden Mächten geschlossen wurden. Das alte Steuerbewilligungsrecht der territorialen Landtage begann damit zu verschwinden, die monarchischen Kriegs- und Steuerkommissare wurden vielmehr der Kern eines neuen Beamtentums, das mit dem

Finanz- und Polizeiwesen nach und nach alle Zweige der alten ständischen Verwaltung sich in großstaatlichem Sinne dienstbar machte, ohne doch den Dualismus zwischen ständischem Territorialstaat und absolutem Militär- und Beamtenstaat völlig beseitigen zu können. In England haben Krone und Stände trotz aller Machtkämpfe die Staatseinheit gemeinsam begründet, in Frankreich haben die über den Territorialständen sich erhebenden Etats généraux neben der monarchischen Gewalt eine nicht unbeträchtliche Rolle bei der Bildung des Einheitsstaates gespielt, auch Österreich hatte in den Generallandtagen des 16. und 17. Jahrhunderts ähnliche Ansätze aufzuweisen. In Preußen dagegen ist die Staatseinheit im Kampfe mit den Ständen der einzelnen Gebiete geschaffen worden durch eine Zwangsverwaltung mit außerordentlichen Befugnissen, hinter der eine unwiderstehliche militärische Exekutive stand, und mit deren einschneidenden Ergebnissen die Stände durch kluge politische Maßnahmen, insbesondere durch planmäßige Zuwendung wirtschaftlicher und sozialer Vorteile ausgesöhnt werden mußten.

Was die königliche Zentralbehörde betrifft, das von Friedrich Wilhelm I. begründete Generaldirektorium, so hatte Friedrich der Große diesem allerdings eine Reihe von Fachdepartements für den ganzen Bereich der Monarchie angegliedert — für Handel und Fabriken, Militärökonomiesachen, Akzise- und Zollverwaltung, Forst-, Berg- und Hüttenwesen — aber neben ihnen blieben die alten Provinzialdepartements ohne wesentliche Änderungen bestehen, und die neu erworbene schlesische Provinz wurde einer besonderen Verwaltung unterstellt. 1806 gab es neben den fünf Provinzialdepartements vier Fachdepartements, eine schwerfällige und undurchsichtige Gliederung. Alle Fäden der Verwaltung liefen schließlich zusammen im Kabinett des Königs, der seine Minister nicht als selbständige Vertreter ihrer Ressorts, sondern als Handlanger seines Willens betrachtete. Nur von hier aus ließ sich das Ganze wirklich überschauen und leiten, die Staatsverwaltung war also zugeschnitten auf die Persönlichkeit des Monarchen, seine Begabung und Arbeitskraft, und als nach dem Tode Friedrichs des Großen schwächere Hände dies verwickelte Räderwerk auf seine Art zu lenken versuchten, machte sich die Künstlichkeit einer staatlichen Schöpfung, der die *natürliche* Einheit mangelte, doppelt fühlbar.

Auch das mächtigste politische Werkzeug, die Armee, war bei aller eisernen Disziplin und bei allem, was ihr auf dem Schlachtfeld unter bedeutenden Führern gelang, kein einheitliches Gebilde. Sie erneuerte sich teils durch freiwillige Werbung ausländischer Söldner, teils durch Zwangswerbung inländischer Kantonisten im Bereich der unteren Klassen, während die wohlhabenden vom Kriegsdienst verschont blieben und der Adel das Offizierkorps füllte. Das unzuverlässige Söldnertum hemmte die gesunde Entwicklung des preußischen Heerwesens. Das eigensinnige Festhalten an der geschlossenen Lineartaktik, der Mangel an Bewegungsfreiheit, die Verpflegung der Armee aus Magazinen und die dadurch

bedingte Größe des Trosses, die Reste der alten Kompagniewirtschaft, die Künstlichkeit der Strategie, die mehr auf Manövrieren als auf Feldschlachten gestellt war und die schwer zu ergänzenden Menschenkräfte möglichst schonen mußte, — alles das hatte seinen letzten Grund in der eigenartigen Zusammensetzung dieser Armee, die seit den Tagen der französischen Revolution endgültig überlebt war: hier das Söldnerheer, dort das Volk in Waffen, beseelt von nationalem Enthusiasmus und dem Glauben an seine geschichtliche Sendung, überlegen vor allem durch die unwiderstehliche Stoßkraft eines neuen strategischen Systems.

Weitaus der größere Teil der preußischen Staatseinnahmen wurde von den Kosten für das Heer verschlungen, dessen Kopfzahl im Vergleich zur Bevölkerungsziffer ganz unverhältnismäßig hoch war. Der Gedanke der Machtpolitik, der in ihm seinen überzeugendsten Ausdruck fand, war aber auch bestimmend für die Wirtschaftspolitik. Die preußische Volkswirtschaft ging auf in der Staatswirtschaft, und deren leitende Idee war, daß die Regierung für das Gedeihen der Stände, Klassen und Gewerbe, deren Steuerkraft sie straff anspannte, auch väterlich zu sorgen habe, weil politische und militärische Macht auf die Dauer nicht bestehen kann ohne wirtschaftliche Wohlfahrt. Die Behörden, denen die Steuerverwaltung oblag, waren darum zugleich verantwortlich für alle Maßnahmen der Wohlfahrtspolitik, und da die Soldaten noch nicht in Kasernen, sondern in bürgerlichen Quartieren wohnten und ihren Bedarf von ihrer Löhnung deckten, so war die Armee zugleich der stärkste Konsument im Lande.

In dem politischen Testament Friedrichs des Großen hieß es, in einer guten Staatsregierung müsse alles eben so genau zusammenhängen, wie in einem philosophischen System. Bodenkultur, Handelspolitik, Kirchenpolitik, Rechtspflege, Förderung der Industrie, Verteilung der Pflichten und Lasten auf die einzelnen Stände, sie sollten alle dem einen Zweck dienen: die Macht und Größe des Staates zu befestigen. Es war der Geist der Aufklärung mit seinen beiden Grundbegriffen „Vernunft" und „Humanität", der das ganze Regierungssystem beseelte, aber alles in diesem System, selbst was es für die Wohlfahrt der Untertanen leistete, war auf den Zwang gestellt. Der Staat war eine obrigkeitliche Veranstaltung zum Besten des Volkes, aber das Volk hatte nicht mitzureden!

Und eben dieser Rationalismus mit seinem herrischen Grundzug war schon seit den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen überholt worden durch eine ungleich mächtigere Geistesströmung, aus der im außerpreußischen Deutschland die Geniebewegung, der Klassizismus und die Romantik emporstiegen. In ihr erhoben sich gegen die Einseitigkeit der Verstandeskultur die Rechte des Herzens und der Phantasie, gegen die abstrakten Vernunftgebote die Rechte der Persönlichkeit und das blühende Leben der Geschichte, die Grenzen des Weltbildes weiteten sich, der glänzende Aufstieg des deutschen Idealismus begann. Und wie das Individuum seine eigene Tiefe, die Bedeutung auch des Naturhaften der Persönlichkeit, des Irrationalen und des unbewußten Seelenlebens

immer besser verstehen lernte, so bahnten sich auch neue Begriffe von Staat und Gesellschaft an, die von der älteren, mechanischen Auffassung zu einer organischen allmählich hinüberleiteten. Die naturrechtliche Lehre hatte das Vorhandensein von Staat und Gesellschaft aus einem Vertragsschluß abgeleitet, also aus einem vernünftigen Willensentschluß der zu bestimmten Zwecken sich vereinigenden Individuen: der Staat galt ihr nicht als etwas Gewordenes, sondern als etwas Gemachtes und Verabredetes, das jederzeit durch neue Entschließungen verändert werden kann, falls es der vernünftigen Einsicht nicht mehr entspricht. Daß Staat und Gesellschaft Selbstwerte sind, Naturbedingtheiten von überpersönlicher Art, erfüllt von geschichtlichen Kräften, die unendlich stärker sind, als die einzelnen, war dem 18. Jahrhundert noch unbekannt. Kein Wunder, daß der größte Teil unseres Volkes damals noch in politischer Gleichgültigkeit dahinlebte, ganz dem Ausbau der inneren Welt zugewendet, den Idealen und Problemen der persönlichen Kultur in ihrem Ringen um den Sinn des Lebens und um die Darstellung des Guten, Schönen und Ewigen durch die Mittel der Kunst, Dichtung und Philosophie. Die Deutschen galten diesem weltumspannenden Idealismus als das Volk der Völker, dessen Beruf es sei, die „Menschheit", d. h. die Vollendung des Menschlichen, vorbildlich aus sich heraus zu entwickeln. Deutsche Größe war nach Schiller eine sittliche Größe: „sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist." Fichte bezeichnete als den merkwürdigen Zug im Nationalcharakter der Deutschen „ihre Existenz ohne Staat und über den Staat hinaus, also ihre rein geistige Ausbildung". Diese geistige Ausbildung der Einzelpersönlichkeit könne durch die Einwirkungen des Staates zwar gefördert, aber noch viel mehr empfindlich gehemmt werden, denn der Staat behandle die Menschen nicht als Zwecke, sondern als Mittel, ja er setze sie sogar zu Maschinen herab. Jedoch dieser weltflüchtige Zug des deutschen Idealismus verlor sich, je tiefer man Sprache, Volkstum, Religion, Kirche, Staat und Gesellschaft als organisch gewordene geschichtliche Mächte würdigen lernte.

Der große Bahnbrecher dieser Betrachtungsweise war Herder, ihr erster Vollender wurde Goethe, und den Spuren dieser beiden folgten die Romantiker, die die Aufklärungsbildung namentlich auch dadurch zu überwinden trachteten, daß sie die Lebenskräfte der deutschen Vorzeit wieder in die Zeitbildung einströmen ließen und mit ihnen auch die sittlichen Werte sozialer Betätigung in jenen älteren Jahrhunderten: die germanische Gemeinfreiheit, die Vasallentreue, den ritterlichen Herrendienst und Frauendienst, die Idee des Volksheeres, der von gelehrter Bildung und geschriebenen Gesetzbüchern unabhängigen Rechtsfindung, der Kreuzzüge und der geistlichen Orden, den religiös-kirchlichen Gemeingeist, das Genossenschaftswesen und nicht zuletzt die allesumfassende Idee vom römischen Imperium deutscher Nation. Schon Novalis, der das Wort „Nationalität" in Umlauf gebracht zu haben scheint, nannte den Staat ein vergrößertes

Individuum, sein Zweck sei, „den Menschen absolut mächtig und zum tätigsten Wesen zu machen". Ähnlich erklärte Schleiermacher den Staat für das schönste Kunstwerk des Menschen, wodurch er sein Wesen auf die höchste Stufe stelle; der Staat sei kein Mechanismus, sondern ein Organismus, organisierte Gemeinschaft auf dem Grunde nationaler Kultur. Und wie derselbe Schleiermacher im Unglücksjahr 1806 das tiefe Wort sprach, daß „kein einzelner bestehen, kein einzelner sich retten kann", daß vielmehr „unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es", so forderte im nächsten Jahre Fichte in seinen gewaltigen „Reden an die deutsche Nation", daß alles Wirken des Menschen sich anschließen müsse an die Nation als die eigentümliche Gestaltung des aus Gott stammenden geistigen Lebens innerhalb einer geschichtlich gewordenen Gemeinschaft, und daß es der Hauptzweck der Erziehung werde, diesen tätigen Glauben an Staat und Nation als an die höchsten Güter sowie die heilige Pflicht zu ihrer Erhaltung und Verteidigung in die Gemüter zu pflanzen.

Wenn Schelling den Staat als Erscheinung des Absoluten in der Realität, wenn Hegel ihn als Realisation des Volksgeistes faßte, wenn Adam Müller ihn als nationale Individualität mit bestimmten Lebensfunktionen beschrieb, so waren zwar bei diesen und andern zeitgenössischen Denkern und Dichtern solche Gedanken, die alle in der Forderung der rücksichtslosen Selbsterhaltung des Staates gipfelten, noch vielfach durchwirkt mit weltbürgerlichen Einschlägen, namentlich mit der Überzeugung, daß Deutschland nicht um seiner selbst, sondern um der Menschheit willen sein nationales Erbe behaupten müsse, aber jedenfalls bahnte sich in ihnen eine tiefere Wertung des staatlichen Daseins an, die über die naturrechtliche siegreich hinausführte: der Staat wurde als sittliche Macht begriffen, als Organismus, der da lebt durch die einheitliche Willensrichtung und das sinnvolle Zusammengreifen aller seiner Glieder im Dienste der Darstellung der nationalen Eigenart und Würde: die Idee der Nation sollte nicht mehr bloß das Haupt des Staates beseelen, sondern seinen ganzen Körper in hundertfältiger Abwandlung durchdringen.

Der weltflüchtige Idealismus hatte den Staat überflogen, der Drang nach individueller Freiheit hatte ihn geschmäht und bekämpft, jetzt aber sehnte man sich nach einem Staat, den man lieben und dem man freudig Opfer bringen konnte, weil er auch für die Individualität einen Zuwachs an geistiger und sittlicher Macht, eine außerordentliche Steigerung der Leistungskräfte und ihrer Wirkungen auf die Welt bedeutete. In diesem Sinne konnte Schelling es sogar als eine heilsame Fügung preisen, daß Napoleon den alten Staat, dies „Gebäude der Lüge und des Irrtums" zu Fall gebracht habe, denn das lebende Geschlecht „entmannter Süßlinge" und „weicher Seichtlinge" müsse erst untergehen, bevor ein geistiger und kraftvoller Staat entstehen könne.

Aber wo sollte er entstehen? Der preußische Staat, soweit ihm Napoleon

noch ein kümmerliches Dasein gelassen hatte, war von jeher das gerade Gegenteil dieser idealen Forderungen gewesen. Novalis hatte ihn mit überscharfem Ausdruck eine „Fabrik" genannt. Jedoch von den Rheinbundstaaten oder von Österreich konnte eine nationalstaatliche Schöpfung noch viel weniger erwartet werden. Aller Augen ruhten dennoch auf Preußen. Und es fehlte hier keineswegs an verheißungsvollen Ansätzen.

Preußen hatte seit 1613 schon den Konfessionsstaat der Reformationszeit grundsätzlich überwunden und seitdem einer Kirchenpolitik gehuldigt, die es ihm möglich machte, Vertreter freierer Geistesrichtungen, die anderwärts bedrängt wurden, duldsam bei sich aufzunehmen. Diese Toleranzpolitik war gleichsam die erste Brücke, die vom alten Militär- und Beamtenstaat zum Kulturstaat der Zukunft hinüberführte. Ferner: so wenig man dem preußischen Staat als solchem in Deutschland gewogen war, die Erscheinung Friedrichs des Großen hatte doch unzählige Herzen gewonnen, und unzerstörbar lebten die sittlichen Werte fort, in denen der höchste Vorzug des preußischen Charakters sich darstellte, der kategorische Imperativ der Pflicht, die heroische Opferwilligkeit und Selbstverleugnung und der ehrgeizige Trieb zur Macht und Größe. Ein drittes: nur Preußen hatte es verstanden, alle Stände in den Dienst des Staates wirklich einzustellen, den Adel, indem ihm die Offiziers- und höheren Beamtenstellen vorbehalten blieben, den Bürgerstand, der im wesentlichen die Akzise trug, den Bauernstand, der die Kontribution aufbrachte und die Kantonisten stellte, wofür jeder Stand in seiner Weise vom Staate geschützt und wirtschaftlich gefördert wurde. Ein Staat, der so die Gesellschaft für seine Zwecke gewonnen hatte, konnte um so leichter die Umgestaltungen mit ihr vornehmen, die der Geist des neuen Jahrhunderts forderte. Endlich hatte sich die geistige Kultur des außerpreußischen Deutschland auch Preußen langsam zu erobern begonnen. Fichte, Schleiermacher und W. v. Humboldt waren die erlauchtesten Zeugen dieses Vorgangs, ein überschwenglicher Goethekultus hielt in Berlin seinen Einzug, und die Romantik schickte sich an, ihre üppigsten Blüten auf preußischem Boden zu treiben. Freilich war Berlin in der geistigen Welt durchaus Parvenüstadt mit allen Unarten einer solchen. Der Kultus der Individualität, die Forderung der allseitigen Empfänglichkeit wurde hier nur zu leicht im Sinne genußsüchtigen Auslebens, weichlicher Selbstverzärtelung und stimmungsseliger Schöngeisterei verstanden, wodurch die altpreußischen Charakterzüge manchen verhängnisvollen Abbruch erlitten und zu der Schwäche des staatlichen und militärischen Systems sich eine namentlich in den höheren Kreisen verbreitete moralische Schwäche gesellte, die zu dem Zusammenbruch von 1806 das ihrige beitrug.

Und doch hat es schon vor dem Schicksalsjahr 1806 nicht an bedeutsamen Versuchen gefehlt, den Staat Friedrichs des Großen zeitgemäß umzubilden. Wenn sie auch nicht gelangen, sie halfen doch den Boden für die großen Reformen der Steinschen Zeit mit vorbereiten. Friedrich Wilhelm III. hatte die

ehrliche Absicht, die Lehren der französischen Revolution nach Möglichkeit zu nutzen. Er war durch seinen Lehrer Suarez, den Schöpfer des Allgemeinen Landrechts, in die naturrechtlichen Ideen eingeführt worden, und unter seinen Kabinettsräten waren der schon 1800 zurückgetretene Mencken und der ungleich befähigtere Beyme von lebhaftem Reformeifer erfüllt. Beyme war es, der Schiller für Berlin zu gewinnen suchte, dem die Berufung Fichtes nach Erlangen und Johannes Müllers nach Berlin hauptsächlich verdankt wurde, und der später um die Gründung der Universität Berlin neben Humboldt zweifellos das größte Verdienst sich erwarb. Es mangelte dem König nicht an Einsicht und gutem Willen, auch nicht an tüchtigen Ratgebern, wohl aber an geistiger Beweglichkeit und Entschlußfähigkeit. Schon im August 1799 hatte der Minister von Struensee zum französischen Geschäftsträger gesagt: „Die heilsame Revolution, die ihr von unten nach oben gemacht habt, wird sich in Preußen langsam von oben nach unten vollziehen. Der König ist Demokrat auf seine Weise, er arbeitet unablässig an der Beschränkung der Adelsprivilegien und wird darin den Plan Josephs II. verfolgen, nur mit langsameren Mitteln. In wenig Jahren wird es in Preußen keine privilegierte Klasse mehr geben." Man darf diese Äußerung nicht überschätzen, jedenfalls trifft der Hinweis auf den ganz in naturrechtlichen Gedankengängen lebenden Joseph II. den Kernpunkt besser, als der auf die französische Revolution; denn für die Stimmung an den leitenden Stellen Preußens war damals der Suarezsche Satz bezeichnend, daß der weise Regent seine Untertanen nicht als Maschinen, sondern als freie Bürger beherrschen müsse. Der erste, bedeutende Schritt auf diesem Wege war die 1799—1805 sich vollziehende Befreiung der Domänenbauern, die in fast allen Provinzen — in West- und Ostpreußen erst 1808 unter Steinscher Verwaltung — das volle Eigentum an ihren Höfen erhielten und die den Domänenpächtern zu leistenden Hand- und Spanndienste fortan durch eine Geldabgabe ablösen konnten. Der Plan, die Aufhebung der Erbuntertänigkeit auch auf die Privatbauern der Rittergüter, Klöster, Kirchen usw. auszudehnen, scheiterte allerdings an gewichtigen Bedenken des Generaldirektoriums und des Großkanzlers, wurde aber in Ostpreußen von einzelnen Gutsherren dennoch durchgeführt und bildete eine wichtige Vorstufe zu der Steinschen Gesetzgebung von 1808. Der alte Grundsatz, der die Erwerbung von Rittergütern durch Bürgerliche ausschloß, wurde in der Praxis bereits hundertfach durchlöchert. Auf eine weitere Beschränkung der Adelsvorrechte zielte die schon in einer Kabinettsorder vom 13. Oktober 1798 auftretende Forderung, daß der Adel zur Grundsteuer heranzuziehen sei und ebenso die durch Exemtionen begünstigten Klassen zu einer stärkeren Teilnahme an den Staatslasten. Aber erreicht wurde nur die Aufhebung aller Befreiungen von Akzise und Zoll, wie sie bis dahin den privilegierten Ständen zugestanden hatten, und eine Erhöhung gewisser Konsumtionsabgaben. Die außerordentliche Finanzkommission, an die jene Kabinettsorder gerichtet war, hatte überhaupt den Auf-

trag, eine Reform der Verwaltungsorganisation vorzubereiten. Auf ihren Arbeiten wurde von Stein später weitergebaut, insbesondere gilt das von der Beseitigung der Binnenzölle, mit denen die Provinzen sich wirtschaftlich gegeneinander abgesperrt hielten, und die erst 1805 zu fallen begannen, weiterhin von der Errichtung eines statistischen Büros zur Stütze der Handels- und Gewerbepolitik und vor allem von einer Reform der Akzisegesetzgebung mit der Absicht, die wirtschaftliche Trennung von Stadt und Land aufzuheben, einen Teil der städtischen Gewerbe auf das Land zu verpflanzen und die Möglichkeit zu billigerer Arbeit zu schaffen.

Im Heere hatte man gleichfalls vor 1806 schon begonnen, die alte geschlossene Lineartaktik zu ergänzen durch die Ausbildung von Füsilierbataillonen für das zerstreute Gefecht, man hatte ferner erwogen: die Verminderung der unzuverlässigen Ausländer, die Einschränkung der Exemtionen, die Zulassung Bürgerlicher zu den Offiziersstellen und die Bildung einer Landmiliz neben dem stehenden Heer, teils aus gedienten Kantonisten, teils aus eximierten Mannschaften, — ohne diese und andere vorbereitende Maßnahmen hätte der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht sich schwerlich später so rasch und erfolgreich durchgesetzt. Der bedeutsamste Umschwung aber, der sich in Preußen während dieser Jahre vorbereitete, war die zunehmende Unabhängigkeit des Beamtentums von dem Geiste der Kabinettsregierung, deren Unzulänglichkeit immer peinlicher empfunden wurde. In den wichtigen Entwürfen von Borgstede, Schulenburg, Hardenberg und Voß bahnte sich eine Umgestaltung des ganzen Behördensystemes an mit dem doppelten Ziel, die Kriegs- und Domänenkammern in moderne Provinzialregierungen zu verwandeln und die Departementschefs des Generaldirektoriums in die Stellung leitender Minister emporzuheben, die königlichen Bedienten alten Stils also zu Staatsdienern zu machen und den Schwerpunkt der königlichen Regierung in das Kollegium der Staatsminister zu verlegen. Es fehlt auch nicht an Beweisen dafür, daß im preußischen Beamtentum der wirtschaftliche Individualismus eines Adam Smith, das Evangelium von den angeborenen unveräußerlichen Menschenrechten und das Kantsche Ideal des Rechtsstaates damals schon begeisterte Anhänger hatte, daß ein großer Teil vom Absolutismus, ein kleiner sogar vom monarchischen Prinzip überhaupt sich innerlich losgesagt hatte und viele von der Ahnung großer Umwälzungen beherrscht waren.

Wenn die furchtbare Katastrophe von 1806 nicht eine ohnmächtige Verzagtheit, sondern eine außerordentliche geistige Schwungkraft zur Folge gehabt hat, so erklärt sich das daraus, daß die geistigen und sittlichen Kräfte, die auf eine Verjüngung des Staatslebens hindrängten, schon längst in der Stille geschäftig gewesen waren, und zwar gerade in den höheren Schichten des staatlichen Beamtentums. Nur eins mußte noch hinzukommen: die Verankerung der Staatsidee in der Tiefe des nationalen Bewußtseins, die innere Bekehrung

auch der unteren Schichten des Stadt- und Landvolkes zum freudigen, hingebenden Glauben an den Staat als den berufenen Schützer der Freiheit der Nation und ihres heiligen Rechtes auf ungehemmte Entwicklung ihrer kulturschaffenden Kräfte. Dazu freilich war der Druck eines ungeheueren Schicksals erforderlich, unter dem die Grundfesten des bisherigen Daseins zusammenbrachen, ein Druck, der gleichsam alles zum Schmelzen brachte, so daß die flüssig gewordene Masse in eine neue Gußform gefaßt werden konnte. Dieses Schicksal hieß Napoleon Bonaparte, und der gewaltige Werkmeister, der die eherne Form des preußischen Staatskörpers mit dem Reichtum der deutschen Volksseele zum ersten Male zusammenzuschmelzen und damit den Volks- und Kulturstaat der Zukunft zu schaffen unternahm, erschien in dem Freiherrn vom Stein.

Die Größe dieses Mannes lag ganz und gar in dem sittlichen Adel und der trotzigen Männlichkeit seines Charakters. Früh fertig und seiner selbst in jedem Augenblick unbedingt sicher, von einer geradlinigen Entwicklung, die keinen Bruch und keine Krisen kannte, stolz, eigenwillig und wahrhaftig bis zur Rücksichtslosigkeit, von kerniger Frömmigkeit und sittlicher Strenge, aufbrausendem Temperament und spröde verhaltenem Gefühlsleben, eine hochstrebende Natur, doch unzugänglich allen Regungen unedlen Ehrgeizes, keineswegs im vollen Besitz der Zeitbildung, vielmehr seine Gegensätzlichkeit zu ihr nicht selten schroff behauptend, ja eine gewisse altfränkische Art seines Wesens geflissentlich betonend, so schritt er fest und aufrecht durchs Leben, unbekümmert um den Eindruck, den er machte, und eben dadurch ein Beherrscher der Menschen und der Dinge, dessen Willensstärke nur durch seine Selbstlosigkeit übertroffen wurde. Er hielt wenig von Theorien und Systemen, eine lebhafte Neigung brachte er unter den Wissenschaften nur der Geschichte entgegen, sein Wesen war ganz auf Handeln und Wirken gestellt. Seine Göttinger Studienzeit hatte diesen angeborenen Wirklichkeitssinn kräftig entwickeln helfen und ihm nicht nur eine entschiedene, später durch persönliche Anschauung genährte Vorliebe für England, sondern auch — unter Möserschen Einwirkungen — für altgermanische Rechtsüberzeugungen erweckt; in ihm lebte der germanische Begriff des genossenschaftlichen Staates, einer ständisch beschränkten Monarchie mit der an der Malstatt sich sammelnden Gemeinde freier Grundeigentümer. Dagegen galten ihm die Franzosen, abgesehen von einzelnen leuchtenden Ausnahmen, welche „Religiosität oder Rittergefühl geläutert und veredelt hatte", als eine leichtsinnige, unmoralische Nation und die Revolution, der er eine eigene, handschriftlich erhaltene Geschichtsdarstellung gewidmet hat, als eine verabscheuenswerte Erscheinung, aus unreinen Quellen hervorgegangen und schlechthin verderblich in ihren Folgen; übrigens sei sie keineswegs unvermeidlich gewesen, wenn die Regierung ihre Pflicht getan hätte, statt schwächlich zu versagen. Um eine europäische Kulturaufgabe ersten Ranges zu lösen, nämlich Umformung einer veralteten, ihren ursprünglichen Zwecken entfremdeten Staatsverfassung, habe die Revolution einen verhängnis-

vollen Irrweg beschritten, die Zeit fordere vielmehr eine andere Lösung jener Aufgabe, mindestens auf germanischem Boden. Bei aller grundsätzlichen Verurteilung hatte Stein doch für einzelne Leistungen der Revolution unverhohlene Bewunderung und verschmähte es keineswegs, ihrer Gesetzgebung manche Anregung zu entnehmen.

Er sah das höchste Ziel des Staates nicht in dem ideenlosen Ringen nach Macht um der Macht willen, noch weniger in der Verwirklichung unklarer Abstraktionen, wie sie etwa in den verführerischen Schlagwörtern „individuelle Glückseligkeit, allgemeine Wohlfahrt, Freiheit und Gleichheit“ sich verbergen, sondern in der planmäßigen Entfaltung aller materiellen, sittlichen und religiösen Kräfte der auf einem bestimmten geschichtlichen Boden erwachsenen, also nicht nach allgemeinen Rezepten zu behandelnden Gesellschaft, damit das ganze Kapital innerer Volkstüchtigkeit auch im öffentlichen Leben zur Erscheinung und Wirksamkeit kommen und die Nation als eine politisch-ethische Kollektivpersönlichkeit von unnachahmlicher Eigenart, eindeutig bestimmter Willensrichtung und vorsehungsmäßig in ihr angelegten Aufgaben sich selber erkenne, selber achten lerne und die Achtung der anderen sich erzwinge.

Stein hatte 1780, mit 23 Jahren, seine im Reichsdienst zu Wetzlar, Mainz und Regensburg begonnene Laufbahn abgebrochen, um „aus hoher Verehrung für Friedrich den Einzigen“ in preußische Dienste zu treten. Als Referendar beim Berg- und Hüttendepartement des Generaldirektoriums in Berlin hatte er sich eine vorzügliche Schulung unter der Leitung des vielseitig gebildeten Ministers v. Heinitz erworben, der später an die Spitze des westfälischen Provinzialdepartements trat (1786—1802). Seine langjährige Tätigkeit als Kammerpräsident in Westfalen hatte ihm die Vorliebe für die dort noch vorhandenen Reste ständischer Verfassung befestigt, denen man im Osten der Monarchie, vor allem in Berlin, wenig Verständnis entgegenbrachte, deren Unzulänglichkeit auch Stein selbst keineswegs bestritt, in denen er aber doch wertvolle Erinnerungen an die „auf Grundeigentum gebaute alte deutsche Verfassung“ zu erkennen glaubte und die Möglichkeit zu wichtigen Neubildungen im Sinne eines Gegengewichtes gegen Absolutismus, Bürokratie und Militarismus und ihre Nichtachtung vor dem Bodenständigen. Im Herbst 1804 wurde Stein als Nachfolger Struensees in das Generaldirektorium nach Berlin berufen, als Fachminister für Handel und Gewerbe, doch begann seine große geschichtliche Rolle erst nach der Schlacht von Jena, als er unerschrocken dafür eintrat, den Krieg gegen Napoleon an Rußlands Seite bis zum äußersten fortzusetzen, und der König ihm im November 1806 das Ministerium des Auswärtigen anbot. Da kam es freilich zu einem harten Zusammenstoß. Denn Stein forderte nichts Geringeres, als die Entlassung der Kabinettsräte und die Umwandlung der Kabinettsregierung in eine Ministerialregierung. Das bedeutete aber die offene Auflehnung des nunmehr mündig gesprochenen und seiner Verantwortlichkeit vor

Nation und Geschichte sich bewußt gewordenen höheren Beamtentums gegen das absolutistische System: die Minister sollten nicht mehr Handlanger des königlichen Willens sein, sondern selbständige Sachwalter der Landesinteressen. Noch einmal siegte das alte System, und Stein wurde am 4. Januar 1807 in der ungnädigsten Form entlassen. Als aber sein geschmeidigerer Nachfolger Hardenberg nach dem Tilsiter Frieden auf Napoleons Geheiß seinen Abschied nehmen mußte, blieb keine andere Wahl: der einzige Mann, dem die innere Kräftigung des mühsam um seine Selbsterhaltung ringenden preußischen Staates anvertraut werden konnte, war nach einmütiger Überzeugung aller Patrioten der Freiherr vom Stein. Dieser überwand seinen Groll und der König seine Abneigung gegen den selbstherrlichen Minister, der seine alte Forderung unbeugsam wiederholte, indessen auf Bitten der Königin Luise sich wenigstens geduldete, bis Beyme auf eine gute Art entfernt werden konnte. Nur eine kurze Spanne, wenig länger als ein Jahr (Oktober 1807 bis November 1808) währte Steins Ministerium, aber was in dieser erstaunlich schöpferischen Zeit von ihm aufgebaut, geplant und erstrebt worden ist, trug nicht nur den Stempel eines in sich einheitlichen und großzügigen staatsmännischen Geistes, sondern es erfüllte mit seinen Nachwirkungen auch das folgende Jahrhundert und zeigte Ziele, die zum Teil noch heute unerreichte Wünsche sind.

Seine charaktervolle Forderung, daß die Minister nicht bloß Diener der Krone, sondern auch der Nation sein müßten und in mündlichen kollegialen Beratungen unter dem Vorsitz des Königs die Regierung zu führen hätten, traf auf die Schwierigkeit, daß die Persönlichkeit des Königs einer derartigen führenden Rolle nicht gewachsen war, vielmehr selber eines Führers bedurfte. So blieb nur der Ausweg, daß Stein der leitende Premierminister wurde, und nach dem kurzen Zwischenministerium Altenstein-Dohna ließ sich Hardenberg in gleichem Sinne zum Staatskanzler ernennen. Nach dessen Tode traten dann abermals Kabinettsminister zwischen König und Ministerkollegium, und im wesentlichen ist es so geblieben bis zum Beginn der konstitutionellen Epoche, denn ein Staatsministerium, das für die persönliche Regierungsgewalt des Monarchen weniger Werkzeug als Gegengewicht bedeuten soll, muß eben seinen Rückhalt in einer Verfassung finden. Was Stein schon im April 1806 verlangt hatte, grundsätzlicher Ersatz der Provinzialdepartements im Ministerium durch Sachdepartements, wurde Ende 1808 verwirklicht: es wurde ein Kollegium von fünf Fachministern gebildet, für Auswärtiges, Inneres, Finanzen, Krieg und Justiz. Das schuf der Idee des Einheitsstaates einen wirksamen Ausdruck, machte aber den König zugleich in höherem Maße abhängig von dem Einfluß der Minister. Die Kriegs- und Domänenkammern wurden in Provinzialregierungen mit erweiterten Befugnissen verwandelt, doch wurde ihnen die Rechtsprechung in Verwaltungssachen endgültig entzogen und den ordentlichen Gerichten übertragen. Die Verknüpfung zwischen Zentral- und Provinzialregierung wurde hergestellt durch das Amt der

Oberpräsidenten, die ihren Sitz in den Hauptstädten hatten; sie waren die ständigen Kommissare des Ministeriums in der Provinz und wohnten als solche den Ständeversammlungen bei, was sie mit den Lebensbedürfnissen der Provinzialbevölkerung in wertvolle Beziehungen brachte. Die Provinzialregierungen wurden nicht nach dem napoleonischen Präfektursystem, sondern kollegial gestaltet, und es wurde der bedeutsame Versuch gemacht, ihnen ständische Deputierte mit Sitz und Stimme einzugliedern, also Laienkörperschaften, die mit ihrer selbsterworbenen wissenschaftlichen, technischen oder wirtschaftlichen Erfahrung als ein heilsames Gegengewicht gegen bürokratische Weltentfremdung wirken und allen staatsbürgerlichen Talenten zu zweckmäßiger Entfaltung im Dienste des Ganzen helfen sollten. Dieser Gedanke wurde übrigens bis in die Zentralregierung hinaufgeführt: neben dem Ministerrat sollte ein vom König geleiteter Staatsrat gebildet werden, dem nicht nur die königlichen Prinzen und höhere Beamte, sondern auch Männer besonderen Vertrauens aus anderen Berufen angehören sollten. Das Zusammenarbeiten der an feste Traditionen gewöhnten Berufsbeamten mit den Laiendeputationen bei den Provinzialregierungen machte allerdings Schwierigkeiten und ging bald in die Brüche; der gesunde und gute Gedanke bedurfte, um wirklich fruchtbar zu werden, einer anderen organisatorischen Fassung, wie sie erst viel später gefunden werden sollte. Der Staatsrat dagegen, der 1817 in Wirksamkeit trat, hat als begutachtendes Organ der Gesetzgebung eine unverächtliche Arbeit geleistet.

Sollte schon in den Provinzialregierungen die Arbeit des Beamtentums durch die Mitwirkung der Laien mit bodenständigem Geiste gesättigt werden, so sollte vollends in den tieferen Stockwerken der Verfassung das Reich der Bürokratie, abgesehen vom Aufsichtsrecht, zu Ende sein, und das der bürgerlichen wie der ländlichen Selbstverwaltung sollte beginnen. Bis dahin hatte an der Spitze der Kreisstände der Landrat gestanden, von den Ständen vorgeschlagen und vom Landesherrn ernannt, während über die städtische Verwaltung die Kriegs- und Steuerräte die Aufsicht geführt hatten. Die letzteren sollten nach dem Plane Steins beseitigt werden, dagegen sollten sich auf den Kreistagen mit den adligen Rittergutsbesitzern auch Vertreter der Stadt- und Landgemeinden vereinigen, und dem von ihnen zu wählenden Landrat mit einigen ihm beigeordneten Kreisdeputierten sollte die Verwaltung der Kreisangelegenheiten übertragen werden; für die polizeiliche Exekution waren nicht nach französischem Vorbild besoldete Gendarmen, sondern bürgerliche und bäuerliche Schützen in Aussicht genommen. Mit den Ständeversammlungen hatte Stein eine großartige Umbildung vor, indem die Vertreter privilegierter Geschlechter und Korporationen ersetzt werden sollten durch solche der wichtigsten Berufsstände aus Stadt und Land, ohne Rücksicht auf Geburts- oder Pfründenrechte. Diese ständischen Abgeordneten sollten darum auch nicht mehr von ihren Wählern Instruktionen annehmen dürfen, sondern nach freier persönlicher Einsicht sich entschließen. Aber diese Reform

scheiterte an dem Widerstand des privilegierten Grundadels, und Hardenbergs Versuch in dem sog. Gendarmerieedikt vom 30. Juli 1812, die Landräte durch vom König ernannte Kreisdirektoren zu ersetzen, also nach französischer Weise die Bürokratie auch auf das platte Land auszudehnen, erweckte noch stärkere Empörung, so daß es im wesentlichen bei dem alten Herkommen blieb. Erst der Ausbau der Selbstverwaltung, wie er in der Gesetzgebung der Jahre 1872 bis 1883 erfolgte, brachte die Gedanken Steins zu Ehren.

Die Städteordnung vom 19. November 1808 — eine der größten Ruhmestaten der Reformzeit — schränkte die Staatsaufsicht ein auf Nachprüfung der gedruckten Rechnungen, Bestätigung der Magistratswahlen und Statuten sowie Entscheidung über Beschwerden, im übrigen ließ sie, der stolzen Städtefreiheit des Mittelalters gedenkend, der Selbstverwaltung völlig freies Feld. Die Stadtgemeinde hatte die Stadtverordneten in direkter und geheimer Wahl zu wählen, von denen mindestens zwei Drittel Grundbesitzer sein sollten. Das Wahlrecht begann mit einer bestimmten Einkommensstufe, nicht nach Zünften und Körperschaften, sondern nach Bezirken wurde gewählt; auch die Stadtverordneten durften keinerlei Instruktionen annehmen, sondern lediglich nach persönlicher Überzeugung stimmen. Von der Stadtverordnetenversammlung wurde der Magistrat gewählt, in den größeren Städten präsentierte sie auch die Bürgermeister. Diese sowie die Kämmerer, Syndici und unter Umständen noch einige der Stadträte sollten zwar feste Besoldungen erhalten, aber — ebenso wie die übrigen Magistratsmitglieder — nur für bestimmte Fristen gewählt werden. Der Schwerpunkt der Verwaltung wurde also in die Stadtverordnetenversammlung gelegt, die in gemischten Deputationen Kirchen- und Schulangelegenheiten, Armenwesen, Polizeiwesen usw. ehrenamtlich bearbeiten ließ und den Magistrat im wesentlichen als den Vollstrecker ihrer Beschlüsse zu betrachten hatte. Eine politisch noch gänzlich ungeschulte Bevölkerung sollte durch diese Städteordnung, deren Grundzüge sich bis heute bewährt haben, allmählich zu politischer Arbeit, politischem Urteil und Verantwortlichkeitsgefühl erzogen werden, und diese Erwartung hat nicht getrogen: für die Entwicklung der politischen Kräfte im Volk hat die städtische Selbstverwaltung Unberechenbares geleistet.

Ähnliche Segnungen sollten der bäuerlichen Bevölkerung zuteil werden, doch war das nicht möglich ohne einschneidende Reformen der gutsherrlichen Patrimonial- und Patronatsrechte, wie sie die neue Kreisverfassung vergeblich anstrebte. Erst 1891 sollte es gelingen, eine Landgemeindeordnung im Sinne der Steinschen Richtlinien ins Leben zu rufen und damit eine alte gesetzgeberische Schuld einzulösen. Für den Augenblick wichtiger war jedenfalls die *wirtschaftliche* Befreiung des Bauernstandes, die Stein zugleich unter einem sittlichen Gesichtspunkt sah, denn die Gerechtigkeit erfordere es, „alles zu entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war". So wurde denn durch das

Edikt vom 9. Oktober 1807, das Stein bei seinem Eintritt ins Ministerium so gut wie fertig vorfand, die Aufhebung der Erbuntertänigkeit auf die Rittergüter ausgedehnt, und zwar für das ganze Gebiet der Monarchie. Der Bauer brauchte also nicht mehr mit seinen Kindern den Gutsherren Gesindedienste zu leisten, sich loszukaufen, wenn er den Hof verließ, etwa um ein Gewerbe zu erlernen, auch nicht um Heiratskonsens zu bitten usw., vielmehr sollten nur noch diejenigen Verbindlichkeiten für ihn bestehen bleiben, die aus dem Besitz eines Grundstückes oder besonderen Verträgen sich ergaben. Aber mit dieser persönlichen Befreiung der Bauern, die übrigens auch der Abwanderung nach Polen vorbeugen sollte, hielt die Regelung der Fronden und Lasten sowie der Besitzrechte nicht gleichen Schritt. Die Ablösung jener, die Verwandlung dieser in volle Eigentumsrechte waren ideale Forderungen, die nur mit starken Vorbehalten sich verwirklichen ließen. Wie die Freizügigkeit vielfach die Herabdrückung der Bauern zu Tagelöhnern zur Folge hatte, so führte die Ablösung der Lasten durch Landabtretung nicht nur zu erheblicher Vermehrung des Gutslandes auf Kosten des Bauernlandes, sondern auch zu einem Mangel an ländlichen Arbeitskräften und anderen Mißständen, die der Agrarpolitik der folgenden Jahrzehnte noch schwer zu schaffen machen sollten; auch wußten die Großgrundbesitzer aus dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, zu dem hier der Anstoß gegeben war, ihre besonderen Vorteile zu ziehen. Bei alledem bedeutete das Oktoberedikt einen gewaltigen Fortschritt: es erfüllte nicht nur die Landwirtschaft mit einem neuen, individualistischen Geiste, der ihre Methoden und Erträge in der Folge ebenso verfeinerte und steigerte, wie er den Unternehmungssinn belebte, sondern es verkündigte auch eine Freiheit des Güterverkehrs, der Berufswahl und des Erwerbs, die allen Staatsbürgern zugute kam, die alten ständischen Schranken niederwarf und den Aufbau der Gesellschaft von innen her verwandeln half. Es sollte keine adligen Güter mehr geben, die nicht auch ein Bürger oder Bauer, und keine bäuerlichen, die nicht auch ein Edelmann ohne weiteres erwerben durfte. Und wie jeder Edelmann befugt sein sollte, bürgerliche Gewerbe zu betreiben, so sollte auch jeder Bauer berechtigt sein, in den Bürgerstand einzutreten und umgekehrt. Die Grenzen der alten Stände wurden also für flüssig erklärt, und wenn nun Bürger und Bauern sich Beruf und Lebensweise des Edelmannes zu eigen machen, Adlige in Handel und Industrie ihre Kräfte versuchen mochten, so konnte aus solchen Voraussetzungen heraus eine nationale Gesellschaft heranwachsen, in der auf den wichtigsten Gebieten kultureller Betätigung die Auslese der Tüchtigsten sich von selbst ergeben mußte. Freilich zog der weitschauende Blick die hemmende Gewalt der alten Standessitten zu wenig in Rechnung: der Edelmann blieb der Gutswirtschaft, dem Staats- und Waffendienst doch mit seltenen Ausnahmen treu, und was aus der bürgerlichen Welt in seine Kreise etwa hineinstrebte, glich sich den Lebensgefühlen des Adels viel zu willig an, als daß es diese merklich hätte verändern können. Aber doch war

einer Mischung der Stände und einer staatsbürgerlichen Bewegungsfreiheit die Bahn geöffnet, die in Jahrzehnten und Jahrhunderten in der Tat dem großgeschauten Ziele näher führen mußte.

Der Zusammenhang schöpferischer Gedanken, der der Reform zugrunde lag, drängte aber auch zur Aufhebung des Zunftzwanges und zur Einführung der Gewerbefreiheit, die, von Stein seit 1806 vorbereitet, durch die entsprechenden Hardenbergschen Gesetze vom November 1810 und September 1811 vollzogen wurden. Sie gewährten, wie fast alle Reformtaten dieser Zeit, mehr, als das Volk forderte, ja fast mehr, als es erträglich fand. Mit Widerstreben sah sich das Handwerk in einen die unlautersten Instinkte entfesselnden Konkurrenzkampf hineingestellt und zu einer Anspannung aller Kräfte gezwungen, die ihm die friedlichen Zeiten der Zunftverfassung bisweilen im Lichte eines goldenen Zeitalters und einer höheren Sittlichkeit erscheinen ließen. Und doch wirkte die zweifelnd aufgenommene Neuerung wie ein mächtiges Schwungrad, das in das deutsche Wirtschaftsleben eine vordem unerhörte Energie der Bewegung brachte. Nun begann die städtische Industrie auch das platte Land zu erobern und die gewerbliche Abhängigkeit des Landes von der Stadt zu verschwinden. Damit wurde aber das alte Steuersystem, das auf der Scheidung von Akzise und Kontribution beruhte, unhaltbar, an seine Stelle sollte nach dem englischen Beispiel von 1799 die Einkommensteuer treten, die von Stein als die einträglichste und gerechteste empfohlen wurde, weil sie „alle Einwohner und alle Quellen des Nationaleinkommens trifft". Sie sollte zusammen mit den 1808 ausgegebenen Domänenpfandbriefen die ungeheuere Kriegskontribution decken helfen, die von Preußen erpreßt und auf mehr als 150 Millionen beziffert wurde. Zu ihrer Genehmigung wurde der ostpreußische Generallandtag einberufen, der aus einem Organ der ritterschaftlichen Kreditgenossenschaft, was er seit 1788 war, zu einer jährlich einzuberufenden provinzialständischen Vertretung erweitert wurde. Doch gelang es noch nicht, die Einkommensteuer zu einer allgemeinen Staatssteuer zu machen, sie blieb vielmehr auf Ost- und Westpreußen beschränkt und verschwand dann wieder bis auf günstigere Zeiten.

Das von Stein geplante Verfassungsgebäude sollte seine Krönung durch die über den Provinzialständen sich erhebenden und aus direkten Wahlen hervorgehenden Reichsstände erhalten, einen Reichstag der preußischen Monarchie also, gebildet aus den Vertretern der Stände und Berufsklassen. Die Landstandschaft sollte an Besitz geknüpft sein, wobei aber Besitz im weitesten Sinne gefaßt wurde, „auch das Mobiliareigentum neben dem Eigentum auf die Geistestätigkeit" in sich begreifend. Jeder Stand sollte nur aus seiner Mitte wählen dürfen und das aktive Wahlrecht an gewisse Einkommensgrenzen gebunden sein. Die „erste Bank" dieses Vertretungskörpers sollte die katholischen und protestantischen Bischöfe, die Erbämter, Standesherren und Adelssenioren umfassen, die zweite die Grundbesitzer, Gewerbetreibenden, Gelehrten und Künstler. Die Verhand-

lungen des Reichstages sollten öffentlich sein und gedruckt werden, die Regierung aber sollte nur das Recht der Vertagung oder der Auflösung haben. Nicht von ferne war an eine Teilung der Regierungsgewalt zwischen Krone und Nationalvertretung gedacht, sondern lediglich an eine Mitwirkung der Stände bei der Gesetzgebung und Steuerbewilligung nach dem ethischen Grundsatz, daß die Liebe zum Staat, das Verständnis für Nationalangelegenheiten und die Fähigkeit zum politischen Handeln in allen Schichten gefördert werden müsse. Schon im Dezember 1807 hatte Stein an Hardenberg geschrieben, er halte es für wichtig, die Fesseln zu zerbrechen, durch welche die Bürokratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt; man müsse die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten. Aber die Einführung der Ständetagungen sollte keineswegs übereilt werden; erst mußte der Unterbau in den Gemeinden und Kreisen hergestellt werden, bevor man an seine Krönung denken konnte: „man muß die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft".

Das aber war der tiefe Grundton, der das ganze Steinsche Reformwerk wie ein mächtiger Orgelpunkt trug: alle Rechte, die dem Volke verliehen wurden, sollten helfen, Begeisterung für den Staat als die organisierte Nation zu erwecken und die Kräfte aus der Tiefe zu holen, die für das Gelingen des großen Befreiungskampfes nötig waren. Bei allem, was dieser Staatsmann für Preußen leistete, hat er zugleich an Deutschland gedacht, an die Erhaltung der Nation und ihre Stärkung für die ihr zugefallenen Weltaufgaben. Diesem Heroen des Gedankens und der Tat, der nach seinem eigenen Geständnis die Anlage zum Condottiere, ja zum Abenteurer in sich fühlte, fehlten freilich alle Gaben der Diplomatie, und der glühende Eifer, mit dem er das preußische Volk zum Vorkämpfer für Deutschlands Größe machen wollte, brachte ihn nicht nur in Widerstreit mit der zögernden Politik des Königs, sondern wurde bald auch seiner Ministerstellung zum Fallstrick. Von Napoleon geächtet, flüchtete er nach Österreich, später nach Rußland, nicht ohne zuvor noch in seinem „politischen Testament" zusammenzufassen, was erreicht war und zu erreichen blieb. Aber die Art, wie Hardenberg seine Reformpläne wiederaufnahm und weiterführte, war nicht von dem gleichen hohen Geiste beseelt.

Hardenberg war ein geistreicher, lebenskundiger Weltmann, ein gewiegter Diplomat von Herrschbegabung und Ehrgeiz, doch von lässigem Charakter. Wenn ihm die festgegründeten Überzeugungen Steins fehlten, so war er empfänglicher und anpassungsfähiger. Dachte jener an englische und altdeutsche Verfassungsvorbilder, so war er ein Anhänger der napoleonischen Gesetzgebung und stellte als leitende Formel auf: demokratische Grundsätze unter einer monarchischen Regierung. Gehörten Steins stärkste Neigungen der inneren Politik, so war Hardenbergs Lieblingsfeld die auswärtige. Was aber gelegentlich bei ihm wie Fähigkeit des Gestaltens aussah, war schließlich doch kaum mehr als ge-

schäftliche Gewandtheit. Auch er wollte die staatsbürgerliche Bewegungsfreiheit stärken und fügte z. B. seinen Steinsche Gedanken weiterführenden, wenn auch mehrfach stark umbiegenden Maßnahmen 1812 die Verleihung staatsbürgerlicher Rechte an die mit Schutzbriefen und Privilegien ausgestatteten Juden hinzu. Andererseits war er in preußischerem Sinne als Stein auf Stärkung der staatlichen Macht als solcher bedacht und z. B. mit einer Nationalrepräsentation zwar durchaus einverstanden, aber nur mit einer solchen, die bürokratisch leicht zu lenken war. In der Tat bot die im Februar 1811 einberufene Notabelnversammlung ein so willkürliches Bild, daß der brandenburgische Adel scharfen Protest erhob. Die 1812—15 mit großen Unterbrechungen tagende Landesrepräsentation ging dann allerdings aus Wahlen der drei Stände hervor und die Vertreter des Grundadels spielten in ihr die maßgebende Rolle, aber sie wurde von der Regierung nur als begutachtende Körperschaft behandelt, was zu ihrer politischen Erziehung kaum beizutragen vermochte. Im übrigen blieb es bezüglich der Provinzialstände und der Nationalrepräsentation bei Versprechungen, auf deren Erfüllung das Volk vergeblich wartete.

Den Verfassungsreformen der Steinschen Zeit trat die Heeresreform ebenbürtig zur Seite. Diese wurde gleich nach dem Tilsiter Frieden einer Kommission unter der Leitung Scharnhorsts übertragen, zu der u. a. Gneisenau gehörte, später auch Grolman, Götzen und Boyen, — alles Männer, die die realistischen Aufgaben des neuen Jahrhunderts mit dem idealistischen Schwung und den reichen geistigen Kräften des achtzehnten in Angriff nahmen, und deren Gedankenerbe durch den großen Theoretiker Karl v. Clausewitz die Erziehung unserer Heerführer dauernd befruchtet hat. Scharnhorst wurde im Juni 1808, wohl auf Steins Betreiben, zum Generaladjutanten, d. h. zum Chef des Militärkabinetts, ernannt. Auch hier war das Ziel, jedes Glied des Heeres zur Selbständigkeit zu erziehen, das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit in ihm zu wecken und die Pflicht der persönlichen Hingabe aus dem Mechanischen ins Bewußte zu erheben. Um das Offizierkorps intellektuell und sittlich zu veredeln, sollte mit der Bevorzugung des Adels und dem Anciennitätsprinzip gebrochen werden, die Zulassung wurde von dem Nachweis einer bestimmten Bildungsstufe abhängig gemacht und auch Unteroffizieren ermöglicht, falls sie die Prüfung bestanden. Den älteren Offizieren wurde ein Wahl- und Vorschlagsrecht bei der Beförderung der Aspiranten eingeräumt, Ehrengerichte überwachten das sittliche Verhalten und sollten der Bestrafung durch Vorgesetzte nach Möglichkeit vorbeugen. Die Reste der alten Kompagniewirtschaft wurden beseitigt und alle Ersparnisse aus den Dispositionsfonds in die Staatskasse abgeführt. Die drei höchsten Militärbildungsanstalten, Artillerieakademie, Ingenieurakademie und adlige Militärakademie wurden vereinigt zu der Kriegsakademie in Berlin, dazu kamen die drei Kriegsschulen für die Vorbereitung der Portepeefähnriche und die Kadettenanstalten. Um in den Soldaten höheres Ehrgefühl wachzurufen, ver-

schwanden aus den Kriegsartikeln die entehrenden körperlichen Strafen. Stein und seine Mitarbeiter strebten unablässig danach, die Sonderstellung des Heeres auf dem Gebiet der Justiz und der Polizei zu beseitigen. Vor allem aber durfte das Heer nicht mehr aus angeworbenen Söldnern bestehen, sondern mußte das Volk in Waffen darstellen, eine Schule für die Wehrkraft der Nation, durch die jeder Wehrfähige hindurchzugehen als Pflicht und Ehre empfand. Im Grundgedanken stimmten also staatliche und militärische Reform völlig überein: Staat und Heer sollten dem ganzen Volke teuer und wert gemacht, ja zu einem Heiligtum erhöht werden, dem alle mit Andacht dienten und ihr Bestes zum Opfer brachten. Die allgemeine Wehrpflicht, schon 1808 grundsätzlich beschlossen, aber zunächst nur mittelbar, durch Verminderung der Exemtionen angestrebt, wurde durch die Verordnung vom 9. Februar 1813 lediglich für den bevorstehenden Krieg eingeführt, im Mai 1814 sogar wieder aufgehoben, aber durch das Gesetz vom 3. September 1814 endlich zu einer dauernden Einrichtung gestaltet. Neben dem stehenden Heere wurde eine Landwehr und als letzte Reserve der Landsturm gebildet, auch die Einstellung von Einjährig-Freiwilligen bereits erwogen. Und um den kriegerischen Geist in der Nation zu beleben, wurde in den Schulen nach dem in Schnepfental gegebenen Beispiel die Einführung körperlicher Übungen und in den Städten die Errichtung von Schützengilden empfohlen. Der militärische Eid aber sollte nicht mehr dem Kriegsherrn geleistet werden, sondern König und Vaterland.

Eine Überfülle zukunftsreicher Gedanken ist es gewesen, die in dem Freiherrn vom Stein, Scharnhorst und ihren geistesmächtigen Mitarbeitern damals zur Tat werden wollte, und eine ungeheuere Arbeit ist von ihnen geleistet worden, denn Schritt um Schritt mußten den Vertretern des alten staatlichen Systems und dem widerstrebenden Philistersinn der Alltagsmenschen die Reformen abgerungen oder gebieterisch aufgedrängt werden; auch aus diesem Grunde mußten sie Stückwerk bleiben, weniger reich an dauernden Erfolgen als an Ansätzen und Verheißungen. Für die zahlreichen Parteigänger des militärisch-bürokratischen Absolutismus, besonders die privilegierten Stände, war es eine nicht geringe Zumutung, auf die unwägbaren Möglichkeiten einer allgemeinen Volkserhebung, die aus den Untertanen selbständige Staatsbürger entwickeln sollte, ihr Vertrauen zu setzen; ihnen galten Männer wie Stein, Hardenberg oder Gneisenau als verkappte Revolutionäre, angesteckt vom Schwindel des Jakobinertums. Andererseits war nicht einmal die allgemeine Wehrpflicht eine mit einhelliger Begeisterung begrüßte Maßregel, vielmehr schnitt sie so tief in soziale und wirtschaftliche Interessen ein, daß ihre Einführung von lebhaften Widerständen begleitet war. Aber mächtiger als solche Widerstände war der Strom nationaler, sittlicher und religiöser Erneuerung, der durch die Herzen flutete, und der aus der furchtbaren Heimsuchung der Zeit geborene Glaube, daß dem zertretenen Deutschland eine großartige Wiedergeburt bevorstehe, daß auf

seinem blutgedüngten Boden ein freies, brüderlich geeintes Volk ein neues, von der Kaiserkrone überglänztes Reich des Friedens, der Wohlfahrt, der Gerechtigkeit und Menschenwürde aufrichten werde. Und wie einst die Vorfahren noch in rauhen Wintertagen den geschmückten Maibaum aufgepflanzt hatten, um dem nahenden Frühling beizustehen in seinem schweren Kampfe mit dem grimmigen Gegner und an diesem Wahrzeichen seiner künftigen Herrschaft sich die Herzen zu stärken, so gründeten jetzt die Hoffenden in einer Zeit der härtesten Not und der kärglichsten Mittel dem Beherrscher Geist, der alles Geschaffene regiert, eine neue Heimstätte, damit von ihr das hehre Zeugnis in die Lande leuchte „von jenem Mut, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt". Wilhelm v. Humboldt, der von Februar 1809 bis Mai 1810 als Direktor im Ministerium des Innern das Unterrichtswesen leitete, ist der eigentliche Schöpfer der Universität Berlin geworden, unter deren Lehrern bald Sterne ersten Ranges glänzten, wie Schleiermacher, Fichte, Savigny, Niebuhr, Boeckh, Reil, Marheineke. Humboldt war auf Steins Empfehlung auch Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften geworden, für deren Neugestaltung er wertvolle Vorschläge gab. Er hat im Lehrplan der Gymnasien neben den alten Sprachen der Mathematik und Geschichte zu höherer Schätzung verholfen und dem deutschen Unterricht den Weg zu Goethe und Schiller gewiesen. Er hat die Bedeutung des auch von Stein bewunderten Pestalozzi für die Veredelung der Volksbildung und die Erziehung zur Selbsttätigkeit warm gewürdigt und die Ernennung Zelters zum Aufseher der öffentlichen Musik durchgesetzt, um die Kirchenmusik, die städtische Musik und den Musikunterricht der Schulen auf eine höhere Stufe zu heben. Damals hat das Seminar- und Volksschulwesen den entscheidenden, noch heute fortwirkenden Anstoß empfangen, die Aufgabe des Erziehers nicht in der Aufzwingung bestimmter Kenntnisse zu suchen, sondern in der Herausführung des Schülers aus der Unmündigkeit zum selbständigen Gebrauch seiner geistigen und sittlichen Gaben, aus der Lernschule zur Bildungsschule. Mit seinem denkwürdigen Ausspruch: „Das wahre und bleibende Interesse des Staates besteht in der Freiheit der Entwicklung der geistigen Kräfte der Nation", hat Humboldt den hohen Sinn, der das ganze Reformwerk jener Erhebungsjahre belebte, schlicht und treffend bezeichnet. Staat und geistige Kultur, Machtwille und sittliche Idee, Politik und Menschlichkeit haben vielleicht niemals in der Geschichte sich so innig durchdrungen, wie in der kurzen Heldenepoche von 1806 bis 1814.

Im ersten Feuer des Bekennens ist damals die Überzeugung laut geworden, der Staatsgedanke des 17. und 18. Jahrhunderts sei durch die Genialität Steins und seiner Helfer nicht etwa bloß überboten, sondern gänzlich entwertet und endgültig in die Totenkammer der Geschichte verwiesen worden. Seitdem Graf Mirabeau in seinem aufsehenerregenden Werke „de la monarchie prussienne" (1788) das Regierungssystem Friedrichs des Großen einer vernichtenden Kritik

unterzogen hatte, waren auch in Deutschland viele an dem ehedem überschwenglich Bewunderten irre geworden, und der Zusammenbruch von 1806 schien diesen Zweiflern recht zu geben. Nun kehrte sich die öffentliche Meinung von Friedrich II. ab, mit tiefer Bitterkeit redete Arndt von dem „undeutschen, glaubenslosen" Manne, und auch Stein war im Grunde seines Herzens dem großen König gram, der zwar viel für sein Volk, aber nichts durch das Volk getan und im Junkertum die stärkste Stütze seines Thrones gesehen habe. Aber solche herben Gefühlsurteile hielten einer geläuterten Einsicht doch nicht lange stand, auch ist der gesunde staatsmännische Sinn eines Stein und Hardenberg mit den Überlieferungen des friderizianischen Zeitalters sehr viel schonender umgegangen, als jene Anklagen erwarten ließen, und vollends die Erfahrung, daß Napoleon Menschen und Völker in ungleich rücksichtsloserer Willkür zu bloßen Mitteln für seine Zwecke herabwürdigte, als es je der preußische Absolutismus getan, schärfte mehr und mehr den Blick dafür, daß der Staat Friedrichs des Großen im Leben der Nation doch tiefer Wurzeln geschlagen hatte, als sein militärisch-bürokratischer Zuschnitt vermuten ließ, und daß dasjenige, was ihn so unliebenswürdig machte, gerade die vornehmste Bedingung seiner Selbsterhaltung und seines Wertes für die Nation war, nämlich seine Unterordnung aller Staatszwecke unter den der Macht, wodurch er sich die Rüstung geschaffen hatte, die gegen den Druck der internationalen Machtverhältnisse allein Schutz bot. Diesen in der europäischen Lage begründeten Notwendigkeiten gehorchend, hat das alte Preußentum sich zäh behauptet: Bismarck hat mit dem klarsten Bewußtsein nicht nur an die Machtpolitik, sondern auch an den Staatssozialismus Friedrichs des Großen wieder angeknüpft und die Lösung der deutschen Frage auf anderen Wegen erreicht, als sie dem großdeutsch gesinnten Freiherrn vom Stein vorgeschwebt hatten. Aber Bismarck trug zugleich auch das nationale und liberale Erbe der Befreiungskriege in sich; kraft dessen hat er seit 1866 vom preußischen zum deutschen Staatsmanne sich umgeformt, im Bundesstaat den Gedanken des genossenschaftlichen Gemeinwesens erneuert, für den Reichstag das allgemeine und gleiche Wahlrecht in die Verfassung eingeführt und das Steinsche Ideal des unter tätiger Beteiligung des ganzen Volkes von innen heraus sich gestaltenden Kulturstaates mit dem friderizianischen Ideal des nach außen geschlossenen und jederzeit kampfbereiten Machtstaates ins Gleichgewicht zu bringen versucht. Es liegt in der Natur der Dinge, daß das mühsam errungene Gleichgewicht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite stärker ausschlagen muß, denn vielleicht die schwerste Aufgabe, die der modernen Menschheit gestellt ist, liegt in der Vermittlung der geistigen und sittlichen Rechte der Individuen, die von der Aufklärung einseitig überschätzt worden waren, mit den herrischen Forderungen staatlicher Machtbehauptung, wie sie im Absolutismus ihre stärkste Betonung erfahren hatten. Diese drücken auf jene unwillkürlich um so härter, je mehr sie selber den Druck internationaler Macht-

spannungen spüren. Eben darum wäre es gerade der Gegenwart innig zu wünschen, daß es ihr zur Überwindung solcher Lebensnöte an den ausgleichenden und versöhnenden Kräften weniger mangeln möchte, als es in der Tat der Fall ist. Wohl stehen wir heute unter dem Zeichen einer notgedrungenen Verschärfung der allgemeinen Wehrpflicht, jener unschätzbaren Errungenschaft von 1813, aber das Vertrauen zum Volke in den regierenden Kreisen ist nicht von jenem hohen Schwunge mehr getragen, wie damals, als die Selbstverwaltung geschaffen wurde, als freilich auch die Sozialdemokratie noch ein unbekannter Begriff war und die konfessionellen Spaltungen nicht nur durch die geistige Arbeit der Aufklärung gemildert, sondern vor allem auch durch den nationalen Enthusiasmus nahezu überbrückt schienen. Und doch können uns alle inneren Gegensätze unseres Daseins an der Gesundheit des Ganzen nicht irre machen. Mag die Ehe zwischen Volk und Staat, Kulturwille und Machtwille gegen Verstimmungen auch niemals gefeit, selbst gegen schwere Prüfungen nicht dauernd gesichert sein, sie ist jedenfalls eine unauflösliche; und ihre Höhepunkte wird sie immer dann erleben, wenn beide Teile sich der großen Zeit erinnern, in der sie zum ersten Male sich in freier Neigung gefunden und als unverbrüchlich verbündete erkannt haben: der Zeit des Freiherrn vom Stein.

Dr. Heinrich Hasse: Schopenhauers philosophische Vorlesungen.

„Das wirkliche Philosophieren verlangt Unabhängigkeit", — schreibt Arthur Schopenhauer in seiner klassischen Betrachtung „Über die Universitätsphilosophie" im ersten Bande der „Parerga und Paralipomena". Niemals vielleicht ist glänzender als hier der antike Gedanke erneuert worden, daß der Diener der Wahrheit allein im Zustande sozialer und politischer Ungebundenheit seine philosophische Bestimmung in voller Reinheit zu erfüllen vermöge: „Der Weg zur Wahrheit ist steil und lang: mit einem Block am Fuße wird ihn Keiner zurücklegen; vielmehr täten Flügel not. Demnach also wäre ich dafür, daß die Philosophie aufhörte, ein Gewerbe zu sein: die Erhabenheit ihres Strebens verträgt sich nicht damit; wie ja dieses schon die Alten erkannt haben. Es ist gar nicht nötig, daß auf jeder Universität ein paar schale Schwätzer gehalten werden, um den jungen Leuten alle Philosophie auf zeitlebens zu verleiden . . . — Alle der Philosophie von außen gebotene Hülfe ist, ihrer Natur nach, verdächtig: denn

das Interesse jener ist zu hoher Art, als daß es mit dem Treiben dieser niedrig gesinnten Welt eine aufrichtige Verbindung eingehn könnte."

Aber der gleiche Mann, der hier die „Kathederphilosophie" auf das Schonungsloseste bekämpft, weil sie, an die Zwecke des Staates und der Kirche direkt oder indirekt gebunden, für die Wahrheit ein unerträgliches Hindernis bedeute, hat selber einmal die Stunde erlebt, wo er im Vollgefühl seiner geistigen Kraft und erfüllt von der Hoffnung auf eine fruchtbare Wirksamkeit, das Katheder der Berliner Universität bestieg, um sich mit dem akademischen Lehrberuf eine praktische Lebensstellung zu begründen, und der Gleiche, der die Unterweisung in der Philosophie an den Hochschulen streng beschränkt wissen möchte auf den Vortrag der Logik und die Darbietung eines Leitfadens zur Geschichte der Philosophie, — er hat, nicht anders als die großen „Sophisten" seiner Zeit, zuvor einmal diese Regel unbeachtet gelassen und selbständig das System eigener Gedanken vor seinen Hörern entwickelt.

Das Schicksal dieses Unternehmens ist bekannt. — Während des Sommersemesters 1820 kam eine Vorlesung zustande. Ein bescheidener Kreis bildete die Hörerschaft, der es vergönnt war, die Lehre Schopenhauers von den eigenen Lippen des Philosophen zu vernehmen, welcher „bei der Gabe eines sehr eindringlichen und lebendigen mündlichen Vortrags", deren er sich rühmen durfte*), auf eine breitere Wirksamkeit gerechnet hatte. Es war die erste und einzige Vorlesung, die er gehalten hat; in den folgenden Semestern ist wegen Mangel an Hörern keine mehr zustande gekommen; der Versuch, an der Berliner Hochschule festen Fuß zu fassen, erwies sich als gescheitert. Zwar finden sich bis zum Winter 1831/32 (Schopenhauers endgültigem Aufbruch von Berlin) Ankündigungen in den Lektionskatalogen, aber nach den herben Enttäuschungen der ersten Mißerfolge scheinen diese Anzeigen selbst von ihrem Einsender zuletzt nicht mehr ernst genommen worden zu sein.

Diese Tatsachen sind dem Kenner Schopenhauers nicht neu, und die Erklärung ihres Verlaufes dürfte nicht allzu schwierig sein: Die stolze, jeder Konzession abgeneigte Haltung des aufstrebenden, in der Öffentlichkeit fast noch unbekannten Philosophen, der grandiose Eigensinn, welcher den jungen Dozenten für seine Vorlesung die gleiche Stunde wählen ließ, welche der gefeierte, aber von Schopenhauer mit tiefer Geringschätzung beurteilte Hegel für die seinige bestimmt hatte, gelten mit Recht als wichtige Ursachen für den jähen Beschluß der akademischen Wirksamkeit dieses Mannes, einer Wirksamkeit, welche mit tiefem Ernste und mit stolzen Hoffnungen begonnen war**). Dieser unverdiente, tief

*) Brief an Professor Lichtenstein in Berlin, Dezember 1819; ferner Schopenhauers sämtliche Werke, herausgegeben von P. Deußen, Band IX, Vorrede des Herausgebers, Seite X.

**) Vergleiche den zweiten Brief an Professor Lichtenstein vom 13. Dezember 1819 und die Schlußworte des „Vitae curriculum", welches Schopenhauer der Berliner philosophischen Fakultät vorlegte.

entmutigende Mißerfolg Schopenhauers mußte auf die Geistesstimmung wie auf die praktische Lebenshaltung dieser Natur von stärkstem Einflusse sein. Die Nichtswürdigkeit der philosophischen Gegenwart und der Mangel an dem letzten redlichen Ernste bei den führenden Köpfen seiner Zeit — Erscheinungen, deren er sich schon vordem bewußt zu sein glaubte, wurden ihm jetzt zu einer ausgemachten Sache. Das Schlechte und Gehaltlose glaubte er triumphieren, die gediegene Rede und das tiefsinnigste Werk*) ungewürdigt zu sehen. Da er den Prozeß vor dem Richterstuhl der Mitwelt immer deutlicher verloren sieht, hofft er nun mit der unerschütterlichen Zuversicht des Genies ihn vor dem Tribunal der Nachwelt zu gewinnen. Hätte ein glücklicher Lehrerfolg Schopenhauers, der auch sein Werk bekannt gemacht haben würde, die Kluft zwischen ihm und seinem Zeitalter zu schließen vermocht, so mußte das erfahrene Mißgeschick den Gegensatz zu einem unüberbrückbaren werden lassen. „Der Beifall des heutigen philosophischen Publikums kann für mich keinen Wert haben: denn dasselbe hat gezeigt, daß es für das Echte, das wirklich Gute, das tief Gedachte, gar keinen Sinn hat, daß ihm hingegen das Schlechte, das Gedunsene, auf bloßen Schein Berechnete . . . . wichtig vorkommt und gefällt." „Mich haben die Unterrichtsministerien nicht brauchen können: und ich danke dem Himmel, daß ich kein Solcher bin, den sie brauchen können. Sie können eigentlich nur Solche brauchen, die sich brauchen lassen." In bitteren Sprüchen solcher Art, und bitterer noch als hier, entlädt sich das geniale Selbstbewußtsein dieses Großen. —

Lichter und freundlicher sind die Eindrücke, die uns zurückführen in die Zeit, als der junge Denker noch um eine unmittelbare Wirksamkeit an der Berliner Hochschule rang. Die Zuversicht, welche den gealterten Schopenhauer auf die Nachwelt verweist, scheint hier noch intensiver auf die Mitwelt gerichtet und die Reinheit philosophischer Intentionen noch nicht durch ein Übermaß feindseliger Polemik getrübt.

Solche Eindrücke gewähren die „Philosophischen Vorlesungen" Schopenhauers, welche im neunten und zehnten Bande der neuen, von Paul Deußen herausgegebenen Gesamt-Ausgabe der Werke dieses Denkers**) im verflossenen Jahr (1913) zum ersten Male vollständig veröffentlicht worden sind. Diese Publikation muß ein Ereignis genannt werden, das für die philosophisch interessierte Welt von außerordentlichem Interesse ist. Sie bedeutet eines jener glücklichen Geschenke, durch welche — ähnlich wie bei der Entdeckung von Goethes „Urmeister" —, die im Dunkel der Vergessenheit lagernde literarische Tätigkeit und Geistesrichtung eines Großen in einer bestimmten Phase seines Lebens un-

*) „Die Welt als Wille und Vorstellung" war 1819 erschienen und fast unbeachtet geblieben.

**) Arthur Schopenhauers sämtliche Werke, herausgegeben von Paul Deußen, München, R. Piper und Comp. 1911 ff.

verhofft in hellere Beleuchtung rückt. Sie zeigt den Frankfurter Einsamen in einem Wirkungskreise, den er später selber verflucht, in einer Tätigkeit, die er selber verleugnet hat: er lehrt sein philosophisches System an einer deutschen Universität.

Zwar hatte schon Grisebach in seiner Ausgabe von Schopenhauers handschriftlichem Nachlaß einzelne Abschnitte aus den Kolleg-Manuskripten mitgeteilt, aber einen tieferen Einblick, eine umfassendere Vorstellung von dem Charakter des Ganzen dieser Vorlesungen gewähren sie nicht. Dies leistet in hervorragender Weise die neue Edition. Das bisher im Schoße der Vergessenheit Begrabene wird vor uns lebendig; Bilder, denen wir keine Farbe zu leihen wußten, steigen vor uns auf: den, welchen wir nur als gewaltigen Denker und Schriftsteller kannten, sucht unsere Phantasie, angereizt durch die junge Veröffentlichung und gestützt auf den festen Boden dieser neuerschlossenen Texte, in einer anderen Rolle zu rekonstruieren: Schopenhauer als akademischen Dozenten. Er, der bisher fast ausschließlich als einsiedlerischer Denker zu uns sprach, gibt sich in diesen „Vorlesungen" unmittelbar in der Sphäre lebendiger Wirksamkeit zu erkennen, mitten im Universitätsbetriebe der preußischen Hauptstadt, den er nach kurzer Zeit erfolgloser Bemühungen wieder verließ.

Wäre auch bei Schopenhauers rednerischer Begabung die Annahme unberechtigt, daß er sklavisch an den Wortlaut seines Konzeptes sich gebunden fühlte, so spricht doch Vieles zugunsten der Vermutung, daß die Manuskripte bei weitem das Wesentliche des beabsichtigten und selbst des gehaltenen Vortrages widerspiegeln und demgemäß als Quelle für unsre Anschauung von diesen Vorlesungen unbedenklich betrachtet werden dürfen. Das stärkste Argument für diese Auffassung liegt in der sorgfältigen und liebevollen Ausarbeitung des Ganzen in der Form: der Vortrag ist im Allgemeinen in der vollen Ausführlichkeit seines Zusammenhanges niedergeschrieben, und nur vereinzelt finden sich durch verkürzte Notizen freiere Exkurse angedeutet.

Den Hauptbestandteil der neuen Edition bildet die im Jahre 1820 gehaltene sechsstündige „Vorlesung über die gesamte Philosophie, d. i. die Lehre vom Wesen der Welt und von dem menschlichen Geiste", beginnend mit einem Vorwort: „Exordium über meinen Vortrag und dessen Gang" und einer „Einleitung über die Philosophie" in vier Abschnitten: „Über den Trieb zu philosophieren"; „Über den Gang der Geschichte der Philosophie"; „Über die Fähigkeit zur Philosophie"; „Über Dogmatismus, Skeptizismus, Kritizismus und Kant". Der erste Teil behandelt die „Theorie des gesamten Vorstellens und Erkennens", der zweite die „Metaphysik der Natur", während der dritte der „Metaphysik des Schönen", der vierte der „Metaphysik der Sitten" gewidmet ist. Schon diese Übersicht zeigt auf den ersten Blick, wie genau Schopenhauer in seinem Kolleg die stoffliche Disposition der „Welt als Wille und Vorstellung" beizubehalten bemüht ist.

Neben dieser Haupt-Vorlesung aus dem Jahre 1820 bietet der neunte Band der Ausgabe Deußens die hinterlassenen Fragmente zu einer „Vorlesung über die Grundlegung zur Philosophie oder die Theorie der gesamten Erkenntnis“ (in den Manuskripten „Dianoiologie“ genannt) aus dem Jahre 1821 und die interessante Probe-Vorlesung „Über die vier verschiedenen Arten der Ursachen“, mit welcher Schopenhauer seine akademische Lehrtätigkeit feierlich begann.

Wer als Kenner mit der Erwartung auf eine schwerwiegende Ausbeute inhaltlich neuer Bestandteile der Lehre des Philosophen an das Studium dieser Vorlesungen herantritt, wird sich notwendig enttäuscht finden, denn sie bieten keine neuen Gedanken von grundlegender Bedeutung. Wer aber, empfänglich für die schwere Kunst klarer und ausdrucksschöner Formulierung bedeutender Ideen, in erster Linie der Form dieser Darlegungen seine Teilnahme schenkt, dem gewährt der individuelle Charakter dieses philosophischen Vortragsstiles einen intimen Reiz und einen erhebenden Genuß. —

Sachlich bieten die „Vorlesungen“ Schopenhauers eine auf breiter Basis errichtete Darstellung der aus seinen verschiedenen Schriften uns bekannten Lehre. Sie schließen sich dem ersten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung“ vielfach auf das Genaueste an, oft bis zu den Einzelheiten des Wortlautes. Es ist, als glaubte der Philosoph es sich verbieten zu müssen, die besten, originalsten Prägungen seiner Gedanken durch eine mattere Fassung zu ersetzen; es ist, als halte ihn eine spontane Ehrfurcht vor seinen gelungensten Formulierungen gebunden und gebannt. So weisen die „Vorlesungen“ (deren wichtigste möglicherweise z. T. noch in Dresden ausgearbeitet worden ist), zurück auf den ersten Band des philosophischen Hauptwerkes, zugleich aber enthalten sie Manches in Ansätzen, was auf spätere Schriften vorausweist und erst in ihnen eine speziellere Ausgestaltung erfahren hat.

Aus diesen Momenten erhellt ohne Weiteres die hohe Bedeutung, welche den „Vorlesungen“ Schopenhauers für die historische Forschung zukommt. Unentbehrlich ist ihre Berücksichtigung für die Beantwortung der oft diskutierten Frage nach der „Entwicklung“ der Anschauungen dieses Philosophen, von dem Zeitpunkt an gerechnet, als er, noch an der Schwelle des Jünglingsalters stehend, mit seinem Hauptwerk den ersten großen Wurf seines Systemes getan. Wie immer aber auch der Beitrag zu bemessen ist, der in dieser Richtung erwartet werden darf — das stärkste Interesse hat für den unbefangenen Leser zunächst die formal-individuelle Eigenart der Vorlesungs-Texte; diese fesselt am mächtigsten den verehrenden Geist, zu welchem der Philosoph nun nicht mehr als einsamer Denker, sondern als ausdruckssicherer Redner in lebendiger Sprache spricht.

Bezeichnend ist für das allgemeine Gepräge der Vortragsweise Schopen-

hauers jenes Dringen auf Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks, welches auch seine Schriften von zahllosen anderen so glänzend unterscheidet: Er will nicht „imponieren“, sondern will, soweit irgend möglich, von aufmerksamen Zuhörern um jeden Preis gefaßt und verstanden sein. Diese Absicht ist überall maßgebend. Sie bestimmt die Mittel, die Breite, die Dynamik des Vortrags. Der gelehrte Nimbus gilt ihm nichts, der Wille, teilnehmende Geister zur Erkenntnis der Wahrheit anzuleiten, Alles. Schon in der Dissertation aus dem Jahr 1813 knüpft Schopenhauer an die Erläuterung einer sorgfältigen Begriffsklärung die selbstbewußte Bemerkung: „Ich hoffe, daß dadurch für die Deutlichkeit und Bestimmtheit im Philosophieren Einiges gewonnen sein wird, und halte die durch genaue Bestimmung der Bedeutung jedes Ausdrucks bewirkte größtmöglichste Verständlichkeit für ein zur Philosophie höchst nötiges Erfordernis, was uns vor Irrtum und absichtlicher Täuschung sichert und jede im Gebiet der Philosophie gewonnene Erkenntnis zu einem sicheren und nicht, durch später aufgedeckten Mißverstand oder Zweideutigkeit, wieder zu entreißenden Eigentum macht .... Alles, was zur besseren Verständigung wirkt, scheint mir daher der Philosophie willkommen sein zu müssen, zumal nachdem häufige Klagen der Philosophen gehört worden sind, daß man sie nicht verstehe, andererseits auch wohl Klagen der Leser über die Dunkelheit der Philosophen, während doch ohne Zweifel beide Teile allezeit wünschen, sich auf das Genauste zu verständigen ... Denn der Philosoph wird stets die Helle und Deutlichkeit suchen, er wird sich bestreben, nicht einem trüben, reißenden Regenbach zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweizer See, der, durch seine Ruhe, bei großer Tiefe große Klarheit hat, welche eben erst die Tiefe sichtbar macht. Ich halte zudem dafür, daß jeder, der sich nur selbst ganz und gar versteht, ... auch andern sich muß verständlich machen können, wenn diese ihrerseits den Willen haben, ihn zu verstehen .... In jedem Menschen nämlich sind alle Anlagen und alle Grundwahrheiten vorhanden, wiewohl in höchst verschiedenem Maß und nur in sehr wenigen in ausgezeichnetem: daher auch nur Wenige zum Hervorbringen in der Kunst, oder zum Entdecken und Erfinden in den Wissenschaften die Fähigkeit haben; wir alle hingegen, mehr oder weniger, zum Empfangen, zum Verstehn und zum Anerkennen des Richtigen, wenn es uns nur deutlich, d. h. abgesondert von allem Nebenwerk, dargestellt wird.“ Diese Sätze könnten über Schopenhauers „Philosophischen Vorlesungen“ sich als Motto befinden. Es ist, als sei ihr Geist und Inhalt dem Autor bei allen seinen Darlegungen im Stillen gegenwärtig.

Als Mittel, die gewünschte gründliche Verständigung zwischen sich und seinen Hörern herbeizuführen, dient dem Vortragenden neben höchst präziser Gedankenklarheit eine eminente Anschaulichkeit der Ausdrucksmittel, welche bisweilen durch intensive Eindringlichkeit und persönliche Wärme in ihrer Wirkung unterstützt wird. In der „Einleitung über die Philosophie“ gibt Schopenhauer zu den knappen Bemerkungen über den „organischen“ Charakter der Philosophie in der

„Welt als Wille und Vorstellung" eine Paraphrase von unvergleichlicher Anschaungskraft: „Der Grund, warum ich in Eines verknüpfe, was man sonst trennt, und mir dadurch die zu einer Zeit zu leistende Arbeit sehr häufe, liegt nicht in meiner Willkür, sondern in der Natur der Philosophie. In Gemäßheit nämlich der Resultate, zu denen mich mein Studium und meine Forschungen geführt haben, hat die Philosophie eine Einheit und innern Zusammenhang wie durchaus keine andere Wissenschaft, alle ihre Teile gehören so zu einander wie die eines organischen Leibes und sind daher, eben wie diese, nicht von dem Ganzen zu trennen, ohne ihre Bedeutung und ihre Verständlichkeit einzubüßen und als lacera membra, die außer dem Zusammenhang einen widerwärtigen Eindruck machen, dazuliegen. Denken Sie sich ein erkennendes Wesen, das nie einen menschlichen Leib gesehen hätte, und dem nun die Glieder eines solchen Leibes einzeln und nacheinander vorgelegt werden; könnte ein solches wohl eine richtige Vorstellung erhalten vom ganzen menschlichen Leibe, ja nur von irgend einem einzigen Gliede desselben? Wie sollte es die Bedeutung und den Zweck der Hand verstehn, ohne sie am Arm, oder des Armes, ohne ihn an der Schulter gesehen zu haben? usw. — Grade so nun ist es mit der Philosophie. — Sie ist eine Erkenntnis vom eigentlichen Wesen dieser Welt, in der wir sind, und die in uns ist; eine Erkenntnis davon im Ganzen und Allgemeinen, deren Licht, wenn sie gefaßt ist, nachher auch alles Einzelne, das jedem im Leben vorkommen mag, beleuchtet und ihm dessen innere Bedeutung aufschließt."

Bisweilen führt die Diktion, selbst bei höchst abstrakten Erörterungen, zu Stellen von plastischer Schönheit und Kraft. So heißt es bei der kritischen Erörterung des Begriffes vom „schlechthin notwendigen Wesen":

„Wir können etwas als notwendig nur denken, sofern wir es als durch seinen Grund unausbleiblich herbeigeführt denken: nun soll aber das notwendige Wesen gerade gar keinen Grund oder Ursach haben, wodurch der Begriff desselben sich aufhebt: Notwendigkeit wird postuliert; und zugleich wird die einzige Art, wie Notwendigkeit denkbar ist, aufgehoben. — Daher sagt Kant, kommt es, daß, wenn die Vernunft durch ihre Schlüsse zu diesem Gedanken vom notwendigen Wesen, das Ursache der Welt ist, gelangt ist, sie vor einem Abgrund steht, vor dem sie schwindelt, indem sie, sagt Kant, den Gedanken nicht ertragen kann, es wäre ein Wesen da, das zu sich selber sagte: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, und außer mir ist nichts, als was ich bewirkt habe: aber woher bin ich denn? — Dieselbe Form der Kausalität, durch welche die Vernunft zu diesem Gedanken gelangt ist, zwingt sie, ihn wieder aufzuheben: sie muß ihr eignes Gebäude zertrümmern. Das ist Kritik der Vernunft! Das ist der Alleszermalmer!"

Am drastischsten aber tritt die Lehrmethode Schopenhauers vielleicht an einer Stelle der Dianoiologie zutage. Hier wird die konkrete Bestimmtheit, zu welcher der Dozent das Denken seiner Hörer zu erziehen bemüht ist, der unmittelbaren

Gegenwart abgezwungen, und wenn er mit einer an Kuriosität grenzenden Kühnheit seine eigene Persönlichkeit dabei mit ins Spiel wirft, so geschieht es im Sinne einer grandiosen Unterordnung der Person unter die Sache:

„Sie sind sich unmittelbar bewußt, daß ich hier auf dem Katheder sitze und nunmehr angefangen habe zu reden, meine Physiognomie, meine Stimme und Aussprache hat einen ganz bestimmten und individuellen Eindruck auf Sie gemacht, der an die Stelle der bloß allgemeinen Vorstellung getreten ist, welche allein Sie noch vor wenigen Minuten von meiner Gegenwart hatten: auch hat Jeder die Zahl der Anwesenden und seine Bekannten darunter bemerkt: das alles ist unmittelbar und als ein Bild in Ihrem Bewußtsein gegenwärtig. Dies ist die Anschauung, also ein solches unmittelbares Wahrnehmen, wo nicht eine Vorstellung die Stelle einer anderen vertritt, sondern jede sich selbst ausspricht, daher kein Fragen warum?, kein Forschen und kein Zweifeln nötig ist: also das unmittelbare Innewerden des Gegenwärtigen . . . — Sodann weiß jeder von Ihnen, daß wir zu Berlin sind, im Universitätsgebäude, daß ich Arthur Schopenhauer bin, und daß es 12 Uhr vorbei ist: dies wissen Sie, d. h. Sie denken es, als etwas Wahres: aber es steht nicht unmittelbar im Bilde vor Ihnen. Es ist ein Wissen, ein Denken, kein Anschauen. Auch haben Sie Ursache zu forschen und zu zweifeln, ob es wirklich so ist; es ist möglich, daß Sie sich irren . . . .: es könnte sein, daß alle unsere Uhren falsch gingen, die Sonne noch nicht den Kulminationspunkt erreicht hätte, und es erst 11 wäre; sodann, daß ich nicht Arthur Schopenhauer wäre, sondern ein Anderer, der sich nur einstweilen hergesetzt hätte und zum Spaß eine Vorlesung hielte bis 12, wo der Rechte käme: — in jenem Erstern aber ist kein Irrtum möglich. — Da haben Sie nun sofort die beiden Probleme, die uns in diesem Semester beschäftigen sollen: Anschauung und Denken: diese sind es, in denen die Welt und all unser Wissen enthalten ist."

Schon in seiner Vorlesung aus dem Jahre 1820 eröffnet Schopenhauer, ähnlich wie im Anfange seines Hauptwerkes (1819), eine scharfe, durch bittere Ironie gewürzte Polemik gegen die Erkenntnis-Methoden oder -Unmethoden der Nachkantischen Idealisten. Es heißt in der „Theorie des gesamten Vorstellens, Denkens und Erkennens":

„Durch Kants Fehler (Verabsolutierung der Vernunft) verleitet, ward den modernen Philosophen die Vernunft ein Vermögen, dasjenige bald unmittelbar anzuschauen, bald bloß zu ahnden, was sie in lauter negativen Ausdrücken das Absolutum, das Übersinnliche, das Unendliche, Ewige nennen, eine zweite Welt (ein mundus extramundanus), in deren Beschreibung sie jedoch sehr von einander abweichen . . . . Ihre Philosophie ist dann weiter nichts als die Beschreibung ihrer unmittelbaren Wahrnehmungen, Anschauungen, Ahndungen jener übersinnlichen Welt: bei Fichte war es die Beschreibung, wie das Ich

das Nicht-Ich, d. h. eben die objektive Welt aus sich produziert, worüber er durch intellektuelle Anschauung genaue Nachricht hatte und solche seinen Hörern mitteilte. Bei Schelling war früher der Gegenstand der intellektuellen Anschauungen seiner Vernunft das Absolutum als reine Indifferenz und Identität des Realen und Idealen, welche aber auseinandergeht in Ideales und Reales und wieder zurückkehrt in die reine Identität und Indifferenz: das war der erste Schelling. Der zweite schaute intellektuell an, wie alle Dinge durch Abfall aus dem Absolutum entstanden wären, Emanation. Aber der dritte Schelling schaut an, wie Gott sich selbst gebiert, ohne Unterlaß, wie aus dem finstern Urgrund des Absolutums durch Streben nach oben die Dinge in immer vollkommenern Gestalten hervorgehn, aus der Nacht sich das Licht gebiert, ein beständiges Werden und Wachsen, ohne Anfang und Ende. Und so Jeder ad libitum: was er eben träumt und ausheckt ist intellektuelle Anschauung der Vernunft und fordert Respekt. — Alle Philosophen des Altertums und der neuern Zeit bis nach Kant haben jedoch jene ganze übersinnliche Anschauung, sei es nun einer ganz andern Welt oder der Produktion der gegenwärtigen aus dem Ich, so wenig gekannt als den sechsten Sinn der Fledermäuse und hätten also, wenn das die Vernunft wirkt, gar keine Vernunft gehabt. — Ich setze bei Ihnen voraus, daß auch Sie dieser unmittelbaren Erkenntnis einer übersinnlichen Welt, aus der die gegenwärtige sich mit Leichtigkeit erklären und ableiten läßt, nicht teilhaftig sind, so wenig als ich; da Sie sonst wohl nicht sich die Mühe geben würden, mit mir einen beschwerlichen und viele Geistesanstrengung erfordernden Weg zu gehn, um wo möglich eine genügende Einsicht in das Wesen dieser wirklich vorhandenen Welt, in der wir sind, und die uns doch so fremd ist, zu gewinnen."*) Oder ganz ähnlich: „Wenn Vernunft darin besteht, daß man das Absolutum anschaut, das Übersinnliche ahnet, das Übernatürliche erkennt; so haben alle Weisen des Altertums und alle Philosophen bis auf Fichte gar keine Vernunft gehabt; denn jene unmittelbaren Wahrnehmungen, Anschauungen, Ahndungen der Vernunft waren ihnen so fremd geblieben, als uns der sechste Sinn der Fledermäuse." —

Systematisch wie historisch angesehn, bieten die „Vorlesungen" eine Reihe interessanter Einzelheiten. So sind sie, wie schon angedeutet ist, im Besonderen für die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Gedankenwelt Schopenhauers von nicht geringer Bedeutung. Man hat in neuerer Zeit häufig die Ansicht vertreten, Schopenhauer sei im Laufe der Jahre von der Dogmatik seines ursprünglichen Standpunktes (Gleichsetzung von Wille und „Ding an sich") zurückgekommen und habe seine metaphysische Hauptthese im zweiten Band der „Welt als Wille und Vorstellung" (1844) durch kritische

*) Dieser Abschnitt (Deußens Ausgabe Band IX, Seite 236—237) ist eine interessante Variation des ihm korrespondierenden in der „Kritik der Kantischen Philosophie" (Bd. I, S. 617—618).

Einschränkungen abgeschwächt (Kuno Fischer). Hatte diese Ansicht in dem textlichen Befund des ersten Bandes des Hauptwerks noch eine, wenn auch nur scheinbare Stütze, so entziehen die kurz nach ihm entstandenen „Vorlesungen" ihr jeden Boden; denn den unkritisch gehaltenen Partieen gehen hier bereits kritischer gefaßte in reichem Maße parallel. Daß wir den Willen als „Ding an sich" nicht adäquat, sondern nur in seinen einzelnen Akten, also zeitlich und phänomenal zu erkennen vermögen, war zwar schon im ersten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung" gesagt worden, aber hier, in den „Vorlesungen", wird diese wichtige Restriktion häufiger und energischer hervorgehoben. Überraschend aber wirkt eine andere Verschiedenheit. Während der erste Band des Hauptwerks (1819) das Zusammenfallen von Subjekt und Objekt bei der intuitiven Erkenntnis des Willens im Selbstbewußtsein nur schüchtern und mit Einschränkungen behauptet, darin also den Erscheinungscharakter dieser Erkenntnis nicht verwirft, während der zweite Band (1844) das Zusammenfallen beider Glieder ausdrücklich verneint: — wird diese Koïnzidenz in den „Vorlesungen" mit viel kühnerer Entschiedenheit vertreten (Bd. IX, S. 446; Bd. X, S. 43, 59, 60), sodaß auf diesem Punkte eine Entwicklung der Lehre Schopenhauers von der Phase der früheren Schriftengruppe („Welt als Wille und Vorstellung" Bd. I und „Vorlesungen") bis zur Phase der späteren („Welt als Wille und Vorstellung" Bd. II, „Parerga und Paralipomena" usw.) schwerlich zu leugnen ist*).

Lehrreich und interessant ist ferner die Wahrnehmung, wie der Philosoph, der die anschauliche Erkenntnis auf jede Weise in ihre Rechte einzusetzen sucht, vor den studentischen Hörern das begriffliche Erkennen in einem Abschnitt behandelt, welcher an Umfang und Ausführlichkeit die entsprechenden Partieen der „Werke" bei Weitem überragt. So ist allein den „Schlüssen" ein Abschnitt von mehr als sechzig Seiten gewidmet. Doch scheint die Ausarbeitung der „Vorlesungen" auch hier manche Vorstufe geschaffen zu haben, welche auf die entsprechenden Stücke der späteren zum Druck bestimmten Werke hindeutet. —

Sehr bezeichnend ist endlich der warme Ton, in welchem Schopenhauer zu seinen Hörern spricht, das persönliche Kolorit des Vortrages, welches seiner Rede ein höchst individuelles Gepräge verleiht. Oft tritt hinter dem Sachlichen dieser persönliche Zug völlig zurück, um plötzlich wieder deutlich erkennbar zu werden. Es ist, als fühlte sich der Vortragende durch die gemeinsame Hingebung an die Sache, welche er bei seinen Zuhörern voraussetzt, mit diesen auch persönlich zu einer Art von Einheit verbunden; es ist, als glaubte er durch die gleiche redliche Bemühung im Dienste der Wahrheit auch menschlich ein stillschweigendes Band geknüpft. Nirgends vielleicht kommt dieser herzliche Zug schöner zum Aus-

*) Vgl. Heinrich Hasse, Schopenhauers Erkenntnislehre als System einer Gemeinschaft des Rationalen und Irrationalen, Leipzig, Verlag v. Felix Meiner 1913, S. 73 ff.

druck als an der Stelle, wo er nach den metaphysischen Darlegungen über die philosophisch von ihm so hoch bewertete Musik seinen Hörern die Pflege dieser Kunst mit eindringlichen Worten ans Herz legt:

„Nach dieser langen Betrachtung über das Wesen der Musik empfehle ich Ihnen den Genuß dieser Kunst vor allen andern. Keine Kunst wirkt auf den Menschen so unmittelbar und so tief ein als diese: eben weil keine uns das wahre Wesen der Welt so tief und unmittelbar erkennen läßt als diese. Das Anhören einer großen vollstimmigen und schönen Musik ist gleichsam ein Bad des Geistes: es spült alles Unreine, alles Kleinliche, alles Schlechte weg; stimmt jeden hinauf auf die höchste geistige Stufe, die seine Natur zuläßt: und während des Anhörens einer großen Musik fühlt jeder deutlich, was er im Ganzen wert ist, oder vielmehr, was er wert sein könnte. — Freilich verlangt jede Kunst, daß man die Empfänglichkeit für sie durch Bildung stärke: denn selbst das Ziel, die Absicht der Kunst lernt man erst kennen dadurch, daß man sie erreichen sehe. So fordert auch die Musik sehr viel Bildung: eben weil nur allmählich und durch Übung der Geist so viele und mannigfaltige Töne zugleich und schnell nacheinander fassen und kombinieren lernt. Wenn daher einer meint, mit all der bunten Musik wäre es für ihn nichts, er könne bloß Tanzmusik oder ein Lied zur Chitarre genießen; so ist dies eben Mangel an Bildung. Sie haben hier zu dieser Bildung und diesem Genuß die schönste Gelegenheit. Leider fehlt Kirchenmusik, die zur Grundlage der Einsicht in das Wesen der Musik und zur Grundlage der musikalischen Bildung das Beste ist. — Auch eignes Musizieren trägt viel bei zum Verständnis der Musik.

Hören und Spielen sei Ihnen auf jede Weise empfohlen, als Teilnahme an dieser heilsamen Kunst. Wer sich der Wissenschaft ergibt, muß seinen Geist im Ganzen veredeln; das fließt auf Alles ein. Ein Musensohn, aus dem das Salz der Erde werden soll, muß auch in seinen Vergnügungen den Musen angehören und nur edle geistige Belustigungen suchen. — Spielen, Trinken u. dgl. überlassen Sie den Philistern. Wenden Sie lieber Geld und Zeit daran, in die Oper und ins Konzert zu gehn. Es ist doch ungleich edler und geziemender, wenn Vier sich setzen zu einem Quartett als zu einer Partie Whist."

Geh. Regierungsrat Dr. A. Riedler,

Professor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin, Mitglied des Herrenhauses:

Erfinderarbeit.

Seit Jahrzehnten wird besserer Erfinderschutz begehrt, und einige Neuerungen zum Patentgesetz, die jetzt mehreren Interessentenverbänden zur Äußerung vorliegen, können als Frucht dieser Bewegung angesehen werden. Zweck dieser Niederschrift ist nicht, diese Neuerungen kritisch zu beleuchten, sondern nachzuweisen, daß die Klagen vieler Beteiligten, nicht nur der Erfinder, berechtigt sind, aber nie aufhören werden, weil das Wesen von „Erfindungen" mit unlösbaren Widersprüchen belastet ist. Ich beschränke mich auf das maschinentechnische Gebiet, weil dieses auch für Nichtsachkundige das verständlichste und eines der wichtigsten ist.

In weiten Kreisen herrschen Anschauungen über Erfinder, denen die harte Wirklichkeit völlig widerspricht. Die Sympathien, welche von der breiten Öffentlichkeit in der Regel den Erfindern zugewendet werden, führen zu landläufigen Vorstellungen von hohem Ruhm und Erfolg oder leidensvollem Kampf. Der Ruhm ist manchmal nicht verdient oder nur zufällig, oft nur Legende, die Leiden und Enttäuschungen hingegen sind meist klar zu sehen. Erfolg und Enttäuschungen können aber nur im Zusammenhang mit den gegebenen Verhältnissen beurteilt werden, die weite Kreise nie kennen lernen.

Auffällig ist zunächst, daß gerade die verbreitetsten Legenden mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen und die bekanntesten Erfinder nicht immer das erfunden haben, was die Welt meint.

Watt gilt als Erfinder der Dampfmaschine, die betriebsbrauchbar schon Jahrzehnte vor ihm vorhanden war. Trotzdem wird auch bei uns die englische Legende nacherzählt, daß der Knabe am dampfenden Teekessel und seinem tanzenden Deckel den Erfindungsgedanken gefaßt habe. Tatsächlich ist Watt nicht der Erfinder der Dampfmaschine, sondern ihr Ausgestalter und Bahnbrecher zu entscheidender Zeit, als das wirtschaftliche Bedürfnis nach solchen Maschinen mit der Gewinnung der Kohle aufkam.

George Stephenson gilt als der Erfinder der Lokomotive. In wenigen Jahren rundet sich das Jahrhundert seit dem vermeintlichen Geburtstage der Lokomotiveisenbahn, der berühmten Wettfahrt der „Rocket". Die Dampflokomotive war aber gangbar und brauchbar schon Jahrzehnte vorher vorhanden.

Otto gilt unbestritten als Erfinder der Gasmaschine. Seine umfassenden Patente kennzeichnen das Wesen von Gasmotoren, wie sie jetzt noch, nach vierzig Jahren, unverändert gebaut werden, sie haben aber im Prioritätsstreite nicht standgehalten, denn alles war vorbekannt, und gangbare Gasmaschinen waren schon vorher in Betrieb.

Bei gar vielen Erfindungen unserer Zeit, der es wahrlich nicht an öffentlichen Dokumenten gebricht, bleibt die Frage nach dem wirklichen Erfinder unbeantwortet. Wer ist z. B. der Erfinder des Drehstroms, der innerhalb des Lebensbereichs Tausender von wissenden Fachleuten die Elektrotechnik gründlich umgestaltet hat? Ist es Tesla oder Ferraris, die angeblich sein Wesen zuerst erkannt haben, oder ist es Dobrowolski oder die Gesellschaft, die mit ihm die Anwendung verwirklicht hat, oder sind es beide zusammen oder andere? Die meisten Nationen feiern daher begreiflicherweise für wichtige Erfindungen, für Dampfmaschine, Schiffsschraube, Telegraph, Telephon, Kraftwagen usw., ihre eigenen Erfinder. Wenn in diesem nationalen Wettlauf England manchen Vorsprung hat, so liegt dies darin, daß dort die Erfinder längst ihre Historiker gefunden haben, während bei uns Geschichte dieser Art für unwichtig gilt und nur weniges, meist nur Anekdotisches über verkannte, ihrer Zeit vorangeeilte Erfinder, in Umlauf kommt. —

Menschenarbeit läßt sich meist in allgemeinverständliche, oft einfache Beziehungen zu den gegebenen Verhältnissen, den hemmenden wie den fördernden, bringen, Erfinderarbeit aber nur selten, und in Zukunft wird dies wohl noch weniger möglich sein. Das Verdienst des Erfinders und der Werdegang von wichtigen Erfindungen läßt sich in der Regel äußerst schwer richtig bestimmen, und die Frage: Wer ist der Erfinder? kann nicht immer zweifelsfrei beantwortet werden.

In unserer Zeit ist Erkenntnis, die zu wichtigen Erfindungen führen kann, nur durch viel Erfahrung, Studium und meist nur durch planmäßige wissenschaftliche Versuche möglich. Das Äußere täuscht, denn es gibt gar verschiedene „Erfinder" und „Erfindungen", aber es muß sehr verschieden gewertet werden.

Die größte Zahl von Erfindern schafft auf engstem Arbeitsfeld Verbesserungen und Neuerungen, darunter viel Wertvolles, aber auch ganz Verfehltes.

Die „Berufserfinder" werfen sich auf alles, was Erfolg verspricht; sie erfinden, ohne daß ein Bedürfnis vorhanden ist. Patente sind ihnen nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Sie sind meist phantasiereiche Köpfe ohne Tiefe und oft der Schrecken der wirklich schaffenden Kräfte; sie sind Fabrikanten von Patenten, die erst durch kostspielige praktische Erprobung Bedeutung erlangen können, aber nur in seltenen Fällen die Feuerprobe bestehen. Wohl aber können solche Patente weiteren Fortschritt verhindern.

Dann gibt es die vielen „findigen" Köpfe, die im gegebenen Falle, gegenüber Schwierigkeiten, also in der Not, praktisch gangbare, zum Erfolg führende Auswege finden und oft Erfindungen von größtem Werte schaffen.

Weiter gibt es eine verhältnismäßig geringe Zahl unabhängiger, bedeutender Erfinder, die, oft ohne die ursprüngliche Absicht des Erfindens, dank besonderen Umständen eingehende Studien anstellen können und deren Ergebnisse zu Erfindungen verdichten.

Dann die große Zahl abhängiger Erfinder, „Teilerfinder" möchte ich sie nennen, die mit den Mitteln großer Organisationen, denen sie angehören, zu Erfindungen oder Entdeckungen gelangen. Ihnen kommt das Verdienst der Erfindung selten allein zu, sie haben es meist mit anderen zu teilen.

Innerhalb organisierter großer Betriebe ist die Regel, daß ein Angestellter, infolge der ihm überwiesenen Aufträge und durch die Mittel der Organisation, durch besondere Versuche schrittweise zu dem Erfindungsgedanken geführt wird. Oft erstrecken sich die Studien über eine Reihe von Jahren, und die endliche Schlußfolgerung, die zum Erfindungsgedanken führt, die aber völlig auf der Arbeit der Vorgänger ruht, ist häufig viel einfacher, als die Vorarbeit war. Welche Person schließlich zu der Schlußfolgerung und Formulierung eines Patentanspruchs gelangt, ist manchmal ganz nebensächlich.

In vielen Fällen liegt der Erfindungsgedanke bereits in der Fragestellung, in dem Auftrage, einen Versuch, eine Konstruktion mit bestimmtem Ziel durchzuführen, und der Erfindungsgedanke ist dann oft nur eine für jeden Erfahrenen selbstverständliche Schlußfolgerung und Formulierung.

Auf maschinentechnischen Gebieten werden die meisten Erfindungen naturgemäß von Konstrukteuren gemacht. Sehr viele Erfindungen werden aber überhaupt nicht gewollt, sondern ergeben sich beim Betreten schwieriger Wege, auf der Suche nach praktisch gangbaren Kompromissen. Die richtigen „Erfinder" unter den Konstrukteuren, die immer „Besseres" wollen, sind meist recht unbrauchbar und mit Recht gefürchtet. Sie sind insbesondere geeignet, die Verwirklichung der betriebsbrauchbaren und marktfähigen Maschinen zu gefährden. Die meisten und besten Erfindungen ergeben sich durch das Bestreben, eine Aufgabe zu lösen, erst beim näheren Zusehen stellt sich ein bestimmter Zusammenhang als patentfähig heraus, und es wird ein Patent darauf genommen, was ursprünglich gar nicht beabsichtigt war.

Im Bereiche organisierter Betriebe ist der Erfinder durchaus nicht immer der, der sich dafür hält oder im Patente genannt ist, und Mißstände ergeben sich daraus, daß auch rechtlich jemand als Erfinder gelten kann, der es durchaus nicht ist.

Ein Direktor, der einen bestimmten Fortschritt anstrebte, gab einem Angestellten den Auftrag, die Patente einer Maschinengattung planmäßig durchzuarbeiten. Dadurch wurden nach langer Arbeit Lücken in der Patentreihe gefunden, das Ziel war dem Mitarbeiter bekannt. Bevor das Gewollte endgültig formuliert wurde, trat der Mitarbeiter aus dem Unternehmen aus und meldete selbst ein Patent auf „seine" Erfindung an. Das Gericht konnte die Grenze zwischen Dienstauftrag und „Erfindung" nicht feststellen.

Ein anderer hatte die Aufgabe, eine wissenschaftliche Untersuchung planmäßig durchzuführen, womit Laboratoriumsversuche Hand in Hand gingen. Der sehr erfahrene Mann zog selbst nach monatelangen Studien nie die endgültigen

Schlußfolgerungen, sondern ließ sich durch weitere Studien und Versuche vorwärts schieben, bis auch andere Mitarbeiter anfingen, klar zu sehen; dann trat er aus und verdichtete die gewonnene Erkenntnis in Patentansprüche zu seinen eigenen Gunsten. Das war Untreue und Vertragsbruch. Das Gericht war aber machtlos, obwohl der „Erfindungsparagraph" im Vertrage stand.

Vielleicht sind die umgekehrten Fälle noch zahlreicher, daß die Erfinderarbeit der Angestellten durch Vorgesetzte oder durch das Geschäft rücksichtslos beansprucht und ausgenutzt wird, ohne daß dem Erfinder oder Mitarbeiter eine angemessene Entschädigung gewährt wird, und daß besondere geistige Arbeit, die weit über die Dienstverpflichtung hinaus geleistet wird, für den Urheber ohne Anerkennung bleibt.

Organisierte Arbeitsteilung ist in der Gegenwart unerläßlich; sie ist ein Kennzeichen unserer Zeit. Die Erfinderarbeit macht darin keine Ausnahme. Die Schattenseite ist, daß die Mitarbeit nicht immer so, wie sie es verdient, anerkannt wird, oder auch, daß jeder Mitarbeiter, der mitgeraten hat, schließlich der Erfinder sein will.

So spielen menschliche Verhältnisse in die Erfinderarbeit hinein, Überschätzung der Teilarbeit, Eifersucht oder Rücksichtslosigkeit der Vorgesetzten, Ehrgeiz an falscher Stelle und allerlei andere menschliche Unzulänglichkeiten und Fehler. Die können aber in eine allgemeine Betrachtung nicht eingeschlossen werden.

Allgemein wichtig ist die Abhängigkeit der Erfinderarbeit von wirtschaftlichen Verhältnissen, die höchst mannigfaltig, hemmend oder fördernd sein können. Die wirtschaftliche Verwertung der Erfindung ist doch der Endzweck. Wer immer Neues, wenn auch Besseres sucht, immer weiter erfindet, kann in organisierten Betrieben unmöglich werden, insbesondere in Fabrikbetrieben, er wird die Ausgestaltung wirtschaftlich brauchbarer Maschinen hemmen statt fördern. Die Massenfabrikation der Großbetriebe kann nicht jeder Neuerung folgen, auch wenn die Neuerung das Bessere ist, weil die kaufmännische Organisation dies hindert, weil die Fabrikeinrichtungen auf das Alte zugeschnitten sind und alles Neue Opfer an Zeit und Geld kostet.

Der Wert von Erfindungen ist zudem ganz unabhängig von Verdiensten; er kann meist gar nicht vorausbestimmt, nicht einmal geschätzt werden, sondern ist abhängig von einer Summe von Verhältnissen. Die Wertfrage, im voraus aufgeworfen, wird noch mehr als die Frage nach dem wirklichen Erfinder eine zunächst unlösbare Streitfrage sein. Die Industrie, welche die Patente ausnutzt, muß je nach der Sachlage ganz verschieden werten, abhängig von der Geschäftslage, den Hilfsmitteln, der Konkurrenz usw. Für die Industrie ist nicht der Fortschritt als solcher, sondern nur die verdienstbringende Verwertung Ziel und Zweck.

Zu den Schwierigkeiten, den wirklichen Erfinder und den Wert der Er-

findung festzustellen, kommt die weitere, daß jede wichtige Erfindung, insbesondere in Neuland, nur allmählich und in verschiedenen Stufen entstehen kann, die sich auf die vorangegangene Erkenntnis aufbauen. So sind z. B. beim Werden einer neuen Maschine als Hauptstufen zu unterscheiden: die Fassung des Erfindungsgedankens, seine Verwirklichung zur gangbaren Maschine, dann die Schaffung der betriebsbrauchbaren und schließlich die Ausgestaltung zur wirtschaftlich brauchbaren, verkäuflichen Maschine.

Die Ergebnisse auf diesen einzelnen Stufen sind sachlich und dem Werte nach völlig verschieden. Die erste Stufe ist unumgängliche Voraussetzung; aber es kommt häufig vor, und gerade im hochstehenden Maschinenbau, daß Maschinen, die mit Begeisterung als Fortschritt aufgenommen wurden, sich als wirtschaftlich unbrauchbar erwiesen, weil sie zu teuer, zu umständlich waren.

Es ist unmöglich, im voraus zu entscheiden, welche Entwicklungsstufe für Verdienst und Wertung die wichtigere ist. Allgemein kann man sagen, daß bei wichtigen Erfindungen der Erfinder auf den ersten Stufen viele Vorgänger finden wird, daß die letzte Stufe oft die schwierigste und immer die praktisch entscheidende ist, daß der Erfinderruhm, der in weite Kreise dringt, sich meist aber an die vorletzte Stufe, die Schaffung der brauchbaren Maschine, knüpft, weil sie die weithin sichtbare Umwälzung und die wirtschaftliche Weiterbildung veranlaßt. Daß einem Erfinder die Ausgestaltung bis zur letzten Stufe allein gelingt, ist bei schwierigen Maschinen seltene Ausnahme. Die Regel ist, daß der Erfinder auf e i n e r der Stufen Erfolg erringt und auch diesen nur unter Mitarbeit anderer. Hierzu ließe sich über vielen falschen Erfinderruhm berichten.

Auf anderen Gebieten gibt es Neuerungen, die der Erfinder bis zur Verkaufsfähigkeit ausgestalten kann. Solche abgeschlossenen Erfindungen sind besonders begehrt, sie bringen kein Risiko, sind jedem verständlich, und die glücklichen Erfinder, z. B. von Flaschen- und Knopfverschlüssen, von Bartscheren und Messern, Spielzeugen usw., werden viel beneidet. Die Erkenntnis des Bedürfnisses oder der Verkaufsfähigkeit bedeutet oft schon die Erfindung selbst.

Solche Erfindungen verleiten aber zu falscher Beurteilung anderer, ganz anders gearteter Erfindungen, die auf Neuland liegen, das nur langsam und mühsam erobert werden kann, meist auch von verschiedenen Seiten zugleich betreten wird. Die Erfindungsidee und ihre erste Ausgestaltung bedeutet dann wenig gegenüber der mühevollen Tätigkeit der Eroberung. Diese ist die Hauptsache und gelingt meist nur organisierter Tätigkeit. Die Erfindungen erhalten in solchem Falle den Charakter von „Entwicklungserfindungen" und sind Lösungen von Schwierigkeiten oder Verbesserungen mit dem Ziele, die Konkurrenzfähigkeit zu ermöglichen oder zu erhöhen. Die Erfindungen allein, ohne diese Eroberung, bedeuten hingegen nur eine Episode, nicht immer einen Fortschritt, oft einen Umweg oder ein Hindernis.

Gerade die hochstehende Erfinderarbeit ist eine sehr verwickelte Tätigkeit

ganz anderer Art, als die Öffentlichkeit meist annimmt. Erfinder, die mit überlegenem Kopfe blitzartig neue Erkenntnis finden, gibt es nur noch selten, denn auf der Oberfläche ist längst nichts mehr zu holen; Wertvolles ist nur durch das Eindringen in die Tiefe zu erlangen, dazu sind aber ausreichende Mittel, planmäßige Versuche und die entscheidende Mitarbeit anderer erforderlich.

In der Technik gilt insbesondere, daß alle wesentlichen Gedanken schon einmal da waren, wenigstens in unvollkommenen Anfängen, die unentwickelt bleiben, bis neue Bedürfnisse und neue Hilfsmittel neue Gestaltungen ermöglichen. Der Weg vom oft sehr einfachen Erfindungsgedanken bis zur wirtschaftlich brauchbaren Gestaltung ist stets ein sehr kostspieliger und mühevoller, den der Erfinder fast nie allein gehen kann. Oft kostet der Weg nur von der betriebsbrauchbaren bis zur marktfähigen Maschine Millionen.

Die wertvollste Erfinderarbeit ist überwiegend Teilarbeit geworden, Teil der organisierten Gesamtarbeit. Der Versuch, den Anteil des Erfinders abzutrennen, führt zur Willkür, oft zum Schaden der übrigen Mitarbeiter. Das Entscheidende ist immer die Anwendung, die Ausgestaltung zur wirtschaftlichen Brauchbarkeit. Man mag dies unbefriedigend finden, an den Tatsachen wird dadurch aber nichts geändert.

Das deutsche Patentgesetz kennt keinen Erfinder, sondern nur den Anmelder, kennt auch keine Rechte des Erfinders auf das Patent. Andere Staaten erteilen Patente nur dem Erfinder, d. i. demjenigen, der als solcher genannt ist. Die Schwierigkeiten werden dadurch nicht geringer, denn den wirklichen Erfinder im Bereiche organisierter Arbeit ausfindig zu machen, würde wohl in den meisten Fällen erst ein gerichtliches Feststellungsverfahren mit seinen Wechselfällen und rein juristischen Deutungen erfordern.

Die Welt der Erfindungen ist also ganz anders, als im großen Publikum angenommen wird. Dazu kommt, daß die Verwertung der Erfindungen auf den Patenten beruht, und daß die Patentgesetze trotz ihrer vorzüglichen Wirkungen vieles Harte, Unrichtige, Willkürliche und selbst Unmögliche enthalten, was die Erfindungen und Patente tiefgehend beeinflußt. Wer Erfindertätigkeit würdigen will, muß diese Eigentümlichkeiten der Patentgesetze, die in unserer Zeit vielfach bis zur Unerträglichkeit gesteigert sind, mitwürdigen. Das soll in einer späteren Darlegung geschehen.

Vorläufig sei nur gesagt: Den Erfindern kann nicht einseitig geholfen werden, jedenfalls nicht durch Änderung einzelner Bestimmungen des Patentgesetzes, ohne daß der ganze Komplex der in Betracht kommenden Fragen mitberücksichtigt wird. Das ist schwierig, denn die Grundlagen, insbesondere die Bestimmung, was eine Erfindung ist und wer als Erfinder anzusprechen ist, sind schwankend, weil der Fortschritt, der sich in Erfindungen ausdrückt, ohne Widersprüche kaum analysiert werden kann. Das kann nur dem Fachmann gelingen, der das betreffende Gebiet aus lebendiger eigener Erfahrung kennt, ohne

dabei den weiten Blick zu verlieren, dem Fachmanne, der nicht neben und nicht in, sondern über der Sache steht. Zu dieser Schwierigkeit kommt noch, daß der Erfolg nicht immer der Leistung und dem Verdienst entspricht.

Das Bild ist daher ganz anders, als es die große Allgemeinheit sieht, die nur von den weithin sichtbaren Folgen einiger Neuerungen etwas erfährt und sich danach Vorstellungen über Erfolge und Verdienste einzelner Personen bildet, ohne die gewaltige Vorarbeit, Mitarbeit und Nacharbeit anderer bis zur brauchbaren Gestaltung der Neuerungen auch nur zu ahnen.

Der Heroenkultus ist in der Psyche weiter Kreise tief begründet, aber ebenso die Abneigung, das überwältigende „Genie" willfährig anzuerkennen, so daß dann in den Legenden über Erfindungen und „Wunder der Technik" immer bestimmten Personen, aber auch dem „Zufall" eine große Rolle zugeschoben wird.

In Wirklichkeit haben Genie wie Zufall ihren Anteil an dem Erfolg. Der Zufall war früher häufiger am Werke, als viele Arbeitsgebiete noch Urland waren; jetzt muß auch das „Genie" wissenschaftlich diszipliniert sein, sonst ist die Ausbeute gering.

Der überwältigende Fortschritt der Technik beruht nicht darauf, daß die Zahl der genialen Erfindungen angewachsen ist, sondern darauf, daß das Bedürfnis nach Neuerungen gewaltig gestiegen ist und zugleich der Trieb der Selbsterhaltung in der Industrie, die jetzt den Fortschritt planmäßig und mit großen Mitteln suchen muß, um konkurrenzfähig zu bleiben.

Die völlige Änderung der Grundlagen für die Erfindertätigkeit in unserer Zeit ergibt sich auch aus einer allgemeinen Betrachtung:

Die Erfinderarbeit steht unter dem Einfluß der steten Umbildung, die jede Menschentätigkeit durch die Änderung der Verhältnisse erfahren muß, und die gerade in unserer Zeit rascher und tiefergreifend vor sich geht als je zuvor. Der Erfindungsbegriff mußte in unserer schaffensreichen Zeit ein anderer werden. Diese Veränderung und ihre Folgen aber müssen für die verschiedenen Arbeitsgebiete erst genau festgestellt werden, sonst ist jeder Versuch, die gegenwärtigen unbefriedigenden Zustände zu bessern, nur Stückwerk, das sehr schaden, aber nur wenig nützen kann.

Mit der Umgestaltung der Verhältnisse mußte die Schwierigkeit wachsen, Erfinderarbeit und Patente zu werten. Die Größe der Leistung liegt längst nicht mehr in den sogenannten Erfindungsgedanken. Der Schwerpunkt der Leistung mußte sich vom bloßen Erfindungsgedanken auf die richtige Gestaltung des Neuen für immer schwieriger werdende technische und wirtschaftliche Zwecke verschieben. Das Kennzeichen der Umbildung auf diesem Gebiete ist daher die Verschiebung des Erfindungswertes vom Abstrakten zum Konkreten.

Also „der Sieg der Materie über den Geist!" werden einseitig Gebildete sagen, die ihr willkürlich abgegrenztes Wissensreich für die Welt ansehen. Ganz

im Gegenteil! Die jetzige Erfinderarbeit erfordert viel mehr überlegenen Geist als früher das Auffischen neuer Gedanken!

Dazu kommt der Umstand, daß mit dem Wandel der Zeit und der Arbeitsweise Erfindungen immer weniger als Schöpfungen von Einzelnen auftreten, sondern organisierter Arbeitsteilung entspringen. Erfindungen stellen sich immer mehr dar als die planmäßige Verwertung von Erfahrungen für gegebene Zwecke mit wissenschaftlichen Mitteln. Der Erfindungsbegriff im Sinne des bloßen Erfindungsgedankens muß in unserer Zeit mit ihrer fortschreitenden, hochorganisierten Technik immer mehr verblassen; er verschwindet deshalb nicht, aber die praktische Ausgestaltung des Gedankens spielt eine immer wichtigere Rolle. Die Person des einzelnen Erfinders und die von ihm geleistete Teilarbeit in den Vordergrund zu stellen, widerspricht auch dem Wesen unserer Zeit. Man mag diese Zeit tadeln, wenn man sie aber nicht ändern kann, muß man die Konsequenzen ziehen.

Dr. Dietze:
Vorposten der wissenschaftlichen Forschung. II.

(Georg Hirth-München.)

Der erst jüngst wieder so gefeierte Herausgeber der „Jugend", Dr. Georg Hirth in München, darf als einer der kühnsten Ersten gelten, welche das Leben im allgemeinen, das Körperwachstum im besonderen sozusagen elektro-energetisch zu erklären versucht haben. Mit dieser Feststellung möchte ich mich begnügen und mich nicht weiter mit der Person dieses Forschers aufhalten. Wenn ich der Überschrift zu meinem Aufsatze gleichwohl den Namen Hirths beigefügt habe, so will ich dies damit erklären, daß derselbe eben mit der zu behandelnden Sache zu eng verknüpft ist.

Ein zwar nicht simpler, meinetwegen aber ungelehrter Ehegatte, welchem der erste Blick auf das Unterpfand ehelicher Lust in Liebe nach glücklich ausgeführtem Kunstgriff der Berufenen vergönnt war, wird sich eines eigentümlichen Gefühls nicht erwehren können. Dieses Gefühl besteht darin, daß man zum erstenmale selbst, mit eigenen Augen beobachten kann, wie eine, ja eine ganze Welt „aus nichts geworden". Denn der Mensch impliziert im Gedankengange der exakten wissenschaftlichen Forschung die Maximalleistung der Kraft, den Höchstpunkt alles organischen Werdens; die vorderen Glieder zählen dabei nur noch mit; die Wertbeurteilung der anorganischen Schöpfung unterliegt gegen die der

organischen Welt vollständig. So muß es denn etwas außergewöhnlich Großes sein, die Menschwerdung, von den Himmelsgrößen ganz abgesehen.

Wann aber wird die Zeit gekommen sein, da wir für den lebendigen Bau Mensch eine endgültige mechanische Erklärung abzugeben vermögen? Denn wir dürfen uns der Tatsache nicht verschließen, daß, je gründlicher die Erforschung der Lebenserscheinungen betrieben, je sorgfältiger die chemischen und physikalischen Vorgänge untersucht werden, desto schwieriger, wenn nicht hoffnungsloser die Erreichung des Ziels erscheint. Mich deucht's ein gewagtes Unterfangen, auf wenigen Seiten einer Zeitschrift das Mysterium des Wachstums zu skizzieren.

Unbegreiflich lange lag derjenige Teil der Lebensvorgänge in undurchdringliches Dunkel gehüllt, in welchem die Entstehung neuer Wesen gegeben ist. Die Beobachtung der Befruchtungsvorgänge, deren Kenntnis jetzt schon beinahe bis in die oberen Klassen der Bürgerschulen vorgedrungen ist, hatte zu den erbittertsten wissenschaftlichen Fehden unter den Gelehrten geführt. Der hierbei unterlag, wurde indes einer der Bahnbrecher auf dem noch bis zum Jahre 1838 unerforschten Gebiete der Zellentheorie: Matthias Schleiden. Allein dieser hatte sich nur auf die Pflanzenzelle bezogen und erst Theodor Schwann war es, welcher gleich im folgenden Jahre (1839) nachwies, daß auch der tierische Körper aus Zellen aufgebaut ist; leider aber vermochte er keine Erklärung dafür zu geben, durch welche Vorgänge die Vervielfältigung der Zelle bis zu ihrer Maximalleistung im ausgereiften Körper geschähe. Diese Entdeckung blieb Rud. Virchow vorbehalten. Er stellte den Satz auf, daß jede Zelle das Ergebnis einer Zellteilung ist. Ehe man aber zu der Erkenntnis gelangte, daß Ei und Spermatozoon garnichts anderes als Zellen, aus denen der ganze Körper aller Organismen zusammengesetzt ist, darstellen, waren von Leeuwenhoek bis Schweigger-Seidel und La Valette-St. George rund 200 Jahre ins Land gegangen. Und dennoch ist alles Wissen von der Zelle bis in die Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts äußerst rudimentär zu nennen. Die darwinistische Lehre von der Entwicklung der Organismen mittels triebartiger, gewollter Veränderungen bei der Fortpflanzung zwecks Höherzüchtung im Kampfe ums Dasein hatte bereits um diese Zeit ausgedehntere Verbreitung gefunden. Der Biologe Aug. Weismann unternahm es, sie in die Zelltheorie einzubeziehen. Gemeinsam mit Roux gründete er auf den seitherigen Forschungsergebnissen seine Zellvererbungstheorie. So fein dieselbe auch ausgebaut erscheint, Vermutung und Hypothese wiegen in ihr gleichwohl über.

Darf dessenungeachtet der Befruchtungsvorgang im allgemeinen als erforscht gelten, die Lebensbedingungen der Zelle stehen noch auf der Vorpostenkette der wissenschaftlichen Forschung. Die Grundfrage, wie erhält sich die Zelle nicht bloß am Leben, sondern, wodurch ist ihr Wachstum bedingt? — soll das fernere Ziel meiner Erörterungen sein.

Mit dem Problem der Wachstumsvorgänge ist die Ernährungsfrage aufs engste verbunden. Der Franzose Berthelot nahm die Lösung der letzteren für sich ausnahmslos in Anspruch, da das weite Feld der Chemie allein erfolgreiches Arbeiten in Aussicht stelle. Seine Prophezeiungen, die nunmehr über ein Vierteljahrhundert zurückliegen, sind bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen und, wie die Dinge liegen, können sie auch niemals in Erfüllung gehen. Der Chemiker Berthelot hatte ganz und gar übersehen, daß die Lebenstätigkeiten des menschlichen Organismus abhängig sind von dessen anatomischem Bau; er hatte offensichtlich nicht begriffen, daß physiologische Prozesse wesentlich andere Vorrichtungen zur Voraussetzung haben, als rein chemische. Wenn er mithin erwog, daß das Beefsteak der Zukunft aus höchstens 10 gr komprimiertem reinsten Eiweiß-Nährstoff von 75 gr frischem Ochsenfleisch bestehen werde, so mag allerdings richtig sein, daß sein Traum in der Krankenkost verwirklicht ist, aber mit dem „chemischen Beefsteak" kann sich ein Gesunder eben nicht ernähren. Die ausschließliche Verwendung der rein chemischen Kost für die Ernährung des Menschen und der höheren Säugetiere würde allein schon an deren Darmlänge scheitern. Drüsen, Galle, Milz, Pankreas, Nieren und Magen, die alle mehr oder weniger der ständig drohenden Gefahr ausgesetzt sind, sich selbst zu verdauen, können eine komprimierte rein chemische Kost ebensowenig brauchen wie Überladungen mit Küchengerichten unterster Zubereitung. Hätte die Menschheit nicht einen so gesunden Ernährungstrieb und hätte sie sich den Berthelotschen „Ratatinationstheorien" anvertraut, sie hätte sich in dem einen Vierteljahrhundert ins Grab gegessen. Nach seinen Theorien fabrizierte Kotelettes, Karbonaden, Beefsteaks und Rumpsteaks, Omeletten und Pfannkuchen hätten schwerlich diejenigen Bestandteile gehabt, die erforderlich sind für die Alkaleszenz des Blutes und der Lymphe; damit aber würde der Magen zum Selbstmord verurteilt sein.

Heute können wir uns kaum eines spöttischen Lächelns wegen des chemischen Sports des sonst bedeutenden Gelehrten erwehren. Denn ist uns die chemische Konstitution des Eiweißmoleküls im großen und ganzen noch unbekannt, noch weniger wissen wir über seinen komplizierten Aufbau aus den durch die Nahrung dem Körper zugeführten Grundstoffen. Sintemal das Eiweißmolekül der verschiedensten Organismen so ungeheuer verschieden ist, daß man beinahe zweifeln könnte, ob man die Moleküle in allen Fällen als solche des Eiweißes anzusprechen habe. So besteht das Pferdeeiweiß aus 2331, das Hundeeiweiß aus 2301, das Hühnereiweiß aus nur 646 Atomen Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefel. Es gibt keinen Chemiker, der imstande wäre, ein Eiweißmolekül synthetisch, d. h. künstlich nachzubilden. Wir verdanken Abderhalden und E. Fischer's glänzenden Untersuchungen über die Natur der Eiweißstoffe zwar sehr viel, allein zu höheren Erkenntnissen, als daß die amidartige Verknüpfung der Aminosäuren in den natürlichen Eiweißstoffen

eine Rolle spielt, sind wir bis zum Jahre d. H. 1912 gleichwohl nicht gekommen.

Daß wir die Eiweißchemie noch nicht ganz beherrschen, ist für die Physiologie schlechthin ein eminent fühlbarer Mangel. Denn mit dieser Unkenntnis hängt zusammen die Lückenhaftigkeit unseres Wissens von der Lymphe und vom Blute. Welche Tätigkeit die Lymphzellen (Leukocyten) zu erfüllen haben, ist, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, mehr als ein dunkles Ahnen nicht. Und was nun das Blut anlangt, so hat die Wissenschaft klargelegt, daß es zunächst seine rote Farbe seinem Eisengehalt, die hellere Tönung seinem Gehalt an Oxyhämoglobin und seine Flüssigkeit innerhalb der Blutgefäße der Anwesenheit der Lymphzellen verdankt. Die Totenstarre des Muskels tritt mit der Blutgerinnung ein, d. h. mit dem Absterben jener, Leukocyten genannten, Lymphzellen. Englische Forscher haben in der Gerinnbarkeit des Blutes an einer äußeren Wunde die Selbstschutzfähigkeit des Körpers bewiesen. Weiter reicht unser positives Wissen vom Blute nicht; alles übrige ist Vermutung — Hypothese. Reines Blutplasma hat bis heute noch nicht analysiert werden können; nur das Serum ist chemisch untersucht und zerlegt worden, und aus seiner Zusammensetzung schloß man, kühnlich genug, auf die des Plasmas unter Hinzurechnung des Faserstoffes.

Praktisch-medizinisch hat aber dennoch die Erforschung des Blutes wertvolle Resultate gezeitigt. Einmal hat die Kenntnis der Ursachen der Gerinnung zur Abschaffung der Bluttransfusion in der Therapie geführt; dann aber ist man durch die Erkenntnis der Zerlegungsfähigkeit des Plasmas durch die Salze in die tieferen Geheimnisse des Lebens eingedrungen. Tod und Leben haben lediglich hier ihre innigsten Berührungspunkte. Und hier stoßen wir auch an das Gebiet, in welches die Hypothesen Georg Hirths hineinragen. Sonderbarerweise wird sein Name in der medizinischen Fachliteratur nirgends genannt. Es kann ja freilich gar keine Rede davon sein, ihn als den Vater des Gedankens zu bezeichnen. Ich weiß zwar nicht, bis zu welchem Jahre seine Forschungen über diesen Gegenstand zurückreichen; denn C. Lehmann, Zuntz in seiner 1868 zu Bonn vorgelegten Doktorarbeit, Svante Arrhenius, Limbeck und A. v. Koranyi haben sich schon vor 25 bzw. 15 Jahren mit den von ihm behandelten Fragen beschäftigt und ihre Arbeiten finden sich verstreut in der wissenschaftlichen Literatur. Nun hat aber ein Groninger Prof. Dr. Hamburger schon im Jahre 1912 in der Berliner Mediz. Verlagsanstalt eine Schrift erscheinen lassen, welche die Behauptungen des Nichtarztes Hirth, derentwegen dieser von der praktischen Ärztewelt mißtrauisch angesehen worden war, bestätigt. Die kleine, kaum 75 Oktavseiten haltende Schrift gewinnt aber ein noch höheres Interesse, als sie gleichsam die in dem vom Solvay-Institut zu Brüssel vor drei Jahren

erlassenen Preisausschreiben zur Erörterung gestellten Fragen beantwortet. Davon ausgehend, daß Mitscherlich im Jahre 1844 die gegenseitige Anziehung von Wasser und Salz quantitativ bestimmte, während Hugo de Vries 1882 das Wasseranziehungsvermögen der Salzlösungen als neue Lehre von der Isotonie in die medizinische Wissenschaft einführte — da auch die roten Blutkörperchen dem Gesetz der isotonischen Koëffizienten gehorchten —, weist Hamburger endgültig nach, daß der osmotische Druck und die Jonenlehre grundsätzliche Bedeutung für die Physiologie und Pathologie des Blutes besitzen*). Es ist hier bewiesen, daß die chemische Zusammensetzung des Blutes funktionell an die Konstanz des osmotischen Druckes gebunden ist, und daß dieser nur durch die isotonischen Lösungen beeinflußt wird. Eine feststehende physiologische Salzlösung, an welche die landläufige Medizin noch glaubt, gibt's nicht mehr! . . . Die chemische Konstitution der verschiedenen Zellarten ist nicht dieselbe, und, nicht das gleiche Gemisch von Salzen weisen die verschiedenen Organe auf! In einer Kochsalzlösung hört ein aus dem Körper genommenes Herz zu schlagen auf, fügt man aber Kali-, Kalk- und Magnesiasalze hinzu, fängt es wieder zu schlagen an (Ringersche Lösung). Die Blutkörperchen enthalten weniger Chlornatron, als das Serum, sodaß Chlor-Jonen in jene eindringen können, und der Chlorgehalt des Serums abnimmt, sobald Kohlensäure auf das Blut einwirkt, der Sodagehalt des Blutes also gesteigert wird. Daran schließt sich die Erklärung der Quellung des Blutkörperchens. Es quillt auf Kosten des Serumwassers. So nimmt durch die Einengung des Serums die Verdichtung von dessen Eiweiß, Fett, Kohlenhydraten (Zucker) und Alkalimineralien zu. Was anders heißt das, als daß alles organische Leben elektro-(bio)chemischer Natur ist?! — Mit diesem Ergebnis darf man, da die Schwelle des 20. Jahrhunderts kaum erst überschritten ist, denn doch zufrieden sein.

---

*) Außerdem: Ätiologie und Therapie der Blutdrucksteigerung von Dr med. Hasebrock, Wiesbaden 1910, bei Bergmann eine Schrift, die jedem Arzte dringend empfohlen werden kann.

Ernst Altkirch:
Der Bildhauer der Aphrodite. Novelle*)

Ich kam um die Stunde, da die Sonne sich zum Untergange rüstete, aus den Säulengängen des Gymnasiums und schritt über den Marktplatz durch das Gewühl der Menge hin zum Hafen. Bei dem Brunnen der Demeter faßte mich von hinten beim Gewande der Dichter Melesias. Außer Atem war er und rief: Vernahmst du von dem Geschick des Perilaos?

Meine Augen fielen auf seine bestaubten Füße, die ohne Sandalen waren, und ich sah ihn voller Verwunderung und Schrecken an. Melesias aber, bevor ich noch eine Frage an ihn gerichtet hatte, schrie mit vor Schmerz entstelltem Angesicht: Der König sprach ihn des Todes schuldig!

Seine Worte erschütterten mich, daß ich gegen die Umrandung des Brunnens sank, und ich stammelte: Ihr Götter, steht ihm bei! O rede, wie kann ich glauben, was du sagst!

Melesias schickte sich an zu reden, doch er schwieg und preßte die Hände vor das Antlitz, als Lärm von der Treppe her erscholl, die zum Palaste des Königs führt. Volk umdrängte eine Schar Soldaten, die den in Fesseln geschlagenen Perilaos zur Richtstätte schleppten, und Weiber, die unverhüllt ihm folgten, spotteten seiner und höhnten ihn.

Ich kehrte mich weg, so tief beugte der Schmerz mich nieder. Erst als der Haufe an uns vorüberzog, erhob ich meine Augen und sah Perilaos in das lockenhäuptige Angesicht. Und seltsam, er lächelte. Aus seinen Augen, gegen des Himmels lichtdurchdrungene Bläue erhoben, brach überirdischer Glanz, und von seinem halb geöffneten Munde las ich den Triumph einer glücklichen Botschaft.

Ich hatte den neben mir stehenden Melesias vergessen, und der Anblick des Freundes, der zwischen den Soldaten wie ein Einsamer und Gottestrunkener dahinschritt, ließ mein Herz so erzittern, daß ich ihn anrufen mußte, aber nur ein schwacher, angstvoller Laut drang über meine Lippen: Perilaos!

Er wandte das Haupt nach mir hin, und sobald er mich und Melesias erkannt hatte, versuchte er, mit der gefesselten Rechten uns zu winken. Und da ein Soldat nach ihr mit der Schwertscheide schlug, brach er in die Worte aus: Trauert nicht, Freunde! Ich bin des höchsten Glückes teilhaftig geworden, darum ist mein Leben so schön und wunderbar, und ich gehe in einen seligen Tod!

Seine Füße trugen ihn wie auf Flügeln. Wir aber schauten ihm stumm und fassungslos inmitten lärmender Händlerinnen nach, bis er unseren Augen entschwand. Dann umklammerte Melesias meinen Arm und zog mich fort.

---

*) Aus dem Novellenbuche „Liebe", das in diesem Jahre im Verlage Eugen Diederichs, Jena erscheint.

Um der Menge zu entrinnen, bogen wir in eine stille Gasse ein, die sich zwischen Gartenmauern hinzog.

Zu dem kleinen Tempel, der der Themis geweiht ist, lenkten wir unsere Schritte. Wohlgeruch strömte uns entgegen. Von den Ölbäumen, die dem Tempel Schatten spenden, hingen silberne Blütenschleier bis zur Erde. Auf der Mauer, die den Platz vor der heiligen Stätte umgrenzt, ließen wir uns nieder. Durch dunkle Stämme und das zitternde Laub sahen wir das brausende Meer aufleuchten.

Und Melesias sprach: Der Themis einsames Tempelchen habe ich oftmals mit ihm, als wir Jünglinge waren, aufgesucht. Die Ilias lockte uns hierher, wenn wir im Meere gebadet hatten. Der Rhapsode regte sich in uns beiden, daß wir uns in der Begeisterung die Schriftrolle gegenseitig vom Kinn wegzogen. Wer war schön, anmutig und großgeartet wie Perilaos! Dem reinen Golde gleich, von keinem Hauche getrübt, so war ihm Leib und Seele, und seine Keuschheit größer als die eines Weibes. Hörtest du das Volk, das ihm nachschrie: Seht, da schleppt man den Schamlosen, dem unsere Königin nicht heilig war, zum Tode! Er faßte die harten Worte nicht, er lächelte nur. Sie berührten sein Ohr so fremd, als ob Sinn und Deutung von den Göttern niemals in sein Herz gelegt worden wären.

Welch unseliges Verhängnis, daß er zur Königin Nausimache in Liebe entbrannte, klagte ich.

Glaubst auch du den Schandmäulern, rief Melesias. O glaube ihnen nicht! Gedenke der Zeit, da der Krieg zu Ende war, und Tempel und Paläste zur Ehre der Götter sich füllten mit Bildwerken ohne Zahl. Perilaos schuf damals für den Männersaal der königlichen Burg den gewaltigen Fries der Kentaurenkämpfe. Und nachdem der Tempel am Parmissos vollendet war, übertrug ihm der König Sybotas die Herstellung des Götterbildes. Aus den Händen eines so glänzenden Künstlers sollte das Bild der goldenen Aphrodite hervorgehen.

Laß mich weiter erzählen.

Als Perilaos an die Ausführung des Werkes gehen wollte, saß er stundenlang in der Palästra und achtete auf die Knaben und Jünglinge, die von besonders feinem Wuchse waren. Unter ihnen forschte er nach ihren Schwestern. Und viele der edelsten Jungfrauen, deren Brüder dem Bildhauer wohlgefielen, kamen in seine Werkstatt, sich vor ihm zu entschleiern und ihn durch den Adel ihrer Schönheit zu der Statue der Göttin zu begeistern. Auch die anmutige Prodike und andere Hetären traten über seine Schwelle, ob von ihnen eine der Ehre teilhaftig würde, ihm als Vorbild für sein Werk zu dienen. Perilaos war tief beglückt von soviel Begeisterung, womit die Schönsten ihres Geschlechts sich ihm nahten. Wenn er aber am Abend allein in seiner Werkstatt saß, die von Wohlgerüchen noch erfüllt war, sank ihm das Haupt auf die Brust, und sein Mund klagte: Wo finde ich den Leib, der mich beseligt, die Göttin zu schaffen?

Da begab es sich, daß der König Sybotas nach einem heißen Tage auf der Terrasse seines Palastes sich mit Dichtern, Philosophen und Künstlern umgab, um in ihrer Mitte sich an einem erlesenen Mahle zu ergötzen und mit ihnen Wein zu trinken.

Unter den Geladenen befand sich auch Perilaos. Als der Nachtisch aufgetragen wurde, ehrte ihn der König dadurch, daß er ihn aufforderte, sich auf seiner Kline mit zu lagern. Sybotas reichte ihm von seinen großen Feigen, und während beide davon aßen, erkundigte er sich nach den Vorarbeiten für die Statue der Aphrodite. Der Bildhauer zögerte, sich dem Herrscher anzuvertrauen. Da dieser jedoch mit freundlicher Rede in ihn drang, öffnete er ihm sein Herz.

Inzwischen schöpften jugendliche Sklaven süß duftenden Wein aus den Mischkrügen in goldene Schalen, und hundertblättrige Rosen umkränzten das Gefäß, worin Zeus das Trankopfer dargebracht wurde. Sybotas war sehr durstig und schlürfte die erste Schale, die man ihm reichte, mit großer Hast leer.

Er lächelte so seltsam ob des Geständnisses, das ihm Perilaos abgelegt hatte, und nach einiger Zeit erhob er sich, wobei er das violettfarbige Himation umwarf, in das der Bacchantenzug hineingewebt ist, und winkte dem Künstler, ihm zu folgen. Beide stiegen die breite Treppe zum Garten hinab und betraten die Säulenhalle, die ihn umgibt.

Sybotas war vom Wein erregt, und kaum, daß er sich vor einem Lauscher sicher wähnte, verlangsamte er seine Schritte und sprach zu Perilaos: Dein Bekenntnis hat mich gerührt. Und wahrlich, nur ein Weib kann es sein, — nur diese eine!

Des Künstlers Wangen füllten sich mit Blut, er ergriff den Mantel des Königs, küßte ihn und stammelte: O nenne es mir!

Sybotas betrachtete den Bildhauer abermals mit lächelndem Munde, und ein kaum vernehmbarer Seufzer entfloh seinen Lippen, dann antwortete er bedächtig und mit erhobener Stimme: Die Königin Nausimache ist dieses Weib!

Perilaos erschrak und streckte wie abwehrend seine Arme vor. Mein König, rief er flehentlich, die gnädigen Götter haben dein Glück gekrönt, daß dein Weib an Gestalt und Schönheit einer Unsterblichen gleicht. Die Schönheit dieses Weibes haben die Himmlischen dir gegeben als ein sichtbares Zeichen ihrer Liebe. So sei sie dir denn nun auch heilig und unantastbar.

Sybotas blieb stehen; Mißmut warf einen Schatten auf sein Angesicht. Er entgegnete stolz: Zu engherzig denkst du, Künstler Perilaos du! Der Götter Hand ist mit mir, und alle Glücksgüter der Erde wurden mir zuteil. Mit einem außerordentlichen Geschenke die Götter zu ehren, geziemt mir deshalb gar wohl. Kann ich sie aber besser ehren, als wenn ich der Aphrodite ein Standbild errichte, für das ich mein Weib sich den Blicken aller Menschen zu entschleiern heiße? Wie wird jubeln und mir danken mein Volk! Und die Nachwelt wird bewun-

dernd vor deiner Statue stehen, Perilaos, vor dieser Statue der Göttin Aphrodite, die nach dem Leibe des schönsten der Weiber gebildet ward.

Sybotas schwieg und blickte Perilaos an, eine Antwort heischend. Der Bildhauer blieb stumm.

Da zog der König das weite Himation fest um sich, und verdrossen und scherzend zugleich kam es von seinen Lippen: Beim Zeus, Weiber, Künstler und Narren sind eines!

Damit wandte er sich zu der Freitreppe zurück und schritt sie langsam hinauf. An der Brüstung der Terrasse blieb er stehen und schaute lange über die bergige Landschaft hin, die vom fahlen Leuchten der Mondsichel wie in Nebel getaucht war. Jäh kehrte er sich zu Perilaos: Morgen will ich mit dir weiter reden.

Die Nacht war rasch hereingebrochen. Sklaven nahmen das Zeltdach ab, das die Terrasse überspannte. Dann brachten sie Fackeln herbei und setzten Feuerbecken, die mit gedörrten Holzscheiten gefüllt waren, in Brand. Ein kühler Wind, der vom Meere kam, und die Wasserstrahlen der Springbrunnen erfrischten wundersam die Luft, und laue, süße Wohlgerüche entstiegen den dunklen Gebüschen des Gartens.

Der König suchte wieder seinen Platz an der Tafel auf, doch an den fröhlichen Gesprächen der Dichter und an dem Witze der Philosophen fand er nur wenig Gefallen.

Laß die Flötenspielerinnen kommen, befahl er einem alten Sklaven.

Mit den Flötenspielerinnen erschienen auch Mimen und Gauklerinnen; aber diese alle schickte er weg bis auf ein Weib, die Schwerttänzerin Rhodope, die vortrefflich und hoch gewachsen ist, und deren Schenkel sich so glatt und sanft wie die einer silbernen Statue biegen.

Ihr Leib war fast nackend und mit einem stark duftenden Öl gesalbt. In den Händen hielt sie vier Schwerter, deren Klingen haarscharf geschliffen waren. Sie stieß sie in den Boden, und nachdem sie die Bänder ihrer Sandalen gelöst und ihre langen Flechten unter einer roten Haube verborgen, zeigte sie ihre Kunst.

Ruhig und sicher glitt der Körper Rhodopes, dem Spiel der Flöten folgend, an der Schärfe der blitzenden Schwerter vorbei. Er war so stählern und geschmeidig wie der eines Jünglings, der sich in den öffentlichen Spielen Ruhm erwirbt.

Sybotas klatschte der Schwerttänzerin Beifall, und die jungen Dichter und Künstler, denen das Antlitz brannte, erhoben ein begeistertes Geschrei, während die Alten sich in überschwenglichen Worten ergingen. Nur Perilaos war still und in sich gekehrt.

Am anderen Tage sprach der König zu ihm mit harter Stimme: Tritt her zu mir! Ein breiter Goldreif zog sich um seine Stirn, und unstet flammte sein Blick. Mit den Händen sich schwerfällig auf die Knie stützend, tat er Perilaos

kund: Die Königin begehrt mit dir zu reden. Darauf winkte er einer Sklavin, die zu den Türhüterinnen gehörte, daß sie den Künstler geleite.

Perilaos schritt mit ihr über den Hof am Altare des Zeus Herkeios vorüber und stieg die Treppe zu den Frauenwohnungen hinan. Die Sklavin öffnete ihm ein halbdunkles Gemach, dessen Wände aus bläulichem Marmor goldene Kränze schmückten, und der Estrich war mit vielen Rosen bedeckt. Auf ihrem aus Gold und Elfenbein gefertigten Thronos saß Nausimache, die Brust und das Haupt verschleiert. Regungslos, geheimnisvoll erglänzend wie ein Götterbild saß sie, und ihr Anblick ergriff Perilaos, daß er sich auf sein Antlitz warf.

Durch die Schatten des Schleiers, der Nausimaches Angesicht verhüllte, wetterleuchtete der Glanz ihrer Augen. Und ihre Stimme tönte dem klingenden Silber gleich: Nicht rief ich dich, weil der König es mir gebot! Doch rief ich dich, Perilaos, damit dir bewußt werde, daß ich nicht das Weib bin, wie Sybotas es dir verheißen hat. Mehr als Leibeszier und Perlenglanz schmückte mich einst der Geist der Liebe. Er ist wie ein kostbares und leicht zerbrechliches Gefäß, das von plumpen Händen berührt, auch seiner äußeren Schönheit verlustig geht. Ich war einmal von hoher Schönheit, von edlerer Bildung kann auch Aphrodite nicht sein. Weit zurück liegen die holden Tage der Jugend, und mir blieb nichts als der goldgewirkte Jungfrauenschleier, der mich einhüllt, und um den ich Here betrog.

Perilaos, sich aufrichtend, aber erwiderte ihr: O Königin, was andres kündest du mir, als daß du die schönste der Frauen bist?

Vermessener! schrie Nausimache auf.

Nenne mich nicht vermessen! Sieh mich an und fühle die Sehnsucht, die mich durchglüht, die Wonne, von der ich erbebe! Gottestrunken sind meine Augen von dir, und müßte ich auch immerdar den Anblick deiner leiblichen Schönheit entbehren, so würde doch, daß du deine Seele mir enthülltest, genug sein, daß ich das Bild der hohen Göttin nun zu schaffen vermöchte!

Die Königin streckte unter dem Schleier ihre Hand hervor.

Halt ein, halt ein, flüsterte sie. Ihr gnädigen Götter, warum laßt ihr mich diese Stunde erleben! Soll nun auch noch der süße Trost der Einsamkeit mir genommen sein?

Während Nausimache also sprach, erhob sie sich, und mit einer hastigen und stolzen Gebärde entschleierte sie dem Künstler das lockenumhangene Haupt. In ihren Augen war der Ausdruck der in sich versenkten Menschenschönheit, und sie glich den seligen, ewigwährenden Göttern.

Und rief laut: Sieh mein enthülltes Angesicht! Kein sterblicher Mann noch sah es außer dem, der mich erzeugte, und dem Könige Sybotas. Auch das Gewand, das mich umgibt, will ich von mir werfen, so du es heischest, damit du völlig erblicken kannst, was irdisch und sterblich an mir ist. Ja, du sollst ihn schauen, diesen Leib, mit dem Sybotas sich brüstet. Doch bei deinem Haupte

schwöre mir, das Bild der Aphrodite soll nicht einen Hauch von der Schönheit haben, die meine Schönheit ist, und von der dein inneres Auge dich mehr erblicken ließ, als wie der Schlaf von hundert Nächten mich vergessen machen könnte. Wisse, wenn dein Leben in meiner Hand wäre, dein Tod müßte mir Ruhe geben, ehe noch die Sonne im Meere versinkt. Doch genug der Worte — heische denn und schwöre mir!

Perilaos wich vor Nausimache zurück. Sein Blick hatte mit stumm schauender Bewunderung an ihrem Antlitz gehangen, und wie das Feuer, das Nahrung erhält, so wuchs die Glut seiner Seele, und seinen Lippen entrangen sich die Worte: Königin, ein Künstler bin ich!

Diese erbleichte, ihre unbeweglichen Augen schlossen sich, und ihr von Schmerz entstellter Mund stöhnte: Du willst diesen Schwur nicht tun? Wehe mir! So übe denn Verrat an mir vor allen Menschen, schlimmer als der König Sybotas, weil du ein Künstler bist!

Mit bebenden Händen verhüllte sie ihr Haupt und sank in die Kissen des goldenen Thronos. Und regungslos, geheimnisvoll erglänzend wie ein Götterbild saß sie wiederum vor ihm.

Da umschlang er ihre Knie und küßte ihre Füße. Danach ging er zur Tür, öffnete sie, ohne einen Blick zurückzutun, und schied so von der Königin.

Und er trat wieder vor Sybotas, der befahl ihm: Rede und verschweige mir nichts! Perilaos gehorchte. Kaum aber hatte er geendet, da reckte jener die Hand aus und schrie: O du hochmütiges Weib! Er konnte sein Herz nicht bezwingen, und Grimm und Scham ergriffen ihn mit solcher Gewalt, daß er in sich zusammensank wie ein Lebloser.

Am anderen Tage kam der Schatzmeister mit einer Sklavin aus der Umgebung Nausimaches in des Künstlers Haus. Er überbrachte ihm einen kostbaren Opal und einen Brief von der Hand des Königs, der die Worte enthielt: Nimm diesen Opal und diese Sklavin, deren Schönheit die Königin mir rühmte, als ein Zeichen meiner Gunst. Und schaffe das Standbild der Aphrodite, mir und dir zur Ehre!

Perilaos verstand den Sinn der königlichen Gabe. Er bewunderte Sybotas, noch mehr aber ward er von Scheu und Ehrfurcht vor Nausimache erfüllt.

Die Sklavin Isia, ein Mädchen von großer Schönheit, hat den Wettkämpfer Eudikos zum Vater. Ihr edelgeschnittenes Gesicht entzückt Jünglinge und Greise, und auch Perilaos war betroffen von ihrem hohen Liebreiz.

Spät suchte er ohne eine Leuchte seine Ruhestatt auf, denn Isia hatte sich zu seinen Füßen das Lager bereitet. Er hörte, wie sie sich aufrichtete und flüsterte: O Meister, kein Mann hat mich berührt bis zu dieser Stunde.

Perilaos antwortete ihr: Laß uns ausruhen, denn ich bin müde.

In der Nacht verließ ihn der Schlaf, und sein Ohr vernahm, daß sich Isia ruhelos auf ihrem Bette umherwarf.

Warum flieht dich der Schlaf? fragte er.

Wie vermöchte ich zu schlafen, wo ich weiß, daß du mich verschmähst und verachtest.

Bestürzt entgegnete ihr Perilaos: Tat ich das? Nimmermehr will ich dich kränken, die du mein Dach mit mir teilst. Darum hab Geduld mit mir.

Er erhob sich beim ersten Hahnenkrähen und ging in seine Werkstatt. Schiffsknechte waren bereits dabei, ihm einen Marmorblock herzuzuwälzen.

Als der Stein aufgerichtet war, ergriff er ungeduldig Hammer und Meißel und machte sich ans Werk. Stunde um Stunde verrann, ohne daß er ermüdete. Mit fester Faust trieb er den Meißel in das bläuliche Gestein, bis das Antlitz Nausimaches, aus dem Geheimnis erlöst, das Licht grüßte — der Königin und zugleich der Göttin edelstes Bild.

Isia stand davor so erschüttert, daß sie es mit ihrem Schleier bedeckte.

Doch als sich Perilaos nun anschickte, den Leib der Göttin zu bilden, entsanken ihm vor Zagen Hammer und Meißel. Isia aber, die ein gar kluges Mädchen war, erfaßte, was in seinem Inneren vorging. Lange sträubte sich der Bildhauer, und da er endlich auf ihre Bitten sie gewähren ließ, ihr Kleid vor ihm abzuwerfen, da richtete er seine Augen auf den jugendgeschmückten Leib, dann war er wiederum versunken in sich wie zuvor.

Isia erbebte vor Scham. Abermals sah sie sich von ihm verschmäht, und ohne Kraft, sich niederzubeugen, um sich mit ihrem Gewande zu bedecken, löste sie weinend ihre Flechten auf, und ihr dunkles Haar glitt herab und floß um sie wie ein Mantel.

Perilaos, aus seinen Gedanken aufgeschreckt, sprach: Weine nicht, deine Schönheit hat mir das Herz erquickt. Aber zürne mir nicht, der Leib, nach dessen Anblick meine Seele Verlangen trägt, ist ein anderer Leib.

Die Sklavin sank vor ihm nieder, und ihre Tränen fielen auf seine Füße. Er zog sie mit sanfter Hand zu sich empor und sprach der freundlichen Worte viele zu ihr.

Tag um Tag verzehrte sich Perilaos vor dem begonnenen Werke, das er nicht zu vollenden wagte. Noch in der Dunkelheit stand er vor ihm. Eines Abends trat Isia mit einer Leuchte herein, und des Freundes leidendes Antlitz gewahrend, legte sie die Hände auf seine Schultern und sprach: Warum fragst du mich niemals nach der Königin Nausimache? Laß mich von ihr erzählen. Sie hatte mich gern; die Halskette aus Bernstein erhielt ich von ihr. Jeden Morgen begleitete ich sie mit einer anderen Sklavin zum Bade. Ich trug ihr das Salböl und das Tuch und streute Narzissen auf ihren Weg.

Der Künstler unterbrach sie: Warum berichtest du mir das? Erzähle nicht weiter. Beneiden müßte ich dich, so ich von dir erführe, daß du die Königin hüllenlos sahst.

Ich sah sie nicht so, entgegnete ihm Isia. Allein betrat sie jedesmal das Badehaus, und wir mußten ihrer an der Türe warten, bis sie zurückkehrte.

Perilaos antwortete ihr nicht. Mutlos warf er sich auf eine Ruhebank.

Am nächsten Abend kam Isia wieder in seine Werkstatt, legte ihm ihre Hände auf die Schultern und sprach: Perilaos, laß ab von deinem Kummer und hab Vertrauen zu mir. Ich will dir helfen, daß du die Königin Nausimache mit Augen schaust.

Er kehrte ihr sein Antlitz zu. Wie er aber vernahm, daß ihre Absicht war, ihn in das Badegemach der Königin zu führen und ihn hinter einem Teppich zu verbergen, wehrte er ihr zum ersten Mal mit einem harten Worte. Sie ließ jedoch nicht ab und verstand sein Herz so in Brand zu setzen, daß er erstaunte, und daß er, von ihren Bitten hingerissen, rief: Ich unselig Geborener! Mädchen, geleite mich! Die Götter mögen mich schützen!

Ehe noch der Morgen des anderen Tages angebrochen war, weckte die Sklavin Perilaos. Auf einsamen Wegen führte sie ihn durch den Garten, der die Wohnung der Königin umgibt, und die Lieblingstiere Nausimaches, weiße Pfauen mit dunkelblauem Halse, entfalteten, als sie vorübergingen, ihren Schweif und begannen zu schreien. Schon fürchteten beide einem Wächter zu begegnen, doch es kam niemand, und durch ein Hinterpförtchen schlüpften sie in das von hohen Zypressen umgebene Badehaus. Drei Stufen führen zu der Marmorschale hinab, in die sich aus einer Pansmaske der kühle Wasserstrahl ergießt. Säulen, zwischen denen Scharlachteppiche aufgehängt sind, tragen die Decke, die in der Mitte geöffnet ist. Blühende Kletterrosen ranken sich darüber, und im Wasser spiegelt sich das dunkle Blau des Firmaments.

Hinter dem Teppich, der das Gartenpförtchen verbirgt, versteckte Isia den Bildhauer. Der Gesang der Vögel drang wie eine süße Himmelsstimme zu ihm herab. Allgemach erblaßte vor der Schönheit der Stunde die Scham, die er über sein Tun empfand. Der Schöpferdrang, der in ihm so heilig lebte, hob ihn empor, und er sandte zu den Himmlischen ein Gebet, mit dem er ihnen Dank sagte und ihrer Huld seine Seele empfahl.

Da öffnete sich das bronzene Tor, langsam ward es aufgetan, und über die Schwelle schritt Nausimache, gehüllt in einen Mantel aus Purpur.

Eine Sklavin trug das Tongefäß mit dem Salböl, stellte es auf den Fußboden und breitete das Tuch zum Abtrocknen darüber. Die andere Sklavin nahm der Königin das leuchtende Himation von den Schultern, darauf entfernten sich beide, und die Tür schloß sich hinter ihnen.

Nausimache hob einen silbernen Spiegel, den sie in der Hand trug, vor ihr Angesicht, schaute mit zurückgebogenem Haupte hinein, wobei ihr Blick starr wurde. Doch der Mund glich einer aufblühenden Rose.

Dann löste sie, mit einem Arm auf das Salbgefäß gelehnt, die kunstreich

verschlungenen Riemen ihrer Sandalen. Prachtvoll umfloß die weite Gewandung ihren Leib.

Mit einer feierlichen Ruhe und seligem Lächeln nahm sie die roten Binden aus den Haarflechten und öffnete die Fibel, die das faltenreiche Kleid auf den Schultern festhielt.

Nackend, schien sie sich wie eine Blume zu schließen und stieg schauernd ins Wasser. Wie sie aber, von der kühlen Flut benetzt, wieder auftauchte mit einem Gefühle der Verzückung, heiter lächelnden Angesichts nach oben blickend, wobei sie die Arme sehnsüchtig ausstreckte, da war die Königin Nausimache geschmückt mit all der göttlichen Schönheit der Tochter des Uranos, die die Wogen des Meeres emporhoben.

Perilaos stand, unbeweglich in seinem Glück. Leise sprach sein Mund: Ewige Götter, was habt ihr in eurer Unsterblichkeit vor mir voraus?

Dann aber, da er das königliche Weib ansah in der Reinheit ihrer Seele, befiel ihn ein Grauen vor seiner Kunst und Entsetzen vor sich selbst. So groß war dies Entsetzen, daß er hinstürzen wollte vor die Füße Nausimaches und den Schwur leisten, um den sie ihn angefleht hatte.

Seine Hand streckte sich bereits nach dem Teppich aus, um ihn zurückzuschlagen. Da blieben seine Augen an der Decke hangen. An der geöffneten Rundung, halb bedeckt von Rosenranken, gewahrte er eine Schlange, deren Augen Smaragden glichen, und die sich langsam herabließ. Wie sie fast das Haupt Nausimaches berühren konnte, erhob sie den Kopf, und aus dem dreieckigen Rachen spie sie ihr Gift auf der Königin Brüste.

Perilaos brach mit einem Schrei aus seinem Versteck hervor, stürzte sich auf Nausimache, umschlang sie mit seinen Armen, um sie vor einem neuen Angriff der Schlange zu schützen, und sog ihr die giftigen Tropfen von der Brust.

Er tat dies mit solcher Hast, daß die Königin nicht anders vermeinen konnte, als er habe sie auf die Brust geküßt. Zornbebend stieß sie hervor, daß ihr Atem über sein Gesicht wehte: Wahnwitziger! Anders hatte meine Seele dich zuerst gesehen. Oder die Götter haben dich verblendet und haben mich geschützt!

Darauf entfloh sie nackend aus dem Badehause.

Perilaos war keines Wortes mächtig gewesen. Er tötete nur die Schlange, als er allein war, und warf sie hinter den Teppich, der ihn verborgen gehalten hatte. Ungesehen entkam er, und schier von Sinnen stürzte er in sein Haus.

Issa begegnete ihm auf der Schwelle, erblich über sein verstörtes Angesicht und streckte ihm stumm die Hände entgegen. Er fiel auf die Knie, und im Schoße der Sklavin brach er in Wehklagen aus.

Ohne Aufhören schrie sein Mund. Da wurde es um sein Haus lebendig. Soldaten des Königs umringten es, die Tür wurde aufgestoßen, und der Hauptmann zog sein Schwert aus der Scheide und befahl, indem er auf Perilaos wies: Ergreift ihn!

Die Soldaten vollführten sein Geheiß, nahmen Perilaos in ihre Mitte und schleppten ihn nach dem königlichen Palast, wo Sybotas, von seinen Fürsten umgeben, in dem hochgewölbten, mit dem Kentaurenfries geschmückten Männersaal thronte. Sobald der Bildhauer vor ihm stand, winkte er einem Sklaven. Dieser entfernte sich, und nach kurzer Zeit tat sich das erzene Portal auf, durch das sonst nur der König zu schreiten pflegte, und Nausimache, von zwölf Dienerinnen geleitet, betrat den Saal. Langsam schritt sie dahin, in einen dunklen Schleier und in ein ungegürtetes, bis zu den Füßen herabwallendes Trauergewand gehüllt.

Sybotas erhob sich, ging mit dem goldenen Herrscherstabe ihr entgegen und erfaßte ehrfürchtig ihre Rechte. Als er sie zum Throne geleitet hatte, neigten sich alle Fürsten zur Erde und huldigten ihr.

Darauf richtete sich der Herrscher gegen Perilaos auf und sprach: Mit königlichen Gnaden habe ich dich überschüttet, du lohntest mir schlecht. Erbärmlicher als ein Sklave hast du gehandelt. Schmach hast du mir angetan, verletzt sind von dir die heiligsten Sitten. Du hast mein Weib beschimpft, darum will ich nicht Mitleid mit dir haben und will dich hart strafen. Und den Hauptmann und die Soldaten anrufend, gebot er: Tötet ihn!

Perilaos beugte sein Haupt. Dann schlug er seine Augen auf, und zu Nausimache gewandt, rief er: Königin, mich trifft ein glücklicher Tod! Schweigen würde mein Mund bewahren, wenn mein Schweigen deiner Seele Fröhlichkeit und Frieden bringen könnte. Da du dich aber von mir erniedrigt fühlst, so laß mich reden.

Und er berichtete, was er getan hatte, und worin seine Schuld bestand. Das Erstaunen des Königs war groß. Er schickte einen Boten nach dem Badehause, und wie der alte Sklave mit der getöteten Schlange zurückkehrte, erhob sich im Saale ein lautes Murmeln.

Des Sybotas Zorn war jählings gewichen. Er pries laut die Götter und die beherzte Tat des Perilaos, durch die der Königin das Leben gerettet worden war. Darauf wandte er sich zu Nausimache, daß sie sich dem Retter ihres Lebens dankbar erwiese.

Ein Beifallssturm brach los, alle Fürsten drängten sich zum Throne und riefen: Heil unserer Königin!

Nausimache erhob sich, zog den Schleier von ihrem Haupte, damit ein jeder ihr Angesicht sehen konnte, und sprach: Er soll sterben!

Ein einziger Ausruf des Abscheus brach aus dem Munde der versammelten Fürsten, und dem Könige sank der goldene Stab seiner Macht aus den Händen.

Nur Perilaos lächelte. Ihm waren die Sinne aufgetan. Seine Kunst gab er dahin, — in ihm war Liebe, und in seiner Liebe war das Ewige — wie ein Gottestrunkener ließ er sich zum Tode führen.

Als die Soldaten ihn ergriffen, verhüllte die Königin ihr Angesicht. — —

Nausimache, göttliche Königin! rief ich erschüttert. Und du Perilaos, der du den glücklichsten und schönsten Tod dieser Welt starbst, sei mir gegrüßt!

Von der weinenden Isia, der wir bei der Rückkehr zur Stadt begegneten, ließen wir uns den Erdhügel zeigen, unter den die Soldaten den Freund gebettet hatten, und wir überschütteten ihn so mit Rosen, daß er von ihnen völlig bedeckt wurde.

M. Roda Roda:
Die dicke Lisi und die schlanke Gabi.

(Schluß.)

IV.

„Lisi," rief Frau Aglaja zu ihrer Schwester ins Zimmer, „beeil dich furchtbar — wir sind ohnehin schon um eine Meile verspätet."

„Ich bin gleich fertig." — Lisi legte schon die Hand auf die Klinke, besann sich und kehrte wieder um.

Sie streifte den langen Handschuh ab und holte den Krug, um einem Veilchenstrauß das Wasser zu erneuern. Er war halb verwelkt und hatte gar keine Berechtigung mehr, fürsorglich in den Streifen Sonnenlicht ans Fenster geschoben zu werden.

Keine Berechtigung?

Vorgestern abend waren sie ins Hotel soupieren gegangen — Aglaja, Michael, Gaal, Landhofen und Lisi.

Da stand an der Straßenecke ein frierendes Mädel von kaum zwölf Jahren — im Korb vor sich hatte sie kümmerliche Veilchen.

„Sieh doch, Michael, wie sie zittert!" hatte Lisi gesagt. „Bitte, gib ihr einen Nickel!"

„Ach, geh doch!" wehrte er ab. Er hätte den Winterrock aufknöpfen, die Geldbörse aus der Tasche holen und am Ende noch die Handschuhe abziehen müssen. Das konnte man in dieser Kälte wirklich nicht verlangen.

Da warf Gaal schon ein Geldstück in das Blumenkörbchen.

„So einem armen Mädel muß man was schenken," sagte er entschuldigend, als hätte er Lisis leise Bitte nicht gehört.

Das Kind lief ihnen drei Schritte nach und drückte eines ihrer Sträußchen in Lisas Hand. — „Da, gnä Frau, nehmen S'! Noch aans — noch aans g'hört Ihnen."

Lisi schritt verwirrt weiter. — Landhofen hatte das lästige Kind abgewehrt mit einem Geschenk, das wohl sehr reich war — nach dem Ausruf der Armen zu schließen. — „Marsch nach Haus, du Kröte!" rief er ihr nach.

„Ein seltsamer Mensch," dachte Lisi. „Kann gut und böse fast im selben Augenblick sein. Sieht einen manchmal mit unverständlichem Widerwillen an und ist im nächsten Moment voll Liebenswürdigkeit."

Landhofen grollte weiter. „Diese verdammte Bande! Man sollte alle in Korrektionshäuser stecken. Aus solchen Lungerern rekrutieren sich die Einbrecher . . . ."

„Halt, Jurist!" unterbrach ihn Gaal lachend.

Landhofen nickte. „Jurist . . . ." wiederholte er geistesabwesend. — Ein sonderbarer Heiliger, dieser Landhofen!

„Lisi, träumst du?" — Aglaja riß die Tür auf. — „Ich warte auf dich wie auf glühenden Platten, und du stehst und guckst Löcher in die Luft."

Lisi raffte eilig den Muff vom Tisch.

Auf der Straße warf Aglaja einen Blick auf die Uhr. — „Unmöglich, jetzt mit dir zum Zahnarzt zu gehen. Es ist zu spät."

„Ich kann auch allein gehen," sagte Lisi demütig.

„Ich glaub's — zu dem alten Rauhbein, dem Iring! Heutzutag bewacht man die Mädels nicht mehr so. Das ist altmodisch . . . . . Ja — also du gehst zu Iring, und um ein Uhr treffen wir in der Konditorei Gerbeaud wieder zusammen. Triffst du auch zu Iring und zurück?"

„Natürlich."

„Schön. Ich besorge unterdessen zehntausend Dinge. Auch die Spitze für dich. Morgen kommt die Hausnäherin und ändert dein Kleid."

„Könnte es nicht so bleiben, Aglaja?"

„Nein, ein Tüllkleid muß Stil haben, Fluß, Großzügigkeit."

„Wie du meinst, Aglaja. Ich danke dir."

„Laß nur. Man hat doch Schwesternliebe und Stilgefühl. Du bist zu groß für die Fasson und . . . ."

„Zu dick," ergänzte Lisi. Sie versuchte, herzhaft zu lachen.

„Meinetwegen — zu dick. Ich begreife dich übrigens nicht. Da tut man doch was — man hungert ein wenig — oder so . . . . Allerdings — im Winter war ein Däne bei uns . . . . Michael bringt mir jeden erotischen Gast mit, dessen er habhaft wird — er liebt es, wenn ich mich amüsiere . . . . dem Dänen hättest du gefallen. Er sagte immer: „Die kranken Frauen haben die Dürre des Leibes in die Mode gebracht. Nun schämen sich die gesunden ihrer Fülle und verstecken sie — nur die Bäuerin im Leinenhemd reckt noch stolz die Brüste."

„Aber Aglaja!"

„Na — ja, so bist du! Wenn ich das Gabi oder Kinga sage, sie schreien gar nicht so entrüstet. — Adieu! Ich gehe rechts, du links. Adieu! Was ich

noch sagen wollte: mach mir Gaal nicht abspenstig! Ich wüßte keinen Nachfolger für ihn. — Gott, wie sie gleich rot wird, das dicke Wickelkind!" — Sie wandte sich schon ab.

„Aglaja, hör mal . . . .!"

Aglaja winkte nur mit dem fein behandschuhten Händchen zurück.

Lisi fand richtig zu Doktor Iring, dem Zahnarzt der Familie. Aglaja nannte ihn unlogischer Weise das Martertier.

Doktor Iring war bisher mit Lisi immer sehr zufrieden gewesen. Sie war noch jedesmals ruhig geblieben, wenn er an ihren Zähnen herumraspelte, feilte und bohrte. Sie wollte ja schnell fertig werden und nach Haus fahren. — Nun war das Heimweh wie durch Hexerei verflogen. Die Zähne aber waren ebenso plötzlich empfindlich geworden.

„Es schmerzt furchtbar."

Iring schüttelte ungläubig den Kopf. — „Es schmerzt nicht." — Der Alte wurde streng. — „Ich werde Ihnen den Zahn nochmal einlegen. Zum fünftenmal. Wenn es dann noch schmerzt, reiße ich Ihnen den Zahn raus."

Lisa war ganz beklommen unter dem Blick des alten Doktors. Sah der Mann ihr in Herz und Nieren? Hatte ihre Seele Glasfenster, an denen jeder Neugierige sich die Nase plattdrücken konnte?

Sie nahm kleinlaut Abschied und versuchte noch im letzten Augenblick, den Doktor freundlich anzulächeln.

Der alte Griesgram konnte nicht widerstehen. — „Adieu, Sie — Sie — Frühlingstag!" sagte er und tätschelte ihre Wangen.

Leichtfüßig, leichtherzig, reuelos entschlüpfte sie ihm.

Auf der Straße ließ sie den Kopf hangen.

„Du lieber Gott," dachte sie, „warum plage ich den armen Doktor? Es wäre besser, ich ginge heim nach Kreutz. Ich bin viel zu häßlich und dumm für die Großstadt. Ja, Herr Gaal redet mit mir. Er tut es wohl Aglaja zulieb. Warum denn sonst? Gabriele ist witzig und viel hübscher als ich, graziös und schlank. Kinga studiert, und Aglaja . . . . Du liebes Jesuchen, ich bin ein Dummerling — aber ich merke doch, daß Aglaja Angst hat vor Übermorgen, dem Souper. Sie weiß nicht, wo sie mich hintun soll. Neben wen placieren. Sie möchte sich ihren Abend nicht verderben — und mich nicht kränken. Darum hat sie zu Michael gesagt: „Wir müssen die Tischordnung miteinander ausdenken — schon Lisis wegen." — Wär' ich nur nach Kreutz gegangen!"

Mit einem kleinen bitteren Zug um den Mund ging Lisi ihres Weges. Auf der anderen Seite der Waiznergasse kam ihr Gaal entgegen.

Er sah ihr trauriges Gesicht. Natürlich — der Notar!

Ein abwesender Notar — wäre der nicht zu besiegen? — Gaal durchquerte entschieden die Straße und zog vor Lisi den Hut.

Lisi sah ihn mit so strahlenden Augen an, daß er einen Augenblick irre

an sich wurde. Hatte er falsch gesehen? Doch nein, da an der Wimper hing es noch, das Tränchen.

„Sie sind verstimmt, Fräulein Lisi?"

„Gewiß nicht," wehrte sie verlegen. „Es geht mir doch prachtvoll."

„Sie könnten Sehnsucht haben nach Papa und Mama — nach Freunden — nach irgend etwas, was Sie in Kreutz zurückgelassen haben." — Er sprach ganz langsam und belauerte ihre Miene. — Nichts. Sie hatte sich fest im Zügel, die Kleine.

„Ich sollte mich wirklich mehr nach Papa und Mama sehnen," sagte sie fast beschämt. „Aber es geht ihnen gut .... Papa schreibt mir alles, was zu Haus geschieht." — Dann setzte sie mit ihrer alten Munterkeit fort: „Rasch, Aglaja wartet auf mich bei Gerbeaud. Ich fürchte, sie zankt mich schon aus. Kommen Sie mit, Herr von Gaal!"

„Wenn Sie gestatten?"

Er grübelte und grübelte: konnte er Aglaja nach dem Notar befragen? — Natürlich, das war doch am einfachsten. — Da sah er vor sich Kinga mit dem Kneifer, und Kinga sprach mit echter Würde: „Wir warten ruhig, bis Aglaja uns ins Vertrauen zieht." — Sein Fall lag anders. Er hatte einen andern Grund, die Wahrheit zu erfahren, ein heiliges Recht.

Wenn ihm Aglaja aber nicht die Wahrheit sagt? Lisas kindisches Abenteuer vor ihm verleugnet? Etwa, um ihn als Medizin für die Kinderkrankheit der ersten Liebe zu benutzen? — Er wird nicht fragen. Wird einen Waffengang wagen — ohne Spione, ohne Helfer.

Lisi ging mit kleinen Schrittchen neben ihm her. Sein Schweigen bedrückte sie. — „Ich bin doch ein langweiliges Ding," dachte sie, „mir fällt nichts ein, was ihn anregen, ihm gefallen könnte."

Sie gingen stumm bis an die Tür der Konditorei. Aglaja sah sie kommen. Sie hatte an einem Ecktischchen gesessen und sich mit einem Kuchen auch das Recht gekauft, auf Lisi zu warten.

„Du Bummlerin, es ist zwei Uhr. Soll Michael deinetwegen verhungern? Wo haben Sie sie denn gefunden, Gaal?"

„Fräulein Lisa ging in Gedanken verloren durch die Waiznergasse ...."

„Unsre Lisi — in Gedanken verloren?" Frau Aglaja lachte.

Da richtete sich Lisa auf und sagte scharf, mit blitzenden Augen:

„Du denkst wohl, daß niemand Gedanken hat — außer dir und deiner Kompagnie?"

„Aber Lisa, was fällt dir denn ein?" rief Frau Aglaja — mehr erstaunt als verweisend.

Lisi drückte die Lippen fest zusammen. Die Lippen zitterten ihr — wie einem Kind, das dicht daran ist, zu weinen.

V.

Landhofen saß in seinem Bureau und arbeitete ein Aktenstück durch. Dann sah er nach der Uhr. Er faltete das Aktenstück, übergab es dem Diener und sah nochmals nach der Uhr. Er nahm einen neuen Bogen vor und verfaßte eine Klage gegen den säumigen Schuldner der Blaudruckfirma Schneller. Und sah zum dritten Mal nach der Uhr. Die Bureaustunde war vorüber, die Schreiber hatten das Arbeitszimmer nebenan verlassen. Fräulein Bertha war gegangen, das Tik-tik tak-tak der Schreibmaschine verstummt. — Landhofen schüttelte den Kopf: Wo blieb Gaal?

„Fünf Minuten warte ich noch," beschloß Landhofen und schlug die Mappe auf „Senner kontra Neufeld."

Nach vier Minuten klingelte es, und Gaal trat ein.

„Verzeih, ich bin spazieren gegangen. Es ist eine herrliche Luft. Man spürt schon den Frühling."

„Den Frühling, Gaal? Bei sechs Grad unter Null?" — Landhofen machte sein Bureaugesicht, ungläubig und lächelnd. Es sollte den Besucher ermuntern, zu sprechen, und zugleich warnen: „Mute mir nicht zu, dir ein einziges Wort zu glauben."

„Du bist also spazieren gegangen. Mit wem?"

„Selbstverständlich allein. Auf dem Korso ist's jetzt einfach prachtvoll. Der Blocksberg und die Lichter . . . ."

„Wie die sich in den dunkeln Wellen spiegeln . . . ."

„Sie spiegeln sich gar nicht, lieber Landhofen — der Strom ist nämlich zugefroren."

„Und trotzdem die Frühlingsahnung? Darüber hast du eine interessante und vielleicht folgenschwere Sitzung im Parteiklub versäumt."

„Gibt es denn folgenschwere Sitzungen? Es geschieht doch nur, was der Parteiführer will."

Landhofen sah ihn an. „Fronde?" fragte er mit leisem Lachen.

„Durchaus nicht. Aber man kommt doch zum Verstand in meinen Jahren. Die Politik ist mir Hekuba. Ich laufe mit — als Schaf in der Herde — wo mich der Parteihund hinkläfft. Wirke ich für meinen Bezirk? Ich kenne ihn gar nicht. Die Parteileitung hat mir den Bezirk zugewiesen — man hat agitiert, und ich bin gewählt worden. Zur größern Ehre der Partei gegen einen Einheimischen. Man hat meine Wahl angefochten. Mangels an Beweisen wurde ich freigesprochen. Du hast das sehr fein gemacht."

„Was willst du mit all dem? Warum bist du Abgeordneter geworden, wenn's dich nicht freut?"

„Um einen Vorwand zu haben, mich in der Stadt zu amüsieren und dem lieben Gott den Tag wegzustehlen. Statt zu Hause zu wirtschaften. Ich Esel sitze hier und spiele den Diener von Menschen, die mir gleichgültig sind. Nur

zeigen soll ich's ihnen nicht, weil sie meine gewesenen und vielleicht auch meine zukünftigen Wähler sind."

„Sag mal, Gaal, wer ist dir eigentlich auf den Kragen gestiegen?"

„Im ganzen drei. Der Regalienpächter Kohner verlangt meine Protektion für eine Lehrerstelle — der Schlossermeister Talg einen Freiplatz in der Gewerbeschule für seinen Sohn — und eine Notarswitwe die Posthalterei in Warang. — Findest du nicht, daß alle Notare und ihre Witwen ekelhaft sind?"

„Ich verfüge nicht über die nötigen Erfahrungen."

„Ich könnte daheim behaglich wohnen, statt hier in einer engen Garçonwohnung — auf die Jagd gehen, statt zu langweiligen Sitzungen — könnte heiraten . . . ."

„Heiraten —!" wiederholte Landhofen leise und schloß die Augen, als hätte ihn jemand vor die Brust gestoßen. — „Heiraten? — Wen?"

„Irgend . . . . ein liebes, hübsches Mädel, das Vorliebe fürs Landleben hat."

Sie rauchten schweigend weiter, einer wartete auf des anderen Wort. Als es still blieb, erhoben sie sich mißmutig zum Gehen.

An einer Straßenecke blieb Gaal stehen.

„Ferdinand, geh allein in den Klub! Ich komme morgen zu dir — dann referierst du mir. Ich trotte heim. Gute Nacht!"

Gaal blickte zurück, und als er seinen Freund ruhig weiterschreiten sah, nahm er einen Wagen und fuhr zu Frau Aglaja, die heute ihren Jour hatte.

Aglaja machte an diesem Abend eine verblüffende Entdeckung. Zehn Minuten, nachdem Gaal den Salon betreten hatte, saß er mit Lisi abgesondert in einer Ecke. Und Lisi, die vorher nachdenklich gewesen war und gemault hatte — noch vom Vormittag her — Lisi schwatzte darauf los wie im Taglohn.

Einen Augenblick fühlte Aglaja es unangenehm. Doch sie hatte Familienstolz — und wenn Gaal ihrem Schwesterchen ein bißchen den Hof machte, so schmeichelte das auch ihr. Schließlich — was ist ihr Gaal? Signore Murazzo vom italienischen Konsulat hat eine weiche Stimme, künstlerisches Gefühl, mandelförmige, schmachtende Augen und betete sie an. Le roi est mort — vive le roi!

VI.

Ein kleiner Abend bei Aglaja war ein Geschenk, das sie jedem einzelnen der Gäste machte. Ein Geschenk, das Freude und Dankbarkeit erregte.

Da waren höchstens zehn Personen geladen, sorgfältig gewählt, die zusammenklangen wie ein Akkord. Auf seinen Grundton war auch der Tafelschmuck gestimmt — letzthin gespreizte Tannenzweige, mit Silberfäden übersponnen, und rote Rosen dazwischen. Die Hausfrau trug ein Kleid von lila Seide mit gelblichen, gefälteten Spitzenärmeln. Auf der Stirn, an einem zarten Kettchen

hing ihr ein länglicher Smaragd, der grüne Funken sprühte. Sie sah wunderschön aus. Die Maler unter ihren Gästen erinnerten an Leonardos Frauenporträts und bedauerten nur, daß ihnen der Mut fehle, sie so zu malen. — Ein Schriftsteller nannte den Smaragd eine Träne, die der Neid in ohnmächtigem Zorn auf ihre Stirn weine. — Kinga sagte: so auszusehen, wäre eine Tat. Gabriele hatte geschwiegen und küßte Aglaja plötzlich, wie man ein niedliches Kindchen küßt. Um Michaels graue Bartspitzen zitterte das verliebte, eitle Lächeln, in seinen Augen funkelte der Protz des Besitzers.

So waren die intimen Soupers. An einem offiziellen Abend mit seinen Verpflichtungen und Rücksichten, da war Aglaja eine andre. Trug ordnungsgemäße Brillantohrringe — der Tisch strotzte von Silbergeräten — das Blumenarrangement hatte ein Gärtner besorgt. Aglaja saß zu Häupten der Tafel und machte den Professoren und Ministerialräten liebenswürdig die Honneurs. Sie nötigte sogar ein wenig zum Essen und Trinken. Die Tischordnung richtete sich nach Rang und Alter. Nur die Jugend konnte man nach Neigungen und Eigenschaften ordnen.

Kingas Mutter lächelte säuerlich, als sie Gaal bei Lisl sitzen sah. — „Natürlich," dachte sie, „Aglaja gönnt ihn einer andern nicht. Lisl, diese dumme Pute, macht ihr keine Konkurrenz." — Es erregte sie aber nicht weiter. Auf Gaal rechnete doch keine, mit dem hatten die Töchter grollend abgeschlossen. Der dachte ja nicht daran, einen Hausstand zu gründen; schwänzelte lieber um die junge Frau herum — in allen Ehren natürlich. — Und Kinga war gut placiert, das versöhnte die Mutter vollends mit Aglajas Eigennutz.

Kinga saß neben einem Privatdozenten und ließ ihr Licht leuchten. Endlich einer, der sie würdigen konnte. Einzelne Worte ihres Vortrags schwirrten wie verscheuchte Vögel durch das allgemeine Gespräch: „die vierfache Wurzel vom zureichenden Grund" — „der verwirklichte Traum der ebenbürtigen Frau" — „der frei gewordene Intellekt der Frau als Mitglied der Gesellschaft." Der Dozent aß sich redlich satt und stimmte hie und da murmelnd ein.

Gabriele war sehr still. Sie sagte, sie hätte Kopfschmerzen.

Sonst aber fühlte sich jedermann wohl. Man war heiter und aufgeräumt — morgen werden die Bekannten von einem gelungenen Abend reden.

Professor Klause flüsterte der Generalin seine bekannten gewagten Scherze zu, der Sektionschef erklärte seiner Nachbarin den englisch-französischen Vertrag. Da die gute Dame nie was andres las als die vermischten Nachrichten, war ihr alles neu und interessant.

„Papa hat mir heute geschrieben," erzählte Lisl Herrn von Gaal. „Unsern Dalmatinern geht es gut."

„Dalmatinern?"

„Kennen Sie die nicht? Prachtvolle Hunde sind's — groß wie Pointer.

Elegante Tiere," — sie war offenbar sehr stolz auf sie — „weiß — und schwarz getupft. Ganz getupft. Von der Schnauze bis zur Rutenspitze."

„Wie schön!" rief Gaal mit Begeisterung.

„Man nennt die Hunde unsre stummen Brüder — ich sage, sie sind unsre bessern Brüder."

„Oh, haben Sie schon so schlimme Erfahrungen gemacht, Fräulein Lisi? Ihnen muß doch jeder Mensch gut sein."

„Ich . . . ich . . . meine nur so . . ." stotterte Lisi. „Wenn Papa einen Tag vom Haus weg ist und kommt am Abend wieder — da freue ich mich natürlich. Die Hunde aber jaulen und tanzen und können sich nicht fassen vor Freude. Ich glaube, wenn sie sprechen könnten — die würden mehr sagen als „Guten Tag"."

„Ja," sagte Gaul, „man müßte auf dem Land leben und Dalmatiner züchten. Ich habe ein großes altes Haus. Da möchte ich wohnen, wenn . . . ." — Er sah Lisi grade und fest in die Augen und sagte sehr warm und sehr leise: „. . . . wenn ich eine liebe Frau hätte."

Er hatte es ganz leise gesagt, und doch war's Lisi, als müßten's alle gehört haben, als hallten diese Laute wie Orgelklang in einem Dom. Als müßten die Worte das Lachen und Gläserklingen übertönen, als würde nun jedermann mäuschenstill werden und auf ihre Herzschläge horchen.

Da hob Aglaja die Tafel auf. Die alten Herren zogen sich mit der Generalin zurück zu einer gemütlichen Kartenpartie. Wen der Vorzug traf, mit Ihrer Exzellenz zu spielen, schnitt ein saures Gesicht: ein Heller der Point, und nach jeder Partie eine Belehrung, wie das Spiel hätte gewonnen werden können.

Links in der Ecke saßen die drei scharfzüngigsten Damen. Nach jedem Gastmahl saßen sie so beieinander und hielten Gericht.

Im andern Winkelchen auf bequemen Sesseln, da war Sanssouci: vier fröhliche Weiberchen, die keine Sorgen kannten. Die eine hatte nur Knaben geboren —, die andre war kinderlos, und die übrigen hatten ihre Töchter glücklich verheiratet. Den Kampf um die entschwindende Jugend hatten die Großmütter längst aufgegeben — ihr Leben war ein sonniger Herbst.

Aglaja stand vor ihnen.

„Sie haben aber ein reizendes Schwesterchen, Frau Hofrätin! Sehen Sie nur hin, wie sie umworben ist! Prinz Gaal und die drei Dozenten drängen sich um sie."

„Ich habe bei Tisch immer was knacken gehört," sagte die zweite. — „Ich glaube, das war die Eisrinde um Gaals Herz."

Aglaja blickte geschmeichelt nach Lisi. Ja, so unberechenbar sind die Männer! Merkwürdig. Die dicke Lisi!

Lisi war munter wie ein Fischlein und blieb keine Antwort schuldig. Sie war glücklich, und dann . . . . man hat doch seine kleine Eitelkeit: sie fühlte

sich wie auf dem Kasinoball in Kreutz. Aus den Männeraugen flimmerte es ihr entgegen: Du bist reizend. Gaals Augen verrieten ihr noch mehr.

Aglaja erinnerte sich, daß die andern ihr Schwesterchen ein wenig verspottet hatten. Sie sah Kingas grüne Blicke und freute sich diebisch, daß Lisi Furore machte.

Kingas Mutter trat heran, gereizt wie eine Löwin, der man ihr Junges nicht rauben will. — „Ein reizender Abend, Aglaja! Alles ist dir so gut gelungen. Ich bin überrascht, wie lustig deine Schwester ist. Vorgestern, auf Kingas Mädchenjour war sie recht still. Die Gespräche waren ihr vielleicht zu ernst."

Aglaja überhörte die kleine Bosheit. — „Mag sie's genießen — sie bleibt ohnehin nicht lang."

„Nicht?" fragte Kingas Mutter lauernd.

„Nein. Ich behielte sie sehr gern über die Ballsaison. Aber Papa fürchtet, daß jemand sie ihm wegnimmt. Eine von uns aber will er nahe bei sich behalten."

Die fröhlichen Großmütter bedauerten, daß solch ein reizendes Ding in die Dorfeinsamkeit verschwinden würde. Ihnen lag ja nicht daran, eine Ringerin weniger in der Bahn zu sehen.

Gaal verließ seinen Platz neben Lisi und holte sich eine Zigarette vom Rauchtisch. Als er sich umwandte, war schon der Dozent an seine Stelle neben Lisi gerückt.

Gleichviel — man muß sich auch ein wenig um die übrige Gesellschaft kümmern. Er sprach ein paar Worte mit Gabriele. Als er an ihr vorbei in den Spiegel blickte, sah er Lisi darin — ihr rundes Gesicht, das von Frohmut und Gesundheit strahlte, ihre blitzenden Zähne. — „Verdammter Kerl, der Notar," knurrte er, „hat gar keinen schlechten Geschmack —" — und hatte einen Fluch auf der Zunge. Mit einem Gläschen Maraschino spülte er ihn hinab.

„Sie ungetreuer Knappe!" begrüßte ihn Aglaja. In ihrer Neckerei lag so viel Mitwissenschaft, daß er nicht einmal den Versuch machte, sich zu wehren. Übrigens war sie mit Signore Murazzo in ein eifriges Gespräch vertieft. Er fühlte sich entbehrlich. Und eine Sekunde lang tat es ihm fast weh.

„Ein wildzerklüftetes Tal wirkt auf mich dramatisch," hörte er Aglaja sagen. „Wie das Hoffnungslose einer Tragödie. Ich bin erschüttert, innerlich vernichtet . . . ."

Gaal lächelte leise und schlich davon. Vor einem Jahr hätte er noch andächtig lauschende Augen gemacht. Ein volles Jahr hatte sie ihn festgehalten, die kleine Frau Aglaja.

Es zog ihn wieder zu Lisi. Der Dozent machte ihm höflich Platz — ein Mann stört den andern nicht gern.

Gaal dachte nach. Es ist schwer, mit Absicht ungezogene, unerlaubte Fragen zu stellen.

„Wie lang bleiben Sie noch?" begann er.

„Das hängt nicht von mir ab."

„Von wem sonst?" fragte Gaal erwartungsvoll.

„Vom Zahnarzt."

Gaal verließ die Fährte und nahm eine andre auf. — „Kreutz — Kreutz — das klingt mir so bekannt. Hopp, ich hab's! Ich glaube, da ist oder war ein Freund von mir Notar. Wie heißt er doch nur?"

Lisi verwunderte sich sehr. — „Bei uns Ihr Freund Notar? Unser Notar heißt Pawel. Vorigen Monat haben wir ein Jubiläum gefeiert. Es waren gerade fünfundzwanzig Jahre, seit er sich einen grünen komischen Filzhut gekauft hat — den trägt er seither von November bis April."

„Pawel . . . ." — Gaal rieb sich die Stirn — „hat er Söhne?"

„Nein. Er hat fünf Dackel, die Frau Notar fünf Katzen und ihre Schwester fünf Amseln."

„Es müssen sehr liebe Leute sein," sagte Gaal zerstreut. — Gott die Weiber — die Weiber, was die zusammentratschen!

Gabriele stand neben Kinga. Mit einem Augenwink wies sie nach Lisi und Gaal. — „Sieh dahin, Kinga! 's ist noch immer das Alte: rote Backen, runde Hüften — das fesselt den Mann."

„Wir wollen uns ja vom Mann befreien — nicht ihn fesseln."

Gabriele streifte die Freundin mit einem mitleidig spöttischen Blick. — „Kleine Schwärmerin, das glaubst du dir selbst nicht."

Kinga wandte sich achselzuckend ab. Jedenfalls beschloß sie, von morgen an täglich einen Liter Milch zu trinken. Nicht als ob sie einem Mann gefallen wollte. Auch zum Studium braucht man Kraft und Frische.

VII.

Ferdinand Landhofen an Gabriele Berg.

Meine liebe, arme Gabi!

Ich beuge mich in den Staub und bekenne meine Sünde. Tief in meiner Seele lag seit Jahr und Tag die Sehnsucht verborgen nach dieser Stunde. Die Stunde ist da.

Glauben Sie mir — wie schwer Ihnen auch zumut ist — ich fühle es mit — und mein Schmerz ist verschärft durch die Gewissensqual, daß ich diese Stunde verräterisch herbeigesehnt habe.

Ich hörte, wie Sie Kinga sagten: „Lisi wird eine glückliche Frau." Da lief ich feig davon. Denn — wenn Sie ein Wort sprachen, das für mich, den Wissenden, eine Klage war — ich hätte mich toll auf den Mann stürzen müssen, der mein bester Freund ist.

Wenn Ihre Stimme nur gebebt hätte! Sie waren aber stark und groß und trugen Ihren Schmerz wie eine Königin.

Sie haben scharf gesehen. Vor einer Stunde kam Viktor zu mir — er kam von Aglaja und Lisi und konnte sein Glück nicht vorbeitragen an meiner Tür. Brachte es mir und breitete es vor mir aus — mit preisenden Worten, wie der Krämer seinen golddurchwirkten Brokat ausbreitet. Die Augen gingen mir geblendet über.

Nein, nicht wie ein Krämer. Dem hätte ich sein Glück abgekauft — für Sie.

Das Glück kann ich Ihnen nicht geben, Gabriele. Nur mich allein. Werden Sie meine Frau! Niemand bietet Ihnen so viel Demut und Milde.

Ich verlange nichts von Ihnen. Die Erlaubnis, Sie wortlos trösten zu dürfen, wird ein Gnadengeschenk für mich sein. Das Leben schlug Ihnen eine grausame Wunde, meine Finger werden sie spinnwebfein verbinden.

Ich werde bescheiden sein, sagte ich eben, und breche mein Versprechen im selben Augenblick. Ich denke daran, daß Sie hier nebenan Ihren kleinen Salon haben werden — da trinken Sie mit Ihren Freundinnen Tee und tuscheln und lachen. Wenn ich die Portiere zurückziehe, klingt Ihre Stimme in mein garstiges Bureau. Nun weiß ich, wozu es dieses Bureau gibt: hier müssen Ihre Blumenhüte verdient werden, Ihre Seidenschleier, die tausend Bibelots, deren eine junge, schöne Frau bedarf.

Vielleicht treibe ich meine Unbescheidenheit so weit, die Tür zu öffnen und die Schwelle zu überschreiten. Sie sehen mich erstaunt, ein wenig unwillig an und fragen: „Wollen Sie einen Tee bei uns nehmen?"

Ich werde mich ganz klein machen und um Verzeihung bitten. — „Wenn Sie erlauben, Gabriele?" — Wir werden uns Sie nennen, wie es die jungen, nobeln Ehepaare unsres Kreises tun.

Das ist unser Leben. Ich weiß, es bietet Ihnen nichts, was man mit dem kostbaren, unerreichbaren, unbezahlbaren Gewebe vergleichen könnte, das vor einer Stunde meine Augen geblendet hat.

Aber für mich, meine schöne, stolze Gabi, ist es ein Gottesgeschenk, das ich Ihnen zu jeder Stunde mit jedem Tropfen Herzblut danken werde.

Ihr Ferdinand.

* * *

Landhofen schloß die Briefblätter in einen Umschlag. Taumelnd wie ein Trunkener schritt er ins Vorzimmer, nahm Hut und Rock und ging. Nur nicht daheim sein müssen, wo die Sehnsucht nach Gabriele von den Wänden schrie!

Er schritt durch die lautlosen Gassen der Nacht. Aus einem Café fiel noch gedämpftes Licht durch die verhängten Fenster — da trat er ein.

Polizeistunde. Die Zigeunerkapelle hatte ihr Spiel beendet. Nun saßen die Musikanten da, um vielleicht noch späten Gästen im Séparée aufzuspielen. Landhofen wies ihnen mit einer Kopfbewegung den Weg. Ein schläfriger Kellner brachte im Eiskübel Champagner herbei.

„Spiel mir," sagte Landhofen, „spiel mir:

„Mein Herz, das ist von tausend Blüten schwer"."

Der Zigeuner spielte.

Landhofen hatte den Kopf in die Handflächen gestützt. Hörte er's? Schlief er?

Jani, der neunundzwanzigste Sohn seines berühmten Vaters, fiedelte unverdrossen. Aus eigenem Entschluß ging er auf andre Weisen über.

Zigeuner haben Takt: der Herr war schwermütig — Jani geigte, so traurig er nur konnte.

Plötzlich stieg dem Zigeuner eine grauenhafte Vorstellung auf: Ein Todeskandidat —! Der Mann da wird sich im Morgengrauen eine Kugel durch das Hirn jagen. Am Ende hier vor ihm. Und Jani spielte und spielte und wagte nicht, einen Blick vom Gast zu wenden.

Als sich das erste Frühlicht durch die Vorhänge stahl, erklang das Lied:

„Dir blüht grün der Myrtenkranz,
Mir glüht der Totenkerze Glanz."

Da stand Landhofen jäh auf. — „Trottel! Verdammter Trottel!" zischte er. Schlug mit harten Knöcheln eine Banknote auf den Tisch und ging.

Und ließ Jani verdutzt zurück. — Donnerwetter! War das vielleicht ein glücklicher Bräutigam gewesen?

Landhofen kam nach Haus und warf sich aufs Bett.

„Schlafe," dachte er gequält, „schlafe — du hast morgen den Termin Leiser kontra Böhm und mußt Leiser vertreten. Oder vertrete ich eigentlich Böhm? — Um Gottes willen — schlaf! — Ja, Böhm. — Und wenn du verlierst — Leiser hat ja tausendmal recht — aber du mußt gewinnen, du mußt immer gewinnen — für Gabrielens Spitzenkleider — für die weißen Kleider — für Gabriele — für Gabi — du hast ihr nichts andres zu bieten — schlaf — Böhm kontra Leiser — leiser — immer leiser. — Leis und leise rauschen Bäume, schläfern mich in süße Träume. Ich träume, daß du mein eigen bist —, daß du mich mit blassen Lippen küßt . . . ." — „Spiel doch weiter, dummer Zigeuner!" murmelte Landhofen und schlummerte ein.

Am Morgen erwachte er zermürbt und zerschlagen. — Die Stunden schlichen. — Zäh an der Minute klebend, qualvoll starb der Tag.

Landhofen saß an seinem Schreibtisch — vor einem Briefblatt, darauf hatte er gestern drei Zeilen geworfen. Er starrte sie an — unfähig, ein Wort beizufügen. So oft einer der Beamten mit einer Frage hereinkam, tauchte er die

Feder ein, als hätte er die Arbeit eben unterbrochen. Mit schwerer, trockener Zunge gab er zerstreut Antwort — denn er horchte — horchte — wartete fieberhaft wie der Verurteilte auf kaiserliche Gnade.

Um vier Uhr kam — Herr Goldschmied, Mitinhaber der Exportfirma Goldschmied u. Söhne. Er hatte sich nicht abweisen lassen. Er wollte unbedingt den Chef sprechen.

Der Arme! Landhofen lauschte seiner Rede, ohne daß mehr als einzelne Wörter sein Bewußtsein erreichten: „Saatfrucht bemustert — nicht mustergetreu . . . ." — Er starrte Herrn Goldschmied mit glanzlosen Augen an.

„Leis und leiser rauschen Bäume . . . ." klang es in ihm, und dann in einer Ideenverbindung, deren Häßlichkeit er nicht in acht nahm: „Goldschmied, lieber Goldschmied mein, schmied mir ein güldnes Ringelein . . . ."

„Möchten Sie Ihre Klage nicht meinem Konzipienten wiederholen? Ich . . . . fühle mich nicht ganz wohl," bat er gequält.

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt, lieber Herr Doktor?" näselte Goldschmied teilnahmsvoll. „Jeder dritte Mensch hat heute Influenza." — Sprach's und ging, um draußen dem Beamten sein „Bemustert — nicht mustergetreu" nochmals vorzujammern.

Mitten drin verstummte er.

„Eine Dame wünscht dringend den Chef zu sprechen."

Hinter Gabriele schloß sich die gepolsterte Tür.

Landhofen war aufgesprungen. Er stützte die Hände auf die Tischplatte und starrte Gabriele an — unfähig, sich zu rühren. — „Ja," dachte er, „dort steht Gabriele. Und es ist sonst ganz nahe. Sonst. Aber jetzt — wenn ich die Tischplatte loslasse, versinke ich in einen tiefen Schacht. Ich will nicht erst versuchen, ihr entgegenzugehen, denn ich kann diese Weiten nicht durchmessen."

„Ich mußte selbst kommen, Ferdinand . . . ."

Vor dem Klang ihrer Stimme schwand dieses entsetzliche Gefühl des Fernseins. Er kam hinter dem Schreibtisch hervor. Gabi nahm in dem großen Lehnstuhl Platz, Landhofen setzte sich dicht daneben — auf einen niederen Puff, der unnütz und unberührt jahrelang dagestanden hatte, als hätte er gewartet.

„Ich mußte selbst kommen, Ferdinand. Wenn ich Ihnen geschrieben hätte . . . . wär' es mir zu leicht geworden. Ich will mir's schwer machen — als Buße. Ich leugne nicht, ich war in Gaal verliebt. Dann lernte ich aus Ihren Briefen Gaal kennen — Gaal und dich — Gaal wurde immer unwichtiger, kleiner — und langsam stieg in mir der Wunsch auf: Wenn sich doch Gaal verlobte!" — Gabriele beugte sich herab und flüsterte: „Ich bin so glücklich, daß Lisi kam, mein Ferdinand!"

Else Höffer:

Sieger. Roman.

1. Kapitel.

In dem gewaltigen, kahlen Versammlungssaal der Konkordia wogten dichtgedrängt die Menschen durcheinander und strebten, sich rücksichtslos vorwärts schiebend, danach, noch einen Stuhl zu erobern. Die vorderen Reihen waren dicht besetzt. Kopf an Kopf drängte sich die Menge, und in den schmalen Gängen, die die Stuhlkomplexe durchschnitten, standen Gruppen von Männern und suchten vergebens mit den Blicken nach freien Sitzen nahe am Rednerpult, das sich kalt und nüchtern gegen die glatte, braune Wand des Saales hob.

Draußen auf dem Gange scholl eine unmelodische Glocke. Die Gruppen in den Gängen schoben sich eilig rückwärts, lösten sich auf und tauchten in den hinteren Stuhlreihen unter. Durch die Flügeltüren quollen in breiten Wogen die Nachzügler, stauten sich in dem Hauptgange und blieben resigniert stehen, als sich erwies, daß keine Sitzplätze mehr frei waren. Nur wenige verließen darauf den Saal, die meisten blieben stehen mit hartnäckigem Trotz, gespannten oder neugierigen Augen.

Es waren klobige oder hagere Gestalten in grauen Arbeitsanzügen, und fahlen, von schwerer Lebensnot gezeichneten Gesichtern, Proletarier.

Zu diesen wollte Rechtsanwalt Dr. Torbeck reden, und sie waren gekommen, den ersten Anwalt der Stadt zu hören, der sich für den Reichstag als ihr Kandidat hatte aufstellen lassen.

Über den unzähligen, dichtgedrängten Köpfen war ein unaufhörliches Wogen und Wallen, und all die grauen Gesichter erschienen so gleichförmig, daß das Auge darüber hinglitt wie über die gleichmäßigen, runden Wellen eines Sees, die von einer unerklärlichen, rätselvollen Bewegung aus der Tiefe belebt werden. Der weite schmucklose Saal war der gegebene Rahmen für diese Menschen, die aus dem grauen Alltag kamen und wieder darin versinken würden.

Von der Decke hingen gußeiserne Kronleuchter herab, deren Tulpen ein hartes, weißes Licht niederstrahlen ließen, das die Gesichter scharf und alt machte und die Werktagskleider noch ärmlicher, die Schatten unter den Augen noch tiefer.

An einem Leuchterarm hing noch ein welkes Stückchen Girlande, das wohl zu einem Unteroffizierball oder Sängerfest dem nüchternen Saal einen Anflug von Poesie gegeben hatte. Sonst war in dem ganzen Raume nirgends das Bestreben sichtbar, Schönheit in Form oder Farbe zu bannen, alles sah zweck-

entsprechend, kalt und billig aus. Die Wände waren in gleichmäßige Felder eingeteilt, vor den hohen Fenstern hingen Leinenvorhänge in schlaffen Falten. Auf der Schmalseite des Saales über den Flügeltüren war eine Empore, sie war bei festlichen Gelegenheiten für die Musikkapelle bestimmt, heute hatten die Vertreter der Presse dort Platz genommen. Sie saßen vor ihren weißen Bogen mit scharf gespitzten Stiften, ihre Blicke gingen voll Spannung über den großen Raum und konzentrierten sich immer wieder auf dem Rednerpult.

Es war ein sensationeller Tag heute. Der bedeutendste Rechtsanwalt der Stadt trat zum ersten Male, ganz unerwartet aus seinem Privatleben heraus in den politischen Kampf und bot sich den Sozialdemokraten als Kandidat an.

In einer Ecke der Empore bauschte sich der graue Leinenvorhang weit vor das Fenster und war in unaufhörlicher Bewegung. Die Herren von der Presse wandten ihre Aufmerksamkeit zuweilen flüchtig von der Versammlung ab und sandten erstaunte, lächelnde Blicke zu den drei jungen Damen, die sich unter die grauen Falten schmiegten.

„Wer ist denn das?" fragte halblaut der Vertreter des Tageblatts seinen Kollegen von der deutschen Post. Der sah gleichgültig hinüber und suchte in seinem Gedächtnis. „Der Alte da im Hintergrund ist der Bureaudiener von Torbeck, ich kenne ihn aus dem Kriegerverein, — die Damen werden jedenfalls die Töchter Torbecks sein, die den Vater reden hören wollen — er hat welche, so viel ich weiß."

„Ach, das ist interessant", sagte voll Eifer der Jüngere. Wenn Torbeck auf seiner politischen Laufbahn reüssierte, dann galt es auch sein Privatleben zu kennen, seine Familienverhältnisse zu durchforschen und in die Spalten zu bannen für das Publikum, das ihn kaum kannte, ihn nur zuweilen im Auto von seiner weißen Villa nach den Bureaus drunten in der Stadt sausen sah. Oft wurde sein Name genannt, wenn er einen seiner großen Prozesse plaidierte, aber von seiner Persönlichkeit, seinem Leben wußte man nichts, als daß er ein genialer Redner und großer Arbeiter war, der viel Geld verdiente und sich ein behagliches und elegantes Leben schuf. Nun aber galt es zu ergründen, wie dieser Mann, den man nur als Gentleman im tadellos sitzenden Anzug kannte, der sich reserviert dem lauten, politischen Leben ferngehalten hatte, dazu kam, sich als Kandidat für die Sozialdemokraten aufstellen zu lassen. Es mußte ein interessanter Entwickelungsgang gewesen sein, den zu erforschen sich wohl lohnte. Der junge Journalist sah nachdenklich zu der Mädchengruppe hinüber, als läge dort die Antwort auf seine Gedanken.

Die jungen Damen schoben den Vorhang geschickt und sorgfältig zwischen sich und etwaige neugierige Blicke aus dem Publikum, sodaß sie von unten nicht sichtbar waren. Sie wünschten anscheinend unerkannt zu bleiben. Auch von dem Rednerpult aus konnten sie kaum bemerkt werden, wenn sie sich ein wenig hinter die Rampe der Galerie duckten. Unter Flüstern und Lachen probierten sie

die bequemste und diskreteste Stellung aus, die ihren neugierigen Augen einen möglichst weiten Spielraum ließ und die Gestalten möglichst verbarg. Den heiß-leuchtenden Augen und lachenden Lippen sah man die innere Erregung an, die sich über einen wohlgelungenen Streich freute und auf eine angenehme Sensation wartete.

Marga Torbeck hatte den Plan ausgeheckt, und sie war glücklich über das gute Gelingen, das schöne kluge Gesicht strahlte von einer inneren Freude, und ihre schlanken, energischen Hände zuckten im Schoß in mühsam beherrschter Ungeduld.

Gestern beim Tee war es gewesen in ihrem hellen Mädchenzimmer, als ihre Schwester Josepha mit Maria von Schwanstedt die neuen Journale betrachtete, zwischendurch plaudernd, lachend, in kleinen Schlucken den Tee aus den chinesischen Schälchen trinkend und Kuchen knabbernd, — da hatte sie zufällig die Tageszeitung ergriffen und gedankenlos waren ihre Blicke über die Spalten gehuscht. Da auf einmal hatte sie in großen und anspruchsvollen Lettern den Namen des Vaters erblickt, förmlich laut und prahlend war er ihr aus den kleinen schwarzen Zeilen entgegengesprungen — wie eine Reklame schien ihr das.

Dann las sie, daß ihr Vater im Konkordiasaale reden wolle. Sie las es mit halbem Verständnis, ihr Geist stand dem politischen Leben völlig hilflos gegenüber, denn sie lebte ein kleines, harmloses und sehr sonniges Mädchenleben. Sie begriff nur, daß ihr Vater zum Volke sprechen wollte, und eine dramatische Erinnerung tauchte in ihr auf, an Marc Anton, der an Cäsars Leiche zu den Römern spricht. Es wunderte sie auch gar nicht, daß der Vater weder mit der Mutter noch mit ihnen über dies Vorhaben gesprochen hatte, er war ja meist schweigsam und ernst, und außerdem war es eine stillschweigende Hausregel, daß er nie von seinen Geschäften sprach, oder von dem Leben, das er drunten in der Stadt in den hohen Bureauräumen führte.

Marga lehnte sich ein wenig in dem hellen Biedermeiersesselchen zurück und dachte grübelnd: „Welches ist nun wohl sein eigentliches Leben — hier oben bei uns, oder drunten in der Stadt?" Sie fühlte zum ersten Male, daß ihr Vater ein Doppelleben führte, an dem sie keinen Teil hatten. Das war vielleicht der Wunsch der Mutter, die von der weißen Villa alles mit Geschick und Energie fernhielt, was düster oder häßlich oder aufregend war, und was ihr Lebensideal: die sonnige Harmonie von Schönheit und Behagen gefährdete.

Marga stand auf und sah über die kahlen Wipfel der Lindenallee hinweg auf die Stadt, deren große Fabrikschlote in den grauen Tag schwarze Schwaden stießen. Das waren die Wahrzeichen der Arbeit und des mühseligen Lebens, — dort unten arbeitete auch der Vater inmitten des Lärms und heißen Hastens, und auf dem Hügel, in einer eleganten Villenkolonie lag sein helles Haus wie auf

einer Insel, und die Seinen lebten auf der Insel und wußten nichts von ihm und seiner Arbeit, — nichts von seinen Kämpfen.

Marga preßte die Stirn an die Scheiben, sie fühlte klar: dort unten wogten Kämpfe, deren Getön nicht zu ihnen drang, der Vater war in den ersten Reihen — denn warum spräche er sonst zu den Arbeitern? Ein peinliches Gefühl wie Scham kroch durch ihre Seele. Sie kam sich albern und leer vor, ihr Leben erschien ihr auf einmal wie ein Puppendasein. Und nur weil drunten die Schlote rauchten und von der Arbeit und Not, vom Kampf und Fortschritt sprachen?

Auf einmal spürte sie den aromatischen Duft des Tees, der schmeichelnd aus der flachen Schale stieg. Sie wandte sich rasch um und sah die graue Stadt nicht mehr, und die Gedanken zerflatterten, nur den heiteren Raum sah sie mit den entzückend graziösen Möbeln, dem eleganten Teetisch mit dem diskreten Silberblinken und die beiden Mädchenköpfe mit den bauschigen Frisuren, die sich über die Zeitschriften beugten.

Sie setzte sich nieder und trank langsam ihre Tasse leer, aber über ihren dunklen Brauen war noch ein Hauch nachdenklichen Sinnens.

„Höre, Jo, ich lese eben in der Zeitung, daß Vater morgen in einer Volksversammlung spricht."

Jo ließ das Blatt sinken und sah zu der Schwester hinüber, in ihren braunen Augen war nur ein kleines Erstaunen, kein wärmeres Interesse.

„Ah —" sagte sie halblaut, stand vorsichtig auf und füllte die Tassen aus der silbernen Kanne. Marga fühlte wieder, wie schwach die Fäden waren, die das Leben des Vaters mit ihnen verband.

Maria von Schwanstedt lachte mit ihren Schelmenaugen und ihr niedliches, nervöses Gamingesichtchen verzog sich in Abscheu. „Ich bitte euch, fangt nicht auch noch von den Geschichten an, ich höre genug von Politik zu Hause, ich glaube, mein Vater hat vielen Ärger."

Sie suchte wählerisch in dem Kuchenkörbchen. Marga spann ihren Gedanken weiter.

„Mir ist die Politik gleichgültig — aber eine Volksversammlung — es muß einen großartigen Eindruck machen. Und dann Vater als einziger über ihnen, zu ihnen redend —." Ihre Augen leuchten auf einmal dunkel. „Ich möchte mit dabei sein —" und dann leidenschaftlicher: „Ja ich möchte hin, ich möchte wohl einmal wissen, was das für ein Leben ist, da unten —"

Ihr Gesicht war erglüht. Es war, als wittere ihre Natur den Kampf und drängte ihm entgegen.

„Das geht doch aber nicht —" meinte Josepha bedächtig, sie liebte das Außergewöhnliche nicht und scheute es, aus ihrer Reserve zu treten.

Maria sah wieder mit den lachenden Augen um sich. „Warum denn nicht? Es wäre doch ein himmlischer Spaß! Mal was anderes, nur darf es niemand

erfahren, sonst läßt man uns nicht hin. Es wird sicher amüsant — die Volksversammlung!"

Marga war ernüchtert, auf einmal kam die Sache auch ihr spaßig und lächerlich vor, aber das Abenteuer reizte sie mächtig.

„Ich werde an den alten Bureaudiener telephonieren, Huber muß mit uns gehen, und statt in das Wohltätigkeitskonzert gehen wir in die Versammlung."

Sie hatten noch lange aufgeregt hin und her gesprochen, und unter Marias übermütigen Augen und losen Worten war der Plan zu einem tollen Mädelstreich geworden, von dem die Eltern nichts wissen durften und von dem man sich prickelnde Sensationen versprach. Als Marga mit heißen Wangen in ihr weißes Schlafzimmer trat, dachte sie beklommen: „So habe ich das gar nicht gewollt, — aber es ist doch besser so —" Sie spürte unklar, daß die schwere Wucht der Ereignisse dort unten nur in dieser leichten und spielenden Form in ihr glattes Leben dringen konnte. —

Und nun saßen sie in dem nüchternen Saale auf der staubigen Bank der Empore unter dem Schutz des alten Huber, der halb widerwillig, halb schmunzelnd die Führung übernommen hatte. Ihm war ein wenig unbehaglich zumute, er hatte sich versprechen lassen, „daß nur die gnädige Frau nichts erführe", vor deren kühler Vornehmheit er einen beklemmenden Respekt hatte. Er war froh, als er seine Schützlinge wohl geborgen auf der Galerie hatte, und das war ihm so leicht gelungen, weil der Portier sein Kamerad aus dem Kriegerverein war.

Nun stand er mit zusammengezogenen Brauen und unter den gelblichweißen Büscheln leuchteten seine schwarzen Augen kriegerisch hervor und doch war zuweilen ein unsicheres Blinzeln in ihnen. Was nur der Herr Doktor von den Sozialdemokraten wollte? Sich als Kandidat aufstellen lassen? Ach, das war ja Unsinn. — Er lachte grimmig. Gewiß wollte er ihnen die Wahrheit sagen und einen energischen Marsch blasen. Es würde wohl ein Donnerwetter geben. Er zog den schwarzen Rock strammer. Wenn nur die jungen Damen nicht auf den tollen Einfall gekommen wären! Das kommt vom Nichtstun. Was würde der Herr Regierungspräsident von Schwanstedt sagen, wenn er wüßte, daß sein Töchterchen hier in einer Arbeiterversammlung saß! Dem Alten wurde die Stirn rot und heiß, und er atmete beklommen.

Die jungen Mädchen saßen dicht auf einen Haufen und bemühten sich mit Lachen und Plaudern ihre Enttäuschung zu übertönen, aber sie fühlten alle das gleiche: wie häßlich und prosaisch war das alles, wie reizlos — das waren keine Römer in wallenden Togen, die sich um einen göttlichen Redner scharten, das waren müde, abgehetzte Arbeiter mit verbissenen und mürrischen Gesichtern, in deren Augen zuweilen ein Glimmen war, das die Mädchen nicht verstanden, die meisten aber saßen stumpf, die müden Rücken gebeugt.

Maria hielt sich ein winziges, stark parfümiertes Spitzentuch an das

Näschen. „Ah — das Odeur dieser Versammlung ist fürchterlich", sagte sie und lachte, daß der zierliche Körper sich schüttelte.

„Es riecht nach Armut," sagte Josepha weich, „ich kann nicht darüber lachen."

Aber Marga lächelte hochmütig und sie dachte: „Ich verstehe Vater nicht —" und sie sah die hohen, gutgelüfteten Räume der hellen Villa, durch die ein feiner Duft von Wohlstand zog. Dort mußte doch sein eigentliches Leben liegen — dort oben bei ihnen, nicht hier in dem dumpfen Raum, über dem schwüle Dünste wogten. — Es stieg ihr wie Ekel in die Kehle. Nein, er gehörte zu ihnen, nicht zu den grauen, verhetzten Menschen dort unten im Saale. —

Und auf einmal hörte sie seine Stimme. Stark und ruhig ging sie durch den weiten Raum, und sie war so zwingend in ihrer beherrschten Kraft, daß der alte Huber sich stramm stellte, als sollte er einen Befehl entgegennehmen.

Und mit einem Schlage war es ganz still in dem Saale, es war, als hätte die klare Stimme das Summen und Brummen niedergeschlagen. Das unruhige Wogen der Köpfe verebbte, die Menschen saßen ganz still und regten sich nicht.

Marga und Josepha Torbeck hatten beim Klang der Stimme ein betäubendes Herzklopfen verspürt und die sinnlose Angst derer, die einen Nahestehenden zum ersten Male vor einem großen Auditorium sprechen hören, und die in dem Gedanken gipfelt: „Wird er sich nicht lächerlich machen? Wird er nicht stecken bleiben? Wird nicht irgendeine unvorhergesehene Peinlichkeit kommen?" Aber die große Stimme ging so stark und zielbewußt durch den Saal, daß sie beide fühlten: „Er herrscht; für ihn gibt es keine lächerlichen Zufälligkeiten." Und beide dachten erschüttert: „Welch eine wundervolle Stimme er hat, — das haben wir gar nicht gewußt, bei dem glatten Plaudern am gedeckten Tisch kann man das ja auch nicht ahnen." — Sie hörten die Worte nicht, sie entzückten sich an dem Wohlklang des Organs, das stieg und sank wie die starken Wogen eines weiten Meeres.

Und auf einmal wallte eine heiße Liebe in ihnen auf. Sie sahen den Vater mit einem neuen Nimbus, der neben der Liebe eine schwärmerische Verehrung weckte. Und Josepha dachte ergriffen: „Jetzt weiß ich, was er will — helfen will er den Armen dort unten — helfen —." Und sie faltete die Hände in ihrem Schoß und über ihr klares, beherrschtes Gesicht ging ein Lächeln.

Marga drückte die Handflächen gegeneinander und ihre Augen spähten scharf über die Brüstung der Galerie nach dem Rednerpult. In ihren Augen war ein konzentriertes Schauen, auf ihrer hellen Stirne lag ein schweres Denken. Sie sah den starkgebauten, mächtigen Kopf des Vaters, der fest über den breiten Schultern stand, und sie sah ihn mit einem neuen prüfenden Blick. Es war ein bedeutender Kopf; die Stirn kantig und durch ein starkes Muskelspiel bewegt, das über den Schläfen weiterzuckte. Die scharfen Augen lagen in dunklen Höhlen und blitzten zuweilen auf, wie blaue Toledoklingen, die Kiefern waren

energisch, fast brutal. Es war ein herrschsüchtiger, intelligenter, leidenschaftlicher Kopf.

Marga atmete tief auf. „Er will sie beherrschen, er will ihr Führer sein", dachte sie, und sie hob den Kopf und glaubte den Vater ganz verstanden zu haben.

Maria von Schwanstedt spielte mit den zusammengeballten Handschuhen. Ihre Augen tanzten lustig durch den Saal und suchten nach allerhand Lächerlichkeiten, die sie tuschelnd berichtete. Aber die beiden Schwestern hörten nicht auf sie, sie waren im Banne der machtvollen Stimme, Maria stieß Jo an: „Du, wenn das so langweilig bleibt, dann fange ich an mit dem blonden Journalisten zu kokettieren! Aber es scheint, er hat auch keine Zeit übrig."

Dann nach einer Weile. „Um Gottes willen, seht nur mal den langhaarigen Jüngling dort drüben an der Wand, wie der eueren Vater so fanatisch anstarrt. Das ist sicher ein Nihilist!" Sie verband mit dem Worte nur eine dunkle Vorstellung von Revolution und Bomben und Blut und sie schüttelte sich wie in Angst.

Marga sah rasch hinüber und ihr Blick traf in zwei lodernde Augen, die tief unter einer wachsgelben, kranken Stirn lagen. Die Augen hingen an ihr zuerst wie in Erstaunen, dann erlosch ihr helles Feuer in kaltem Hohn und der Blick kroch langsam, musternd, verächtlich von ihrem Gesicht über ihre elegant gekleidete Gestalt, und in dem bleichen, fanatischen Gesicht stand eine wilde Empörung.

Marga Torbeck war blaß geworden. Sie wurde sich auf einmal bewußt, daß ihre Nerzjacke und der Pelzhut mit dem Reiherstutz grausam mit ihrer Umgebung kontrastierte, und am Kinn fühlte sie bei jeder Bewegung des Kopfes das kühle Metall eines sehr kostbaren Schmuckes. Ihr war, als hafteten die Augen des jungen Arbeiters voll Haß auf ihr, sie fürchtete sich fast, und nur die ruhige, energische Stimme des Vaters gab ihr ein dankbares Gefühl des Geborgenseins.

Aber in ihrem Blut war eine seltsame Unruhe. Der haßerfüllte Blick hatte Gedanken in ihr ausgelöst, die sie bisher nie gedacht hatte. Fühlten alle wie dieser eine? Gärte in allen der Haß gegen die andern, die auf der Sonnenseite des Lebens gingen? Und wollte ihr Vater sich an die Spitze dieser wildbrandenden Gefühle stellen und sie führen gegen die, zu denen er selbst gehörte, durch Geburt und Erziehung, und zu denen er sich auch stets gehalten — bis heute? —

Angstvoll lauschte sie auf seine Stimme und bemühte sich den Sinn der Worte zu fassen. Zahlen rannen von des Mannes Lippen, Zahlen, die für Marga keinen Sinn hatten, die sie nicht begriff. Ihre Gedanken wichen ab, ihre Augen bemühten sich in den Gesichtern der Menschen dort unten zu lesen. Es schien ihr, als seien alle Gesichter kalt und stumpf, nur wenige ganz intelligente Blicke hingen an den Zügen des Redners und folgten seinen Ausführungen. Über dem ganzen Saal lag eine bleierne Stille, die kalt und leer war.

Torbeck hatte den Kontakt zwischen sich und den Menschen vor ihm noch nicht hergestellt. Und es war, als fühlte der Mann den Fehler. Seine Stimme wurde lauter, schärfer und rüttelte die schlafenden Geister wach. Er machte einen scharfen Angriff auf die Regierung. Durch den Saal strich eine Unruhe, die Köpfe bewegten sich sacht, ein Scharren und Murmeln begleitete sekundenlang seine Worte. Marga fühlte, daß ihr die Knie zitterten. Mein Gott, was tat der Vater? Dunkel fühlte sie, daß er sich lossagte von seinem Lebenskreis, daß er einen großen Schritt gewagt hatte.

Marie von Schwanstedt horchte gespannt. „Nanu," tuschelte sie halblaut, „das geht auf meinen Vater, glaub' ich." Und auf einmal wurde ihr fideles Gamingesichtchen sehr kühl und sehr hochmütig, sie fühlte nun ganz deutlich, daß sie hier nicht hingehörte, sie kam sich sehr deplaciert vor.

Jo war dunkel errötet, sie war ganz verwirrt, ihr war, als müßte sie den Vater verteidigen. „Aber was denkst du denn, Maria, er wird doch deinen Vater nicht angreifen, das ist unmöglich."

„In der Politik ist alles möglich", sagte Maria leise.

Die Mädchen lauschten in atemloser Spannung. Drunten im Saale war es wieder still geworden, die leere Kälte drohte wieder ihre Schwingen zu breiten. Da machte der Redner eine Pause. — Es war eine kurze, ganz tiefe Stille, so tief, daß Marga den starken Atemzug zu hören meinte, der die Brust des Vaters hob. Es war ein befreiender Atemzug gewesen, und als er weitersprach, war seine Stimme fremd und weich mit einem tiefen Beben in der Tiefe. Die Augen Torbecks schienen jedes einzelne Gesicht zu streifen, und alle Seelen waren in seinem Bann.

„Ich gehöre zu euch—" sprach er ganz langsam. „Nicht nur durch meine Gesinnung, ich gehöre zu euch durch meine Geburt und meine Jugend. Mein Vater war ein Arbeiter wie ihr, nicht besser und nicht schlechter, und meine Mutter war elender als das elendste eurer Weiber. Ich selbst war, was euere Kinder sind. Ich habe gehungert und gedarbt wie ihr, ich habe die Fäuste geballt, wie ihr — ich kenne euer Leben, ich gehöre zu euch, bin einer aus euerer Mitte!"

Durch den Saal ging eine Bewegung, wie ein Beben, der Redner senkte sekundenlang den Blick, wie nach einer Beichte, die Journalisten ließen in höchster Überraschung die Stifte sinken.

Marga und Jo Torbeck sahen sich in die entsetzten Augen, sie konnten keinen Gedanken fassen, sie waren wie zerschmettert.

Maria sah sie verlegen von der Seite an.

„Nein, so was!" murmelte sie befangen.

Und dann hob Torbeck den mächtigen Kopf und seine großen Augen loderten über die unruhigen Köpfe. „Ich gehöre zu euch mit Leib und Seele. Was tut es, daß ich mich emporgearbeitet habe? Was tut es, daß ich ein Gast gewesen

bin in andern Lebenskreisen? Ich bin niemals heimisch geworden bei den andern, mein Wesen wurzelte bei euch, in eurer Not. Und wenn mein Herz auch lange geschwiegen hat, — euch hat es immer gehört."

Auf einmal stand Marga Torbeck aufrecht auf der Galerie, es war, als risse eine jähe Leidenschaft sie empor, und über die Hunderte von Köpfen hinweg, trafen sich aufflammend die Augen von Vater und Tochter. Der Mann stockte einen Herzschlag lang und dachte erschreckt: „Wie kommt sie hierher?" Und dann sprach er weiter heiß und drängend.

„All mein Wissen und meine Erfahrungen, meinen Willen und mein Leben will ich in eueren Dienst stellen."

Ein Brausen ging sekundenlang durch den Saal, die Herzen flammten dem Manne entgegen, er fühlte, daß er gezündet hatte, und ein glücklicher Triumph erfüllte ihn. Aber da stand noch immer sein Kind, hoch über allen andern, und sah mit brennenden Augen auf ihn herab. Er begriff ihre Erscheinung nicht, er hatte ein ärgerliches Gefühl der Abwehr. Was suchte sie hier? Sie gehörte in die weiße Villa zu den andern, die Seinen hatten mit seiner politischen Mission nichts zu schaffen. Und auf einmal fühlte er da eine Unklarheit, einen Konflikt. Es war ihm, als müsse er vor den leidenschaftlich erregten Augen seines Kindes Rechenschaft ablegen.

Jo versuchte angstvoll die Schwester auf den Sitz niederzuziehen. „Marga, er wird dich sehen." Aber Marga streifte ihre Hände energisch ab.

Im Saale wurde es wieder still, alle Augen leuchteten dem einen Manne entgegen, der über ihnen stand wie ein Führer, und der sich zu ihnen bekannt hatte als Blut von ihrem Blut. Und in jeder Brust unter dem Arbeitskittel war ein freudiger Stolz, daß einer von ihnen es so weit gebracht hatte, und jeder spürte die Genugtuung, daß der Dünkel den Mann nicht erfaßt hatte, daß er den Mut fand, sich zu ihnen zu bekennen.

Und Torbeck sprach weiter und er wußte es nicht, daß er nur für sein Kind sprach, das die Augen nicht von ihm ließ.

„Ich habe in meiner Jugend die schwerste Not gekannt, mein Vater starb im Elend, und meine Mutter" — seine Stimme wurde heiser und seine Augen blickten fest in Margas blasses Gesicht — „meine Mutter griff zur Flasche." Er sah, daß sein Kind wankte, wie unter einem Hieb, aber er sprach weiter, grausam und hart. „Durch die dunkelsten Tiefen bin ich gegangen, wie nur einer von euch, meine Hände haben geblutet in schwerer Arbeit, und mein Herz hat geblutet über euere — unsere Not. Und ich hatte nur einen Gedanken, eine Sehnsucht: Ich wollte hinauf, um euch zu helfen!"

Ein brausender Jubel umtoste ihn; er stand ruhig und lächelte. Marga stand mit zusammengepreßten Lippen, und sie dachte mühsam: „Warum sagt er das? Er wirbt um sie. — Er wirbt um die Volksgunst. — O wie niedrig ist dies Werben!" Ihr verletzter Stolz begriff nicht, daß der Vater die Höhe-

stunde seines Lebens erlebte, nach der er lange gedürstet. Aber sie verstand, daß sie ihn nicht kannte, daß sie gar nichts von ihm wußte, daß er ihr fremder war, als der Fremdeste im Saal. Und ein Staunen war in ihr. „Wie? — gehörte er denn zu ihr, der Sohn des Arbeiters und einer trunksüchtigen Frau?" Ihr Blut empörte sich in heißer Aufwallung. Mit seinen Eltern hatte sie keine Gemeinschaft — keine, keine.

Die Stimme des Vaters tat ihr weh, sie konnte seinen Blick nicht ertragen, sie setzte sich mit müder Bewegung. Jo hielt beide Hände vor das Gesicht gepreßt, sie weinte ganz leise und über ihre Schultern lief ein Zucken. Marga sah sie verständnislos an, sie begriff nicht, was in der Schwester vorging. Jo hob den feuchten Blick und ihre Lippen zitterten. „O Marga, was hat der arme Vater alles gelitten, und wir haben nichts davon gewußt —" sagte sie erschüttert.

„Ja," sagte Marga herb, „aber nun geht er auf die Gassen und schreit es aus, als sei es eine Reklame — vor solchen Ohren!" In ihr war nur Zorn und Verachtung.

„Marga, schäme dich, verstehst du denn den Vater nicht?"

„Nein", sagte Marga eisig.

„Er will ihnen doch helfen!" sagte Jo beschwörend.

„Er macht sich zu ihresgleichen, er steigt zu ihnen herab, er schmeichelt ihnen —." Ihre Stimme brach.

„Du bist hochmütig, das ist alles", sagte Jo. Marga zuckte die Achseln. „Mag sein. Führer möchte ich ihnen sein durch Not und Kampf, — ihresgleichen nicht."

Maria von Schwanstedt nickte ihr zu, sie verstand die Freundin. Ihr Herz wurde hin und her gerissen zwischen Schrecken und Mitleid, und dem angenehmen Bewußtsein, eine große Sensation erlebt zu haben. Nun war es doch nicht langweilig geworden, gottlob, aber die beiden armen Mädels hatten doch nun eine große Aufregung durchgemacht, es war ja nicht gerade angenehm, was sie da gehört hatten. Sie drückte Jos Hand. „Habt ihr das alles nicht gewußt?" Jo schüttelte den Kopf.

„Wir wußten nur, daß Vater aus einfachen Verhältnissen stammt, daß seine Eltern lange tot sind."

Der junge Journalist drehte sich um und sah aufmerksam auf die Mädchengruppe. Marga errötete dunkel, sie hatte das Gefühl am Pranger zu stehen. „Hoffentlich weiß er nicht, daß wir zu ihm gehören," dachte sie, aber dann schämte sie sich der Feigheit und mit einem großen, kalten Blick wehrte sie die neugierigen Augen ab.

Torbeck hatte seine Hörer erobert, was er jetzt sprach, fiel auf fruchtbaren Boden. Die Mädchen hörten nicht mehr zu, es waren unpersönliche Dinge, und eine große Nervenabspannung machte sich bei ihnen geltend. „Wir wollen

gehen“, sagte Marga müde. Die andern widersprachen nicht. Sie wandte sich und winkte dem alten Huber, da sah sie, daß sein Gesicht aschfahl aussah und die Augen ganz erloschen waren.

„Ist Ihnen nicht gut?“ fragte sie teilnehmend. „Nicht so recht, gnädiges Fräulein.“ Sie sahen sich sekundenlang in die Augen und verstanden sich, ihre Seelen rangen gegen die gleiche Not. Als der Alte vor ihnen die Treppe hinabstieg, sah Jo, daß seine Kniee wankten.

Unter dem Portal schlug ihnen die eisige Luft entgegen und ließ sie erschauern, Marga atmete die frische Luft durstig ein, als müsse sie sich die Lunge reinbaden von dem Brodem der Masse. Regenschwaden klatschten ihnen entgegen, es war ein dunkler, stürmischer Abend, und die Bogenlampen spiegelten ihre runden Gesichter in den großen Pfützen.

Jo schickte Huber nach dem Droschkenstand jenseits des Platzes, er lief mit kleinen unsicheren Schritten zwischen den Pfützen hindurch. Die Mädchen standen voll beleuchtet unter der Eingangshalle. — Da sagte Maria: „Wenn uns jetzt hier jemand sieht, sind wir unmöglich!“ Und wie ein bleierner Druck legte sich die Angst vor dem Gerede und dem Urteil der Gesellschaft auf ihre Herzen, und sie dachten inständig, „wenn nur niemand vorbeikommt“.

Aus der Saaltür quoll ein Haufen halbwüchsiger Burschen, denen es drinnen wohl zu langweilig geworden war. Sie sahen frech zu den Damen herüber.

„Nanu, was suchen die hier? Die gehören auch an einen Laternenpfahl mit ihren teueren Pelzjacken.“ Die andern wieherten vor Vergnügen. Marga hielt nur mühsam ihren hochmütigen Ausdruck auf ihren Zügen fest, sie dachte erbittert: „Zu diesen redet mein Vater, diese umwirbt er — diese Plebejer. — Nie werde ich das verstehen.“

Jo zitterte am ganzen Körper vor Angst und Kälte, und Maria duckte sich hinter einen Pfeiler, die Frechheit der Burschen amüsierte sie nur, sie fürchtete sich nur vor etwa vorübergehenden Bekannten.

Da ratterte die Droschke über das Pflaster, das weiße Haar des alten Dieners leuchtete tröstlich. Die Mädchen stiegen rasch die Stufen hinab. Da sagte einer der Burschen: „Du, das sind ja dem Torbeck seine Töchter!“ Eine verlegene Stille folgte, und dann rief eine kecke Stimme: „Entschuldigen Sie, Fräulein, aber ich habe nicht gewußt, daß Sie zu uns gehören. Man sieht es Ihnen wahrhaftig nicht an!“

Da blieb Marga stehen und sah kalt auf den Sprecher zurück. „Gott sei Dank“, sagte sie schneidend. Er zuckte zurück und lachte verlegen. Dann fiel die Türe ins Schloß und der klappernde Wagen setzte sich in Bewegung.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

„Kulturpolitik."

Das scheidende Jubiläumsjahr hat uns unendlich viel Trübes und Herabstimmendes hinterlassen. Am bittersten empfanden wir alle den Bruderkampf auf dem Balkan, der die „bête humaine" in der Politik von ihrer widerwärtigsten Seite offenbarte. Die Veröffentlichung der Geheimabkommen der Balkanverbündeten im „Matin" zeigt ein förmliches Schulbeispiel von Hinterlist, politischem Falschmünzertum und Treubruch. Ein Blick in die aktenmäßige Darstellung der rumänischen Regierung, die sich wie ein Panegyricus in majorem gloriam Majorescu's ausnimmt, belehrt uns darüber, daß die Moral in der Politik noch recht ferne von jenem Ideale ist, das der philosophische Lordkanzler von England, Haldane, jüngst in großen Linien gezeichnet hat.

Es häufen sich indes die Anzeichen, daß man allerorten den Übergang von der Barbarenpolitik, wie sie uns der Balkan in beklemmender Weise ad oculos geführt hat, zu einer künftigen Kulturpolitik, wie sie den westlichen Kulturnationen als Ideal vorschwebt, als unerläßliche Forderung des westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems empfindet. Lordkanzler Haldane gab diesem Empfinden in jüngster Zeit zuversichtlichen Ausdruck. Die Zeit wird kommen, sagte der englische Lordkanzler, wo man sich wundern wird, daß wir mit so viel Aufwand eine so große Aufmerksamkeit dem Schutze vor unserer gegenseitigen Furcht widmen, statt uns den großen gemeinsamen Aufgaben zuzuwenden, welche die Menschheit besser machen, als sie in der Vergangenheit war. Haldane glaubt an jenen „Imperialismus der Idee" des großen Franzosen Edmond Rostand, dem auch der deutsche Reichskanzler, Herr von Bethmann Hollweg, in seinem Briefe an Karl Lamprecht vom 21. Juni 1913 offenkundig huldigt. Herr von Bethmann findet warme Worte der Anerkennung für die großzügige „Kulturpolitik" Frankreichs und Englands. Und wenn neuerdings Anatole France in London von einem neuen „Dreibund", einem kulturpolitischen Dreibund von Frankreich, England und Deutschland dichterisch geträumt hat, so spricht aus dem offenen Bekenntnis v. Bethmanns zur „Kulturpolitik" ein Sehnen nach jenen fernen Zielen, dem die Besten aller Völker zustreben. Damit wir, sagt der Reichskanzler in seinem Schreiben an Karl Lamprecht, wie unsere westlichen Nachbarn, in Zukunft eine Kulturpolitik großen Stiles treiben können,

scheint mir neben der inneren Vertiefung und Stärkung unserer Kultur und unseres Kulturbewußtseins not zu tun, daß unser Volk zu der neuen Aufgabe geweckt werde. Und diese Aufgabe kennzeichnet der Reichskanzler mit folgenden Worten: Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann.

Hier wird der Gewaltpolitik, unter deren Banne wir heute noch allesamt stehen, eine Kulturpolitik als ideale Forderung entgegengesetzt, der sich keine Kulturnation auf die Dauer verschließen kann. Zwischen rauher Wirklichkeit und idealer Forderung klafft ein Spalt, den die Reifsten und Einsichtsvollsten zu überbrücken haben. Nichts ist daher bezeichnender für den unterirdischen Gang der Weltgeschichte, der allmählich aufsteigend von der Gewaltpolitik zur Kulturpolitik emporführt, wie alle Geschichtsoptimisten mit unbeirrbarer Überzeugungskraft glauben, als folgender Vorgang: In denselben Tagen, da der Sturm gegen den „kulturpolitischen" Reichskanzler im Reichstage mit verheerender Gewalt tobte und sich in einem Mißtrauens-Ungewitter entlud, tagte im Reichstag eine kleine Kommission von Politikern derselben Parteien, die dem Reichskanzler wegen der peinlichen Vorgänge in Zabern ihr Mißfallen in der denkbar schärfsten Tonart zum Ausdruck brachten, um im Stillen jener „Kulturpolitik" zu huldigen, welche der Reichskanzler in seinem Briefe an Karl Lamprecht in so beredten Worten vertritt. Es handelte sich um die Fortführung der internationalen Verständigung, insbesondere der Besserung der Beziehungen zwischen den beiden führenden Kulturnationen des Kontinents, wie sie vor wenigen Monaten in Bern durch Vertreter des deutschen und französischen Parlaments angebahnt worden ist. Hie Wirklichkeit, hie ideale Forderung! Die Wirklichkeit heißt: Zabern und Mißtrauensvotum; die ideale Forderung heißt: parlamentarische Kommission zur Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen mit Frankreich in Verbindung mit einer entsprechenden Kommission des französischen Parlamentes. Dieses zeitliche Zusammenfallen von praktischem Mißtrauensvotum und theoretischer Übereinstimmung, von der Verurteilung der Gewaltpolitik in praxi und der Billigung der Kulturpolitik in thesi, wirft ein helles Licht auf das Verhältnis von Wirklichkeit und idealer Forderung in der Politik. Die neuernannte Kommission aus den linksstehenden Parteien und dem Zentrum des deutschen Reichstages, die als Parteigruppen dem Kanzler das Vertrauen entzogen haben, könnte wörtlich unterschreiben, was der Kulturpolitiker von Bethmann dem Kulturhistoriker Lamprecht geschrieben hat: „Ich bin mit Ihnen von der Wichtigkeit, ja Notwendigkeit einer auswärtigen Kulturpolitik überzeugt . . . Auch Deutschland muß, wenn es Weltpolitik treiben will, diesen Weg gehen, d. h. den Weg, den Frankreich und England beschritten haben."

Für eine solche „Kulturpolitik" hat sich „Nord und Süd" eingesetzt, seitdem die Zeitschrift meiner Leitung unterstellt ist. Unter „Kulturpolitik" verstehe ich das Bestreben der führenden Männer aller Nationen, zielbewußt und unbeirrbar das Zusammenhaltende unter den Menschen, Ständen, Klassen, Berufen, Parteien, Rassen, Konfessionen, Völkern und Nationen herauszuheben und die Gemeinschaftsinteressen der menschlichen Gattung unverlierbar im Auge zu behalten. Dieses Zusammenhaltende aber ist und bleibt: Recht und Gesetz. In diesem Sinne hat der Reichskanzler

v. Bethmann seine „Kulturpolitik" in der letzten Rede vor den Weihnachtsferien des Reichstages interpretiert. Ein Mißtrauensvotum der Majorität vermag ihn nicht zur Einreichung seines Abschiedsgesuchs zu bestimmen, aber wenn Recht und Gesetz verletzt würden, könne er keinen Augenblick mehr im Amte bleiben. Eine Ironie des Geschicks will es, daß am selben Tage auch der Präsident der französischen Republik sich genötigt sah, seine persönlichen Neigungen zu unterdrücken, um das zu respektieren, was in Frankreich Recht und Gesetz ist. Poincaré war aus naheliegenden Gründen ein radikales Ministerium, dessen Seele Caillaux ist, aus innerster Seele zuwider. Aber auch er mußte sich als Präsident der Republik dem dort geltenden Recht und Gesetz beugen und ein radikales Ministerium gutheißen, wollte er nicht die Präsidentschaft niederlegen. In seiner Schrift „Wie Frankreich regiert wird", deutsch von N. Collin (Verlag Erich Reiß, 1913), hat Poincaré die Rechte und Pflichten des „Präsidenten der Republik" mit jener Klarheit und Schärfe präzisiert, die ihn auszeichnen. Dort spricht er das stolze Wort, das man als den Inbegriff aller Kulturpolitik ansprechen könnte: Der moderne Staat bleibt vor der Schwelle des individuellen Gewissens stehen. Ob Freidenker, Katholik, Protestant, Jude, Muselmann oder Buddhist — was geht es den Staat an, was ich denke, glaube und fühle? Auch der Präsident der Republick ist dem Gesetz und Recht im Staate genau so unterworfen, wie jeder andere Bürger. Begeht er aber, so sagt Poincaré am Schlusse des Kapitels über Rechte und Pflichten des Präsidenten der Republik, eine Verletzung der Gesetze, so ist auch dieser Punkt von der Verfassung vorgesehen. Es ist in diesem Falle die Deputiertenkammer, die das Recht hat, ihn anzuklagen, und der Senat hat ihn zu richten. Er kann den Präsidenten seines Amtes entheben und ihm außerdem die nach dem Gesetz verwirkten Strafen auferlegen. Nicht bloß Reichskanzler, sondern auch Staatsoberhäupter stehen unter, nicht über dem Gesetz.

Die Gesetze selbst müssen sich, so erklärt ein anderes Staatsoberhaupt, der Wirklichkeit anpassen. Woodrow Wilson, der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten, setzt in seinem temperamentvollen Buche „Die neue Freiheit", das soeben in einer vortrefflichen Verdeutschung von Hans Winand erschienen ist (bei Georg Müller in München, 1914), in lebhafter Diktion auseinander: Wenn wir unsere Gesetze nicht der Wirklichkeit anpassen, um so schlimmer für die Gesetze, nicht aber für die Wirklichkeit, denn Gesetze folgen der Wirklichkeit immer nach. Ungesund ist nur das Gesetz, das der Wirklichkeit vorauseilt. Die Geschichte des menschlichen Geschlechts, heißt es bei Wilson an anderer Stelle, sei nicht identisch mit der Geschichte der Regierungen. „Die Weltgeschichte ist auf ihrem ganzen Wege mit Trümmern gescheiterter Regierungen besät."

Zu diesen gescheiterten Regierungen gehört auch das politische System Huertas, das der Kulturpolitiker Woodrow Wilson mit allen Machtmitteln bekämpft, die ihm zu Gebote stehen. Wie Wilson, so steht auch der Staatssekretär der Vereinigten Staaten, William Jennings Bryan, auf dem Boden der Kulturpolitik. Der sogenannte Wilson-Bryan-Plan, der für Schiedsgerichtsarbeit rückhaltlos eintritt, und dessen Entwurf allen Regierungen unterbreitet wurde, geht von dem kulturpolitischen Grundgedanken aus, daß alle zivilisierten Staaten zusammenwirken möchten, um an Stelle der Kriege das Recht zu setzen. Das Rüstungsfieber zehrt am Mark der Nationen. Das hat nicht bloß Frei-

herr von Hertling mit schöner Offenheit angedeutet, sondern auch der englische Lord-Schatzkanzler Lloyd George, ja sogar der vielgeschmähte Marineminister Churchill. Die Regierung, so erklärte jüngst Churchill, werde gern jede günstige Gelegenheit ergreifen, um den Wettbewerb in Marine- und Heeresrüstungen zu vermindern, die unheilvoll und ein Vorwurf für das moderne Europa sind. So sieht der Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und idealer Forderung aus. Nicht bloß von Bethmann, der Philosoph auf dem Kanzlersessel, sondern auch Wilson, der Philosoph auf dem Präsidentenstuhle, leidet unter dem schmerzlichen Widerspruch von Wirklichkeit und sittlichem Postulat. Nur heißt die Wirklichkeit hier Zabern, dort Mexiko. Mit diesen Wirklichkeiten haben die Staatsmänner sich so gut abzufinden, wie dies im Rahmen ihrer Wirkungssphäre möglich und durchführbar wird. Aber die Sehnsucht aller hier genannten Staatsmänner geht offenkundig dahin, daß wir dermaleinst den Weg von der Gewaltpolitik zur Kulturpolitik finden möchten. Der Gewaltpolitik gehört die Gegenwart, der Kulturpolitik die Zukunft.

Kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Die Verabschiedung der Kirche seitens der Bevölkerung, welche man mit Geringschätzung der Angelegenheit den Kirchenaustritt oder die „Austrittsbewegung" zu nennen pflegt, macht bedrohliche Fortschritte. Denn wenn es möglich ist, wie jüngst in Berlin geschah, daß an einem einzigen Abend in mehreren gleichzeitigen Versammlungen .... 1328 Austrittsformulare für die zuständigen Amtsgerichte ausgefüllt und unterzeichnet werden, denen doch naturgemäß (durch die werbende Stimmung dieser fast anderthalbtausend Menschen) eine weiterwirkende Kraft innewohnt, so kann eine Abbröckelung der preußischen Landeskirche bis zu ihrer Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit als Staatskirche niemandem mehr als Unmöglichkeit erscheinen; diese Unheilswolke steht schwarz am Horizont und die Blitze zucken! Als vor etlichen Jahren die ersten größeren Ziffern über die Verabschiedung der Kirche statistisch bekannt wurden, da ging eine hilflose Verwunderung durch die Reihen der bestellten Hüter der kirchlichen Ordnung und sie suchten in ihrer Art einen Damm aufzuschütten gegen die andrängenden wilden Wasser: Ermahnungszettel wurden gedruckt, auf denen Punkt für Punkt fein säuberlich zu lesen stand und noch steht, was man sich alles verscherzt, wenn man nicht in der Kirche bleibt — dann kann man nicht Pate stehen, man darf auch nicht zum Abendmahl kommen, bei den Kirchenwahlen ist man ausgeschlossen und man wird auch nicht Mitglied eines Gemeindekirchenrats oder einer Kreissynode, sogar ohne Mitwirkung eines Pastors muß man sich begraben oder verbrennen lassen. Die Herren machen sich nicht klar, daß diese kirchlichen Werte ja eben für diese die Kirche verlassenden Menschen keine Werte mehr sind! Wenn jemand mangelhaft gekleidet und schlecht genährt, ohne Geld und Obdach, arbeitslos und hoffnungslos gegen Weihnachten eine teure Spiegelscheibe einschlägt, um bis zur wärmeren Jahreszeit im Gefängnis seinen Schutz, behagliche Ordnung und auskömmliche Verpflegung zu finden, so werden bei einem solchen Zeitgenossen die trefflichsten Erörterungen über den unschätzbaren Wert der persönlichen Freiheit nicht verfangen. Denn die Freiheit hatte er,

sie ließ ihn hungern und herunterkommen, sie ist ihm nur Fluch; im Schutz der bürgerlichen Unfreiheit und menschlichen Unehre will er sich fortan weiter fristen. Das überdeutliche Bild, auf dessen springenden Punkt es allein ankommt, trifft genau die Sache: Gottesdienste und Wahlrecht und die Patenschaft jemandem zu rühmen, der davon keinen Gebrauch machen will und nun, aus idealen oder anderen Gründen, die Kirche von sich stößt, das ist der verkehrte Weg. Dabei findet lediglich hochmütige pastorale Einbildung ihre Scheinrechnung; denn sie meint an den abtrünnigen Gemeindegliedern durch die Entziehung der kirchlichen Rechte eine Strafe zu vollziehen, während die Pastoren es letztlich selber sind, an denen die Züchtigung vollstreckt wird. Die Kirchen leeren sich nachweislich — und was sind die besten Offiziere ohne Soldaten?!

Neu ist an der Entwickelung für die Verabschiedung der Kirche durch die Bevölkerung, daß längst nicht mehr, wie im Anfang, die lästige Kirchensteuer den Hauptgrund für den „Austritt" abgibt — auch wenn vereinzelt sogar die Erhöhung der Hundesteuer (!) herhalten muß, um dem Ärger gegen die Kirche als Ventil zu dienen —; denn der alte Haeckel in Jena und der naturwissenschaftliche Dichter Wilhelm Bölsche haben erklärt, sie streiften die Zugehörigkeit zur Kirche ab, um sich die Religion zu erhalten. Nein, das religiöse Empfinden ist rege geworden und feinfühliger, man ist nicht mehr gleichgültig wie vor Jahrzehnten — damit ist man persönlich gewissenhafter geworden. Man prüft die Kirche, ihre Lehre, ihre Diener, ihr soziales Verhalten, ihre Ketzerprozesse gegen ihre bedeutendsten und tapfersten Priester, ihre Liebedienerei nach „oben", ihre armselige Versteifung auf die Vergangenheit und die Austreibung des Geistes durch den Buchstaben; am Evangelium Jesu wie am ewigen Christusideal wird die Kirche kontrolliert — und weil sie „zu leicht befunden" wird, verabschiedet man sie. Die besten Protestanten sind darunter, die edelsten religiösen Geister. Der Protestantismus als die persönliche Selbsterlösung des neuzeitlichen Menschen von der Bevormundung der Kirche durch Priester und Dogma ist, geschichtlich betrachtet, überhaupt die Aufhebung der Kirche und hat niemals die Kraft geübt, Kirchenkörper zu bilden, soweit er nicht in den Katholizismus durch den Lehrzwang wieder zurücksank. Denn jeder Protestant wie Lessing, Goethe, Kant und Nietzsche bekennt mit Luther: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Aus solchen Individualisten wird aber niemals eine Schafherde unter einem Krummstab.

Neu ist ferner an der Kirchenflucht, die nun an einem einzigen Versammlungsabend über 1300 Menschen aus der Kirche hinausbewegt, die organisatorische Beteiligung durch die Sozialdemokratie. Karl Liebknecht hat mit Wilhelm Ostwald (dem berühmten Chemiker und Präsidenten des Monistenbundes) zusammen die Arbeit angefaßt, während bisher von der Partei nur der derbe Adolf Hoffmann mit seinem grimmigen Sarkasmus persönlich die Verelendung der Kirche ohne die Masse betrieb. Es ist wohl klar, daß es alsbald in die vielstelligen Ziffern gehen wird, wenn die Sozialdemokratie in Deutschland, welche über vier Millionen Wähler gebietet, die bisher geübte grundsätzliche Indifferenz gegen die Religion als „Privatsache" zurückstellt und ihre durchgebildete Parteidisziplin zu einem geschlossenen Angriff gegen die mit dem Staat rechtlich verquickte Kirche spielen läßt!!

Innerhalb der evangelischen

Kirche ist eine doppelte Strömung wahrzunehmen, welche Beachtung verdient. Das Kirchenregiment läßt die Zügel merklich lockerer, nach den Niederlagen, welche ihm sein herrischer Kampf gegen den preußischen Liberalismus eingetragen hat! Zwar ist der unmöglich gewordene Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, D. Voigts, noch immer im Amte; doch „es wird nicht lang' mehr währen," und Herr Voigts hält seine gnädige Entlassung in Händen. Der Verstoß gegen das Recht im Falle Traub — Zeuge Professor D. Otto Baumgarten, auf dessen vernichtende doppelte Anklage Exzellenz Voigts verstummen mußte — und die Dienstentlassung des genialen Karl Jatho werden ihre Sühne fordern und finden. Allein dieser Oberkirchenrat fühlt sich nicht wohl in seiner Haut und möchte gern manches ungeschehen machen. Die kirchliche Mittelpartei herrscht in diesem hochwürdigen Kollegium und bereitet mit der Zustimmung des Oberkirchenrats eine weitschauende Agendenreform für die nächste Generalsynode vor, welche den von Traub und den entschlossenen Liberalen geforderten Weg der Freiheit gegenüber dem überlebten „Apostolikum" ehrlich betreten soll. Sogar in das Brandenburgische Konsistorium mit seinem engen Horizont ist in der Persönlichkeit des tüchtigen Berliner Pfarrers D. Hermann Scholz der Führer der kirchlichen Mitte jüngst eingetreten, der noch vor wenig Jahren gemeinsam mit seinem viel liberaleren Freunde Professor D. von Soden dies selbe Konsistorium heftig angriff. Durchaus radikale liberale Pfarrer kommen, bestätigt von der Kirchenbehörde, mit ihrem Patent und Segen scharenweise ins Amt, und man legt die Hand so wenig an sie, wie an den ehrwürdigen D. Max Fischer, der alle „Heilstatsachen" des Kirchendogmas dreißig oder vierzig Amtsjahre lang freimütig verworfen hat.

Gegen diese tatsächlich sich vollziehende Gleichberechtigung der kirchlichen Richtungen haben die Heißsporne der Stöckergruppe, angeführt von einem fanatischen Pastor D. Philipps, nach einer vergeblichen Bemühung der Stadtmission, welche sich vom Konsistorium eine Rüge holte, zu origineller Selbsthilfe gegriffen: in solchen Gemeinden, welche durch die Wahl freisinniger Gemeindekörperschaften nur mit liberalen Pfarrern besetzt sind, werden unter dem Schutz des Vereinsgesetzes Säle gemietet und dort in den Stunden des Gemeindegottesdienstes von orthodoxen Pfarrern im Talar nebenkirchliche „gläubige" Sonderandachten veranstaltet, mit Liturgie, Predigt und Abendmahl. Man begehrte von der Kirchenbehörde für die „positiven" Minoritäten in den liberalen Gemeinden einmal im Monat einen orthodoxen Pastor — der berechtigte Wunsch scheiterte an der unbrüderlichen Ablehnung des ebenso berechtigten Gegenwunsches nach liberalen Gastpredigten in orthodoxen Gemeinden für die liberalen Minoritäten! Und zu eigenem Kummer mußte die Behörde die eifernden Bittsteller abschlägig bescheiden, sie auf die geltende Gemeindeordnung hinweisend. Der Humor bei der Sache liegt darin, daß die orthodoxen Saalgottesdienste in Berlin trotz der rührigen Vereinstrommel nach dem ersten Anlauf in der Besuchsziffer jämmerlich herunterfielen — während die liberalen Sonntagsgottesdienste, wie unter Jatho, so nun unter Traub, trotz der unkirchlichen Räume in allen Städten dauernd überfüllt sind. Es ist längst so geworden, daß die Parochialgrenzen der einzelnen Kirchen nur auf dem Papier stehen — wer

einen tüchtigen Kanzelredner seiner Richtung hören mag, der weiß ihn schon zu finden. In Köln wie in Barmen, in Dortmund wie in Berlin. Auch das gehört schließlich zum Wesen des Protestantismus. Von außen und von innen treiben die gespannten Zustände immer erkennbarer hin zur Entkirchlichung des Staates und zur Entstaatlichung der Kirchen.

Philosophische Rundschau.

Von Kurt Peschke.

Der philosophisch veranlagte Kopf pflegt das erste Staunen, das sich dann in Nachdenken umsetzt, über die Eindrücke der äußeren Welt zu empfinden: Woher kommt die Bewegung um uns, die sich Leben nennt, sind unsere Sinneseindrücke ein adäquates Abbild einer außerhalb unser bestehenden Wirklichkeit, können wir gegebenen Falls ihre Gesetze erforschen? Daß diese Fragen, die noch heute bei den Fachleuten als die spezifisch philosophischen ausgegeben werden, gerade das erste Stadium des Denkens bezeichnen, hat zunächst einen rein psychologischen Grund: Was uns berührt, ja unsere eigene Person ist etwas fest Gegebenes, an das Alltägliche wagt sich der Zweifel zuletzt heran. Die andere Ursache ist rein historisch: Die religiösen und philosophischen Lehren der Kindheit und Jugend drehen sich um die Themata Gott, Welt, Unsterblichkeit; wie wir hier handeln sollen, ob wir einmal sozialdemokratisch oder konservativ zu wählen haben, das sind keine Probleme für sie, die werden als banal ausgeschaltet.

Und doch kommt über kurz oder lang für den ernsthaften, konsequenten Denker der Punkt, wo er einsehen muß, daß die Lösung der gestellten Probleme für ihn wertlos ist. Gesetzt, es gäbe einen Gott, wie ist sein Wille zu erforschen, warum sollen wir uns überhaupt danach richten? Ob wir mit unseren Begriffen das Wesen der Welt erfassen oder nicht, hilft uns keinen Deut für die Frage, was an dieser Welt wertvoll und was zu bekämpfen ist. So konzentriert sich das Denken um die Kardinalfrage der Ethik: Was sollen wir hier erstreben?

Hier liegt der Prüfstein für die Redlichkeit eines Philosophen: Nimmt er hier einen inhaltslosen, lediglich formalen „kategorischen Imperativ“ oder gar die „historisch gegebenen Werte“ als allgemeingültige Voraussetzung seiner Forderungen, so bleibt das Rätsel ungelöst. Die Vernunft verlangt nach einem obersten Wert, von dem alle anderen ihr Wertmaß erhalten; solange er nicht gefunden ist, ist kein System in das Chaos der Begierden zu bringen. Und dieser letzte Wert? — Wir wissen ihn nicht. Das ist die Weisheit der vorgeschrittensten Skepsis.

Es hat Nietzsche sicherlich nichts ferner gelegen, als Tatenlosigkeit zu erzeugen. Und dennoch hat seine Umwertung aller Werte dem Denkenden die Augen geöffnet: Die alten Werte sind freilich problematisch, aber die neuen sind es nicht minder. Wofür soll sich die Vernunft entscheiden? Sie kann eben nicht wählen, und so — lassen wir die Wahl bleiben. Eines bleibt ja: Die Freude an der Schönheit dieser Welt. Es ist Zeichen eines vornehmen Geistes, über dem Hasten nach illusorischen Zielen zu stehen. In Schönheit zu leben, das ist der Wahlspruch des modernen Ästhetentums. In der Kunst ist diese Gesinnung erkennbar als ängstliches Fernhalten von jeder Tendenz — l'art pour l'art —, als unklar verschwommene Gefühlsseligkeit.

Und diese Zurückhaltung, die große Kreise der heutigen Gebildeten, vor allem die Künstler und Gelehrten, er-

griffen hat, ist mit Vernunftgründen keineswegs zu beseitigen. Wohl aber durch den Willen, durch die Tat. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß jetzt ein Buch erschienen ist — Kurt Hiller, „Die Weisheit der Langenweile"*) —, das diesen unheilvollen Quietismus niederzuzwingen sucht. Der Verfasser, in allen Wassern der Skepsis gewaschen, weiß wie kein anderer, daß eine wissenschaftliche Ethik dies nicht zu leisten vermag, da sie der Vernunft nicht standhalten kann. Aber kann uns, fragt er, nur die Wissenschaft retten? Haben wir nicht neben der Vernunft den Willen, den Willen, auch unvernünftig zu sein? Hat der Wille sich sein Ziel erkoren, so kann nun die Vernunft dialektisch das Einzelstreben verteidigen. Das muß genügen für den Kampf des täglichen Lebens.

Dieser Grundgedanke durchzieht die Reihe brillanter Essays, die die verschiedensten Dinge, Literatur- und Kunstpolitik, Wissenschaftsbetrieb und moderne Rechtsfragen erörtern. Ich verweise auf den Prolog, das Kapitel „Der Eth" des ersten Bandes, auf das Eingangs- und Schlußkapitel des zweiten Bandes. Ob man im Einzelnen Kurt Hillers Wertungen und Urteile billigt oder nicht, das ist für die Bedeutung des Buches ganz gleichgültig. Sein erzieherischer Wert liegt in der Erkenntnis, daß auch die Tagesfragen philosophischer Überlegung (man lese das witzige und zugleich tiefe Kapitel: Der antinomische Leu —), daß auch die künstlerische Gestaltung der Parteinahme und der gedanklichen Schärfe bedarf. Politik —. im weitesten Sinne des Wortes — ist Weltanschauungsfrage. Möge dieser Appell an den Willen, dieser Aufruf zum Wirken gerade bei unseren Gebildeten nicht ungehört verhallen!

*) 2 Bände. 1913, Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Der Weg zur reinen Freude, den man bei Menschen und Büchern so gern beschreitet, führt bei Thit Jensens*) Buch zur Komposition. Sie ist ein künstlerischer Eindruck, wie sie vom Urahnen Bauer Simon Roß, der den Tod erleiden muß für sein freimütiges Wort gegen das tote Kirchentum seines Brotherrn, fest und klar die Linie streben läßt zu Mona Roß und ihrer Mission, lebendiges christliches Gottestum selbst zu leben und andere dafür zu wecken. Das „Vorspiel" mit dem sterbenden Urahn, das in seinem Realismus ergreifend ist, kann als Exposition gelten. Denn hier wird die Erscheinung des Heilandes beschworen, der dann in Mona Roß der große Wirkende ist, welcher sie treibt, das Gute zu suchen. Durch ihn ist sie aufopfernd in der Liebe zu einer Mutter, die etwas von antiker Natur besitzt, — gütig gegen alle im vielgeschäftigen elterlichen Faktorshaus zu Reykjavik auf Island; durch ihn ist nimmerrastend ihr Verlangen, Lebensströme sittlichen Wachstums in eine Gemeinde fließen zu lassen, die größer wäre, als der ihr zugemessene Daseinskreis sie ihr bescheren kann; durch ihn sprengt sie am Ende seine Grenzen, und nach Dänemark, der Heimat ihrer Eltern, trägt sie das Schiff und die Sehnsucht, eine wahre Kirche aufzubauen. Nicht ohne Harm der taufrischen Sinne geht sie. Die hängen an Asger Hjaltalin, der sie lange genug fernhielt vom Ziel ihres tiefgepflanzten inneren Dranges. Aber wenn ihr Zögern auch aus der Schwäche der Sinne kam, so wurde es doch vielmehr noch geboren aus dem, was sie

*) Thit Jensen: Mona Roß. Verlag Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. 1913.

sich zum heiligen Lebenswerk gesetzt hatte: Seelen dem Guten zuzuführen. Und so wäre sie beinahe zerbrochen an dem Zwiespalt, ob es besser wäre, Hunderte aufzugeben um Einen, oder den Einen zu lassen, um Vieler willen. Asger Hjaltalin war sehr krank an seiner Seele: es war ihm Lust, Menschen ein Leid zuzufügen; auch seine Erotik war aufs Grausame gestellt. Mona Roß stürzt ihre rein gütige Seele um seinetwillen in schaurige Phantasien, die ihr keuscher Mund kundtut, die halb sein kranker Wille ihr eingibt, halb ihre wunderbare Gabe, sich in ihm einzufühlen, und der brennende Wunsch, ihn so zum Guten zu locken. Sie ahnt kaum die Gefahren dieser mystischen Seelengemeinschaft; aber sie leidet — bis endlich der große Wirkende in ihr dieses Licht ihr schickt: daß der Mann, den sie lieb hat, nicht eher erlöst werden kann, als bis er selbst um die Erlösung bittet. Und so darf und muß sie ihn am Ende lassen.

Wohl verletzt das Bild von des Mannes kranker Erotik, verletzt doppelt, weil eine F r a u den Mut fand, ihm Form und Farbe zu geben; aber der K ü n s t l e r i n gelingt es, den Eindruck zu mildern. Sie läßt Mona Roß in Unwissenheit über die peinliche physiologische Anomalie. So bleibt selbst der Saum ihres Gewandes unversehrt, und so wollen wir sie haben, so lieben wir sie. Und dann: Thit Jensen, der M e n s c h, durfte solches schreiben; denn sie verkörpert in Mona Roß einen so aufs Hohe gerichteten sittlichen Ernst, daß wir ihr um seinetwillen das andere nicht anrechnen. Und schließlich: ist es nicht vielleicht etwas G r o ß e s von der F r a u, so Schmerzliches, Frauen doppelt Schmerzliches, auszusprechen? Denn sie erfand dieses Schmerzliche als das ergreifende Erlösungsbedürftige, dem sie Mona Roß, die holde Erlöserin, gegenüberstellt, wie strahlendes Licht dem großen Dunkel. Keiner bedarf der Erlösung mehr, als der, welcher nicht liebt.

Islands, der „schwimmenden Krone" in Schönheit und Schrecken majestätisch erhabene Natur wird mit echter Kunst um das Leben von Islands Menschen, das real und plastisch ist, aufgebaut: um einer Mutter Tatkraft, um Haß und Gunst politischer Parteien, um Liebe und viel Leid der Menschen.

Bei Thit Jensen, der Dänin, findet sich in den Menschen die Mystik, das Visionäre, wie wir es an Selma Lagerlöfs Gestalten viel kennen; an diese große Meisterin erinnert auch die einfache Macht und die klare Pracht der Worte, die wir in der Übersetzung Erich von Mendelssohns genießen dürfen. Sein Vorwort gibt einen willkommenen Überblick über Islands politische Geschichte.

Ein Dichter, Karl L. Mayer*), hat in seinem Versstück: „Der Raub der Europa" in antikem Sinne die Geburt der Erotik gefeiert. Es ist wahrlich eine Feier, in der sich Irdisches mit Himmlischem vermählt, wie die jungfräuliche Europa ahnungsvoll, halb widerstrebend, halb willig, nein, mit ganzer Seele ihr Schicksal erfüllt, ihrem Gott, der in Gestalt eines weißen Stieres sich ihr naht, sich zu weihen, Priesterin der Liebe zu sein. Wenn die eine der Gefährtinnen, die dem entsetzensvollen Wunder nachstarren, wie Europa auf dem Rücken des Stiers im Meer versinkt, erschauert: „Geraubt von einem Tier —" und die andere aufschreit „von einem Gott!! —", so ist poetisch gegeben die Synthese der Liebe: ein Schauer der Erde und ein Schrei gen Gott. Auch in allem anderen lebt und webt der echte Dichter: in der Malerei von Natur- und Seelenstimmung, die damals und dort noch ganz ineinander überflossen; in der drama-

*) Karl L. Mayer: Der Raub der Europa. Verlag von Dr. Basch u. Co., Berlin.

tischen Anlage offenbart sich der Künstler, der da wußte, welche Art das Problem erschöpfen und dabei den Nachdenkenden und Nachfühlenden den Reiz bieten würde, viel vom Eigenen hineinzutragen, wozu alle objektive Darstellung verlockt.

Kunst-Rundschau.

Von W. St.

Sehen und Erkennen.

Unter diesem philosophisch anmutenden Titel ist von Professor Paul Brandt in Düsseldorf ein Buch erschienen, das, so sagt uns der Untertitel, eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung geben will.*) Wie es sich uns präsentiert, scheint dem Autor aus seiner Arbeit recht eigentlich eine praktische Ästhetik der schönen Künste erwachsen zu sein. Auf dem Wege des Vergleichs unternimmt es der Verfasser, unser Kunstverständnis zu erschließen. Das reiche Bildmaterial wurde so angeordnet, daß die zu vergleichenden Werke und der sie begleitende Text stets auf derselben Seite sichtbar gemacht sind. Wort und Bild schließen sich zusammen, um der Darstellung den lebendigen Charakter einer Museumsführung zu verleihen.

Brandt beginnt mit der Baukunst, schreitet dann vor zu der architektonisch gebundenen Plastik der Tempel, Grabmäler, Kathedralen, und mit der Besprechung freier Rundskulptur leitet er über zur Gruppenbildung und andern Problemen der Malerei. Es ist dem Verfasser weniger darum zu tun, Kunstgeschichte zu geben, als durch Gegenüberstellung charakteristischer Werke aller Zeiten das Auge für die Erfassung der Kunstformen zu schärfen.

Daß nach knapp drei Jahren eine Neuauflage dieses Buches notwendig wurde (die erste Auflage betrug 10 000 Exemplare), spricht deutlich genug für den Lehrerfolg der Wölfflinschen Methode, zu welcher der Verfasser in seinem Vorwort sich dankbar bekennt. Unternimmt doch Brandts Arbeit den Versuch, in populärer Darstellung Wölfflins Stilanalyse auf das gesamte Gebiet europäischer Kunstübung auszudehnen.

Es wird sich nach dem Vorangeschickten niemand wundern, wenn er auch in den Ausführungen über Malerei das Formale betont findet. Die eigentlich malerische Komposition derer, die in Licht und Dunkel, in Farben gedacht haben, interessiert den Verfasser weniger. So kommt es, daß seine Untersuchungen der Gemälde auf ihre Raumtiefe oder pyramidale Konstruktion, auf Bewegungskontraste und Richtungslinien im Aufbau der Gruppen selten Wert und Bedeutung des Kunstwerks zu offenbaren vermögen. Bei einer solchen Betrachtung scheiden Rembrandt und Velasquez so gut wie aus, wird eines Künstlers wie Delacroix nicht einmal Erwähnung getan. Dieser Mangel macht sich am deutlichsten fühlbar, wo Brandt von den großen Werken der Kunst handelt. Es wird einem da so recht bewußt, daß die jeweiligen Errungenschaften der Zeit, etwa Beherrschung des Anatomischen, richtige Linear- und Luftperspektive, zwar das Niveau des Durchschnitts zu heben geeignet sind, niemals aber das eigentümliche Wesen eines großen Werkes bestimmen.

Am glücklichsten erscheinen Brandts Vergleiche in den Abschnitten über Architektur, da hier mit Erwägungen rein formaler Art seine Fragestellung

*) „Sehen und Erkennen“ v. Paul Brandt. Mit 416 Abbildungen und 1 farbigen Tafel. 2. Auflage. Preis gebunden 5 Mark. Verlag Ferdinand Hirt u. Sohn, Leipzig.

das Wesentliche treffen kann. Besser als die Charakteristik nordischer Kathedralen gelingt dem Verfasser hier eine Entwickelung des Stils der Renaissancepalazzi.

Trotzdem Brandt es sich zur Pflicht gemacht hat, für die besonderen Vorzüge deutscher Kunst einzutreten, steht ihm offenbar ein Relief von Hildebrand an Ausdruckswert über solchen Meisterwerken gotischer Plastik, wie den törichten Jungfrauen des Straßburger Münsters. Von jenen zwei Jungfrauen, deren Antlitz, in schmerzlichem Sinnen geneigt, zum Stärksten und Innerlichsten zählt, was in Deutschland je gebildet wurde, weiß Brandt zu berichten, daß sie vor sich hinzuträumen scheinen oder gar mit dem Schlaf kämpfen. Ich erwähne dies, weil jüngst ein namhafter Kritiker in öffentlichem Vortrage sich scharf gegen die italianità des kunsttreibenden und genießenden Deutschen gewandt hat. Er wollte uns eigentlich Italien am liebsten verbieten. Das wäre schade. Sicher ist, daß manchem Deutschen ein gewisses Maßhalten im Genusse südlicher Herrlichkeiten nottäte.

Hildebrands ästhetische Schrift ‚Das Problem der Form' hat auf viele Kunstgelehrte stark gewirkt, und ihr Dank an den Künstler Hildebrand äußerte sich meist in hoher Anerkennung seines Schaffens. Wir werden vielmehr gerade durch den Vergleich seiner Werke mit guter antiker oder neuerer Plastik nur klarer inne, daß die klügste formale Rechnung, der gehobenste Geschmack, eine noch so subtile Behandlung der Epidermis die innere Notwendigkeit eines Kunstwerks nicht zu ersetzen vermag.

So wird man dem Verfasser auch nicht folgen können, wenn er Cornelius' Carton der apokalyptischen Reiter als gewaltiges Werk bezeichnet, als eine Steigerung von Dürers Holzschnitt. Aber da liegt in den 400 Abbildungen oft wieder die nötige Korrektur; der Vergleich sagt viel ohne Worte, wie Brandt im Vorwort treffend bemerkt.

Auch seine Unsicherheit Donatello gegenüber verrät des Verfassers Herkommen. Die Reliefs des Donatello, Werke, an deren Reichtum und ungestümer Gestaltungskraft mancher Große des Cinquecento sich nährte, sprengen eben den Rahmen der Hildebrandschen Formenlehre. Und wenn Brandt bei seiner Herleitung des Reliefs aus der antiken Malerei die beiden Newyorker Kratere mit der Amazonenschlacht abgebildet hätte, so würden wir auch da sehen, wie entgegen seiner Behauptung von der Reliefmäßigkeit aller antiken Malerei diese an polygnotischen Wandgemälden inspirierten Vasenbilder die denkbar kühnsten Verkürzungen und Überschneidungen aufweisen; und modellierende Schattierung dazu. Ähnlich hat Brandt die Auswahl der griechischen Giebelplastik getroffen, so daß der Eindruck entsteht, den klassischen Künstler hätten selbst in der Vollplastik ausschließlich die Möglichkeiten reliefartiger Entfaltung beschäftigt und erst der Realismus hellenistischer Zeit hätte mit diesem Prinzip gebrochen. Demgegenüber braucht nur an den Westgiebel von Olympia erinnert zu werden, wo in dem schmalen Tympanon die kämpfenden Kentauren quer gestellt sind, und zwar so, daß ihre Hinterpartie auf der Giebelwand gemalt erscheint; ein Illusionismus von so fröhlicher Ungeniertheit, wie sie Künstler hegen durften, die noch nicht ahnten, wozu ihre Autorität einst würde herhalten müssen. In seiner köstlichen Jugendlichkeit setzt sich der griechische Archaismus über all dieses hinweg.

Die paar kritischen Anmerkungen wollen das Verdienst des vorliegenden Buches nicht schmälern. Es liegt in der besonders glücklichen Anordnung des Stoffes, die jede Monotonie vermeidet, in der Frische der Darstellung

und in dem reichen Bildmaterial, das zu selbständigem Sehen ermuntert. Wofür der Verfasser sich vornehmlich eingesetzt hat: daß wir das in der Kunst Geschaute empfinden, des Empfundenen bewußt werden, dafür bietet sein Buch uns willkommene Orientierung.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Unermüdlich sind die Frauen am Werk, um die schier unerschöpfliche Arbeit zu leisten, die die Frauenbewegung mit sich bringt. Jede Woche, eigentlich jeder Tag beinahe bringt, in Versammlungen, Vereinstätigkeit, Vorträgen, Ausstellungen, Neues, und das Material, das der Darstellung und Erörterung dieser Fragen gehört, wächst ins Unübersehbare, ohne jedoch die Arbeitslust und Tatkraft der zum Bau Gehörenden zu entmutigen oder zu lähmen. Im Gegenteil scheinen die Widerstände die Attacken eher zu steigern, und es ist, als ob diese zu einem immer sieghafteren Vordringen führten. Die Frauenstimmrechtsbestrebungen stehen augenblicklich im Vordergrund der Bewegung, und wie immer man sich zu der Frage auch stellen mag, so ist nicht zu leugnen, daß sie stetig vorwärtsschreitend immer weitere Kreise der Frauenwelt interessiert und beschäftigt. So haben jetzt nach dem Beispiel der liberalen Frauenvereine auch die Frauen der anderen politischen Parteien Wahlrechtsvereine begründet, und man ist da und dort mit gleichem Eifer für die Sache bemüht. So besonders in dem Verein der Frauenbewegung der konservativen Partei, an dessen Spitze Frau Berta von Kröcher, Gräfin von Schwerin-Löwitz, Gräfin von Gröben u. a. stehen und für das kirchliche und kommunale Wahlrecht der Frauen kämpfen. Die Resultate allerdings sind noch nicht sehr erkennbar und werden wohl noch eine Zeitlang oder richtiger eine lange Zeit ausstehen, aber wer klar und bewußt klar erkannten Zielen zustrebt, gelangt endlich doch dahin, und eines Tages werden die Frauen ihr Wahlrecht haben. Inwieweit ihnen, dem Staat, der Familie dies nutzbringend sein wird, darüber gehen die Meinungen noch sehr auseinander, nicht nur in den Reihen der Männer, auch bei den ins Erwerbsleben eingetretenen Frauen, die nach Millionen zählen, zeigt sich noch vielfach eine Zurückhaltung, oft sogar Abneigung dem Frauenstimmrecht gegenüber. Und gerade unter den Besonnensten findet sich ein klug und nachdenklich begründeter Zweifel gegen die Möglichkeiten und Vorteile dieser Maßregeln, die sowohl alle staatlichen Institutionen, wie gesellschaftlichen Einrichtungen bis ins Tiefste erschüttern würden. Aber in einer der hervorragendsten Wortführerinnen in diesem Kampfe, Helene Lange, haben die deutschen Wahlrechtsvereine eine so überzeugte und beredte Vertreterin ihrer Rechte gefunden, daß diese Stimme keinesfalls ungehört verhallen wird. Aus einem von ihr auf der Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins in Gießen gehaltenen Vortrag über den Weg zum Frauenstimmrecht seien hier einige besonders wesenhafte und bedeutsame Ideen wiedergegeben. Anknüpfend an die verabscheuenswürdigen Gewaltsmittel der englischen Suffragettes sagte sie: „Diese Taktik ist bei uns von der Gesamtorganisation der deutschen Frauenbewegung zurückgewiesen worden, wie sie auch von der großen gesetzmäßig vorgehenden Frauenstimmrechtsorganisation verworfen wurde. Dennoch ist ein Eingehen auf die prinzipielle Seite der Sache auch zur Begründung der Ablehnung notwendig.“ Diese findet

sie in dem soeben erschienenen Buche „Way Stations" der ausgezeichneten englischen Schriftstellerin Elizabeth Robins und gelangt aus der in dem Buche begründeten Notwendigkeit des Frauenstimmrechts zu der Schlußfolgerung: „daß der Weg der Gewalttaktik von den englischen Suffragettes überhaupt eingeschlagen werden konnte, mag sich zum Teil aus der direkten Aufreizung durch leitende englische Staatsmänner sowie die perfide Behandlung der seit vierzig Jahren in England aktuellen Frage durch die englischen Parlamente erklären, vor allem aber durch die in England üblichen Methoden politischer Agitation. Das Buch von Miß Robins enthält aber eigentlich selbst das Material, aus dem sich im Gegensatz zu den Ansichten der Verfasserin die Unrichtigkeit der von den Suffragettes befolgten Methoden erweisen läßt. Sie begründet die Notwendigkeit des Frauenstimmrechts ganz richtig aus der besonderen Veranlagung der Frau, aus ihrer besonderen Art, die Dinge zu sehen und daraus Konsequenzen zu ziehen. Diese besondere Art muß im ganzen des Volkshaushalts zur Geltung kommen, wenn er nicht Schaden leiden soll. Dann aber dürfen auch die nicht einwandfreien parlamentarischen Kniffe, die auch jetzt wieder bei der Ablehnung des Frauenstimmrechts in England ihre bedenkliche Rolle gespielt zu haben scheinen, nicht zu dem Trugschluß verleiten, als ob die Frauen die in England bei den Männern vielfach üblichen Methoden nachahmen dürften. Es handelt sich doch nicht nur um ein Recht, sondern um die Möglichkeiten, die es gewährt. Wir müssen das Recht anstreben, um das öffentliche Leben und die sozialen Zustände im Sinne der Frau, der von ihr erkannten Notwendigkeiten auszubauen, im Interesse der Familie, der berufstätigen Frau, der sozialen Helferin. Das ist das Ziel, und das muß die Methoden bestimmen. Der Weg zum Ziel muß durch Frauenland führen. Wir müssen auf eine unserer Art angemessene Weise dahin wirken, einen Frauenwillen im öffentlichen Leben mit zur Geltung zu bringen. Nicht darauf kommt es dabei an, daß alle die dahin führenden Rechte Schlag auf Schlag kommen, sondern darauf, daß in der Entwickelung, die dahin führt, die Machtmittel und die Fähigkeit der Frauen, davon Gebrauch zu machen, daß Pflichten und Pflichtbewußtsein sich das Gleichgewicht halten.

Von den beiden Wegen zum Frauenstimmrecht, die man als den direkten und den indirekten bezeichnen könnte, wird der direkte, der Weg der Agitation, von den Stimmrechtsvereinen vertreten. Wir brauchen diesen Weg und diese Vereine selbstverständlich auch, da es sich bei uns immer noch um die Verbreitung der Forderung selbst, der Überzeugung von der Notwendigkeit des Frauenstimmrechts in weiten Kreisen unseres Volkes handelt. Aber je ernster ein Frauenstimmrechtsverein seine Aufgabe nimmt, um so weniger kann er reiner Frauenstimmrechtsverein bleiben, um so mehr muß er sich mit den Fragen und Gebieten selbst, in denen das Stimmrecht eine Rolle spielt, beschäftigen, um so mehr kommt auch er in die indirekte als die produktive Arbeit hinein.

Bei dieser indirekten Arbeit sind zwei Wege die wichtigsten: die Mitarbeit in den politischen Vereinen und die Arbeit in der Kommune. Mit der Arbeit in den politischen Vereinen sollte nicht, wie manche raten, gewartet werden, bis diese voll für die Frauenrechte eintreten; das würde doch heißen: eines der wichtigsten Mittel zur Erziehung der Frau für die Öffentlichkeit und der Öffentlichkeit für die Frau aus der

Hand geben. Der zweite Weg ist der, den der Allgemeine deutsche Frauenverein als Spezialweg erwählt hat. Es ist nicht der leichteste Weg, auf dem so die Leistungen in den Vordergrund gestellt werden. Hier liegt vielleicht die stärkste Kraftprobe der deutschen Frauenbewegung, weil hier an das selbstlose Interesse, an den wahren Bürgersinn, an die Ausdauer und die aufrichtige Hingabe appelliert wird. Dafür liegt aber auch hier die stärkste Überzeugungskraft. Und wenn die Frauen tatsächlich durch irgendwelche Wendung der Dinge die letzten Rechte früher erhalten sollten, als die Kräfte da sind, um den neuen Wirkensmöglichkeiten zu entsprechen, so wird das Frauenstimmrecht seine volle Wirksamkeit doch erst in dem Maße erfüllen, als diese Erziehung zu positiven Leistungen nachgeholt wird. Diese Erkenntnis und diese Tätigkeit, aus eigenster Frauenart heraus erwachsen, sie sind es, die den Verband des Allgemeinen deutschen Frauenvereins gekittet haben und fest zusammenhalten."

Helene Lange, deren einsichtiges, segensreiches Wirken allbekannt ist, vertritt in diesem Vortrag einen Standpunkt, dem man im allgemeinen die Zustimmung nicht wird versagen wollen, auch wenn man den ersten Weg, den sie als den direkten bezeichnet, zu beschreiten als nicht geeignet erkennt, weil die Agitation, die dabei ausgeübt wird, vielfach Maß und Ziel überschreitet und die Linie der englischen Kampfmethode sogar auch bereits in Erwägung gezogen und anempfohlen hat. Um so freudiger wird man ihren Ausführungen auf dem zweiten Wege folgen und selbst Bedenken gegen die Mitarbeit in politischen Vereinen fallen lassen können, wenn man sicher wäre, daß diese unter den Gesichtspunkten dieser Führerin sich vollzögen, die, ohne je aggressiv zu werden, die Dinge dennoch durch ein Temperament betrachtet.

Wie vielseitig und umfangreich die Frauenfrage im letzten Jahrzehnt auch in der Presse behandelt wird, davon berichtet ein soeben erschienenes neues Frauenbuch: „Was die Frau von Berlin wissen muß", von Eliza Ichenhaeuser, im Verlage von Herbert S. Loesdau herausgegeben. Unter den 1600 Zeitungen und Zeitschriften, die in Berlin erscheinen und alle Gebiete des öffentlichen Lebens, Politik, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Fachzeitschriften aller Gewerbe, Handel, Industrie, Schiffahrt, Land-, Forst- und Gartenwirtschaft usf. umfassen, — findet die Frauenfrage in allen führenden Zeitungen — auch den außerhalb Berlins erscheinenden — eine diesen Interessen gewidmete Beilage. Ebenso haben die Zeitschriften „Neue deutsche Rundschau" in Lucia Dora Frost, „Nord und Süd" in Ulla Wolff-Frank, „Die Gartenlaube" in Lotte Gubalke, das „Frauendaheim" in Frida Schanz diese Frage in besonderen Rubriken behandelnde Kräfte gewonnen, die sich den in den Tageszeitungen bewährten Redakteurinnen und Mitarbeiterinnen: Doris Wittner, Anna Plothow, Jenny Lorm, Frau v. Kretschmann, Frl. Münzer, Frau v. Huhn, Frau Graziella, Frl. v. Wartenberg. Frau Emma Stropp anschließen, und neben den dieser Richtung ausschließlich gewidmeten Monatsschriften: „Die Frau" von Helene Lange, „Frauenbewegung" von Minna Cauer, „Neue Generation" von Dr. Helene Stöcker, „Zeitschrift für Mutter- und Kindesrecht" von Adele Schreiber, dem Gegenstand eine seiner Bedeutung entsprechende Behandlung angedeihen lassen. Das neue Buch, nur von Frauen geschrieben und für Frauen bestimmt, gibt davon ein treffliches Bild. Von Berlins Leben und Arbeit erzählt es und bildet einen ausgezeichneten Wegweiser für das, was „die Frau von Berlin wissen muß".

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dipl.-Ing. Julian Treitel.

Sao Paulo.

Die Frage, wohin sich deutsche Auswanderer, die hier kein befriedigendes Fortkommen mehr finden können, wenden sollen, gestaltet sich immer schwieriger. Bisher waren die Vereinigten Staaten von Amerika das bevorzugte Ziel junger, tüchtiger, unternehmungsfreudiger Leute; doch werden sie, die schon heute sichtbare Vorkehrungen treffen, die unerwünschte Stärke des Einwandererstromes zurückzudämmen, nicht mehr lange für uns in Betracht kommen können. Manch anderes, großes Zukunftsland ist uns aus klimatischen, politischen oder anderen Gründen leider verschlossen, und so bleibt von allen, die noch wirklich günstige Aussichten bieten, eigentlich nur Süd-Amerika übrig. Als ein Glück ist es daher zu bezeichnen, daß in dieser kritischen Zeitepoche Brasilien auf dem Plane erscheint und die Kolonisierung seiner ungeheueren Ländereien in großem Stile aufnimmt.

Die Vereinigten Staaten Brasiliens sind, 8 360 000 qkm umfassend, an Fläche beinahe so groß wie ganz Europa, zählen aber erst 22 Millionen Menschen, während fast die ganze Bevölkerung Europas — 400 Millionen — bequem Unterkunft und Existenz darin finden könnte. Die Republik wird von 20 Einzelstaaten gebildet, die ihre eigene Regierung und innere politische Selbständigkeit besitzen. Alle lassen es sich angelegen sein, die europäische Einwanderung auf sich zu lenken, und ganz besonders ist es der Staat Sao Paulo, dessen Bemühungen in dieser Hinsicht Beachtung und Anerkennung verdienen.

I. Lage, Klima, Gesundheitszustände.

Der Staat Sao Paulo, der auf den üblichen Karten unserer Atlanten so klein und unbedeutend erscheint, ist mit seinen 296 000 qkm Fläche größer als das Königreich Italien und auch an Klima und Fruchtbarkeit mit diesem zu vergleichen. Er zählt bisher kaum 2,8 Millionen Einwohner, könnte aber wohl die zehnfache Zahl ernähren. Er ist, obgleich zu $^{2}/_{3}$ in der gefürchteten heißen Zone gelegen (zwischen 19° 5′ und 25° südlicher Breite), seinem Klima nach doch zu der mit gemäßigter Temperatur begnadeten Gruppe der Südstaaten Brasiliens zu rechnen, die von jeher eine besondere Anziehungskraft auf Brasilienpilger ausgeübt haben. Der ganze Staat besteht, mit Ausnahme eines schmalen Küstenstreifens am Atlantik, im wesentlichen aus einer gewaltigen Hochebene, die sich 600—1000 m über den Meeresspiegel erhebt. Dieser Höhenlage, wie den im Sommer regelmäßig wehenden Seewinden hat er eine ständige Kühlung zu verdanken. Laut langjährigen, zuverlässigen Beobachtungen ist die Durchschnitts-Temperatur im Sommer 21°, im Winter 15° und im Mittel 18° C im Schatten. Temperaturen über 28° C sind nicht häufig, und die Nächte, wie sonst fast nirgends in tropischen Gegenden, selbst im Sommer angenehm kühl.

Die Gesundheitszustände sind infolge dieser günstigen klimatischen Verhältnisse so vorzüglich, daß sie einen Vergleich mit denen der gesündesten Länder nicht zu scheuen brauchen. Alle gegenteiligen Berichte sind irrig und veraltet und stammen wohl von Reisenden, die den allerdings ungesunden, schmalen, niederen Küstensaum, nicht aber das gewaltige innere Hochland kennen gelernt haben. Den besten Beweis dürften wohl die Sterblichkeits-

ziffern liefern. Diese sind für die bekanntesten Paulistaner Städte geringer, als die der europäischen Hauptstädte, und außerdem ist bei allen ein ungewöhnlich hoher Überschuß der Geburtenzahl über die der Todesfälle vorhanden. Die Gelbfieber-Epidemien aber, die andere tropische Gegenden heimsuchen und vor Jahrzehnten zuweilen auch im Staate Sao Paulo auftraten, gehören für immer der Vergangenheit an. Die gleichnamige Hauptstadt selbst ist überhaupt niemals von einer solchen betroffen worden. Das ist den wahrhaft großartigen hygienischen Einrichtungen und sanitären Maßnahmen zu danken, die ohne Rücksicht auf die hierfür erforderlichen enormen Kosten im ganzen Lande getroffen wurden und es wohl für immer von der furchtbaren Seuche befreit haben.

Anderer Epidemien, wie Typhus, Sumpffieber (Malaria), Pocken etc. ist man, wie sich leider nicht leugnen läßt, noch nicht Herr geworden, doch kann man sich bis zu einem gewissen Grade — gegen Pocken bekanntlich durch Impfung — vor ihnen schützen und darf nicht vergessen, daß diese Krankheiten auch im südlichen Europa heimisch sind. Die furchtbarste Geißel unseres Erdteiles aber, die Tuberkulose, die als Folge dauernder Unterernährung und des Wohnungselendes unserer Großstädte, 20—45 Prozent der Bevölkerung dieser dahinrafft, fordert in Sao Paulo kaum ein Drittel so viel Opfer, wodurch mehr als ein Ausgleich gegen diese und jene Tropenkrankheit gegeben ist.

II. Die Fruchtbarkeit.

Für die Landwirtschaft sind die günstigsten Vorbedingungen vorhanden. Der überaus fruchtbare und jungfräuliche Boden des ganzen Staates ist von der Natur zur Polykultur im weitesten Sinne des Wortes ausersehen, und ein herrliches, genügende Feuchtigkeit besitzendes Klima trägt das Seinige dazu bei, Früchte und Gemüse, Wein und Getreidearten aller Zonen in außerordentlicher Pracht und Mannigfaltigkeit gedeihen zu lassen. Nur die besondere Eignung ausgedehnter Gebiete für den Kaffeebau und der glänzende Nutzen, den dieser viele Jahre lang abwarf, erklärt es, daß die Bevölkerung bis vor kurzer Zeit auf die Anlage anderer Kulturen verzichtete und sich auf den Kaffebau beschränkte. Dieser liefert noch heute 99 Prozent der gesamten Ausfuhr und tritt in seinem Umfange und seiner Bedeutung durch die Tatsache vor Augen, daß mehr als die Hälfte des gesamten Kaffeeverbrauchs der Erde allein vom Lande Sao Paulo geliefert wird. Man schätzt die Zahl der Kaffeebäume in ganz Brasilien auf 1300 Millionen, die des Staates Sao Paulo allein auf 850 Millionen und die durchschnittliche Jahresernte auf 15 bezw. 10 Millionen Sack. Rechnet man den Wert eines Sackes (à 60 kg) im Durchschnitt zu 110 Mark, so bedeutet dies bei 10 Millionen Sack jährlich einen Ausfuhrwert von 1100 Millionen Mark!

Weite Ländereien im Urzustande harren aber noch der Bebauung. Dank den Maßnahmen einer weitschauenden, sachkundigen und tatkräftigen Regierung geht man jetzt daran, den Reichtum des Bodens und die Gunst des Klimas in wachsendem Maße auszubeuten und sich auch anderen Kulturen zuzuwenden, die hier so ungemein nutzbringend betrieben werden können.

Besonders ist es der Reis, ein Hauptnahrungsmittel ganz Brasiliens, der hier vortrefflich gedeiht, und zwar in Qualitäten, die die asiatischen an Wohlgeschmack weit übertreffen, und in einer Ergiebigkeit, daß in den wenigen Jahren, seit man, dank den Bemühungen der Regierung, den Reisbau energischer in Angriff genommen hat, aus

der ursprünglich bedeutenden Einfuhr eine ebensogroße Ausfuhr geworden ist.

Nicht minder reichen Ertrag bringen Zuckerrohr, Tabak- und Kakaobäume, ferner Baumwolle, Hanf und Aramina und außer diesen Erzeugnissen, die sich sowohl für die Groß- wie Kleinkultur eignen, zahlreiche andere, die besonders für den kleinen Landwirt auf eigener Scholle außerordentlich lohnend sind. Da wachsen neben allen europäischen und einheimischen Gemüsen Wein und Orangen, Zitronen und Bananen, Feigen und Pfirsiche, Melonen und Ananas, Mais und Knollenfrüchte und eine Unzahl nahrhafter Futterkräuter, die vielfach dreimal im Jahre geschnitten werden können und umsomehr auch zur Viehzucht ermutigen, als das milde, keinen Winter kennende Klima die Viehhaltung naturgemäß sehr vereinfacht und erleichtert.

III. Die kommerzielle und kulturelle Bedeutung.

Der enorme wirtschaftliche Aufschwung des Landes spiegelt sich am besten in seiner Handelsstatistik, die gewiß als beweiskräftig gelten kann. Sie zeigt, daß die einen Maßstab für die Kaufkraft und den Reichtum eines Landes bietende Einfuhr seit 1900 jährlich um 25—45 Prozent gestiegen ist, die Ausfuhr jedoch durchschnittlich $2^1/_2$ mal so hohe Werte umfaßte. Das ist ein Verhältnis, wie es nicht viele Länder aufzuweisen haben. Den größten Anteil an der Einfuhr hat England, sodann Deutschland, Argentinien und die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Ausfuhr ist am größten nach der nordamerikanischen Union, sodann Deutschland und Frankreich, während England als Kunde Sao Paulos nur wenig in Betracht kommt. Von der Gesamteinfuhr der brasilianischen Republik entfallen allein 23 Prozent auf den Staat Sao Paulo, an der Ausfuhr aber ist er, der nur 3,4 Prozent der Gesamtfläche Brasiliens umfaßt, sogar mit 40 Prozent beteiligt. Die totale Handelsbilanz, also Ein- und Ausfuhr zusammen, ergibt, daß über 30 Prozent des gesamten brasilianischen Handels gegenwärtig allein auf Sao Paulo entfallen. Man ersieht hieraus, eine wie hervorragende Stellung dieser mächtig aufblühende und reichste Bundesstaat im Rahmen der Union einnimmt.

Und dies gilt nicht nur kommerziell, auch kulturell muß er als der angesehenste und fortgeschrittenste bezeichnet werden. Er hat dies außer seinem Klima und seiner Fruchtbarkeit vor allem der glücklichen Eigenart und Zusammensetzung seiner Bevölkerung zu verdanken, die von jeher das intelligenteste, rührigste und tüchtigste Element aller Einwohner Brasiliens repräsentiert hat.

Der umfassende Ausbau des Eisenbahnnetzes steht in der Union geradezu einzig da und ebenso die erstaunliche Entwicklung der Städte mit ihren wissenschaftlichen und gemeinnützigen Instituten, die teilweise den Vergleich mit denen der ersten Kulturnationen aushalten können und längst uneingeschränkte Anerkennung seitens der berufensten Fachmänner gefunden haben. Da ist vor allem die staatliche Rechtsfakultät, an der die Mehrzahl der heute leitenden Männer der Republik ihre Studien beendeten, sodann das Staatsmuseum, das Polytechnikum, die Handelsakademie, Seminare für die verschiedenen Berufe, Landwirtschaftsschulen mit großartigen Versuchsfeldern, das Pasteur-Institut, das Serum-Therapeutische und Bakteriologische, das Geographisch-Geologische Institut, reich ausgestattete Bibliotheken mit wertvollen Werken aus allen Ländern, mehrere tausend Volksschulen, Kranken- und Siechenhäuser etc.

Das glänzendste Bild einer Entwicklung aber, wie sie auch nur in Amerika

möglich ist, zeigt die gleichnamige Hauptstadt des Staates, deren Entstehungsgeschichte eines kurzen Rückblicks würdig ist.

IV. Die Stadt Sao Paulo.

Im Januar 1554 war es, so erzählt die „Deutsche Zeitung in Sao Paulo“, da brachen unter Führung des Paters Manuel de Paiva dreizehn Jesuiten auf, um auf der Höhe der Serra oder jenseits des steil aufsteigenden nahen Küstengebirges eine neue Missionsstation zu gründen. Sie erstiegen die wilde, zerklüftete Bergkette, durchwateten Rinnsale, Sümpfe und Bäche, drangen durch den düstern Urwald und trafen endlich, nach beschwerlichen und gefahrvollen Märschen, auf eine Indianer-Ansiedlung, deren Häuptlinge, s. Zt. Freunde der Portugiesen, die damaligen Träger und Verbreiter des Christentums mit freundschaftlichem Entgegenkommen empfingen und ihnen die gewünschte Erlaubnis zur Errichtung einer Missionsstation erteilten. Die Jesuiten suchten sich nun mit der ihnen eigenen Findigkeit auf einem gesunden und vor feindlichen Überfällen geschützten Hügelrücken einen Platz aus, wie er für die Entstehung einer Weltstadt gar nicht glücklicher gewählt werden konnte. Schwerlich aber werden sie wohl, als sie damals im Urwald aus Baumknütteln, Erde und Palmblättern, die als Baumaterial dienten, die erste armselige Hütte zum Messelesen errichteten, geahnt haben, daß aus ihrer Ansiedlung einst im 20. Jahrhundert die Kaffee-Metropole der Erde hervorgehen würde. Die geringe Bevölkerung des Dörfchens bestand zuerst, die Jesuiten ausgenommen, aus farbigen Eingeborenen, bald aber stellte sich portugiesischer und spanischer Zuzug ein und vermehrte so das weiße Element. Allmählich nahm die Bevölkerung zu, und 1745, nach mannigfachen politischen Wirren und Kämpfen, während welcher auch die Gouverneure und Jesuiten wiederholt vertrieben wurden, wurde Sao Paulo, als kaum 2000 Seelen zählendes Städtchen, zum Sitz eines Bischofs auserkoren. Als Provinzstadt trat es 1822 mit der Unabhängigkeitserklärung in eine neue Epoche. Die neugegründete Rechtsfakultät zog aus allen Teilen des Landes junge Leute an, brachte frisches Leben in die noch ungepflasterten, unscheinbaren Gassen und trug dazu bei, das Bildungsniveau zu heben und die rauhen Sitten der Bewohner, die noch vielfach denen der Eingeborenen glichen, umzubilden und zu verfeinern.

Das gewaltige Emporwachsen zur Großstadt aber setzte erst im Jahre 1875 ein, wo Sao Paulo etwa 40 000 Einwohner zählte. Handel und Industrie, Eisenbahn und Telegraph wirkten geradezu revolutionierend, und der Riesenaufschwung der Kaffee-Erzeugung im ganzen Lande ließ die Reichtümer in wahren Strömen nach der Landes-Hauptstadt fließen. Die Einwanderung schwoll, namentlich seit der Aufhebung der Sklaverei (1888), lawinenartig an und brachte aus Europa Tausende und Abertausende intelligenter, tüchtiger, vorwärtsstrebender Menschen, die ihre ältere geläuterte Kultur auf den fremden Boden übertrugen. Die alten häßlichen Lehmhütten verschwanden; gleichsam über Nacht erstanden neue Straßenzüge, und ganze Stadtviertel mit herrlichen Gartenanlagen und luxuriösen Palästen der zu ungeahntem Wohlstand gelangten Farmer wuchsen wie durch Zaubermacht aus dem Boden. Durch die breiten, vornehmen, elektrisch beleuchteten Verkehrsadern jagen heute die Straßenbahnen und Automobile wie in Wien und Paris, und in den glänzenden Avenidas mit ihren monumentalen Kaufhäusern, Banken und staatlichen Gebäuden pulsiert weltstädtisches Leben. Ungeheuere Opfer wurden aber auch

gebracht, diesen Wandel herbeizuführen und die Größe, Schönheit und Gesundheit der Stadt zu fördern.

Kaum eine zweite Großstadt auf der Erde dürfte es geben, die so schnell ihr Antlitz geändert hätte. Und dieses Antlitz zeigt nicht die grämlichen, verwitterten Züge des Alters, sondern die frischen Farben und Formen der glücklichen, vorwärtsstürmenden Jugend. Wie unglaublich schnell die Stadt in ein paar Jahrzehnten emporgewachsen ist, zeigen wenige Zahlen:

Sie hatte

	1875 . . .	40 000	Einwohner
	1890 . . .	65 000	„
	1893 . . .	130 000	„
	1908 . . .	300 000	„
und	1913 . . .	500 000	„

Die Bevölkerung hat sich also in drei Jahren (1890—1893) verdoppelt und in etwas mehr als einem Menschenalter (1875—1913) verzwölffacht. Das ist eine Entwicklung, wie sie in der Welt mit Ausnahme einiger Städte Nord-Amerikas nicht ihresgleichen hat. Sao Paulo ist heute die zweite Stadt Brasiliens und die dritte Süd-Amerikas. Werden alle vorhandenen Chancen ausgenutzt, so wird ihr Aufschwung eine weitere, in ihren Folgen kaum übersehbare Steigerung erfahren.

V. Die Behörden und die Einwanderungsfrage.

Sehr viel zu dieser erstaunlichen Entfaltung von Stadt und Staat Sao Paulo haben auch die Behörden beigetragen, von denen einige als Muster hingestellt werden können. Besonders das „Sekretariat für Landwirtschaft, Handel und öffentliche Arbeiten“ hat unter der sachkundigen, rührigen, weitausschauenden Leitung des fortschrittlichen Staatsmannes Dr. Carlos J. Botelho Bedeutendes geleistet. Ein großes Feld der Wirksamkeit ist ihm zugewiesen: es erteilt Auskunft über landwirtschaftliche und ökonomische Fragen, verteilt an Ansiedler, Landwirte etc. Sämereien für Versuchszwecke, Setzlinge von Obst- und Zierbäumen, sowie Weinschößlingen, liefert Mittel zur Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten und Schädlingen, besorgt Boden- und Wasser-Analysen und schickt Interessenten sogar regelmäßig landwirtschaftliche Zeitungen, Monatsschriften und Bücher ins Haus — alles völlig kostenlos —, ohne daß man dafür auch nur Fracht oder Porto zu vergüten hätte. Ferner gewährt es namhafte Geldzuschüsse und Transporterleichterungen für aus Europa oder Nord-Amerika eingeführte Rassetiere und sorgt für Bildung und Aufklärung auch durch eine dauernde Ausstellung von Maschinen, die für Landwirtschaft und Industrie empfehlenswert sind und im Betriebe vorgeführt oder durch Vorträge und Lichtbilder erläutert werden.

In allen Ressorts und Abteilungen sind gemäß der internationalen Zusammensetzung der Bevölkerung Beamte der verschiedenen Nationen tätig, unter denen, wie man mit Stolz feststellen kann, nächst den Yankees das germanische Element hervortritt. Sein Fleiß, seine Arbeitskraft, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit werden allgemein anerkannt und tragen viel dazu bei, daß die Regierung den Deutschen wohlwollend gegenübersteht. Sie läßt es sich angelegen sein, gerade deutsche Kolonisten ins Land zu ziehen, gewährt ihnen bei der Ansiedlung weitgehende Unterstützungen und ist bestrebt, ihnen über die eintretenden Schwierigkeiten, die keinem neu Ankommenden erspart bleiben, hinwegzuhelfen. Die Ordnung und Sicherheit des Staates, der Schutz des Eigentums und die rechtliche Handhabung der Gesetze lassen es auch im Hinblick auf die große Zukunft des Landes als berechtigt erscheinen, daß Landwirte und Landarbeiter, denen Europa keine genügende Existenz mehr

bieten kann, dorthin auswandern. Solche können drüben noch ihr Glück machen. Handwerker, Fabrikarbeiter und Gewerbetreibende dagegen müssen entschieden vor der Übersiedelung gewarnt werden. Sao Paulo ist speziell ein Ackerbaustaat, und das einzig sichere Mittel, dort ein gutes Fortkommen zu finden, ist die Landwirtschaft. Jeden, der nicht an diese und das Landleben überhaupt gewöhnt ist, oder längere Zeit ohne lohnende Arbeit bleiben kann, erwartet dort Enttäuschung und Mißerfolg.

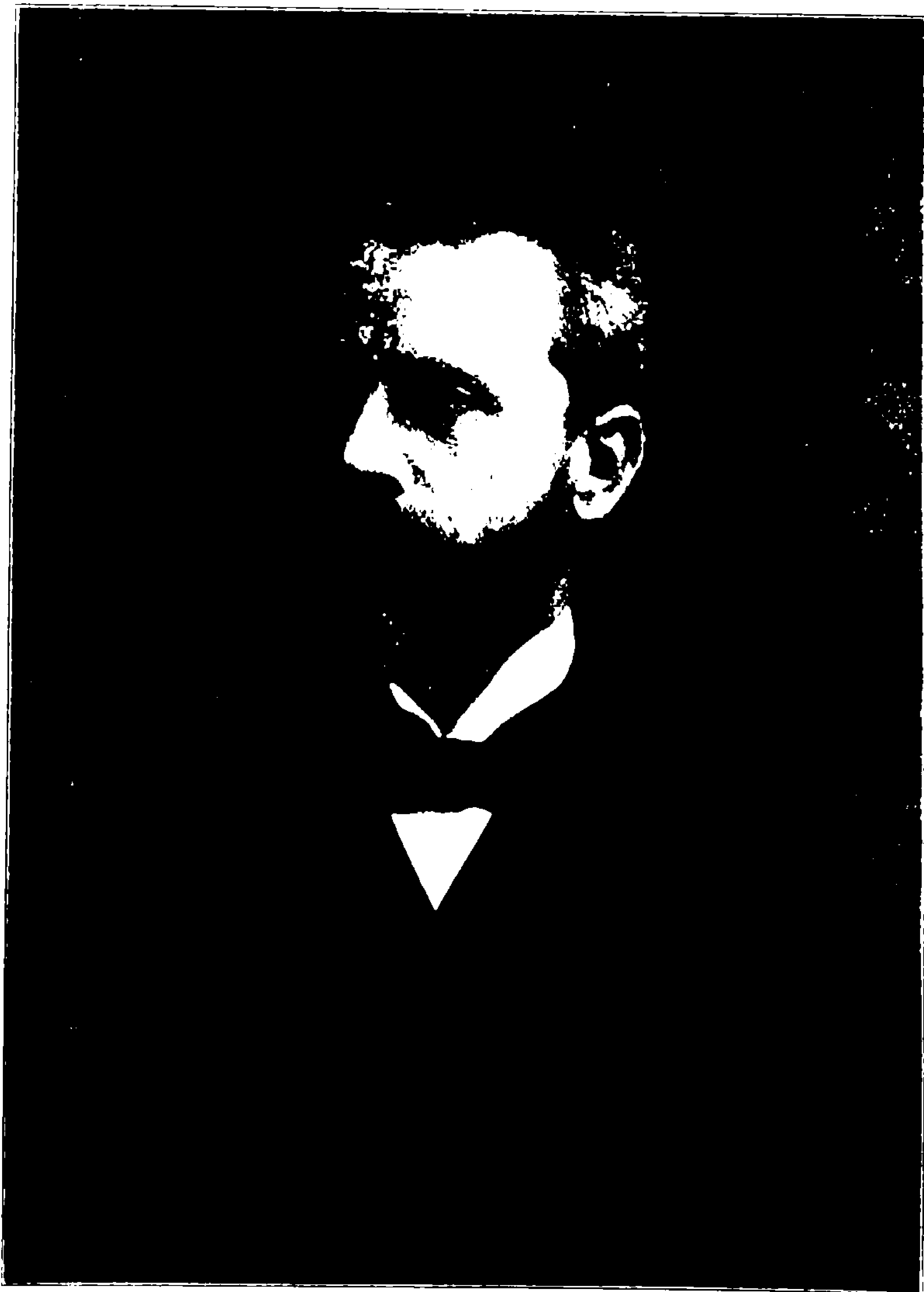
Auch tüchtigen Ackerbauern kann die Auswanderung nicht angeraten werden, wenn sie ganz mittellos sind. Um in diesem Lande, wo alles zwei- bis dreimal (!) so teuer wie in Europa ist, auch nur wenige Wochen ohne Verdienst aushalten und als selbständiger Kolonist anfangen zu können, dürften außer dem teueren Reisegeld mindestens 800 Mark (1000 Fr.) erforderlich sein. Jugendfrische und Gesundheit sind natürlich erste Vorbedingung, auch ist die notwendige Erlernung der portugiesischen Landessprache mit Schwierigkeiten verbunden.

Die aber, bei denen alle Voraussetzungen zutreffen, mögen sich besinnen, ehe es zu spät ist. Eines der fruchtbarsten Gefilde auf Erden ist noch zu vergeben, ein herrliches, aufblühendes Land mit ewigem Sommer, das politisch und wirtschaftlich gefestigt nur der Erschließung harrt, weder Erdbeben noch Zyklone, weder Dürre noch Wassersnot kennt, ein Zukunftsland, freier und reicher, größer und glücklicher, als das schöne, vielbesungene Italien!

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.


NoRD
UND
SÜD





A. Riedler

Geheimer Regierungsrat Dr. A. Riedler,
Professor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin, Mitglied des Herrenhauses.

Nord und Süd

[illegible] Monatsschrift

Begründet [illegible]

[illegible] Professor Dr. [illegible] Stein

[illegible]druckerei, Kun[illegible] anstalt
[illegible]ttlaender, [illegible] Breslau.

[illegible] Berlin W. 10 [illegible] pest Kopenhagen
[illegible] Hofbuchhandl. [illegible] & Hasselbach.

[illegible] London Konstantinopel
[illegible] Internat. [illegible] Otto Keil.

[illegible]ark: [illegible] Nachfolger, Kopenhagen.

[illegible] u. Buchhandlung [illegible] von Bergen, Zürich I.

[illegible] Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, [illegible]

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 148. Heft 473 Februar 1914





Geheimer Regierungsrat Dr. A. Riedler,
Professor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin, Mitglied des Herrenhauses.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Gostinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 148. Heft 473 Februar 1914

F. L. Graf von Voltolini: Das Ende der sogenannten „Römischen Frage".

Der Name des Erzbischofs von Udine Antonius Anastasius Rossi ist bisher in der zeitgenössischen Geschichte nicht viel genannt worden. Der Kirchenfürst ist zwar ein gelehrter Herr und ein gewichtiger Kenner des kanonischen Rechtes, das er jahrzehntelang auf der Hochschule zu Pavia vortrug, aber dennoch hätte niemand es für möglich gehalten, daß gerade der Metropolit der Friauler Erzdiözese berufen sein würde, der Kulturmenschheit eine Nachricht zu bringen, die überall, in allen Ländern freudige Überraschung, Befriedigung, ja Befreiung von jahrzehntelangem Druck hervorrufen wird: die Nachricht vom Ende der römischen Frage.

Es war bei der Tagung der sogenannten sozialen Woche zu Mailand, wo Erzbischof Rossi am 30. November in einem langen Vortrag über die Freiheit der Kirche und die heutige politische Lage des Papsttums die These aufstellte, daß die seitherige Garantie für die Freiheit und Unabhängigkeit des römischen Stuhles durch den Besitz einer weltlichen Herrschaft unwiederbringlich zu bestehen aufgehört habe, daß aber die seit dem Aufhören derselben eingetretene politische Lage des Papsttums dennoch nicht befriedigend sei, und somit der Moment gekommen sei, Existenz-Modalitäten staatsrechtlicher Art zu finden, welche sowohl dem römischen Stuhl volle Befriedigung gewährten, als auch von Italien, d. h. demjenigen Staate, in welchem das Papsttum seinen Sitz habe, freudig akzeptiert würden.

Man muß zunächst auf die historische Entwicklung der römischen Frage zurückgreifen, um die enorme Bedeutung dieser neuen Auffassung, die in den Worten des Erzbischofs Rossi liegt, völlig würdigen zu können. Denn Rossis Worte sind keineswegs etwa nur die persönliche Anschauung des Erzbischofs von Udine, sondern spiegeln voll und ganz die Ansicht Pius' X. und seiner Entourage wieder. Für diese letztere Behauptung sprechen als Beweise zwei Umstände. Zunächst war Erzbischof Rossi, dessen persönliche enge Beziehungen zu Pius X. allgemein bekannt sind, während der letzten Tage des November, die seinem Mailänder Vortrag vorangingen, in Rom, wo er täglich lange Audienzen beim Papste hatte, Audienzen, welche durch die Zuziehung der Kardinäle Merry del Val und De Lai

den Charakter wichtiger Konferenzen erhielten, so daß kein Zweifel besteht, daß die Aufsehen erregende Rede Rossis hier beraten und jedes Wort derselben aufs genaueste geprüft wurde. Anderseits erschien die Rede Rossis in ihrem vollen Wortlaut an demselben 30. November, an welchem sie der Erzbischof in der Versammlung zu Mailand hielt, im offiziellen Blatt der Kurie, dem römischen „Osservatore Romano", und zwar ohne jeden Kommentar, was nach vatikanischem Brauch nichts Geringeres bedeutet, als daß der betreffende Artikel das volle Plazet der Kurie besitzt.

Pius X. selbst ist also als der Inspirator der Rede des Erzbischofs Rossi anzusehen und muß bereit sein, die Verantwortung für dieselbe zu tragen. Die eminente Bedeutung derselben besteht aber darin, daß der Papst selbst und seine Ratgeber heute einsehen gelernt haben, daß die Hoffnung auf die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papsttums endgültig verraucht ist, und daß der Anspruch auf die Rückgabe Roms oder gar des Kirchenstaates ein Anachronismus ist, durch welchen das Papsttum seine Getreuen in Italien brüskiert und jenen des Auslandes nur endlose Schwierigkeiten bereitet hat.

Pius X. bricht mit dieser Erklärung mit einer Tradition, die über 43 Jahre bestanden hat und an deren Existenz sich die Welt nachgerade gewöhnt hatte. Freilich reicht die Existenz der „römischen Frage" schon viel weiter zurück und zwar genau bis zum 25. März 1861, als Graf Camillo Benso di Cavour im subalpinischen Parlament die ideale Einheit Italiens nur dann für abgeschlossen erklärte, wenn auch auf dem römischen Kapitol die grün-weiß-rote Trikolore der Nation siegreich wehe. Die Absicht des Grafen Cavour, dieses Ideal auf friedlichem Wege durch ein staatsrechtliches Übereinkommen mit der Kurie zu erreichen, rief in ganz Italien freudigen Widerhall hervor, nur Papst Pius IX. antwortete auf alle Vorschläge mit seinem stereotypen „Non possumus". In der Tat hätte damals der römische Stuhl von Cavour weit mehr erreicht, als ihm später die italienischen Garantiegesetze gaben. Wollte doch Cavour in die Trikolore Italiens neben dem Wappenschild der Savoyen die Tiara und die Schlüssel des römischen Stuhles aufnehmen!

Für die Entwicklung Italiens war freilich der hartnäckige Widerstand Pius IX. ein Glück, denn gerade dieser war es, der den Gang der Dinge, die zu dem fait accompli des 20. September 1870 führten, beschleunigte!

Aber auch nach diesem Ereignis erkannte Pius IX. und noch weniger der ihn völlig beherrschende Kardinal Antonelli durchaus nicht, daß nur in einer Verständigung mit dem siegreichen Italien der Vorteil für das Papsttum liege. Antonelli verlangte noch am 23. September 1870 ausdrücklich auch die Besetzung des leoninischen Stadtteils, den Italien dem Papst überlassen wollte, von dem italienischen General Cadorna, und noch am 10. Januar 1871 erklärte Antonelli dem französischen Botschafter, daß es für den römischen Stuhl keine andere Verständigung mit Italien gebe als die Rückgabe des gesamten Kirchenstaates an

den Papst. So fertigte denn Italien endlich einseitig das vielgenannte Garantiegesetz, während Pius IX. mit leeren Protesten die europäischen Kabinette zu langweilen begann.

Es folgte das Pontifikat Leos XIII. Der Diplomat auf dem Stuhle Petri reduzierte seine Ansprüche von dem von Pius IX. geforderten „ganzen Kirchenstaat" auf die Stadt Rom, aber in dieser Forderung blieb er absolut unbeugsam. Forderte er doch, als man 1888 vertraulich bei ihm anfrug, ob ihm ein Geschenk des Königs von Italien zu seinem goldenen Priesterjubiläum genehm sei, daß dieses kein anderes sein dürfe als die Schlüssel der Stadt Rom! Sein Nachfolger Pius X. hat die ersten zehn Jahre seines Pontifikats sich nicht in präziser Form über die römische Frage geäußert, und so nahm man an, bezw. mußte man annehmen, daß er an Leos XIII. Standpunkt festhielt. Bei der außerordentlich schwankenden Politik des Pontifikats Pius X. war allerdings ein plötzliches Abgehen von der bisherigen Auffassung a priori nicht ausgeschlossen, aber daß Pius X. so weit gehen würde, heute den Verzicht auf Rom und auf die weltliche Herrschaft als eine Notwendigkeit für die Lage des Papsttums in Italien anzuerkennen, das ahnte niemand!

Der Grund für diese Sinnesänderung ist auch ausschließlich in den inneritalienischen Verhältnissen zu suchen. Die Teilnahme der Katholiken an dem parlamentarischen Leben der Nation bildete für dieselbe den ersten Anstoß. Leo XIII. hatte mit scharfer Logik gegenüber allen Versuchen um Aufhebung des Non expedit, d. h. des Wahlverbotes für die Katholiken stets geantwortet, daß kein papsttreuer Katholik den jedem Deputierten vorgeschriebenen Eid auf die Verfassung ablegen könnte, wenn er die Rückgabe Rom an den Papst als die erste Forderung an Italien stellen müsse.

Nun aber hat Pius X. das Non expedit allmählich, wenn auch nicht formell, so doch de facto beseitigt: die Folge war die Wahl katholischer Abgeordneter. Im Vatikan überzeugte man sich sehr bald, daß die letzteren nicht das geringste Verlangen hatten, für die päpstlichen Forderungen nach Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft einzutreten oder gar die ihnen wie überhaupt allen italienischen Katholiken äußerst lästig gewordene römische Frage zu behandeln. Im Gegenteil, die Katholiken zeigten sich sogar als sehr gute italienische Patrioten, und ihre Abgeordneten stellten sich resolut auf den Boden der Konstitution des Königreichs. Bei den jüngsten Wahlen gingen, wie bekannt, die Katholiken in vielen Wahlkreisen Hand in Hand mit den Vertretern des bürgerlichen Liberalismus und unterstützten diesen wechselseitig. Nicht einmal der italienische Episkopat zeigte in der letzten Zeit mehr Freudigkeit, für die Wiederherstellungsgedanken der weltlichen Herrschaft einzutreten. Selbst vormals begeisterte „Temporalisten", wie z. B. Bischof Giani von Livorno, hatten sich mit dem Königreich und dem Giolittischen Regime völlig ralliert.

Alle diese Umstände und besonders die von den oberitalienischen Bischöfen

ganz offen vertretene Anschauung, daß die Betonung der römischen Frage das Papsttum stetig an Popularität im italienischen Volke einbüßen lasse, führten im Vatikan zu der Überzeugung, daß eine Kundgebung hinsichtlich der römischen Frage nötig sei. Die Kundgebung sollte jedoch mit Rücksicht auf die Gefühle der Katholiken des Auslands keinen offiziellen, sondern nur einen offiziösen Charakter tragen. Aus diesem Grunde wählte man den Erzbischof Rossi von Udine als Sprachrohr, und den sozialen Kongreß in Mailand, wo alle Größen des italienischen katholischen Laienelements sich ein Stelldichein gegeben hatten, als Ort der Kundgebung. Es war eine lange und gelehrte Rede, die an das Constantinische sogenannte Mailänder Edikt anknüpfte und alle Phasen der Stellung des Papsttums in der Geschichte behandelte, in welcher Erzbischof Rossi zu dem Resultat kam, daß der Kirchenstaat in seiner, ein volles Jahrtausend umfassenden Existenz seine Aufgabe, die Garantie für die Freiheit und Unabhängigkeit des christlichen Pontifex Maximus zu bilden, erfüllt habe: eine Notwendigkeit aber sei der Kirchenstaat nicht, da man auch andere Garantien für jene finden könne. —

Wenn man die Konsequenzen aus diesem Zugeständnis des Vatikans zieht, so kommen wir zu ganz überraschenden Resultaten. Ist der Kirchenstaat nicht, wie bisher von der Höhe des Thrones Petri behauptet wurde, eine absolute Notwendigkeit für die Kirche, so ist dessen Okkupation auch kein „Sakrilegium", sondern ein von der Vorsehung gewollter Wechsel in den Lebensbedingungen der Kirche, und der König, in dessen Staat der Kirchenstaat einverleibt wurde, verdient durchaus nicht mehr die Bezeichnung des „Kirchenräubers" oder gar die Exkommunikation! Noch viel weniger aber ist es dann gerechtfertigt, den katholischen Souveränen Beschränkungen hinsichtlich ihrer Besuche beim König von Italien in dessen Hauptstadt aufzuerlegen, und ebenso liegt für den päpstlichen Stuhl nicht das geringste Hindernis mehr vor, die ihm vom Königreich Italien ausgesetzte Zivilliste anzunehmen.

Natürlich führt dieser einfache ideelle Verzicht des Papsttums auf die weltliche Herrschaft nicht etwa ohne weiteres zu einer Versöhnung mit Italien. Um zu einer solchen zu gelangen, wäre die Anerkennung des italienischen Garantiegesetzes von seiten des Vatikans das notwendige Korrelat. Gerade dieses aber erklärt Erzbischof Rossi für ungenügend und seine Garantie für illusorisch, so daß er die Ersetzung desselben durch eine Garantie der Mächte resp. die Internationalisierung des Gesetzes fordert.

Aus der bisherigen „römischen Frage" ist daher eine „vatikanische Garantienfrage" geworden. Die Forderungen Rossis lassen sich unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, nämlich vom italienischen sowie von jenem des Auslands.

Vom italienischen Standpunkt aus hat man dem Erzbischof, wie es nicht anders zu erwarten war, aufs allerentschiedenste geantwortet, daß alle Garantien

bereits in dem italienischen Garantiegesetz gegeben seien, für dessen strikte Beobachtung der italienische Staat mit seiner ganzen Autorität sich einsetzt. Dagegen liege in dem Verlangen nach einer Internationalisierung des Garantiegesetzes ein entschiedenes Mißtrauen gegen Italien ausgesprochen. Ein Eingehen auf die Forderungen Rossis komme geradezu einer Bankerotterklärung der staatlichen Autorität Italiens gleich! Es ist der verletzte Nationalstolz der Italiener, der sich dagegen aufbäumt, daß ein Gesetz, das seit 42 Jahren unleugbar gute Früchte getragen hat, nunmehr als unzulänglich erklärt und sein Ersatz durch internationale Abmachungen verlangt wird. Ganz anders wird der Vorschlag Rossis von dem Standpunkt aus beurteilt, dem das italienische Nationalgefühl ferner liegt. Hier sagt man sich, daß das italienische Garantiegesetz eben nur ein durch eine Parlamentsmajorität geschaffenes Gesetz ist, das auch eines Tages eine Parlamentsmajorität wieder abschaffen könne. Selbst die im Jahre 1878 durch Beschluß des Staatsrates erfolgte Gleichstellung des Gesetzes mit dem Staatsgrundgesetz der italienischen Konstitution, dem sogenannten Statuto, wodurch die Unaufhebbarkeit des Garantiegesetzes dekretiert wird, ändert hieran nicht viel: diejenigen Parteien der äußersten Linken, welche in ihr Programm eine Modifizierung des „Statuto" aufgenommen haben, würden auch keineswegs vor einer Aufhebung auch des Garantiegesetzes zurückschrecken. Die Konsequenz hieraus ist die, daß das italienische Garantiegesetz das Geschick des internationalen Papsttums an die Existenz des heutigen italienischen monarchischen Nationalstaates knüpft. Diese Erwägungen haben den Vatikan zur Forderung einer Internationalisierung des Garantiegesetzes oder vielmehr der Übernahme einer Garantie durch die Großmächte für die Unantastbarkeit des italienischen Garantiegesetzes geführt. Bereits vor vielen Jahrzehnten hat übrigens ein italienischer Staatsmann, der Minister Baron Ricasoli, einen ähnlichen Vorschlag gemacht, aber auch damals forderte dieser Vorschlag nur die Erbitterung der Patrioten heraus, die hierin eine Erniedrigung des Wertes Italiens sahen.

In der Tat hat auch jetzt der vatikanische, von Erzbischof Rossi verkündete Vorschlag in den italienischen Patriotenkreisen die lebhafteste Erregung hervorgerufen, und zwar waren die Äußerungen des über das Verlangen nach einer Hereinziehung des Auslandes in eine inneritalienische Angelegenheit empörten italienischen Nationalstolzes so energisch, daß wenige Tage nach Rossis Rede ein anderer Vertrauensmann der Kurie, Graf della Torre, in der Schlußsitzung der Mailänder Tagung, offenbar mit Autorisation des Vatikans, erklärte, daß man das von Rossi angestrebte Ziel auch auf dem Weg des Parlamentes der Nation erreichen könne. Es ist dies eine weitere Konzession, die aber in der Sache selbst wenig ändert. Der bleibende Erfolg für die Kulturmenschheit wird dadurch nicht berührt, ob die künftige Regelung auf einem internationalen Übereinkommen oder auf einer Ausdehnung des italienischen Garantiegesetzes oder auf einer einfachen Anerkennung des bestehenden Garantiegesetzes beruht: der Erfolg ist der, daß

Rom endlich anerkennt, daß der Besitz der weltlichen Herrschaft nicht mehr „conditio sine qua non" der Existenz des Papsttums sei. Zur Regelung selbst aber wird noch viel, sehr viel Zeit nötig sein.

Wir werden daher, trotzdem der große Schritt geschehen ist und der päpstliche Stuhl auf die weltliche Herrschaft endgültig verzichtet hat, dennoch die erhoffte Verständigung zwischen Staat und Kirche in Italien nicht so bald erleben. Der tiefe Graben zwischen Vatikan und Quirinal wird auch jetzt nicht überbrückt, aber jedenfalls ist das Eine erreicht, daß durch das Aufgeben der Ansprüche auf den Besitz Roms von seiten des Papsttums die Gegensätze zwischen Staat und Kirche in Italien ganz erheblich gemildert werden; die heute noch bleibende Divergenz in der Garantienfrage wird mit der Zeit bei einigem guten Willen sicherlich auch ihre beide Teile befriedigende Lösung finden.

Dr. Friedrich Raab: Von den Typen politischer Gesinnung.

Wenn jemand zu irgend welchen politischen Einzelfragen Stellung genommen hat und dann vielleicht auch entsprechend handelt, so sprechen wir ihm eine eigentliche politische Gesinnung dennoch ab. Erst dann erkennen wir eine solche bei ihm an, wenn es ihm gelungen ist, alle seine einzelnen Meinungen in einen inneren Begründungszusammenhang zu bringen. Die Art, in der dieser Zusammenhang zustande gekommen ist, wird dann auch für seine politische Gesinnung charakteristisch sein und nicht etwa seine Stellung zu den wechselnden Zielen der Tagespolitik. Die politischen Anschauungen eines Menschen setzen sich nämlich aus drei zum mindestens logisch notwendig scharf trennbaren Momenten zusammen, auch wenn dies ihrem Verfechter gar nicht deutlich zum Bewußtsein gekommen ist: Einmal sind es gewisse letzte Ziele, deren Verwirklichung er zum mindesten, was das Politische angeht, für einen Selbstzweck hält. Je ausgeprägter sein Denken politisch ist, desto mehr werden sich diese Ziele auch auf den Zweck, die allgemeinen Aufgaben der Gemeinschaft beziehen, um die er sich gerade kümmert. Zu diesen allgemeinen Werturteilen kommen dann ein Reihe theoretischer Kenntnisse hinzu, die als solche gar keine praktische Stellungnahme bedeuten und eben nur sein Wissen um Vergangenheit und Gegenwart, auch wohl um die Zukunftsaussichten und anderweiten Beziehungen seiner Gemeinschaft darstellen. Diese Kenntnisse, an sich richtig oder unrichtig, können natürlich durch jene eben genannten Ziele gefärbt sein, oder in deren Sinne verfälscht dargestellt werden, der Betreffende wird sie, von

solchen bewußten Entstellungen abgesehen, selber für wahr halten, und darauf kommt es uns hier an. Zu diesen beiden Momenten treten nun in charakteristischem teleologischen Zusammenhange einzelne konkrete Forderungen, die ohne Ausnahme Wünsche für die Zukunft vorstellen, wie diese auf Grund der faktischen Kenntnisse des Betreffenden sein könnte und sollte, um jener allgemeinen politischen Idee möglichst zu entsprechen. Diese Programmpunkte sind es, die häufig allein als wesentliche Bestandteile politischer Gesinnung angesehen werden, weil man einzig diese auszusprechen und der Öffentlichkeit mitzuteilen pflegt. Einige Überlegung zeigt aber, daß sie zwar allein einem Menschen bewußt sein können, daß es aber ganz unmöglich ist, daß jemand irgend eine politische Einzelmaßnahme um ihrer selbst willen wollen kann, ohne in ihr einen Weg zu sehen, auf Grund der gegenwärtigen Verhältnisse, so wie er sie beurteilt, seine Gemeinschaft ihrem allgemeinen Ziele irgendwie näher zu führen. Es sei denn, daß der Betreffende überhaupt keine politische Überzeugung hat und, wie es leider nicht selten ist, diese Maßregel dennoch aus persönlichen, egoistischen Zwecken verlangt oder aus Fanatismus, im Dienste ganz anderer, nichtpolitischer Ideen. Von solchen Menschen soll hier nicht die Rede sein, mögen sie auch noch so häufig und einflußreich wirken. Denn da sie keine wahrhaft politischen Ziele besitzen, und seien es auch die beschränktesten, kann ihnen eine eigentliche politische Gesinnung nicht zugesprochen werden. Zu ähnlichem Irrtum darf auch die Tatsache nicht verführen, daß aus wahrhaft politischer Gesinnung entsprungene Forderungen (konkrete Ideale im Gegensatz zu allgemeinen Ideen) von „Egoisten" oder „Fanatikern" gebilligt oder gar leidenschaftlich unterstützt werden. Vielleicht ist sogar unter heutigen Umständen ohne die Unterstützung durch solche Individuen praktisch gar kein politisches Leben möglich, seitdem es fast für selbstverständlich gilt, daß äußere und innere Politik nur Interessenkämpfe darstellen. Jedoch besagt dies nichts gegen unsere Feststellung.

Es ist nun ohne weiteres klar, daß wir die charakteristischen Typen, die es unter den mannigfachen Arten echter politischer Gesinnung gibt, nicht durch eine Betrachtung ihrer möglichen oder wirklichen Einzelziele und Programmpunkte gewinnen können, die ja gerade nur soviel politische Gesinnung widerspiegeln, als sie von dem Geiste jener allgemeinen politischen Ideen ausstrahlen. Selbstverständlich darf bei jenen allgemeinen Ideen nicht etwa an weltfremde Hirngespinste gedacht werden, obwohl auch mancher solche dem Staate zum Ziele setzen mag, sondern auch die allerrealsten Zwecke können darunter begriffen sein. Wer das Wesen des Staates in der Macht erblickt und darum seine höchste Aufgabe in der Stärkung dieser seiner Macht, der wird alle einzelnen politischen Handlungen danach kritisieren, ob sie nach seiner Kenntnis der Tatsachen machtfördernd oder -verringernd wirken. Wie man also auch über diese und andere Staatsauffassungen denken mag, jedenfalls ist sie ein Beispiel politischer Gesinnung in dem Sinne, in dem wir dies Wort hier gebrauchen wollen. Die mehrfach er-

wähnten Kenntnisse können uns nun erst recht keinen Anhalt für unsere Untersuchung geben, denn bei genügender Höhe der Bildung können sie ja bei den Verfechtern der verschiedensten Staatsideen dieselben sein. Solange noch Streit über die tatsächlichen Unterlagen einer politischen Entscheidung herrscht, kämpfen nicht die Gesinnungen, sondern lediglich wissenschaftliche oder durch persönliche Erfahrung begründete Meinungen und Mutmaßungen miteinander. Erst wenn über das Tatsächliche Einigung und Klarheit erzielt ist, kann der eigentliche politische Kampf beginnen. Wir können also sicher sein, erst bei den politischen Ideen die charakteristischen Unterschiede der politischen Gesinnungen zu entdecken.

Der Zweck dieses Aufsatzes ist es nun zu zeigen, daß der grundlegendste und weittragendste Unterschied nicht etwa in der Verschiedenheit der einzelnen Staatsideen als solchen gelegen ist. (Der Einfachheit halber reden wir vom Staat, wo jede Gemeinschaft als Beispiel dienen könnte, ob sie nun über den Staat hinausgreift oder ihm untergeordnet ist.) Die charakteristische Differenz liegt vielmehr in der Art, wie die Gültigkeit der politischen Ideen dem einzelnen begründbar scheint. Nicht etwa, als ob jeder, der sich eine politische Gesinnung erworben, nun auch eine ausgebildete Theorie vortragen könne, wie Ideen zu rechtfertigen seien; dennoch werden wir sehen, daß es, richtige oder unrichtige, prinzipiell verschiedene Begründungsmöglichkeiten gibt, deren Gültigkeit von der Anerkennung jener allgemeinen Ideen logisch vorausgesetzt wird, so daß es eine Frage der philosophischen Bildung, nicht aber der Entschiedenheit politischer Gesinnung wird, wie deutlich sich jemand dieser Voraussetzungen bewußt wird. Dennoch ist es möglich, diese einwandfrei aus der spezifischen Gesinnung zu entwickeln, wenn diese Entwicklung in rein logischem Sinne verstanden wird, so daß ihr Resultat weder metaphysischer noch psychologischer Verdinglichung fähig ist.

Es gibt drei prinzipiell geschiedene Möglichkeiten, Werturteile beliebig allgemeiner Art sich begründet erscheinen zu lassen. Entweder kann man nämlich glauben, daß Werturteile dadurch gerechtfertigt wären, daß ein ihnen entsprechender Zustand bereits verwirklicht ist, d. h. die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit gebe den Rechtsgrund für die Richtigkeit von Werturteilen ab. Ferner kann man überhaupt daran verzweifeln, daß sich Werturteile durch irgend eine Art von Beweis rechtfertigen lassen. Infolgedessen erachtet man sie bereits durch ihr bloßes Vorhandensein als zureichend begründet; d. h. mangels objektiver Kriterien rechtfertige sich das subjektiv erlebte Werturteil, für das erlebende Subjekt wenigstens, durch sich selber, durch die bloße Tatsache seines Erlebtwerdens. Schließlich kann man der ersten Meinung darin recht geben, daß es ein objektives Kriterium für Werturteile gibt, und der zweiten Meinung darin, daß die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit dieses Kriterium nicht bildet. Dann ist man davon überzeugt, daß sich alle Werturteile durch irgend eine rationale Methode werden rechtfertigen oder widerlegen lassen, was schließlich darauf hinausläuft, daß die Leugnung richtiger Werturteile einen Widerspruch ergibt. Zur Unter-

scheidung wollen wir diese drei Standpunkte Wert-Realismus, -Subjektivismus und -Objektivismus nennen. Eine Stellungnahme zu diesen Möglichkeiten, die durchaus nicht so einfach ist, wie es vielleicht scheinen möchte, soll hier nicht gegeben werden, obwohl man immerhin die Überzeugung des Verfassers aus dem Folgenden wird herauslesen können. Wir wollen vielmehr jetzt zu zeigen versuchen, wie sehr sogar bis ins Einzelne hinein die bewußte oder unbewußte Stellung zu dieser Wertbegründungsfrage die politische Gesinnung und damit auch politische Einzelanschauungen zu bestimmen vermag, ja wie alle eigentlich politischen und nicht bloß theoretischen Streitigkeiten auf diesem Gebiete im Prinzip auf diese Spaltung zurückzuführen sind. Selbstverständlich soll damit nun nicht gesagt sein, daß jeder Politiker genau einer dieser Theorien, und sei es auch nur unbewußt, huldigen müsse. Nur bei philosophisch sehr gebildeten Menschen wird vielmehr die Klarheit über das Fundament der eigenen Überzeugungen so weit gediehen sein, daß eine völlig eindeutige und konsequente Haltung eingenommen wird: die Gesinnung der meisten wird eine unklare Mischung zweier oder gar aller drei dieser Möglichkeiten darstellen, deren Zusammenwirken durch nicht spezifisch politische Momente bedingt sein mag und uns hier nicht zu kümmern hat. Genug, wenn die prinzipiellen Möglichkeiten mit unserer Einteilung erschöpft sind. Und es ist schlechterdings nicht einzusehen, wie eine gleich allgemeine und den entwickelten gleichgeordnete Begründungsart möglich sein sollte. Auch darf man in jenen Typen nicht die Charakterisierung bestimmter Parteien erwarten, wenn sich auch Beziehungen dieser Art herausstellen werden, ohne daß irgendwie eine vollkommene Übereinstimmung entdeckbar wäre.

Für den wert-realistischen Standpunkt repräsentiert eine wirklich bestehende Gemeinschaft, vorzüglich, wenn sie ein hohes Alter besitzt, bereits einen Wert durch ihr bloßes Dasein als solches. Ihr Fortbestehen ist also unbedingt wertvoll, ohne daß es hierüber irgendwelcher Reflexion bedürfte. Der Zweck des Staates ist somit seine Selbstbehauptung. Da es nun aber andere Gemeinschaften gibt, auf die dieser Gedankengang ebenso anwendbar ist, so muß es das Ziel jedes Staates sein, sich gegen alle anderen zu behaupten, die Aufgabe seiner Glieder somit, ihren Staat zur Erfüllung seiner Aufgabe fähig zu machen. Dies hat man in die etwas mißverständliche Formel gekleidet: Das Wesen des Staates ist Macht! Da jedes Aufgeben des Bestehenden als etwas nicht mehr wertvollen, vor allem, wenn es zu Gunsten eines Fremden geschieht, dem Machtbestande und besonders der Anerkennung dieser Macht bei andern Abbruch tun würde, kommt alles darauf an, die Eigenheit des eigenen Staatswesens um ihrer selbst willen festzuhalten und zu verteidigen. Ja der Versuch einer Rechtfertigung muß bereits lähmend wirken und gilt als Verrat. Die Betonung der Eigenart des anderen wird zu einem Angriff auf die eigene nationale Ehre. Da zwischen feindlichen Gemeinschaften (und alle gleichgeordneten Gemeinschaften sind eo ipso Feinde, die eigentlich nur Waffenstillstand kennen können) kein anderes Mittel der Entscheidung als die

Machtprobe übrig bleibt, so ist der Krieg die eigentliche Lebensäußerung des Staates, die Auswirkung seines Wesens. Andere Motive als der Drang nach Behauptung und Stärkung der eigenen Macht dürfen nicht in Betracht kommen, so daß alle Mittel gegen den Feind gelten, dessen bloßes Dasein fast schon wertwidrig ist: Darum kennt die Politik keine Moral. Dasselbe gilt für den Kampf um die Macht innerhalb der Gemeinschaft, sofern nur der Macht des Ganzen nicht Abbruch geschieht, denn das Ganze geht seinen Teilen unbedingt vor. Jedoch steht der Wert des ursprünglichen Gebildes über dem neueren, wenn auch umfassenderen (Partikularismus!). Die wert-realistische Haltung in der äußeren Politik kann jetzt, ohne Mißverständnisse befürchten zu müssen, durch die Worte Nationalismus und Imperialismus gekennzeichnet werden und zwar als Ausdruck der beiden Tendenzen: Behauptung und Stärkung der Macht.

Für den subjektivistischen Standpunkt stellt sich alles ganz anders dar. Selbstwert hat die Gemeinschaft als solche überhaupt nicht, sie ist nur Mittel, die subjektiven Bedürfnisse des Einzelnen, denen objektive ja nicht entgegenstehen, am zweckmäßigsten zu befriedigen. Der Staat ist also berechtigt nur als Interessengemeinschaft nach dem Prinzip des Kompromisses: Jeder gibt möglichst wenige seiner Bedürfnisse auf, um sich dadurch die Befriedigung möglichst vieler zu sichern. Prinzipiell hat jeder das Recht, seine Interessen zu vertreten, sofern der subjektivistische Standpunkt nicht spezifisch egoistisch geformt ist, wovon wir hier absehen wollen. Diese Gleichberechtigung gilt auch für fremde Gemeinschaften. Die die eigenen Interessen am wenigsten schädigende Form der Auseinandersetzung ist der Vertrag. Sobald das Risiko einer gewaltsamen Entscheidung den zu erwartenden Gewinn übersteigt (was in einem bestimmten Momente der Entwicklung einzutreten pflegt), wird der Krieg sinnlos, weil unrentabel, und friedlich-schiedliche Vermittlung liegt im Interesse b e i d e r Parteien. Die Eigenart des anderen bleibt indifferent, solange sie nicht störend wirkt. Es herrscht der Grundsatz: Leben und leben lassen! Jede überkommene Eigenart wird wertlos, sobald sie die Befriedigung persönlicher Wünsche stört, ebenso ist es gleichgültig, in welcher Gemeinschaft man lebt, wenn sie einem nur die günstigsten Daseinsbedingungen zu bieten vermag: ubi bene, ibi patria. Die Schlagworte, die heute diese spezifisch subjektivistische Stimmung kennzeichnen, lauten: Internationalismus und Pazifismus.

Wieder eine ganz andere Stellung zu diesen Fragen nimmt der objektivistisch Gesinnte ein: Wenn es wahr ist, daß alle Werturteile sich objektiv und unabhängig von ihrer Verwirklichung begründen lassen, so können richtige Werturteile nicht im Widerspruch zueinander stehen, es muß darum möglich sein, allgemeingültig, wenn auch formal, die allgemeine und höchste Aufgabe des Menschen anzugeben. Sofern eine Gemeinschaft in höherem Grade den Menschen befähigt, seine Aufgabe im Leben zu erfüllen, kurz ausgedrückt, sittlicher zu sein, als er es allein vermöchte, insoweit ist auch jede Gemeinschaft sittlich und die Mitarbeit

an ihr und in ihr Pflicht eines jeden, in der Art und in dem Maße, wie er es vermag. Der Staat ist also auch weder Selbstzweck noch Interessengemeinschaft, sondern wie jede berechtigte Gemeinschaft ein notwendiges Mittel zur Versittlichung des Menschen. Seine historische Eigenart ist darum an sich weder berechtigt noch überhaupt gleichgültig, sondern soweit, auch gegenüber Abweichungen anderer Staaten, gerechtfertigt, als es die spezifische Aufgabe jedes Staates erheischt. Denn während der Realist den eigenen Staat als höchstberechtigten, der Subjektivist alle als gleichberechtigt ansah, ist nach der Ansicht des Objektivisten die Bedeutung eines jeden davon abhängig, was er gerade für die Versittlichung der ganzen Menschheit zu leisten imstande ist. Da die Fähigkeit der einzelnen Menschen wie auch der Gemeinschaften nach Stärke und Richtung hierin verschieden ist, so kommt jeder Gemeinschaft ein besonderer und keineswegs gleichmäßiger Wert zu, demgemäß sie auch behandelt zu werden verdient. Es kann also in diesem Sinne berechtigt sein, ein Verlangen eines anderen Staates auch da anzuerkennen, wo eigene materielle Interessen dadurch geschädigt werden, ebenso, wie es Pflicht werden kann, gütlich nicht abzuweisende Versuche, die eigene, begründete Leistungsfähigkeit zu hemmen, mit Gewalt zu vereiteln. Die Schwierigkeit der gerechten Entscheidung stößt diesen Standpunkt nicht um, sondern erhöht nur die Verantwortlichkeit der Leitenden. Zur Kennzeichnung wäre im Gegensatz zu Nationalismus und Internationalismus vielleicht Universalismus das richtige Wort, wenn ihm der nivellierende Beiklang genommen wird.

Viel ausgeprägter zeigt sich das Charakteristische der drei Richtungen in den Fragen der inneren Politik.

Jede Regierungsform ist im Prinzip mit jeder unserer Anschauungen verträglich. Der Realist wird eo ipso das hergebrachte Regiment unterstützen, sei es nun monarchisch oder republikanisch, wie zahlreiche Beispiele der Geschichte beweisen. Für ihn wird es auch stets Herren und Diener geben, denn selbst da, wo ursprünglich geringe Unterschiede waren, heiligt die Tradition die allmählich entstandenen. Bei dem Mangel anderer Kriterien hat eben auch der, der die Macht hat, damit bereits das Recht; nicht im Sinne bewußter Ungerechtigkeit (der Gegensatz moralisch-unmoralisch spielt in unsere Unterscheidung überhaupt nicht hinein), sondern derart, daß das Wissen bei der Macht wohnt und dementsprechend die Beherrschten nur einen beschränkten Untertanenverstand besitzen. Die Herrenklasse trägt die Merkmale des Adels, ihr tatsächlicher Besitz an politischer und wirtschaftlicher Macht begründet ihr Recht und Vorrecht, zumal, wenn er ererbt und nicht selber erworben ist, denn jeder Erwerb scheint subjektivistischer Tauschgesinnung verdächtig. Die Treue gegen den Herrscher im monarchischen oder gegen die Verfassung im republikanischen Staate ist oberste Pflicht, die aber eine Opposition nicht ausschließt, sobald die Regierung ihren „realistischen" Standpunkt vergißt, selbst schon, wenn sie Maßnahmen durch allgemeine Nützlichkeitserwägungen rechtfertigt, denn von der Begründung einer Maßnahme ist nur ein

Schritt zu ihrer Kritik. Zugeständnisse dieser Art, die anderen Gesinnungen gemacht werden, sind dem überzeugten Realisten ein Greuel, denn er denkt über die Berechtigung dessen, das der Macht dient, überhaupt nicht nach, da es keinem höheren Ziele widerstreiten könnte. Darum liegt ihm auch der Eigennutz völlig fern. Was er besitzt, hat er zwar, denn woher käme ein Recht dessen, der da nicht hat? Aber er gibt es hin, wenn das Ganze, das mit dem Wohl der Allgemeinheit freilich nichts zu schaffen hat, es fordert. Eine ständische Gliederung ist darum selbstverständlich, ebenso soziale Abstufung nach dem Machtbesitz, nicht etwa nach der Bildung, die überhaupt niemals Selbstzweck, sondern immer nur Mittel ist. Trotzdem herrscht nicht etwa feindliche Gesinnung gegen den gemeinen Mann, dem man sogar freundlicher begegnen kann, als dem, der gegenüber der Macht auf seine bloße Bildung pocht. Denn er ist stets verdächtig, weil er nachdenkt über das, was ist. Als Devise der inneren Politik kann darum auch gelten: Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk. Im Interesse des Staates ist bei jeder Handlung die Wahrung der Autorität der Herrschenden das wesentliche, die mystische Formen da annehmen kann, wo die Macht des Staates in einer geheiligten Person sinnenfällig verkörpert ist. Das Gottesgnadentum ist der Ausdruck dieser Gesinnung, deren enge Beziehung zu aller traditionalistischen Religion auf der Hand liegt. Sie stützen sich gegenseitig als Geschöpfe eines Geistes und gedeihen zur Vollendung, wo sie in ein Gebilde zusammenfließen.

Nichts von alledem bei dem Subjektivisten. Sein Ziel ist das Glück aller, das größte Glück der größten Zahl, wie die allgemeine Formel des Utilitarismus lautet. Darum hat er auch für den Wert der Tradition als solcher, sofern er ihren Nutzen nicht mehr einsieht, nicht nur kein Verständnis, sondern ehrlichen Haß. Alle historisch begründete Ungleichheit der Menschen ist ihm ein Greuel, ebenso jede Bevormundung eine Anmaßung des „Racker Staat", der seine Tätigkeit nicht auf das Unvermeidliche beschränkt. Während dem Realisten die Tätigkeit des Staates an sich Freude bereitet, stört sie den Subjektivisten, wo sie ihn auch nicht hindert. Gemäß der Maxime des Interessenausgleichs haben im Prinzip alle legislativen, administrativen und juridischen Entscheidungen durch Mehrheitsbeschluß aller irgendwie Beteiligten, also möglichst der Gesamtheit zu geschehen. Alle Ausnahmen sind nur durch zwingende Nützlichkeitserwägungen zu begründen, wie etwa die Ausschaltung der Kinder und Irren. Gleiches und allgemeines Wahlrecht aller Mündigen ist selbstverständliche Forderung. Die Regierungsgewalt ist Funktionärin der Allgemeinheit, die darum auch jederzeit das Recht haben muß, ihr ungehorsame Beamten zu verwarnen oder abzusetzen. Der Parlamentarismus sans phrase ist das Ziel, Demokratie seine Form. Diese verträgt sich mit der Monarchie ebenso wie mit der Republik, es kommt vielmehr darauf an, welche Form unter gegebenen Umständen in geringerem Maße eigenen Machtgelüsten Spielraum gewährt. Im ganzen ist die Neigung zur demokratischen Republik jedoch größer, vor allem, weil dann auch das Symbol einer der Volksent-

scheidung entrückten Gewalt geschwunden ist und außerdem alle Beamten ausnahmslos gewählt werden können, ohne daß hierzu eine spezielle Berufsbildung erforderlich wäre, die es ihnen doch immer nur gestattete, Volkswünschen gegenüber sich hinter ihre Fachweisheit zu verstecken. Darum ist auch die Herrschaft des Laienrichtertums erwünscht. Die allgemeine Devise lautet: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wobei unter Freiheit das geringstmögliche Maß von Beschränkung, unter Gleichheit volle Gleichberechtigung aller und unter Brüderlichkeit durchgehende Solidarität aller Interessen verstanden wird.

Für den Objektivisten ist die Verfassungsfrage eine Bildungsfrage: Allgemein gilt der Grundsatz, daß allein der Kundige herrschen soll, aber dieser auch mit weitgehender Vollmacht. Das Ideal wäre, wenn Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung im weitesten Sinne lediglich von möglichst allgemein gebildeten und für ihre besondere Aufgabe möglichst kenntnisreichen Menschen ausgeübt würde, so daß stets der Tüchtigste herrschte. Diesen zu entdecken, sind aber Prüfungen nicht geeignet, die sich im wesentlichen nur auf Kenntnisse erstrecken können. Sie sind vielmehr eine rein subjektivistische Einrichtung, die mit dem Nachweis genügender Kenntnisse die Erfordernisse für ein Amt als erwiesen ansieht. Je größer nach den Umständen das Vertrauen in die Einsicht, die Kenntnis und den besten Willen eines jeden sein darf, um so mehr sind alle Kollegialbeschlüsse zu vermeiden und Einzelentscheidungen anzustreben. Erst der Grad, in dem jenes Vertrauen noch versagt werden muß, bestimmt auch das Maß gegenseitiger Korrekturen, das in Gestalt von höheren Instanzen, Plenarbeschlüssen usw. erforderlich wird. Die Volksabstimmung, sofern sie nicht lediglich Erkundung der Volkswünsche sein will, ziemte sich nur für ein völlig ungebildetes Volk, in dem es auf keinem Gebiete tüchtigere Männer gäbe, denn selbst in der Gemeinschaft der Vollkommenen, so unmöglich sie ist, würde tausendfache gegenseitige Bestätigung überflüssig sein. —

In einem Satze läßt sich nunmehr zusammenfassen, wie eine jede der drei Gesinnungen über die Verteilung der Rechte und Pflichten gegenüber dem Staate denken muß: Der Realist gibt jedem um so mehr Rechte und um so weniger Pflichten, je mehr er die Macht des Staates verkörpert, der Subjektivist gibt jedem nur Rechte gegen den Staat, außer der Pflicht, die Rechte der anderen zu achten, der Objektivist gibt jedem nur Pflichten gegen den Staat, außer dem Rechte auf Pflichterfüllung aller Art, vorzüglich der Betätigung seiner Fähigkeiten für den Staat.

Sogar für die Wirtschaftspolitik läßt sich aus dem Vorstehenden einiges entnehmen. Der Wert-Realist muß alle Machtmittel des Staates aufbieten dürfen zur Unterstützung der Wirtschaft derer, die traditionell die Macht des Staates verkörpern und in deren Eigenart zu erhalten er die Stütze seiner Autorität sieht. Ob dies nun agrarische oder industrielle oder Handelskreise sind, hängt lediglich von der Geschichte des betreffenden Landes ab. Eines wie das andere kann, wenn

es plötzlich erstarkt, dem alten gleich verdächtig sein. Die egoistische Erwerbung von Sondervorteilen läßt sich freilich auf diesem Wege nicht rechtfertigen, wohl aber ganz allgemein der Protektionismus, wie auch besonders der Zollschutz spezifisch nationaler Wirtschaftszweige: Schutz der nationalen Arbeit. Die wirtschaftliche Unterstützung solcher Berufe, deren Vertreter nicht völlig loyal gesinnt sind, muß stets als schwerer politischer Fehler betrachtet werden, auch wenn die nun nicht unterstützte Wirtschaftsform technische Vorzüge besitzt.

Für den Subjektivisten hat die klassische Nationalökonomie unsere Aufgabe so ziemlich gelöst. Die vollkommene rechtliche Freiheit jeder wirtschaftlichen Betätigung, die nicht die Schädigung der anderen, sondern den eigenen Vorteil bezweckt, ist selbstverständlich, ebenso der Freihandel als bestes Mittel, dort jedes Produkt herstellen zu lassen, wo dies für den jeweiligen Konsumenten am billigsten geschehen kann. Die technische Organisation muß so gefördert werden, daß das persönliche und das allgemeine wirtschaftliche Interesse zusammenfällt. Soziale Maßnahmen sind insofern gerechtfertigt, als ihre Durchführung erst jeden in Wahrheit bei der Betätigung seiner wirtschaftlichen Fähigkeiten von allen durch die Macht der Verhältnisse erzeugten Ungleichheiten befreit.

Jede Stellungnahme in wirtschaftspolitischen Fragen ist für den Objektivisten durch die Einsicht bestimmt, daß alle wirtschaftliche Tätigkeit niemals Selbstzweck ist, sondern immer nur dazu dienen soll, jeden in den Besitz gerade der Mittel zu setzen, die für seine spezifische Ausbildung und Tätigkeit im Dienste seiner eigenen Versittlichung, wie der seiner engeren und weiteren Gemeinschaften erforderlich sind. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Differenzierung in Vermögen und Einkommen kein Schaden, wenn sie nur richtig geschieht, sondern eine Notwendigkeit, nicht im kausalen, sondern im teleologischen Sinne. Wenn jeder das treibt, was am meisten Werte schafft, nicht aber das, was ihm am meisten einbringt, so ist es allerdings auch Sache der Gemeinschaft, den individuell nicht möglichen Ausgleich zu schaffen, es ist aber nicht ihre Aufgabe, jedem die uneingeschränkte Verfolgung seiner wirtschaftlichen Interessen zu ermöglichen oder traditionelle Erwerbsarten gegenüber technisch und sachlich vollkommeneren zu schützen. Eine prinzipielle Stellungnahme zur auswärtigen Handelspolitik ist nicht abzuleiten, höchstens eine Ablehnung jedes Dogmatismus dieser Art und eine Neigung für Erziehungszölle. In der Steuerpolitik ist einziger und höchster Grundsatz der der Verteilung nach der Leistungsfähigkeit unter Ablehnung jeder realistischen Privilegierungs- oder subjektivistischen Versicherungs- und Nutzen-Theorie.

Ganz besonders verschieden verhalten sich aber nun unsere drei Richtungen in allen Fragen der Kulturpolitik. Da für den Realismus der Staat Selbstzweck ist, kann jede Förderung der Kultur (worunter hier jede nichtpolitische oder -wirtschaftliche soziale Tätigkeit verstanden sein soll) nur Mittel für den Staat oder Zweck gegen den Staat sein. Eine kulturelle Bildung der Untertanen ist nur

soweit erwünscht, als die Autorität des Staates darunter nicht leidet. Die Gläubigkeit in der angestammten und daher mit dem Staate verwachsenen Religion ist dagegen so weit zu fordern, als die Selbständigkeit des Staatszwecks noch gewahrt bleibt. Die Freiheit der Kritik, der Kunst und Wissenschaft ist unbegrenzt, sofern diese nicht irgendwelche Gesinnungen offenbaren, die den Trägern der Macht widersprechen oder die Autorität zu untergraben imstande wären. Gegen Vertreter solcher Meinungen ist im Interesse des Ganzen jedes Mittel recht, denn die Wahrung der Macht geht über den Schutz des Rechts und die Förderung der Kultur.

Der Subjektivismus sieht dagegen in allen Kulturbestrebungen Mittel zur besseren Befriedigung berechtigter oder auch sogenannter edler Bedürfnisse des Lebens. Der Staat maßt sich mehr an, als er darf, wenn er irgend eine Vorschrift über die Art dieser Bedürfnisbefriedigung machen will, die er doch gar nicht allgemein beurteilen kann. Da die Tätigkeit des Staates, auch wenn sie fördernd wirkt, nur willkürlich sein kann, hat sie sich auf ein wohlwollendes Gewährenlassen zu beschränken und Toleranz zu üben. Nur eine allgemeine Verbreitung nützlicher Kenntnisse ohne tendenziöse Färbung ist Sache des Staates.

Wieder ganz anders der Objektivismus. Für ihn ist der Staat ja notwendiges Mittel der Kultur, und es ist darum seine vornehmste Pflicht, jedem das Maß an Bildung zu ermöglichen, das er zu erringen vermag, ganz abgesehen von aller bloßen Kenntnis. Das Ideal einer gleichmäßigen Bildung aller wird dabei freilich verworfen gegenüber einer Pflicht aller, möglichst gebildet zu sein, sei es durch eigene Arbeit, sei es durch Unterstützung kleinerer oder größerer Gemeinschaften. Dieser letzte Unterschied spielt eine große Rolle, denn der Objektivismus entscheidet sich nicht prinzipiell für Zentralisation oder Dezentralisation, sondern hält erstere für alle zivilisatorischen Aufgaben, letztere dagegen für rein kulturelle Tätigkeiten am Platze. Er ist auch weder so tolerant, alles zu dulden, noch so intolerant, alles vorzuschreiben, aber er verlangt, daß der Wissenschaftler lediglich Wahrheit, der Künstler allein Schönheit mit seinem Werk erringen will. Darum bekämpft er rücksichtslos jeden, der in diesem Sinne nicht restlos ehrlich ist und Nebenzwecke verfolgt, aber er vermag sachliche Kritik und Streit der Meinungen zu ertragen, weil er nicht auf Macht, sondern auf Einsicht gebaut ist, die darum nicht im Besitz, sondern immer nur im Erstreben der Wahrheit zu sein braucht. —

Unsere Schilderung, wie jede der drei Haupttypen politischer Gesinnung in den wesentlichen Fragen denken muß, ist zu Ende. Nur einige naheliegende Mißverständnisse sollen erörtert werden. Nochmals sei betont: Eine Entscheidung für eine dieser drei Richtungen bedeutet weder eine Entscheidung zwischen ehrlicher und unehrlicher, egoistischer oder nicht-egoistischer, moderner oder nicht-moderner, noch zwischen reaktionärer oder fortschrittlicher Gesinnung. Denn mit innerer Überzeugung, und ohne private Sondervorteile anzustreben, kann man jede dieser

Gesinnungen teilen. Ferner hat historisch keine ein Vorrecht vor der anderen, als gäbe es ein Gesetz, nachdem sie aufeinander folgten; schon in Athen gab es Vertreter einer jeden. Nur das eine kann man vielleicht sagen, daß in der individuellen Entwicklung es nahe liegt, in seinen Ansichten in der Richtung fortzuschreiten, die hier auch beobachtet worden. Es braucht dabei jedoch weder bei der ersten begonnen zu werden, das zu bestimmen ist vielmehr Sache der Umgebung und Erziehung, noch muß die Reihe immer zu Ende oder ohne Sprung durchlebt werden. Jene Entwicklung wird aber, zumal wenn sie in bewußter Selbsterziehung vor sich geht, keine nur politische sein, vielmehr mit einer philosophischen und religiösen Fortentwicklung Hand in Hand gehen. Nur für den oberflächlichen Betrachter, der zu beschränkt ist, um anderen abweichende Gesinnungen zuzutrauen, ohne an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln, kann es so scheinen, als ob die letzte Entscheidung, auf welchen Boden einer sich stelle, religiös indifferent wäre. Denn wer in welchem Sinne auch immer davon überzeugt ist, daß die Wirklichkeit als solche notwendig Wert und Sinn in sich birgt, weil sie Gottes Schöpfung, der muß sich auch, wenn er es ehrlich meint, zur realistischen Ansicht neigen. Wer aber in allem keinen durchgehenden Sinn zu erkennen vermag, der muß zu einer subjektivistischen Gesinnung gelangen. Und wer den Sinn des Lebens darin sieht, daß es seinem Wesen nach in allen seinen Äußerungen einer unbedingten Idee gehorchen *soll*, sie in Wirklichkeit aber in buntem Wechsel teils erfüllt, teils nicht erfüllt, der wird zu einer objektivistischen Überzeugung geführt, die ihn selbständig in jenen Wechsel handelnd eingreifen heißt.

Doch sind mit diesen angedeuteten Möglichkeiten die Arten religiöser Gesinnung nicht erschöpft, sondern nur die, die zu positiver politischer Gesinnung zu führen vermögen. Es gibt ja auch solche, die die politische Gemeinschaft als solche bereits verwerfen, von denen aber hier nicht zu handeln ist. Das eine aber ist sicher, daß nur Heuchelei oder religiöses Unverständnis die Religion zur politischen Privatangelegenheit stempeln kann. —

M. phil. Carl Küchler:
Ein vergessenes Germanenvolk.

Studien zur Geschichte und zum Volkstum der Färinger.

I.

Wenn in einem neuesten Werke über nordgermanische Kultur*) behauptet wird, daß das erste Kulturland des Nordens in alter Zeit, die ferne Polarinsel Island, von den nordischen Ländern germanischer Zunge am spätesten in den Kreis unserer Vorstellung getreten sei und der Verkehr aus Deutschland dorthin sich erst jetzt etwas reger gestalte, so ist wohl nur das letztere richtig, nicht aber das erstere. Denn es gibt ein zweites Land germanischer Zunge, welches uns geographisch sogar bedeutend näher liegt, von dem noch heute nur erst sehr wenige etwas wissen, mit dem sich noch wenigere bislang beschäftigt haben, und das bis auf diesen Tag von noch weit wenigeren aufgesucht und durchforscht worden ist.

Das sind die auf halbem Wege zwischen Schottland und Island weltvergessen inmitten des einsamen Nordatlantischen Ozeans gelegenen, zu Dänemark gehörenden Färöer, jene trotzigen kleinen Felseninseln, die uns aus unserem Schulatlas nur als winzige schwarze Pünktchen in dem weiten Blau des Weltenmeeres in der Erinnerung stehen, während doch der Flächeninhalt der 18 einzelnen Eilande, die zahllosen sie umpanzernden kleinen Holme, Schären und freistehenden Klippen ungerechnet, 1399 qkm umfaßt. Auch sie sind — mit Ausnahme eines einzigen, fast unzugänglichen — von einem wackeren Volke germanischen Stammes bewohnt, das ebenso wie die Isländer seine eigene Geschichte besitzt und sich durch den Lauf der Jahrhunderte seine eigene Sprache und sein eigenes Volkstum bewahrt hat.

Dieses eigentümliche, wenn auch nur 18000 Seelen zählende, so doch in mancherlei Hinsicht interessante langvergessene germanische Brudervölkchen uns gleichfalls näher zu rücken und — nachdem ich an anderer Stelle schon sein Land, eine sehenswerte wahre „Wunderwelt", ausführlicher beschrieben habe**) — vielleicht weiteres Interesse für seine echt germanische Eigenart zu wecken, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Unsere Kenntnis von den Färöern und die Geschichte ihrer Bewohner ist nicht alt, nicht viel älter als unsere Kenntnis und die Geschichte der Bewohner des fernen Island, obwohl die Färöer dem europäischen Festlande und den nordbritischen Inseln doch so viel näher liegen als dieses. Denn eine sichere Nachricht über die Färöer besitzen wir erst aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts, während jene

*) F. Niedner „Islands Kultur zur Wikingerzeit." Jena, 1913.

**) C. Küchler „Die Faeröer. Studien und Wanderfahrten." Mit 100 Illustrationen und 1 Karte. München, 1913.

Erzählung von der ersten Besiedelung des südlichsten Eilandes Suderö von Dänemark aus sowie der Bericht von der Gründung einer friesischen Kolonie in Sumbö an der Südwestküste von Suderö in sagenhaftes Dunkel gehüllt bleiben, wenngleich sich nicht leugnen läßt, daß ein auffallender Unterschied in Gestalt und Gebahren, in ihrem gesamten Charakter und selbst in ihrer Sprache zwischen Süd- und Nord-Färingern immer bestanden hat und noch heute besteht.*)

Nach diesen sagenhaften Berichten soll es der mythische König und Nationalheld der Dänen Fródi (Frothe), dessen Leben in die Zeit Christi gesetzt wird, gewesen sein, der die Färöer zuerst entdeckte, indem er, nach der Eroberung eines Teiles von Irland auf der Heimfahrt nach Dänemark begriffen, nordwärts nach den damals noch gänzlich unbekannten Eilanden verschlagen worden sei. Mehrere Tage lang hätten seine Schiffe in dichtem Nebel vor den Inseln gelegen, bis man endlich, als sich der Nebel ein wenig lichtete, ein gewaltiges Felsenkap, das noch heute nach König Frode benannte Kap „Frodebö Nypen" in der Mitte der Ostküste von Suderö, entdeckte, um nun Boote auszusetzen und schließlich am Ausgange einer tiefen Schlucht zu landen. Der König selbst war der erste, der das Land betrat und durch diese Schlucht, die „Óldviks gjó", nach der Steilküste emporkletterte. Einen Teil der Kühe und Schafe, die er auf seinen Schiffen mit sich führte, ließ er auf demselben Wege nach der Insel bringen, auf der er einen Hof, „á Ladi", zu errichten befahl, der sich noch heute hier findet, und auf dem er eine Anzahl der Leute, die er von Irland mitgenommen hatte, zurückließ, um im nächsten Jahre selbst noch einmal mit einer größeren Volksmenge und bedeutend mehr Schafen zur weiteren Besiedelung von „Fródabö" aus Dänemark zurückzukehren.**)

Eine friesische Kolonie soll sich auf der Südspitze von Suderö in Sumbö und besonders in der Nähe von Akraberg befunden haben, wo noch heute Spuren von alten Wällen und Bodenkultur zu erkennen sein sollen. Diese Friesen aber, die in der Hauptsache Seeräuberei getrieben hätten, seien zum größten Teile durch den Schwarzen Tod wieder ausgerottet worden.***)

Nach den historisch zuverläßlichen Berichten sind es jedoch nicht Germanen gewesen, deren Nachkommen die heutigen Färinger doch sind, von denen die einsamen Eilande zu allererst entdeckt und besiedelt wurden, sondern vielmehr Kelten aus dem westlichsten Europa, während die Germanen erst ungefähr einhundert Jahre später dorthin kamen.

In dem lateinisch geschriebenen Werke „De mensura orbis terrae" des irischen Mönches Diculus vom Jahre 825, das auch für die älteste Geschichte Islands von Wert ist, findet sich ein Bericht, daß in dem nördlich von Britannien gelegenen Meere viele Eilande lägen, die man von den nordbritischen Inseln aus in zwei Tagen

*) Vergl. N. Winther „Faeröernes Oldtidshistorie," Kjöbenhavn 1875, SS. 213—217.
**) Vergl. N. Winther a. a. O., SS. 24—32.
***) Vergl. N. Winther a. a. O., S. 215.

erreichen könne, wenn man mit vollen Segeln und günstigem Winde nur immer geradeaus hielte. Ein glaubwürdiger Mönch habe ihm selbst erzählt, daß er in zwei Tagen und einer Nacht in einem zweirudrigen Boote nach einer dieser Inseln gekommen sei. Viele von den Eilanden, berichtet Dicuil dann weiter, seien klein; fast alle seien sie durch enge Sunde voneinander geschieden; und etwa hundert Jahre lang wären sie von einer Anzahl Einsiedler bewohnt gewesen, die von Irland aus dorthin gesegelt seien. Wie sie aber vordem seit Erschaffung der Welt einsam und unbewohnt da draußen in dem weiten Weltenmeere gelegen hätten, so seien sie auf Grund der Einfälle normannischer Wikinger auch jetzt wieder von diesen Einsiedlern verlassen und nur noch von zahllosen Schafen und unzähligen Seevögeln allerlei Art bevölkert.*)

Nach diesem Berichte Dicuils, der schließlich hinzufügt, daß er dieser Inseln noch in keinem Werke irgend eines Schriftstellers Erwähnung gefunden habe, läßt sich mit Sicherheit schließen, daß keine andere Inselgruppe von ihm gemeint sein kann als die Färöer, und daß darum jene irischen Einsiedler, die ihre im Ausgange des 7. und Anfang des 8. Jahrhunderts von nordischen Seeräubern arg heimgesuchte und verheerte südlichere Heimat verließen, etwa um das Jahr 725 nach den Färöern gekommen sein müssen. Sie sind es jedenfalls auch gewesen, welche u. a. die Schafe mitbrachten, die sich im Verlaufe des Jahrhunderts ihrer Ansässigkeit so vermehrten, daß Dicuil ihrer neben den unzähligen Seevögeln besonders Erwähnung tut. Und wenn sie nach Dicuils Bericht schließlich im Anfange des 9. Jahrhunderts vor den auch ihre neue Heimat heimsuchenden Wikingern flüchten mußten, so stimmt dies durchaus mit anderen Quellenberichten überein, nach denen wir annehmen dürfen, daß die nordischen Seeräuber um das Jahr 800 auch nach den Färöern kamen, um, wie allenthalben in Europa, so auch hier zu rauben und zu plündern.**)

Über die Einwanderung von Germanen auf den Färöern, die den Eilanden nach den vielen Schafen, die sie dort vorfanden, auch den Namen gegeben haben, den sie heute noch führen (altnord.-isländ. ‚Faereyjar‘, altfär. ‚Faeröyiar‘, neufär. ‚Föroyar‘ oder ‚Förjar‘, dän. ‚Faeröer‘, d. i. „Schafinseln“, von altnord. ‚faer‘ = Schaf und ‚ey‘ = Insel), über ihre Seßhaftmachung und Ausbreitung über die gesamte Inselgruppe besitzen wir einen durchaus glaubwürdigen ausführlichen Bericht in der altisländischen „Faereyingasaga“, d. h. „Geschichte der Färinger“, die sich in der zwischen 1387 und 1395 von zwei isländischen Priestern nach alten Quellen kompilierten „Flateyjarbók“, einem gewaltigen historischen Sammelwerke, in die „Olafssaga Tryggvasonar“ und die „Olafssaga helga“ eingeflochten findet, jedenfalls aber schon früher als selbständige zusammenhängende Darstellung existiert haben muß, da sie bereits von dem berühmten isländischen

*) Vergl. Dicuilus „Liber de mensura orbis terrae“, Berolini 1870, S. 44.

**) Vergl. B. Th. Melsted „Upphaf vikingaaldarinnar“ in dessen „Islendinga Saga“, I. bindi, Kaupmannahöfn 1903, SS. 23—24.

Geschichtsschreiber Snorri Sturluson in seiner jedenfalls seit 1230 fertig vorliegenden großen „Heimskringla" benutzt worden ist.*)

Diese „Geschichte der Färinger" berichtet, daß der norwegische Wiking Grímr Kamban der erste Mann war, der sich auf den Färöern ansiedelte (wahrscheinlich zwischen 810 und 820)**), und daß kurze Zeit nach der Schlacht im Hafrsfjördr (872), durch die sich König Harald Schönhaar von Norwegen die letzten Gaukönige unterwarf und die Alleinherrschaft über das ganze Reich gewann, viele Norweger, die sich seiner Strenge nicht beugen wollten, auswanderten und sich auf ihrem Wege nach Island für einige Zeit oder auch dauernd auf den Färöern niederließen. Unter diesen befand sich auch Audur die Steinreiche, die älteste Tochter des norwegischen Häuptlings Ketill Flatnefr, die einst mit König Olaf dem Weißen in Irland verheiratet gewesen war. Nach dem Tode ihres Mannes (872) und ihres Sohnes Thorsteins des Roten (875) folgte sie nach längerem Aufenthalte auf den Hebriden oder den Orkneys um das Jahr 890 ihren Geschwistern nach Island, verheiratete aber unterwegs auf den Färöern ihre Enkelin Olöf, die durch ihre beiden Söhne Thorbjörn und Sigmundr die Altermutter des berühmten färöischen Geschlechtes der Götuskeggjar werden sollte, die mit ihrer Rauflust die Hauptrolle in der „Faereyingasaga" spielen.

Thrándr í Götu, ein Sohn Thorbjörns Götuskeggs, und Sigmundr Brestisson, ein Enkel Sigmunds Götuskeggs, der Nationalheld der Färinger, sind die beiden Hauptgestalten der Saga, deren Hauptinhalt die Streitigkeiten zwischen diesen beiden nahen Verwandten bilden. Sigmundr, der sich unter Jarl Hakon in Norwegen, wohin er auf Thránds Veranlassung im Jahre 975 mit seinem Vetter Thórir entführt worden war, großen Kriegsruhm durch seine Wikingszüge erwarb, wurde vom Jarl Hakon schließlich zum Häuptling über die Färöer ernannt und brachte als solcher dann jährlich eine Steuer nach Norwegen. Dort ward er endlich als Lehensmann des Königs Olaf Tryggvason Christ und gelobte, auch seine Landsleute auf den Färöern zum Christentume zu bekehren. Aber der starr heidnisch gesinnte und die Unabhängigkeit der Inseln verfechtende Thrándr í Götu stellte sich ihm wiederum als Hauptfeind entgegen; und wenn es Sigmund im Jahre 998 auch gelang, mit einem Siege über Thránd das Christentum auf den Färöern einzuführen, so sah er sich doch beständig den heimlichen Verfolgungen Thránds und harten Kämpfen mit dessen Mitverschworenen ausgesetzt, bis ihn Thrándr schließlich im

*) Als zusammenhängendes selbständiges Werk wieder ausgezogen und in dem altisländischen Grundtexte mit färöischer und dänischer Übersetzung herausgegeben ist die „Faereyingasaga" von C. C. Rafn in Kopenhagen 1832; mit einer deutschen Übersetzung 1838. — Wohlfeilere Ausgaben in neufäröischer Sprache erschienen 1884 in Thorshavn unter dem Titel „Föroyingasöga, útlögd úr islendskum" von V. U. Hammershaimb (prentad í prentusmidju „Dimmalaettings") und 1905 in Thorshavn unter dem Titel „Föringasöga útlögd av nyggjum" (Partafelagid „Fram's" Forlag).

**) Vergl. B. Th. Melsted a. a. O., S. 24.

Jahre 1002 auf seinem Hofe auf Skuö überfiel und zur Flucht zwang, auf der er am Strande von Suderö von dem starken Bauern Thorgrimr und dessen Söhnen schändlich ermordet wurde.

So endete der noch heute als Nationalheld der Färinger gefeierte Sigmundr Brestisson, die lichteste und edelste Gestalt der „Faereyingasaga". Thrándr aber und Leifr Össursson, ein Enkel des Mörders von Sigmunds Vater, rissen nun die Herrschaft über alle Inseln an sich, und dem listigen Thránd gelang es sogar, eine Heirat zwischen Leif Össursson und Sigmunds Tochter Thóra zustande zu bringen, durch die er die Interessen der beiden mächtigsten Familien auf den Färöern verschmolz. Mit seinem Tode im Jahre 1035 und Leifs Alleinherrschaft über die Färöer, die ihm König Magnus der Gute von Norwegen zum Lehen gab, schließt der Bericht der Saga.

Aus ihrem weiteren Inhalte sind noch von besonderem Interesse jene Stellen, die bereits den Namen der heutigen färöischen Landeshauptstadt Thorshavn verzeichnen, wenn sich auch an der Stätte, wo sie gelegen ist, damals noch durchaus keine Siedelung befunden haben kann. Denn die Saga erzählt wohl, daß die Bewohner der Inseln nach ihrer Einwanderung ihre „Thingstätte auf Strömö hatten, und zwar an der Stelle, wo der von ihnen nach dem Gotte Thor benannte Hafen ‚Thorshavn' gelegen sei"; davon aber, daß hier bereits eine Ansiedlung vorhanden gewesen sei, wird nichts berichtet. Im Gegenteile, als in den Jahren 988 und 990 der aus Norwegen zurückgekehrte Sigmundr Brestisson seinen Widersacher Thránd i Götu nach dem „Thorshafen" zur Thingverhandlung lud, da „versammelte sich zu der festgesetzten Zeit eine Menge Volkes, die alle nach der Thingstätte zogen"; und auch im Jahre 998, da Sigmundr dem Volke König Olaf Tryggvasons Befehl, das Christentum auf den Färöern einzuführen, vortragen wollte, mußte er erst „alles Volk einladen, sich auf der Thingstätte im ‚Thorshafen' einzufinden".

Demnach hat sich damals nur die zur Thingversammlung so wohl geeignete kahle felsige Landzunge „Tinganaes", auf welcher sich heute der ältere Stadtteil Thorshavns erhebt, hier gefunden, die so weit ins Meer hinausragt, daß man hier ungestört unter freiem Himmel verhandeln konnte, während sich außer der nordwestlich von ihr gelegenen Richtstätte, wo um das Jahr 1006 Sigmunds allgemein verurteilte Mörder, der böse Thorgrimr von Sandvig (heute Kvalvig) auf Suderö und seine Söhne, gehängt wurden, nichts hier fand, dessen die Saga Erwähnung zu tun für nötig hält, — jedenfalls keineswegs eine Siedelung, die etwa den Namen des „Thorshafens" geteilt hätte.

Erst nachdem König Olaf III. der Friedfertige von Norwegen (1069—1093) der von ihm ca. 1075 gegründeten Stadt Bergen das Vorrecht eingeräumt hatte, mit den Färöern Handel zu treiben, und nachdem um das Jahr 1100 der Bischofssitz

zu Kirkebö auf der Südwestspitze von Strömö errichtet worden war*), legte man auf „Tinganaes" einen Stapelplatz an und führte ein gemauertes Gebäude zur Aufbewahrung der erzbischöflichen und päpstlichen Einkünfte auf, wie sich auch eine Wohnung für die Mönche hier befunden zu haben scheint, welche die Aufsicht über die richtige Erlegung der Abgaben zu führen hatten**). Eine eigentliche Siedelung dagegen scheint erst nach der Einführung der Reformation (ca. 1538) hier entstanden zu sein.

Auf jeden Fall aber haben die Färöer seit dem Tode Thránds i Götu im Jahre 1035 und Leifs Össurssons Alleinherrschaft über die Inseln zu Norwegen gehört, wenn auch die Macht der norwegischen Könige über sie niemals besonders groß gewesen ist. Olaf III. soll sie zwar selbst besucht und in Bezirke eingeteilt haben; doch dauerte es bei den fortwährenden inneren Streitigkeiten zwischen den Nordländern, die es mit den katholischen Bischöfen von Kirkebö hielten, und den Südländern, die sich nicht in die ihnen von den Bischöfen auferlegten Steuern und Abgaben finden wollten, ziemlich lange, ehe einigermaßen geordnete Zustände eintraten, wenngleich die Inseln schon im 11. Jahrhundert einen Gerichtshof besaßen, der nicht nur Urteile fällte, sondern auch Gesetze ausschrieb, und vor dem die Angelegenheiten des Landes verhandelt wurden.

Als dann im Jahre 1380 Norwegen mit Dänemark vereinigt ward, fielen die Färöer mit an Dänemark, bei dem sie auch, als Norwegen durch den Kieler Frieden im Jahre 1814 wieder von Dänemark getrennt wurde, bis auf den heutigen Tag verblieben sind.

Aus den Jahrhunderten bis zur Einführung der Reformation sind nur spärliche Nachrichten über die Färöer vorhanden. Einige wenige alte Sagen, darunter die von König Sverrir von Norwegen (1184—1202), der in der Priesterschule zu Kirkebö zum Geistlichen ausgebildet worden sein soll, sind wohl aus jener Zeit erhalten. Aber alle diese Nachrichten sind unverbürgt, und erst nach der Einführung der Reformation fließen die historischen Quellen wieder reichlicher, wenn sie auf Grund der Geringfügigkeit der Ereignisse auch nur von geringem allgemeinen Interesse sein können.

Im Vordergrunde stehen die durch den Monopolhandel herbeigeführten Zustände, die von Bedeutung für die gesamte Entwickelung aller Verhältnisse auf den Färöern werden mußten, und deren Nachwirkungen darum noch heute in mancherlei Hinsicht zu spüren sein dürften.

In der älteren Zeit hatten die Inseln ihre eigenen Schiffe, mit denen sie mit Norwegen, namentlich Bergen, Handel trieben. Später ging der Handel mehr

---

*) Siehe C. Küchler „Die Faeröer. Studien und Wanderfahrten", München 1913, SS. 66—82.

**) Vergl. Trap „Statistisk-topografisk Beskrivelse af Kongeriget Danmark", 3. Udgave, V.: „Faerö Amt". Kjöbenhavn, 1904.

und mehr in die Hände hanseatischer Kaufleute in Bergen über, blieb aber doch noch lange frei, bis er endlich, da die Inseln wiederholt von Seeräubern heimgesucht und ausgeplündert wurden und die Färinger nicht mehr imstande waren, ihn auf eigene Faust fortzusetzen, seit dem Jahre 1569 bald an einzelne Personen, Kopenhagener, bergensische und hamburgische Kaufleute, bald an verschiedene Handelsgesellschaften verpachtet ward, die samt und sonders die arme Bevölkerung mehr oder weniger aussogen, so daß beständig Klagen über sie laut wurden, wie jene wiederum Gegenklage erhoben, daß die Färinger das Handelsverbot überträten und anderweitig Handel trieben. Da übernahm endlich im Jahre 1709 die Krone selbst den Handel auf den Färöern, indem sie ihn einer färöischen und grönländischen Handelskommission in Kopenhagen übertrug, die einen Handelsverwalter in der Landeshauptstadt Thorshavn, bis 1836 dem einzigen Verkaufsplatze der Inseln, hatte, wohin die Bewohner ihre Waren bringen, und von wo sie sich holen mußten, was sie brauchten. Erst im Jahre 1836 errichtete man in Trangisvaag auf Suderö und Klaksvig auf Bordö, kurze Zeit später auch in Vestmanhavn auf Nord-Strömö einige weitere Verkaufsstellen. Wie schon seit 1579 der zehn Jahre später wegen angeblicher Seeräuberei in Kopenhagen hingerichtete Färing Mogens Hejnesen eine Änderung der unleidlichen Zustände herbeizuführen gestrebt hatte, so arbeiteten beständig verschiedene verdienstvolle Männer, so im Anfange des 19. Jahrhunderts der auch als Dichter bekannte Schiffsführer Poul Nolsö († 1809), an der Einführung des Freihandels, leider aber ohne Erfolg, bis man endlich im Jahre 1856 den Handel wieder freigab und damit das bis dahin von der übrigen Welt vollständig abgeschlossene und bedrückte kleine Volk einer besseren Zukunft entgegensehen durfte.

Bald zeigt sich denn auch ein gewaltiger Aufschwung in der materiellen und ökonomischen Entwickelung der Inseln. Allenthalben errichtete man Handelsplätze; ein Fischerschiff nach dem anderen ward gebaut; nicht nur die Fische, die sie fingen und in der Hauptsache als „Klippfisch" trockneten, sondern auch ihre Schafe, ihre Butter und ihren Käse benutzten die Färinger als Handelsware; und wenn z. B. noch im Jahre 1885 nur 24 Fischerfahrzeuge von zusammen 1279 Tonnen Gehalt vorhanden gewesen waren, so vermag das Jahr 1906 die stattliche Anzahl von 129 Segelschiffen von zusammen 10 037 Tonnen Gehalt aufzuweisen*). Die Bevölkerungsziffer, die im Jahre 1801 nur 5265 betrug, hatte sich im Jahre 1901 auf 15 230 beinahe verdreifacht und beträgt heute, wie im Eingange erwähnt, reichlich 18 000.

Aber die Aufhebung des Handelsmonopols brachte auch in anderer Beziehung Verbesserungen und hatte einen gewaltigen Fortschritt des Volkes zur Folge, was namentlich hinsichtlich des Schulwesens hervorgehoben zu werden verdient. In der katholischen Zeit fand sich nur eine Priesterschule zu Kirkebö, die unter Leitung

*) Vergl. Danmarks Statistiske Bureau „Statistisk Aarbog". Kjöbenhavn, 1907.

des Bischofs die Geistlichen für die Inseln ausbildete. Kurz nach Einführung der Reformation errichtete König Christian III. in der Landeshauptstadt Thorshavn wohl eine Lateinschule, die für das Studium in Kopenhagen vorbereitete; aber in den schlimmen Zeiten des Monopolhandels ging es damit immer weiter rückwärts, bis man sie im Jahre 1804 ganz aufhob. Volksschulen gab es überhaupt nicht; die Kinder wurden vielmehr von den Eltern daheim unterrichtet, kamen aber nicht weit über einige Kenntnisse in Religion und im Lesen hinaus. Die wiederholten Versuche, ein geordnetes Schulwesen einzuführen, scheiterten namentlich an dem Widerstande der Bevölkerung, Schulgeld zu zahlen; auch mit Wanderlehrern — wie sie auf Island neben dem Heimunterrichte durch die Eltern heute noch auf dem Lande üblich sind*) — hatte man kein Glück; und nur in Thorshavn vermochte sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts eine Volksschule zu halten, die auch von Kindern vom Lande besucht wurde.

Das alles sollte jedoch nach der Aufhebung des Handelsmonopols, das die Kräfte des Volkes in fast jeder Hinsicht lahmgelegt und in Fesseln gehalten hatte, mit einem Schlage anders werden. Das Volk erkannte jetzt selbst, daß ihm bessere Kenntnisse vonnöten seien; der Freihandel schaffte Arbeit nach allen Richtungen hin, so daß der alte Heimunterricht der Kinder schier zur Unmöglichkeit wurde; und so wandten sich verschiedene Landgemeinden auf mehreren Inseln jetzt von selbst an die Regierung und den Reichstag, ihnen Beihilfen zur Errichtung von Schulen zu gewähren, die denn auch nicht ausblieben. Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden nun Volksschulen in fast allen Landgemeinden, wenn auch hier und da noch ein Lehrer in zwei bis drei Schulen an verschiedenen Plätzen tätig sein muß**). Thorshavn, das als Hauptstapel- und Handelsplatz von sämtlichen Ansiedlungen auf den Färöern von vornherein am meisten unter den Überfällen von seiten englischer, französischer und sogar türkischer Seeräuber zu leiden gehabt hat, das während des „Schonischen Krieges“ (1675—79) wiederholt von französischen Schiffen heimgesucht und ausgeplündert wurde, und das selbst im Jahre 1808 nach der Kriegserklärung Dänemarks an England nochmals von der englischen Brigg „Clio“ gebrandschatzt ward, seit der Aufhebung des Handelsmonopols aber rasch wieder emporkam und tüchtige Fortschritte machte, besitzt bereits seit 1861 sogar eine Realschule, mit der seit 1870 ein dreijähriger Kursus zur Ausbildung von Volksschullehrern verbunden ist, und in seiner unmittelbaren Nähe findet sich heute auch eine „Volkshochschule“, welche die auf der Volksschule erworbenen Kenntnisse zu erweitern sucht und auch älteren Leuten ihre Tür öffnet. Eben die Aufhebung des Handelsmonopols im Jahre 1856, das Kommunalgesetz vom Jahre 1866 und

*) Siehe C. Küchler „Wüstenritte und Vulkanbesteigungen auf Island“, Altenburg 1909, S. 62.

**) Vergl. C. Küchler „Die Faeröer. Studien und Wanderfahrten“, München 1913, SS. 168—169.

die bereits erwähnte bessere Entwickelung der Schiffsfischerei seit ca. 1880 ließen die Landeshauptstadt, die in den Jahren 1651 und 1709—10 auch noch durch heftige Blatternepidemien heimgesucht und im Jahre 1673 durch eine Feuersbrunst zum großen Teile zerstört worden war, langsam wieder zu Kräften kommen und aufblühen, so daß ihre Einwohnerzahl, die im Anfange des 17. Jahrhunderts wahrscheinlich nicht viel mehr als ca. 100, gegen Ausgang des Jahrhunderts vielleicht ca. 300 betragen hatte, von 823 im Jahre 1860 schon auf 1303 im Jahre 1890 und auf 1792 im Jahre 1906 stieg, sich heute aber auf reichlich 2000 beläuft*). —

II.

So geht es denn unter dem kleinen Volke der Färinger, nachdem man die drückenden Fesseln einmal von ihm genommen, jetzt allenthalben und in allen Beziehungen rüstig vorwärts. Und die Färinger sind wahrlich die Leute dazu, etwas aus sich zu machen!

Schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts schrieb ein Deutscher in seinem „Tagebuch auf einer Reise nach den Färöern"**), daß er sich lieber einen halben Tag lang mit einem Färing als nur eine halbe Stunde mit einem deutschen Bauern unterhalten wolle. Und in dieser Äußerung liegt viel Wahrheit! Aus meinen eigenen Erfahrungen während meines wiederholten wochenlangen Aufenthaltes auf den Färöern, insonderheit aus meinen Beobachtungen auf den weiten Wanderungen, die mich 1911 und 1913 durch die nördlichen und südlichen Eilande führten und mit Färingern des verschiedensten Standes und Bildungsgrades in Berührung brachten, kann ich bestätigen, daß es ein in seiner Gesamtheit geistig hochstehendes Volk voller Interesse nicht nur für alle Fragen des täglichen Lebens, sondern auch für alle geistigen Errungenschaften und Fortschritte, voll Fassungsvermögens, Begriffsverständnisses und einer geradezu erstaunlichen Ausdrucksfähigkeit, Darstellungsgabe und Gedankenschärfe ist, das jene fernen einsamen Inseln bewohnt, von deren Vorhandensein mancher sich weit besser Dünkende bei uns nicht einmal eine Ahnung hat. Von den wenigen Fremden, die bislang — auch in neuerer Zeit — zu ihnen gekommen sind und sie etwas mehr als nur oberflächlich kennen gelernt haben, wird im allgemeinen dasselbe Urteil über die wackeren Menschen gefällt. Ein dänischer Geistlicher, der sechs Jahre lang unter ihnen weilte und sie in seiner mannigfachen Wirksamkeit genauer kennen zu lernen vermochte als irgend ein Forschungsreisender, äußert sich in seinen wehmütigen Erinnerungen an seinen ihm unvergeßlichen Aufenthalt unter den Färingern***): „Obwohl die meisten von ihnen nur wenige Bücher-

*) Über die seit dem Jahre 1866 getroffenen staatlichen und kommunalen Einrichtungen, Verwaltung usw. findet sich Ausführlicheres in meinem genannten Werke „Die Faeröer", München 1913.

**) C. J. Graba „Tagebuch geführt auf einer Reise nach den Färöern im Jahre 1828". Hamburg, 1830.

***) J. F. Rönne „Faeröerne". Kjöbenhavn, 1900.

kenntnisse besitzen, obwohl ihre Literatur in der Hauptsache aus alten Liedern und Predigtenbüchern besteht, und obwohl ein kleines Fischernest nicht eben besonders reichen Unterhaltungsstoff bietet, langweilt man sich doch niemals in ihrer Gesellschaft; denn sie sind so aufgeweckten Sinnes, ihre Darstellungsweise ist so lebendig und ausdrucksvoll, und sie zeigen sich in ihrem ganzen Auftreten so taktvoll, so liebenswürdig und herzlich, daß sich selbst der steifste Engländer unter ihnen wohl fühlen muß. Was einen besonders überrascht, ist der schnelle, klare Gedankengang und die glänzende Darstellungsgabe, die wiederum unlöslich mit dem tiefen poetischen Sinne des Volkes zusammenhängt. Sie verstehen zu erzählen wie kein anderer, einfach und natürlich wie die Sprache der alten Sagas, und doch mit so viel Phantasie und Gefühl, daß der Zuhörer Personen und Begebenheiten wie ein Gemälde vor seinen Augen sieht, ja oft, als stünden sie leibhaft und lebendig vor ihm." Und eine gebildete Schwedin, die sich einen Sommer lang auf den Färöern aufhielt, um mit feiner Beobachtungsgabe das Volk in seinem Wesen und Treiben zu studieren und genauer kennen zu lernen, schreibt u. a.*): „Die Färinger sind ein begabtes und wißbegieriges Volk, namentlich was die Männer anlangt. Die Natur mit ihren Erscheinungen hat hier wie anderwärts die Volksphantasie in lebhafte Bewegung versetzt, wenn auch der meiste Aberglaube in den letzten fünfzig Jahren geschwunden ist. Die äußeren Verhältnisse üben natürlich einen tiefen Einfluß auf den Färing aus. Seine seelischen Kräfte werden durch die Gefahren, denen er auf dem Lande und auf dem Meere ausgesetzt ist, geweckt und entwickelt. Auch in seinem äußeren Auftreten prägt sich Mut und rasche Besonnenheit aus; denn überall sind ihm Entschlossenheit und Geistesgegenwart vonnöten. Die dürftigen Verhältnisse, unter denen er lebt, da ihm der Boden bisweilen nur wenig oder nichts gibt und der Fischfang einmal fehlschlägt, haben ihn Genügsamkeit gelehrt. Die Gefahren, die ihn allenthalben umgeben, haben ihm sogar Resignation gegenüber dem Unvermeidlichen zu eigen gemacht. Man hört kein Schreien und Wehklagen, wenn die Nachricht eintrifft, daß ein lieber Angehöriger den Tod gefunden habe und nicht wiederkehre. Aber trotz einer gewissen Rauheit des Äußeren besitzen die Färinger einen tiefruhenden reichen Schatz von Empfindungen und Gefühlen. Die altnordischen Tugenden der Gastfreundschaft, Treue und Ehrlichkeit sind bei ihnen noch zu Hause."

Solche und ähnliche Zeugnisse, die sich in den wenigen neueren nordischen Schriften über die Färöer finden, bestätigen zur Genüge, daß es ein aufgeweckter, kluger Menschenschlag von schneller Auffassung und Urteilskraft ist, mit dem wir es in den Färingern zu tun haben, wenn sie zunächst auch den Eindruck des Scheuen und Zurückhaltenden erwecken mögen. Aber haben sie die dem Fremden gegenüber gewahrte Zurückhaltung und Scheu einmal überwunden, dann ist des wißbegierigen Fragens kein Ende mehr, wie man ebenso über rasche, kurze Einwendungen von

*) Ester Aakesson „Färöarna". Stockholm, 1911.

ihrer Seite und oft sogar verblüffend schnelle und scharfsinnige Aufgreifung und Weiterverfolgung eines Gedankens nicht überrascht zu sein braucht. Man muß sie nur — natürlich in ihrer eigenen, dem Isländischen außerordentlich nahestehenden und heute etwa eine Mittelstellung zwischen Neuisländisch und dem westnorwegischen ‚bygdemaal' einnehmenden, oder in der ihnen allen von der Schule her geläufigen dänischen Sprache — auf Gebieten zu fassen suchen, die ihnen nicht absolut fremd sein können, um bald zu erfahren, daß sie durchaus ihre eigene Meinung und ihr eigenes Urteil besitzen, an denen sie, wie die rauhe Natur ihres Landes und der beständige Kampf mit den rohen Kräften der Natur sie zäh und stahlhart gemacht hat, unverrücklich festhalten, solange sie sich nicht durch augenscheinlich bessere oder über ihre Verhältnisse hinausgreifende Gründe in die Enge getrieben sehen. Aber auch dann werden sie nicht ohne weiteres stillschweigend klein beigeben, sondern oft genug wird man zu hören bekommen: „Das könnte ja sein. Ich muß erst noch darüber nachdenken", ebenso wie mit einem treuherzig offenen „Das vermag ich nicht zu verstehen", jedoch auch einem entschiedenen „Das würde bei uns nicht gehen!" durchaus nicht hinter dem Berge gehalten wird.

Offenheit und Treuherzigkeit, Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft und im widersprechenden Falle taktvolle Aufrichtigkeit oder bescheidene Zurückhaltung, das sind Tugenden, die den Färingern in hervorragendem Maße eigen sind, wie ihre Gastfreundschaft in ihrer geradezu rührenden Fürsorge für das Wohlbefinden des Fremden, zu dem sie einmal Vertrauen gefaßt haben, beinahe keine Grenzen kennt, indem sie oft den eigenen Zeitverlust, die eigene Mühe und Beschwerde verleugnet. Kennt der Färing doch von Jugend auf als erstes Gebot kein anderes, als in dem für ihn besonders rauhen Lebenskampfe seinem Genossen in Treue und Selbstaufopferung hifsbereit zur Seite zu stehen, da für ihn selbst in allen Verhältnissen von der Zuverläßlichkeit, der Aufrichtigkeit und Treue des Gefährten so viel abhängt. Darum auch das sichere Auftreten jedes einzelnen und sein Selbstbewußtsein, seine rasche Entschlossenheit und sein zuversichtliches, entschiedenes Handeln, wie auf der anderen Seite seine herzgewinnende Freundlichkeit, seine Biederkeit und sein ganzes einnehmendes Wesen, wenn er einmal erst erkannt hat, daß auch der Fremde ein harmloser Mensch ist wie er selbst, der nicht gekommen ist, um ihn geringschätzig von oben herab anzusehen, sondern der ihn als seinesgleichen betrachtet und seine Art und Sitte, seine Anschauungen und seine Meinung, vor allen Dingen aber seinen Rat und seine Hilfe zu achten und zu schätzen weiß.

Mit einer so tüchtigen Charakterveranlagung und Herzensbildung neben ihrer raschen Auffassung, ihrem klaren Blicke und ihrem gesunden Urteile kann es den Färingern nicht fehlen, zumal sie auch in physischer Hinsicht von der Natur und durch eiserne Selbsterziehung aufs beste ausgestattet sind. Die Männer wenigstens sind meist hohe, kräftige Gestalten mit breiten Schultern, schmalen Hüften und einem leichten, elastischen Gange, der einem jeden sofort in die Augen fallen muß und die Überzeugung weckt, daß in diesen Körpern Gewandtheit und Kraft in hohem Maße

gepaart sein müssen. Von jung auf nach alter Vätersitte daran gewöhnt, selbst die schwersten Lasten an einem über die Stirn gelegten Gurte mit der Kraft des Kopfes und des Nackens auf dem Rücken zu tragen, haben diese Männer eine Entwickelung der Halsmuskeln aufzuweisen, die, wenn irgendwo gerechtfertigt, bei ihnen den Ausdruck „stiernackig" vollkommen angebracht erscheinen lassen muß. Dabei wird die Brust nicht beengt, und die Achseln bleiben von jeglichem Drucke frei, so daß der offenen Atmung kein Abbruch geschieht. Kein Wunder daher, daß der Färing mit einer Zentnerlast auf dem Rücken stundenlang aushalten kann, rüstig auszuschreiten, obwohl sein Pfad bald bergauf, bald an abschüssiger Felswand hin, bald steil zu Tal führt; und mit der Hand nach dem Stirnband fassend, damit ihm die Last nicht vom Kopfe und Rücken gleite, springt er bei Überschreitung eines Gießbachs leicht und sicher von Stein zu Stein, ja wagt ohne Zaudern selbst einen kühnen Satz über eine nicht zu breite Kluft, die den ihm folgenden nicht bepackten fremden Wanderer vielleicht doch zunächst zu einem bedenklichen Halt veranlaßt.

Ja, sie haben Muskeln von Eisen und Sehnen von Stahl, diese Färinger, die auf ihren Bergwanderungen, wenn sie auf schmalem, nur wenig betretenem Pfade die Fährte ihrer im Hochgebirge verstreuten Schafe verfolgen, sicher und fest auftreten müssen, um nicht auszugleiten und in einen Abgrund zu stürzen; die sich auf der Vogeljagd über schwindelnd hohe Felswände am Seile hinablassen, sich mit den Füßen von der Felswand abstoßend, und dann, vom Seile gelöst, auf oft nur fußbreitem Absatze dahinklettern, um den nistenden Seevögeln beizukommen*); die rasch und sicher springen und mit eiserner Kraft zufassen müssen, wenn es heißt, in der Brandung zwischen den Schären ihrer Küsten nicht nur selbst durch einen gewaltigen Satz aus dem Boote auf eine tangbedeckte schlüpfrige Klippe hinaufzugelangen, sondern auch das Boot unbeschädigt an Land zu bringen, das ihren Fang und ihre Fischereigerätschaften birgt und selbst einen Hauptteil ihres Besitztums bildet.

Ein so hartes und gefahrvolles Leben bald im Kampfe mit dem wütenden Meere, dessen Fischreichtum seine Haupterwerbsquelle bildet und stets bilden wird, bald auf schwindelndem Pfade an steiler Felswand auf der ihm in nächster Linie Gewinn bringenden Vogeljagd erfordert ganze Männer voller Unerschrockenheit, rascher Besinnung und Tatkraft, die dem Färing darum denn auch im allgemeinen in hohem Maße eigen sind. Frei und ungezwungen ist daher auch seine ganze Haltung, stolz und selbstbewußt sein Gang. Einer der besten Kenner der nordgermanischen Völker schreibt über die Färinger im Gegensatze zu den Isländern**): „Wenn die äußere Erscheinung der Isländer dem Ankommenden eine Überraschung bringt,

*) Vergl. C. Küchler „Die Faeröer. Studien und Wanderfahrten", München 1913, SS. 125—134.

**) A. Heusler „Bilder aus Island" in der „Deutschen Rundschau", XXII. Jahrg., Heft 12, Berlin 1896.

da man heute auf Island wenig Reckenhaftes mehr sieht, so kann man auf den Färöern eine ganze Galerie von alten Wikingergestalten erblicken. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn diese germanischen Recken auf ihren Böten heranrudern und sich jetzt auf unserem Dampfer Schulter an Schulter drängen. Wetterharte Seelöwen, mit breitem Knochengestell; die struppig-welligen Haare und Bart grau-blond oder rötlich-blond; die Gesichtszüge groß ausgemeißelt; über den hellen Augen der untere Stirnrand stark vorgebaut, mit den buschigen Brauen, die, kaum geschwungen und oftmals weiß-blond, wie Pfeile aus dem Gesicht herausblitzen: dies verleiht den friedlich gesinnten Fischern den Ausdruck des Grimmigen, Trotzigen. Es dürfte kaum eine zweite Landschaft geben, wo man die Vorstellungen von der prachtvollen blonden Bestie der alten Zeit dergestalt verkörpert fände."

Die ebenso zweckmäßige wie kleidsame Tracht der färöischen Männer kann diesen Eindruck nur erhöhen. Sein Fuß, mit dem der Färing ebenso oft auf der schmalen Bootskante wie auf einem einzigen festliegenden kleinen Steine absolut sicher stehen muß, trägt die leichteste Bekleidung, die man sich denken kann: einen einfachen Schuh aus einem vorn über den Zehen und hinten an der Ferse zusammengenähten Stücke gegerbten Rindsleders, den er öfter ins Wasser taucht und naß über den Fuß zieht, damit er sich desto dichter und fester um diesen schmiege. Ein starker weißer Wollfaden, der durch ein kleines rechts- und linksseitig in den Schuh geschnittenes Loch gezogen ist, wird über den Knöcheln kreuzweis um die straffsitzenden langen braunen Wollstrümpfe geschlungen und etwa in deren Mitte zusammengebunden, während diese selbst durch ein langes buntes Strumpfband, das dicht unter dem Knie viele Male um das Bein gewunden ist, festgehalten werden. Die schwarzen Kniehosen sind seitlich an den Knieen aufgeschlitzt und können mit einer Reihe Messingknöpfen zugeknöpft werden, bleiben jedoch meist offen, damit nichts die freie Bewegung hindere. Eine gleichfalls meist offenstehende dicke braune Wolljacke über einer feingestrickten Unterjacke oder Leibweste und eine spitz zulaufende weiche Klappmütze aus rot- und dunkelblaugestreiftem, bei älteren oder trauernden Männern aus blau- und schwarzgestreiftem Zeuge vervollständigen diese Nationaltracht der Männer, die, stets das scharfe Messer in der an der linken Seite hängenden Scheide, einen ebenso stattlichen Eindruck machen, wie man ihnen Zähigkeit und Ausdauer auf den ersten Blick anzusehen vermag.

Eine Nationaltracht der Frauen, die früher allgemein üblich war und aus einem rot- und dunkelblaugestreiften Rocke nebst rot und schwarz gestrickter Jacke bestand, deren Ärmel über dem Ellenbogen schlossen, während die Festtracht ein rotes Wollenkleid mit silbernem Gürtel, Silberhefteln und sonstigem Silberschmucke war, verschwindet mehr und mehr und macht der gewöhnlichen festländischen Frauenkleidung Platz. Nur die in ähnlicher Weise wie die Fußbekleidung der Männer aus dem weicheren Schafleder hergestellten einfachen Schuhe, welche die Frauen in der Regel mit einem roten, ältere oder trauernde Frauen mit einem dunkelblauen oder schwarzen

um Knöchel und Bein geschlungenen Wollfaden festhalten, und über denen sie außer dem Hause Holzschuhe zu tragen pflegen, haben sich noch gehalten; auch das doppelseitig weiß und grau gestrickte, oft sehr feine, wollene Umschlagetuch scheint alt zu sein.

Aber die wetterfesten hohen und schlanken Männergestalten finden kein Gegenstück in den färöischen Frauen, die, wenn auch nicht eben klein und zart, doch bei weitem nicht den Eindruck von stolzen Nordlandstöchtern erwecken, wie man sie vielleicht erwartet hat. Die tägliche Heimarbeit, das Waschen und Scheuern, Spinnen und Stricken, die langen, beschwerlichen Wege, oft in Nebel und Regen, hinaus nach den Gebirgsweiden zum Melken der Kühe, die Fürsorge für die Kinder, die beständige Angst um den auf dem Meere draußen oder auf den steilen Vogelbergen in steter Lebensgefahr schwebenden Mann und die vielleicht unter Islands ferner Küste auf dem Fischfange weilenden Söhne lassen sie nie recht zur Ruhe kommen und verleihen ihrem Wesen etwas Schweigsames, etwas Scheues und Gedrücktes, so daß es namentlich dem Fremden, auch wenn er ihre Sprache spricht, schwer werden wird, sie in ihrem eigentlichen Werte und Wesen genauer kennen zu lernen. Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, ja eine geradezu rührende Fürsorge für den müde, durchnäßt und hungrig eintreffenden Wanderer habe ich auf meinen Wanderungen in den Jahren 1911 und 1913 durch die in ihrem Inneren völlig unbewohnten einsamen Inseln da droben auch in dem ärmlichsten Hüttchen an der Küste von seiten der Frauen gleichfalls genugsam erfahren; aber sie in ein längeres Gespräch über die und jene Verhältnisse und mir der Aufklärung bedürftig erscheinende Fragen zu ziehen, ist mir kaum jemals recht gelungen. Schweigsam holte die Frau oder die Tochter des Hauses meine durchnäßten Kleider und Schuhe zum Trocknen über dem Herdfeuer; schweigsam trugen sie mir auf, was Küche und Keller barg, um mich zu erfrischen und zu stärken; sogar den Ofen im besten Stübchen heizten sie mitten im Sommer aus eigenem Antriebe an, da sie wohl merkten, daß mich nach dem anstrengenden Marsche zu frösteln begann; aber nur wenige Worte waren es, die ich aus ihnen herauszubringen vermochte, da sie nur scheu zu antworten pflegten und sich meist so rasch wie möglich wieder entfernten, — vielleicht aus höflicher Rücksichtnahme auf den Fremden, dem sie nicht mit neugierigen oder auch nur verstohlenen Blicken lästig fallen wollten, wie ich dies auf meinen Reisen auf Island hin und wieder wohl etwas unangenehm empfunden habe.

Rüstig und arbeitsam aber wie die nicht nur in ihrer Erwerbstätigkeit, sondern auch in allerlei Handwerk und sonstiger Heimarbeit tüchtigen Männer sind die färöischen Frauen ohne Zweifel: davon zeugt die Ordnung und Sauberkeit, die man im allgemeinen auch in einer noch so ärmlichen Hütte findet. Ihre Fürsorge für die Angehörigen kennt keine Grenzen, und ein rührender Zug ist es, daß, wenn die Fischer, die unter frommen Gesängen auf den Dorschfang hinausgezogen sind, mit den reichgefüllten Booten heimkehren und ihr frommes Dankeslied nach dem Lande herein erschallen lassen, die Frauen, die schon längst nach ihnen ausgeschaut haben,

noch stets mit dem dampfenden Kaffeekessel hinunter an den Strand eilen, damit die ausgefrorenen und durchnäßten Männer zunächst einen warmen Trunk bekommen, ehe sie an das Ausschlachten der Fische gehen, bei deren weiterer Bearbeitung dann auch die Frauen und selbst die Kinder mit zugreifen müssen, um den „Klippfisch" fertigzustellen, der meist von direkten Dampfern in der Hauptsache nach Spanien und Italien abgeholt wird, wo sich gewiß kein Mensch träumen läßt, wie viele Hände da droben auf den fernen Färöern wochenlang haben tätig sein müssen, um den Riesendorsch des Nordatlantischen Ozeans in die Fastenspeise zu verwandeln, die trotz aller damit gehabten Mühe und Arbeit immer noch billig genug ist, um auch dem Ärmsten da unten recht wohlfeil zu erscheinen.

Wenn mir jedoch irgend ein kleiner Zug unter den Färingern besonders angenehm aufgefallen ist und mich freudig berührt hat, so ist es im Gegensatze zu der auf Island so üblichen und von mir wie von vielen anderen Reisenden oft und laut genug getadelten isländischen Bummelei und Gleichgiltigkeit gegen alle Zeit die pünktliche Zuverläßlichkeit der Färinger, der Männer wie der Frauen, die also mit der Zeit zu rechnen verstehen und die Zeit auszunutzen wissen, so daß sie mit ihrer Tatkraft und Zähigkeit jedenfalls noch Tüchtigeres schaffen und erreichen werden, als sie in der kurzen Spanne Zeit seit ihrer Befreiung von den Fesseln des Monopolhandels bereits erreicht haben.

Ihre drückenden Lebensverhältnisse und die harten, schweren Zeiten, die das kleine Volk hat durchmachen müssen, haben die Färinger ja kein gefeiertes Literaturvolk werden lassen wie die Isländer, und sie besitzen deshalb auch keine alte Literatur in Gestalt von Sagas wie ihre Verwandten auf Island und in Norwegen. Aber dafür haben sie einen Schatz an Volksweisen, Heldengedichten, Sagen, Sprichwörtern, Rätseln und Spottliedern, die sich durch mündliche Tradition fortgepflanzt und erhalten haben, und deren erstere heute noch von jung und alt bei ihrem Nationaltanze gesungen werden. Dieser eigentümliche Kettentanz, zu dem nicht etwa die Musik aufspielt, sondern die Männer alte Heldensänge und Volkslieder singen, in deren Refrain alle übrigen mit einstimmen, besteht darin, daß man einander an den Händen gefaßt hält und einen Kreis bildet, der sich unter fortwährend wechselnden Tritten in der Runde bewegt, wobei alle Tanzenden mit gespanntem Interesse den Inhalt des Heldensanges oder Volksliedes verfolgen, dessen Eigentümlichkeit sich sowohl in Mienen wie Bewegungen jedes einzelnen ausdrückt, die, je nachdem Kampfgetümmel, Siegeszug oder Heldentod den Inhalt des Gesanges bilden, mehr oder minder lebhaft sind und bald von wildem Stampfen der Füße, bald von jubelnden Sprüngen begleitet werden. Der Reichtum der Färinger an solchen Volksweisen ist erstaunlich. Der bekannte nordische Philolog Svend Grundtvig von der Kopenhagener Universität hat davon nicht weniger als 16 Quartbände gesammelt, die handschriftlich noch heute als ‚Corpus Carminum Faeröensium' auf der Großen Königlichen Bibliothek in Kopenhagen der Veröffentlichung harren. Eine reichhaltige und wertvolle Sammlung lieferte, nachdem die „Färöischen Gedichte von

Sigurd Drachentöter" durch den dänischen Geistlichen H. K. Lyngbye aufgezeichnet und veröffentlicht worden waren*), der eigentliche Schöpfer der heutigen färöischen Schriftsprache V. U. Hammershaimb in seiner mit einer Einleitung über die Geschichte und Literatur der Färöer versehenen schätzenswerten „Färöischen Anthologie"**), während die 3 Quartbände umfassende reiche Sammlung färöischer Lieder des verdienten Färings J. K. Svabo (1746—1824) ebenso wie die wertvollen Dichtungen, meist Spottweisen, der beiden Färinger Poul Nolsö (1766—1809) und seines jüngeren Zeitgenossen J. K. Djurhuus gleichfalls noch ungedruckt sind.

Die Leichtigkeit, mit der die meisten Färinger — ähnlich wie ihre nördlicheren Stammesgenossen, die Isländer — ihre Worte in Reime und Verse zu kleiden vermögen, ist überhaupt erstaunlich, und an ihnen selbst mit ihrer großen Begabung und lebhaften Phantasie hat es sicher nicht gelegen, daß sich nicht auch unter ihnen schon in älterer Zeit ähnliche Männer wie die alten Sagaschreiber Islands gefunden haben, die ihre Geistesschätze aufgezeichnet hätten. Der harte Lebenskampf, ihr Ringen ums Dasein vielmehr ist es gewesen, was sie jahrhundertelang darniedergehalten hat; denn daß es an Arbeitswilligkeit und Arbeitsfreudigkeit unter den ernsten färöischen Männern und Frauen nicht fehlt, haben wir aus ihren Errungenschaften in der kurzen Zeit seit ihrer Befreiung von den allein ihren Fortschritt hemmenden drückenden Fesseln des Monopolhandels zur Genüge erkannt; und einer der besten isländischen Geschichtsschreiber der Gegenwart hat gewissermaßen recht, wenn er in einer neuesten Schrift***) sein Volk darauf aufmerksam macht, daß es in keiner Beziehung mit den ihm verwandten nordischen Nachbarvölkern Schritt gehalten habe, es auffordert, die Hände nicht in den Schoß zu legen, und ihm niemand anders als die Färinger vorhält, die in den letzten zwei oder drei Menschenaltern verhältnismäßig ebenso große Fortschritte gemacht hätten wie die übrigen doch bei weitem günstiger gestellten nordischen Völker, — die so recht gezeigt hätten, was auch ein kleines Volk in einem ertraglosen Lande inmitten des einsamen Weltenmeeres zu leisten vermöge.

Mit einer so anerkannten Tüchtigkeit neben allen ihren guten Charaktereigenschaften aber, unter denen ihre Genügsamkeit und Mäßigkeit und die fast völlige Enthaltsamkeit von Alkoholgenuß nicht zu vergessen sind, werden die Färinger jedenfalls rasch noch weiter vorwärts schreiten und sich bald einen besseren Platz an der Sonne sichern, als sie ihn bisher innegehabt haben, — ein leider schon zu lange vergessen gebliebenes kleines begabtes Germanenvolk mit so achtenswerten

---

*) H. K. Lyngbye „Faeröske Kvaeder om Sigurd Fofnesbane og hans Aet", Kjöbenhavn 1822.

**) V. U. Hammershaimb „Faerösk Anthologi", Kjöbenhavn 1891.

***) B. Th. Melsted „Rjettur Islendinga i Noregi og Nordmanna á Islandi á dögum thjódveldisins". Kaupmannahöfn, 1913.

großen Kräften, dem die alten geschätzten germanischen Kardinaltugenden der Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Treue und Gastfreiheit, des Mutes, des Ernstes, der Kraft und des Edelsinnes in so hohem Maße eigen sind, daß ich ihm hier in so ausführlicher Weise das Wort reden zu dürfen geglaubt habe und es einer lichten Zukunft durchaus für gesichert halte.

Leopold Katscher: Weltumfassend.

Die Leistungen und der Tätigkeitskreis der Post sind im Laufe der Zeit immer vielfältiger und umfangreicher geworden. Ihre Ausdehnung war längst eine derartige, daß der Boden für die Schaffung des „Weltpostvereins" gehörig vorbereitet erschien, als der Gedanke derselben auftauchte. (Die allererste Anregung gab der dänische Postmeister Josef Michaelsen bereits im Jahre 1859.) Der Weltpostverein hat mir seit seinem Bestande eine der großartigsten Erscheinungen unseres Kulturlebens, eines der imposantesten und bewundernswertesten Ergebnisse der modernen Gesittung, des fortschrittlichen Zeitgeistes gedünkt. Was man hinsichtlich der Kriegs- und Friedensfrage, der internationalen Schiedsgerichte und Abrüstungen, der Sozialpolitik usw. bislang vergeblich ersehnt, ist im Gebiete des Postwesens längst zur Tatsache geworden: Die Beseitigung der nationalen Schranken, die Verbindung fast aller Länder der Erde zu einer Gemeinschaft. Von den ungeheuren materiellen, moralischen und geistigen Vorteilen einer solchen Vereinigung ganz abgesehen, ist die vorbildliche und symptomatische Bedeutung dieses Friedenswerkes, des Weltpostvereins, nicht zu unterschätzen.

Der Gedanke zu dieser erstaunlichen Schöpfung wurde von Deutschland aufgegriffen, und auch die meisten Vertragsentwürfe bezw. Bestimmungsvorschläge, die den Beratungen der Postkongresse und den Unterhandlungen zugrunde gelegen sind, haben von der deutschen Postverwaltung ihren Ausgang genommen. Der treibende Beweggrund bei Erstrebung jenes schönen Zieles war der Wunsch nach Beseitigung der verwirrenden, verkehrhemmenden Mannigfaltigkeit der Einzelverträge im allgemeinen und der Portosätze, der Transitgelder, der Portoteilungsgrundsätze usw. im besonderen. Waren schon die inneren Tarife mancher Staaten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von verblüffender Unklarheit, wie erst die internationalen! Da machte sich die nackteste, aber auch kurzsichtigste Selbstsucht breit und bildete die einzige Richtschnur bei Aufstellung der Bestimmungen über die Beschaffenheit, Bezahlung und Behandlung von Postsendungen. Mit der Entwicklung der Verkehrsmittel wurden die Postverhältnisse immer unerquick-

licher und unhaltbarer. Nur der 1850 entstandene „Deutsch-österreichische Postverein" vertrat ausnahmsweise das Prinzip der Einfachheit der postalischen Beziehungen, besonders seit 1868.

Die Umgestaltung des internationalen Postverkehrs erwies sich immer dringender notwendig. Dennoch scheiterten die Verhandlungen einer 1863 zu Paris abgehaltenen und von 17 Staaten beschickten „Postkommission" insofern, als sie ohne praktische Folgen blieben. Immerhin wirkten sie befruchtend und leiteten auf die späteren Bestrebungen v. Stephans hinüber, der den Boden dafür zunächst insofern geebnet fand, als die Gründung des Reiches die Zersplitterung der innerdeutschen Postzustände — freilich nicht ganz — aus der Welt schaffte, wodurch eine radikale Änderung der Vertragsverhältnisse Deutschlands zum Ausland unerläßlich geworden war. „Aber", schreibt Inspektor Jung, „trotz des Bestrebens, hierbei der Einführung einheitlicher Vertragsgrundsätze die Wege zu bahnen, blieb unter den damaligen Verhältnissen die Notwendigkeit des Abschlusses zahlreicher Einzelverträge bestehen. Inzwischen aber brach sich der Gedanke siegreich Bahn, an Stelle der vorhandenen Vielseitigkeit der Vertragsbeziehungen zum Ausland einen Einheitsvertrag zu setzen."

Schon 1868 hatte v. Stephan in einer Denkschrift die Gründung eines Weltpostvereins vorgeschlagen — wahrscheinlich auf Grund der Michaelsenschen Anregung — und dessen Grundlagen und wichtigste Aufgaben angedeutet. Der Norddeutsche Bund setzte sich mit mehreren Regierungen in Verbindung; allein der Ausbruch des Krieges 1870/71 ließ in den Unterhandlungen einen Stillstand eintreten, so daß der erste internationale Postkongreß erst Mitte September 1874 in Bern zusammentreten konnte. Er brachte den Abschluß eines „Allgemeinen Postvereinsvertrages", welcher zunächst 22 Staaten mit rund 350 Millionen Einwohnern, darunter ganz Europa, die nordamerikanische Union, sowie einen großen Teil von Asien und Afrika umfaßte. Der Vertrag beschränkte sich auf die sogenannte „Briefpost" (Briefe, Karten, Drucksachen, Muster, Geschäftspapiere); erst später wurden die Paket- und Geldgeschäfte in den Kreis der internationalen Vereinbarungen gezogen.

Die Grundzüge, auf denen der am 1. Juli 1875 ins Leben getretene „Allgemeine Postverein" beruhte, waren der Hauptsache nach die folgenden: 1. Zusammenschluß aller Vereinsländer zu einem Postgebiet ohne jede politische Grenze; 2. Freiheit des Transits; 3. Festsetzung gleichmäßiger und niedriger See- und Landtransitgebühren; 4. Vereinheitlichung und Verbilligung der Portosätze; 5. Aufhebung der Teilung und Verrechnung der Porti zwischen den Staaten; 6. planmäßige Regelung der Haftpflicht für verlorene Sendungen; 7. Einrichtung einer Vereinsgeschäftsstelle in Bern („Internationales Postbüro"). Auf dieser Grundlage hat sich seither in natürlicher Fortbildung der gegenwärtige „Weltpostverein" aufgebaut, der fast die ganze Erde umspannt. Die Entwicklung war eine recht rasche, denn die Nichtmitglieder unter den Staaten konnten sich dem gewaltigen

Eindruck, den die unerwartet schnell zur Wirklichkeit gewordene Völkervereinigung in der ganzen Welt hervorrief, nicht verschließen.

Der Beitritt neuer Mitglieder machte schon 1876 eine „Konferenz“ des Vereins (Bern) und dann 1878 einen zweiten Postkongreß (Paris) erforderlich. Auf dem letzteren trat die Erweiterung zum „Weltpostverein“ ein, und in postalischer Hinsicht wurden ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Achtzehn Länder einigten sich trotz aller Schwierigkeiten über den Austausch von Wertbriefen, sechzehn über den von Postanweisungen zu gleichmäßigen und billigen Sätzen. Die übrigen Regierungen wollten vorläufig abwarten, wie die Sache sich bewähren würde. Und sie hat sich wahrlich glänzend bewährt!

Auch in anderen Beziehungen erscheint der vom Pariser Kongreß angenommene, von 32 Staaten (mit 750 Millionen Einwohnern) unterschriebene Weltpostvertrag als eine Summe von Verkehrserleichterungen. In ihm sind die Prinzipien der Einheitlichkeit und Vereinfachung zur weiteren Ausgestaltung gelangt, und er kann daher als eine vortreffliche Kräftigung des v. Stephanschen Grundgedankens („einheitliche Regelung des Weltpostverkehrs vom Standpunkte der Verkehrsfreiheit“) bezeichnet werden.

Die Regelung des internationalen Paketverkehrs kam 1878 in Paris wegen der unüberwindlichen Bedenken vieler Regierungen nicht zustande; aber schon in der 1880er Konferenz (Paris) wurde von einer Reihe von Vereinsstaaten ein Abkommen getroffen, welches auf dem dritten Kongreß (1885 zu Lissabon) eine Erweiterung erfuhr. Am Tajostrande vereinbarte man auch die Einführung des Postauftrags-, des Eilsendungs- und des telegraphischen Postanweisungsdienstes in den gegenseitigen Verkehr der betreffenden Länder. Dort traten Bolivia und Siam, kurz darauf der Kongostaat dem Weltpostverein bei. 1888 folgten Tunis und die deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiete, so daß im wesentlichen nur noch China, Korea, Australien und Südafrika „Vereins-Ausland“ blieben. Australien erklärte seinen Beitritt auf dem Wiener Kongreß, Kapland und Transvaal hinkten 1893 bezw. 1895 nach, während China (der wirkliche Beitritt Chinas verzögerte sich indes infolge der Wirren, Aufstände und Feldzüge und vollzog sich erst in Rom formell), Korea und der Oranje-Freistaat ihre Angliederung in Washington vollzogen, wo 1897 der fünfte Weltpostkongreß tagte, dessen Beschlüsse jedoch erst Neujahr 1899 bindende Kraft erlangten, weil die nötigen Vorbereitungen nicht früher beendigt werden konnten. 1904 traten bei: die neue Republik Panama und die afrikanischen Niederlassungen Italiens. Gegenwärtig kann man auf die Frage: „Was ist das Vaterland der Post?“ mit annähernder Richtigkeit frei nach Arndt antworten: „Der ganze Erdball soll es sein“, denn fast nur die Wilden Afrikas und Australiens fehlen noch in dem Bunde, der im Jahre 1910 112111660 Quadratkilometer und rund 1120 Millionen Menschen umfaßte, wobei China noch nicht mitgerechnet ist. Wie stolz könnte Heinrich v. Stephan auf diesen beispiellosen Organisationserfolg sein, wäre der

Wackere uns nicht leider schon längst entrissen worden! Ehre seinem Andenken für immer!

Der vierte Weltkongreß, der vom 20. Mai bis zum 4. Juli 1891 in der Hauptstadt Österreichs tagte, schloß einen ganz neuen „Hauptvertrag", der den inzwischen fühlbar gewordenen Bedürfnissen der Zeit entsprach, sowie eine Anzahl erweiterter Nebenabkommen. Die letzteren betrafen den Austausch von Wertbriefen und Wertkästchen, von Postanweisungen und Postaufträgen, von Paketen und Zeitungsabonnements. Die Wiener Beratungen bauten durch ihre postalischen Ergebnisse und durch den Eintritt der australischen Verwaltungen den Verein nach innen wie nach außen nahezu aus. Jung hatte vollkommen recht, die Mitgliedschaft Australiens als ein hochwichtiges Ereignis zu feiern. „Ist es doch der fünfte, der letzte Weltteil, welcher sich eingliedert in das Band postalischer Weisheit! Für Australien selbst aber bedeutet der Tag des Beitritts das Geburtsfest neuzeitlichen Verkehrs und für die schaffende Kraft im Weltverkehr den Ausgangspunkt kräftig einsetzender Entwicklung. Mit der Erleichterung der Verkehrsbedingungen unter der Ägide des Weltpostvereins wird uns Australien ein großes Stück näher gerückt werden."

Der Austausch von Postkarten mit Antwort innerhalb des Vereins war manchen geographischen Beschränkungen unterworfen. Der Wiener Kongreß machte diesen ein Ende, so daß seither sämtliche Vertragsländer solche internationale Doppelpostkarten ausgeben müssen. Auch die Zulassung von unfrankierten Postkarten zur Beförderung wurde beschlossen, und zwar ist das Strafporto dasselbe wie für unfrankierte Briefe. Dieses Abkommen spricht für die immer größere Beliebtheit dieses modernen Briefersatzes, eine Beliebtheit, die sich ziffernmäßig dahin nachweisen läßt, daß zwischen 1875 und 1903 die Jahresbeförderung von Postkarten im gesamten Weltverkehr um 1407 Prozent (von 310 auf 4670 Millionen) stieg; 1910 betrug sie rund 6300 Millionen. Ein gut Stück dieses ungeheuren Aufschwungs ist auf Rechnung des modernen Bilderkartensports zu setzen.

In Wien wurden die zulässigen Maßverhältnisse der Muster- (Warenproben) Paketchen auf ungefähr das doppelte ausgedehnt und für Drucksachen verschiedene Erleichterungen hinsichtlich handschriftlicher Zusätze geschaffen, ein Umstand von großem Nutzen für die Handelswelt und den allgemeinen Verkehr. Hauptsächlich infolge der Billigkeit und der auch ohnehin schon ziemlich günstigen Verhandlungsbedingungen dieser wichtigen Behelfe von Handel und Industrie (Muster und Drucksachen) konnte in den 28 Jahren von 1875 bis einschließlich 1903 deren im Weltverkehr versandte Anzahl von 1570 auf 10376 Millionen (einschließlich der Geschäftspapiere), also um 561 Prozent, steigen, 1910 sogar auf ca. 18 Milliarden.

Von den bezüglich der „rekommandierten" oder „eingeschriebenen" Sendungen in Wien getroffenen Neuerungen verdient besondere Erwähnung, daß jetzt zwischen

den betreffenden Ländern Einschreibebriefe mit Nachnahme (bis 500 Franks, 400 Mark, 400 Kronen) ausgetauscht werden dürfen, wobei der Betrag dem Absender durch Postanweisung von amtswegen eingeschickt wird, sowie daß solche Einschreibebriefe, die trotz des für rekommandierte Sendungen im Weltpostverkehr herrschenden Frankozwanges nicht oder ungenügend frankiert abgehen, nicht zurückgehalten werden; die Post folgt solche Briefe ohne Strafporto aus und treibt dieses beim Absender ein.

Hinsichtlich der unbestellbaren Postsachen galt früher eine Lagerzeit von sechs Monaten; in Wien wurde diese für nicht überseeische Länder erfreulicherweise auf zwei Monate herabgesetzt. Bedenkt man, daß im internationalen Postverkehr jährlich rund 10 Millionen unbestellbarer Briefsendungen vorkommen und daß die rasche Rückkunft im Interesse der Absender liegt, überdies oft den Zweck einer wirklichen Antwort erfüllt, so muß diese Neuerung als eine sehr wertvolle begrüßt werden. (Nebenbei: auf der ganzen Erde gibt's jetzt jährlich 63—64 Millionen unbestellbare Postsendungen!!)

Was die Wertsendungen betrifft, so sind einmal die Versicherungsgebühren erheblich ermäßigt worden und dann wurde eine ganz neue, zwischen Brief und Paket stehende Sendungsgattung geschaffen: die „Wertkästchen" (boites à valeur) behufs Verschickung von Juwelierwaren. Auch dürfen jetzt Wertbriefe und Wertkästchen mit Nachnahme (bis 500 Franks) belastet und als „Eilsendungen" versandt werden. Ferner hat der Absender das Recht, ein abgeschicktes Wertstück und ebenso eine Postanweisung, solange sie nicht zugestellt sind, gänzlich zurückzuziehen oder einem anderen als dem ursprünglichen Adressaten zustellen zu lassen, eine neue Anerkennung des Grundsatzes, daß Postsachen, bevor sie in die Hände des Adressaten gelangt sind, als Eigentum des Absenders zu gelten haben.

Nicht minder wichtige Änderungen traf der Wiener Kongreß im Postanweisungsdienst. Vor allem wurde — mit glücklicher Überwindung der Währungsschwierigkeiten — sowohl die unentgeltliche Nachsendung als auch die Eilbestellung der internationalen Postanweisungen zugelassen. Endlich wurden die Mindestgebühren auf die Hälfte herabgesetzt und dadurch die bisher verhältnismäßig kostspielige Versendung von Beträgen bis 25 Franks bedeutend erleichtert. Der Anweisungsverkehr ist infolgedessen beträchtlich angewachsen; war er schon zwischen 1875 und 1889 um 200 Prozent (von 5 auf 15 Millionen Stück) gestiegen, so betrug die Zunahme seither bis zum Jahre 1903 im internationalen Verkehr 36 Millionen Stück. Auf der ganzen Erde wurden 1910 ca. 800 Millionen Postanweisungen befördert im Werte von mehr als 50 Milliarden Franks.

Wir gelangen nun zum internationalen Paketverkehr. Auf dem Pariser Kongreß (1878) scheiterte der Antrag der deutschen Postverwaltung auf Zulassung und einheitliche Behandlung von Paketen bis zu 3 Kilogramm an der Weigerung der Länder, welche damals überhaupt keine „Fahrpost" hatten. Aber schon auf

der Pariser Konferenz (1880) kam zwischen einer größeren Anzahl von Staaten ein bezüglicher Vertrag zustande, der die Größe der Pakete mit 20 Kubikdezimeter begrenzte. Da sich die Sache bewährte, traten in Lissabon und Wien andere Länder dem Abkommen bei, während dieses gleichzeitig auch nach innen ausgestaltet wurde. Jetzt erscheint der Umfang auf das dreifache, das Gewicht von 3 auf 5 Kilogramm erhöht, ohne daß die Portosätze (50 Zent. für jedes beteiligte Land) sich geändert hätten. Weiter sind zulässig: sperrige Pakete, Nachnahme bis 500 Franks, Zurückziehung bezw. Adreßänderung wie bei Einschreibsendungen usw., Eilbestellung, endlich Entrichtung der Zollgebühren durch den Absender, falls dieser es wünscht. Die radikalen Bestimmungen ließen einen ungeheuren Aufschwung des Weltpaketverkehrs erwarten. Tatsächlich hob sich dieser, der schon von 1880 bis 1889 von 110 auf 260 Millionen und 1895 auf 330 Millionen Stück im Werte von 13 Milliarden Franks gestiegen, im Jahre 1903 auf 529 Millionen Stück mit einem angegebenen Werte von 19 Milliarden Franks. 1910 zirkulierten im Weltverkehr 573 Millionen gewöhnliche Pakete, sowie 770 Millionen Pakete, Kästchen und Briefe mit Wertangabe von ca. 86 Milliarden Franks. Die Zahl der Paketvertragsländer — in Paris 17, in Lissabon 28 — stieg in Wien auf 34.

Von ganz besonderer Tragweite ist die in Wien vollzogene Reform des internationalen Postauftragswesens. Seither dürfen auch Zinskupons, Dividendenscheine und abgelaufene Wertpapiere eingezogen werden; die Lagerzeit ist von zwei Tagen auf sieben verlängert; dem Absender steht es frei, den Auftrag für den Verweigerungsfall an eine vorher zu bezeichnende zweite Person weitergeben zu lassen; die Nachsendung innerhalb des Bestimmungslandes erfolgt kostenfrei. So erwachsen dem Absender größere Sicherheiten dem Schuldner gegenüber. Das Wiener Abkommen wurde von 18 Staaten unterschrieben, während sich dem Lissaboner bloß 10 angeschlossen hatten.

Schließlich ist noch die ganz neue Vereinbarung bezüglich der Vermittlung des gegenseitigen Zeitungsbezugs hervorzuheben, welcher auf dem Wiener Kongreß bereits 19 Länder beitraten: Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Bulgarien, die Schweiz, die Türkei, Ägypten, Portugal samt seinen Kolonien, Brasilien, Persien, Rumänien, Luxemburg, Kolumbien, Liberia und Uruguay. Hinsichtlich der wichtigsten Punkte dieses Abonnements-Abkommens geben wir Herrn Jung das Wort: „1. Die Postverwaltungen . . . . nehmen Bestellungen auf die in diesen Ländern erscheinenden oder durch dieselben beziehbaren Zeitungen und periodischen Zeitschriften an. 2. Der internationale Zeitungsdienst vollzieht sich durch Vermittlung sogenannter Auswechslungs-Postanstalten. 3. Jede Postverwaltung setzt die Preise fest, zu welchen sie den anderen Verwaltungen . . . abgibt. Diese Preise dürfen aber nicht höher sein als diejenigen, welche von den inländischen Zeitungsbeziehern zu entrichten sind. (Dazu treten noch die Zustellungs- und die etwaigen Stempelgebühren.)"

Mit Recht hat Herr v. Stephan in der letzten Sitzung des Wiener Kongresses den Ausspruch getan: „Der Berner Kongreß hat unser Werk gegründet und das Gebäude errichtet, der Pariser hat es erweitert, der Lissaboner hat es gefestigt, der Wiener hat es vollendet und gekrönt." Immerhin blieb noch mancher Bau- und Eckstein einzufügen, eine Arbeit, die zunächst dem Washingtoner Kongreß (Mai—Juni 1897) vorbehalten blieb und die dieser zwar auch noch nicht vollständig, wohl aber in recht ergiebiger Weise leistete. Die wichtigsten Neuerungen, welche aus seinen Beratungen hervorgingen und am 1. Januar 1899 ins Leben traten, sind, kurz zusammengefaßt, folgende:

Unfrankierte Postkarten, die früher als Briefe tariert wurden, werden nur mit Porto im Betrage der doppelten Frankotaxe für Postkarten belegt. In bezug auf die äußere Beschaffenheit der Postkarten wurde bestimmt, daß Abbildungen, die bisher nur auf der Rückseite der Karten zulässig waren, auch auf der Adreßseite angebracht werden dürfen.

Das zulässige Höchstgewicht der Warenproben — bisher im allgemeinen 250 Gramm und nur ausnahmsweise zwischen einzelnen Ländern auf 350 Gramm erhöht — wurde allgemein auf 350 Gramm festgesetzt. Warenprobesendungen mit Flüssigkeiten, Fett- und Farbstoffen und lebenden Bienen, die bisher von vielen Weltpostvereinsländern nicht zur Versendung zugelassen wurden, sind im gesamten Vereinsverkehre zulässig. Ferner wurde die Begünstigung des Warenprobentarifs naturwissenschaftlichen Gegenständen (präparierte Insekten, Pflanzen, Mineralien), die entsprechend verpackt sind und deren Versendung nicht zu Handelszwecken erfolgt, zugestanden.

Zur Versendung als Drucksachen wurden Albums mit Photographien und mechanische Vervielfältigungen von mittels Schreibmaschine hergestellten Schriftstücken (die letzteren nur, wenn gleichzeitig mindestens zwanzig vollkommen gleichlautende Exemplare am Postschalter aufgegeben werden) zugelassen. Bezüglich der handschriftlichen Zusätze und Änderungen, welche auf Drucksachen angebracht werden dürfen, wurde neu bestimmt, daß auf Visitenkarten Glückwünsche u. dgl. bis zu fünf Worten, wie auf Weihnachts- und Neujahrskarten handschriftliche Widmungen zugelassen sein sollen. Bei Zeitungsausschnitten darf Titel, Datum, Nummer und Adresse der Zeitung, aus welcher der Ausschnitt entnommen ist, handschriftlich beigesetzt werden.

Der zulässige Höchstbetrag der Nachnahmebelastung auf eingeschriebene Briefsendungen wurde von 500 auf 1000 Franks erhöht. Das gleiche gilt für Nachnahmen auf Briefe und Kästchen mit Wertangabe.

Im Postanweisungsverkehr wurde als allgemeine Regel die Erhöhung des Maximalbetrages der Postanweisungen von 500 auf 1000 Franks angenommen. Die Gebühr, die bisher einheitlich auf 25 Zentimes für je 25 Franks festgesetzt war, wird dahin ermäßigt, daß bei Beträgen über 100 Franks die Gebühr von 25 Zentimes für 50 Franks ausreichen soll. Telegraphische Postanweisungen können

so wie die gewöhnlichen dem Empfänger nach den Bestimmungsländern nachgeschickt werden.

Im Postpaketverkehre stand es bislang jedem Lande frei, nur Pakete bis zum Gewicht von 3 Kilogramm zuzulassen. Nunmehr ist die Gewichtsgrenze allgemein auf 5 Kilogramm festgesetzt worden. Auch erhielten die Postverwaltungen der am Postpaketverkehre teilnehmenden Länder das Recht, im Wege besonderer Vereinbarung Postpakete über 5 Kilogramm bei entsprechender Erhöhung der Gebührensätze und Ausdehnung der Grenzen der Verantwortlichkeit zuzulassen. Die Bestimmungen über die Postpakete, welche als Sperrgüter zu behandeln sind und demgemäß einer höheren Taxe unterliegen, sind mehrfach gemildert worden. Insbesondere wurde festgesetzt, daß Sendungen mit Regenschirmen, Stöcken, Plänen, Karten, welche die Länge von 1 m und den Durchmesser von 20 cm nicht überschreiten, nicht als Sperrgut zu behandeln sind.

Hinsichtlich der internationalen Postaufträge wurde die Zulassung von Zinskupons und gezogenen Wertpapieren zur Einkassierung als allgemeine Regel aufgestellt, während die Übernahme von Wechselprotestierungen und der gerichtlichen Eintreibung der Forderungen der beliebigen Abmachung zwischen den einzelnen Verwaltungen vorbehalten bleibt.

Der Größe des Vereins und der Trefflichkeit seiner Einrichtungen angemessen sind die Vorteile, die er der Gesamtheit wie dem Einzelnen bietet, und die Ziffern seines Umsatzes. In dieser Beziehung mögen hier einige Daten folgen. 1910 wurde im Gesamtverkehr in runden Ziffern ausgetauscht: 20000 Millionen Briefe, 6300 Millionen Postkarten, 18000 Millionen Drucksachen, Geschäftspapiere, Zeitungsnummern und Warenproben, 573 Millionen Pakete ohne Wert, 800 Millionen Postanweisungen (50 Milliarden Franks), 770 Millionen Wertbriefe, -Pakete und -Kästchen (86 Milliarden Franks). Gesamtverkehr im Weltpostverein weit über 40 Milliarden Stück (1873 erst 3300 Millionen, 1898: 15020 Millionen). Die Postanstalten der ganzen Erde haben sich von 1889 bis 1910 von 35443 auf ca. 300000 vermehrt, deren Personal sich auf ca. $1^1/_2$ Millionen Köpfe belief, und der Betrag des auf den verschiedensten Sendungen deklarierten Wertes hat die Jahreshöhe von 140 Milliarden Franks überschritten.

Zur Bewältigung einer solchen Hochflut hat sich selbstverständlich eine Vermehrung der Postverbindungen und eine gewaltige Erweiterung aller Einrichtungen als notwendig erwiesen. Hierher gehören u. a. die den Gipfel des bisherigen postalischen Kulturfortschritts bezeichnenden „schwimmenden Postämter", die zwischen Deutschland (Hamburg, Bremen) und Nordamerika (Neuyork) verkehren. Diese an Bord der reichsdeutschen Postdampfer des Norddeutschen Lloyds und der Hamburg-Amerika-Linie eingerichteten Büros bearbeiten die Post während der Fahrt, fertigen direkte Kartenschlüsse auf größere Orte und die wichtigsten Bahnposten ab, und bewirken dadurch eine nicht geringe Beschleunigung des Dienstes. Aus je zwei deutschen und ein bis zwei amerikanischen Beamten bestehend, gilt das

Schiffspostamt auf dem Wege nach Neuyork als eine deutsche, auf dem Wege nach Deutschland als eine amerikanische Anstalt. Das Hauptergebnis dieser echt modernen Reform ist, daß die Zustellung der Sendungen um 6 bis 24 Stunden früher erfolgt; überdies sind die Bahnposten von ihrer Überlastung befreit; auch können die Reisenden an Bord Postsachen und Telegramme aufgeben und empfangen, wobei nötigenfalls die angelaufenen Hafenstationen mit herangezogen werden.

Die vergleichende Weltpost-Statistik für das Jahr 1910, herausgegeben 1912 vom Internationalen Büro des Weltpostvereins, enthält Angaben über 95 Länder; China ist nicht darunter. In bezug auf die Dichtigkeit des Postnetzes nehmen in der Weltpost-Statistik für 1910 Gibraltar und Macao die ersten Stellen ein, wo eine Postanstalt bereits auf je 5 bezw. 6 Quadratkilometer kommt. Unter den übrigen Ländern steht nach wie vor die Schweiz mit einer Postanstalt auf je $10^1/_2$ Quadratkilometer voran; es folgen Deutschland und Großbritannien mit einer Postanstalt auf je $13^1/_4$ und $13^1/_2$ Quadratkilometer; weiter (die eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Zahl der Quadratkilometer) Belgien (19,2), die Niederlande (22,1), Luxemburg (22,6), Portugal (22,9), Martinique (25,3), Italien (26,2), Österreich (31,7), Serbien ($31^4/_5$), Dänemark ($37^1/_5$) und Frankreich ($40^4/_5$).

Die Vereinigten Staaten von Amerika, die mehr Postanstalten haben als Deutschland und England zusammen, stehen in bezug auf die Dichtigkeit des Postnetzes weit hinter den genannten anderen Ländern zurück, denn sie haben erst auf je 161 Quadratkilometer eine Postanstalt. Weit zurück stehen ferner namentlich Rußland und die Türkei (eine Postanstalt auf je 1474,3 und 3215,4 Quadratkilometer); und an letzter Stelle folgt schließlich Abessinien, wo jede Postanstalt ein Gebiet von 111750 Quadratkilometer, d. h. ein Gebiet, das um 7000 Quadratkilometer größer ist als Belgien, Holland und die Schweiz zusammengerechnet, zu bedienen hat.

Die meisten Briefkasten im Vergleiche zur Größe des Landes haben Deutschland und die Schweiz aufzuweisen. Das Postpersonal ist am größten in Deutschland (305427 Köpfe); es schließen sich an die Vereinigten Staaten von Amerika (259796 Köpfe), England (212814 Köpfe), Frankreich (109191 Köpfe), Britisch-Indien (92163 Köpfe), Rußland (89800 Köpfe) und Japan (73068 Köpfe).

Die Zahl der Briefpostsendungen des inneren Verkehrs hat in den Vereinigten Staaten im Jahre 1910 ca. 15 Milliarden Stück betragen. Diese Zahl wird von Deutschland, wo fast 5,7 und Großbritannien, wo nahezu 5 Milliarden Briefsendungen durch die Post befördert worden sind, bei weitem nicht erreicht. An fünfter Stelle steht Japan mit weit über $1^1/_2$ Milliarden. Im Postkartenverkehr steht Deutschland mit 1,55 Milliarden Postkarten weit voran. An zweiter Stelle steht Japan mit 894,4 Millionen.

Der Drucksachenverkehr ist am lebhaftesten in den Vereinigten Staaten von

Amerika, wo die Post im Jahre 1910 über 6 Milliarden Drucksachen befördert hat. Deutschland kommt an dritter Stelle mit 1,44 Milliarde, wobei allerdings die abonnierten Zeitungen nicht einbegriffen sind. Den stärksten Briefpostverkehr mit dem Auslande hat Deutschland. Der interne Paketverkehr hat in Deutschland im Jahre 1910: 259 Millionen Sendungen betragen. Es folgen England mit 116$^3/_4$, Frankreich mit 53$^1/_2$, Österreich mit 49,2 und die Schweiz mit 28,3 Millionen Paketen. Besonders auffallend ist das Übergewicht Deutschlands beim Postanweisungsverkehr, dessen Gesamtbetrag 12$^1/_7$ Milliarden Franks beträgt (außerdem fast 16 Milliarden Franks im Postscheck-, Zahlkarten- und Postauftragsverkehr), und ebenso groß ist wie der Postanweisungsverkehr der Vereinigten Staaten, Englands, Frankreichs, Österreichs, Ungarns und der Schweiz zusammengenommen. Die höchsten Posteinnahmen und Postausgaben weisen die Vereinigten Staaten von Amerika auf, nämlich 1161$^1/_4$ Millionen Fr. Einnahmen und 1192 Millionen Fr. Ausgaben. Es folgt Deutschland mit 1106$^1/_2$ und 889,089 Millionen Fr. (= Überschuß ca. 117 Mill. Fr.)

Von hohem Wert erweist sich das seit 1. September 1892 bestehende Clearingamt des Berner Weltpostbüros. Obwohl ihm nur 12 Länder angehören (Deutschland, Frankreich, Österreich, Ungarn, Rußland, Großbritannien, Belgien, Holland Schweden, Norwegen, Rumänien, Ägypten), betrug im Jahre 1908 der Umsatz bereits 82$^1/_2$ Millionen, der Saldo 48$^3/_4$ Millionen gegen 43$^1/_2$ (25$^3/_4$) Millionen anno 1900.

Bedenkt man die erstaunliche Entwicklung, die das Postwesen seit dem Auftreten Rowland Hills und noch mehr seit demjenigen v. Stephans erfahren hat, so drängt sich mit zwingender Gewalt der Gedanke auf, daß im Schoße der Zukunft noch gar manches verborgen ist, was dieser Entwicklung einen ungeheuren Aufschwung geben wird. Hierfür bürgen die vielen kleinen Reformen, welche ohne Unterlaß eingeführt werden, ferner die stetigen Fortschritte in der Ausgestaltung der Verkehrsmittel und des Tätigkeitsgebiets der Post, endlich die großen, weittragenden Neuerungen, die von vielen Seiten vorgeschlagen werden und zum Teil Aussicht auf Verwirklichung in absehbarer Zeit haben, wie z. B. das vom englischen Parlamentarier Henniker Heaton seit vielen Jahren unermüdlich verfochtene Welt-Pennyporto, mit welchem seit Neujahr 1899 durch Einführung des Pennyportos innerhalb des riesigen britischen Weltreichs und seit 1908 durch Einführung des Pennyportos zwischen England und den Vereinigten Staaten, sowie des Zehnpfennigportos zwischen diesen und Deutschland im Schiffsverkehr schon der Anfang gemacht ist.

Das Welt-Pennyporto wird möglicherweise schon vom nächsten Kongreß angenommen werden, der am 10. September 1914 in Madrid zusammentreten wird. Der sechste Weltpostkongreß, der vom 7. April bis 26. Mai 1906 in Rom tagte und auf welchem, nebenbei bemerkt, Äthiopien seinen Beitritt zum Weltpostverein erklärte, beschloß inzwischen eine lange

Reihe von Neuerungen, die zum Teil von großer Tragweite sind. Obenan stehen: Die Erhöhung des Gewichts eines „einfachen" Briefes von 15 auf 20 Gramm, die Ermäßigung des Weltportos für jede weiteren 20 Gramm von 25 auf 15 Zentimes (so daß z. B. ein Brief von 40 Gramm nicht mehr 75, sondern nur 40 Zent kosten wird) und die Schaffung einer internationalen Antwortbriefmarke. Die Einführung der letzteren ist vorläufig fakultativ, doch führte schon im ersten Jahre die größere Hälfte der Vereinsmitglieder die Reform ein und es wird von ihr ein recht umfassender Gebrauch gemacht. Der Vorgang erfolgt so. Das Berner internationale Postbüro stellt Gutscheine im Nennwerte von 25 Zentimes her und liefert sie auf Verlangen den Einzelstaaten. Diese verkaufen sie an ihr Publikum mit einem Aufschlag von höchstens 3 Zent. Der Empfänger eines Briefes, dem ein solcher Antwortgutschein beiliegt, tauscht letzteren gegen ein Landeswertzeichen um, mit welchem er sein Antwortschreiben frankiert. Die eingelösten Gutscheine werden von Zeit zu Zeit dem Berner Büro eingesendet, das die Abrechnung zwischen den beteiligten Verwaltungen besorgt.

Auf dem römischen Kongreß wurden ferner u. a. die folgenden Reformen angenommen:

Erhebliche Ermäßigungen der Transitgebühren bei gleichzeitiger Neuregelung und Vereinfachung der Verrechnungen.

Das Recht der einzelnen Verwaltungen, den Höchstbetrag einer Nachnahme vom 1000 auf 500 Frank zu beschränken, wird aufgehoben.

Kriegsgefangene und Auskunftsstellen für Kriegsgefangene genießen Portofreiheit.

Praktische Änderungen im Versicherungswesen des Verkehrs in Wertkästchen und -briefen. Festsetzung der Höchstgebühr auf $^1/_4$ % des angegebenen Wertes.

Wertbriefe und -kästchen mit unzulässigem Inhalt werden dem Empfänger ausgehändigt, falls die Gesetzgebung des Bestimmungslandes dem nicht entgegensteht.

Bei Wertbriefen sind Adressenänderungen künftig unbeschränkt gestattet (jetzt nur bis 10000 Fr.).

Vereinfachung des Postanweisungstarifs bei gleichzeitigen beträchtlichen Ermäßigungen; so z. B. dürfen künftig für 25 Zent. 50 (bisher 25) Fr. geschickt werden.

Während bislang telegraphische Postanweisungen nur per Post nachgeschickt werden konnten, kann jetzt die Nachsendung auf Verlangen telegraphisch erfolgen; sogar gewöhnliche Postanweisungen werden auf Wunsch telegraphisch nachgesendet.

Dem Absender eines Postauftrages ist jetzt gestattet, die ganze Sendung oder einen Teil der dazugehörigen Wertpapiere zurückzuziehen oder unrichtige Angaben auf dem Postauftragsformular zu berichtigen.

Bei Postaufträgen treten abtrennbare Verrechnungsabschnitte an die Stelle der jetzigen besonderen Abrechnungszettel über die eingezogenen Gelder.

Das rasche Wachstum des Weltpostvereins hat dessen Schöpfer zu dem Ausspruch veranlaßt: „Man darf kühn behaupten, daß eine solche Einstimmigkeit der Regierungen der großen Mehrheit der Völker des Erdballs eine Tatsache ist, die in der Geschichte ohnegleichen dasteht." Und die Betrachtung der langen Reihe der vom Weltpostverein ins Leben gerufenen Verkehrserleichterungen führt zur Erkenntnis, daß, wie „Veredarius" bemerkt, „die Geschichte des Verkehrswesens nirgends eine Epoche aufzuweisen hat, die den neuesten, in eine so kurze Spanne Zeit fallenden Errungenschaften auch nur annähernd Ähnliches gegenüberzustellen hätte."

Die unablässige Zunahme des Umfanges der postalischen Leistungen ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie üppig ist die Hillsche und v. Stephansche Saat in Halme geschossen! Das allseitige Streben, die Dienste der Post immer vollkommener und billiger zu gestalten, ist von unberechenbarem Segen in wirtschaftlicher, geistiger und sittlicher Beziehung. Das moderne Postwesen gehört zu den besten Mitteln der Förderung von „Bildung, Wohlstand und Freiheit für alle."

Oberlehrer Dr. Erich Merten: Napoleon auf Elba — 1813 und 1814.

Rede, gehalten zu Großherzogs Geburtstag, 10. 6. 1913, in der Aula des Großh. Wilhelm-Ernst-Gymnasiums zu Weimar.

Wir leben in einer jubiläumsfrohen Zeit: wieviele Tage dieses Jahres beleben die Erinnerung an die Heldenzeit unserer Vorfahren, die — ohne Überhebung, mit ruhiger Würde — sich mit den Helden jedweden Zeitalters und jedweden Volkes getrost messen dürfen. — 1915 wird der 100. Geburtstag Otto v. Bismarcks zugleich auch die Erinnerung lebendig werden lassen an jenen anderen 1. April, an dem vor genau einem halben Jahrtausend die Hohenzollern tatsächlichen Besitz ergriffen haben von der Mark Brandenburg, die Stamm und Kern werden sollte des Staates, dem wir, schließlich durch das Lebenswerk Otto v. Bismarcks, die Größe und die Macht des Vaterlandes verdanken. —

1917 wird der 400. Gedenktag der deutschen Gewissensbefreiung durch den armen Thüringer Bergmannssohn — sich verbinden mit dem Andenken an jenes hoffnungsreiche, schwärmerisch-stürmische Wartburgfest von 1817, — die Großtat der akademischen Jugend, vornehmlich unserer Nachbarstadt, die gleichermaßen den Staat ehrt wie den Herrscher, der es gewagt hat, dem allgewaltigen Manne in Wien zu trotzen, dessen Name gefürchtet und gehaßt war,

verwünscht und verflucht, allenthalben, wo es in den 39 Vaterländern, die den ohnmächtigen deutschen Bund ausmachten, noch eine begeisterungsfähige Jugend gab, die sich den fröhlichen Glauben an die Einheit, Kraft und Herrlichkeit des endlich befreiten Vaterlandes nicht aus dem Herzen reißen lassen wollte, den fröhlichen Glauben an die Sonne der Ideale von 1813: — Ehre, Freiheit, Vaterland! —

So groß und so reich ist unsere vaterländische — und insbesondere unsere heimatliche Geschichte, und es ist eine treffliche Sitte, einer jeden nachwachsenden Jugend an hohen Festtagen ein Stück davon zu bringen. — Und doch — die Ehrlichkeit gebietet es zu sagen: wer die deutsche Geschichte, wie sie wirklich war, auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß nur zu oft das edelste Wollen und Streben der Besten durch beschränkten Neid und gleisnerische Untreue, giftige Eifersucht und rachsüchtige Bosheit, schnöden Verrat und gemeine Habsucht vereitelt worden ist, und so beschämend es ist, selbst 1813 ist durchaus nicht frei davon gewesen!

Für heute aber fort mit den Schatten: aufwärts die Herzen, aufwärts den Blick: wir loben und preisen die Ordnung Gottes und seine herrlichen Werke, — wir nehmen es demütig hin, daß seine unerforschliche Weisheit die verheerenden — aber auch reinigenden Gewitterstürme der napoleonischen Zeit hat über unser geliebtes deutsches Vaterland dahinbrausen lassen, aber wir haben es ihm auch heute noch zu danken, daß seine unermeßliche Gnade und Barmherzigkeit dem armen und zertretenen Volke die rechten Männer erweckt hat, auf daß es zu seiner Zeit aus dem Hause der Knechtschaft erlöst würde. —

Gewiß wäre es verlockend, heute zurückzugreifen bis zur Schlacht von Jena, wo erst der friderizianische Stockwerkstaat, der zudem seit der zweiten und dritten Teilung Polens kaum noch deutsch genannt zu werden verdiente, erst in Trümmer geschlagen werden mußte, damit das neue Preußen erstünde durch die hingebende Arbeit der Stein und Hardenberg, Fichte und Jahn, Gneisenau und Scharnhorst, — und dann die Wirklichkeit vorzuführen jenes gewaltigen, jenes heiligen Krieges, den die unbändige Kraft des zum Höchsten und Letzten fähigen Volkes, mit dem unerschütterlichen Glauben an Gottes Allmacht und Gerechtigkeit im Herzen, aber auch mit wilder Wut, Ingrimm und Rachedurst durchgekämpft hat; ungeschminkt müßte dann aber auch das Erbärmliche banaler Alltäglichkeit neben das Erhabene, die naive Eigensucht neben den Opfermut, der kleinmütige Zweifel neben den Glauben, knechtische Kriecherei neben den Nationalstolz treten. —

Gewiß wäre es anziehend, heute auch von dem geistigen Aufschwung zu reden, von den Dichtern der Zorn- und Kampfeslieder, bei denen noch heute das Herz höher schwillt, und weiter vom Reichsfreiherrn vom Stein, dieser Heldenseele, zu dessen wahrlich nicht geringsten Verdiensten gehört, daß er mitten in den Kriegsnöten noch Zeit und Kraft fand, den Plan durchzuberaten, die Geschichts-

quellen der deutschen Vorzeit zu erschließen. Das würde dann hinüberführen zu einer Würdigung jener dichterischen und literarischen Bewegung, die in der Entdeckung, Belebung und Verherrlichung der deutschen Vergangenheit in Geschichte und Sprache so Großes geleistet hat, deren Meister und Jünger schwärmten in blütenduftberauschender, „mondbeglänzter Zaubernacht", — der deutschen Romantik. Klarzustellen wäre dann auch, wie der Große von Weimar, trotz seiner morgenländischen Studien, deren Früchte wir im west=östlichen Diwan genießen, trotz seiner Bewunderung und Verehrung Napoleons, den er seit der Erfurter Begegnung sich kongenial fühlte, trotz seiner äußeren Zurückhaltung — entgegen der gewöhnlichen Meinung sei es betont — im weiteren Verlaufe der Freiheitskriege unter schweren, seelischen Kämpfen sehr wohl inneren und dann auch begeisterten Anteil genommen hat. — Ihm gegenüber, aber doch verschiedene Stufen tiefer, müßte seinen Platz finden einer der leidenschaftlichsten Politiker, die je die deutsche Sprache gemeistert haben, Johann Josef Görres, der mit der zündenden Kraft seiner genialen Beredsamkeit, aber auch mit der dämonischen Glut seiner faszinierenden Rhetorik den Kaiser Napoleon vor seiner Abfahrt nach Elba sich mit giftigem Hohne über die verfahrenen Verhältnisse Deutschlands Luft machen läßt. —

Gewiß wäre es reizvoll, heute von der französischen Unterdrückung und Aussaugung, den unaufhörlichen Kriegskontributionen zu reden, die große Teile unseres Vaterlandes und breite Schichten seiner Bevölkerung fast an den Bettelstab gebracht haben, von der Entwertung des Geldes und der Ärmlichkeit der Lebenshaltung, und weiter, wie Jahrzehnte lang Staaten und Gemeinden, auch bei uns hier in Thüringen, haben allmählich die Kriegslasten abtragen müssen, wie der Wohlstand selbst, oder vielmehr gerade der arg geplagten Hansastädte sich nur sehr langsam wieder gehoben hat, und wie die Dürftigkeit des vielgerühmten Biedermeierstils ja doch nur der künstlerische Ausdruck der allgemeinen, materiellen Not gewesen ist. —

Gewiß geziemte es sich auch, heute von den Geschicken Thüringens zu erzählen, wie rücksichtslos die Menschenkräfte im Dienste Napoleons ausgenutzt worden waren, wie von einem ganzen Bataillon fürstlich reußischer Rheinbundtruppen, das 400 Mann stark nach Spanien ausgerückt war, gerade noch ganze 7 Mann die Heimat wiedersahen, und auch diese gebrochen an Leib und Seele*).

Gewiß wäre es interessant, aufzuzeigen, wie stark wir noch heute in beträchtlichen Stücken der napoleonischen Zeitgeschichte unter der Autorität der bonapartistischen Legende stehen, wie er sie z. T. selbst auf Elba und St. Helena, zu seiner Rechtfertigung und zur späteren Belehrung seines Sohnes, des Königs von Rom, diktiert hat. Nur ein Beispiel, aus 1812: Weder der Pyrrhossieg von Borodino,

*) Vgl. das packende Gedicht von Otto Anthes: „Gera 1811".

noch die äußerst klug hinhaltende Politik des Petersburger Kabinettes, weder der Brand von Moskau, noch die Schreckenstage an der Beresina, auch nicht der angeblich über alles Erwarten schwer hereinbrechende russische Winter sind das eigentlich Entscheidende bei der Vereitelung von Napoleons Plänen, sondern vielmehr die bei Witebsk verpaßte Möglichkeit zu schlagen, die ganz unerwartet im August um sich greifenden Seuchen, an denen einmal innerhalb dreier Tage an die Hunderttausend Pferde verendeten, und die vielfach verschleierte Tatsache, daß Napoleon, der mit 363 000 Mann den Niemen überschritten hatte, mit nur noch kaum 95 000 in Moskau ankam. Man darf nun nicht etwa sagen, Napoleons militärisches und organisatorisches Genie habe versagt, im Gegenteil! — vielmehr ist der Feldzug schon Ende August verloren gewesen; nur konnte und durfte der Gebieter der Welt es nicht zugeben, daß er schon verspielt hatte, bevor der Krieg als solcher überhaupt nur richtig begonnen hatte. — Nun wieder zu 1813!

Gewiß wäre es verlockend, all das Treibende und Gärende, das Bitterernste und doch hingebend Freudige, all das Herrliche, das, gleichermaßen riesenhaft im Wagen, und riesenhaft im Vollbringen, als etwas Übermenschliches dauernd vor den Augen der Jugend stehen bleiben soll, — gewiß wäre es verlockend, „Leier und Schwert" und all die geistigen und kulturellen Bestrebungen jenes Völkerfrühlings als eine unteilbare Einheit heute im Vollbilde darzustellen; jedoch wird im weiteren Verlaufe dieses Jahres noch mindestens einmal dazu Gelegenheit sein.

Vielmehr wollen wir heute den besiegten, den gestürzten Napoleon begleiten und ihm folgen nach jener kleinen italienischen Insel, die ihm die Uneinigkeit der Großmächte (England wollte ihn schon damals auf St. Helena unschädlich machen) als Besitz und selbständiges Fürstentum zuwies, nach Elba! —

Zuerst besteigen wir den höchsten Berg der Insel und betrachten aus der Vogelschau Napoleons Miniaturreich, dann hören wir von seiner Ankunft und seinem Regierungsantritte, darauf beobachten wir ihn an einem typischen Arbeitstage, und zuletzt wollen wir bei seiner Abfahrt zugegen sein.

Die Sonne des 1. Oktober — es war im vorigen Jahre — brannte schon in den ersten Vormittagstunden mit südlicher Kraft hernieder, als ich die im frühen Mittelalter gegen Barbareskenüberfälle aufgeführten Mauern des einsamen Bergdorfes Marciana verließ und durch Kastanienwälder dem Gipfel zustrebte. Am Spätnachmittage des vorigen Tages war ich zu dem weltabgeschiedenen Bergdorfe hinaufgestiegen, das in etwa $^1/_3$ Höhe des Berges liegt und von Weinbergen und Edelkastanien eingerahmt trutzig auf das weite Meer nach Norden schaut. Ein Gasthaus gab es nicht; der Bürgermeister nahm den Fremden mit der entzückenden gentilezza auf (das Wort ist unübersetzbar), die auch den einfachen Mann abseits der großen Verkehrswege auszeichnet. Die

Honoratioren fanden sich abends bei dem goldgelben, aromatischen Wein von Capoliveri und dem schweren, schwarzen, vollmundigen von Aleatico zusammen und waren höchlichst erstaunt, zu hören, daß wir Deutschen auch Christen seien, und daß auch bei uns Nordländern sogar — die Sonne scheint! — Auf Zickzackwegen geht's durch steile Geröllhalden den Berg hinauf; endlich ist der scharfgezackte Gipfel des Monte Capanne erreicht. Von oben, über tausend Meter hoch, ein Vollbild verschwenderischester Fülle südländischer Pracht und Schönheit! Fast die ganze Insel liegt wie ein Relief zu Füßen: nach Süden und Westen stürzen die Felsen teilweise fast senkrecht zum Meere ab; nach Osten das breite Mittelstück der Insel, ein reich gegliedertes Hügelland, größtenteils mit schwerduftenden Macchien, der typischen Mittelmeerflora, bedeckt; am Meere leuchten hin und wieder weiße Dörfchen auf. Weiterhin in einer Entfernung von 20 Kilometern Luftlinie an der Nordseite der in herrlichem Halbrund geschwungene Golf der Hauptstadt Portoferraio, beherrscht von zwei hochragenden Festungen; der Name „Eisenhafen" wie die Anlage um 1550 eine Schöpfung von Cosimo de' Medici, dem ersten Großherzog von Toscana. Dahinter schließt östlich eine Gebirgsmauer mit einem vier Stunden langen, z. T. über 400 Meter hohen Kamme die Insel ab; dort hinten, auf der abgekehrten Seite, die nach dem Festlande blickt, liegen die unerschöpflichen Eisenbergwerke, die seit Etruskerzeiten allen Mittelmeervölkern den Besitz Elbas erstrebenswert gemacht haben. — Ringsum die strahlenden Wunder des südlichen Meeres, dessen Töne immer wieder neu und immer wieder anders sind: schwarz, purpurn, violett, tiefblau, stahlgrau, grünlichschillernd, weißaufschäumend. Eine berauschende Fernsicht voll Farbe und sonnigen Glanzes und Wechsel: im Westen — zum Greifen nahe — die riesige Steinbank von ganz Corsica, die Heimat Napoleons, fern im Osten verschwimmen die Linien des Apennin; dazwischen umspannt der Blick alle Inseln des Tyrrhenermeeres: das hochragende Capraia im Nordwesten, Monte Christo im Süden, und ganz nahe scheint wie ein langgestieltes Baumblatt auf dem Wasser zu schwimmen das kleine Pianosa, lateinisch Planasia, das aus dem Eingang von Tacitus' Annalen als Verbannungsort des Agrippa Postumus vielleicht schon den Primanern bekannt ist. Von da oben erscheint der große Dampfer des Norddeutschen Lloyd wie ein Käferlein, das lautlos auf seiner Straße von Genua nach Neapel vorbeikriecht. —

Auf dieser Insel Elba ist es gewesen, wo der abgesetzte Kaiser Napoleon vom 4. Mai 1814 bis zum 26. Februar 1815 als souveräner Fürst regiert hat. Klingt es nicht wie ein Märchen, daß die Großmächte dem Unersättlichen diese kleine Insel, die er selbst ein mäßiges Rittergut nennt, so nahe der italienischen und auch der französischen Küste angewiesen haben, damit er dort seine Tage beschließen sollte?!

Auf der Fahrt von Fontainebleau zum Mittelmeer war Napoleon in der königstreuen Provence in lebensgefährliche und entehrende Lagen geraten, in

denen er eine klägliche Figur machte. Kaum aber hatte er die Küste erreicht, da nahm er auch sofort den hochfahrenden Kommandoton wieder an. —

Am Abend des 3. Mai warf das englische Kriegsschiff „Undaunted" vor Portoferraio Anker. Das goldene Zeitalter Elbas begann. Der Kaiser — dieser Titel war ihm ausdrücklich belassen worden — ging abends nicht an Land; einer Deputation der Behörden versicherte er, daß er sich hinfort nur dem Glücke der Elbaner widmen wolle.

Am andern Vormittage wurde die neue kaiserlich-elbanische Flagge gehißt: drei goldene Bienen in weißem Felde, das von einem glühend roten Bande durchquert wird. Diese Flagge wurde tatsächlich bald im ganzen Mittelmeere mit Achtung behandelt. Kanonen und Evvivas begrüßten die neue Flagge, als der Kaiser auf geschmückter Barke sich dem Ufer näherte. Die heißblütigen Südländer tobten vor Begeisterung. Für den Einzug waren aus der ganzen Insel Gemeindevertreter — man verstehe es buchstäblich — zusammengetrommelt worden. Der Bürgermeister von Portoferraio sollte die Begrüßungsansprache halten, brachte aber kein Wort heraus, so daß der Kaiser ihm die Schlüssel zurückgab, da er sie in keine besseren Hände legen könne. Nun nahm ihn die Geistlichkeit unter einem Prozessionsbaldachin in die Mitte und in feierlichem Zuge ging's zwischen der präsentierenden Nationalgarde durch das dunkle, tiefe Hafen- und Festungstor über die beiden Plätze hinauf zu dem kleinen Dom. Hinter dem Kaiser die getreuen Generale Bertrand, der Oberhofmarschall, und Drouot, der Generalgouverneur der Insel wurde; dahinter die Kriegskommissare, der österreichische Feldmarschalleutnant Baron Koller und der englische Oberst Sir Neigh Campbell, der fortan dem Kaiser allenthalben folgte wie sein Schatten; weiter die gesamten Hofstaaten, Offiziere und Behörden. „Im Dome wurde ein „Te deum" gesungen; aller Augen waren auf den Kaiser gerichtet, der andächtig vor dem Altar kniete. Was mag da durch die Seele des sich mit ganzer Kraft beherrschenden Mannes gegangen sein? Konnte er einstimmen in den Dank gegen Gott, daß er ihn vom größten Throne Europas hierher geführt hatte?" —

Aus dem Dome ging's zum Rathaus, dem vorläufigen Palaste, wo Napoleon auf einem in der Eile mit Goldpapier beklebten Armsessel Platz nahm. Zum offiziellen Regierungsantritte wurden Proklamationen verlesen. Später folgte eine allgemeine Volksspeisung; bis tief in die warme Frühlingsnacht erklangen die Huldigungsrufe für Napoleon.

Wie hat sich nun dieser in seine neue Lage gefunden? Beobachten wir ihn an einem gewöhnlichen Arbeitstage! Er steht sehr früh auf, badet im Meere, macht einen tüchtigen Ritt, besieht dabei die neuen Bauten, Anpflanzungen und die noch heute bewunderungswürdigen Chausseen, frühstückt in Gesellschaft von Madame Mère und Schwester Pauline, Fürstin Borghese, die allein von der ganzen Familie seit August die Verbannung teilten, und nimmt die Meldungen

der Zivil- und Militärautoritäten entgegen. Der ruhelose Mann vertieft sich in die kleinste Einzelheit seiner kleinen Regierung; er hat auch hier seinen Staatsrat, in den auch mehrere angesehene Elbaner berufen wurden. Sein eigenes Haus verwaltete er bis ins Einzelne, wobei er in Geldsachen peinlichste Genauigkeit übte, zumal, da die französische Regierung die vertragsgemäße Jahresrente von 2 Millionen Franks nicht zahlte. Im Palaste, der heutigen Präfektur, war sein Arbeitskabinett genau wie in Paris eingerichtet; hier diktierte er in gewohnter Hast Befehle, Dekrete, Erlasse, Billette und Briefe. Ein dicker Band solcher Nichtigkeiten liegt gedruckt vor, einmal eine seitenlange Verfügung an den Hofgärtner, der doch vor dem offenen Fenster in Hörweite die Kieswege harkte. — Viel Sorgfalt verwendete er auf die Truppen; ein buntes Völkergemisch von ewa 1500 Mann, 400 alte Gardegrenadiere, ein korsisches Freiwilligenbataillon, polnische Lanzenreiter, elbanische Nationalgarde. Mit Hilfe seiner kleinen Kriegsflottille hatte er in seinem alten Eroberungsdrange schon in der ersten Zeit die nahe gelegenen Inseln Pianosa und Palmajola besetzt. — Nachmittags macht er eine Ausfahrt durch die Weingärten hinaus nach seiner Villeggiatur von San Martino, die an einen steilen Berg angelehnt bei Abendsonne einen Rundblick zauberhaften Glanzes auf den Golf von Portoferraio bietet. Unterwegs begegnet wohl eine Karawane reisender Engländer, die den Kaiser mit den ihnen eigentümlichen Manieren derart mustern, daß selbst der englische Oberst Campbell ungehalten wird. Alle ankommenden Fremden wurden deshalb genau examiniert und oft zurückgewiesen, besonders, da wiederholt Anschläge auf Napoleons Leben entdeckt wurden. Mindestens von einem ist zu berichten, schon weil er eines gewissen Humors nicht entbehrt. Ein Leipziger Buchhandlungsgehilfe wollte Napoleon eine Auswahl neuer Bücher vorlegen und ihn dabei erdolchen. Natürlich hatten Napoleons Agenten das längst ausgekundschaftet. Man ließ ihn ruhig landen; kaum aber hatte er das Zollbüro betreten, als ihm mehrere Gardisten in geeigneter Weise den Standpunkt klarmachten, so daß er froh sein konnte, als er wieder auf seinem Schiffe war. — Abends verhandelt Napoleon vielfach mit dem Leiter der Eisenbergwerke von Rio, dessen Aufzeichnungen wir die eingehendsten Nachrichten verdanken. — Wer ihn so bei der Arbeit betrachtete, hätte meinen sollen, Napoleon baue für die Ewigkeit und wolle nie von Elba weggehen. Und doch — zu allen möglichen Tag- und Nachtzeiten fertigte er Boten ab, durch die er von allen wichtigen Vorgängen in der politischen Welt, besonders in Wien, schnellstens und genau unterrichtet war. Die Geheimpolizei, sowohl die französische wie die österreichische, wollen davon gehört haben, daß napoleonische Agenten mit Napoleons Schwager Murat, König von Neapel, heimliche Beziehungen unterhielten. Damit hängt wohl der Plan der italienischen Patriotenliga zusammen, Napoleon zum römischen Kaiser zu erheben. Daß an diesem Plane wirklich etwas gewesen ist, geht wohl daraus hervor, daß die Bankiers in Genua ihm sechs

Millionen bar und weitgehendsten Kredit für diesen Fall zur Verfügung stellen wollten. —

Es liegt noch ein gewisses Dunkel über der Entstehungsgeschichte des Entschlusses Napoleons, Elba zu verlassen; aber immer wird entscheidend bleiben sein unbezähmbarer Drang nach Herrschaft. Am 26. Februar glaubte er die Zeit gekommen, Campbell war gerade auf dem Festlande abwesend; plötzlich befahl er im Staatsrat die Abfahrt, kaum die Nächsten hatten eine Ahnung. Rührende Abschiedsszenen von den getreuen Elbanern; in aller Eile wurde das Nötige besorgt und die begeisterten Truppen eingeschifft: eine Armee von 673 Mann marschierte gegen ganz Europa. In genau derselben abenteuerlichen Weise haben ehemals, im 15. und 16. Jahrhundert, korsische Verbannte versucht, sich aus der Fremde ihres Vaterlandes wieder zu bemächtigen. — Einzelheiten der Überfahrt sind romanhaft übermalt, die Hauptsachen allbekannt.

Es folgte die kurze Herrlichkeit der Hundert Tage, ein nochmaliges Aufleuchten des napoleonischen Sternes. Im Juni 1815 haben dann Wellington, besonders aber Blücher, mit dem Schwerte endgültig bewiesen, daß die Weltgeschichte über den ersten Napoleon unwiderruflich hinweggeschritten war.

Auf Deutschland lasteten Jahrzehnte dumpfen Druckes, — bis dann der Mann kam, den eine jede nachwachsende Jugend auch nur erst einmal von Herzensgrund anstaunen zu lehren heilige Pflicht der deutschen Lehrerschaft ist, — Otto v. Bismarck. Ihm verdanken wir, ihm vor allen anderen, was die Besten 1813 erstrebt, die Einheit und die Größe, die Kraft und die Herrlichkeit des Reiches! —

Alfred Müller:
Das Völkerschlachtdenkmal und seine Friedenssymbole.

Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig weist bemerkenswerte Friedenssymbole auf. Es wird zwar manchem als ein Paradoxon erscheinen, daß ein Siegesdenkmal, das die Befreiungstat vor 100 Jahren verherrlicht, auch Symbole des Völkerfriedens in sich bergen soll, und vielleicht erinnert er sich der Worte eines sozialdemokratischen Redakteurs, wonach die Siegesdenkmäler nur den Unfrieden vermehren und völkerverhetzend wirken.

Nun steht das Völkerschlachtdenkmal in ehrfurchtgebietender Größe vor uns, jedem kritischen Blicke zugänglich. Und da bin ich der Meinung, daß auch jener Redakteur sich davon überzeugt hat, daß seine Befürchtungen nicht eingetroffen

sind; denn gibt es ein Siegesdenkmal auf der ganzen weiten Welt, das sich in vornehmer Weise von jeder, auch der leisesten Brüskierung anderer Völker fernhält, das nimmermehr völkerverhetzend wirkt, sondern im Gegenteil Völker zur Eintracht zu erziehen vermag, so ist es das Leipziger Völkerschlachtdenkmal.

Der nationale Gedanke, der in gewaltigem Schwunge jeden Beschauer ergreift und erhebt, durchwehte in den Oktobertagen jede Würdigung des Denkmals. In der vornehmen Festschrift Dr. A. Spitzners, die jedem Teilnehmer an der großen Jahrhundertfeier vom Deutschen Patriotenbund überreicht wurde, tritt dieser nationale Gedanke deutlich zutage. Darum kann und darf ich mich darauf beschränken nachzuweisen, daß das Denkmal nicht ausschließlich der Verherrlichung des Krieges dient, sondern durch seine Symbolik auch für die Friedensidee zu erwärmen vermag.

Der Oberbau, der als Mahnzeichen für kommende Geschlechter gedacht ist, gewährt zunächst allerdings ein kriegerisches Bild. Wie eine herrliche Linkrustatapete schmückt die innere Kuppel ein Zug von 324 Reitern. Gewöhnlich deutet man sie als heimkehrende Krieger. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschließen. Heimkehrende Krieger hätten doch jedenfalls im Mittelbau, dem Ehrenmal für das Volk der Befreiungskriege ihren Platz finden müssen, nicht aber im Oberbau. Und noch ein Moment spricht dagegen: Die kraftvollen Reiter auf ihren massigen Rossen tragen kein Schwert. Nun ist aber nicht einzusehen, warum die Helden aus der Befreiungsschlacht ihr Schwert, die Waffe, mit der sie die Freiheit errangen, nicht triumphierend bei der Heimkehr tragen sollten. Darum ist wohl unsere Meinung zutreffender, daß die Reiter dort oben Jungdeutschland darstellen sollen, wie es durch allseitige Ausbildung und Stählung seiner Kräfte zu tapferen, kraftvollen Männern herangewachsen, jeden Augenblick bereit ist, sein teures Vaterland vor einem Angriff zu schützen. Nur die Absicht zu schützen spricht aus den Gestalten. Denn sie tragen als einzige Wehr einen Schild auf dem Rücken. Denselben Gedanken zeigt auch die Außenseite des Oberbaues. Zwölf kraftvolle Rittergestalten halten Ausschau nach allen Seiten, daß kein Feind sich naht und unser Volk überrascht. Es sind die Hüter der Einheit und Freiheit.

Wie ganz anders hätte der Künstler den Oberbau ausgestalten können! Wir wollen nur an die Irminsul im Teutoburger Walde denken. Vorwärts schreitet der Held, hoch in der Rechten schwingt er triumphierend das breite Schlachtschwert, jeder Zoll ein Held der Vorzeit! Kampfesfreude und Keckheit leuchten aus seinen Mienen und seiner ganzen Haltung. Freudig, ja heiter ist die Stimmung, die uns vom Hermansdenkmal entgegenweht.

Das schwermütige Völkerschlachtdenkmal dagegen kehrt ganz andere Züge hervor. In jeder Einzelheit zeigt sich ein tiefer sittlicher Ernst, der sich der Verantwortung voll bewußt ist. Die Wächter hoch oben und die kraftvollen Reiter innen lassen uns nur an eine treue Wacht, nicht aber an einen leichten und freu-

digen Herzens begonnenen Kampf denken. Wenn jedes Volk ein solches, weithin ragendes Mahnzeichen hätte, wenn jedes Volk nur dann zu den Waffen greift, wenn es seine Existenz bedroht sieht, dann ist der Krieg nur noch als Schutzmittel der nationalen Güter denkbar.

Noch viel kräftiger als im Oberbau leuchtet uns das Friedenssymbol aus dem Unter- und Mittelbau entgegen. Wie hätte man wohl in früherer Zeit das Ruhmesmal der Befreiungskriege ausgestattet! Wir brauchen nur bei den bisherigen Siegesmälern Umschau zu halten: Fanfaren-blasende oder mit entblößtem Schwerte dastehende Cherubim, gewaltige Schlachtenfriese oder -Gemälde, Heroen des Krieges, Herrscher und Feldherrn hätte man früher in diesem Raume dargestellt.

Dafür zeigt uns der Mittelbau des Völkerschlachtdenkmals eine tiefe, inhaltsreiche Symbolik. Vier gewaltige Monumente verkörpern die kraftvollen Tugenden des Volks, das um seine Freiheit rang. In einer bisher unbekannten und ungeahnten Weise hat der originelle Künstler, Professor Metzner, die vier Wurzeln jener großen Zeit verherrlicht, ohne die ein Befreiungskampf unmöglich gewesen wäre: Die Opferfreudigkeit, Tapferkeit, Glaubensstärke und die deutsche Volkskraft. Zu den Ursachen und Bedingungen, die den Freiheitskampf ermöglichten, stellte er seine tiefschmerzlichen Folgen. Erschütternde Szenen sind in die Granitsäulen der Riesenfenster eingemeißelt. Alle sechzehn Gruppen erzählen von Jammer und Elend des Kriegs, überall sehen wir Gestalten, von schwerer Last gebeugt, oder gar als ob sie zusammenbrechen wollten: Hier eine Mädchengestalt, die sich förmlich in fassungslosem Jammer windet, sie beklagt den Bräutigam und Bruder. Dort steht ein weinendes Kind vor der schmerzgebeugten Mutter — es verlor den Vater. Eltern trauern um den geliebten Sohn. Die Gattin mit dem Säugling im Arm wartet vergebens auf die Rückkehr des Ernährers. Dort eine Braut, die mit dem Bräutigam auch ihre Mädchenehre verlor. Ebenso erschütternd sind die Szenen der heimkehrenden Krieger. Zwei Gruppen stellen den Vater da, wie er den zum Krüppel gewordenen, an einer Krücke heimkehrenden Sohn unterstützt. Die Gattin mit dem Säugling im Arm begleitet den Gatten nach Hause. Die Rechte, mit der er das Brot für seine Lieben schaffte, trägt er in der Binde.

Ernst und schwer sind die Bilder, die hier Professor Metzner geschaffen hat. Ganz anders am Niederwalddenkmal. Freudig und stolz kehren dort die Krieger heim, Jubel und Siegestaumel überall; hier sehen wir ebenfalls einen heimgekehrten Krieger neben seinem Vater stehen, der dankbar den Blick nach aufwärts richtet. Er hält die zum Gruße gebotene Hand fest in der seinen und hat die andere noch daraufgelegt, so, als ob er sie nicht wieder lassen wollte. Der Sohn hat das Haupt gesenkt, seine Gedanken weilen bei dem grenzenlosen Jammer, den er erlebte.

Im Unterbau, dem Ehrenmal für die gefallenen Krieger, ist alles weihevoll und harmonisch ausgeglichen. Keine grelle Dissonanz stört den Eindruck tiefen Friedens. Der Künstler schuf hier zum Andenken der gebliebenen Helden eine würdige Krypta. Zu beiden Seiten der acht hohen Schicksals-Masken stehen trauernde Krieger. Sie halten die Totenwacht. Zwei Masken haben die Augen noch geöffnet, bei den nächsten beiden senken sich die Lider mehr und mehr, die vierte hat die Augen völlig geschlossen. Damit gedachte der Künstler den Todeskampf der Gefallenen anzudeuten.

Man suche ein Siegesdenkmal auf der Erde, wo so nachdrücklich und ernst auf die Folgen des Kriegs hingewiesen wird, und man wird kein anderes finden. Bisher galt es als unmännlich, so lange und schwer bei diesen Bildern zu verweilen. Ein freudiger Optimismus, der die Nachtseiten des Kriegs nicht sah, erschien allen als größere patriotische Tat, als das Gegenteil.

Das ist anders geworden. Man ist sich der ungeheuren Verantwortung voll bewußt, und es gilt zu unserer Zeit als besserer Patriot, der dem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden sichern will, als der ihm einen ehrenvollen Krieg verschafft. Und da wird das grandiose Völkerschlachtdenkmal ein gewaltiges Memento nicht nur für Deutschlands Volk und seine verantwortlichen Leiter sein. Auch über die Grenzen Deutschlands hinaus wird die Symbolik dieses Denkmals wirken.

Und nochmals führt uns das Denkmal zu den Opfern des Kampfes. Der gewaltige Fries an seiner Hauptfront zieht jeden in seinen Bann. Der verstorbene Professor Behrens hat das Schlachtfeld mit seinen Schrecken dargestellt: im Todeskampf sich windende Leiber, Leichen mit schmerzverzerrten Zügen, soweit das Auge reicht. An den Flanken des Frieses entsprießt die deutsche Kiefer dem blutgetränkten Boden und breitet, das Schlachtfeld teilweise überschattend, ihre Zweige aus. Rechts hinten zerstörte Kulturwerte. Der Rauch und Qualm eines brennenden Hauses lagert sich drückend und schwer über den Hintergrund.

Über dieses Feld des Grauens fährt der Kriegsgott der Deutschen, St. Michael, auf seinem Streitwagen, von Adlern gezogen. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, steht er trutzig auf seinen Schild gelehnt, die Rechte hat mit eisernem Griff das breite Schlachtschwert gefaßt. Ob des furchtbaren Elends hat der Gott den Blick in die Ferne gerichtet, seine Stirn ist gerunzelt, das Auge blickt finster: „So viele und gräßliche Opfer haben wir bringen müssen, um die Freiheit zu erringen".

Hinter ihm haben auf seinem Wagen vier Furien Platz genommen; ihr Körper ist bis zu den Knien herunter von Schlangen umzüngelt. Die vorderen halten eine Schlange in der weit ausgestreckten Hand, die hinteren tragen eine Fackel, die das Schlachtfeld beleuchtet. Sie haben sich weit aus dem Wagen herausgebeugt. Es erschauert der Beobachter, wenn er in diese entmenschten Ge-

sichter schaut. Ihr Mund ist weit geöffnet. Wir glauben Schreie des Entsetzens zu vernehmen.

Und einer darf nicht fehlen, der Tod. Wir sehen ihn zur Rechten des Gottes, da, wo die Schwerthand blutige Arbeit verrichtete. Es ist, als ob der Künstler diesen Gedanken noch besonders hätte unterstreichen wollen: das Symbol des Todes, die Sense, ist in ihrer ganzen Breite sichtbar. Und nochmals schweift der Blick zu der furchtbaren Ernte.

Auch andere Künstler haben den Krieg als finstern Dämon oder als eine Ausgeburt der Macht der Finsternis hingestellt: Dürer, Böcklin, Ten Kate, Wereschtschagin, Stuck, Klinger u. A. Aber hier verdient ein Umstand unser höchstes Interesse: Der Deutsche Patriotenbund war es, nach dessen Intentionen der Gesamtplan mit mancher Einzelheit entworfen wurde. Er billigte alles, begeisterte sich dafür und ruhte nicht, bis der Gedanke in würdiger Weise ausgeführt war. Das war nur möglich, weil Männer an seiner Spitze stehen, die das Wehen unserer Zeit verstanden, weil sie des Vaterlandes Größe und Wohl in tapferer Friedensarbeit sehen und sich der großen Verantwortung voll bewußt sind.

So steht nun das Denkmal groß und gewaltig vor uns, ein ernstes Mahnzeichen für unser Volk, der Väter zu gedenken, alle edlen Kräfte zu entwickeln und in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, aber auch des furchtbaren Elends und Jammers zu gedenken, den ein Krieg über ein Volk verhängt. Und so soll die Symbolik dieses Denkmals als ein gewaltiges Memento dafür dienen, daß niemand sein Vaterland mehr liebt, als derjenige, der unablässig bemüht ist, dem deutschen Reiche einen ehrenvollen Frieden zu sichern.

Geh. Regierungsrat Dr. A. Riedler,

Professor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin, Mitglied des Herrenhauses:

Das Patentgesetz.

„Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage . . . .“

Gegen das Patentgesetz werden immer lautere Klagen erhoben; nicht nur die Erfinder, viele der Beteiligten sind damit unzufrieden! Manche meinen sogar, es stifte mehr Schaden als Nutzen; tatsächlich enthält das Gesetz unlösbare Widersprüche und Willkürlichkeiten, und gründliche Besserung ist äußerst schwierig.

Zu dieser pessimistischen Auffassung bemerke ich, daß aus mir kein erbittertes Erfindergemüt spricht, daß mir im Gegenteil nur angenehme Erfindererfahrungen beschieden waren, daher könnte ich mich dem rosigsten Optimismus zuwenden, muß aber die Verhältnisse so darstellen, wie sie durchschnittlich sind, wie sie sich auf Grund reicher eigener und fremder Erfahrung zeigen. Dabei beschränke ich mich auf das maschinentechnische Gebiet.

Das Patentgesetz erfüllt unzweifelhaft einen Teil seiner Aufgabe, und zwar den wichtigsten: es zwingt zu Vervollkommnungen, veranlaßt die Erfinder, ihre Ideen zu verwirklichen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen, nötigt, Neues zu schaffen, gewährt dem Erfinder ein Verbietungsrecht und zwingt dadurch die Ausgeschlossenen, neue Wege zu suchen. Es fördert den Fortschritt, die Ausgestaltung lebensfähiger Neuerungen, und diejenigen haben recht, die seinerzeit die Schaffung des deutschen Patentgesetzes als eine Großtat ersten Ranges begrüßten. Staaten, die ohne Patentgesetz auszukommen meinten, wie Holland, haben üble Erfahrungen gemacht und waren bald gezwungen, den anderen Staaten zu folgen.

Die Widersprüche beginnen damit, daß das Patentgesetz nicht sagt, was eine Erfindung ist. Alle Definitionen haben versagt. Das Gesetz verlangt die Neuheit der Anmeldung, und zwar die Neuheit der Mittel oder der Wirkungen, verlangt „Erfindungsqualität“, eine schöpferische Leistung und deren gewerbliche Verwertbarkeit. Daraus erwachsen unlösbare Widersprüche, aus denen nur Willkür einen Weg bahnen kann.

Als neuheitswidrig gelten Vorbenutzungen und Druckschriften bis zum Alter von 100 Jahren, wenn sie den Erfindungsgedanken so vorbekannt gemacht haben, daß Durchschnittssachverständige ihn daraus entnehmen können. Wer kennt alle Druckschriften? Niemand! Wer liest sie richtig, entsprechend dem Stand früherer Erkenntnis? Die Sachverständigen lesen sie häufig mit den Augen der Gegenwart und deuten Erkenntnis hinein, die damals nicht vorhanden

war. So sind schon beste Erfindungen wegen angeblichen Vorbekanntseins abgewiesen oder zu Falle gebracht worden.

Wenn Patente leistungsfähige Gegner finden, die die Kosten planmäßiger Nachforschungen aufzubringen vermögen, dann können die meisten Patente über alte Druckerschwärze stolpern. Die Patente auf Viertaktgasmaschinen, die zu den besten und haltbarsten gezählt haben, sind durch eine autographierte, gänzlich unbekannt gebliebene Druckschrift zu Fall gekommen! In neuerer Zeit sind Patentamt und Gerichte zu solcher Deutung unbekannter Literatur weniger geneigt und fragen nach der Verwirklichung der vorbekannten Ideen.

Manche Vorprüfer zerlegen zudem die Erfindung in ihre Elemente, weisen jedes einzelne als nicht mehr neu nach und stellen dann die Kombination als etwas Selbstverständliches hin.

Viele Ansprüche werden mit der Begründung abgewiesen, daß sie „lediglich die sinngemäße Anwendung der Gesetze der technischen Mechanik" zum Ausdruck brächten. Die Anordnung sei „lediglich als eine auf Grund theoretischer, dem Fachmann geläufiger Erwägungen angeordnete bauliche Maßnahme anzusehen". Als ob es eine vernünftige Konstruktion gäbe, die nicht auf sinngemäßer Anwendung der Mechanik beruht!

Ebenso schlimm steht es mit den neuheitsfeindlichen Bekundungen von Zeugen, in den meisten Fällen Mitarbeitern an Versuchen, die nach vielen Jahren aussagen sollen, was ehemals gewollt und erreicht worden ist. Es ist bekannt, wie widerspruchsvoll die Aussagen von Zeugen lauten über leicht faßbare persönliche Erlebnisse; hier sollen sie Vorgänge bekunden, deren Zusammenhang ihnen in der Regel ganz fremd geblieben ist!

Wer ein Patent erlangt und große Mittel aufgewendet hat, um die Erfindung auszugestalten und zu verwerten, läuft daher jederzeit Gefahr, durch eine Nichtigkeitsklage das Patent und den Boden zu verlieren. Daher die neuere willkürliche Bestimmung, daß nach fünfjährigem Bestande kein Patent mehr vernichtet werden kann, auch wenn es zu Unrecht erteilt worden ist. Es kann dann nur noch gerichtlich eingeschränkt werden. Diese Bestimmung ist auf Verlangen eines Teiles der Großindustrie, und zwar bisher nur in Deutschland, Gesetz geworden. Infolgedessen hat jetzt Druckerschwärze bei Nichtigkeitsklagen nur noch innerhalb der ersten fünf Jahre der Patentdauer Beweiskraft.

Die Folgen dieser Willkür sind sehr verschieden: Manchmal ist die Einschränkung ebenso schlimm wie die Vernichtung, manchmal bleibt das Patent im vollen Umfange bestehen, obwohl es in allen Teilen vorbekannt gewesen ist. Das Reichsgericht strebt sogar dahin, Patentansprüche nachträglich zu erweitern, sie so auszulegen, wie der Erfinder sie hätte bekommen können, wie das Patentamt sie hätte erteilen sollen!

Anderseits sind Fälle vorgekommen, daß das Patentamt Patente für nichtig erklärt hat, weil der Zusammenhang, der das Wesen der Erfindung ausmachte,

durch Rechnung gefunden werden kann, und Sachverständige haben eifrig im gleichen Sinne gewirkt. Ich war imstande, das Reichsgericht zu überzeugen, daß die Rechnung nur ein Zweig der Logik ist, daß es gleichgültig ist, durch welche Mittel der Erfinder zu logischen Schlußfolgerungen gelangt, und daß die Rechnung den großen Vorzug hat, daß die behaupteten Wirkungen mit voller Sicherheit nachgewiesen werden können.

Das Gesetz erfordert Neuheit der Mittel, die Zahl der Mittel für eine gewollte Wirkung ist aber endlos. Welche sind nun zulässig, und welche haben „Erfindungsqualität“? Das Gesetz sagt hierüber nichts. Hier kann wieder nur Willkür Nothelferin sein. Dem Anmelder werden ähnlich scheinende bauliche Anordnungen für ganz andere Zwecke und Wirkungen entgegengehalten und behauptet, die Übertragung auf einen anderen Fall sei keine Erfindung, sondern für den Sachverständigen selbstverständlich. In anderen Fällen wird aber Schutz für längst bekannte Ideen, bekannte Mittel und Wirkungen gewährt, mit angeblich neuer Verwendungsart, obwohl auch diese für jeden Sachkundigen selbstverständlich ist.

Das Patentamt prüft die Neuheit, glaubt sie also feststellen zu können. Eine Unmöglichkeit! Trotz der Schar von Vorprüfern, die in 8000 Gruppen die Neuheit untersuchen sollen! Daher muß wieder die Schablone aushelfen, und man „erledigt“, so gut man kann. Wichtige Fälle dauern mehrere Jahre; man hält dem Anmelder alles Mögliche als vorbekannt entgegen, in der Erwartung, er werde sich schon wehren, man engt ein, beschränkt so viel als möglich und übernimmt dann schließlich für die Prüfung keine amtliche Gewähr, so daß oft schon im Amte selbst die vom Vorprüfer bestätigte Neuheit in der nächsten Instanz umgestoßen wird.

Dem Gesetz nach müßten die überladenen Vorprüfer Universalwisser sein, in Wirklichkeit können sie nur auf einem begrenzten Gebiete wirklich sachkundig sein, und selbst auf diesem fehlt ihnen Erfahrung und lebendiger Zusammenhang mit der schaffenden Welt.

Trotz aller Mängel ist aber das Vorprüfungsverfahren unerläßlich. Es scheidet doch eine große Zahl von ganz wertlosen Anmeldungen oder Wiederholungen aus. Anderseits wird freilich mancher wertvollen Neuerung der Schutz versagt, nur weil das Amt der Meinung ist, die Neuheit oder „Erfindungsqualität“ fehle.

Einige Staaten, u. a. die romanischen, prüfen die Neuheit überhaupt nicht; sie haben nur ein Anmeldeverfahren, das alle Einwendungen den Interessenten überläßt. Die Erfahrungen mit diesem System sind weit ungünstiger, als mit der Neuheitsprüfung, denn das Patentdasein beginnt mit dem Zustande völliger Unsicherheit. Diese Staaten gehen daher immer mehr auf das Vorprüfungssystem über, wobei sie mit Vorliebe die Patenterteilung in den prüfenden Staaten abwarten, um sich Mühe und Kosten der Vorprüfung zu sparen.

Gegen die Unzulänglichkeiten der Vorprüfung soll das Einspruchs- und Nichtigkeitsverfahren helfen. Dies setzt voraus, daß alle Interessenten auf die Bedeutung einer Anmeldung rechtzeitig aufmerksam werden, was nicht zutrifft. Alle Interessenten können sich nicht, wie die großen Gesellschaften, kostspielige eigene Patentabteilungen halten, als ständige Wache, die grundsätzlich gegen alles ankämpft, was dem eigenen Arbeitsbereiche nahekommt. Die Regel wird sein, daß die Interessenten bei der Riesenzahl von Anmeldungen auf wichtige Patente erst aufmerksam werden, wenn sie praktische Bedeutung erlangt haben. Sind bis dahin aber fünf Jahre verstrichen, dann sind sie unangreifbar geworden.

Inhaber besonders von schwachen Patenten können dann in den ersten fünf Jahren ruhig Verletzungen ihrer Patente zusehen, ohne einzugreifen, um nach Ablauf der gefährlichen Zeit mit großer Sicherheit vorgehen zu können. Dies führt auch zu moralisch fragwürdigen Handlungen, besonders dann, wenn der Patentverletzende in gutem Glauben gehandelt hat.

Hier zeigen sich auch grelle Interessengegensätze: Die mächtige chemische Großindustrie hat diesen willkürlichen unangreifbaren Schutz nach fünf Jahren durchgesetzt, der elektrotechnischen und Maschinenindustrie ist die Bestimmung überwiegend schädlich, und Ingenieure werden sich hierzu sehr verschieden äußern.

Hinzu kommt noch eine Verschiebung der rechtlichen Verhältnisse, die zwar logisch ist, aber weitere schwere Übelstände zur Folge hat.

Das Reichsgericht hat nämlich dem Patentamt alle wesentlichen rechtlichen Entscheidungen abgenommen, die nunmehr den Gerichten vorbehalten sind. Dadurch ist das Patentamt zu einer Unterinstanz nur für Anmeldung und Vorprüfung herabgedrückt.

Das Patentamt hat früher die Abhängigkeit von Patenten von älteren Patenten mit weitergehendem, allgemeinem Schutzumfang ausgesprochen. Das geschieht jetzt nicht mehr, auch wenn dem Anmelder solche älteren Patente entgegengehalten werden. Das Amt prüft gar nicht mehr, ob Neuanmeldungen in ältere Schutzrechte eingreifen. Die Abhängigkeitserklärung ist eine Rechtssache geworden, die nur die Gerichte entscheiden, weil der Grundsatz gilt: keinem Recht darf vorgegriffen werden.

Die Folgen hiervon sind aber sehr üble: Unsicherheit aller Patente bis zur Austragung der Prozesse und Feststellungsklagen. Weil das Patentamt die Abhängigkeit von älteren Schutzrechten nicht mehr ausspricht, sind die Interessenten gezwungen, die vorhandenen Schutzrechte sorgfältig zu verfolgen und jede Neugestaltung, auch wenn sie ganz selbstverständlich ist, erst darauf zu untersuchen, ob sie nicht in Schutzrechte anderer eingreift. Eine große kostspielige und unproduktive Arbeit!

Damit hängt zusammen, daß sich viele mit Gebrauchsmustern begnügen,

selbst wenn es sich um Konstruktionen und deren Wirkung handelt. Daher die Hochflut der Gebrauchsmuster, deren Zahl die halbe Million überschritten hat, und die niemand mehr überschauen kann!

Schwer ins Gewicht fällt die Langsamkeit der Gerichte, die in Jahren entscheiden, was in Wochen möglich wäre, so daß Patentprozesse, die bis zur letzten Instanz geführt werden, einen Zeitaufwand von drei bis fünf Jahren und mehr erfordern können! Inzwischen hat sich die technische und wirtschaftliche Sachlage oft vollständig geändert.

Die Kosten der Prozesse sind für die meisten unerschwinglich geworden. In wichtigen Fällen können sie 20 000 Mark und darüber erreichen! Die Führung von Patentprozessen ist eine Frage des Kapitals geworden, der einzelne ist zu machtlos.

Dazu kommt: die Mächtigen lassen ihre Prozesse kühl durch ihre Sachkundigen führen, die Kleinen fechten sie mit ihrem Blute durch; den Mächtigen kommt es gelegentlich gar nicht darauf an, wie entschieden wird, sondern nur daß endgültig entschieden wird; für den Schwachen ist der Richterspruch oft Lebensfrage.

Auch die gewonnenen Prozesse sind eine schwere Belastung. Die hohen Kosten haben dabei eine relative Bedeutung je nach der Absicht, welcher ein Patent dienen soll. Diese ist nicht immer die Verwertung des Patents, sondern oft nur der Schutz der eigenen Arbeit vor der Inbeschlagnahme eines Erfindungsgedankens durch andere. Patente haben daher oft nur geringen Wert, verursachen aber stets schwere Kosten, wenn sie verteidigt werden müssen.

Jedes Patent, welches große Bedeutung erlangt, ist den Angriffen gerade der Mächtigen ausgesetzt, und jeder Prozeß beginnt, als ob kein Schutzrecht vorhanden wäre, mit der schicksalsschweren Frage: Wie war der Stand der Technik zur Zeit der Patenterteilung? Gegenüber dieser Frage, die nur selten richtig beantwortet werden kann, ist der gewährte Patentanspruch nur ein vorläufiges Scheinrecht, es sei denn, daß das Patent die fünfjährige Ablagerungsfrist schon überdauert hat, dann kann es ja auch zu Unrecht weiterbestehen.

Der Ausgang der Patentprozesse ist ganz unbestimmt. Es kann alles fallen oder alles aufrechterhalten bleiben, je nach der Meinung über den früheren Stand der Technik. Niemand weiß mehr, auch bei genauem Studium der Patentschriften, was eigentlich geschützt ist, und wie der Schutz ausgelegt werden wird, insbesondere angesichts der unglaublichen Unklarheit vieler Patentschriften und ihrer zeichnerischen Darstellungen.

Hier mag man Theorie und Wirklichkeit einander gegenüberstellen. Die Theorie ist: das Reichsgericht, die besten Richter suchen verwickelte Ansprüche zu deuten, und zwar nach einem verflossenen Standpunkte der Technik. Die Wirklichkeit ist, daß vielleicht der Vorsitzende und der Berichterstatter die Akten durch-

gesehen haben, die übrigen lernen die Sache erst in der mündlichen Verhandlung kennen; alle aber sind sachunkundig in allen 8000 Gruppen der Patente. Nun hören die Richter viele Stunden lang sachverständiges Gerede von Interessenten oder Sachverständigen, denen aber nur bestimmte Fragen vorgelegt werden, dann bilden sie sich eine Meinung und verkünden. Kein Wunder, wenn der Ausgang der Prozesse als reine Glücks- und Zufallssache angesehen wird und doch oft tief in Menschenschicksal eingreift.

So führt schon die Frage der „Neuheit" von Erfindungen zu einer Kette unlösbarer Widersprüche, rechtlicher und menschlicher Unzulänglichkeiten. Es ist daher zwecklos, hier auf die viel schwierigeren und noch widerspruchsvolleren Forderungen der „Erfindungsqualität" und der „schöpferischen" Leistung einzugehen.

Da der Gesetzgeber außerstande ist, anzugeben, was eine Erfindung ist, wie sollen die Vollstrecker des Gesetzes, ohne Willkür und ohne sich auf unsichere Meinungen zu stützen, entscheiden, ob die verlangte „Erfindungsqualität" vorliegt und „überraschende Ideensprünge"? Wie soll die Grenze gezogen werden zwischen Neuem, Überraschendem und Selbstverständlichem in unserer hochentwickelten Zeit, in der gerade das Bedeutende oft selbstverständlich erscheint, weil es einfach und überzeugend ist? Dazu kommt noch, daß eine Trennungslinie zwischen Erfindung und Entdeckung gar nicht gezogen werden kann.

Es genügt hier, darauf hinzuweisen, daß das Patentamt, wenn es tatsächlich nur Patente auf Erfindungen mit Erfindungscharakter und überraschenden Ideensprüngen erteilen wollte, seine Einnahmen gar kläglich schwinden sehen würde, denn die Zahl solcher wirklichen Neuerungen ist nur gering.

Tatsache ist aber, daß das Patentamt auf alles mögliche, auf nächstliegende Selbstverständlichkeiten und Nichtigkeiten und auf allerlei Sächelchen anstandslos Patente erteilt, an denen keine Spur von Gedankensprüngen und schöpferischer Leistung zu erkennen ist, daß sich das Amt dafür jährlicher Millioneneinnahmen erfreut, und daß es als staatliche Einnahmequelle ein Interesse daran hat, viele Patente zu erteilen.

Ebenso unsicher steht es mit der gesetzlich geforderten gewerblichen Anwendbarkeit der Erfindungen. Die läßt sich von vornherein überhaupt nicht nachweisen, sondern nur vermuten, und erst nach der Ausgestaltung für den gewollten gewerblichen Zweck und nach langer praktischer Erprobung läßt sich ein Urteil gewinnen oder wenigstens eine Meinung über die gewerbliche Verwertbarkeit und wirtschaftliche Bedeutung.

Die Wirkung von Erfindungen wird daher nur behauptet. Die tatsächliche Wirkung im wirtschaftlichen Sinne läßt sich überhaupt nicht nachweisen, dazu gehört Erfahrung und genügend lange Zeit. Hier liegt also wieder ein unbegrenzter Tummelplatz für Willkür.

Die Folgen aller dieser Mängel, Widersprüche und Willkürlichkeiten des Patentgesetzes sind erschreckende:

Eine Hochflut von Patenten von immer geringer werdendem Wert und ein äußerst schlechter Wirkungsgrad des Patentgesetzes. In Deutschland erreicht weniger als ein Drittel der Patente ein Alter von fünf Jahren. Nur ein Zehntel erreicht ein Alter von 10 Jahren und nur etwa ein Vierzigstel die volle Lebensdauer.

Prozesse über Patentverletzungs- und Feststellungsklagen werden immer häufiger, und ihre Kosten sind für den einzelnen erdrückend. Schon die Sicherung dagegen, daß der eigene Fortschritt fremde Ansprüche nicht verletzt, die ständige Lauer, kostet bei der Unzahl der herauskommenden Patente sehr viel, noch mehr die Abwehr fremder Ansprüche. Die Prozeßkosten übersteigen immer mehr den Wert und Nutzen der Patente. Zu den Kosten sind die nicht sichtbaren Kosten hinzuzurechnen: die riesige Belastung gerade der leistungsfähigsten Köpfe, der Leiter von Betrieben, die täglich zahlreiche Patentanmeldungen durchsehen und entscheiden müssen, wie dazu Stellung zu nehmen ist, welcher äußerste Schutzbereich als möglich, welche gerichtliche Entscheidung als wahrscheinlich angenommen werden kann. Eigene Gestaltungen, oft ganz selbstverständlicher Art, sind darauf zu prüfen, ob sie nicht in Schutzrechte anderer eingreifen. Mühselige, kostspielige, Tatkraft und Zeit tötende, unproduktive Arbeiten, die aber ohne Verzug gemacht werden müssen! Außerdem müssen oft dem eigenen Wunsche zuwider Neuerungen sofort zum Patent angemeldet werden, nur damit nicht andere kommen und den selbstverständlichen Weg versperren. —

Wer diese und andere Mängel des Patentgesetzes als unabänderlich kennt, mag zu der Frage kommen: ist das bestehende Patentgesetz mehr nützlich oder schädlich, ist es eine Förderung oder ein Hemmnis für gesunden Fortschritt? Tatsächlich sind mehrere Widersprüche und Mängel des Patentgesetzes unheilbar.

Außerdem ist vieles überhaupt nicht einseitig zu ändern, da längst internationale Beziehungen in Frage kommen. Änderungen, wie die jetzt geplanten des deutschen Gesetzes, können wohl schaden, aber nicht viel nützen, und die berechtigten Ansprüche der technischen Intelligenz, vertreten durch die Ingenieure, auf möglichst hohe Bewertung dieser Intelligenz werden sich mit den Ansprüchen des Kapitals und des Kaufmanns kaum in einigen Zusatzparagraphen vereinen lassen.

Hier sollen nur einige Voraussetzungen erwähnt werden, die erfüllt werden müßten, wenn wirkliche Besserung erreicht werden soll. Werden diese Voraussetzungen als Utopien angesehen, dann dürfte der Zeitpunkt, wo das Patentgesetz als schädlich überhaupt fallen muß, näher rücken. Daß das Gebrauchsmustergesetz fallen soll, darüber herrscht jetzt schon in weiten Kreisen Übereinstimmung. Diese Voraussetzungen sind:

Die Vorprüfung muß erweitert und verschärft werden, um die Hochflut von Patenten einzudämmen und ihrer Entwertung entgegenzutreten. Die Neuschöpfung muß im Patente unzweifelhaft und völlig eindeutig hervortreten. Wort und Zeichnung müssen von höchster Klarheit sein. Alles Wesentliche muß durch Zeichnung ausgedrückt werden, die eindeutiger ist als die Sprache. Es muß volle Übereinstimmung von Wort und Zeichnung mit dem Patentanspruch hergestellt, jede Auslegung vorausbestimmt werden, und es darf nichts gesagt und nichts dargestellt werden, was nicht mit dem Patentanspruche unmittelbar zusammenhängt.

Die Prüfer müssen erfahrene Fachleute sein, die ihr Gebiet beherrschen und in lebendigem Zusammenhang mit der schaffenden Welt stehen, Persönlichkeiten, die die schaffende Technik nicht bloß durch Vermittlung von Tinte und Druckerschwärze, nicht bloß durch Zusehen, Studienreisen, technische Enzyklopädien und „Lehrkurse", sondern aus eigener schöpferischer Arbeit kennen, also alle Eigenschaften besitzen, die die Industrie für ihre Führer verlangt. Selbstverständlich wären solche Persönlichkeiten entsprechend hoch zu entlohnen, was ja ohne weiteres möglich ist, wenn das Patentamt keine Einnahmequelle sein soll. Die Beamtenhierarchie darf kein Hindernis sein. In den unzureichenden Gehältern liegen oft mehr Unzuträglichkeiten des Patentamtes als im System und im Gesetz. Diese Fachleute müßten dann ohne Überlastung, rasch und in richtiger Stellung zu den Juristen arbeiten können. Dieselben Forderungen wären von allen Sachverständigen zu erfüllen.

Ähnliche Anforderungen an die Richter zu stellen, wäre zwecklos und würde darauf hinauslaufen, die ganze Richterausbildung zu ändern. Hierfür mögen die gewichtigsten Gründe vorgebracht werden, es bleibt doch völlig unerreichbar. Es ist nichts als Täuschung, wenn man von besonderen „technischen Kursen" für Referendare, von Studienreisen oder gar von „technischen" Richtern und Sondergerichtshöfen irgendwelche Besserung erwartet. Die Richter können nicht das Unmögliche leisten und auf allen Gebieten sachverständig sein. Mag auch ein Heer von Wünschen und Forderungen in dieser Richtung aufgestellt werden, erfüllbar sind sie nicht. Hier soll nur von Erreichbarem gesprochen werden. Die Frage ist, ob der Wille dazu vorhanden ist.

Notwendig ist vor allem, daß die Gruppeneinteilung vollständig geändert wird. Das Patentgesetz darf nicht alles in einen gemeinsamen unmöglichen Rahmen spannen, es muß nach verschiedenen Schaffensgebieten mit verschiedenen Grundlagen und Zielen geteilt werden, und für jede Teilgruppe müssen klare Bestimmungen über die erforderlichen Erfindungsqualitäten aufgestellt werden.

Die Gebühren müssen ermäßigt werden, sie sind für den einzelnen drückend. Das deutsche Patent zudem ist das teuerste. Die Anmeldungen müssen während fünf Jahren gebührenfrei bleiben, die Patentdauer verlängert werden usw.

So ließen sich noch viele andere Wünsche aufstellen. Schon über die genannten werden viele die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen.

Wenn man diese Voraussetzungen der Besserungsmöglichkeit als unerfüllbar ansieht, dann sind die erwähnten oder neue Willkürlichkeiten unvermeidlich, dann werden aber die Folgen der Mängel und Widersprüche immer mehr anschwellen, und das Goethesche Wort, das an die Spitze dieser Zeilen gestellt ist, wird je länger je mehr zutreffen. „. . . . . Weh dir, daß du ein Enkel bist!" Die Enkel aber werden sich der Plage schließlich entziehen müssen.

Professor G. A. Leinhaas: Charakterzüge der Kaiserin Friedrich*).

Ein ganz besonders warmes Herz hatte die Kaiserin Friedrich für die armen und einfachen Leute: „Ich wünschte, daß es Hunderttausenden armer Leute unendlich viel besser ginge, als es ihnen jetzt geht", sagte sie einmal. Während des griechisch-türkischen Krieges, im Jahre 1897, war ihre Hauptsorge die Pflege der Verwundeten. „Man müsse vor allem aber jetzt an die Verwundeten denken. Das wichtigste sei eine Sendung Eucalyptusöl, Borvaseline, Karbol, Salicylwatte, Borlint und Gummiunterlagen. Ich schreibe noch heute an die Königin Victoria, sie wird auch etwas geben. Es handelt sich besonders auch um Chloroform, die armen Verwundeten werden ohne Chloroform operiert", so äußerte sich die Kaiserin Friedrich.

Bei der Goethefeier in Frankfurt a. M. Ende August 1899 wurden von seiten der Stadt tausend Freibillets zu dem großen Konzert im Hippodrom an die Arbeiter verteilt. Die Kaiserin, welche ebenfalls erschienen war, äußerte am nächsten Tage: „Das hat mich sehr gefreut, es ist damit ein erster Versuch gemacht worden. Sie waren alle so sorglich gekleidet und benahmen sich so

*) Im Märzheft 1913 von „Nord und Süd" hat Professor G. A. Leinhaas ein fesselndes Bild der Kaiserin Friedrich entworfen, das warme Anerkennung gefunden hat. Der frühere Bibliothekar der Kaiserin hat seine umfassenden Kenntnisse dazu benützt, ein feinfühliges Charakter- und Lebensbild der Kaiserin zu entwerfen, das mit 82 Abbildungen, 11 Farbenbildern und 4 Faksimiles bei Jos. C. Huber in Dießen vor München in künstlerischer Ausstattung erschienen ist. Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers geben wir hier ein Kapitel seines Buches über die Charakterzüge der Kaiserin wieder. Wir können das warmherzige, pietätvolle Buch unsern Lesern als treues, von Schönfärberei freies Charakterbild der hohen Frau zur Berichtigung so mancher Vorurteile und falscher Gerüchte aus voller Überzeugung empfehlen. Die Redaktion.

ruhig und anstandsvoll." Wie viele hat die Hohe Frau namenlos glücklich gemacht, indem sie ihnen feinsinnig erdachte Freuden bereitete. Hatte sie zum Beispiel einem Künstler einen Atelierbesuch zugedacht, dann wählte sie, wenn möglich, dessen Geburtstag zu der Ausführung ihres Vorhabens. Wenn die Kaiserin im Frühjahr nach Cronberg zurückkehrte, oder wenn die Schirmherrin dieser Stadt im Herbst diesen Ort verließ, durfte sich jedermann auf dem Bahnhof einfinden, um ihr Lebewohl zuzurufen oder sie bei der Ankunft zu bewillkommnen. Alle wurden auf das freundlichste begrüßt und viele durch Ansprachen ausgezeichnet. Die Kaiserin durchschritt dann den Kreis der versammelten Bekannten, um auch entfernt Stehenden die Hand reichen zu können, und achtete darauf, daß niemand vergessen wurde. Die Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit der Kaiserin wirkte wie warmer Sonnenschein auf alle, die das Glück hatten, ihr nahen zu dürfen. Man dürfte in der ganzen Gegend von Cronberg niemand finden, der nicht den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit, wenn er sich auch nur in der Art ihres Grußes äußerte, empfunden hätte.

Und wie groß war ihre Teilnahme bei Krankheits- und Todesfällen! Des Morgens in aller Frühe ging die Kaiserin oft mit einem Körbchen und einer Schere ganz allein in ihren paradiesischen Rosengarten und schnitt mit eigener Hand Rosen und andere Blumen, die sie dann diesem oder jenem Kranken ins Haus bringen ließ. Außerdem zog sie täglich, oft mehrmals, Erkundigungen nach dem Befinden der Betreffenden ein. Für meine erkrankte Frau ließ sie ihren eigenen Rollstuhl aus Berlin kommen, damit erstere in demselben im Kaiserlichen Park herumgefahren würde; und der traurige Zufall brachte es mit sich, daß die arme Kaiserin diesen Rollstuhl bald selbst für sich gebrauchte, zum Aufenthalt im Parke des Schlosses Friedrichshof während der letzten Monate ihres Lebens. Bei plötzlichen Unfällen griff die Hohe Frau unmittelbar persönlich ein. Einmal hatte eine Hofdame das Unglück, beim Aussteigen aus dem Hofwagen zu fallen und sich nicht unerheblich zu verletzen. Als der sofort herbeigeholte Leibarzt ankam, hatte die Kaiserin bereits nach allen Regeln der Kunst der Hofdame einen Verband angelegt, so daß für den Arzt nichts mehr zu tun blieb. Noch kurz, bevor sie selbst auf das letzte schwere Krankenlager geworfen wurde, brachte die Kaiserin, selbst schon leidend, mit größter Anstrengung persönlich ihrem erkrankten Gartendirektor stärkenden Wein nach seiner Wohnung. Fast täglich erhielt Ihre Majestät Telegramme und Briefe mit Todesnachrichten von nahen und alten Freunden und Bekannten. Viele davon verursachten ihr aufrichtigen Herzenskummer, denn man sah dann die Hohe Frau mit Tränen im Auge herumgehen, und wiederholt kam sie im Gespräch auf die betreffenden Persönlichkeiten zurück: „Ich habe einen großen Verlust erlitten," sagte sie dann wohl. So machte der Tod des Fürsten Bismarck einen tiefen Eindruck auf die Kaiserin, und sie war davon sehr ergriffen. An demselben Tage traf sie auch verschiedene Anordnungen, die schleunige Weiterführung verschiedener Arbeiten betreffend,

indem Ihre Majestät dabei bemerkte: „Damit das alles fertig ist, wenn ich nicht mehr bin.“

Im Juli 1898 kam sie eines Tages sehr betrübt in die Bibliothek und klagte: „Ich habe einen großen Verlust erlitten. Der Kammerdiener Kaiser Friedrichs ist heute nacht gestorben, und dieser war das reine Gold. Ich bin zu traurig über diesen Verlust, denn er wußte die Wahrheit aller Vorgänge.“ Besonders nahe ging ihr auch der Tod ihres Gartendirektors Hermann Walter, welcher die Parkanlagen von Friedrichshof nach den Angaben der Kaiserin geschaffen hatte. Sie äußerte sich darüber: „Ich glaube, wenn ich durch meinen Park gehe, ihn noch überall zu sehen.“

Das tiefe Mitgefühl der Kaiserin kam bei zahllosen Gelegenheiten zum Ausdruck. Wie oft kam sie schmerzlich erregt in die Bibliothek; dann war gewöhnlich ein Todesfall einer von ihr geschätzten Persönlichkeit oder Krankheit und anderes Leid eingetreten.

Als ich im Mai 1898 einmal erwähnte, daß ich auch das Mausoleum bei der Friedenskirche in Potsdam besucht habe, nahm das Antlitz der Hohen Frau einen sehr schmerzlichen Zug an und sie sagte: „Dort ist auch der Platz, wo ich einst ruhen werde.“

Die wahrhaft herzliche Liebe zu Kindern bildete ebenfalls einen rührenden Zug ihres Gemütes. In den Sommermonaten weilten fast regelmäßig die drei Kinder der Kronprinzlich Griechischen Herrschaften und die vier, später sechs Söhne der Prinzlich Hessischen Familie im Schlosse Friedrichshof. Jeden Morgen mußte dann die kleine Prinzenschar vor der Erlauchten Großmutter Revue passieren. Dabei kniete die Kaiserin häufig nieder, um die Kleinen bequemer mustern und dann herzen und küssen zu können. Während die Kaiserin nur wenigen Auserwählten das Betreten der festlichen Räume im Erdgeschoß gestattete, ließ sie die Prinzlichen Kinder frei gewähren, wenn dieselben durch alle Räume jagten, einen Heidenlärm machten und auf Trompeten bliesen, daß es hallte.

Eines schönen Tages kamen die kleinen Griechischen Prinzen nach der Bibliothek und ließen dort sogar kleine Ballons steigen. Ein anderes Mal machten sie sich über meine Schreibutensilien, besonders über den Zollstock her, was die Kaiserin sehr belustigte. Mit rührender Geduld ertrug das die Kaiserliche Großmama alles, und mit glückstrahlenden Augen verfolgte sie dann die kleine Schar, wenn diese, von Gouvernanten und Bonnen abgeholt, als lange Karawane die Säle verließen. Wenn zuweilen irgendwo eines der Enkelkinder zum Vorschein kam, pflegte die Kaiserin ihm zuzurufen: „Oh! you angel.“ Diese Zuneigung übertrug die Fürstliche Frau aber auch auf Kinder ihr bekannter Familien, sogar auf Kinder aus dem Volke, welchen sie dauernd ihr herzlichstes Interesse bekundete.

Der ganze Verkehr im Schlosse Friedrichshof war auf einen edlen, liebe-

vollen und herzlichen Ton gestimmt. Das gilt auch von dem Verkehr der Hohen Frau mit der Dienerschaft. Alle Befehle, welche die Kaiserin ergehen ließ, wurden immer unter zartfühlender, verständnisvoller Berücksichtigung aller sich der Ausführung derselben entgegenstellenden Schwierigkeiten erteilt. Es gab für jeden viel zu tun, da die Schloßherrin viele Aufträge erteilte; aber die reizende Art, in der dieselben gegeben wurden, hatte etwas so Gewinnendes, daß man sich mit Begeisterung an die Arbeit machte. Trotz der schweren Schicksalsschläge, welche Ihre Majestät wiederholt so hart getroffen haben, war die Gemütsstimmung der Kaiserin eine durchaus heitere und bewegliche geblieben. Sie hatte unter Anderem einen schnellen Blick für komische Situationen, und um die Komik im Wesen einer Persönlichkeit besser zur Darstellung zu bringen, ahmte sie dann wohl auch gelegentlich deren Stimme und Haltung nach. Als ich einmal die Herzensworte von Lavater der Kaiserin zur Lektüre mitgeben wollte, meinte sie: „Die kenne ich auswendig, meine Großmutter (und nun ahmte sie die Stimme einer sehr alten Dame nach) hat uns immer mit solchen frommen Büchern traktiert." Man konnte die Hohe Frau zuweilen recht herzlich lachen sehen. Es war jene abgeklärte Gemütsruhe und Heiterkeit der Seele, welche nur einem philosophischen Geiste eigen ist, und welche gewöhnlich nur durch die bittersten, schmerzlichsten Lebenserfahrungen gewonnen wird. Sie entschuldigte die Fehler und Schwächen der Menschen, wo sie nur konnte, und wußte immer doch gute Seiten derselben herauszukehren. Nie duldete sie es, daß in ihrer Ggenwart über irgend jemand etwas Nachteiliges gesprochen wurde, und die Auffassung der Hohen Frau von Menschen und Dingen wurde von Jahr zu Jahr milder. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß das Leben auch Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten mit sich brachte; dieselben aber konnten immer nur ganz vorübergehend die Stimmung trüben. Nichts konnte die Hohe Frau aber mehr verdrießen, als verletzende oder unwahre Artikel in den Zeitungen. Da hieß es einmal, die Kaiserin Friedrich habe verhindert, daß auf dem Altkönig ein Aussichtsturm gebaut werden sollte, dabei hatte sie von dieser Angelegenheit gar nichts gehört. Und so manches andere, woran kein wahres Wort war.

So hatte die Kaiserin Friedrich in ihrem Leben, wie es ja gerade bedeutenden Fürstinnen so oft ergangen ist, mancherlei falsche Beurteilungen und üble, gänzlich unbegründete Nachrede erdulden müssen. Niemand gab sich die Mühe oder war geneigt, die Kaiserin Friedrich unbefangen und gerecht zu beurteilen. Eine andersgeartete Erziehung und Ausbildung, auf älterer Kultur fußend, die Hinneigung zu Fortschritten auf dem Volke damals noch nicht geläufigen Gebieten, wie der Volkserziehung, der öffentlichen Gesundheitspflege, dem Genossenschaftswesen, der Frauenfrage und vielen anderen, riefen eine falsche Beurteilung hervor. Die Kaiserin Friedrich hat wohl auch hier und da in ihrer tüchtigen Art, schnell einzugreifen, wo ein Verzug Schaden bringen konnte, aus Menschen-

freundlichkeit und Mitgefühl die ihrer hohen Stellung gebührende Zurückhaltung und Vorsicht zurückgestellt, denn es war ihrer wahrhaftigen Natur zuwider, durch äußere Erscheinung in Kleidung, Mienen und Gebärden wirken zu wollen, ohne indessen vielleicht dabei zu bedenken, welchen zahllosen, oft kleinlichen Beobachtern und urteilslosen Leuten ihre Hohe Person dabei ausgesetzt war, welche ihre höchsten Herrschaften immer in feierlichem und glanzvollem Lichte zu sehen gewöhnt sind. Auch die verbreitete Legende von einer zweiten Heirat der Kaiserin Friedrich gehört in das Reich der Märchen. Zuweilen äußerte sie wohl den Wunsch, ich möchte doch einmal einen Artikel schreiben, um solche verletzende und unwahre Behauptungen zurückzuweisen, aber der Gedanke, dadurch vielleicht wiederum neue Äußerungen zu veranlassen und Erregung in der Presse hervorzurufen, brachte die feinfühlende Fürstliche Frau bald wieder davon ab.

Abfällige Urteile über England und seine Kolonien empfand sie stets schmerzlich. „Die Engländer richten alle Kolonien schön und praktisch ein, bauen Wege und Eisenbahnen, errichten Post, Telegraphen, Hospitäler, Schulen und Polizei, und dann kann jedermann, welcher Nation er auch angehört, kommen und dort ungestört Handel und Wandel treiben. Und dafür braucht man ihnen doch nicht auf üble Weise zu danken." Es gibt auch Menschen, welchen es wie ein Unrecht erscheint, daß die Kaiserin Friedrich stets warme Sympathie für England bewahrt hat. Wer die Kaiserin Friedrich richtig beurteilen will, muß fest im Auge behalten, daß sie eine Engländerin war, wenn auch nicht durch Abstammung, so doch durch ihre ganze Erziehung und alle Eindrücke, welche sie von der Wiege an empfing.

Ein Engländer und eine Engländerin aber, auch wenn sie das höchste Alter erreichen, geben ihre Nationalität und ihre Zuneigung zum Mutterlande niemals auf, unter welchen Umständen sie sich auch befinden mögen, ganz im Gegensatz zu gar manchen Deutschen, welche, Gott sei es geklagt, viel weniger treu an ihrer Nationalität festhalten. Die Kaiserin Friedrich, das älteste Kind der Königin Victoria von England, führte, wie wir wissen, den Titel einer Prinzeß Royal und sie fühlte sich dadurch als die erste Prinzessin eines mächtigen Weltreiches mit sehr alter Kultur, und dieses stolze Gefühl hat sie nie verlassen. Zur Zeit, als die Prinzeß Royal von England den Preußischen Thronerben heiratete, war England noch auf vielen Gebieten weiter vorgeschritten als Preußen, z. B. in der öffentlichen Gesundheitspflege und Volkswohlfahrt, in der Frauenfrage, besonders aber auch im gesamten Kunstgewerbe, und das Bestreben der damaligen Frau Kronprinzessin war einzig und allein darauf gerichtet, alles Gute und Vortreffliche ihrer Heimat bei uns einzuführen. Man vergesse nicht, daß um 1840 herum Preußen unter den europäischen Großmächten erst an fünfter Stelle kam, und daß es erst nach dem Kriege 1866 eine wirkliche, den andern ebenbürtige Großmacht wurde.

Unrecht wäre es, von einer englischen Prinzessin etwas anderes zu verlangen, als was wir von unseren deutschen Prinzessinnen als selbstverständlich voraussetzen, daß sie auf einem ausländischen Thron unbedingt deutsch gesinnt bleiben. Und nehmen wir einmal an, die jetzige Kaiserin von Rußland, eine geborene hessische Prinzessin, hätte auch in ihrer neuen Heimat und am russischen Hofe deutsches Wesen, deutsche Sitten und deutsche Sprache völlig beibehalten, dann würde man das in Deutschland ganz in Ordnung finden und sie höchlichst dafür loben und preisen. Und warum denn also bei uns so fremdenfeindlich gegen eine englische Prinzessin? Es haben doch wahrlich genug deutsche Prinzessinnen auf fremdem Thron gesessen und sitzen sogar heute noch, wie auch schon öfters englische Prinzessinnen auf einem deutschen! Die Kaiserin Friedrich war nun einmal eine Engländerin und blieb es bis zu ihrem Tode. Ich kann es aber nicht oft genug ausdrücklich betonen, daß sie auch ihr neues Vaterland von ganzem Herzen liebte und fortwährend bestrebt war, für dasselbe zu wirken. Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Kaiserin Friedrich oft den Eindruck in Deutschland erweckte, als ob sie England ihrer neuen Heimat vorziehe. Näherstehende wußten, daß das eine irrtümliche Meinung war. Dieser scheinbare Widerspruch findet seine Erklärung darin — und ich lege den größten Wert darauf, das hier ausdrücklich auszusprechen —, daß die Kaiserin im Gespräch stets auf der Seite der abwesenden Personen oder Parteien war. In Deutschland konnte sie nicht genug England loben, und in England pries sie wiederum alles Deutsche in allen Tonarten und als vorbildlich in jeder Beziehung.

Die Kaiserin Friedrich selbst gab diese Erklärung noch zwei Jahre vor ihrem Tode.

Als eine Persönlichkeit im Laufe eines Gespräches die Hohe Frau frug, warum sie immer, bei jedem Konflikt zwischen Deutschland und England, bei jedem Vergleiche beider Länder auf seiten Englands trete, ja sogar bei der Leistungsabwägung des einzelnen Engländers gegenüber einem Deutschen den ersteren immer als den Tüchtigeren und Besseren hinstelle, erklärte die Kaiserin: „Ich bin immer auf der Seite der Abwesenden, in England mache ich es umgekehrt."

Das große, ihr innewohnende Gerechtigkeits-

gefühl, gepaart mit Widerspruchsgeist, waren die Triebfeder zu dieser Eigenart, Abwesenden oft in übertriebener Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sie zu verteidigen; es verriet aber auch zugleich eine seltene Vornehmheit des Herzens und der Gesinnung.

Auf politischem Gebiet war es nun der Herzenswunsch der Kaiserin Friedrich, und sie arbeitete unaufhörlich an dessen Erfüllung, Deutschland mit England in die allerengste Verbindung zu bringen, also gerade das Problem, um das sich die größten Staatsmänner beider Staaten jetzt bemühen. Aber zu ihrem größten Schmerz war all ihr Mühen umsonst.

Hier und da findet man auch Hinweise auf ein wenig gutes Verhältnis unseres regierenden Kaisers zu seiner Mutter. Auch das bedarf einer berichtigenden Erläuterung. Wenn je ernsthafte Gegensätze vorhanden waren, so ergaben sich dieselben bei der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers auf die natürlichste Weise. Die Kaiserin Friedrich mußte nach dem Heimgang des Kaisers, ihres Gemahls, mit einem Schlage allen ihren Plänen, Hoffnungen und Wünschen entsagen; ihre bisherige Lebensarbeit, die Vorbereitung für ihre Kaiserlichen Pflichten war gegenstandslos geworden. Der Besitz einer Kaiserinnenkrone ging mit der Fülle der in ihr liegenden Macht für immer verloren. Das war neben dem Verlust eines geliebten Gemahls eine furchtbare Prüfung für eine so hochstrebende Fürstin. Es lag nun aber einmal in der Natur der Sache, daß alle Macht des Kaiser- und Königshauses sofort an ihren ältesten Sohn überging, so daß sie gleichsam auch diesem untertan wurde. Wollte die Kaiserin Friedrich z. B. auch nur das Protektorat einer Ausstellung übernehmen, so bedurfte es der Erlaubnis des jetzigen Familienhauptes. Da ist es wohl verständlich, daß sie erst einige Zeit brauchte, sich in so gänzlich veränderte Verhältnisse zu schicken. Aber nach und nach gewann eine gewisse philosophische Art, alle Dinge zu beurteilen, wieder die Oberhand und die Gegensätze milderten sich von Jahr zu Jahr, so daß man wohl berechtigt ist, von einem erneuten, herzlichen Verkehr zwischen Mutter und Sohn in den letzten Lebensjahren der Kaiserin zu sprechen. Dafür gibt es unzählige Beweise und noch mehr Augenzeugen. Der Kaiser hat jede nur denkbare Gelegenheit benutzt, seine Kaiserliche Mutter zu ehren, auszuzeichnen und ihr mancherlei Wünsche zu erfüllen.

Auch die Liebe zu ihrem Gemahl, dem Kaiser Friedrich, wurde hier und da in Zweifel gezogen, und das mit großem Unrecht. Im Hause des damaligen Kronprinzen herrschte allezeit ein herzliches, inniges Familienverhältnis. Die sonnige, strahlende Freundlichkeit unseres „Fritz“ im Kreise seiner Lieben zeugte für sein Familienglück und die aufopfernde, hingebende Pflege seiner Frau am Krankenlager bei Tag und bei Nacht durch länger als ein Jahr ist ein Beweis

für ihre treue Gesinnung gegen ihn. Wie unzählige Male gedachte die Kaiserin mir gegenüber der glücklichen Zeiten an der Seite ihres Gemahls.

Unzutreffend, wie so vieles, waren auch die Urteile, welche der Hohen Frau eine übertriebene Sparsamkeit nachsagten. Das Vermögen und die jährlichen Einnahmen der Kaiserin sind ganz bedeutend überschätzt worden, und die Anforderungen, welche von allen Seiten an ihre Schatulle gestellt wurden, gingen ins Ungemessene. Die Erbschaft von der Herzogin von Galliera war erheblich geringer, als man allgemein meinte, und wurde für den Bau des Schlosses verwendet. Den ganzen Tag liefen Bittgesuche aus dem ganzen Deutschen Reiche ein. War irgendwo der Familienvater gestorben oder trat Krankheit ein, sofort wendete man sich mit der Bitte um Unterstützung an die Hohe Frau. Dabei war es so schwer, die richtige Auswahl zu treffen. Dann wurden Ehrenpreise für alle möglichen sportlichen Veranstaltungen von ihr erbeten: für Schützenfeste, Blumenkorsos, Lawn-Tennis-Turniere, Sängerfeste usw. Und wie oft spendete die Kaiserin äußerst wertvolle Gegenstände, so unter anderem prachtvolle silberne Ehrengeschenke, verschiedene Pokale in jeder Art! Der Bau des Schlosses Friedrichshof hatte sehr große Summen gefordert und die Kosten der Erhaltung desselben, sowie des Parkes, als auch die Wiederherstellung der alten Burg Cronberg waren sehr bedeutend. Ebenso stellte die vornehme Führung der Kaiserlichen Hof- und Haushaltung, dazu der viele Besuch, große Anforderungen an die Schatulle. Dazu kamen ganz erhebliche Ausgaben für Geschenke und Zuwendungen an die zahlreichen, unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehenden Wohltätigkeits- und Bildungsanstalten, für Ehrengeschenke an die Regimenter, deren Chef sie war, dann für Kirchenbauten, für Notstände, durch elementare Ereignisse hervorgerufen, für Reisen und dergleichen mehr. Es gehörte ein wahres Talent dazu, allen Anforderungen in dieser Hinsicht gerecht zu werden. Und wer war nicht alles zu beschenken? Außer den Hohen Angehörigen die Hofstaaten, die Dienerschaft, das übrige Personal bis zum letzten Gartenarbeiter, befreundete Familien, gute Bekannte, die Vorstände der unter dem Protektorat Ihrer Majestät stehenden Anstalten usw. Welche Schwierigkeiten boten sich, immer das Zweckentsprechende herauszufinden für so verschiedene Ansprüche und dabei den Betreffenden eine wirkliche Freude zu bereiten. Es verging fast kein Tag, wo die Hohe Frau ihren hochherzigen Wohltätigkeitssinn nicht in reicher Weise betätigte. Die jährlichen Einnahmen mußten aber reichen, und da sah es denn wohl die Kaiserin Friedrich als ihre Pflicht an, gelegentlich in sparsamer Lebensführung mit gutem Beispiel voranzugehen.

Der Abschied von Cronberg im Herbst wurde der Schloßherrin von Friedrichshof jedesmal unendlich schwer. „Der Abschied wird mir so schwer", sagte sie einst, „ich fühle mich wie eine Muschel ohne Schale, welche im Meere herumgeworfen wird, wenn ich auf Reisen bin". Die Kaiserin pflegte dann stets noch einmal kurz zu rekapitulieren, was sie im Laufe des letzten Sommers in Cron-

berg geschaffen habe und was noch zu tun bliebe. „Dieses Jahr ist wieder Manches geschehen. Sogar das letzte Bett im neuen Krankenhaus ist bezahlt. Aber es fehlt noch viel.“ Und welcher Segen ging von ihrer erhabenen Person aus, vor allem für die Stadt Cronberg! Wie mit dem Zauberstabe berührt verwandelte sich das kleine, bescheidene Landstädtchen in einen stattlichen Villenort, wo die ersten Patrizierfamilien Frankfurts sich prächtige Landhäuser für den Sommeraufenhalt erbauen ließen. Grundlose Wege verwandelten sich in vortrefflich gepflasterte und chaussierte Fahrstraßen, von schattenspendenden Bäumen eingefaßt; der Gesundheitszustand, welcher vordem viel zu wünschen übrig ließ, wurde durch die Anlage einer Kanalisation und Sauberhaltung der Häuser und Straßen ein ausgezeichneter. Dazu kam die Erbauung eines vollendet eingerichteten Krankenhauses, dessen Leitung dem Leibarzt der Kaiserin, Dr. Spielhagen, unterstand, die Errichtung eines Armenhauses, einer Victoria-Schule und einer Volksbibliothek. Ferner die Schaffung und Anlage des Victoria- und Kaiser-Friedrich-Parkes, die Wiederherstellung der alten hochinteressanten Stadtkirche und der alten Burg. Das sind die kostbaren Vermächtnisse, welche die hochgesinnte Kaiserin Friedrich der Stadt Cronberg hinterlassen hat!

Und wenn die Hohe Frau nach einem langen Winter im April oder Mai nach Cronberg zurückkehrte, dann wurde sofort die Tätigkeit auf allen Gebieten wieder aufgenommen. Gleich vom Bahnhof aus ging es zu eifriger, kritischer Umschau in alle Teile ihres Besitztums, in die Gärtnereien mit den Treibhäusern, in die Meierei, in den Park. Mit vom Eifer der rastlosen Tätigkeit leicht geröteten Wangen betrat sie dann schließlich auch das Schloß. Auf ihrem Umgange durch alle Räume kam sie auch in die Bibliothek. Mit herablassendem und zugleich humorvollem Gruß pflegte sie mich dann anzusprechen, und teilnehmend frug die Hohe Frau nach dem Befinden und den Erlebnissen der letzten Zeit. Und vom ersten Tage der Rückkehr Ihrer Majestät nach Schloß Friedrichshof an begann die rastlose Arbeit an allen Stellen des umfangreichen Betriebes.

Felix Freudenthal:
Bei den Gesundbetern Berlins.

Die religiöse Gesellschaft, in deren Mitte ich eine recht interessante und teilweise erbauliche Abendstunde verlebte, leitet ihre Bezeichnung, dem englischen Ursprung der sogenannten christian science folgend, von der christlichen Wissenschaft her. Der Name ist wohl absichtlich etwas farblos und allgemein gehalten, um sich nicht auf ein bestimmtes Mißtrauen erweckendes Schlagwort festzulegen. Für Sektenwesen und Wunderglauben leider ohne rechtes Verständnis, wäre es mir schwerlich in den Sinn gekommen, an der frommen Mittwochsversammlung im Berliner Beethovensaal teilzunehmen, hätte nicht eine hochgebildete Angehörige unserer besten bürgerlichen Kreise mir wiederholt erzählt, der regelmäßige Besuch jener Vereinigung wäre bei ihr von außergewöhnlicher Wirkung gewesen. Sie habe nur dadurch ihre „Seelenruhe“ wieder erlangt, Krankheiten und körperliche Leiden seien fortan ihr und ihrer Familie fern geblieben, Ärzte hätten die Schwelle ihres Hauses zu Berufszwecken nie mehr überschritten. Freilich stammte die Dame aus einer psychopathisch nicht ganz sattelfesten Familie; sie neigte selbst sehr zu exzentrischen Anschauungen und begeisterte sich schneller wie andere Sterbliche für Personen und Ideen, um ebenso rasch in entgegengesetzte Extreme zu geraten. Dazu kam, daß sie mit ihr nahestehenden Personen ungewöhnlich viel Unglück erlebte; namentlich in den letzten Jahren spielte ihr das Schicksal überaus böse mit. So, für suggestive Eindrücke gewissermaßen präpariert, wurde sie auf die Zusammenkünfte der Jünger christlicher Wissenschaft aufmerksam gemacht, deren günstiger Einfluß bei psychischen Depressionen und körperlichem Unbehagen ihr vielseitig gerühmt wurde. Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie gesellte sich zu den gleichgestimmten Seelen und fand, wie sie ernstlich versicherte, im Schoß der gläubigen Gemeinde wirklich den trostreichen Beistand, nach dem sie sich lange vergeblich gesehnt hatte.

Nur der feste Glaube an die unerklärlichen, weil „übernatürlichen“ Heilerfolge sowie das inbrünstige Gebet aller Genossen mit dem ihren vereint, so beichtete sie weiter, hätten sie wieder aufgerichtet und ihr frischen Lebensmut eingeflößt. Mit dem seelischen Gleichgewicht (?) sei auch die körperliche Gesundung zu ihr und zu ihren Kindern zurückgekehrt und sonach wäre sie lediglich durch die Bekanntschaft und das Verharren in der von christlicher Liebe erfüllten Gemeinde eine wahrhaft zufriedene Gattin und Mutter geworden.

Durch die packende Schilderung aller dieser Vorzüge neugierig geworden, wollte ich nun auch meinerseits den neuen Tempel der Glückseligkeit kennen lernen. So fuhr ich eines Mittwochs zur Philharmonie, deren geräumiger, in der Köthener Straße belegener, sonst überwiegend musikalischen und oratorischen Aufführungen dienender geschmackvoller Saal seit mehreren Jahren für die Einführung in die

modernen eleusinischen Mysterien bestimmt ist. Schon in der matt erleuchteten Vorhalle traf ich mit vielen Personen, überwiegend Mädchen und Frauen, jeden Alters und Standes zusammen, die hier warten mußten, weil der englische Gottesdienst, der dem deutschen unmittelbar vorhergeht, noch nicht zu Ende war. Natürlich sah ich mir die Anwesenden etwas genauer an. Meine Voreingenommenheit und die Befürchtung an dieser Stelle lediglich auf stupide Gesichter, lang- und schwarzröckige Frömmler, bleichsüchtige augenverdrehende Betschwestern und unsympathische Hallelujabrüder zu stoßen, erwies sich anscheinend als unbegründet. Denn ich erblickte neben einfach gekleideten, nicht übermäßig klug dreinschauenden Alltagsmenschen eine ganze Reihe solcher Gestalten, die der Berliner als „helle" bezeichnet, die also ganz gewiß nicht auf religiös zugeschnittenen und biblisch auffrisierten Hokuspokus hineinzufallen pflegen. Wohl merkte ich aber bei schärferer Beobachtung manchen Personen etwas Anormales, eine schwere Nervenabspannung oder eine nur mit großer Mühe zurückgehaltene seelische Erregung an. Niedergeschlagenheit, bitterer Kampf mit dem Leben malte sich hier und da in den bleichen Mienen aus. Frauen in tiefer Trauer standen neben hoch modern gekleideten, fröhlich plaudernden jungen Leuten umher. Die meisten schienen nicht etwa der Unterhaltung wegen, sondern einer innersten Überzeugung folgend, gekommen zu sein. Endlich zeigte sich Bewegung in der geduldig ausharrenden Menge. Die Briten und Amerikaner — eigentlich wurden nur Vertreterinnen des schönen Geschlechts in höheren Semestern sichtbar — verließen jetzt das Haus, und die immer zahlreicher werdenden deutschen Frauen und Männer füllten rasch den festlich erleuchteten Raum. Auf der Vortragsbühne erblickte ich eine einfache, nicht zu hohe Kanzel, umgeben von mehreren Lorbeerbäumen, oben auf der Empore ein gewöhnliches Harmonium, das war die ganze Kultusausstattung dieser interessanten Gemeinde. An den Wänden hängende Bekanntmachungen ersuchten das Publikum, Gespräche und Unterhaltungen zu unterlassen, jedenfalls eine recht vernünftige Aufforderung, die auch streng befolgt wurde.

Einige Aufseher wiesen den Besuchern in höflichster Form Plätze an, und viele von den Erschienenen begrüßten sich gegenseitig als langjährige Bekannte mit lautlosem Kopfnicken und Händedruck. Plaudereien und Dialoge, wie man sie sonst vor Beginn des Gottesdienstes in Kirchen häufig zu hören bekommt, fielen hier völlig weg. Dagegen vertieften sich viele in die kleinen zierlichen Gesangbücher, die sie zu ihrer Erbauung mitgebracht hatten. Einige Exemplare wurden auch auf Wunsch von den Aufsichtsbeamten verteilt. Dann begann ein ziemlich langes choralartiges Vorspiel auf dem Instrument, jedenfalls um die ernste Stimmung und notwendige Sammlung, soweit sie etwa noch fehlte, bei allen Anwesenden hervorzurufen. Gleich darauf bestieg die Leiterin und geistige Führerin dieser Versammlungen, eine vielleicht 40jährige durchaus sympathische schlanke Dame mit vornehmem, wenn auch etwas asketischem Gesichtsausdruck die

Kanzel, um in klarer, vernehmlicher Sprache ohne die übliche, den Predigern eigentümliche Einleitung und Tonart ein Kapitel aus der Heiligen Schrift zu verlesen, das sie dann frei von dogmatischen Zugaben in natürlicher Weise zu erklären suchte. An dem nicht ganz verleugbaren ausländischen Akzent verriet sich hier und da die Engländerin. Sie war einfach und schmucklos, nicht etwa schwarz gekleidet; ihr Auftreten bei aller Bescheidenheit doch energisch, kraftvoll und so entschieden, daß die Verwunderung, auf hervorragendem, sonst nur Männern vorbehaltenen Priesterplatz eine Angehörige des schwachen Geschlechts amtieren zu sehen, sich kaum einstellte. Sie sprach durchaus nicht in jener unleidlichen, gespreizten und geschwollenen Modulation, die so viele Pastoren an sich haben, vermied es anscheinend absichtlich, über die Gottheit Christi, über Wunder und Zeichen sich auszulassen, ermahnte dagegen um so nachdrücklicher ihre Gemeinde, jederzeit den Glauben an einen allgütigen Schöpfer und dessen Erhörung menschlicher Gebete festzuhalten. Ihrer Weisung entsprechend wurden vor und nach dem Vortrag einige Gesangbuchverse unter Harmoniumbegleitung stehend gesungen; zu einer besonderen ausführlichen Predigt kam es nicht weiter. Das wirklich Merkwürdige an diesem sonst ganz vernünftigen und einwandsfreien Gottesdienst ließ aber nicht lange auf sich warten. Die Rednerin forderte nämlich nach einigen einleitenden Worten über die Vorzüge der christlichen Wissenschaft die Zuhörer auf, ihre persönlichen praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete des Gebets und des Glaubens hier öffentlich zu bekunden. Einer antiken Statue ähnlich, stand sie regungslos, ohne eine Miene zu verziehen, auf ihrer Kanzel, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Zwei, drei, vielleicht fünf Minuten verstrichen, ohne daß sich jemand aus der in stiller Andacht und Erwartung versunkenen Versammlung meldete. Man hätte das Ticken einer Taschenuhr vernehmen können.

Da endlich, eine leise klagende, zögernde Stimme. Hinter mir erhob sich eine ältere Frau, die anfangs in stockender, etwas ängstlicher Sprache, dann in durchaus glatter und gewählter Form erzählte, wie sie lange Zeit von heftigsten Zahnschmerzen gepeinigt worden, aber aus Furcht vor dem Zahnarzt keinen sachverständigen Rat aufgesucht habe. Schließlich sei sie, als das „Reißen" immer unerträglicher wurde, durch anhaltendes Gebet und durch die unerschütterliche Hoffnung auf die himmlische Barmherzigkeit ganz plötzlich, so zu sagen über Nacht, von ihrem Leiden befreit worden. Dankbar und voller Überzeugung pries sie die übernatürliche Gnade, insbesondere die von der Versammlungsleiterin ausgehende Anregung zum zuversichtlichen Abwarten und zum felsenfesten Vertrauen auf die Gebetserhörung; sei ihr doch der ersichtliche Erfolg in so reichem Maße zuteil geworden. In tiefstem, keinen Zweifel gestattenden Schweigen nahm die Gemeinde von der Zahnschmerzenbeichte dieser ohne Kamillenumschläge oder sonstige Hausmittel geheilten schönen Seele gebührend Kenntnis. Bald darauf stand am anderen Ende des Saals eine recht hübsche Blondine auf, die in fließender

gebildeter Ausdrucksweise über eine ähnliche Gebets-Genesung von jahrelangem schweren Magenübel, das kein Arzt beseitigen konnte, eingehend berichtete. Die wunderlichste Geschichte trug jedoch gleich nach ihr eine Dritte vor. Sie habe vor mehreren Tagen eine kostbare, als Andenken an eine teure Verstorbene ihr besonders wertvolle Brosche verloren, gerade als sie, ich glaube „Unter den Linden" und in der Friedrichstraße, spazieren ging. Erst nach einer ganzen Weile habe sie den Verlust bemerkt. Heftig erschrocken sei sie umgekehrt, habe jedoch in dem dichten Menschengewühl, und da sie auch nicht einmal annähernd gewußt, in welcher Straßengegend ihr das Erbstück abhanden gekommen, trotz allen Suchens den Gegenstand nicht gefunden. Ratlos und verzweifelt habe sie zum Gebet und zur „christlichen Wissenschaft", deren eifrige Anhängerin sie sei, ihre letzte Zuflucht genommen. Und wirklich — mitten in ihrer Fürbitte sei ein Herr mit der Frage auf sie zugekommen, ob sie vielleicht vor wenigen Minuten hier eine Brosche verloren habe. Er hätte sie gefunden und sei bereit, wenn sie sich als deren Eigentümerin ausweise, sie ihr sofort zu behändigen. So sei sie wirklich wieder in den Besitz des wertvollen Andenkens gelangt. Mit Dank an die Vorsehung, die ihre Bitten erhört, wollte die Sprecherin diesen Fall augenscheinlicher Gnade den Zuhörern nicht vorenthalten. Ich vermutete, wenigstens ein Teil der Anwesenden würde diese abenteuerliche Geschichte mit bedenklichem Kopfschütteln aufnehmen; aber das war keineswegs der Fall. Selig sind, die da glauben! Für Zweifler und Opponenten war in diesem Kreise kein Platz. Laute Protestrufe hätten sicher recht unliebsame Erfahrungen gemacht. Und doch bleibt es immer eine sicher nicht leichte psychologische Aufgabe, derartige Massensuggestion erschöpfend zu erklären. Mag auch bei vielen Anwesenden ein hoher Grad von Hysterie und Nervenüberreizung, von phantastischen Vorstellungen und religiöser Schwärmerei zur Erzeugung und Befestigung ihres Wunderglaubens mitspielen, schließlich sind doch nicht alle, die sich hier zusammenfinden, krankhaft veranlagt. Der gegenseitige Zuspruch, das Bewußtsein, einer größeren, denselben Zielen zustrebenden, von gleicher Zuversicht in Wirkung und Erhörung des Gebets erfüllten Gemeinde anzugehören, und nicht am wenigsten die fesselnde Sprache einer von der wundertätigen Heilkraft ihrer „Wissenschaft" felsenfest überzeugten Vorsteherin und Leiterin werden gewiß manches dazu beitragen, die ersehnte geistige oder körperliche Wiederaufrichtung zu fördern. Auch der energische Wille leichter, teils eingebildeter, teils mit der Zeit ohne ärztliche Hilfe heilbarer Krankheiten Herr zu werden, ja die unerschütterliche Hoffnung auf den Beistand einer höheren Macht sind erfahrungsmäßig nicht zu unterschätzen. Wissen wir doch aus dem täglichen Leben, wie besonders Priester, Ärzte und andere ganz besonderes Vertrauen genießende Persönlichkeiten schon durch ihr bloßes Erscheinen, durch Zuspruch und Berühren, durch tröstendes und liebreiches Wesen, namentlich weiblichen Patienten gegenüber, eine geradezu erstaunliche beruhigende und wohltuende Wirkung auszuüben imstande sind. Natürlich, ein zu amputieren-

des Glied wird niemand durch Gesang und Bibelsprüche wieder leistungsfähig machen, und gegen Tuberkulose, Zuckerkrankheit, Krebs und sonstige verheerende Leiden würden Psalmen und Frömmigkeit gewiß nicht viel ausrichten. Das chirurgische Messer kann kein Kanzelredner ersetzen und hoffnungsloses Siechtum läßt sich durch keine christliche „Wissenschaft", durch keine noch so schöne Predigt aus der Welt schaffen. Ebensowenig läßt sich eine Art Telepathie dadurch herstellen, daß sogar für dritte, nicht anwesende Schwerleidende eine „Konzentration" frommer Betrachtungen, wie der Kunstausdruck wohl lautet, erfolgen soll. Gewiß steht diese wunderliche Art des Gesundbetens mit jenem feierlichen und tiefernsten Gottesdienst in einiger Verwandtschaft, der bei hoffnungsloser Erkrankung hoher Persönlichkeiten kurz vor ihrem Hinscheiden angeordnet wird. Der Hauptunterschied besteht freilich darin, daß hier der Himmel erst angerufen wird, wenn alle ärztliche und menschliche Kunst versagt, während die christliche „Wissenschaft" der medizinischen Wissenschaft gegenüber einen durchaus feindlichen Standpunkt einnimmt und die Besserung und Heilung lediglich von der religiösen Konzentration, von dem Versenken in die göttliche Güte erwartet. Welch' schwere Verantwortung die Führer und Leiter der gläubigen Sekte mit ihrer verführerischen Irrlehre übernehmen, welch' verhängnisvollem Ausgang organische Erkrankungen entgegengehen, die unter Abweisung heilkundiger Sachverständiger nur durch Gebet geheilt werden sollen, ist jedem, nur nicht den fanatischen Anhängern jener Pseudowissenschaft klar. Selbst wenn man bei einer ganzen Kollektion von Leiden naiven Gemütern gern entgegenkommt und ihrer Hoffnung gegenüber, durch ein Wunder und Erhörung geheilt zu werden, willig ein kritisches Auge, mitunter sogar beide zudrückt, so kann doch selbst der blödeste Mensch zwischen einer abhanden gekommenen Brosche und der göttlichen Allbarmherzigkeit einen logisch unanfechtbaren Zusammenhang nicht konstruieren. Die Fackel der Aufklärung und Erkenntnis werden wir leider vergeblich in eine phantastisch und schwärmerisch erregte Gemeinde hineintragen; sie würde auch sehr bald erlöschen, denn nichts ist schwerer, als von der Richtigkeit ihres Glaubens überzeugte, sich über die ehernen Gesetze der Natur hinwegsetzende Menschen in die Nüchternheit und Realität des irdischen Daseins zurückzuführen. Übrigens hatte die priesterliche Vorsitzende der Versammlung, in der ich anwesend war, darin ganz recht: Zweiflern und Ungläubigen wird die christliche Wissenschaft wenig nützen. Sie verlassen den Saal, ohne in ihrer Anschauung, daß Arzt und Arznei, Natur und Diät wichtigere Heilfaktoren sind als alle „Konzentration" auch nur im geringsten irre zu werden. Sie werden sich in Krankheitsfällen nach wie vor an medizinische Sachverständige wenden, und wenn sie das Glück haben, durch deren Diagnose und Behandlung geheilt zu werden, der ärztlichen Kunst dankbar sein, das gefährliche Experiment des Gesundbetens aber ruhig den Aposteln der christian science überlassen.

Martin Feuchtwanger: „Der Bogen des Odysseus“.

Ein neues Drama von Gerhart Hauptmann.

Niemals hat man mit größerer Spannung auf ein neues Schauspiel von Gerhart Hauptmann gewartet als jetzt. Die stillose, nicht ausgearbeitete „Griechische Reise“, das unkünstlerische Jahrhundertfestspiel und die beiden ahnungslosen Kinderbücher ließen in allen, die Gerhart Hauptmann geschätzt und verehrt hatten, Zweifel an seinem Können aufkommen. Und nun zeigt es sich, daß das Resultat der griechischen Reise doch mehr war als ein hingeworfenes Tagebuch, daß uns der Dichter nach langem, innerem, ehrlichem Ringen wieder ein Drama vorlegen kann, das zwar nicht frei von Fehlern ist, das aber immerhin zu seinen bedeutendsten Werken gehört, das zweifelsohne eine Bereicherung der dramatischen Literatur bedeutet und das Produkt mühseliger Arbeit mit sorgfältiger Nachfeile ist.

Das Griechenland von heute hat dem Dichter Interesse für die Antike beigebracht; er hat sich in den Geist der griechischen Dichtung hineingefunden und er hat eines der bedeutendsten Werke des Altertums zum Vorwurf für ein Schauspiel genommen. Er hat aus dem Stoff, den er im zweiten Teil der Odyssee fand, das Drama „Der Bogen des Odysseus“ geschmiedet, das im Januarheft der „Neuen Rundschau“ veröffentlicht und noch in diesem Spieljahr aufgeführt werden wird.

Vor wenigen Jahren schon hat die Odyssee einen anderen deutschen, Gerhart Hauptmann in jeder Hinsicht fremden Dichter zu einem Drama angeregt. Fritz Lienhards „Odysseus“ war dessen stärkstes und geschlossenstes Drama. Hauptmann behandelt denselben Teil der Odyssee wie Lienhard: Die Heimkehr des Odysseus und die Säuberung seines Palastes von den Freiern. Obwohl der Dichter den Geist Homers im Drama wieder aufleben läßt, schafft er, wenigstens was die Höhepunkte betrifft, frei. Er führt von ihm selbst erfundene Personen ein, seine Menschen sind anders geartet als die Homers und auch die Handlung weicht von der der Odyssee ab. Gerhart Hauptmanns Drama spielt sich vom Anfang bis zum Ende auf dem Hof des Schweinehirten Eumaios ab. Alles geschieht an einem Tag. Odysseus kehrt als ein gehetzter, wahnsinniger, schmutziger Bettler nach zwanzigjähriger Irrfahrt an dem Tag nach Ithaka zurück, an dem auch Telemach von seiner Fahrt nach Pylos heimkehrt. Die Freier der Penelopeia haben Telemach aufgelauert, ihn zu töten; aber er ist heimlich an Land gegangen und so den Feinden entronnen. Weder Eumaios, noch Telemach, noch des

Heimgekehrten Vater Laertes erkennen Odysseus. Doch allerlei Wunderzeichen zeigen an, daß der große Tag, da die Herrschaft den Freiern entrissen wird, gekommen ist. Eumaios hat einen seltsamen Traum gehabt, Pallas Athene hat ihm befohlen, den Bogen seines Herrn bereit zu halten und einzufetten. Die Wässer auf dem Boden Odysseus', die lange Zeit versiegt waren, beginnen machtvoll zu rauschen. Zeus tut seinen Willen im Donner kund. Und allmählich merken sie alle, daß Odysseus zurückgekehrt ist. Nur die Freier wiegen sich in Sicherheit. Die vier Mächtigsten und Prahlerischsten finden sich im Haus des Eumaios ein, um hier zu prassen, Kunde über Telemachs Verbleib zu erhalten und mit der Dirne Melanto zu buhlen. Tierisch betrunken und lüstern treiben sie mit Telemach Spott, sie beschimpfen Penelopeia und höhnen den toten Odysseus. Sie wollen seinen Bogen spannen und sehen, daß ihre Kraft kläglich versagt. Da ergreift der ekle Bettler die Waffe; sie erkennen Odysseus und der streckt sie nieder. Mit dem Ausblick auf viele Arbeit, die noch zu tun sei, endet das Drama.

Man darf Gerhart Hauptmann nicht zum Vorwurf machen, daß er die Vernichtung der Freier und die Wiedererrichtung von Odysseus' Herrschaft nicht zu Ende geführt habe. Der Übersicht und der Ordnung halber läßt der Dichter nur vier Freier auftreten. Es ist selbstverständlich, daß das begonnene Werk in Bälde und mit Kraft zu Ende geführt wird. Der letzte Spatenstich gehört nicht auf die Bühne; vollendete Odysseus sein Werk auf der Szene, es wäre ein grober Kunstfehler. Bedenklicher ist es, daß Hauptmann das Zusammentreffen des Odysseus mit Penelopeia gänzlich außer acht läßt. Penelopeia, die seltsamerweise in dem Stück überhaupt nicht in Erscheinung tritt, ist von dem Dichter durchaus unklar gezeichnet. Bald scheint es, daß sie ihrem Gemahl die 20 Jahre hindurch treu war und die Freier nur widerwillig duldete, daß ihre Güte und ihre Sanftmut sie davon abhielten, die ungebetenen Gäste vor die Türe zu setzen. Bald aber ist es, als ob Penelopeia nur aus Furcht und einem Rest von Pflichtbewußtsein sich noch keinem von den Freiern geschenkt hätte; sie hat sich dann schon recht weit mit den Herren eingelassen und freut sich zum mindesten über die Abwechslung an ihrem Hof, die die Freier mitbringen. Der Naturalist Hauptmann haßt die Übertreibung. Ein deutliches und konsequent durchgeführtes Ja oder Nein kennt er nicht. Zweifel und Mißtrauen sind bei ihm Voraussetzung. Niemand vertraut bei ihm ganz, niemand liebt hingebungsvoll, nur zaghaft malt er Restlos-Schlechte. Und leider ist auch niemand bei ihm ein Mann von felsenfesten Entschlüssen. So kommt es, daß Penelopeia so unklar wurde; Gerhart Hauptmann wollte es wohl gar nicht anders. So kommt es auch, daß bei ihm Odysseus nicht der schwergebeugte Bettler ist, der sich angesichts der Heimat wieder aufrichtet und mit gigantischer Macht ans Werk geht, sondern eine merkwürdig zerfahrene Gestalt, die so gelitten hat, daß sie schmutzig-hündisch und wahnsinnig sich gebärdet. Diese Gestalt kann nicht mehr der homerische Held werden. Gerhart Hauptmann hat aus Odysseus eine Doppelfigur gemacht. Er ist kein Gebeugter,

sondern ein räudiger Hund und er ist kein Held, sondern ein Halbgott. Bei Homer wächst der eine aus dem anderen heraus, bei Gerhart Hauptmann ist er beides zugleich und er wechselt in seinen beiden Gestalten; er wechselt so oft, daß von einer Entwicklung nicht mehr die Rede sein kann. Ein Drama etwa im Sinn Schillers oder Goethes zu schaffen ist Hauptmann unmöglich. Stürmische Bewegtheit gilt ihm mehr als sichere Linien. Sein neues Stück ist ungemein spannend und aufregend, ungemein dramatisch und theatralisch, aber nicht groß und geschlossen, trotz der guten Ansätze, die in den beiden ersten Akten gemacht werden.

In der Sprache hat der Dichter den Naturalisten streckenweise gänzlich niedergekämpft. Er achtet auf schöne, gleichmäßig anschauliche und edle Jamben. Wenn er auch starke, fast rohe Eindrücke einfließen läßt, so geben seine Schilderungen doch häufig große und dichterische Bilder. Meisterlich sind beispielsweise die Worte des Telemach, die er vor dem Erkennen an Odysseus richtet:

Seit ich zum erstenmal dich sah, ward ich
Erregt zum Mitleid halb und halb zum Grauen.
Du starrst von Unflat, deine Augen quellen
Aus blut'gen Rändern, deine Brauen sind
Verfilzt und buschig. Deine Lippe trieft
Und feuchtet dein verwirrtes Bartgestrüpp,
Das kein Schermesser sah seit vielen Jahren.
Spärlich bedecken Lumpen deinen Leib,
Den ausgemergelten, von Hunger, Siechtum und
Alter gekrümmten. Deines Mundes Laute
Sind stammelnd. Deiner Brust entringt sich pfeifend
Und röchelnd ein verdorbner Atem. Du
Starrst grinsend bald und blöde vor dich hin,
Bald blökst du laut und blöde wie ein Tier,
Kurz, scheinst besessen und entwürdigt und
Gebunden in unheilbaren Wahnsinns Nacht.
Doch dann auf einmal ist es mir, als wärest
Du weder alt noch krank, noch arm, noch hilflos,
Und aus dem Grunde deiner Seele winke
Mir etwas heimlich zu: 'ne Weisheit,
'ne Wahrheit, durch den Gauklerwirrwarr, der
Mir vor den Augen steht und mich anekelt.

Erst in den beiden letzten Akten verfällt der Dichter wieder in seine alte, übertrieben naturalistische Ausdrucksweise. Er lehnt sich gern an Shakespeare an; was aber bei Shakespeare kraftvoll herauskommt, erscheint bei Hauptmann überreizt und häßlich. Einige Verse des Dramas sind so kraß und widerlich, daß sie wohl auf keiner Bühne gesprochen werden. Genug sagt folgende szenische Bemerkung: „Die vier Freier treten wiederum ein, von Trunk, Haß, Erotik und Nacht in einen furchtbaren Wahnwitz gehüllt.“ Auch die Reden, die die Freier in ihrer Trunkenheit über Penelopeia an deren Sohn richten, stören jedes künstlerische

Gebilde. Indes, es scheint Hauptmann mehr auf die Bühnenwirkung anzukommen als auf den künstlerischen Gehalt. Daß sein Drama auf der Bühne einen gewaltigen, aufregenden Eindruck machen wird, ist sicher. So starke dramatische Effekte, wie in seinem „Bogen des Odysseus" hat Gerhart Hauptmann bis jetzt noch nie erreicht.

Dr. Georg Wolff: Bewußtsein und Traum.

Nicht immer, wenn wir den Mechanismus unseres Großhirns ausschalten, wenn wir den überanstrengten Ganglienzellen im Schlaf Ruhe verschaffen wollen, vermögen wir das Bewußtsein darin vollständig zu löschen. Geringe Bewußtseinsreste bleiben uns zuweilen auch im Schlafe und haften als Träume in unserer Erinnerung. Prinzipiell unterscheidet sich das Traumbewußtsein nicht vom Wachbewußtsein; wie letzteres zeigt es uns an, daß Leitungsvorgänge in den feinsten Elementen des Gehirns, den Ganglienzellen und Nervenfasern, statthaben.

Nur dem Grade nach sind die beiden Zustände voneinander verschieden; das Traumbewußtsein ist gewissermaßen ein unvollständiger Wachzustand des Gehirns, ein durch die Sinnesreize der Außenwelt nicht beeinflußter, nicht an die Schranken der Wirklichkeit gebundener Bewußtseinszustand. Dem Traume fehlt die Kontrolle durch die Wirklichkeit; darum nehmen die Vorgänge in ihm einen so regellosen Verlauf, darum entstehen oft so bizarre und phantastische Gebilde, die, wenn wir völlig wach sind, unsere Verwunderung herausfordern und intellektuell wenig geschulte Menschen oft zur Mystifikation ihrer Traumvorstellungen veranlaßt haben.

Während wir im wachen Zustand unsere Vorstellungen stets durch die Vernunft beherrschen lernen, die wir als Bewußtseinsresultante der durch Sinnesreize in unserem Gehirn eingegrabenen Erinnerungen und der Fähigkeit, sie zu neuen Vorstellungen miteinander zu kombinieren, auffassen, fehlt uns im Traum jede bewußte Regulation unserer Vorstellungen. Die Großhirnrinde als der eigentliche Sitz unserer Seelentätigkeit befindet sich auch im Traum in einem gewissen Erregungszustand; die in ihren Ganglienzellen seit langem aufgespeicherten Vorstellungen nehmen keinen geordneten Verlauf, sondern verbinden sich miteinander zu Assoziationen, die ohne bestimmte Reihenfolge zusammengetreten sind. Das unendlich komplizierte Getriebe des Hirnmechanismus liegt brach, es fehlt die ordnende Vernunft, die unter kritischer Würdigung der von außen auf uns einstürmenden Sinnesreize die Unzahl der aufgespeicherten Vorstellungen kombiniert. Vorstellungen, die aus irgend einem Grunde an der Oberfläche des Traumbewußtseins schweben, verbinden sich mit anderen, lösen vielleicht auch neue

aus, die noch nicht bis zur Schwelle des Bewußtseins vorgedrungen waren, und erzeugen dadurch die wunderlichen Traumgebilde, die meist voll Farbe und Phantasie sind, aber jeden vernunftgemäßen Aufbau vermissen lassen im Gegensatz zu den logisch aneinander gereihten Kombinationen, die uns die nüchterne Überlegung des wachen Bewußtseins allein ermöglicht.

Die Beherrschung des gewaltigen Räderwerkes durch die Vernunft fehlt; noch sind die Räder aber nicht alle in Ruhe, noch ist das eine oder andere in Bewegung und macht sich durch sinnloses Geklapper bemerkbar.

Freilich gibt es zuweilen auch Ausnahmen. Es ist schon richtig, daß etwa ein sehr erregter Schachspieler im Traum eine angefangene Partie weiter spielt, auch vielleicht die Lösung eines Problems findet, die er im Wachen vergeblich suchte. Bei ihm ist die Erregung eines eng begrenzten Rindengebietes seines Gehirns so groß, daß sie auch im Schlaf noch nicht abklingt; die Assoziationen nehmen im gleichen Sinne wie vorher im Wachen ihren Fortgang und werden durch andere Vorstellungen nicht gestört, da der übrige Teil des Gehirns ausgeschaltet ist, im Schlafe Erholung sucht. So kann sich in seltenen Fällen die Bewußtseinserhaltung im Traum auf einen kleinen Kreis von Gedankenvorgängen, von Assoziationen, beschränken, ohne daß andere Gebiete der Hirnrinde an den Traumleistungen teilnehmen. Dann kommt es gewissermaßen zu „vernünftigen Träumen"; aber sie bilden zweifellos die Ausnahme. Meist verläuft der Mechanismus des Traumlebens, des Traumbewußtseins, nicht in geordneten, vom Verstande gerichteten Bahnen.

Unser Bewußtsein ist im normalen Wachzustande des Gehirns dadurch charakterisiert, daß es die Eindrücke der Außenwelt zu verarbeiten vermag. Die Sinnesreize unserer Umgebung, optische, akustische, Berührungsreize rufen in den entsprechenden Sinnesorganen spezifische Empfindungen hervor, die auf besonderen Nervenbahnen zentralwärts nach dem Gehirn geleitet werden und hier an bestimmten Stellen eine Vorstellung des betreffenden Sinnesreizes erwecken. Alle Dinge, die wir mit unseren Sinnesorganen wahrgenommen, die wir gesehen, gehört, gefühlt haben, hinterlassen an bestimmter Stelle der Großhirnrinde, der Sehsphäre, der Hörsphäre, der Fühlsphäre, die wir auf Grund eingehender Tierexperimente und kritischer Krankenbeobachtungen heute ziemlich genau lokalisieren können, ein Erinnerungsbild; erst dadurch gelangt die Empfindung, die irgendein Sinnesreiz ausgelöst hat, etwa die Lichtstrahlen, die von einem sichtbaren Gegenstand ausgehen, in unser Bewußtsein und wird hier als Erinnerungsbild deponiert. Diese Bilder haben wir ständig zu unserer Verfügung und können sie so, wie wir wollen, miteinander kombinieren; sie sind ein fester Besitz unseres Bewußtseins geworden und bedürfen zu ihrer Auslösung keiner Sinnesreize mehr.

Der Träumende verfügt in seinen Traumhalluzinationen, in den ungeordneten Assoziationen seines Traumbewußtseins natürlich nur über solche Erinne-

rungsbilder; neue Bilder kann er nicht empfangen, da seine Sinne schlafen. Wohl aber scheint es, als ob der Träumende in seinen Phantasiegebilden produktiv sei. Das ist nur bedingt richtig, insofern als aus den einzelnen Atomen seiner Erinnerung neuartige Komplexe, ähnlich wie sie die künstlerische Phantasie in allerdings mehr bewußter Weise schafft, entstehen; die atomistischen Partialbilder müssen aber als Erinnerungen in dem träumenden Hirn schon deponiert sein. Es ist geradezu eine logische Unmöglichkeit, wenn jemand von Dingen geträumt haben will, die niemals seine Vorstellungswelt berührt, die niemals Erinnerungsbilder irgend welcher Art in ihm hervorgerufen haben. Natürlich kann ich von einem Menschen träumen, den ich persönlich nie gekannt habe; nur ist es töricht, etwa zu glauben, daß diese Traumvorstellung zum wirklichen Aussehen des Betreffenden irgend eine Beziehung hat. Vielmehr ist das Traumbild lediglich aus den Erinnerungselementen entstanden, die in meiner Seherinnerungssphäre von anderen Sinneseindrücken zurückgeblieben sind. Darum können auch nur die Kritiklosigkeiten unklarer Köpfe Traumvorstellungen eine Bedeutung an Dingen zumessen, die räumlich und zeitlich außerhalb unseres Wahrnehmungsvermögens liegen; ebenso ist jede Traumauslegung, die von einem besonderen Sinn der Traumerlebnisse ausgeht, etwa gar die Vorhersage künftiger Ereignisse zu ihrer Aufgabe macht, von vornherein als abergläubische Narretei zu verwerfen.

Ganz anders ist freilich der Versuch zu bewerten, die besonderen Ursachen eines Traumes zu ergründen. Jeder bewußte Vorstellungsprozeß hat eine Ursache; sicher hat sie auch der Traum, so zusammenhanglos er uns zunächst auch erscheint. Der Wiener Psychologe Freud hat es als erster unternommen, aus der Analyse des Traumes auf die Ursache, die ihn im einzelnen Falle ausgelöst hat, zu schließen. Er glaubt, daß mit jedem Traum ein psychisches Erlebnis der vorangegangenen Zeit in Beziehung steht, daß ganz allgemein der Traum die Erfüllung eines Wunsches wiedergibt, der in Wirklichkeit nicht erfüllt wurde. Das Traumerlebnis ist nach Freud eine versteckte Wunscherfüllung. Wählen wir ein einfaches Beispiel: Ein Kind sieht am Tage einen Korb mit schönen roten Kirschen, darf sie aber nicht essen, weil sie für eine Gesellschaft bestimmt sind. Es träumt in der folgenden Nacht, daß es sich durch einen großen Berg von Kirschen hindurchgegessen habe. Im Traum ist ihm ein Wunsch in Erfüllung gegangen, der seine Vorstellungswelt tags zuvor lebhaft beschäftigt hat. Freilich wird die Ausführung in mannigfachster Weise während des Traumerlebnisses transformiert, weil die Kontrolle der Traumbilder durch unsere auf den Sinneseindrücken der Wirklichkeit fußende Kritik fehlt.

Wohl zweifellos trifft die Freudsche Erklärung für viele Träume zu. Wenn wir sie im einzelnen analysieren, werden wir uns nicht selten dabei ertappen, daß wir uns im Reich der Träume einen Wunsch erfüllt haben, den uns die nüchterne Wirklichkeit versagt hat. Jedes Traumerlebnis dadurch zu erklären, ist aber gewiß nicht richtig; dazu ist die Vorstellungswelt im Traum viel zu

mannigfach und unbestimmt. Zum mindesten können wir nur sagen, daß sich der Traumbeginn als eine versteckte Wunscherfüllung im Sinne Freuds erklären läßt, daß aber die im Verlauf eines Traumes auftretenden, oft sehr wechselvollen, nicht selten um Jahre zurückliegenden Erinnerungsbilder meist durch ganz äußerliche Gründe, durch Gleichklänge, an die auch im Wachbewußtsein die Phantasie oft anknüpft, und andere ursächliche Momente, die wir im einzelnen nicht immer übersehen können, hervorgerufen werden.

Auch im wachen Zustande werden durch Namen, an die wir fest eingewurzelte Vorstellungen knüpfen, durch gleich oder ähnlich klingende Worte oft genug Vorstellungen von Dingen in uns erweckt, die außerhalb unserer eigentlichen Denkrichtung liegen. Mich fragt etwa ein Bekannter, ob ich mit ihm ein Glas Tee im Café „Monte Carlo" trinken wolle; sofort werden in mir Vorstellungen von Monte Carlo, der Spielbank, der Riviera, einem Automobilunfall, den ich dort erlebt habe, wach. Erkennen wir bei unseren Wacherinnerungen immer noch einen verhältnismäßig deutlichen Zusammenhang zwischen den einzelnen, sich aufdrängenden Vorstellungen, so sind die Traumbilder ganz besonders dadurch ausgezeichnet, daß sie nur einen ganz losen Zusammenhang haben, daß sie gewissermaßen von einer Vorstellung zur anderen springen und oft nur noch mit größter Mühe ihre Zusammengehörigkeit erkennen lassen.

Manche, nicht selten etwas psychopathisch veranlagte Menschen haben auch im Wachzustande eine so labile Vorstellungswelt, transformieren ihre Erlebnisse in so phantastischer Weise, daß ihre Assoziationen die größte Ähnlichkeit mit dem Mechanismus der Traumumbildungen bekommen. Ein mir sehr gut bekannter Junge, der zu jener Kategorie von Kindern gehört, die durch eine äußerst lebhafte Vorstellungswelt infolge einer überreichen Phantasietätigkeit ausgezeichnet sind, die für ihre Spiele stets eine besondere Geschichte erfinden und auch, wenn sie allein sind, sich nie langweilen, wird von der Mutter nach dem Namen eines neuen Lehrers gefragt. Er sagt, der neue Lehrer heiße „Herr Kakao". Der Mutter, die das Innenleben ihres Sohnes sehr gut kennt, erscheint der Name nicht ganz geheuer; sie fragt deshalb den um ein Jahr älteren Bruder, bei dem im Gegensatz zur Phantasie die intellektuelle Begabung viel stärker hervortritt, nach dem Namen des Lehrers und erhält die Antwort, daß er „Herr Hildebrand" heiße. Zugleich ist er über seinen jüngeren Bruder empört, weil er glaubt, er habe lügen wollen. Davon ist natürlich keine Rede; vielmehr hat der jüngere durch den Namen „Hildebrand" sofort die Vorstellung „Hildebrands Kakao und Schokolade", die ihm wahrscheinlich sehr vertraut ist, bekommen und in seiner Zerstreutheit den Namen so transformiert. Diese Kinder stehen bei Eltern und Lehrern ständig im Verdacht zu lügen; von einem vorsätzlichen Lügen kann aber bei ihnen keine Rede sein. Es gehört nur ein liebevolles Eingehen und feines psychologisches Verständnis dazu, um die angeblichen Lügen als abgeirrte Assoziationen, als Transformationen einer lebhaften Phantasietätigkeit zu entpuppen. Ein ander-

mal fragt derselbe Junge die Mutter, ob er von einem Freunde eine Trommel als Geschenk annehmen dürfe; da die Mutter das verneint, sagt er indigniert: „Schön, dann bekommt es der Harz". Gemeint war von ihm die „Brockensammlung".

In derselben sprunghaften Form arbeitet die Traumphantasie; kein Wunder also, daß, wie wir es ständig erleben, im gleichen Traum ganz heterogene Vorstellungsbilder auftauchen. Im Traum fehlt uns eben auch der nüchterne Verstand, der streng logisch und geordnet, kontrolliert von den unverrückbaren Bildern der Wirklichkeit, unsere Gedanken leitet.

Unser Bewußtsein ist die allgemeinste Funktion des Gehirns; von allem, was wir erleben, bleibt uns eine Vorstellung, eine Erinnerung im Bewußtsein zurück. Wir müssen annehmen, daß alle Reize, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, an bestimmten Stellen unseres Hirnes einen nie mehr ganz weglöschbaren Eindruck hinterlassen. Darum können Erlebnisse, die oft um viele Jahre zurückliegen, durch ein geeignetes Moment wieder in unser Bewußtsein kommen; die Erinnerungsbilder waren lange Zeit nur latent, unter der Schwelle unseres Bewußtseins, können aber aus dem Meer der Vergessenheit, in dem sie unter der erdrückenden Fülle neuer Vorstellungen versunken waren, immer wieder auftauchen. Sie brauchen nur durch einen geeigneten Anstoß aus der Vergessenheit emporgehoben zu werden.

Wir haben Erinnerungen auch von den Bewußtseinsvorgängen, die sich im Traumleben abspielen. So flüchtig wie die Traumbilder, so schnell sind allerdings die Erinnerungen daran zerronnen. Immerhin wissen wir des Morgens, wenn wir erwachen, von den Bewußtseinsvorgängen unseres Traumlebens. Die Traumerinnerung dokumentiert uns die Wirklichkeit unseres Traumbewußtseins. Wenn wir aus tiefem Schlaf erwachen, wissen wir nichts von dem, was mit uns während dessen geschehen ist. Wir haben gelebt, wir können es aber nicht beweisen; der Träumende hat nicht nur gelebt, er weiß auch, daß er gelebt hat. Durch die Erinnerung, die er von den Traumvorgängen hat, beweist er sich selbst die Wirklichkeit seines Traumbewußtseins; denn Erinnerungen hinterlassen nur solche Erlebnisse, die bis zur Schwelle unseres Bewußtseins vorgedrungen sind.

Der Träumende hat also bei Bewußtsein geschlafen. Er weiß, daß er auch während des Schlafes am Leben gewesen ist; das weiß der in tiefem Schlaf Versenkte nicht, da er keine Erinnerung von der Zeit besitzt, die er verschlafen hat. Sein Gehirn war währenddessen vollkommen ausgeschaltet und funktionslos, während im Traum eine gewisse, wenn auch nicht normale Erregtheit der Rindensubstanz noch vorhanden war. Deshalb ist auch nur der traumlose Schlaf wirklich erquickend, bringt dem Gehirn die erwünschte Ruhe und macht es zu neuen Leistungen seiner Ganglienzellen, zu neuen Bewußtseinsproduktionen, fähig. Das weiß jeder aus seiner eigenen Erfahrung.

Wir haben also im Traum einen echten Bewußtseinsvorgang, der sich allerdings vom normalen Bewußtsein erheblich unterscheidet. Ihm fehlt jede Hemmung, jede Regulation durch die Vernunft, die im Wachen unsere Gedanken ordnet. Die Traumbilder haben auch keine enge Gliederung wie die an sich in gesetzmäßiger Folge auf uns einwirkenden Bilder der Außenwelt, sie sind Erinnerungsbilder, die sich sprunghaft aneinander reihen und nur mit großer Mühe den Faden, der sie verbindet, erkennen lassen.

Wir können den Traum wohl als einen Willensausdruck auffassen und nähern uns dann der Freudschen Erklärung, die in dem Trauminhalt die Erfüllung eines in der Wirklichkeit unerfüllten Wunsches erblickt. Alles, was wir wollen, was wir zu tun vorhaben, tragen wir in unserem Bewußtsein; sehr oft aber stellen wir unsere Wünsche aus mancherlei Rücksichten zurück, wir hemmen sie und bringen sie nicht so zur Ausführung, wie es ursprünglich in unserer Absicht lag. Die uns anerzogene Beherrschung unserer ursprünglichen Empfindungen hemmt unsere Willensgestaltung. Die Hemmungen fallen fort, sobald nicht mehr die Vernunft unsere Vorstellungen leitet und damit die Kontrolle unserer Handlungen fortfällt. Das ist der Fall im Traum. Darum können seine Vorstellungen ein Ausdruck dessen sein, was bisher latent als Wille in unserem Bewußtsein lag. Was wir in Wirklichkeit tun, entspricht unserem eigenen Wunsch nicht immer; im hemmungslosen Traume handeln wir dagegen nur danach. Freilich wird der ursprüngliche Willensausdruck bald durch die Vorstellungen, die sich sprunghaft im weiteren Verlauf aneinander ketten, derart verschleiert, daß meist das resultierende Traumgebilde ein Gemälde voll wunderlicher Bizarrerien wird, die zur Traumursache kaum noch in Beziehung stehen und auch untereinander nur sehr schwer in Zusammenhang zu bringen sind.

Dr. Willy Moog: Die philosophische Bildung und der Schulunterricht.

Es ist heutzutage kaum mehr zweifelhaft, daß sich nicht nur die Philosophie als Wissenschaft nach einer Zeit des Niedergangs wieder in einem Stadium des Aufstiegs befindet, sondern daß auch das philosophische Interesse überhaupt unter den Gebildeten erheblich zugenommen hat. Je mehr gegenüber den mannigfachen zersplitterten Tendenzen des modernen Menschen die Frage nach der Vereinigung all der Einzelheiten, nach einem zusammenhängenden Ganzen, nach einer Kultur in den Vordergrund tritt, um so mehr muß auch die Frage nach der Bedeutung der Philosophie für Wissenschaft und Leben wieder sich geltend machen. Es ist

nicht mehr möglich, tiefer liegende Fragen nach Wesen und Zweck ohne weiteres abzuweisen, das Bedürfnis nach einer Welt- und Lebensanschauung kann nicht mehr durch oberflächliche Erklärungen befriedigt werden, deren Unzulänglichkeit bei verwickelten Problemen, wie sie sich heute überall darbieten, sogleich fühlbar wird. Die Philosophie ihrerseits sucht wieder eine engere Verbindung mit dem praktischen Leben, neben die Wissenschaft der Studierstube tritt die Lebensphilosophie. Wenn schon das individuelle Leben, sobald es in seiner Tiefe betrachtet wird, nach einer Philosophie verlangt, so macht sich dies Bedürfnis noch stärker geltend bei den Fragen des sozialen Lebens. Eine tiefere Einsicht in das Wesen der Gesellschaft, der Kultur usw. ist ohne eine philosophische Grundlage nicht denkbar. In unserer Zeit, wo solche Fragen immer brennender werden, zeigt sich daher auch immer mehr die Notwendigkeit einer Philosophie. Eine Lebensphilosophie, die eine Vertiefung und Bereicherung des Lebens bedeutet, ist ein unentbehrlicher Grundbestandteil jeder Bildung überhaupt.

Eine Erziehung, die zu einer richtigen Bildung des Menschen hinführen soll, darf daher auch das philosophische Moment des Bildungsideals nicht unberücksichtigt lassen. Gerade bei der Erziehung offenbaren sich die Schäden einer neuen Zeit am ersten und am deutlichsten, aber die notwendigen vorteilhaften Veränderungen des Lebens kommen hier viel schwerer zum Durchbruch. Denn Erziehung und Unterricht müssen einen gewissen konservativen Zug bewahren und hinken daher den Fortschritten des Lebens nach. Heute sucht auch die Schule der veränderten Sachlage in den Wissenschaften sich mehr anzupassen. Von den verschiedensten Seiten her werden sowohl neue pädagogische Methoden wie neue Unterrichtsgegenstände gefordert. Aber durch solche Erweiterungen und Umgestaltungen hat man meist die Einheit des alten Schulwesens zerstört. Das neue Schulwesen gewinnt den Charakter einer uneinheitlichen Mannigfaltigkeit von Tendenzen, die sich nicht zu einem systematischen Ganzen zusammenschließen wollen, ein Zustand, der etwa einem ausgedehnten bloßen Spezialistentum in den Wissenschaften entsprechen würde. Von einem humanistischen Bildungsideal will man vielfach nicht mehr sprechen, ein realistisches Bildungsideal aber ist noch nicht verwirklicht. Denn die Bildung, welche unsere heutigen Realanstalten bieten, stellt eben nur eine andere Seite der Bildung dar, aber sie ist kein Ersatz für eine humanistische Bildung und keine einheitliche Gesamtbildung.

Es fehlt dem heutigen Unterricht ebenso wie dem Bildungsideal im wesentlichen eine einheitliche Grundlage und ein einheitliches Ziel. Über der Menge und der Vielseitigkeit des Stoffes werden die großen Zusammenhänge und die Richtlinien der Bildung oft außer Acht gelassen. Und der Schüler besitzt nicht die Fähigkeit, die einzelnen Bruchstücke zusammenzufügen. Nur durch eine richtige Vertiefung, nicht durch eine Erweiterung des Unterrichts läßt sich diesem Übelstand entgegenarbeiten.

Die Frage: gehört die Wissenschaft in die Schule? wird in der Regel ziem-

lich sinnlos gestellt. Der wissenschaftliche Betrieb als solcher verträgt sich allerdings nicht mit den Aufgaben der Schule. Aber selbstverständlich muß die Schule mit der Wissenschaft Fühlung haben und aus den wissenschaftlichen Ergebnissen den geistigen Lebensgehalt, der für die Gesamtbildung des Menschen von Bedeutung ist, in sich aufnehmen. Durch popularisierende Darstellungen dringen Resultate der Wissenschaft immer mehr in weitere Kreise, und besonders nimmt auch die Jugend von ihnen Kenntnis. So verdienstlich das Bestreben sein kann, auf solche Weise die Wissenschaft volkstümlich zu machen, so gefährlich kann es wirken. Namentlich auf naturwissenschaftlichem und philosophischem Gebiet wird dadurch vielfach nur einer seichten Aufklärung der Weg geebnet. Es ist eine wichtige Aufgabe des Unterrichts, dieser Gefahr entgegenzutreten, und er kann das nur, wenn er es versteht, die wissenschaftlichen Ergebnisse in sachgemäßer Weise aufzunehmen, wenn er mit mehr philosophischem Geist erfüllt wird.

Die Notwendigkeit einer philosophischen Allgemeinbildung ergibt sich aus den Forderungen der Zeit und des geistigen Lebens überhaupt ebensosehr wie aus der Art des heutigen Unterrichts selbst. Die philosophische Bildung muß eine formale und eine inhaltliche sein. In formaler Hinsicht soll der Unterricht eine Erziehung zum philosophischen Denken bieten. Alle Fächer weisen in Menge Punkte auf, an denen der Geist zur schärferen Erfassung des Gedachten, zur Selbstbesinnung über das Denken und seine Gesetze gezwungen ist, wo das richtige Verständnis des Stoffes von selbst eine Übung des Denkens darstellt. Jede Erziehung zum Denken muß bis zu einem gewissen Grad auch eine Erziehung zum philosophischen Denken sein, denn philosophisches Denken ist die Grundlage zum wissenschaftlichen Denken, zum richtigen Denken überhaupt. Auch in inhaltlicher Hinsicht kann jedes Fach zur philosophischen Bildung beitragen, wenn man die philosophischen Probleme, die sich aus der Behandlung fast jedes wissenschaftlichen Stoffes ergeben, heraushebt. Die Berücksichtigung der Philosophie im Unterricht bedeutet also eine Vertiefung, eine stärkere Fruchtbarmachung des Unterrichts überhaupt. Dazu sind kaum äußere Umgestaltungen des Lehrplans nötig, wohl aber wird damit eine innere Belebung der Methode und des Stoffes gefordert.

Durch jene Beziehung auf die philosophischen Momente wird einer Zersplitterung des Unterrichts vorgebeugt. Die Philosophie erscheint als einheitschaffende Macht, die philosophische Bildung des Menschen wird in diesem Sinn zur Grundlage und zum Ziel des Unterrichts. Was zu einem solchen philosophisch vertieften Unterricht verlangt wird, ist keine Schulphilosophie, sondern eine Lebensphilosophie, die eine Hinleitung zum Ideal einer allgemeinen Geistesbildung sein soll. Allerdings wird der philosophisch gerichtete Fachunterricht nicht allein diese Aufgaben erfüllen können, er bedarf zu seiner Ergänzung einen besonderen philosophisch-propädeutischen Unterricht, der das einheitliche Ziel auch äußerlich dokumentiert. Auch er soll keine philosophische Dogmatik sein, sondern eine freie Erörterung philosophischer Probleme, die für die Bildung einer Welt- und Lebens-

anschauung wichtig sind. Die mannigfachen Fäden, die im Fachunterricht auf die Philosophie hinführen, werden hier verknüpft und weitergeleitet. Wichtiger als etwa die Behandlung einiger Kapitel aus Logik und Psychologie ist eine Betrachtung der philosophischen Standpunkte, wie wir sie bei großen Denkern finden, eine Entwicklung der bedeutendsten philosophischen Probleme aus der Geschichte der Philosophie heraus. Ein solcher Unterricht in Philosophie und ein philosophisch vertiefter Unterricht bedingen und stützen sich wechselseitig, beide sind notwendige Bestandteile eines allgemeinbildenden Unterrichts*).

Therese Lehmann-Haupt: Griechische Reisebriefe.

IV.

Athen, den 12. April.

Heute, am letzten Arbeitstag des Kongresses, bin ich fleißig gewesen und habe einige, mich besonders interessierende Vorträge gehört. Erwähnen möchte ich den von Heisenberg, der aus bisher mißverstandenen Darstellungen eines im Vatikan aufbewahrten Sarkophags fein und scharfsinnig die Örtlichkeit und die Anlage der über dem heiligen Grabe errichteten Kirche und anderer früh-byzantinischer Bauten auf dem Ölberge erschloß.

Nachmittags 5 Uhr war der Empfang in Frau Schliemanns wundervollem Haus. Ein weißer Marmorpalast in einem mit Rosen überblühten Palmengarten. Für jedes Zimmer brauchte man eigentlich Stunden und Stunden, um alles in sich aufnehmen und genießen zu können. Nur schade, daß diese Unmenge von Menschen überall umherflutete. Endlich landeten wir oben auf der weit ausholenden weißen Marmorterrasse, dem Dach des Hauses, wo wir gerade recht kamen, die Sonne untergehen zu sehen hinter der Akropolis, — die Berge, besonders den ruinengekrönten Lykabettos rosig beleuchtend.

Nachdem die weihevolle Stimmung verklungen war, konnten wir die zwei bekannten Forscherinnen, etwa siebzigjährige Damen, Zwillinge, Mrs. Gibbons und Mrs. Lewis, die den berühmten syrischen Kodex des neuen Testamentes auf dem Sinai entdeckt haben und Ehrendoktorinnen von Halle und Cambridge sind,

*) Vgl. meine Aufsätze: „Die Behandlung der philos. Propädeutik" (Päd. Archiv. 1911. Heft 11) und „Der philosophisch vertiefte Unterricht" (in dem Jahrb. d. Ver. f. wiss. Päd. 1914).

dem Kronprinzen, als Vizepräsidenten des Kongresses, vorstellen, was ihnen viele Freude machte. Ein Herr G. S. und Frau aus London, die viele archäologische Interessen haben und alljährliche und begeisterte Athenbesucher sind, hatten auch den Wunsch, und Frau Lambros wurde auf unsere Bitte sofort zur liebenswürdigen Vermittlerin. Als nach erfolgter Vorstellung Herr S . . . ., ein gesund aussehender, kräftig muskulöser Sechziger, die Treppe hinabgehen wollte, befiel ihn plötzlich ein leichter Schwindel.

Wenn man sich hier an dieser Stelle Schliemanns Leben überdachte, so konnte einem wohl der Neid kommen, — aber mehr noch warme Freude, daß einem Menschen von Schliemanns Bedeutung das beschieden war: So Großes geleistet zu haben, die in ihrer überwältigenden Vielseitigkeit und eigenartigen Schönheit unerreichbare Welt Homers der neuen näher gerückt und wiedergegeben zu haben, — von Palmen, Orangen und Rosen umblüht auf dem Dach eines solchen Hauses zu sitzen, — vor sich die Akropolis, und über das Meer hinüberschimmernd die fernen Bergzüge des Peloponnes, hinter denen Mykene und Tiryns, die durch ihn lebendig gewordenen homerischen Stätten, liegen: — das war Leben — nur viel zu kurz und zu jäh abgebrochen. Auch mit Schliemanns Sohn, der schönen Schwiegertochter, einer Dänin, und seiner Tochter Andromache wurden wir bekannt.

Nach gemeinsamem Abendessen gingen wir alle in den Kinematographen, wo wir außer allerlei lustigen Sachen auch den Kongreß an uns vorüberziehen ließen, und es war spaßhaft, sich oder seine Freunde flüchtig zu erkennen. Beim Anblick der Universität, Lambros', des Königs oder des Kronprinzen wurde dann laut Beifall geklatscht, was letzterem in seiner Loge großen Spaß machte.

Sonntag, den 14. April.

Ein gesellschaftlich bewegter Tag schloß gestern mit einem Mahl der dankbaren Deutschen zu Ehren von Lambros und einer Vorführung griechischer Tänze; letztere hatten wir zum Teil neulich schon in Eleusis gesehen, nun führten auch die Mädchen von Megara ihre Ostertänze vor.

Wir rüsten jetzt zur Inselreise; wie lockend klingt das, und doch ist mir der Gedanke bedrückend, noch wieder so viel weiter von den Kindern daheim entfernt zu sein, ja, man steht auf den Inseln nicht einmal in regelmäßiger Verbindung mit dem Festlande, so daß einem nur das Telegraphieren bleibt. Ägina, Kap Sunion, Delos, Thera, Kreta; aber nun heißt es: mitgefangen, mitgehangen. Wir werden auf dem griechischen Schiff wohnen und von Insel zu Insel fahren — fünf Tage lang. Wenn nun ein Sturm kommt, brrr!

Gestern, Sonntag morgen, gingen wir ins Nationalmuseum, wo mein Mann mir und unsern Freunden zum Führer wurde. Aber wie uns das packte, all die wundervollen Kunstwerke, den Nestor- und die Vaphio-Becher, die eingelegten

Waffen, Ringe, Masken, die ich Stück für Stück aus den Nachahmungen, die mein Mann bei seinen Vorträgen zu zeigen pflegt, kenne, so in ursprünglichen Originalen in dem wundervollen Golde zu sehen! Und dann der Hermes von Andros und die Fülle der übrigen Skulpturen, die Grabstelen in ihrer ergreifenden Schlichtheit; die lebensvollen Bronzen, die Tanagra-Figuren, die herrlichen bemalten Vasen von den ältesten mykenischen bis zu den rotfigurigen der attischen Blütezeit: — das Ganze wirkte wie ein Traum, der plötzlich wahr wird. Endlich schlug unsere Mittagsstunde und es galt ein Losreißen.

Aber nach dem Essen und einer ganz kurzen Ruhe wurde es fast noch schöner: einige Freunde holten uns ab, und wir gingen ins Museum der Akropolis, wo uns Professor Sotiriadis und andere erwarteten. Er ist nächst Dörpfeld sicher der beste Führer hier, und es war ein unbeschreiblicher Genuß, die ganze Akropolis mit den Propyläen, dem Parthenon, dem Erechtheion, dem Tempel der Nike Apteros wieder aufleben zu sehen, — aus den zum Teil wundervoll erhaltenen Bruchstücken und den ergänzenden Zeichnungen. Und was Professor S. so ganz von dem Durchschnitt der Archäologen unterscheidet: Er hat die begeisterte Liebe für die große, wundervolle Vergangenheit, — er fühlt sich als Grieche und als Sohn des Volkes, das die Perser besiegt und das Vollkommenste in Kunst und Schönheit geleistet hat. Und was er alles in dem kalten Marmor gefunden hat! Aber er findet ihn nicht kalt, er sagte: „Fühlen Sie doch, ist er nicht weich und warm — ist dieser Arm des schönen Jünglings nicht jugendfrisch und doch so muskulös? Und dieses Lächeln auf dem Antlitz der Jungfrau aus der Zeit vor den Perserkriegen — ist er nicht lebendig und leise schelmisch?" Dann die Rekonstruktion der uns aus London so wohl vertrauten großen Giebelskulpturen des Parthenon. Wie lebendig ersteht Hephästos vor uns, wie er den Schlag auf das Haupt des Zeus führt, aus dem nun Athene entspringt. Wie innerlich fühlen wir uns beteiligt bei dem Kampf zwischen Athene und Poseidon, — wer der Menschheit das Höhere gibt: Poseidon, der die salzige Meerflut spendet, unterliegt gegen Athene, die den fruchtbringenden und segenspendenden Ölbaum bringt, der ja fast die einzige Erwerbsquelle des steinigen Landes war. — Der kleine hagere Mann glühte so vor Begeisterung, daß er schön wurde, — und es war uns sehr schwer, ihn schließlich bitten zu müssen, nur beim Wichtigsten zu bleiben, denn wir wollten in die Schlußvorstellung und Preisverteilung ins Stadion zu den olympischen Spielen.

Dort trafen wir — zwei Stunden nach Beginn — gerade noch rechtzeitig ein. In derselben Reihe mit uns saß der ganze Hof mit den liebreizenden Kindern, die ihre Ungeduld bei den schier endlosen Zeremonien nur mühsam, aber erfolgreich bekämpften. Ein gewisses Kinderpärchen im fernen Pommernlande hätte sicher nicht so rührend still gesessen, wie der achtjährige Prinz und seine Schwestern.

Endlich trat Lambros, der auch Präsident der olympischen Spiele war, zum

König, begleitet von Dienern, die in großen Körben die Preise: Ölzweige, die an Diplome festgebunden waren, — trugen. Die Namen der Sieger wurden aufgerufen, und der König überreichte jedem seine Auszeichnung. Ein einfacher Soldat erhielt sechs Preise, und das Hochrufen und Klatschen der Tausende von Zuschauern steigerte sich mit jedem Male. Der Hauptpreis war eine große Statue der Athene in grüner Bronze. Wohl über hundert Sieger wurden so belohnt, während des ganzen Aktes mußten alle stehen. Einmal las der Ausrufer eine ganze Reihe von Namen vor, auf die sich niemand meldete, — darauf sprach Lambros einige bedauernde Worte zum König, dieser winkte ab, lächelte klug, — es sollen die Sozialdemokraten gewesen sein, die auf den Lohn aus des Königs Hand keinen Wert legten. Ich möchte nicht der König sein. Seine Stellung ist so unsicher, daß er alles tun muß, was das Volk wünscht. Sonst würde er sich nach derartigen Erfahrungen auch wohl lieber von solchen Volksfesten fernhalten. Aber es war doch sehr eindrucksvoll, und ich wurde nicht müde, zuzusehen. Und dann so frohe Szenen, z. B.: Ein bildhübscher, prächtig gewachsener Junge von etwa 14 Jahren hatte 3 Diplomrollen mit Ölzweigen bekommen und zeigte sie strahlend seiner Mutter, die unter uns im Gedränge stand. Und wie die ihm zunickte, — so stolz und so warm! Ein anderer Junge, Führer einer Turnriege, brachte dieser den von ihr gewonnenen Preis: dieser Jubel der Jungen, — alle warfen jauchzend die Mützen in die Luft und schwenkten hoch ihre blau-weiße Fahne! Mit der schönen Nationalhymne schloß die Feier. Der Hof schritt durch die Arena, von den spalierbildenden Kämpfern, Turnern, Läufern und Werfern stürmisch begrüßt, und die ungeheure Menschenmenge flutete ihnen nach.

Aber wie anständig geht es hier bei solchem Gedränge zu: Kein Stoßen und Drängeln, und als wir einmal, um zur Bahn zu gelangen, den Zug durchqueren mußten, machten uns alle höflich Platz. Auch hier alte Kultur!! — Wie liebenswürdig ist das Volk überhaupt. Ich hatte mir die einfachen Griechen lange nicht so erfreulich gedacht, glaubte sie gewinnsüchtig, aufdringlich, kurz, schlimmer als die Italiener, aber keine Spur. Die Bettelei ist äußerst selten. Und außer, daß manche starke Neigung zum Falschherausgeben haben, sind sie durchaus Ehrenmänner. — Gestern warteten wir auf die elektrische Bahn. Sofort machten uns ein paar einfache Männer auf einer Bank Platz, und eine dazugehörige Frau, die einen großen Strauß Orangenblüten hatte, brach mir, als ich mich neben sie setzte, einen herrlichen Zweig daraus und schenkte ihn mir. — Ein Freund ließ sich neulich von einem Schuhmacher in seiner Bude etwas flicken, was ca. 20 Minuten in Anspruch nahm. An Bezahlen war nicht zu denken. Sobald er nach seinem Portemonnaie greifen wollte, wehrte der Schuster mit echt orientalischer Lebhaftigkeit ab: „Xenos" („Fremder" und gleichzeitig „Gast"). — Ein junger griechischer Professor, der uns ein rührend getreuer Führer war, schickte mir noch obendrein einen wundervollen Rosenstrauß. — Heute kauften

wir in einer weitentfernten Straße von einem kleinen Straßenhändler einige Bilder, bezahlten sie und sagten: „Hotel Imperial-tessara! (Nr. 4)". Er machte eine Bewegung mit der Hand, — als wollte er sagen: Eher, daß ich sie nicht richtig abliefere, lasse ich mich töten! Wir fanden die Bilder richtig vor.

Die Griechen haben ein Talent, einem jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Man spricht es noch nicht aus, so ist es da.

Nach den herzerfrischenden olympischen Spielen folgte ich einer Einladung des Lyzeumklubs zum Tee. Die alte Mrs. L.... — sie hat einen regelrechten Kinnbart — redete in ihrem Cambridge Gown ganz leise, aber dafür stundenlang, und ich verzog mich bald, und wir brachten noch eine frohe Stunde am deutschen Tisch zu.

Heute, Montag, war der erste unbesetzte Tag, den wir, selig der Freiheit, gründlich genossen haben; auch fuhren wir zum Österreichischen Lloyd, die Plätze für die Rückkehr zu belegen. Wir wollten über Konstantinopel heimfahren, doch scheinen die Türken uns mit ihren gelegten Minen die Freude verderben zu wollen. Dann haben wir alles zur morgigen Inselreise geordnet, die wir früh um sieben antreten.

Darauf bummelten wir durch das alte Athen mit seinen interessanten Bazaren zum Turm der Winde, dann zum Theseion, dem besterhaltenen Tempel der ganzen griechischen Welt, dann zum Pnyx-Hügel, mit seinen vielen Felsbearbeitungen. Ach, und die wundervolle Stille dort nach allem Tumult, nur vereinzelt kamen noch einige Kongressisten, — die meisten sind schon abgereist.

Dann wanderten wir wieder auf den Hügel des Philopappos, von wo man den wundervollsten Rundblick hat: Zu Füßen die Stadt, bis zum Meer sich hinstreckend. Mächtig weit gelagert das alte und das neue Athen, — drunten das Theseion, — dann all die neuen prächtigen Gebäude im Stil der alten, — dazu das breite Königsschloß, und über allem, auf ewigen Felsen lagernd, die Akropolis. Und wandte man sich um: das Meer, so weit man blicken konnte, und daraus aufragend: Salamis, Ägina und drüben die Küste des Peloponnes. Weiß schimmerten die Marmorbrüche des Pentelikon, und nun, bei der untergehenden Sonne, wurde der Hymettos violett beleuchtet, und so wurde uns das veilchenumgürtete Athen zum Erlebnis. Während mein Mann das Denkmal des Philopappos und dessen Inschriften näher besichtigte, spielte ich, auf dem Felsen sitzend, ein wundervolles Spiel: Ich schloß die Augen und tat, als ob ich in unserem rauchigen, englischen Wohnort wäre; dachte an den Square mit seinen kärglichen Bäumen, an die unsauberen Straßen, die qualmenden Schornsteine, und dann öffnete ich plötzlich die Augen gegen die Akropolis auf: .... Und mein Herz jauchzte.

Und dann mußte ich doch traurig sein, meines Vaters gedenkend, der es mit größerem Verständnis und in manchem Sinne noch tiefer genossen hätte:

Warum war's ihm nicht vergönnt gewesen. Hatte er sich doch in seinen letzten Lebensjahren nur mit den griechischen Dramen beschäftigt, und ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er, als ich einmal in seinem Sommerasyl, Berchtesgaden, zu ihm ins Zimmer trat, den schönen Kopf mit dem silberleuchtenden Haar von dem Buche hob, mich mit den Augen, die so tiefblau waren, wie man sie sonst nur bei Kindern findet, strahlend und weltentrückt ansah und sagte: „Ja Griechenland, Töchterchen — wer dort hinkann!" Und ich nickte und lächelte und dachte: Wie kann man nur so weit schweifende Wünsche haben! Nun ruht er lange unter'm wuchernden Efeu, und sein Grabstein trägt die schlichte Inschrift: „Mors error."

Von der griechischen Abendsonne duftfarben übergossen, hatte ein armer Händler den Hügel erklommen mit einem Korb voll Bretzeln und Kuchen. Wie die Griechen alles schmücken, — oft recht kindlich, — so hatte er einen roten Gazeschleier um den Korb drapiert. Er bot niemand seine Ware an, sondern ging still zu einem schroffen Felsstück hart am Abhang, setzte sich hin und schaute, gleich mir, dem Farbenspiel des Sonnenunterganges zu. Vier hübsche Griechenkinder, blond und schwarz, spielten still umher, auch sichtlich die Schönheit genießend. Wir schickten sie zu dem Händler, und sie wählten lange und wichtig und tauschten immer wieder und zogen dann glücklich, jeder mit einer Bretzel, weiter.

Als wir auf dem Heimweg am Hotel Grande Bretagne vorüberkamen, winkte uns Frau S..... hinein und sagte uns, daß ihr Mann erkrankt sei. Leichte plötzliche Ohnmacht und geminderte Beweglichkeit, doch erkläre der Arzt, es sei nur Ermüdung. Ich versprach ihr, sobald wir von der Inselfahrt zurück seien, sie aufzusuchen. Mein Mann meint, ihm käme der Fall gar nicht leicht vor.

Und nun einen vorläufig letzten Gruß aus Athen.

Else Höffer:
Sieger. Roman.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

In dem dunklen, romanischen Eßzimmer der Villa Torbeck stand der Frühstückstisch gedeckt. Frau Torbeck, im lila Morgenkleid, das sehr weich um ihre hübsche Figur floß, hantierte leise und graziös mit dem Geschirr. In ihren Bewegungen lag eine gewollte und bewußte Harmonie. Sie war auffallend hübsch, ihr Gesicht war ganz glatt und faltenlos, und wenige bemerkten, daß es ein wenig leer war, um den Mund hatte sie einen sorglosen, fast kindlichen Zug. Sie sah aus wie ein Mensch, dem dunkles Leid nichts anhaben kann, weil er gar kein Organ dafür hat, es zu erfassen, und das war es wohl auch, was sie so jugendlich und unberührt erscheinen ließ.

Sie legte die Hand prüfend an die Teekanne, und als sie im Nebenzimmer den raschen, etwas heftigen Schritt ihres Mannes hörte, füllte sie seine Tasse und begann ihm sorgfältig und bedächtig die Brötchen zu streichen. Sie tat es, wie man eine jahrelang gewohnte Arbeit verrichtet, exakt und appetitlich.

Torbeck trat ein und schloß die Tür sehr energisch hinter sich. Die Frau runzelte ein wenig die Brauen und sie dachte: „Ich habe ihm in der 22 Jahre langen Ehe den Lärm noch nicht abgewöhnen können." Aber sie schwieg, sie wollte den Tag nicht mit einem Mißklang beginnen.

Er setzte sich und trank hastig, dazwischen nahm er mit kurzem Nicken die Brötchen aus ihrer Hand.

„Wo warst du denn gestern abend?" fragte sie freundlich, aber ohne besonderes Interesse.

„In einer Arbeiterversammlung", sagte er und sah sie scharf an. Wußte sie von Margas Streich?

Sie hielt die Augen gesenkt. „Und darum mußten wir bei Bredos absagen? Schade!"

Er lächelte spöttisch und zuckte die Achseln. Sie fragte nicht weiter: wie war es? Was hast du erlebt? Sie hatte keine Spur von Verständnis für seine Interessen, und er erwartete das auch gar nicht anders, er wußte kaum, daß die Frau oft dem Manne die geistige Kameradin sein kann und mit ihm durch alle Wirrnisse seiner Arbeit und seiner Sehnsucht schreitet. Er kannte es

nicht anders, als daß die Frau ein Schmuck und Luxusgegenstand ist, und so bewertete er sie.

Er würde wohl sehr verlegen geworden sein, wenn er seiner Frau hätte von sich und seinen Plänen, von seinen Kämpfen und Hoffnungen sprechen sollen. Er wußte: sie war vollkommen glücklich, mochte sie von ihm das gleiche glauben. War er es vielleicht nicht?

Er sah nachdenklich auf den Grund der Tasse, und ein ganz schattenhaftes Lächeln zog um seinen Mund.

Ja, jetzt war er wieder glücklich, denn jetzt hatte er ein Ziel! Das Ziel — das Ziel hatte ihm jahrelang gefehlt, da er nur money-maker für die Seinen gewesen war. Jetzt hatte er das Ziel und die Idee, die das Leben und den Kampf lohnten!

Er dachte an den kahlen Saal, in dem seine Stimme so energisch und klar geklungen hatte, und an das jubelnde Brausen dachte er, das ihm gezeigt hatte, daß er gezündet. Und dann sah er Margas bleiches Gesicht mit den lodernden Augen. —

„Wo ist denn Marga?" fragte er unvermittelt. Frau Torbeck sah auf das große Messingzifferblatt der Standuhr. „Es ist noch früh, sie sind noch nicht auf."

„Wo waren sie gestern abend?" fragte Torbeck.

Sie besann sich. „Im Wohltätigkeitskonzert des Frauenvereins."

„So, so, im Wohltätigkeitskonzert —." Er lächelte vor sich hin. Eigentlich imponierte es ihm, daß seine Töchter ihre eigenen Wege gingen. Ob sie das öfter taten? Oder war dies nur eine Laune, kein tieferes Interesse oder gar Verstehen seines Wollens! Es war ja auch unmöglich, daß so etwas hätte in dieser Umgebung gedeihen können! Seine Töchter waren sehr hübsche, sehr liebenswürdige Gesellschaftsdamen, wie hätten sie auch anders werden können unter den weichen applanierenden Händen der Mutter, die alles in harmonische korrekte Formen zwang, was wild wuchern wollte! Auch ihn — jahrelang.

Er sah um sich, und die glatte Harmonie seiner Umgebung erschien ihm auf einmal charakterlos und seelenlos. Jeder Gegenstand war auf seinem Platze, den das sichere Schönheitsgefühl der Frau vor Jahren für ihn bestimmt hatte. Es war einfach undenkbar, daß irgend etwas in der Anordnung nicht stimmte, denn sie bemerkte jede Nuance und korrigierte sie sofort. Mit ihrer ruhigen Willenskraft zwang und erzog sie ihre Umgebung, ihre Familie und ihre Dienerschaft zur Ordnung.

Ihr Haushalt galt für musterhaft, und obwohl sie grande dame in jeder Linie und Bewegung war, war sie doch eine sehr tüchtige und tatkräftige Hausfrau. —

„Ich könnte die Domestikenstuben scheuern und doch Dame bleiben, und Frau

Bankier Meyer kann Prinzen und Exzellenzen auf ihren jours empfangen, und wird niemals Dame sein —"

Das hatte sie vor kurzem gesagt mit ruhigem Selbstbewußtsein, und er hatte ihr recht gegeben.

„Warum mußte er jetzt daran denken?" Weil „Dame sein" ihr Lebenszweck war, weil das gerade ihn, den jungen Proletarier, einst so geblendet und berauscht hatte, daß er darin die Vollendung einer sehr alten und guten Kultur sah, die sich in den Familien von Generation zu Generation forterbt und verfeinert und sich verrät in der kleinsten Bewegung des Körpers, in der Kopfhaltung, in der Sprechweise, — und die ihm als das Wundervollste und Erstrebenswerteste erschienen war, so daß er sich seines klobigen Körpers schämte und seiner Vergangenheit, bis er den Träumen seiner Jugend untreu wurde und Knie und Herz vor der alten Kultur beugte.

Er biß die Zähne aufeinander, und die harten Muskeln und Sehnen strammten sich an seinen Kiefern.

Oder kam das, weil er gestern so deutlich seine Mutter gesehen hatte, ein verwüstetes, elendes, schamloses Weib, die eine Höllenkluft von der „Dame" trennte, die ihm da so licht und anmutig gegenübersaß?

Ein würgendes Gefühl saß ihm in der Kehle. Zu diesem elenden Weibe, der Mutter, hatte er sich bekannt, gestern vor den Hunderten. Alle hatten es gehört und ihm darob zugejubelt, — würde ihn das nicht trennen von dieser Frau, die niemals mit einem Worte an seine Vergangenheit rührte?

Er fühlte, daß bald Konflikte ihn hart umdrängen würden, aber er hatte ja den Kampf gewollt und ersehnt, er war ja fast erstickt in der Seelenruhe und der Fronarbeit ums Geld. Daß der Kampf auch die weiße Villa umbranden würde, hatte er nicht bedacht, er war eben gar nicht gewöhnt gewesen, sein Familienleben mit seiner Gedankenwelt und seinem Streben zu verbinden.

Sollte er seine Frau aufklären?

Er hob den Blick zu ihr. Ihre Stirne war faltenlos wie aus Marmor, und ihre steinerne Ruhe schien jeden Sturm, jede Erregung abzuwehren. Der Mann fühlte instinktiv, daß sie ihn niemals verstehen würde, und es widerstrebte ihm, ihr sein Wollen zu erklären und zu deuteln, er wollte nicht klein machen mit Worten, was ihm eine große und heilige Sache war.

Er stand auf. „Also leb' wohl", sagte er hastig. In der Türe blieb er stehen und fragte über die Schultern zurück: „Ist heute etwas Besonderes los? Ich habe gar kein Gedächtnis für das Vergnügungsprogramm."

„Ball bei Geheimrat Bellmann", sagte seine Frau mit leisem Vorwurf und stellte seine Tasse auf das silberne Tablett auf dem Serviertisch. Er nickte. Nach zwei Minuten hörte sie das Auto leise surrend die Lindenallee hinabrollen.

Im gleichen Augenblick traten die Töchter ein. Sie hatten ohne Verab-

redung mit der Toilette gezögert und hatten erst ihre Zimmer verlassen, als das Auto davonfuhr.

Sie hatten beide nicht die Kraft, dem Vater zu begegnen. Jo, weil sie noch zu tief ergriffen war von seiner schweren Vergangenheit, und weil ihr Herz ihn ganz verstand und mit ihm fühlte, und Marga, weil sie in einem tollen Strudel der wirrsten Gefühle lebte. Ihr Herz begriff wohl sein Leid, und ihre Intelligenz verstand sein Wollen, aber ihr Hochmut bäumte sich auf, und in hartem Vorurteil dachte sie immer wieder: Man gibt sein eigen Schicksal nicht der Öffentlichkeit preis, das ist unvornehm, das ist eine Bestechung des Pöbels. Er hat geworben, und uns alle hat er bloßgestellt.

Frau Torbeck sah ihren Töchtern entgegen, und sofort bemerkte sie die matteren Farben der beiden, ihr scharfer Blick forschte in den Gesichtern. „Ihr seht abgespannt aus, habt ihr schlecht geschlafen? Ihr legt euch nach Tisch hin, damit ihr frisch seid zum Balle. Ich will doch hübsche Töchter haben", sagte sie scherzend. „Jedenfalls zieht ihr die hellgrünen Toiletten nicht an, dazu seid ihr wirklich zu blaß heute."

Da sagte Marga ganz unvermittelt: „Sag mal, Mutter, warum hast du uns nie gesagt, daß unser Großvater Fabrikarbeiter war — und unsere Großmutter —"

Ihre Stimme versagte, ihr Mund war bitter verzogen, ihre Hand lag zusammengekrampft auf dem hellen Tischtuch.

Frau Torbeck stellte die Tasse ganz erschrocken hin. „Aber Kind — was redest du denn? Dein Großvater war Hofrat, das weißt du doch —"

Marga machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Den meine ich nicht, den andern —"

„Den andern" — wiederholte die Mutter mechanisch, und durch ihre Seele ging ein Erstaunen, daß der „andere" auch der Großvater ihrer Kinder war, nicht nur der Herr Hofrat. Sie war wirklich verwirrt.

„Ja," sagte Marga voll Ungeduld, „Vaters Vater war Arbeiter. Warum hat man uns das nie gesagt?"

„Aber ich habe ihn doch nie gekannt", verteidigte sich die Frau.

„Aber du hast es doch bestimmt gewußt, Vater hat es dir sicher gesagt, früher."

Frau Torbeck war um einen Schein blasser, sie schob die Tasse zurück. „Natürlich habe ich das gewußt! Aber ich habe nie mehr daran gedacht, oder denkst du, daß der Gedanke gerade sehr angenehm ist?"

Marga wollte antworten: „Darauf kommt es ja nicht an, ob er angenehm ist, wenn es *wahr* ist." Aber sie schwieg, sie kannte die Art der Mutter, die auch in Gedanken vor allen Schwierigkeiten abbog.

Jos Hände zitterten ein wenig, und sie sagte warm: „Ich bin froh, daß ich es jetzt weiß. Ich habe nun noch viel mehr Bewunderung für den Vater,

weil er sich aus eigener Kraft emporgearbeitet hat, und dies alles — sie machte eine kleine Handbewegung in der Runde — für uns erworben hat."

Frau Torbeck schob die Teller zusammen und drückte auf die Klingel. Sie wollte das Gespräch abbrechen, sie fragte gar nicht: „Woher wißt ihr das so plötzlich?" Weil sie eine längere Erörterung vermeiden wollte.

Das eintretende Zimmermädchen brachte ihr eine zierliche Gießkanne, und sie trat in den angebauten Wintergarten, um die Blumen zu besorgen, das war ihre tägliche Arbeit nach dem Frühstück. Nach wenigen Minuten war ihre Stirn wieder hell und sorglos, sie erlaubte sich selbst keinen unangenehmen Gedanken.

Marga ging in das Herrenzimmer des Vaters und trat an den mächtigen Schreibtisch. Dort lagen durcheinandergeschoben die Morgenzeitungen. Hier hatte die peinliche Ordnungsliebe der Hausfrau keine Macht.

Mit gerunzelten Brauen starrte Marga auf die hellen Blätter, da stand nun schon alles gedruckt, für die neugierigen Philister. — Alle hatten es wohl schon beim Morgenkaffee gelesen. — Nun wußte die ganze Stadt ihre — Schande.

Ein starkes, gesundes Gefühl in ihr wehrte sich. „Es ist doch keine Schande! O könnte ich fühlen wie Jo und stolz sein, stolz — aber die Mutter —" Sie schüttelte sich, „das ist doch eine Schande. — — O, warum hat er das gesagt? Warum hat er uns dies angetan?"

Sie schob die Blätter zusammen mit einem scheuen Griff und stieg rasch die Treppe zu ihrem Wohnzimmer hinauf.

In dem hochgetäfelten Vorplatz stand Jo am Telephon. Als Marga vorüberging, hängte sie den Hörer ab.

„Jutta Hersfeld rief uns eben an. Wir möchten heute nicht zum Tee kommen, sie sei stark erkältet."

Wie ein tückischer Blitz zuckte ein Gedanke durch Margas Hirn, aber sie erstickte ihn sofort.

„Es ist auch besser so", sagte sie gleichmütig. „Wenn abends ein Ball ist, gehe ich nachmittags doch nicht gern aus. Ich bin ohnedies heute so unfrisch."

Jo nickte. Sie traten in ihr helles Zimmer, und schweigend nahmen sie die Zeitungen auf.

Jo las mit heißen Wangen, und wenn sie zu der Schwester hinübersah, war in ihren Augen ein Strahlen tiefsten Stolzes. Sie las das Parteiorgan, das den Dr. Torbeck feierte wie einen Messias, auf den man lange geharrt hatte. Die Worte weckten einen gewaltigen Widerhall in ihrer Brust, und sie glaubte an eine heilige Mission des Vaters. Sie begann zu ahnen, daß auch von ihnen Opfer gefordert wurden, und sie war mit Begeisterung bereit, jedes Opfer zu bringen.

Ob der Vater wohl mit ihnen über seine Pläne sprechen würde? Ob sie wohl teilnehmen durften? Sie trat auf den Balkon hinaus und ließ sich die schneidende Winterluft um die Stirn streichen. Sie dachte an ihr Leben, das sie

bis gestern geführt, und es erschien ihr ganz leer und zwecklos, gemessen an dem Großen, das sie jetzt erleben durfte.

„Ich möchte, daß Marga fühlte wie ich", dachte sie inständig. Wie ihr Blick über die rauchenden, schweratmenden Schlote der Stadt ging, erkannte auch sie, was sich Marga gestern offenbarte. Die Arbeit, die Not, den Kampf und den Fortschritt. Und ihr Herz schlug höher.

„Teilnehmen dürfen an einem großen Werk. Für eine Idee leben—" dachte sie unklar und leidenschaftlich.

Sie ging in das Zimmer zurück und schloß die Türe. Marga saß immer noch in ihrem Sessel und hielt die Zeitung ausgebreitet in den Händen, und das große, leichte Blatt vibrierte, als hätte sich ihm der Pulsschlag des erregten Blutes mitgeteilt. Jo kauerte auf der Sessellehne nieder und schlang den Arm um die Schultern der Schwester, sie preßte ihr Gesicht an das duftigbraune Haar Margas. Dann las auch sie.

Überall trat ihr der großgedruckte Name des Vaters entgegen. Und sie las auch hier eine Besprechung seiner Rede, kühl waren die Worte, und ein tiefes Erstaunen war in ihnen, eine verächtliche Beurteilung „dieses Schlages aus dem Hinterhalt", denn man hatte nicht gewußt, daß Torbeck „ein Feind der Regierung sei", man hatte bisher nicht geahnt, daß „er einen Dolch in dem Gewande trug".

„Wie töricht", sagte Jo.

„Aber wahr", antwortete Marga.

„Jeder wird Mißdeutungen erfahren, der vor die Öffentlichkeit tritt, es ist Feigheit, sich davor zu fürchten."

Marga schwieg, und Jo fühlte wohl, daß ihre Worte nicht bis zum Herzen der Schwester drangen. Da wies Marga auf ein kleines Feuilleton, und beide erröteten dunkel.

Der Aufsatz war im Plaudertone gehalten, so recht für sentimentale Damen zugeschnitten. Er hieß: „Die Töchter des Volkstribunen".

„O," sagte Marga erstickt, „das hat der blonde Journalist geschrieben, der uns so frech gemustert hat!"

Sie lasen atemlos.

Die graue, staubige Empore war geschildert, die öde Stimmung. Dann sie selbst, hinter dem Vorhang verborgen, vor neugierigen Blicken versteckt. Es folgte eine Schilderung ihrer Erscheinungen, ihrer Toiletten. „Schön und temperamentvoll die eine — von einer kühlen, klaren Anmut die andere. Ergreifend wirkte die Freundschaft, die die Töchter des Volkstribunen mit dem Kind des höchsten Regierungsvertreters der Stadt verbindet. Die Väter bald im Feuer des Kampfes als Gegner, die Kinder durch Freundschaft geeint —."

Das Blatt bebte in Margas Hand. Wieder hatte sie das Gefühl am Pranger zu stehen, vor tausend neugierigen Augen, die sie betasteten. Sie brauchte ihre ganze Willenskraft, um weiterzulesen.

„Als Torbeck sein Schicksal schilderte, als er seine Herkunft aus der tiefsten basse classe enthüllte und damit mit einem Schlage die Massen für sich gewann, — da senkte die eine ihre Stirn und weinte leise, und die andere — ja, wer vermag den Eindruck zu schildern? Sie stand aufrecht, und ihre Augen loderten zum Vater hinab. War es Empörung, gekränkter Hochmut, oder Begeisterung? Auf dem Gesichtchen der jungen Aristokratin aber stand — es läßt sich nicht leugnen — die peinlichste Verlegenheit."

Marga stöhnte auf, „das ist schamlos, das ist gemein! Auch uns — auch unser Fühlen ist vor alle Blicke gezerrt. O Jo, — ich schäme mich. Wie ist das häßlich, wie niedrig ist das!"

Sie preßte die Hand vor die Augen. — „Warum läßt man uns nicht in Ruhe? Wir haben doch nichts damit zu schaffen."

„Wir gehören doch zu ihm", sagte Jo sanft, aber die Tränen der Scham liefen über ihr Gesicht.

„Ich will aber nicht — nein, damit haben wir nichts gemein. O, wie bereue ich, daß wir hingegangen sind. Wie ist das furchtbar. Vor all den neugierigen, blöden Augen zu stehen. — Wie werden sie tuscheln und lachen —."

Dann saßen sie lange schweigend, nur der rasche Atem ging durch die Stille. Jo versuchte ganz vorsichtig, die Schwester und sich zu trösten. „Es ist nur der Anfang, glaub' mir! Nur weil es ihnen neu und überraschend ist, daß Vater sich zur Volkspartei schlägt. Und weil es gewiß außerordentlich ist, daß Damen in Arbeiterversammlungen gehen. Wir hätten es wohl auch nicht tun sollen. Wenn sie sich erst daran gewöhnt haben, werden sie gar nicht mehr darüber schreiben und für uns erst recht kein Interesse haben!"

Marga faltete die Blätter mit kurzen, energischen Bewegungen zusammen. „Ich will keine Zeitungen mehr lesen. Ich will wieder so leben, als ob dies alles gar nicht wäre. Es soll nicht in unser Leben dringen, es ist zu häßlich."

Dann ging sie zu dem Nähtisch am Fenster und nahm eine Arbeit auf. Jo setzte sich an den Schreibtisch, und eine müde Stille war in dem hellen Raum.

Der Regen klirrte wieder gegen die Scheiben, und der Wind stieß mit wilden Atemzügen gegen das Haus. Den unruhigen Nerven tat das Toben draußen wohl, und sie empfanden die Stille des Raumes süß und tröstlich.

„Es wird sich alles ebnen", dachte Marga.

Und Jo sprach zu sich: „Es ist nur die erste Erregung, die uns alles so düster erscheinen läßt. Andere Menschen haben auch einmal Unannehmlichkeiten."

Sie kannten es eben nicht anders, als daß es in der weißen Villa keine Konflikte und Stürme gab, und sie meinten, es müsse stets so bleiben, das Schicksal habe die Pflicht, ihr Leben glatt und klar zu erhalten.

Langsam krochen die Stunden, die jungen Mädchen konnten sich nicht entschließen, in die Stadt zu gehen und Besorgungen zu machen, wie sie sonst wohl in den Morgenstunden taten. Sie meinten, neugierige Augen würden sie ver-

folgen, lächelnde Gesichter ihnen verraten, daß jeder schon die Ereignisse des gestrigen Tages kannte. Mit einer Umständlichkeit, nur um die Stunden zu füllen, machten sie die Vorbereitungen zum Balle, und dabei fühlten beide zum ersten Male, daß ihnen jede ernste Beschäftigung fehlte, die sie hätte ausfüllen und von ihren Gedanken ablenken können, und wieder dachte Jo: „Es ist vollkommen leer, unser Leben —."

Torbeck war nicht zu Tisch gekommen, er telephonierte, dringende Arbeit hielte ihn auf dem Bureau, man möge nicht auf ihn warten, er werde auch abends spät kommen und sich kurz vor Beginn des Balles umziehen.

Frau Torbeck ordnete an, daß alles für ihn bereit gelegt würde, sie vergaß nichts und bedachte alles, was für seine Bequemlichkeit notwendig war. Sie überlegte nie, daß er sich ihre Fürsorge stillschweigend und gedankenlos gefallen ließ, denn sie tat das alles eigentlich nicht für ihn, wenigstens ohne den bestimmten Gedanken an ihn. Im Grunde sorgte sie nur vor, damit im letzten Augenblick keine Hast, Unruhe und üble Laune die Stille des Hauses und die Stimmung für das Fest störe. So vereitelte sie stets von vornherein mit kluger Voraussicht alle Mißstimmungen und Ärgernisse, und das war es auch, was ihre Ehe, trotz des heftigen Temperaments des Gatten, so glatt und friedlich erhalten hatte.

Torbeck hatte oft den trotzigen Wunsch, sie zu reizen und aus ihrer klaren Ruhe zu reißen, aber es gelang ihm nicht. „Sie hat keine Angriffsflächen," dachte er oft resigniert, „nirgends ist in ihrem Wesen Stahl oder Stein, aus dem man Funken schlagen könnte."

Frau Torbeck trank den Tee in dem hellen Mädchenzimmer ihrer Töchter. Es war sonst die behaglichste Stunde des Tages, in der alle kleinen Ereignisse des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens besprochen wurden. Oft erschien irgend eine der vielen Freundinnen, und Frau Torbeck fühlte sich wohl in dem jugendlichen Kreise, dessen kleine Interessen und Sorgen die ihren geblieben waren. Sie war bei den jungen Mädchen sehr beliebt um ihrer jugendlichen Sorglosigkeit willen, und viele schwärmten für die schöne Frau.

Heute wollte kein harmloses Gespräch aufkommen, Marga und Jo waren gedrückt und schweigsam, nur die Mutter plauderte unbefangen, mit ihrer ruhigen Energie hatte sie die Mißstimmung des Morgens längst überwunden und zwang nun auch die Töchter über die trüben Gedanken hinweg. „Habt ihr geschlafen nach Tisch? Um sechs Uhr kommt der Friseur, seid pünktlich, er hat nicht lange Zeit. Ihr nehmt doch heute die frischen Blumen ins Haar?"

Marga nickte mechanisch zu den Fragen, und Jo versah stillschweigend den Dienst am Teetisch.

Da klopfte es diskret an die Türe. Das Stubenmädchen brachte ein langes Paket, um das sich weißes Seidenpapier bauschte. Sie reichte es Marga. „Der Diener von Herrn von Schwanstedt hat es gebracht mit einer Empfehlung an

das gnädige Fräulein." Als das Mädchen ging, war ein kaum merkliches, verständnisvolles Lächeln um ihren Mund.

Marga war rasch errötet, und ganz langsam mit sonderbar unsicheren Händen löste sie die Hülle. Wunderbare, lichtrosa Rosen lagen lose zusammengeschlungen in ihrem Schoß. Sie nahm die Karte auf und las flüchtig. Dann sagte sie mit einer kleinen Verlegenheit in der Stimme: „Von Immo Schwanstedt, er bittet mich um die erste Quadrille heute abend."

Dann legte sie die Rosen sorglich auf den Nebentisch, und ihr Gesicht wurde wieder ganz ruhig, fast gleichgültig. Sie war Huldigungen gewöhnt.

Frau Torbeck, in der Freude, eine Ablenkung für die Gedanken, die sie unklar fühlte, zu finden, griff das Gespräch auf.

„Immo Schwanstedt ist ein fabelhaft aufmerksamer Mensch."

Jo lächelte ein wenig. „Es ist, glaube ich, mehr wie bloße Aufmerksamkeit für Marga."

„Meinst du?" sagte die Mutter sehr interessiert, und ihre hellen Augen wurden um einen Schein wärmer.

Marga trank mit gesenkten Augen, dann setzte sie ihre Tasse hin mit einer energischen, abschließenden Bewegung.

„Ja," sagte sie mit einem Aufatmen, „ich glaube auch —"

Und sie lächelte zaghaft, aber mit einem Hauch von geschmeichelter Eitelkeit.

Frau Torbeck fühlte ein Beben in ihren Händen. Sie bekämpfte es sofort und sprach mit erzwungener Ruhe: „Und du, Marga, dann mußt du dir doch klar sein, mein Kind?"

Marga saß nachdenklich mit gerunzelten Brauen und sie dachte: „Welch eine korrekte Art, solche Fragen zu erörtern! Kalt und korrekt. Ich dachte, Mütter wären anders in solchen Augenblicken."

Frau Torbeck sah sie aufmerksam an mit einer kleinen Unruhe im Blick. Sie konnte sich nicht erklären, was in der Tochter vorging. Marga sah ihr in die Augen und sagte langsam: „Ich müßte mir klar sein, meinst du? Das ist nicht so einfach, Mama."

„Aber —", sagte die Mutter fassungslos. Sie begriff nicht, daß es bei einer so klaren Sache Wirrnisse und Dunkelheiten geben sollte. „Ist er dir sympathisch oder nicht? Das ist die einzige Frage. Die übrigen Begleitumstände sind tadellos."

Sie war zu taktvoll, ihre raschen und beglückten Gedanken auszusprechen, aber sie dachte: „Der Vater Regierungspräsident, adelig, reich — alles ist wundervoll, es wäre ein großes Glück —."

Und aus diesem freudigen Gedanken heraus fragte sie weich, fast bittend: „Er ist dir doch sympathisch, Marga?"

Marga lächelte, und in dem Lächeln war leiser Spott und leiser Schmerz. „Sympathisch? Ja, sehr sympathisch ist er mir. Er ist ein rücksichtsvoller, sehr

zarter, sehr vornehmer Mensch." Sie überlegte einen Augenblick. „Ich mag keinen andern lieber als ihn, das ist sicher."

„Ja dann —" sagte Frau Torbeck mit strahlendem Lächeln und richtete den schlanken Oberkörper straffer auf. „Dann ist ja alles gut."

Marga spielte mit dem Teelöffelchen und zeichnete das Muster des Tellers nach.

„Das weiß ich eben nicht", sagte sie mühsam.

Da legte Jo die kühle Hand auf die nervöse der Schwester und sah ihr mit den klaren Augen in das unruhige Gesicht und zwang den Blick der anderen zum Standhalten. „Liebst du ihn denn, Marga?" fragte sie ernsthaft.

Marga versuchte sachte ihre Hand zu lösen. „Ich habe noch so wenig Zeit gehabt, darüber nachzudenken", sagte sie ausweichend.

Frau Torbeck fühlte, daß das Gespräch sich ihr entzog.

„Jo, was machst du für Unterschiede, das sind doch bloß Worte, du hörst doch, daß er ihr sehr sympathisch ist. Man kann doch nichts Besseres von einem Manne denken, als daß er rücksichtsvoll und von vornehmer Gesinnung ist."

Die beiden Mädchen schwiegen, sie fühlten, daß die klare, nüchterne Art der Mutter, die alle Konflikte und Zweifel ignorierte, es ihnen unmöglich machte, weiterzusprechen.

Marga stand auf und nahm eine Kristallvase aus der Vitrine, dann trat sie in das Anrichtezimmer, um die Vase mit Wasser zu füllen. Mit leichter Hand ordnete sie die Rosen.

Frau Torbeck dachte unruhig: „Wenn alles so klar ist, warum zögert sie? Es ist doch alles so wundervoll. Immo übernimmt das schöne Gut des Onkels, es ist ein herrliches Schloß ganz in der Nähe, ich brauche sie nicht weit herzugeben. — So schön wäre alles. Warum nur zögert sie? Hat sie vielleicht von dem schweren Blut ihres Vaters?"

Der Gedanke war ihr sehr unbehaglich, mit neuen, schärferen Blicken sah sie die Tochter an. Und wie sie die scharf gerunzelten Brauen und den festgeschlossenen Mund sah, um den sich eine energische Linie legte, da gewahrte sie eine Ähnlichkeit mit dem Vater, die sie bis jetzt noch nie gesehen hatte.

Sie hatte auf einmal das Gefühl, daß die Tochter sich langsam ihrem Einfluß entzog, ihr Schweigen erschien ihr ein Trotz. Der überraschte sie so, daß es sie fast hilflos machte, und es klang ängstlich und bittend, als sie sagte: „Ich würde mich so sehr freuen —"

Da lächelte Marga ihr zu, und sie dachte: Das ist doch selbstverständlich, daß Mutter sich über diese Verlobung freute. So etwas muß sie doch immer ersehnt haben. Aber ich? Habe ich das ersehnt? N u r das?

Ihr Herz klopfte in starken Schlägen.

Wenn Immo Schwanstedt sie heute wieder bei der Quadrille mit leisen, heißen Worten umwarb, wollte sie ihn bitten, Geduld zu haben. —

Sie atmete befreit auf.

Frau Torbeck hätte das Gespräch gern weiter gesponnen, aber in Margas Gesicht las sie eine Ablehnung. Jo hatte die langen, matten Ballhandschuhe vom Nähtisch aufgenommen und nähte sorgfältig die Knöpfe fest. Das brachte die Mutter wieder zum Bewußtsein des Alltags. Sie stand gelassen auf.

„Also um sechs — fangt rechtzeitig an, damit es keine Hetzerei gibt. Ihr wißt, ich mag das nicht."

In der Türe zauderte sie und fragte leise: „Wirst du die Rosen tragen, Marga?" Es war ein letzter Versuch, das Gespräch festzuhalten und Margas Vertrauen zu erlangen.

„Ich weiß nicht, Mama, wenn sie zur Toilette passen, vielleicht —."

Dann ging Frau Torbeck.

Die Schwestern stellten das Teegeschirr zusammen und gingen dann ins Ankleidezimmer, das zwischen ihrem Wohn- und Schlafzimmer lag. Es war ganz weiß gehalten wie das Schlafzimmer, von einer schneeigen, leuchtenden Reinlichkeit. Zwischen den beiden Fenstern stand ein Frisiertisch, dessen großer, dreiteiliger und leichtbeweglicher Spiegel den Reflex der elektrischen Birnen auffing und zurückwarf. Auf der Platte blitzte es von Silber und Kristall. Ein heller Smyrnateppich dämpfte die Schritte, zwei niedrige Bambussesselchen, ein mächtiger weißer Kleiderschrank und zwei Kleiderständer, von denen die duftigen, flimmernden Balltoiletten niederflossen, vervollständigten die Einrichtung. In dem Raum war eine behagliche Wärme und ein diskreter Duft von Puder und Eau de Cologne.

Schweigend und geräuschlos begannen die jungen Mädchen ihre Toilette. Einmal sagte Marga aus ihren Gedanken heraus:

„Es ist ein Glück, daß Mutter niemals Zeitungen liest."

Jo nickte. Sie überlegte: „Muß sie nicht alles erfahren? Oder ist es nicht nötig? Es ist wohl nur ein vorübergehender Sturm, von dem sie nichts bemerken wird."

Und dann waren ihre Gedanken wieder bei Marga. Sie stand aus dem Sesselchen auf und legte den Arm um die Schulter der Schwester und sah sie aus guten Augen an. „Es muß schwer sein, Marga, nicht mit sich im reinen zu sein —"

Marga nickte und sah an Jo's klaren Augen vorbei, dann sagte sie gequält: „Ich habe die Empfindung, als müsse irgend etwas Großes eintreten und mich auf den rechten Weg stellen. Ich weiß nur nicht, was das sein wird. Ich fühle nur so."

Jo sah vor sich hin. „Er ist ein lieber Mensch, und er hängt mit ganzer Seele an dir. Er verdient viel Liebe."

Margas Lippen zuckten, und ganz plötzlich preßte sie ihr Gesicht an die kühle Wange der Schwester, und ihr Atem flog. „Jo", stieß sie hervor, „ich habe

noch so wenig über mich nachgedacht. Erst seit heute. — Und da ist mir, als sei mein Herz ganz kühl und nur voller Hochmut. Vielleicht bin ich kalt. — Ich weiß es nicht, weiß nichts von mir —."

Jo umschlang sie fester. „Du bist nicht kalt, Marga, sicher nicht. Aber deine Wärme liegt in der Tiefe unter einer Eisschicht. Ich habe heute auch so viel gegrübelt. Vielleicht fehlten uns bisher große und schwere Erlebnisse, an denen wir prüfen und messen konnten, was wir wert sind. Vielleicht sollten wir uns Schwierigkeiten wünschen, um unsere Kräfte zu regen —."

Marga schüttelte den Kopf. „Nein, Jo — wenn ich an heute morgen denke, an die Zeitungen — nein, das wünsche ich mir nicht."

Sie lösten sich voneinander und vollendeten ihre Toiletten, und als der Friseur zaghaft pochte, saßen sie schon in langen Kimonos bereit.

Jo lächelte ohne Bitterkeit, nachsichtig, als sie sah, mit welcher Kunst und Sorgfalt der Friseur das Haar der Schwester ordnete, wie er zurücktrat und immer wieder prüfte, die lichtbraunen Wellen weicher legte und die Schildpattnadeln vorteilhafter steckte.

Als sie an die Reihe kam, vollendete er sein Werk flink und geschickt, aber ohne sonderliches Interesse. Sie hatte diese kleine Nuance bemerkt schon am ersten Tage des gemeinschaftlichen Ausgehens mit Marga; bei der Toilette begann schon der feine Unterschied zwischen ihnen, und die größere Sorgfalt des Friseurs betonte schon, daß Marga die bei weitem Schönere war. Und nachher im Ballsaale fühlte sie den Unterschied schärfer.

Marga hatte Bewunderer, leidenschaftliche Verehrer, die sie heiß umwarben. Jo hatte gute Freunde, die sich auf ein Plauderstündchen mit dem netten, verständigen Mädchen freuten, in denen viel Hochachtung und warme Sympathie war, aber niemals ihr heiß entgegenstrahlten, daß eine Hand sie beim Tanze fester umschloß und der Atem sie warm umwallte. Sie hatte das auch nie entbehrt, aber zuweilen dachte sie darüber nach, woher es kommen mochte, daß kein Mann über das kameradschaftliche Gefühl hinwegkam und mehr von ihr begehrte.

Und heute, da ihre Gedanken, ausgelöst von den starken Erlebnissen, in rascheren Schwingungen gingen, da sie fühlte, daß in Marga Zweifel und Kämpfe wogten, stand die Frage wieder vor ihrer Seele.

„Warum ist alles bei mir anders wie bei andern Mädchen, die oft häßlicher und törichter sind wie ich? Die Erklärung muß tief in meinem Wesen ruhen."

Sie saß vor dem hellblitzenden Spiegel und sah nachdenklich in ihr eigenes Antlitz. Und da kam ihr leise eine Erkenntnis.

„Mein Gesicht ist zu klar, — es verbirgt nichts, das reizte, es spiegelt zu deutlich mein Wesen in seiner Schlichtheit. Meine Augen sind hell, ohne Rätsel, ohne Gluten, sie locken nicht, sie versprechen nichts. — Mein Mund ist herb und lächelt selten, in ihm ist keine Verheißung von Glück und Leidenschaft — und mein Körper —"

Sie stand langsam auf, und ihr Blick ging ruhig prüfend über die steilen Linien ihrer Gestalt. „Meinem Körper fehlt die Grazie, die berauscht und entzückt, es fehlt ihm die Weichheit in Form und Linie, die sich anschmiegt und deren Bewegung Zärtlichkeit bedeutet. — Und so ist auch mein Wesen, ohne Leidenschaft, ohne Tiefen, ohne Rätsel. Wer mein Gesicht sieht, der kennt mich, wie ich bin, der sehnt sich nicht mehr nach der Erforschung meiner Art, der wittert nicht tausend lockende, süße Möglichkeiten oder dämonische Glut und schicksalsschweres Verhängnis."

Sie lächelte sich zu. „Nein, in mir ist nichts von der Sphinx. Und das ist die Lösung der Frage. Darum bin ich den Männern ein guter Kamerad oder lieber Freund. Darum habe ich keine begeisterten Freunde und neidvolle Feinde. Darum bin ich vielen sympathisch und entflamme keinen. Diese Art ist ein Erbteil der Mutter —." Sie stand mit gesenkter Stirn und grübelte schwer.

„Das, was Margas Wesen so betörend macht, ist nicht nur ihre Schönheit, es ist das heiße Blut, das man ahnt, das ihre Bewegungen durchpulst und ihre Augen durchleuchtet. Es ist das Erbe des Vaters."

Sie dachte daran, wie die Persönlichkeit des Vaters und seine Worte die Masse der Versammlung entzündet und mitgerissen hatte. „Der Funke ist es, der Funke im Körper, im Geist, im Temperament — das fehlt mir."

Sie strich sich über ihre Stirn, sie fühlte eine feine Neugierde in sich. „Wird die Schlichtheit und Ruhe meines Wesens mich vor Kämpfen bewahren? Werde ich selbst, da ich Leidenschaft nicht wecken kann, nie Leidenschaft fühlen?" Sie lächelte scheu. Da traf ihr Blick ihr Spiegelbild, sie sah das scheue, feine Lächeln um ihren Mund, und es ging ein Erschrecken durch sie.

Welch sonderbares Lächeln. — So lächeln junge Mütter — dies mütterliche Lächeln lag auf ihrem Gesicht wie mit verklärender Anmut. „Ist dies Lächeln eine Antwort auf meine Frage nach Leidenschaft?" dachte sie. „Vielleicht —."

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Friedrich Raab, Frankfurt am Main.

Wilhelm Wundt's neueste Schrift.

In den Kreisen Deutschlands, in denen man sich um philosophische Fragen wenig oder gar nicht zu kümmern pflegt, ist im allgemeinen der Name Wundt (wenn überhaupt der eines lebenden Philosophen) noch einigermaßen bekannt. Das liegt sicher nicht nur daran, daß Wundt bereits seit mehreren Jahrzehnten dauernd in Leipzig, also einer unserer größten Universitäten, wirkt und Auszeichnungen empfangen hat wie kein anderer Philosoph der Gegenwart. Schon etwas mehr mag zur Verbreitung seines Rufes die außerordentlich große Zahl seiner Werke und besonders seine erfolgreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie beigetragen haben. Hat er doch das erste Institut für experimentelle Psychologie in Deutschland eingerichtet, nach dessen Vorbild dann zahlreiche weitere im In- und Ausland geschaffen und vielfach mit seinen Schülern besetzt wurden. Entscheidend für die Breite seiner Wirkung dürfte es aber gewesen sein, daß das Verständnis seiner Philosophie verhältnismäßig weit geringeren Schwierigkeiten begegnet als etwa das Studium der neukantischen „Marburger" Schule oder der Husserlschen (von der ich in meiner letzten Rundschau berichtet habe). An und für sich ist eine solch umfassende Wirkung einer Philosophie gewiß recht willkommen zu heißen, und darum wird es auch sicher von vielen Seiten begrüßt werden, daß Wundt in seinem soeben erschienenen Buche: „Sinnliche und übersinnliche Welt" (Alfred Kröner, Leipzig, 1914) eine für weitere Kreise berechnete Zusammenfassung seiner philosophischen Grundgedanken gibt, nachdem er dies in strengerer Form bereits früher in seinem jetzt in dritter Auflage vorliegenden, zweibändigen „System der Philosophie" (Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1907) getan.

Zwei sachliche (über die leichte Verständlichkeit hinausgehende) Vorzüge haben ferner noch der Wundtschen Philosophie ein verbreitetes und in dieser Hinsicht sicher berechtigtes Ansehen verschafft: Die Universalität ihrer Betrachtung und das ausgesprochene Bemühen, möglichst jede Einseitigkeit zu vermeiden. In den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beschäftigte sich jeder Philosoph mehr oder weniger ausschließlich mit Einzelfragen oder nur einzelnen philosophischen Gebieten. Kaum einer beachtete, daß jedes philosophische Problem nur im systematischen Zusammenhange mit der Gesamtheit aller philosophischen Fragen richtig behandelt und gelöst werden kann, und von vornherein der Blick des Denkers auf diese Totalität des Systems gerichtet sein muß, wenngleich auch dies niemals vollständig erreicht werden wird. Nicht aber darf, wie es so oft geschieht, das Ergebnis der einen philosophischen Disziplin, etwa der Naturphilosophie, mehr oder minder äußerlich auf andere, etwa die Geschichtsphilosophie, übertragen werden; denn

dadurch muß die Gesamtanschauung notwendig einseitig werden. — Wenn auch kaum mit dem größten sachlichen, so eben doch mit dem größten äußeren Erfolge hat Wundt dies aus aller unphilosophischen Beschränktheit befreiende Streben nach Universalität der Betrachtung betätigt.

Wie ist aber nun bei alledem die unleugbare Tatsache zu erklären, daß Wundts Philosophie trotz ihres Ansehens in nicht spezifisch philosophischen Kreisen dem Interesse der fachphilosophisch Gebildeten merkwürdig fern steht, so daß der Einfluß der Wundtschen Philosophie auf die gegenwärtige kräftige Entwicklung des philosophischen Denkens in Deutschland und darüber hinaus verhältnismäßig gering ist? (Von Wundts großer Bedeutung auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie sehen wir dabei ganz ab.) Wie konnte es kommen, daß nach dem Zeugnis der philosophischen Literatur der Gegenwart wohl vielfach nicht-philosophische, aber nur ziemlich selten von Grund aus philosophisch Gebildete für oder auch nur gegen Wundts Philosophie Stellung nehmen?

Die Gründe für dieses sonderbare Verhalten, das doch beinahe darauf schließen läßt, daß man Wundts Philosophie nicht überall für ganz voll ansieht, scheinen mir in seinem eigentümlichen Eklektizismus zu liegen. Ich verstehe dabei unter Eklektizismus jedes Philosophem, in dem einander widerstreitende, historisch nur getrennt vertretene Denkmotive ohne zureichende kritische Prüfung ihrer relativen Berechtigung zu einem in sich widerspruchsvollen Ganzen zusammenwirken.

Der Grundgedanke der Wundtschen Philosophie besteht darin, daß eigentlich alle Menschen, bevor sie denken und reflektieren, ein naives Weltbild besitzen, in dem es keinerlei Unterschiede zwischen Physischem und Psychischem gibt, während die beginnende Reflexion durch verschiedenartige Behandlung und Betrachtung der Gegenstände dieses naiven Weltbildes dasselbe zerteilt und in widersprechende Einzelreiche, etwa das der Natur, der Seele etc., aufspaltet. Da sei es nun die Aufgabe der Philosophie, die widerspruchsvollen Ergebnisse der Einzelwissenschaften nach Möglichkeit auszugleichen und unter möglichster Beibehaltung der einzelwissenschaftlichen Methoden zu einem einheitlichen metaphysischen Weltbilde über die Erfahrung hinaus ins Unbedingte fortzuführen und zu vollenden. Die Wundtsche Metaphysik, die sich der Lösung dieser Aufgabe unterzogen hat, gipfelt denn auch schließlich in der These, daß eigentlich nur das reine Tun, nur Willenserlebnisse, wirklich wären, die Bewußtsein darstellten, wenn sie „verbunden" wären, Natur dagegen, wenn sie „unverbunden" blieben. —

Der Anfang dieses Philosophierens ist kraß positivistisch: Durch die doch rein hypothetische Annahme eines naiven Weltbildes, das ohne Denken und Reflexion auszukommen vermöge, werden kritiklos und dogmatisch alle nicht-positivistischen Erkenntnistheorien beiseite geschoben. Dann aber werden die einzelwissenschaftlichen Methoden nicht etwa, wie es die Aufgabe einer kritischen Philosophie wäre, auf ihre Berechtigung hin untersucht, sondern, in ganz unpositivistischer Weise, mit den Widersprüchen, die Wundt ihnen ganz ohne Not beilegt, festgehalten. Darin zeigt sich eine Konzession an den einzelwissenschaftlichen Dogmatismus, die dessen Vertreter auch bereits empfunden haben! Schließlich werden dann unter vielfachen ausdrücklichen Widersprüchen in einer angeblich das Gemüt befriedigenden Weise die widerstrebenden Einzelwissenschaften zusammengebogen, um dann das Ganze durch eine Metaphysik alten Schlages zu krönen. Das vielfach Willkürliche und Widerspruchsvolle dieses Verfahrens zeigt sich unter anderem

darin, daß einmal die Psychologie als Wissenschaft vom unmittelbar Wirklichen gilt, dann aber, bei der Bestimmung des metaphysisch Wirklichen, alle Empfindungen als bloße Konstruktionen beiseite geschoben werden und nun nicht mehr unmittelbare Wirklichkeit sind.

Wie wenig der Wundtsche Versuch einer Synthese im Grunde heterogener Gedankenrichtungen gelungen ist, beweist am klarsten vielleicht seine Ethik: Sie verspricht das ethisch Wertvolle durch Untersuchung der historischen Entwicklung feststellen zu wollen (wenngleich auf diesem Wege mangels eines begründeten Maßstabes auch nur dogmatische Ergebnisse gewonnen werden können), biegt dann aber plötzlich aus dieser positivistischen Bahn aus, indem sie zur Rettung ihrer ethischen Ideale zugibt, die „überindividuellen Willensentwicklungen (auf die es Wundt zur Bestimmung der ethischen Normen allein ankommt) seien freilich nur Willensideale" und „damit zugleich nur sittliche Postulate"! —

Es liegt mir fern, das Werk eines auf vielen Gebieten verdienten Mannes verkleinern zu wollen, aber es ist unter allen Umständen geboten, gegen die Schrift gerade eines solchen Mannes Bedenken auszusprechen, wenn sie geeignet ist, die philosophische Unklarheit und Kritiklosigkeit weiter Kreise, gestützt auf das Ansehen ihres Verfassers, noch über das gewohnte Maß hinaus zu vermehren.

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. Gustav Wahl, Direktor der Deutschen Bücherei.

Die Deutsche Bücherei in Leipzig.

Später als anderen Kulturnationen wird dem deutschen Volke, dem die Welt die Erfindung der Buchdruckerkunst dankt, eine Zentralsammelstelle für das nationale Schrifttum zuteil. Damit wird aber nicht neben den bestehenden älteren Bibliotheken mit ihren die Gesamtheit der nationalen Literatur bis zur Gegenwart umfassenden Bücherbeständen eine neue gleicher Richtung geschaffen. Die Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig, zu der am 19. Oktober 1913 in Gegenwart des Königs von Sachsen der Grundstein gelegt worden ist, sammelt nicht, wie jene, mit Auswahl, sondern vollständig; sie setzt als Beginn für ihre Sammeltätigkeit den 1. Januar 1913 fest, während jene soweit auf die ältere Literatur zurückgreifen, als es die Mittel gestatten und der Wert der Bücher verlangt; sie stellt ihre Bestände endlich nur in ihrem eigenen Hause zur Benutzung bereit, als erste Präsenzbibliothek großen Stils in Deutschland. Durch Generationen hindurch war in Deutschland der Wunsch nach einem solchen Mittel- und Sammelpunkt des deutschen Schrifttums lebendig, aber alle Versuche eine „National-" oder „Reichsbibliothek" zu schaffen, schlugen fehl, mußten bei der staatsrechtlichen Struktur des Deutschen Reiches und der von der Reichsregierung vertretenen Auffassung, daß die Unterhaltung von Bibliotheken Aufgabe der Einzelstaaten sei, fehlschlagen. Auch Friedrich Althoff, dem weitblickenden Anreger und Förderer kultureller Bestrebungen im Preußischen Kultusministerium, der sich des Planes mit großer Wärme annahm, gelang seine Durchführung nicht. Erst dem einmütigen Zusammenwirken des sächsischen Staates, der Stadt Leipzig und des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler in Leipzig war es beschieden, diese Zentralsammelstelle als „Deutsche Bücherei" in Leipzig mit klar umrissenem Programm ins Leben zu rufen. Am 3. Oktober 1912 wurde von dem Königl. Staatsfiskus, der Stadtgemeinde Leipzig und dem Börsenverein ein Vertrag über die Errichtung der

Deutschen Bücherei abgeschlossen, der fast einstimmig die Genehmigung der sächsischen Ständeversammlung gefunden hat.

Die Deutsche Bücherei hat drei Hauptaufgaben: als Archiv des deutschen Schrifttums und des deutschen Buchhandels soll sie eine lückenlose Sammlung der vom 1. Januar 1913 ab in Deutschland erscheinenden deutschen und fremdsprachigen Literatur sowie der außerhalb Deutschlands erscheinenden deutschen Literatur vornehmen und für alle Zeiten aufbewahren. Dabei wird der Begriff „Literatur" ausgedehnt auf Erzeugnisse der Druckerpresse, die gemeinhin nicht darunter verstanden werden; z. B. Schul- und Vereinsschriften; Veröffentlichungen von Behörden u. dgl. Mit alleinigem Ausschluß von Musikalien und politischen Zeitungen sammelt die Deutsche Bücherei alle Erzeugnisse des deutschen Buchhandels, die amtlichen Veröffentlichungen der Behörden Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und endlich die große Fülle der Privatdrucke, die am leichtesten dem Untergang geweiht sind. Für die Aufbewahrung der Musikalien ist durch die der Königlichen Bibliothek in Berlin angegliederte Deutsche Musiksammlung bereits gesorgt; die Einbeziehung der politischen Zeitungen in das Sammelgebiet der Deutschen Bücherei mußte aus Rücksicht auf den dadurch bedingten ungeheuern Raumaufwand unterbleiben, so wichtig auch nach der übereinstimmenden Meinung aller Sachkenner gerade eine solche Sammlung wäre. Es besteht indes die sichere Aussicht, daß eine planmäßige Lösung dieser Frage unter der Führung des Preußischen Staates vorgenommen wird.

Der deutsche Verlagsbuchhandel schafft sich in der Deutschen Bücherei ein lückenloses Archiv seiner Veröffentlichungen vom 1. Januar 1913 ab, ein Archiv, das den denkbar größten Schutz gegen Feuersgefahr bietet und nach den vorgesehenen Bestimmungen den beteiligten Firmen ihre Werke auf Wunsch leihweise ins Haus sendet. Unter denselben Bedingungen werden auch die früheren Verlagsartikel entgegengenommen und vor Schaden und Vernichtung bewahrt. In den Zugangslisten der Deutschen Bücherei entsteht ein vollständiger, stets ergänzter Katalog des deutschen Verlags, der den Umfang der Jahresproduktion eines Hauses nach der Zahl und Art der Werke wie nach der Summe der Preise bequem übersehen läßt. Aber auch für diejenigen Druckwerke, welche nicht durch den Buchhandel gehen, gestatten die Sammlungen der Deutschen Bücherei sichere Unterlagen und Verzeichnisse zu schaffen. Das gilt insbesondere von zahlreichen Zeitschriften, die nur einem bestimmten Personenkreise zugeführt werden und großenteils auf keiner öffentlichen Bibliothek bisher gesammelt wurden, auch der bibliographischen Verzeichnung entgangen sind; z. B. Zeitschriften von Sammlervereinen, von Organisationen von Arbeitgebern, Arbeitnehmern, Berufsständen usw.

Alle diese Bestände den Interessenten jederzeit zur unentgeltlichen Benutzung in den Lesesälen bereit zu halten, ist eine weitere Hauptaufgabe der Deutschen Bücherei, die damit als Bibliothek in den Kreis ihrer älteren Schwestern tritt. Die vielen Lichtseiten einer Präsenzbibliothek auch für die Benutzer sind unverkennbar; so wird die Deutsche Bücherei ihren Besuchern ein rasches Arbeitstempo ermöglichen. Werke, die nicht in das Sammelgebiet der Deutschen Bücherei fallen, können für den Gelehrten aus anderen Bibliotheken leihweise beschafft werden. Zahlreiche Veröffentlichungen fremder Sprachen werden in deutschen Übersetzungen zugänglich sein, die wertvollsten Schätze unserer Nationalliteratur im engeren Sinne werden nicht fehlen, da immer neue Ausgaben erscheinen, die der Deutschen Bücherei zugeführt werden.

Alle Eingänge der Deutschen Bücherei zusammen werden das deutsche Schrifttum, gleichviel, ob es im Handel ist oder nicht, in seiner Vollständigkeit darstellen. Auf dieser Grundlage kann eine vollständige Bibliographie der deutschen Druckwerke Deutschlands und des Auslandes und der fremdsprachigen Druckwerke Deutschlands gewährleistet werden, wie sie in diesem Umfange noch nicht besteht. Die oft erörterte Frage der Nutzbarmachung der bibliographischen Titelaufnahme für die Katalogisierungszwecke der Bibliotheken tritt durch die Begründung der Deutschen Bücherei in ein neues verheißungsvolles Stadium. Auch die bestehenden Fachbibliographien — Bibliographie der Naturwissenschaften, der Sozialwissenschaften, der Zeitschriftenliteratur usw. — dürfen der tätigsten Förderung durch die Bestände der Deutschen Bücherei gewiß sein.

Der Rechtsform nach ist die Deutsche Bücherei eine Veranstaltung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, dem die zur Errichtung und Verwaltung der Bücherei erforderlichen Mittel von seiten des sächsischen Staates und der Stadtgemeinde Leipzig durch den oben erwähnten Vertrag zur Verfügung gestellt sind. In hochherzigem Entgegenkommen überweisen die Behörden des Reichs sowie diejenigen der Deutschen Staaten ihre amtlichen Drucksachen. Zahlreiche Körperschaften, Gesellschaften, Vereine haben sich dem angeschlossen. Das deutschsprechende Ausland steht nicht zurück. In großartiger Liberalität, die sich der Bedeutung der Deutschen Bücherei für den Buchhandel und das ganze geistige Leben des deutschen Volkes bewußt ist, haben über 2000 deutsche, österreichische und schweizer Verleger sich zur Stiftung ihrer Verlagsproduktion bereit erklärt, annähernd ebensoviel Verleger von Zeitschriften sind in gleicher Opferwilligkeit ihrem Beispiel gefolgt, und mehrere Tausend deutscher Buchdruckereien haben der Deutschen Bücherei ihre wertvolle Unterstützung bei der Erlangung der Privatdrucke freudig und voller Interesse zugesagt. Die in der Satzung der Deutschen Bücherei vorgesehenen Verwaltungsorgane sind die folgenden: der Geschäftsführende Ausschuß, aus 8 Mitgliedern bestehend, der Verwaltungsrat, bestehend aus 31 Mitgliedern, die Hauptversammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Der von modernem Geist erfüllte Gedanke des einmütigen Zusammenwirkens von Behörde und freier Berufsorganisation, der sich bereits bei der Begründung der Deutschen Bücherei bewährt hat, war auch für die Zusammensetzung der beiden erstgenannten Verwaltungsorgane der Deutschen Bücherei maßgebend; in ihnen sind zu gemeiner Arbeit vereinigt die Vertreter der Königlich Sächsischen Staatsregierung, der Sächsischen Ständeversammlung, der Stadtgemeinde Leipzig und Buchhändler aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Hinzu traten eine Zahl hervorragender bibliothekarischer Fachmänner aus den Bundesstaaten Sachsen, Preußen, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen, sowie aus Österreich, die eine enge Verbindung der Deutschen Bücherei mit den deutschen Regierungen darstellen.

Den Vorsitz in beiden Körperschaften führt der jeweilige Erste Vorsteher des Börsenvereins oder sein Stellvertreter, zurzeit Herr Geheimer Hofrat Karl Siegismund-Berlin, der sich um das endliche Gelingen des großen Plans die größten Verdienste erworben hat. In zahlreichen Sitzungen hat der Geschäftsführende Ausschuß die Organisation der Deutschen Bücherei beraten und aufgebaut: er hat die Entwürfe der Grundsätze für die Umgrenzung des Sammelgebietes sowie für die Katalogisierung der Bücherbestände festgestellt, die von dem Verwaltungsrat genehmigt worden sind; er hat das Bau-

programm für die zu errichtenden Verwaltungs- und Magazingebäude in Gemeinschaft mit dem Baumeister der Deutschen Bücherei, Herrn Geheimen Rat Dr.-Ing. Waldow-Dresden aufgestellt und die Baupläne auf das reiflichste erwogen; er hat die Anstellungsbedingungen der Beamten der Deutschen Bücherei festgestellt und die zunächst angestellten Beamten aus der Zahl der Bewerber ausgewählt.

Der für die Deutsche Bücherei von der Stadtgemeinde Leipzig zur Verfügung gestellte Bauplatz, der 12 258,7 Quadratmeter groß ist, befindet sich im Südosten an der Karl Siegismund-Straße in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals, nicht weit vom Deutschen Buchhändlerhaus entfernt. Er grenzt auf der einen Seite an die Kgl. Sächs. Taubstummenanstalt, auf der Rückseite an den Johannisfriedhof, so daß für eine spätere Erweiterung der Gebäude Raum vorhanden ist. Die Baukosten, die im ganzen auf 3 Millionen Mark veranschlagt sind, werden vom Sächsischen Staat getragen. Zunächst werden jedoch nur das Verwaltungsgebäude und ein den großen Lesesaal enthaltender Mittelflügel gebaut. Es werden hier Magazinräume für 500 000 Bände geschaffen; nach Fertigstellung des ganzen Gebäudes wird die Deutsche Bücherei 5 Millionen Bände aufnehmen können. Die Pläne sind im engsten Einvernehmen mit den bibliothekarischen Fachleuten bearbeitet worden; überall ist in der Verteilung der Räume wie in der Ausgestaltung der Fassade auf die zukünftige Zweckbestimmung des Hauses die weiteste Rücksicht genommen worden. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Deutsche Bücherei nicht nur ein monumentales, dem im Entstehen begriffenen Stadtteil zur Zierde gereichendes, sondern auch wirklich praktisches und zweckmäßiges Heim erhalten wird.

Die Gründung der Deutschen Bücherei ist als das bedeutsamste Ereignis auf dem Gebiet der Bibliotheksgeschichte der letzten Jahre bezeichnet worden; man könnte vielleicht sogar sagen, daß seit der Erneuerung der alten Universitätsbibliothek in Straßburg in dem wiedergewonnenen Elsaß vor vierzig Jahren keine Neugründung auf diesem Gebiete von solcher Großzügigkeit und Weite der Ausblicke, von solcher Tragweite für das ganze deutsche Geistesleben, für Wissenschaft, Schrifttum und Buchhandel zu verzeichnen ist. Weit über die Mauern der Stadt Leipzig hinaus, in der damit gleichzeitig der deutsche Buchhandel von neuem fest verankert ist, weit über das Königreich Sachsen hinaus reicht seine Bedeutung als Sammelstätte der geistigen, im Schrifttum niedergelegten Schätze der Nation, als Band, das die Deutschen jenseits der Reichsgrenzen und der Ozeane mit der alten Heimat verknüpft, als zukünftiger Mittelpunkt der zu straffer Organisation zusammenzufassenden bibliographischen Unternehmungen, die sich im Wettstreit der Völker bereits jetzt die höchste Anerkennung errungen haben. Ein lebendiger Ausdruck für die opferwillige und begeisterte Hingabe an die Bestrebungen der Deutschen Bücherei ist die bereits nach Tausenden zählende Schar der Förderer der Deutschen Bücherei, die sich auf den Aufruf des Geschäftsführenden Ausschusses hin zu einer „Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei" zusammengeschlossen haben. Diese Gesellschaft, deren Protektorat Se. Majestät König Friedrich August von Sachsen zu übernehmen geruht hat, bezweckt, die Aufgaben der Deutschen Bücherei nach jeder Richtung und in der wirksamsten Weise zu fördern und alle die Kreise, die an dem großen Kulturwerk der Deutschen Bücherei lebendigen Anteil nehmen, in engster Fühlung miteinander zu halten.

Möge es der Deutschen Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler vergönnt sein, die hochgespann-

ten Hoffnungen zu erfüllen, die an ihre Begründung geknüpft sind, und sich damit des Vertrauens und der hochherzigen Förderung wert zu erzeigen, die ihr von allen Seiten entgegengebracht worden sind. Dann ist der Dank der Nation und der Nachwelt sicher den hohen Behörden, Körperschaften und Privatpersonen, die sie ins Leben gerufen haben: der Königlich Sächsischen Staatsregierung und ihren Vertretern bei den vorbereitenden Verhandlungen, den Herren Exzellenz Dr. Schroeder, Exzellenz Dr. Roscher und Geheimen Rat Dr. Schmaltz, der Sächsischen Ständeversammlung, der Stadtgemeinde Leipzig und insbesondere ihrem Oberhaupt, Herrn Oberbürgermeister Dr. Dittrich, dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler und dem deutschen Verlegerverein und vor allem seinen Mitgliedern Albert Brockhaus, Dr. Erich Ehlermann, Arthur Meiner und Geheimen Hofrat Karl Siegismund.

Religiöse Rundschau.

Von Albert Bach (Neustadt an der Haardt).

Die Staatsreligion.

Der Staat hat die Aufgabe, die Menschen so zu erziehen, daß sie die Gesetze achten und die soziale Entwicklung fördern.

Die bestehenden sozialen Verhältnisse beweisen, daß diese Aufgabe durch die jetzige Erziehung nicht erfüllt wird.

Die politischen, wirtschaftlichen und religiösen Gegensätze erzeugen sehr viel Haß. Die besser gewordenen Umgangsformen dienen oft zur Verschleierung unschöner Gesinnungen. Die Gefängnisse sind überfüllt von Verbrechern aller Art. Namentlich die Zahl der Raubmörder hat in letzter Zeit auffallend zugenommen.

Dennoch muß in höchstem Grade anerkannt werden, daß die Prediger und Religionslehrer redlich bemüht sind, die Menschen sittlich zu heben. Aber gegenüber dem materiellen und geistigen Einfluß der modernen Technik fehlt den heutigen religiösen Belehrungen die nötige Wirkung. Diese zu verstärken, ohne jemand in der religiösen Überzeugung zu verletzen, ist mithin ein Bedürfnis. Und diesem Bedürfnis kann abgeholfen werden.

Wenn wir schon bei vielen Tieren beobachten können, daß sie aus Liebe ihre Jungen füttern und deren Leben verteidigen, so dürfen wir beim Menschen mit Bestimmtheit voraussetzen, daß er zu einer hohen sozialen Kultur befähigt ist. Diese Voraussetzung befindet sich in Übereinstimmung mit dem Volksempfinden, das sich in einem Neujahrsgruß äußert, welcher lautet: „Ein glückseliges neues Jahr, Gesundheit und langes Leben.“ Ein Streben, diese vernünftigen Wünsche zu verwirklichen, ist gleichbedeutend mit dem Streben, die sozialen Zustände zu bessern. Der Organismus des Menschen ist derart veranlagt, daß, wer froh und gesund leben will, arbeitsam, mäßig und menschenfreundlich sein muß. Trägheit, Unmäßigkeit, Haß, Neid und Verbrechen führen zur Verstimmung und Krankheit. Diese Wirkungen rationell zu verwerten, ist Sache der Erziehung.

Sind auch gegenwärtig die Menschen im Großen und Ganzen vom Trieb zum materiellen Genuß beherrscht, Tatsache bleibt es doch, daß der Trieb zur Erhaltung des Lebens noch viel mächtiger ist. Goethe sagt darüber: „Das Leben zu hegen und zu pflegen ist einem jeden unverwüstlich eingeboren“*). Diese Wahrheit empfindet jeder an sich selbst. Sie äußert sich auch in den zahlreich vorhandenen, gesundheitlichen Bestrebungen. Es ist demnach darauf hinzuwirken, den Erhaltungstrieb zu entwickeln und den Trieb zum materiellen

*) Sprüche in Prosa.

Genuß zurückzudrängen. Hier wird der Anschauungsunterricht vortreffliche Dienste leisten. Die Schäden der Unmäßigkeit, abschreckende Krankheiten müssen vor Augen geführt werden, aber auch die schönen Formen der Gesundheit als Nutzen der Mäßigkeit. Die günstige Wirkung kann noch wesentlich erhöht werden durch einen gründlichen Anschauungsunterricht, der sich mit dem menschlichen Organismus befaßt. Der heutige Unterricht hierin ist nicht eingehend genug.

Die Kenntnis von der Großartigkeit des Organismus leitet zu einer hohen Lebensbewertung und verstärkt die Neigung, dem Leben zu dienen. Dazu hat uns die Natur mit Geist ausgestattet. Und nur wenn der Geist dem Leben dient, erfüllt er seinen Zweck.

Eine Lebensführung, die dem Leben dient, ist naturgemäß als „Lebensdienst" zu bezeichnen. Der Gegensatz von Lebensdienst ist „Todesdienst". Hierzu folgende Erläuterung:

1. Die Ausübung des Guten macht froh, nützt der Gesundheit, verlängert die Lebensdauer und bedeutet „Lebensdienst".
2. Der Lebensdienst umfaßt alles, was der Gesundheit nützt, und besteht vorwiegend in Arbeit, Mäßigkeit und Menschenfreundlichkeit.
3. Die Ausübung des Bösen verstimmt, schadet der Gesundheit, kürzt die Lebensdauer und bedeutet „Todesdienst".
4. Der Todesdienst umfaßt alles, was der Gesundheit schadet, und besteht vorwiegend in Trägheit, Unmäßigkeit, Haß, Neid und Verbrechen.

Die erzieherische Wirksamkeit der Belehrung über den Lebensdienst und Todesdienst wird noch gesteigert durch Aufklärung über die Vererbung. Das Gute wie das Böse vererbt sich. Haben darüber die Eltern schon in der Schule Klarheit erlangt, so werden sie auch aus Liebe zum Kinde geneigt sein, den Lebensdienst auszuüben; um so mehr, als es kein größeres Glück für Eltern geben kann, als brave, gesunde und frohe Kinder zu haben.

Die Vererbung guter Eigenschaften wird das soziale Empfinden von Generation zu Generation beständig entwickeln. Diese Entwicklung wird noch gefördert durch die Erkenntnis vom Einklang im gesunden Organismus. Das beglückende Gefühl der Gesundheit, die Wirkung des Einklangs erleichtert dem Menschen, den sozialen Vorteil zu begreifen, der am Willen haftet, sich dem Ganzen unterzuordnen. Der soziale Fortgang verlangt nicht nur gute Gesetze, sondern auch gute Menschen. Gute Gesetze haben nicht vermocht, das römische Reich vor dem Untergang zu bewahren.

Der Lebensdienst verhütet gewaltsame Umwälzungen. Der Mensch, welcher zur Ausübung des Lebensdienstes erzogen ist, weiß, daß der Haß dem Leben schadet, die Menschenfreundlichkeit dagegen dem Leben nützt. Der Haß wird zurückgehen und die Menschenfreundlichkeit zunehmen. Der Lebensdienst sichert damit eine friedliche, soziale Entwicklung und hätte sonach die erforderliche Wirkung einer Staatsreligion.

Eine solche Staatsreligion würde also den ethischen Bestrebungen der bestehenden Religionen eine vorzügliche Stütze bieten.

Es darf daher als eine Notwendigkeit betrachtet werden, die gegenwärtige Erziehung im Geiste dieser Staatsreligion durch systematische Belehrungen über den Lebensdienst zu ergänzen.

Literarische Rundschau.

Von Dr. Aurelia Horovitz.

Wie verworren und endlos uns das Weltgetriebe auch erscheint, so gibt es doch nur eine bestimmte — und sogar eine ganz minimale Anzahl von

Triebrädern, deren Schwung „Geisterreich und Körperweltgewühle" lenkt; zu wie hohen Bergen die Literaturen auch anwachsen, es ist stets dasselbe Häuflein menschlicher Freuden und Leiden, von Sehnen und Hoffen, von Sünde und Reue, von Kämpfen und Entsagen, das immer aufs neue gestaltet und umgestaltet wird. Und nicht bloß die Probleme bleiben dieselben, auch die Gestalten, die sie verkörpern. Sie sind alle in der Geschichte der Menschheit schon dagewesen. In sehr weiten Zeiträumen tritt ihnen die geniale Urschöpfung eines Gottbegnadeten an die Seite. Jener Gottbegnadeten, für die ein Volk nicht dankbar genug sein kann, wenn ihm in einem Jahrhundert einer geschenkt wird, und die doch von ihrem Volke verkannt und auf die eine oder andere Weise gemartert werden. So wiederholt sich selbst die Tragik des Seins, und gibt in ihrer Tiefe und Erhabenheit der Kunst alte Vorbilder und Aufgaben, fordert jedoch immer neue Formen und Lösungen. Und diese Forderung zu erfüllen, ist eine Tat. Eine solche Tat hat Friedrich Nietzsche vollbracht, und der ihm nun ein Denkmal setzt*), hat diese Tat für uns vollendet. Mit feinem Verständnis der Eigenart dieses genialen Kranken hat sich R. M. Meyer bestrebt, dort, wo die schärfsten Widersprüche dieses großen Geistes wohnen, das tiefe Geheimnis seines Wesens zu finden. Er ist dem Rationalisten und Aufklärer Nietzsche, dessen „aristokratischem Radikalismus", wie G. Brandes diese Anschauung kennzeichnete, ebenso gerecht geworden, wie dem Romantiker Nietzsche mit der „schönsten und gefährlichsten Leidenschaft der Romantik", der Sehnsucht nach dem hohen Moment. Auf diese Weise trennt und vereinigt R. M. Meyer die treibenden Urkräfte in Nietzsches Wesen und Denken, Leben und Dichten, um uns die Persönlichkeit nach allen Richtungen und in ihrer Ganzheit zu zeigen. Und dies mit einer Durchsichtigkeit der Sprache und Künstlerschaft des Stils, wie sie des Meisters würdig sind. Der Materialreichtum des Literarhistorikers des 19. Jahrhunderts kommt dem Nietzscheforscher glücklich und ergänzend zu statten. Doch das größte Verdienst des Buches bleibt die kristallisierte Persönlichkeit Nietzsches. Sie wächst sich zu epischer Größe aus.

Wir sehen den Ästheten Nietzsche in den scheinbar unbedeutendsten Zügen von der fast pedantischen Sauberkeit und Achtung für gewisse äußere Formen an bis zu seinen Geschmacksrichtungen auf den differenziertesten Kunstgebieten, wie ihm die Lektüre Schopenhauers und die Musik Schumanns die einzigen Erholungen sind. Wir begleiten ihn auf einsamen Spaziergängen, und wir erleben die Tragödie seines Lebens vom ersten bis zum letzten Akt mit, wie er durch den Klavierauszug des Tristan Wagnerianer wird, um nach Jahren enttäuscht zu konstatieren, daß Wagner im Umgange die Menschen nicht frei und groß mache. Da ist der Kernpunkt der grundsätzlichen Verschiedenheit dieser beiden Antipoden. Wagner, der alle, die um ihn sind, abhängig macht, der als Reformator anderer Glück seinem Werke, als Herrschernatur die, die er liebt, seinem Ideale opfert, der sinnlich genießt und dramatisch lebt und schafft. Nietzsche, der durch die Macht seiner Persönlichkeit Liebe erzeugt, von den Baseler Schülern angefangen, von denen die Trägsten bei ihm fleißig sind, bis zu R. M. Meyer, dessen Werk feinster Interpretierung ohne Liebe nicht denkbar ist. Aber diese Liebe wirkt befreiend. Im Gegensatz zu Wagners dramatischer Gestalt ist die Nietzsches eine epische, wie sein Leben ein Epos ist, in welchem die großartige Schöpfung „Zarathustra" wurzelt. So werden die Worte wahr: „Nietzsche und sein Werk sind eins", oder ist an Nietzsche, nach

*) Nietzsche, von R. M. Meyer. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1913.

Meyers Darstellung, mehr als an seinem Werk, wie die Definition des Propheten selber lautet: „An einem Philosophen ist mehr als an einer Philosophie: der große Mensch.“ Dieser große Mensch ist nötig, damit ein großes Werk entsteht. Schon Heine hat es seinen Gegnern zugerufen, als sie gegen seine Dichtergröße nicht ankämpfen konnten, ihn als Menschen klein zu machen versuchten.

Professor Christian von Ehrenfels scheint durchaus anderer Meinung zu sein. Trotzdem seiner — Festschrift — „Richard Wagner und seine Apostaten“ (Hugo Heller & Co., Wien, Leipzig) eine Anbetung zugrunde liegt, wie sie nur von einer fast unglaublich jugendlichen Begeisterungsfähigkeit hervorgerufen wird, macht er doch eine scharfe Trennung zwischen Wagner, dem wirklichen Menschen und Wagner, dem Phantasiemenschen — dem Künstler. Wie hoch Prof. von Ehrenfels auch Wagner stellt — z. B. fängt das Buch u. a. mit der Frage an, ob nicht eine Zeit kommen werde, die es für das deutsche Volk als größere Ehre ansehen wird, Wagner hervorgebracht als die Leipziger Schlacht geschlagen zu haben — und schließt mit den Worten: „Und so schuf ich meinen Parsifal“. — Jede Spur von Blasphemie entweicht für mein Ohr, wenn es in dieser Stimme weitertönt: „Ich bin der größte Mensch seit Christus.“ — Trotz dieser und ähnlicher enthusiastischer Äußerungen betont Ehrenfels ausdrücklich, daß Wagner sittliche Größe nur in seinen Phantasietaten als Künstler besitze (Seite 58), während er dem „Apostaten“ Nietzsche, dem „Wahnsinnigen“, dem „Narren“ „Uninteressiertheit der Gesinnung“ und „männliche Härte gegen sich selber“ absolut zugesteht (Seite 48). Er gibt auch zu, daß Friedrich Nietzsche auf die deutsche Literatur weitaus größeren Einfluß genommen habe als Wagner. Wagner der Mensch zeigt durchaus keine sittliche Größe, Wagner der Dichter keine richtige Wirkung; es bleibt ihm also nur das unstreitig große Verdienst, das musikalische Drama geschaffen, die inneren Formenelemente des Dramas musikalisch veranschaulicht zu haben. Wir verstehen also kaum, wie er sich bloß dieses Verdienstes wegen „ohne Blasphemie“ den größten Menschen seit Christus nennen durfte.

Herr von Ehrenfels ist nicht objektiv genug, um sein Wagnerstudium rein sachlich wiederzugeben, ist nicht subjektiv genug, um einseitig-blind zu urteilen — und viel zu ehrlich, um nicht gegen sich selber zu zeugen.

So oder so — Nietzsche und Wagner gehören zu den Gottbegnadeten; Zarathustra und Parsifal sind symbolische Figuren geworden wie Faust, — der ewige Jude. —

Ich habe ein Buch vor mir, das den ewigen Juden des 20. Jahrhunderts auf drei Stationen seiner rastlosen Wanderschaft in drei Momentaufnahmen wiedergibt. „Tragische Momente“ von Bertha Pappenheim (Verlag J. Kaufmann, Frankfurt a. M. 1913). Der alte Ahasver erlebt als russischer Student Uri Gurewitsch in seiner Vaterstadt — Kischinew, Homel u. a. — einen Pogrom. Uri verliert Mutter und Schwester, ist Zeuge der entsetzlichsten Greuel, und, wie Wilhelm Tell, erschlägt er ohne Gewissenskampf und Gewissensbisse das gefährliche Untier, den Urheber des Pogroms. Er kommt über Bern nach Frankfurt a. M., wird der Polizei angezeigt und flieht nach — Palästina, in das Land seiner Wünsche und Träume. Nach 25jähriger aufopferungsvoller Arbeit sieht er sein Lebenswerk vernichtet, den mit hingebungsvoller Liebe urbar gemachten Bodenbesitz von Beduinen verwüstet, den heimgekehrten Sohn dem Lebensideal, dem Zionismus, entfremdet. — Diesen letzten Schlag kann Uri nicht mehr ertragen, und er erschießt sich.

Sind die zwei ersten Bilder an Le-

benstreue viel zu wirklich, um wahr zu sein, so ist das dritte ein gewolltes. Uris Selbstmord ist unmotiviert. Denn ist ihm der Zionismus wahrhaftes Lebensideal, so können die nichtigen Gründe seines Sohnes, der sich mit der europäischen Kultur zu sehr verwachsen fühlt, um fern von ihr leben zu können, — als ob in der Zeit des Dampfes, der Elektrizität und Aeroplane von abgegrenzten Kulturgütern die Rede sein könnte! — nicht an diesem Ideal und Glauben rütteln. Erschießt er sich aber als enttäuschter Vater, so wäre der Abschluß in zu losem Zusammenhang mit den ersten zwei Bildern. Der Wert des Buches ist ein kulturhistorischer. Vielleicht wird trotz Schlangen und Vipern doch eine Zeit kommen, wo man solche tragischen Momente nur aus Büchern kennt, und da werden die zwei ersten Lebensbilder ihrer Prägnanz und Wirklichkeitstreue wegen zur Kenntnis der Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts gewiß beitragen.

Ein anderes uraltes Problem, das Opfer einer reinen Jungfrau, ist der Inhalt eines Schauspiels von Kerimée Hanoum: „Macboulé" (Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.) — „Die Iphigenie des Orients ist diese Macboulé", sagt Carmen Sylva in ihrem Vorwort. Jedoch weist Macboulé mehr Ähnlichkeit mit Jeanne d'Arc auf. Gleich dieser ist sie es selbst, die die schwere Aufgabe auf sich nimmt, ihrem Lande und Volke zu helfen, indem sie, wie Johanna, der Liebe und jedem anderen Glück des Weibes zu entsagen gelobt. Und wieder wie Johanna macht sie sich strafbar, weil sie menschlich ist. Dennoch! Die tragische Schuld, die uns in der Jungfrau von Orleans, bei aller Reinheit und Vollkommenheit der Heldin, ihr Schicksal begreiflich macht, fehlt Macboulé. Schiller führt die Vaterlandserretterin auf eine Höhe, die sie schwindlig macht — und von da erst abwärts. Johanna will ihr Schwert nicht einstecken, solange der letzte Feind Frankreichs nicht ausgerottet ist. Diese Worte in dem Munde eines zarten jungen Mädchens lassen uns vor ihrem Patriotismus erschaudern, und wir freuen uns fast, daß er vor einer stärkeren Naturgewalt versagt.

Macboulé dagegen bleibt rein und makellos. Wie die Jungfrau von Orleans schweigt sie auf die ungerechten Anschuldigungen, obwohl auch sie ein einziges Wort retten könnte. Aber sie will „die Sehnsucht nach dem Glück", die in ihrem Herzen erwacht, und „so alt ist wie das Leid", mit dem Tode büßen. Frau Maria von Hobe — Kerimée Hanoum — hat lange in der Türkei gelebt, und ihre Dichtung ist der Dankbarkeit und Liebe entsprossen. Man fühlt es und ist angenehm berührt.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Das Bild, das die Berliner Theater in der ersten Hälfte dieses Spieljahres (bis etwa Mitte Januar) bieten, ist dieses: der Nachdruck liegt auf den Nebensachen. Insofern nämlich, als er nicht auf dem liegt, was als die Hauptsache gilt in Zeitläuften, wo das Theater mehr als ein Beruf für die Spielmacher, und mehr als eine Abendunterhaltung für das Publikum ist: die Verlebendigung des heimischen Gegenwartschaffens. Oder, um im Bilde des Bildes zu bleiben: der Hintergrund, richtiger: die Hintergründe liegen in strahlendem Licht; der Vordergrund ist dunkel: man kann die Figuren kaum erkennen. Das ist die Perspektive des Fernen, des Unsicheren, des Unbestimmten, des Phantastischen, kurz der Romantik. So ist es nicht erst seit diesem Winter, so ist es seit einem Jahrzehnt.

Das Gegenwartschaffen ist nicht mehr bühnenreif. Das heißt: es feh-

len ihm zwei Durchdrungenheiten: mit Leben; und mit Technik. Mit Leben: was uns an Herz und Nieren geht, uns, die wir leben und recht haben, das ist dem Drama von heute gleichgültig. Das Drama von 1889 gab uns gewiß meist nur den Körper, seltener die Seele unseres Seins; aber es war doch unser Sein. Das heutige Drama gibt uns die eingebildete Welt weltabgeschiedener und rückwärts gewandter Artisten. Mit Technik: die tüchtige handwerkliche Arbeit ist in Verruf gekommen. Das Geschlecht von 1889 war durchweg vom Ausland abhängig; von ihm lernte es arbeiten. Das neudeutsche Geschlecht hat sich auf die germanische Tugend der Bärenhäuterei besonnen; der neudeutsche Dichter schafft als Romantiker, d. h. er improvisiert. Dabei kann ein Lied gelingen; ein richtiges Theaterstück niemals. Siehe das romantische Drama von Tieck bis Eulenberg.

Das Publikum also will das neue Drama nicht; darum müssen die Berliner Theater, die vom Publikum leben, ihm Vorsicht beweisen und die einst rühmlichste Aufgabe der sogenannten deutschen Theaterhauptstadt: das Neue, das Werdende, das Wachsende ans Licht zu ziehen, der einst nur achselzuckend genannten Provinz überlassen. Früher wagte der Provinzdirektor nichts aufzuführen, was nicht in Berlin seinen Stempel erhalten hatte; heute pfeift er auf Berlin und fühlt sich ihm überlegen. Tatsächlich erblicken drei Viertel aller neuen Erscheinungen heut in der Provinz zuerst das Rampenlicht.

In Berlin stand Eulenberg der Zahl der Stücke nach voran: Die „Zeitwende" im Lessing-Theater, „Paul und Paula" und „Belinde" im Kleinen Theater; alle drei tot. Bei den Sozietären „Schirin und Gertraude" von Ernst Hardt, das den Graf von Gleichen-Stoff komisch auseinanderwalzt zu einem ebenso endlosen dünnen Kuchenteig, wie es die früheren tragischen Auseinanderwalzungen des Gudrun- und Isoldestoffes waren: die Hand zierlich, oberflächlich streichelnd, wie sie einem eleganten und geschmackvollen Dilettanten gut ansteht, der indes selbstgefällig und kritiklos genug ist, alles dreimal zu sagen. „Die Sippe" von Ludwig Thoma und „Jettchen Gebert" von Georg Hermann im „Kleinen Theater". Letzteres eine Dialogisierung des bekannten Romans, in der die Mischung von jüdischer Selbstironie und biedermeierischer Sentimentalität nebst den dazu gehörigen, an die eben verrauschte Kabarettmode anklingenden Kostümen und Möbeln und den altberlinischen Erinnerungen dem Publikum freundlich stimmende lokalkoloristische Einzelheiten für ein Drama bot; ersteres eine kalenderhafte Moralität, bei der Thoma seinen satirischen Witz wie seine theatralische Pfiffigkeit vergessen hatte. „Der verlorene Sohn" von Wilhelm Schmidtbonn in den Kammerspielen. Ohne Nachwirkung, obwohl eine Dichtung. Ohne Nachwirkung, weil improvisiert, nicht gearbeitet. Es fehlt der dritte Akt, der den verlorenen Sohn in der Erniedrigung zeigt, und es ist der (trotzdem ergreifende) Aufschwung der Vaterliebe im letzten Akt, statt in die Seele des Vaters, echt romantisch, in den musikalischen Klang des Wortes „Heimgekehrt" gelegt. Die Improvisation eines Dichters, obwohl Romantikers. Auch sogar das Königliche Schauspielhaus hatte zwei neue Stücke: „Die drei Brüder von Damaskus" von Alexander Zinn, der vielleicht einmal ein kluger und glücklicher Theatermann wird, wenn er die Banalität zu vermeiden imstande ist, und „Graf Ehrenfried" von Otto Hinnerk, eine hoftheaterhafte combination (kombinehsch'n) von Eulenbergscher Traumtrottelei und Holdrio-Romantik. Das ist alles (Amüsierstücke, die nicht nur die Wirkung, sondern sogar die Absicht haben, nach dem letzten vergnügten Fallen des Vorhangs

sofort vergessen zu werden, übergehe ich dabei ebenso wie ein paar dialogisierte Wiener Feuilletons); und alles, oder fast alles verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Allein Wedekind macht eine Ausnahme. Seinem Alter nach gehört er in die Reihe der Neunundachtziger, aber er fing erst an zu wirken, als die Wirklichkeitsdichtung verblich. Er ist nur zwei Jahre jünger als Arthur Schnitzler, der schon längst zu den Aufhörern gehört, der aber doch in gewissem Sinne Wedekinds Vorläufer war. Vorläufer in der gewollten (oder gemußten?) Verengerung des Weltbildes zu einem Tummelplatz sexueller Zuckungen. Schnitzler stattete seine dichterischen Aphrodisiasmen mit Wirklichkeitszügen und einer mondän-ironischen Lyrik aus; er konnte darum zur Zeit der Wirklichkeitsdichtung Figur machen. Wedekind sieht von allen Wirklichkeitszügen und von aller Lyrik ab; er lebt in einer selbst erschaffenen Welt, wie nur irgend ein Romantiker oder Phantast, und konnte darum erst zur Geltung kommen, als die Wirklichkeitsdichtung geächtet war. Schnitzler endete mit einem Geflenne über die Unmöglichkeit der allgemeinen Promiskuität in der heutigen Welt; Wedekind endigt mit der Darstellung des bewohnten Universums als eines Riesenbordells. Nach Schnitzler ist der Mensch ein Tierchen im perpetuierlichen Phantasiespasmus; nach Wedekind ganz einfach ein Vieh in der Brunst. Das ist handgreiflich, und, trotz aller unvorhergesehenen Clownerien, die er gern für Phantasie ausgeben möchte, ein recht einfaches Schema. Ist erst die polizeiliche Scheu überwunden, so läßt sich das die Menge eine Weile gern gefallen; selbst jene derben Biedermänner, die am Tage den Stolz der Nation ausmachen und abends am Biertisch an der saftigen Zote sich erholen, werden dadurch vorübergehend der Literatur gewonnen. Der auf der wirklichen Bühne noch nie erlebte Jahrmarktsaplomb, womit das Ehepaar Wedekind seine schauspielerische Unzulänglichkeit, er seinen vollkommenen, sie ihren durch Anmut und einige fachliche Routine gemilderten Dilettantismus, als einzig mögliche Ausdrucksform Wedekindscher Höhenkunst dem Publikum aufredet, tut das übrige, um Wedekind auf der Bühne zu erhalten. Eine Wirkung des Bluffs und Folge der Verblüffung. Dem Wedekind-Zyklus auf dem Deutschen Theater im vorigen Spieljahr folgte in diesem die „Franciska“ und die „Musik“ in den Kammerspielen; demnächst soll der „Simson“ am Lessing-Theater steigen. Dann wird noch für einige zusammenfassende Worte über diese merkwürdigste Erscheinung unseres Theaterlebens Gelegenheit sein.

Der Mangel eines heimischen Gegenwartsrepertoires, das an unsere Interessen rührt, muß durch andere Dinge ersetzt werden, und das sind eben die Nebensachen, die in Zeiten, wie wir sie jetzt durchmachen müssen, die Hauptsachen werden. Ein niemals unverdächtiges Surrogat ist das Gegenwartsrepertoire der Fremde. Solange sein Haupt Ibsen war, blieben wir, nach kurzer Akklimatisierungsfrist, im Heimischen: Ibsen wurde uns schon zu seinen Lebzeiten, wie Shakespeare zweihundert Jahre nach seinem Tode, zum deutschen Dichter. Heut herrschen vor: Strindberg und Shaw. Das deutsche Schauspielhaus, soweit es sich künstlerische Arbeit erlauben darf, ist ganz auf Strindberg eingestellt: es gab in diesem Spieljahr Fräulein Julie und die Erste Warnung. Die Sozietät birgt in ihrem Busen den Plan eines Zyklus aller historischen Stücke Strindbergs. In den Kammerspielen erschien das „Wetterleuchten“, im Hebbel-Theater die „Kronbraut“, und sogar das Königliche Schauspielhaus leistete sich „Schwanenweiß“. Shaw erschien mit „Pygmalion“ im Lessing-Theater, mit „Androklus und der Löwe“ in den

Kammerspielen. Beide sind „wer" und jeder ein anderer. Strindberg ist ein Dichter, Shaw ein Satiriker hohen Ranges; wer wäre nicht gern in ihrer Gesellschaft? Das heißt: von Zeit zu Zeit. Auf die Dauer sind beide unerträglich. Denn Strindberg ist immer Monomane; welch' eine Seele, welch' eine Lage er auch schildere, sie erscheint immer verzerrt; immer verzerrt zum Sonderbaren, Absonderlichen, Irren, Wahnsinnigen oder zum Häßlichen, Widerlichen, Abscheulichen, Scheußlichen. Denn Shaw ist niemals Dichter; welch' eine Seele, welch' eine Lage er auch schildere, sie erscheint immer leblos, künstlich, mechanisch, etwa wie Grammophone, die das Phonogramm eines von geistvollen, geistreichen, satirisch-treffsicheren, satirisch-spaßigen, ulkigen Bemerkungen übersprudelnden witzigen Kopfes wiedergeben, bei welchen man nicht immer gewiß ist, ob ihnen eine sozialreformatorische Absicht oder die Lust des Zweifels an allem und noch einigem zugrunde liegt. Dramatiker sind beide nicht — wie soll unserem Drama Heil von ihnen kommen. Ibsen schuf unser Drama von 1889 (will sagen: er hauptsächlich). Wer erwartet von Strindberg oder Shaw eine Befruchtung unseres Dramas?

Das zweite Surrogat sind die Klassiker. Surrogat? Ja, Surrogat. Wäre das Theater nur Kunst (wie das gedruckte Dichtwerk, die gedruckte Oper) — dann wären die Klassiker die Hauptsache; wären sie nicht die bewährtesten Kunstwerke, durch Generationen gestempelt, würden sie eben nicht die Klassiker sein. Aber das Theater ist nicht ein reines Kunstinstitut, wie etwa eine Gemäldegalerie; das Theater ist zugleich ein Forum, ein Forum, auf dem unsere inneren (zuweilen auch unsere äußeren) Angelegenheiten verhandelt werden, und zwar eines der wenigen, und von diesen wenigen das wirkungsvollste, wo diese Angelegenheiten in künstlerischer Form verhandelt werden. Zwar haben wir die Klassiker in uns aufgenommen; zwar sind die Angelegenheiten, die sie verhandeln, die unsrigen; hört einer vor unserem Bewußtsein auf, solche Angelegenheiten zu verhandeln, so hört er auf, uns Klassiker zu sein. Aber es sind ererbte Angelegenheiten, nicht von uns geschaffene; es sind unsere Angelegenheiten aus zweiter Hand. Darum können die Klassiker dem lebendigen Theater niemals die bedeutungsvolle Gegenwartsdramatik ersetzen, die die Zeit deutet und die Mitlebenden. Darum sind auch die Klassiker ein Surrogat.

Als wir eine bedeutungsvolle Gegenwartsdramatik hatten — in den neunziger Jahren —: hat sie da nicht mehr „Kultur" gemacht, als alle von höfischer und von pädagogischer Autorität anbefohlene Pflege der Klassiker?

Ein Forum, auf dem unser Kulturgewissen in künstlerischer Gestaltung seine leidenschaftlichen Kämpfe ausficht, kann das Theater für viele sein; hört es auf, dieses zu sein, dann kann es manchmal für manche eine Stätte reines Kunstgenießens sein — mancherlei muß zusammenkommen, um solch seltene Wirkung zu formen —; für die vielen wird es eine Abendunterhaltung werden. Auch wenn es die Klassiker gibt. Die Klassiker werden dann, um sie für die Unterhaltungsbedürftigen aus der Sphäre des absolut Langweiligen in die des Pikanten zu versetzen, das lammfromme stillhaltende Objekt für die Kunststücke des Komödiantentums . . .

Ich wollte nun zu dem neuen Shakespeare-Zyklus des „Deutschen Theaters" übergehen, der bereits den Sommernachtstraum, Viel Lärm um Nichts, Hamlet, Kaufmann von Venedig und König Lear ergriffen hat. Aber mein Platz ist zu Ende. Lassen wir den Zyklus sich ruhig vollenden; er ist so sehr Eines Geistes, daß er in seiner Gesamtheit als Ein Werk behandelt werden kann.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. Kuno Mittenzwey (München).

Der moderne Arbeitsprozeß und die Produktionsveredelung.

Es muß uns immer wieder rätselhaft vorkommen, woran es denn liegt, daß das 19. Jahrhundert, das uns unvergleichliche Errungenschaften und Fortschritte auf allen möglichen Gebieten gebracht hat, zugleich das Jahrhundert der großen Verhäßlichung geworden ist. Denn wir mögen unsern Blick zurückwenden in welche Zeiten wir wollen: wir finden eventuell den Ausdruck der Unbeholfenheit oder aber einer unsicher gewordenen Dekadenz, nirgends aber, auch in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges nicht, die ja immer als die Zeit des größten Darniederliegens Deutschlands genannt wird, eine derartige Geschmacklosigkeit, ein solches Verlassensein von allen guten Geistern, wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man hat gesagt, die Leistungen dieses Jahrhunderts lägen vorwiegend auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und Technik, und Kunst und Wissenschaft seien feindliche Schwestern. Aber die naturwissenschaftlichen Leistungen des 16. und 17. Jahrhunderts stehen denen des 19. an schöpferischer Kraft nicht nach, ohne daß die wissenschaftliche Einstellung zur Welt die künstlerische Gestaltungskraft dieser Zeiten irgendwie beeinträchtigt hätte. Man hat von einer „Übergangszeit", von dem Zerbrechen der ständischen Gesellschaftsordnung und was allem gesprochen. Aber die Überwindung der klerikal-feudalen Kultur am Ausgang des Mittelalters und das Aufkommen des städtischen Bürgertums, sowie die Zuwendung zu dem Formenkreis der Antike zu Beginn der sogenannten Renaissance sind sicher nicht minder starke Übergänge gewesen, ohne daß sie eine gleiche Ratlosigkeit des künstlerischen Ausdrucks gezeitigt hätten. Das ist eben das Geheimnisvolle: In früheren Zeiten geschieht die Zuwendung zu neuen Inhalten und die Bewältigung neuer Aufgaben stets mit einem unfehlbaren schöpferischen Instinkt; keinen Augenblick ist z. B. die Aneignung klassischer Formen in der Renaissance zum klassizistischen Imitieren geworden. Nur im 19. Jahrhundert scheint da irgend eine Kraft zu versagen. Anderseits zeigt dieses Jahrhundert doch aber in der Erneuerung des Nationalgefühls, in der Neugestaltung der staatlichen Lebensformen sicherlich das Walten einer Menge schöpferischer Kräfte.

Man muß die Lösung vor allem wohl darin finden, daß im 19. Jahrhundert der Prozeß der Gütererzeugung selbst rationalisiert wurde. Von Ratio war das 18. Jahrhundert sicher mehr angefüllt als die Zeit, die auf einen Kant und Hegel folgte, aber damals blieb die Ratio bloß eine Sache der Weltanschauung und richtete künstlerisch weiter keinen Schaden an. Jetzt war das Neue, daß sich diese Ratio auf den Prozeß der gewerblichen Arbeit richtete. Nach den Anforderungen der Maschinentechnik zerspaltete sie den Herstellungsprozeß in viele Phasen und verteilte ihn auf viele Hände, nach den Lehren der bürgerlichen Nationalökonomie lernte sie, die ganze Erzeugung auf Massenherstellung abzustellen. Das ist alles oft genug geschildert worden.

Demgegenüber scheint die Herstellung eines edel und organisch gebildeten Produkts nur möglich, wenn es mit einer gewissen L i e b e angefaßt wird. Kein Werkkünstler, (wenn er wirklich ein solcher ist), der nicht eine Liebe hätte zu dem Material, das er verarbeitet, zu der Form, die er ihm verleiht. Diese Liebe war in dem Betrieb der alten Gewerbe selbstverständlich, war in der Lebensordnung dieser Gewerbe und in dem ganzen Tempo der Zeit unvermerkt mitgegeben. In unserem modernen Arbeitsprozeß scheint dafür kein Platz mehr

zu sein, ja überhaupt nur in einer solchen wirtschaftlichen Betrachtung das Wort Liebe zu gebrauchen, wird manchem schon deplaziert vorkommen. Wie sehr der Geist unserer industriellen Produktion dieser Liebe entgegen ist, das kann, wer es sonst nicht sieht, an dem jetzt so viel genannten Taylor-System ersehen. Es ist ganz gut, daß einmal der Gedanke unserer industriellen Arbeit mit äußerster Konsequenz bis zu Ende gedacht ist: sieht man doch daran, bei welcher Härte und Lieblosigkeit des Arbeitsgedankens wir angekommen sind. — Aber ich denke hier gar nicht bloß an den in der industriellen Massenfabrikation beschäftigten Arbeiter: daß dieser, der immer nur dieselbe Phase eines Produkts zu behandeln bekommt und diese in ertötender Wiederholung, keine Liebe zu seinem Produkt haben kann, ist traurig, aber nicht weiter verwunderlich. Aber auch der selbständige Gewerbetreibende muß heutzutage zuerst an Konkurrenz und Nachfrage und Reklame denken, und da bleibt für Liebe zum Werk keine Zeit.

Aus dieser Lage ist ein romantischer Pessimismus erwachsen, den man gerade bei recht feinen und sensiblen Köpfen antreffen kann. Man hat gesagt: Die schöpferischen Kräfte unserer Werkkunst sind mit dem Hereinbrechen des Industriezeitalters endgültig erloschen, weil der moderne Arbeitsprozeß der Betätigung dieser Kräfte direkt entgegengesetzt ist. Was hat uns denn die vielgenannte Erneuerung des Kunstgewerbes gebracht? Nichts weiter als die Beschneidung des Überflüssigen, des Überladenen. Aber wo ist denn nun das Eigene, der „neue Stil"? Nichts weiter hat unsere Zeit im Grunde hervorgebracht als den nüchternen „Zweckstil", angesichts dessen uns doch nicht recht wohl und behaglich werden will. Und doch ist er schließlich der ganz angemessene Ausdruck des Rationalismus unseres „Zeitalters der Technik". Alles, was darüber hinausgeht, sind Anleihen bei der Vergangenheit und umfangen uns nicht mit der Einheit eines Zeitstils.

Wir glauben nicht, daß wir zu diesem Pessimismus verurteilt sind. Wir verkennen allerdings nicht, daß im modernen Wirtschaftsprozeß Kräfte und Tendenzen walten, die geeignet sind, das Erstarken der gestaltenden Kräfte und die Veredelung der Produktion immer wieder zu beeinträchtigen. In diesem Sinne wirkt z. B. die Sucht nach Modernität, nach „Neuheit", durch die alles kaum Erstandene, noch ehe es gereift ist, sofort von zweitrangigen Geistern in die Breite getrieben und verkitscht wird. Das Unausstehliche am „Jugendstil" waren ja nicht so sehr die Produktionen der paar führenden Geister, die in ihrer Naivität, neue Formen einfach aus der Erde zu stampfen, immer wieder etwas Rührendes hatten, sondern die große Flut der verrenkten Massenerzeugnisse. Das scheint weit zurückzuliegen, aber man denke an die „Futuristenblusen" oder an die pseudo-Wiener Druckstoffe: immer wieder dasselbe, daß aus jedem Neuen sofort eine neue Mode und eine neue Banalität gemacht wird.

Solche Betrachtungen führen darauf, daß viel mehr als nach einem Stil zu rufen, es not tut, über manche produktionsverderbenden Tendenzen unseres Wirtschaftslebens eine Besinnung herbeizuführen. Wie soll ein Produzent die „Liebe" zum Produkt haben, wenn er seine Produktion nur unter dem Gesichtswinkel der geringsten Herstellungskosten betrachtet, wenn es ihm nur darauf ankommt, die neuesten Dessins möglichst bald auf den Markt zu werfen, und wenn er von vornherein damit rechnen muß, die Hälfte der Produkte nach Ablauf der Saison als unverkäuflich zurückzuerhalten?

Soll die Liebe zum Produkt wiederkommen, beim Produzenten wie beim Publikum, so muß die erste Forderung sein: Veredelung der Qualität des Produktes, Beseitigung alles Unechten, Fal-

schen, Scheinhaften, kurz Ausstattung mit allen Eigenschaften, die wir von einem Gegenstand fordern, der unserer Liebe wert sein soll. Diese Forderungen sind gewiß nicht neu, und wir freuen uns, daß sie nicht neu sind. Auf ihrer Grundlage ist im Jahre 1907 der Deutsche Werkbund gegründet worden, und seither hat er in regelmäßigen Tagungen den Gedanken der Produktionsveredelung vielfach verkündet.

Wo aber ansetzen, um diesen Gedanken in großem Umfange zur Tat zu bringen? Wir haben ja gesehen, wie große Gegenkräfte in der Natur des modernen Arbeitsprozesses gegeben sind. — Wie die Einheit der Herstellung zumeist zerspalten ist in eine Vielheit der Phasen, die das Produkt von einer Hand zur anderen durchläuft, ebenso ist in unserer Zeit bekanntlich die Einheit des Verhältnisses von Produzent und Abnehmer zersprengt worden. Der Produzent arbeitet nicht mehr für den bekannten Besteller, von dem er weiß, daß er die Qualität seines Produktes zu schätzen weiß, sondern für den unbekannten Markt. Soll nun eine Anerkennung der Qualitätsproduktion wieder erreicht werden, so muß auf alle Faktoren eingewirkt werden, die an dem wirtschaftlichen Phänomen des Marktes beteiligt sind. Es nützt nichts, im kunstgewerblichen Unterricht eine Hebung des Niveaus zu erstreben, wenn dann der junge Gewerbezeichner mit seinen Entwürfen nur der überlegenen Ablehnung des Fabrikanten begegnet, der ihm vorwirft, er verstünde nichts davon, was verlangt wird. Es nützt die idealste Propaganda nichts, wenn ein wirklich wohlbestrebter Produzent an seinen Umsatzziffern spüren muß, wie hart er auf die Verständnislosigkeit des Publikums stößt.

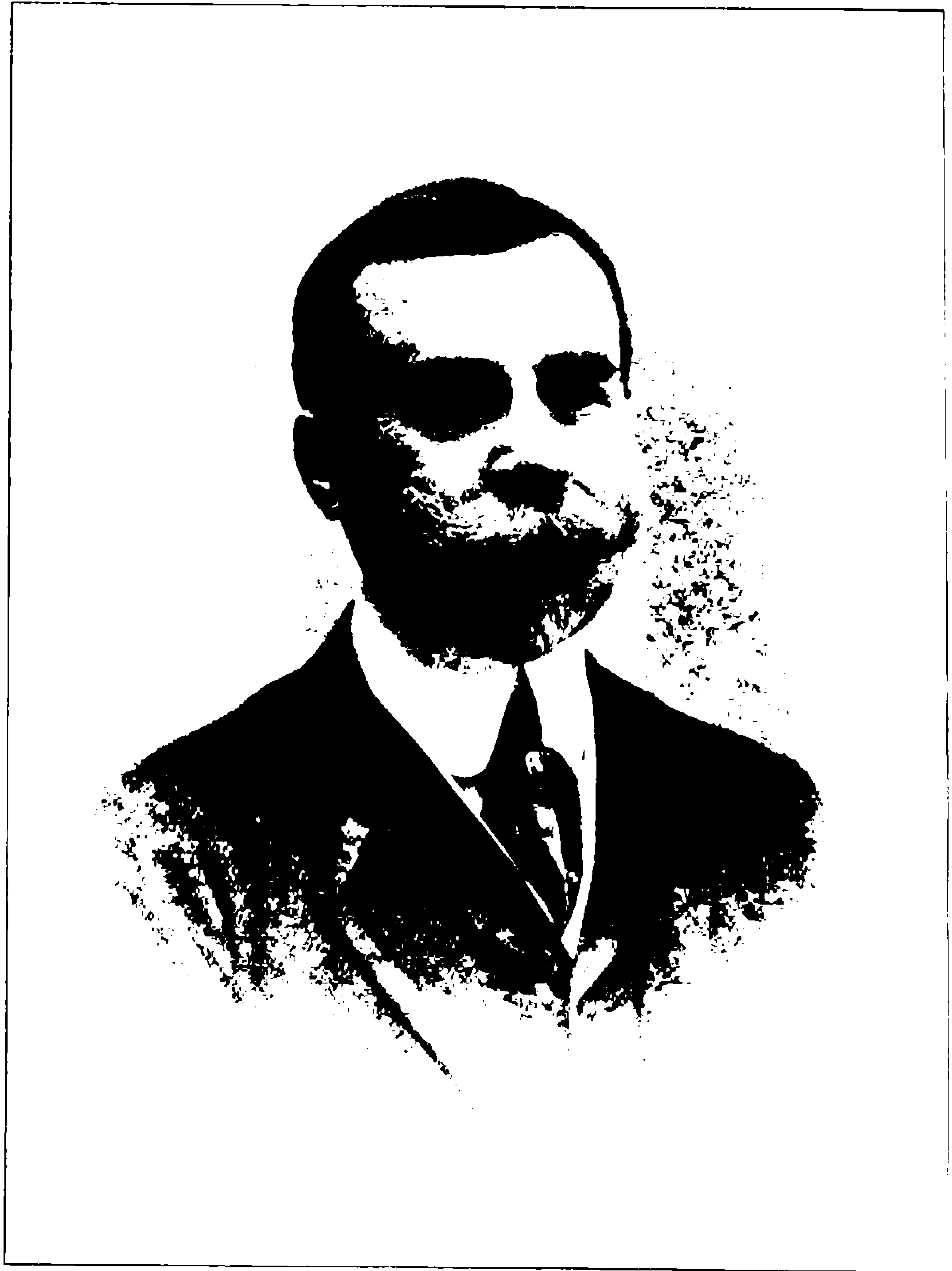
Soll auf den Markt in allen seinen beteiligten Faktoren mit der Kraft der Anschauung eingewirkt werden, so gibt es nur ein Mittel: Die Ausstellung. So hat sich der Deutsche Werkbund entschlossen, im kommenden Jahre 1914 auf einer Ausstellung in Köln zu zeigen, was an Qualitätsveredelung heute bereits geleistet wird. Man darf auf die Ausstellung füglich gespannt sein. Das Zeichen des D. W. B. ist heute schon eine Kennmarke, die zum äußersten verpflichtet. Man darf mit Spannung erwarten, ob sich eine genügend große Anzahl von Ausstellern findet, die diese Verpflichtung an Qualität und Geschmack zu bestreiten vermögen und dabei ökonomisch auf ihre Rechnung kommen.

Die Ausstellung 1914 wird gewissermaßen die Entscheidung über den Werkbundgedanken bringen. Denn dieser Gedanke enthält, verhehlen wir es nicht, eine doppelte Tendenz: einerseits strebt er nach allgemeinster Verwirklichung und möchte alle Arbeit in seinem Zeichen einen, andererseits enthält er ein aristokratisches Moment, eben die Qualitätsforderung. Viele Meldungen werden kommen, nicht alle werden genügen, und die Jury wird keine leichte Arbeit haben, um die Verwirklichung weitherzig durchzuführen und doch jenes Niveau herzustellen, das der Besucher zu fordern berechtigt ist, wenn er den Bannkreis des D. W. B.-Zeichens betritt. Ohne Kompromisse wird es nicht abgehen, und wir können nur wünschen, daß die richtige Linie gefunden wird.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

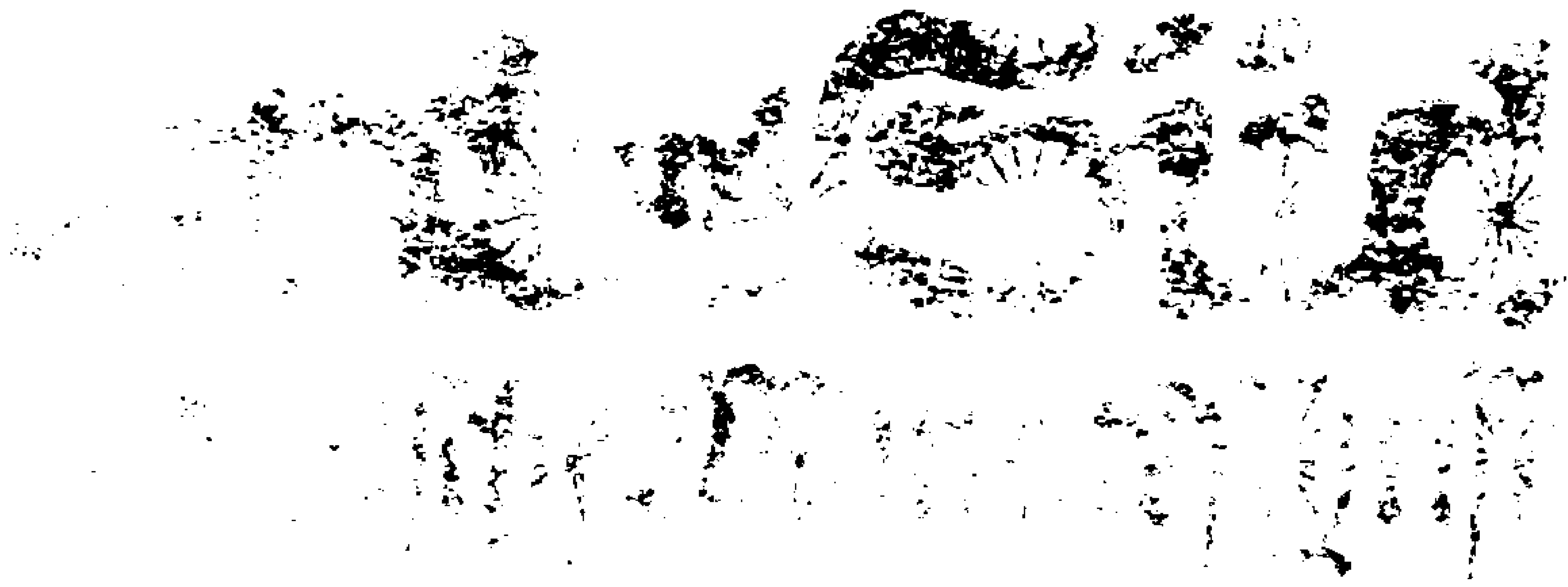

NORD
UND
SÜD





J. S. Gnichow

Seine Excellenz der scheidende Bulgarische Gesandte J. S. G h é ch o w.



...or Dr. Ludwig Stein

... und Verlagsanstalt
...er, A.-G., Breslau.

...handl. Ersley & ... ich.

...Bergen ...

...Sohn, Haag, Buitenhof ...

...Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg:
Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 148. Heft 474 März 1914





Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
London — Williams & Norgate.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

38. Jahrgang. Band 148. Heft 474 März 1914

Dr. Gustav Ritter v. Roßkowski,
Hofrat, Prof. der Lemberger Universität, Mitglied des Völkerrechtlichen Institutes:

Über das Programm der 3. Friedenskonferenz in Haag.

Im Jahre 1899, als zum ersten Male die Friedenskonferenz in Haag zusammentreten sollte, hat man auf ihre Beschlüsse kein großes Gewicht gelegt. Es hatte dies seine Gründe. Die erwähnte Konferenz war, wie bekannt, der Initiative des russischen Zaren Nikolaus II. zu danken.

Das war einer der Gründe, weshalb in diplomatischen wie in wissenschaftlichen Kreisen das ganze Unternehmen nicht recht ernst genommen wurde. Wem die Geschichte der internationalen Staatenverhältnisse bekannt ist, der weiß, daß seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Rußland bestrebt ist, im Internationalen Staatenverbande die Rolle des Beschützers der Rechte, des Friedens und der Ordnung zu spielen. Das hat jedoch der Welt keinen Nutzen gebracht, weil alle diese Versuche Rußlands ausschließlich im Interesse der russischen Monarchie, nicht aber in dem der Allgemeinheit unternommen wurden.

Schon im Jahre 1780 hat Rußland die Initiative zu einer bewaffneten Neutralität ergriffen, an welche man große Hoffnungen geknüpft hat, welche jedoch keine oder so gut wie keine praktische Bedeutung hatte. — Im Jahre 1815 ist unter Mitwirkung Rußlands die „Heilige Liga" entstanden, welche, anstatt der Menschheit den Frieden zu sichern, eine Reihe von Kriegen und Vergewaltigungen des Völkerrechts herbeigeführt hat. — Der Pariser Kongreß im Jahre 1856 hat den bekannten Beschluß betreffend „bons offices" gefaßt, welcher sich nur auf die Orientfrage bezogen hat. Die öffentliche Meinung der zivilisierten Völker hat in der Anwendung der „bons offices" ein mächtiges Mittel gesehen, den Kriegen vorzubeugen, und deshalb die Ausdehnung des obigen Beschlusses auf alle Streitfälle der Staaten verlangt. Rußland hat gemeinschaftlich mit Preußen und Österreich die Annahme dieses berechtigten Wunsches auf dem Pariser Kongreß verhindert. — Im Jahre 1864 hat Rußland bei der Votierung der Genfer Konvention mitgewirkt, und im Orientkriege vom Jahre 1877 hat

die russische Armee die Vorschriften der Genfer Konvention in der Behandlung der türkischen Soldaten mißachtet, was von der englischen Regierung im Parlament nachgewiesen wurde. — Im Jahre 1879 hat es die Brüsseler Konferenz zu keinem definitiven Resultate gebracht, hauptsächlichst deswegen, weil Rußland für die Okkupations-Armee derartige Berechtigungen verlangte, welche dem bisherigen Gewohnheitsrechte gänzlich fremd waren. — Endlich hat Rußland im Jahre 1899 allen Staaten der Welt vorgeschlagen, die Vermehrung der Rüstungen auf eine Reihe von Jahren hinanzuhalten, ohne in seinen eigenen Rüstungen stillzustehen.

Der gegenwärtige Zustand der internationalen Verhältnisse der Staaten hat auch nicht zu den rosigen Erwartungen berechtigt, daß die Haager Friedenskonferenz ihr Ziel erreichen wird. — Es gibt doch heutzutage fast keinen Staat, an dessen Grenze nicht irgend ein Streit mit einem Nachbar um den Besitz eines Teiles seines Territoriums vorhanden wäre. Bei der gegenwärtigen Bedeutung der nationalen Fragen ist kein Staat imstande, auf seinen Anspruch bezüglich eines Teiles des fremden Territoriums zu verzichten. — Das ist eine der wichtigsten Ursachen des gegenwärtigen bewaffneten Friedens, und über die Abrüstung oder auch nur über die Hintanhaltung der Rüstungen kann heute nicht ernstlich gesprochen werden. — Aus diesen Gründen ist klar, daß die erste Haager Konferenz, welche gerade über die letztgenannte Frage beraten sollte, nicht ernst genommen wurde. — Dagegen haben die Beschlüsse der beiden Haager Konferenzen vom Jahre 1899 und 1907 die Welt überzeugt, daß dieselben ernst und mit Nutzen für die Allgemeinheit arbeiten. Die Konventionen, welche in diesen Konferenzen ausgearbeitet wurden, bilden einen wichtigen Beitrag zur Kodifikation des Völkerrechts, und der ständige Schiedsgerichtshof im Haag hat schon zahlreiche und wichtige Dienste für die Menschheit geleistet. Infolgedessen wird gegenwärtig die Haager Konferenz hoch geschätzt. Die öffentliche Meinung betrachtet sie als ständige Institution des Internationalen Staatenverbandes und verlangt, daß sie von Zeit zu Zeit zur Tagung einberufen werde.

Gerade jetzt erwarten wir den Zusammentritt der 3. Haager Konferenz. Mit großem Eifer hat der gewesene Präsident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika Taft das Zustandekommen der 3. Haager Konferenz verfochten. Seinen Spuren folgen jetzt Wilson und Bryan. Es wird jetzt die Einberufung der Konferenz für das Jahr 1915 gefordert.

Verschiedene Kongresse und Konferenzen, welche der Friedensfrage gewidmet sind, befassen sich mit der Frage: welche Gegenstände auf die Tagesordnung der 3. Haager Konferenz gestellt werden sollen. — Es wurde meist verlangt: die Bildung der speziellen Kommissionen zur Ausarbeitung dieser Tagesordnung, und in der Fachpresse finden wir mehrere Aufsätze, welche dieser Frage gewidmet sind. Ohne die bis jetzt in dieser Hinsicht gemachten Vorschläge näher zu prüfen,

sind wir der Ansicht, daß auf die Tagesordnung der nächsten Haager Konferenz folgende Fragen gestellt werden sollen:

1. Das See-Kriegsrecht. Die Kodifikation dieses Rechtes ist wichtig und dringlich, und die Erledigung dieser Aufgabe läßt sich ohne besondere Schwierigkeiten herbeiführen, auf Grund der Beschlüsse der Londoner Konferenz und der Arbeiten des Institut de droit international. Alle Staaten sind für die Kodifikation des maritimen Kriegsrechtes, und wenn die Londoner Beschlüsse bis jetzt nicht ratifiziert wurden, so ist das nur dem Umstande zuzuschreiben, daß dieselben die Vorschriften enthalten, welche dem Geiste unserer Zeit nicht entsprechen. — Die Revision der Londoner Beschlüsse wird leichter durchzuführen sein, als ein neues Projekt auszuarbeiten. —

2. Das Verbot, die Ballone oder Aeroplane zu Kriegszwecken zu verwenden.

In der 1. Haager Konferenz wurden drei Deklarationen votiert, und zwar: a) das Verbot, im Kriege die sogenannte Dum-dum-Kugel zu gebrauchen; b) das Verbot, aus den Ballonen explosive Stoffe herunterzuwerfen; c) das Verbot, die Geschosse zu gebrauchen, welche giftige Gase enthalten. Diese Deklaration 6 wurde auf 5 Jahre votiert. Die 2. Haager Konferenz hat die genannte Deklaration zum zweiten Male wiederholt.

Im vitalsten Interesse der zivilisierten Menschheit liegt es, daß die genannte Deklaration auch von der 3. Haager Konferenz angenommen werde, und zwar nicht wieder auf fünf Jahre, sondern ohne Zeitbeschränkung, und nicht in der Form einer Deklaration, sondern einer Konvention. Es wird nicht leicht sein, dieses Ziel zu erlangen, weil es allgemein bekannt ist, daß die Großmächte viele Millionen dazu verwendet haben, eine Luftflotte zu schaffen. Trotzdem muß man sehr energisch auftreten, um die praktische Verwendung dieser Luftflotte während der Kriege zu verhindern — und zwar aus zweifachen Gründen. Erstens deswegen, weil der Kampf, welcher von den Ballonen und Aeroplanen aus geführt wird, den schrecklichsten Krieg darstellt, in welchem Hekatomben von Opfern fallen würden und ganze Städte mit den unschätzbaren Denkmälern der geschichtlichen und kulturellen Entwickelung der Menschheit eingeäschert würden. Andererseits wäre ein Krieg unter Zuhilfenahme der Luftflotte im krassen Widerspruche mit dem Geiste des gegenwärtigen Kriegsrechtes. Das letztere gestattet nur die Kämpfe der Armeen unter den streitführenden Staaten. Die Bevölkerung soll vor den Folgen des Kampfes geschützt werden. Die Geschosse aber, welche aus den Ballonen und Aeroplanen geschleudert werden, sind nicht imstande, einen Unterschied zwischen den Armeen und der friedlichen Bevölkerung zu machen; sie vernichten unterschiedslos alles, was von ihnen getroffen wird.

Es wäre überflüssig zu erwähnen, daß ein in so gräßlicher Weise geführter Kampf von der öffentlichen Meinung der gesamten zivilisierten Staaten verabscheut wird.

3. Einführung einer Strafsanktion für die Verletzung des Kriegsrechts.

Jedes Recht soll sich mit den Bedürfnissen des Lebens und mit der Kultur des Volkes, für welches es bestimmt ist, im Einklang befinden. Mit der Abänderung der Lebensbedingungen soll auch das Recht abgeändert werden.

Die Bestätigung dieser Maxime finden wir im Kriegsrechte. Mit dem Fortschritte der Zivilisation hat das Gewohnheitskriegsrecht begonnen, seine Vorschriften zu veredeln, und das gegenwärtige Kriegsrecht in den Beschlüssen der 2. Haager Konferenz (1907) ist eine treue Widerspiegelung des Geistes unserer Epoche.

Leider haben die neuesten Kriege gezeigt, daß während des Kampfes die wildesten Instinkte des Menschen die Oberhand über die Forderung seiner Kultur gewinnen, als wenn man nachweisen wollte, daß der Krieg mit der Kultur nichts Gemeinsames besitzt. Im ersten und zweiten Balkankriege wurden entsetzliche Greueltaten verübt, von denen man nur mit Abscheu und Schrecken sprechen kann. Nachdem die erste und die zweite Haager Konferenz die Rechtsregeln des Landkrieges festgelegt hat, soll die dritte Haager Konferenz es als ihre eminente Aufgabe betrachten, Exekutionsnormen für das Landkriegsrecht zu beschließen, damit seine Beschlüsse respektiert würden und unserem Jahrhundert die Schande erspart bliebe, daß derartige verbrecherische Ausbrüche tierischer Wildheit ungestraft geduldet würden.

Auf meinen Antrag hat die Interparlamentarische Union im Haag im Jahre 1913 anerkannt, daß die dritte Haager Konferenz mit der obigen Frage sich zu befassen hat.

4. Die Erweiterung des Wirkungskreises der Haager Konferenz.

Bis jetzt befaßt sich die Konferenz mit der Ausarbeitung der Projekte der Konventionen in den wichtigsten Materien des Völkerrechts. Diese Arbeit zeitigt die besten Früchte. Die von den beiden Haager Konferenzen votierten Konventionen haben jetzt obligatorische Rechtskraft. In der internationalen Staatengemeinschaft fehlt jedoch eine Institution, deren Ausgestaltung geradezu eine dringende Notwendigkeit ist. Diese Institution hätte zur Aufgabe: die laufenden politischen Fragen zu erwägen. Um den Kriegen vorzubeugen, hat man den ständigen Schiedsgerichtshof in Haag errichtet, und heute verlangt die öffentliche Meinung immer dringlicher, daß die Streitigkeiten unter den Staaten ohne Blutvergießen entschieden werden sollen. Man muß jedoch dafür sorgen, daß eine Institution ins Leben trete, welche imstande wäre, dem Ausbruche der Staatsstreitigkeiten vorzubeugen. Das könnte auf diese Weise geschehen, daß die Vertreter der Mächte, Staatsmänner und Diplomaten, von Zeit zu Zeit im Haag zusammentreten und über die Fragen der laufenden Politik beraten, bevor die Streitigkeiten der Staaten untereinander zum Ausbruch

gelangen. Napoleon III. war der Ansicht, daß diese Aufgabe einem Internationalen Kongreß zufallen müßte. Es ist dazu nicht gekommen, weil man damals nicht geglaubt hat, die internationalen Streitobjekte ohne Blutvergießen zu erledigen. Der Vorschlag Napoleons wurde nicht angenommen, auch wegen der Schwierigkeiten, die Kongresse periodisch zusammenzuberufen. Da indes die Haager Konferenz eine stabile internationale Institution geworden ist, könnte und sollte diese Aufgabe das Haager Institut lösen. Die Mitglieder der Haager Konferenz sollen sich in zwei Abteilungen spalten. Der erste Teil soll sich, wie jetzt, mit der Kodifikation des Völkerrechts befassen, der zweite soll die Angelegenheiten der laufenden Politik in ernste Erwägung ziehen, und, ohne den Staaten seine Ansichten aufzudrängen, dieselben nur aussprechen, damit die interessierten Staaten die Meinung der anderen Länder kennen lernen und in Erwägung zu ziehen in der Lage wären. Die Schaffung einer derartigen Institution wäre eine Wohltat für die Menschheit, ein mächtiges Mittel, Kriege hintanzuhalten, und ein bedeutungsvoller Anfang der ersehnten Organisation des internationalen Staatenverbandes.

Professor Dr. Ludwig Stein: Die Tragik des modernen Individualismus.

Seit vier Jahrhunderten arbeitet der europäische Kulturkreis unermüdlich daran, dem Individualismus die Bahn frei zu machen. Was Goethe als höchstes Glück der Erdenkinder empfand — die Persönlichkeit —, das haben wir seit Humanismus, Renaissance und Reformation, seit der englischen und französischen Revolution Schritt für Schritt erkämpft. Frei wollende Individualitäten kannte und duldete die mittelalterliche Weltanschauung nicht. Karl Lamprecht behält mit seiner Formel recht: das Feudalsystem des Mittelalters kennt keine eigentliche Gesellschaft. Denn in jenem Zeitalter will nicht das Individuum, sondern sein Stand, seine Korporation, seine Bruderschaft, Gilde oder Zunft, endlich und insbesondere seine Konfession in ihm und durch ihn. Das Durchschnittsindividuum ist da nur das passive Medium seines näheren oder weiteren Kollektivums. Jedermann trägt gleichsam seelische Uniform; er handelt in der Regel so, wie seine „Mitwelt" oder „Umwelt" von ihm fordert. Und wer sich dieser Schablone des Denkens, Fühlens und Handelns nicht unterwirft, sondern eine Eigenpersönlichkeit zu sein beansprucht, wird nicht etwa als interessante Spielart von Mensch milde geduldet, sondern als Neuerer, Sektierer, Abtrünniger, Ketzer, Revolutionär behandelt. Die Individualität wird in Acht

und Bann getan, aus ihrem sozialen Kreise gewaltsam entfernt, verfemt und geächtet, im besten Falle für vogelfrei erklärt, im schlimmsten Rad, Galgen oder Scheiterhaufen überantwortet.

Diese Gebundenheit des Durchschnittsmenschen im Mittelalter machte den Einzelnen flügellahm und unterdrückte jede Regung nach freier Entfaltung seiner Schwingen. Daher erklärt sich der völlige Stillstand auf allen Gebieten von Wissenschaft, Kunst, Technik und Industrie. Denn hier vermag nur die freie Persönlichkeit Schöpferisches hervorzubringen. Jeder Kultus der Persönlichkeit birgt indes schwere soziale Gefahren in sich. Die Tragik des Individualismus liegt in seiner verführerischen Hinneigung zu einem egozentrischen Weltbilde, zu einer Art von Hypertrophie des Ich-Bewußtseins. Statt sich als Glied der Gesamtheit zu fühlen und seine Kräfte in deren Dienst zu stellen, neigt der starke Individualist vielfach dazu, alles um sein eigenes Ich kreisen zu lassen. Und doch ist es ein ewiger Irrtum, als ob irgend ein Mensch ein Einzelner sei. In jedem Blutstropfen des Menschen rinnt die Geschichte seiner Gattung. Wir tragen in unseren Instinkten und automatischen Akten die Erbschaft unserer Vorfahrenreihe unaufgebbar in uns. Ein vollständig isoliert lebender Mensch vollends ist eine soziologische Robinsonade. Durch unser Blut sind wir unabtrennbar mit unseren Vorfahren, durch unsere Interessen der Selbst- und Arterhaltung unaufhebbar mit unserer Mitwelt verbunden.

Hier setzt die Tragik des modernen Individualismus ein. Der heutige Mensch pendelt ruhelos und unsicher zwischen einer kräftigen Selbstbehauptung, die ihn zum Abheben vom „Heillos-Mittelmäßigen", von „der Fabrikware der Natur" drängt, und einem unstillbaren Verlangen nach seinen Mitmenschen, ohne deren Hilfe und Mitarbeit er schlechterdings nicht weiterzuleben vermag. Im Naturzustande, da man keine Bedürfnisse hatte oder doch seine primitiven Lebensansprüche — in der tropischen Zone zumal — in Nahrung, Kleidung und Behausung zur Not selbst befriedigen konnte, war eine Isolierung des Individuums theoretisch zwar denkbar, wenn auch praktisch kaum durchführbar. Aber im heutigen Kulturzustande, wo wir auf den Wechselverkehr und Wechseldienst von Menschen jede Stunde unseres Daseins unausweichlich angewiesen sind, ist eine Loslösung des Individuums von irgend einer sozialen Gruppe nicht nur nicht durchführbar, sondern nicht einmal theoretisch denkbar. Auf der einen Seite macht also das moderne Individuum, das durch die Schule: Stirner—Nietzsche gegangen ist, krampfhafte Anstrengungen zur unbedingten Behauptung der eigenen Individualität, auf der anderen aber sieht es sich infolge seiner unübersehbaren Bedürfnisse genötigt, mit anderen, von anderen, durch andere zu leben. Schon im eigenen wohlverstandenen Interesse muß der Egoist Altruismus betätigen oder zum mindesten heucheln, ansonst er von der Wirklichkeit erbarmungslos zermalmt wird. Mag man sich theoretisch noch so wildegoistisch gebärden und das Stirnersche „Mir geht nichts über mich" als Lebensmotto ständig

im Munde führen, so wird man sich an den Ecken und Kanten des wirklichen Lebens unfehlbar blutig ritzen und, wie Stirner selbst, der Herold des krassesten Individualismus, zugrunde gehen. Wir sind eben schon von Hause aus keine Raubtiere, sondern Herdentiere. Die sozialen Instinkte sitzen uns im Blut. Die Gattungserfahrung hat sie uns als bewährtestes Schutzmittel der Selbst- und Arterhaltung angezüchtet. Selbst der größte Egoist findet in der sozialen Gemeinschaft seine Rechnung besser, als in der Isoliertheit. Diese elementaren Erfahrungen unserer Vorfahren haben uns eingeübte soziale Gewohnheiten, vererbte Instinkte des wohlwollenden Einstehens für andere hinterlassen, welche später in Sitte, Moral, Religion und Recht ihren reglementierenden Niederschlag gefunden haben.

Die hier aufgezeigte Tragik des Individualismus kompliziert sich von Tag zu Tage. Solange wir religiöse oder staatliche Bindungen zur Niederhaltung ichsüchtiger, also antisozialer Gesinnungen und Handlungen besaßen, konnte man den für den Fortschritt des Menschengeschlechts notwendigen Individualismus so weit eindämmen, als es für die Aufrechterhaltung des sozialen Gleichgewichts geboten erschien. Diese Hemmungen ultra-individualistischer Betätigung haben sich indes in den westlichen Kulturländern je länger, desto ausgesprochener als unwirksam erwiesen. Die kirchlichen Ahndungen treten mehr und mehr in den Hintergrund, die staatlichen aber können nur Handlungen, nie Gesinnungen oder deren literarische Äußerungen und schriftliche oder mündliche Propagierungen treffen. Preß- und Redefreiheit heißen jene Errungenschaften, die den Stolz unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems ausmachen. Unsere größten Denker, Dichter und Forscher haben uns ja die wissenschaftliche Überzeugung beigebracht, daß die Herausarbeitung der harmonischen Einzelpersönlichkeit und die Freiheit des Individuums in der ungehemmten Entwicklungsmöglichkeit seiner Begabungen, Fähigkeiten und Kenntnisse den tiefsten Sinn der Geschichte ausmachen.

Auf der anderen Seite aber ist keine Persönlichkeit so souverän-selbstherrlich, daß sie ohne jede Wegleitung und vorgedachte Zielbestimmung auszukommen vermöchte. Kein Individuum wird sich ungestraft aus dem Mutterboden gewaltsam loslösen, in welchem es wurzelt. Ohne ein System von Unter- und Überordnung vermögen die Menschen schlechterdings nicht miteinander auszukommen. Will Jeder Befehlender oder „Eigener" sein, so wird er nur zum Sklaven seiner stärkeren oder machtvolleren Nachbaren. Der zu Ende gedachte Individualismus führt unaufhaltsam zum Kriege aller gegen alle. Sobald die Menschen den Urzustand des führerlosen Nomadentums überschreiten, so daß sie aus dem Chaos der Herrschaftslosigkeit hinauswachsen, müssen sie sich unweigerlich in Befehlende und Gehorchende spalten, eben damit aber ein Gefüge von Über- und Unterordnung schaffen.

Die volle Autonomie des Individuums, von welcher Stirner und seine

geistigen Stammväter (Proudhon, Helvetius, Mandeville) fabeln, ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Seine „moralinfreie anarchistische Doktrin", die Karl Marx einmal köstlich als „Schinderhannesstandpunkt" gebrandmarkt hat, kann nur als Ausgeburt des Ich-Wahnes angesprochen werden. Die egozentrische Weltanschauung Stirners, wie sie in seinem Werke „Der Einzige und sein Eigentum" niedergelegt ist, habe ich einmal als Vagabundenphilosophie bezeichnet, die als Rauschesäußerung einer trunken gemachten Logik ebensogut ihren aparten Reiz haben mag, wie das burschikose „Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt". Man genießt dieses Werk etwa wie die Vagantenlieder der fahrenden Scholaren von ehemals und die Rinnsteinpoesie oder Gossenlyrik von heute. Es wird daher neuerdings zwischen Persönlichkeit, von welcher Goethe als höchstem Gut aller Erdenkinder spricht, und Individualität scharf unterschieden: Die Persönlichkeit ist, nach Walter Calé und Graf Keyserling, der gerade Gegensatz von Individualität. Persönlichkeit, sagt Keyserling, ist eine Idee, eine zeitlose, ewige Macht, eine Kraft, die alle Grenzen leugnet. „Individuum" dagegen ist ein wesentlich Begrenztes und Vergängliches, unzulänglich und schwach, gleichgültig und irrelevant. Wer die „Persönlichkeit" in echtem Sinne verehrt, der verehrt das Überindividuelle, die Idee, die Menschheit. Denn der „Allzu-Einzige" bleibt steril. Die Isolierung des Individuums wirkt zuletzt zerstörend auf dieses selbst zurück. Der Solipsismus (von „solus" und „ipse" gebildet) ist als erkenntnistheoretischer Standpunkt zwar diskutabel, aber völlig unfruchtbar. Schopenhauer sagt gelegentlich von diesem erkenntnistheoretischen Solipsismus, er sei logisch nicht zu widerlegen, aber eine kalte Brause täte ihm gut. Der soziologische Solipsismus, der Ichwahn, die Einigkeitsmanie, der krasse, wildegoistische Individualismus mit seiner „Mir geht nichts über Mich"-Lehre ist eine gemeinschädliche Fieberphantasie. Wer die biologischen Forschungen von Hering über das „Gattungsgedächtnis", vollends die Theorie von Semon über die „Mneme" wissenschaftlich verfolgt hat, dem wird der unzerreißbare Zusammenhang des Individuums mit der Gattung, insbesondere mit seiner Vorfahrenreihe, zur unumstößlichen Gewißheit. In dieser biologischen Durchleuchtung des Verhältnisses der Individuen zu ihrer Gattung empfängt das von Schopenhauer galvanisierte buddhistische Merkwort „tat twam asi" (das bist du) einen völlig neuen Aspekt.

Die Tragik des Individualismus ist letzten Endes in der animalischen Stammesnatur des Menschen begründet. Die Natur hat uns zu Kannibalen gemacht, die Kultur aber hat das ehemalige Raubtier zu einem Haustier umgezüchtet. Im Naturzustande heißt die Lebensparole: Jeder für sich; im Kulturzustande dagegen gebietet die Arterhaltung: alle für einen und einer für alle. Die Selbsterhaltung ist ein Natur-Imperativ, die Arterhaltung, die schon in der höheren Tierwelt wie punktiert angedeutet erscheint, ist der Kultur-Imperativ. Wir schwanken nun vielfach zwischen der Wildheit unserer tierischen Urinstinkte

und der Gemeinbürgschaft unserer angelernten sozialen Gefühle. Deshalb sind zeitweilige atavistische Rückfälle des zahmen Haustiers in den Zustand der „blonden Bestie des Urwaldes" psychologisch begreiflich, wenn auch nicht ethisch verzeihlich. Die Kultur hat uns, wie ich in einer Reihe von Schriften nachgewiesen zu haben glaube, Hemmungsvorstellungen und Gegenmotive angezüchtet, die unseren angeborenen Raubtierinstinkten das Gegengewicht halten. Im Naturzustande sind wir auf unsere Nebenmenschen so wenig angewiesen, daß wir unsere bescheidenen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Behausung zur Not selbst befriedigen können. Anders im Kulturzustande. Hier herrscht, wie schon angedeutet, notgedrungen ein ständiger Wechselaustausch von Leistung und Gegenleistung. Hier ist niemand unabhängig genug, auf die Dienste seiner Nebenmenschen verzichten zu können. Aus diesem Aufeinanderangewiesensein erwächst allgemach jene Solidarität des Menschengeschlechts, die darauf bedacht ist, widerstreitende Interessen wettzumachen und übereinstimmende gesetzlich zu regeln. Gesetze aber sind Imperative (staatliche Befehle), die namens der Gesamtheit an das Individuum in dessen eigenem wohlverstandenen Interesse ergehen.

Jetzt verstehen wir erst die Tragik des modernen Individualismus. Er verwechselt Freiheit mit Gesetzlosigkeit und Individualität mit Persönlichkeit. Im Urwalde mag jene ichsüchtige Selbstherrlichkeit, von welcher die krassen Individualisten fabeln, heimisch sein; aber in unserem geschlossenen Kultursystem ist sie weder denkbar, noch wünschbar, am allerwenigsten durchführbar. Wollen wir nicht va banque spielen und alle Errungenschaften unserer mehrtausendjährigen Kultur auf die e i n e Karte des zu Ende geführten Individualismus setzen, dann müssen wir unsere Raubtierinstinkte zügeln, unsere ichsüchtigen Triebe niederhalten, unsere egozentrischen Gelüste bändigen, um die widerstrebenden Interessen des Individuums mit seinem Kollektivum auszugleichen und zu harmonisieren. Das Befehlen muß ebenso methodisch gelernt sein, wie das Gehorchen. Ohne ein festgefügtes System von Befehlenden und Gehorchenden ist unser ganzes Kultursystem nicht zu behaupten. Die Tragik jener Hypertrophie des Individualismus, unter deren Ausschreitungen wir alle zu leiden haben, besteht darin, daß unbeherrschte Individualitäten, denen jede Selbstzucht abgeht, meist dort befehlen möchten, wo sie im Gattungsinteresse, in welches sie ja als Individuen letzten Endes mit eingeschlossen sind, zu gehorchen hätten, und umgekehrt dort gehorchen, wo sie befehlen sollten.

Fritz Engel:
Theaterkritik.

Vortrag im Deutschen Lyzeum-Club, 19. Januar 1914.

Sie haben mir erlaubt, hier über einen Gegenstand der dramatischen Kunst, über die Theaterkritik, ein wenig zu theoretisieren und zugleich aus der Praxis zu sprechen, und Sie haben vielleicht nicht bedacht, daß Sie von mir nur Steine statt Brot, nur Worte statt der bunten, vieltausendfältig bunten Welt des Theaters empfangen können. Alles Schreiben und Sprechen über die Bühne bleibt ja immer hinter der plastischen Fülle des Gegenstandes zurück, ist nur der Widerschein eines Widerscheins, und alle Betrachtung wird dem nach Kunst Begierigen niemals die Kunst selber ersetzen können. Aber sie wird und will ihn erst recht hungrig danach machen.

Wenn Sie also nicht fürchten wollen, ernüchtert zu werden, dann vergessen Sie diesen Saal, vergessen Sie dieses Rednerpult, schließen Sie die Augen und vergegenwärtigen Sie sich, daß in solchen Abendstunden hier in dieser Stadt, im ganzen Vaterlande, in Europa und wo immer größere städtische Ansiedlungen sind, Menschenscharen zusammengepfropft in Theaterhäusern sitzen und suggestiv gespannt auf ein Bretterpodium starren, auf dem .... ja, was geschieht auf diesen Brettern? Ja, geschieht denn überhaupt etwas? Man lügt und trügt uns vor, daß etwas geschehe. Man reißt uns in ein unerhörtes Gaukelspiel hinein, redet uns vor, daß diese verkleideten Männer und Frauen Menschen seien, deren Liebe und Haß uns rühren und erregen soll; man beschwatzt uns, zu glauben, daß Weltanschauungen aufeinanderplatzen, und daß sich in drei Theaterstunden ganze Menschenschicksale erfüllen. Man will uns glauben machen: das ist ein Bettler, das ist ein König! Das ist eine Maria! Das ist eine Magdalena! Und wir erleben die letzten, heftigsten Äußerungen der menschlichen Kreatur: den Mord, und glauben daran und zweifeln nicht, daß dieser Ödipus, den wir da vor uns sehen, seinen Vater erschlagen, und Rose Bernd ihr Kind erdrosselt hat.

Und diese organisierte Täuschung, dieses durch Jahrhunderte fortgesetzte Betrugsmanöver nennen wir mit tiefer Inbrunst und heißer Dankbarkeit Kunst, und unser Dasein wäre ein in Nebel eingehüllter Alltag, wenn der Glanz dieser Visionen sich nicht darüber ergösse.

So sitzen Hunderttausende in den Bühnenhäusern, so zieht es Sie selber mit geheimnisvoller Kraft immer wieder durch Regen und Schnee in die engen Sitzreihen, und dann kommt es vor, daß sich der Theaterkritiker neben Sie setzt,

auffällig durch eine Sicherheit, wie man sie nur dort zeigt, wo man sich zu Hause fühlt, und auch durch die Spuren eines gewissen Selbstbewußtseins auf dem mehr oder minder durchgeistigten Antlitz. Leugnen Sie es nicht, auch nicht aus Höflichkeit, daß Sie uns mit einem Gemisch von Gefühlen neben sich sehen, in denen das Mißtrauen schließlich überwiegt. Wir sind eine unbeliebte Menschenklasse: Nörgler, Besserwisser, Zerstörer unschuldiger Unterhaltungsfreuden. Oft finden wir stark, was im Sinne des großen Publikums schwach ist, und langweilig, was ihm kurzweilig erscheint. Darüber wollen wir uns nicht täuschen: zwischen diesem großen Publikum, ohne das die Theater nicht leben können, und der Kritik herrscht keine Harmonie; Übereinstimmung höchstens, aber auch dann nicht immer, wenn es sich um die großen Unsterblichen handelt; jedoch in der Bewertung dessen, was die Gegenwart hervorbringt, gehen die Meinungen sehr oft auseinander. Nur wenn das Neue nicht mehr völlig neu ist, wenn sich ein zeitgenössischer Dichter — lassen Sie mich nur die Namen Ibsen oder etwa Wedekind nennen — durch die Kinderkrankheit des Unverstandenseins und des Mißverstandenwerdens durchgerungen hat, dann hat die Kritik die Genugtuung, der Arzt dieser Krankheit gewesen zu sein, und während sie selbst vielleicht bereits weiter späht, wahrzunehmen, daß sie nicht vergeblich gegen das große Massengefühl aufgetrotzt hat. Aber nur, wenn das Glück es will, das ich nicht erwarte, aber erhoffe, daß wir in absehbarer Zeit wieder einmal einen Dichter von ganz großem Format bekommen, eine zwingende Genialität, die wie etwa Shakespeare dem nach Geist Verlangenden Geist, dem nach Handlung Verlangenden Handlung bringt, die den Nerven, dem Verstand und dem Gefühl zugleich Nahrung zuträgt, dann vielleicht wird ein Zustand vertrauensvoller Ruhe zwischen jenen beiden Großmächten, zwischen Publikum und Kritik, eintreten.

Sie werden in dem, was ich gesagt habe, vielleicht von neuem bestätigt sehen, daß es der Kritik nicht an Selbstgefühl mangelt, aber seien Sie gewiß: es ist mir durchaus gegenwärtig, daß eine solche im großen Sinne des Wortes führende Theaterkritik immer selten gewesen und in den Büchern der Literatur nicht viele Male verzeichnet ist.

Dieser Mann auf dem Parkettplatz neben Ihnen muß, wenn ich einmal mit pedantischem Zahlenwerk aufwarten darf, ein sechsfaches Auge und ein sechsfaches Gefühl besitzen. Er muß die einzelnen Bestandteile, aus denen sich ein Theaterabend zusammensetzt, jeden für sich prüfen, natürlich nur, um sie schließlich zu einem Gesamteindruck zusammenzufassen. Ein sechsfaches Bild soll er jedesmal geben, das sich wiederum zu drei Gruppen zusammenschließt, und zwar von Stück und Autor, von Regie und Darstellung, vom Publikum und von sich selbst. Auch von sich selbst? Mißverstehen Sie mich nicht. Ich meine nicht, daß der Kritiker von sich selber reden soll. Ich meine nicht, daß er nach Schluß der Vorstellung in seiner Kritik noch für sich selbst eine Helden- oder Clownrolle schreiben möge, und ich will damit nicht sagen, er soll mit dem Schatten seiner ge-

wichtigen Persönlichkeit so vor das Bühnenwerk treten, daß es verdunkelt wird. Aber er soll das Werk durchschimmern lassen durch seine eigene Natur und seine Natur durch die Schilderung des Werkes. Er soll den Ichton anwenden, der den sehr überheblichen pluralis majestatis, das stolze „Wir sind der Meinung" früherer Kritikergenerationen abgelöst hat, nicht um noch überheblicher zu sein, nein, um damit kund zu tun, daß es eben nur ein einzelnes Ich ist, das sich hier äußern darf.

Aber darauf komme ich noch später zu sprechen. Vorerst sehen wir uns das Stück und den Autor an. Diese beiden Dinge gehören eng zusammen. Unser aller kritischer Vater, Gotthold Ephraim Lessing, den selbst das Ausland den größten Kritiker Europas genannt hat, war freilich noch der Meinung, man könne und müsse sie trennen. Er sagt ungefähr, man möge jedes dramatische Werk eines Dichters als ein Ding für sich betrachten und sich von dem, was er vorher geschaffen, nicht beeinflussen lassen. Das war seine Theorie: er hat freilich nicht immer danach handeln können. Er ist es ja gerade gewesen, der das Recht der Persönlichkeit proklamiert, und der darüber hinaus auf der anderen Seite nicht nur einzelne Persönlichkeiten, sondern ganze Schulen vernichtet hat.

Im Für und Wider steht uns die Persönlichkeit über allem anderen. Sie interessiert uns fast mehr, als ihre einzelnen Ausstrahlungen. Wir glauben, daß ein Genie sich auch noch in einem mißlungenen Werk offenbart, und wir lassen uns nicht verblüffen, wenn ein kleines Talent plötzlich einen sogenannten großen Erfolg hat. Wir fragen: was hast du, Autor, als ganzer Mensch, der Gegenwart zu sagen? Und wir sind froh, wenn er ihr überhaupt etwas zu sagen hat. Wir fragen: was hast du, Autor, der Zukunft zu sagen? Und wir sind mehr als froh, wenn wir ahnen, denn wissen können wir es ja nicht, daß er ihr etwas zu sagen haben wird. Als Söhne des naturwissenschaftlichen Zeitalters fragen wir mit biologischem Wissensdrang den Bühnendichter: wie ist dein Talent entstanden? Aus welcher Umwelt stammt es? Welchen Einflüssen war es unterworfen? Marschiert es in der Reihe der Mitschaffenden oder außer der Reihe? Bereicherst du uns rein poetisch oder darüber hinaus auch geistig? Wirst du neben dichterischen Eindrücken auch einmal Kultureindrücke hinterlassen? Denn auch darauf kommt es an. Es gibt Theaterfanatiker, auch kritisch beamtete, die im Theater eine abgeschlossene Welt für sich sehen und die glauben, die Bühnenkunst sei eine Insel der Seligen, die in irgend einem Jenseits liegt. Nein, wir müssen diese Kunst immer auffassen als einen Teil, ja nur als ein kleines Teilchen der großen Kultur, und wir werden immer zu prüfen haben, wie tief sich, hemmend oder fördernd, ein dramatisches Talent in den Kreis dieser Kultur stellt. Wir werden die Bühne stets im Hamletschen Sinne als eine Chronik der Zeit ansprechen und auch noch im Stildramatiker, der in Jamben spricht und mit Symbolen arbeitet, den Mann zu suchen haben, der unser Leid und unsere Sehnsucht lebendig macht. Aber damit ist nicht ge-

sagt, daß wir Autoren lieben, die die weithinschallenden Mittel der Bühne für brutale Tagesinteressen oder Parteiwünsche mißbrauchen, und noch mehr: wir werden es ablehnen, daß man uns belehren und erziehen will. Das sind gute Dinge, die in die Schule und in die Kirche gehören, und wenn Lessing wenigstens in jüngeren Jahren, nicht ohne den Widerspruch Goethes, noch der Meinung war, daß in jeder Dichtung auch „etwas Nützliches" stecken müsse, so sind wir anspruchsloser oder anspruchsvoller geworden. Wir werden immer daran festhalten, daß Kunst Selbstzweck ist, und daß sie nur sich selbst zu genügen braucht, und wir werden eine soziale, eine politische, eine nationale Tendenz nur dann akzeptieren, wenn sie in der vollendeten, künstlerischen Gestalt vor uns hintritt. Hunderte von sogenannten sozialen und patriotischen Dichtern sind mit Recht vergessen, weil sie Dichter eben nicht waren. Hauptmanns „Weber", Kleistens „Prinz von Homburg" werden Tag und Stunde überdauern, weil der soziale Geist hier, und dort der vaterländische Geist Kunstform, d. h. Menschenform, d. h. Unsterblichkeitsform angenommen hat. Verlangen dürfen wir jedenfalls vom Autor nur, daß er künstlerisch wahr und darum künstlerisch schön sei. Wenn er uns an sich gekettet, wenn er uns dazu vermocht hat, in ihm ein schöpferisches Ebenbild der großen Schöpferin Natur zu sehen, hat er uns ohnehin alle Poren des Geistes geöffnet, und wir sind nicht für irgend eine einzelne Moral, aber für das große Ethos der Menschenseele empfänglich geworden.

Nach solchen Beziehungen soll der Kritiker sich ein Bild des Autors machen, um es an Sie weiterzugeben. Ich weiß, das sind hohe Forderungen, die im Dienst des Tages oft vernachlässigt werden. Der Kritiker soll dann das einzelne Stück dieses Autors schildern, und es zugleich ästhetisch bewerten. Es ist seinem Können oder Nichtkönnen vorbehalten, wie weit ihm das eine oder das andere, wie weit ihm gar beides zugleich gelingt. Der Kritiker muß einen Instinkt für den Ton haben, in dem er die Handlung eines Schauspiels widergibt. Er braucht das jetzt noch mehr als früher, wo noch ein philologisch breiter Raum selbst den Tageskritikern zur Verfügung stand. Jetzt heißt es, oft in wenigen Zeilen den jedem Stück in anderer Weise eigentümlichen Inhalt zu referieren. Ich könnte Ihnen den Inhalt von Goethes „Faust" so hanebüchen erzählen, daß Sie glauben, ich hätte gestern im anreißerischen Kino ein Drama gesehen: „Die Verjüngungskur" oder „Die Kindesmörderin", und ich will Ihnen noch den Inhalt eines Operettentextbuches so emphatisch verbrämen, daß Sie meinen, ich hätte ein großes dichterisches Erlebnis hinter mir. Nein, der Kritiker muß den Stil eines Stückes begreifen, um es richtig wiedergeben zu können. Seine Kunst ist wie die des Schauspielers eine reproduktive Kunst. Darum kann sie natürlich höher stehen, als die manches Dramatikers, der ewig verwundet und „unverstanden" in der Kritikerzunft nur ein krakeelsüchtiges Gesindel erblickt. Der Kritiker muß diesen Stil vollends begreifen, um das Werk über das bloße

Referendierende hinaus ästhetisch würdigen, das heißt eben, um es kritisieren zu können.

Unsere Dutzendstückeschreiber legen den größten Wert auf den „richtigen Bau" ihrer Arbeiten und sie wundern sich, wenn man nicht schon deshalb ihr Talent über die Maßen bestaunt. Aber so viel Fertigkeit dazu gehört, ein Schauspiel richtig in die Höhe zu zimmern, so handelt es sich doch hier um ein Können, das vielfach erlernbar geworden ist. Wir haben ja nun schon eine lange Schule der dramatischen Technik hinter uns, der Musterbeispiele gibt es unzählige, die allgemeine Bildung erweckt und belebt Talente viel rascher als ehedem, und auch das Instrument der Sprache, vor Zeiten ein Werkzeug nur in der Hand weniger Auserwählter, ist nun beinahe Allerweltsbesitz geworden. Den Maßstab dieses äußeren Könnens werden wir deshalb immer nur an Werke anlegen dürfen, die schließlich auch nur auf einen äußeren Eindruck zielen. Hier kommt es in der Tat nur darauf an, daß der Stoff richtig gruppiert wird, daß den schwächeren Wirkungen die stärkeren folgen, und daß wenigstens für drei kurze Theaterstunden die gewünschte Rührung oder die gewünschte Heiterkeit oder die sehr beliebte Mischung von beiden ununterbrochen festgehalten wird. Aber fast an aller großen Bühnenkunst hat diese Art der Prüfung versagt. Es wäre lächerlich, nach den strengen Paragraphen der ars poetica eben jenen „Faust" Wolfgang Goethes oder den „Lear" William Shakespeares zu sondieren. Es wäre töricht, die berühmten ewigen Kunstregeln, wie es die sehr bezopften Vorgänger Lessings verlangt haben, auf das ganze tausendfarbige Feld der Kunst anzuwenden. Das hieße den Geist mit dem Buchstaben töten und die Form, die gewiß nicht unterschätzt werden soll, über den Inhalt setzen. Die Völker der Erde reden verschiedene Sprachen, die Vögel auf den Zweigen singen hundertfach verschieden: sehen wir uns auch unsere Poeten zuerst daraufhin an, ob sie überhaupt singen und sagen können, und ob ihnen das eine, allerdings unsterbliche dramatische Urgesetz bekannt ist, daß die Gestalten mit menschlichen Leidenschaften erfüllt sein müssen, und daß aus dem Zusammenprall von Gegensätzen der elektrische Funke erzeugt werden soll, der im blauen Bogen von ihren Herzen in unser Herz hinüberspringt. Darum — so denke ich mir — wird der Theaterkritiker der beste sein, der seinen Lesern sagt: dieses Stück ist ungeschickt gemacht; es hat sozusagen schlechte Manieren, aber es hat die innere Harmonie eines großen Geschöpfes! Geht hin und belauschet sie!

Es gibt übrigens in den Bühnenhäusern Instanzen, die wenigstens bis zu einem gewissen Grade Mängel der Form auszugleichen vermögen. Das sind die Regisseure und Dramaturgen, die man auch Schreibtischregisseure nennen kann. Diese beiden, deren Tätigkeit der Kritiker zusammenfassend als Regie bezeichnen wird, haben vor den Proben und auf den Proben dem Werk des Dichters diejenige Gestalt zu geben, die für die allgemeinen Darstellungszwecke und im besonderen für das Wesen der betreffenden Bühne, für ihr Personal und für ihr

Publikum die richtige wäre. Sie übernehmen vom Dichter — wenn der Ausdruck nicht mißverstanden wird — das Rohmaterial und machen das Halbzeug daraus, aus dem dann die Darstellerschaft, immer unter Leitung der Regie, das fertige Produkt herausarbeitet. Sie lassen Szenen fort, ziehen mehrere Schauplätze, um Zeit oder Kulissen zu sparen, in einen zusammen, und es soll sogar vorkommen, daß ganze Figuren gestrichen werden. Man hat ja oft über jene Schmierenanekdote gelacht, wonach in den „Räubern" für den Kosinski nur ein Statist zur Verfügung stand, der nicht sprechen konnte, und Karl Moor ihm die berühmte Erzählung seines Lebenslaufes — „So höre die Geschichte meines Unglücks!" — mit den Worten abschnitt: „Danke, junger Freund, dein Schicksal ist allgemein bekannt".

Die Grenzen zwischen dem, was Autor, Regisseur und Schauspieler zum Gelinges eines Theaterabends beigetragen haben, sind oft sehr schwer zu ziehen. Leicht sind sie nachzuprüfen in Werken, die man genau kennt, die man oft gesehen hat und von denen wenigstens in den großen Zügen ein festes Darstellungsbild existiert. Bei den Stücken unserer Klassiker wird jeder Primaner es bemerken, wenn der Regisseur sich allzu harte Eingriffe gestattet hat, und es liegt nahe, an die jüngste Aufführung des „Wilhelm Tell" zu erinnern, der unter der Regie Gerhart Hauptmanns aus einem geschlossenen Stildrama in einen Mischmaschtorso halb naturalistischer, halb idealistischer Art umgemodelt wurde. Solche Versuche werden immer lebhafte Debatten hervorrufen, und die Parteien werden sich spalten. Aber es ist sicher, daß jeder Besucher zuerst einmal dasjenige Bild Wilhelm Tells oder Arnold Melchthals in das Theater mitbringt, das er früher gewonnen hat. Wir alle tragen solche Erinnerungsbilder mit uns herum und wir lösen uns ungern von ihnen, auch wenn eine andere Darstellungsweise auf uns einzudringen versucht. So erklärt es sich auch, daß ältere Leute stets die lebende Schauspielergeneration zugunsten einer früheren herabsetzen und jede neue Individualität und jede neue Spielweise von vornherein als schlecht ablehnen. Von dieser „Pietät", die das Wort „dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" vielfach Lügen straft, und die ohne Zweifel in sehr schönen Motiven wurzelt, hat der Kritiker sich zuerst völlig einmal frei zu machen. Er muß auch da sagen: jede Zeit hat ihr Recht, und jeder Regisseur und jeder Darsteller muß für sich geprüft werden, ob er ein Schauspiel mit *unserem* Leben erfüllt oder nicht.

Aber ich will noch von der *Regie* sprechen. Der Kritiker ist nicht verpflichtet, ein neues Bühnenwerk zu kennen, ehe es den ihm vom Dichter vorbestimmten Platz, nämlich den auf der Bühne, eingenommen hat. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß ein Drama vom Manuskript oder vom Buch aus anders wirkt, als auf den Brettern. Buchdramen wirken *stärker*, wenn sie sehr gedankenreich sind oder besondere sprachliche Feinheiten enthalten oder die Phantasie des Lesers mehr beflügeln, als auch die beste Inszenierung es kann. Sie wirken *schwächer* gerade dann, wenn sie ausgesprochene Bühnenqualitäten haben.

Wenn das anders wäre, und wenn sich aus dem Buch ein definitives Urteil über den Wert eines Stückes gewinnen ließe, wie wäre es dann möglich, daß so viele schlechte Stücke, um dieses summarische Wort zu gebrauchen, angenommen und aufgeführt würden? Das Bühnen w e r k muß sich erst in ein W e r k der Bühnen l e u t e verwandeln, ehe es sein Licht und seinen Schatten zeigt. Deshalb mag der Kritiker gut daran tun, unvorbereitet und darum unvoreingenommen seine eigentliche Arbeit erst im Zuschauerraum zu beginnen. Besonders bei ganz neuen dichterischen Erscheinungen soll er versuchen, was er allerdings völlig nimmermehr kann: plötzlich hereingeschneit zu sein! Dem Wesen und Willen des Theaters wird er damit gewiß gerecht werden. Aber um darauf zurückzukommen, es wird in solchen Fällen nicht bequem für ihn sein, empfindungsmäßig festzustellen, wie weit Regie und Darstellung das Werk gesteigert oder gemindert, wie weit sie es verstanden, mißverstanden oder überhaupt nicht verstanden haben. Auch hier wird es deshalb immer die Hauptaufgabe des Kritikers sein, sich zum S t i l des Dichters durchzufühlen. Wenn er diese Besonderheit erkannt hat, besitzt er den Punkt, von dem aus er den Regisseur und die Darsteller einzuschätzen hat. Und wie im Dichter, so wird er auch in dessen Hilfskräften die Persönlichkeit zu suchen haben. Nur wo sie vorhanden ist, und wo ihr Wollen stark genug ist, um Können zu werden, nur dort werden Regie und Darstellung die rechten Diener am Kunstwerk sein. Das freilich läßt sich nicht definieren, aber es läßt sich herausspüren, wofern der Kritiker überhaupt die für sein Amt nötigen Tastorgane besitzt. Dann wird es ihm ohne besondere Verstandesanstrengung sonnenhell klar sein, wie er die Geister zu scheiden hat, und wem von den Dreien, dem Dichter, dem Regisseur, dem Darsteller, er den Preis überreichen will.

Glücklich der Dichter, glücklich der Kritiker, wenn die Schöpfer und die Nachschöpfer eines Bühnenwerkes kongeniale Naturen sind. Ein seltener Fall, ein goldhaltiges Meteor, ein großer Gewinn aus der nietenreichen Lotterie des Kunstlebens! Wir haben bei Brahm Ibsen-Abende gehabt, wo dieser Glanz der vollendeten Übereinstimmung sich enthüllte, wo die künstlerisch verstärkte Wahrheit der Bühne zugleich die lückenlose Wahrheit des Lebens gewesen ist. Etwas eigenwilliger, selbstherrlicher, angeschlossen wiederum mehr an die älteren Überlieferungen des Theaters und dabei doch von Neuheit funkelnd, reformfreudig, mit einem Überfluß von quellender, gärender Kraft, hat Max Reinhardt uns alle oft hingerissen und in die Kinder verwandelt, die mit offenem Munde vor diesem dummen Leinwandding von Vorhang sitzen. Brahm und Reinhardt — zwei Regisseure durch eine Welt voneinander getrennt und doch der jüngere ohne den älteren nicht denkbar. Ich habe nicht des näheren hier von ihnen zu sprechen, es sind nur Beispiele, um die Aufgaben der Theaterkritik zu fixieren. Dem großen Regisseur Brahm mußte oft die Gefahr der Nüchternheit vor Augen geführt und seine etwas trockene Spielweise ins Farbige gelenkt werden. Den großen Regisseur Reinhardt muß man wiederum als den übertrieben Phantastischen zur Beruhigung

führen. Dort mußte man sagen: sei nicht zu leise; hier: sei nicht zu laut. Brahm gegenüber war das Recht des Schauspielers zu betonen, dieses Recht, sich „auszuleben", wie man es nennt; bei dem wundervoll feurigen Reinhardt dagegen ist hier und da der Wink nötig, daß Regisseur und Schauspieler dem Dichter immer nur als Schrittmacher, nie aber als Hofmeister vorangehen sollen.

Ich habe es schon angedeutet, daß der Kritiker, wie im Autor und Regisseur, so auch im Schauspieler allezeit die Eigennote aufsuchen muß. Es ist selbstverständlich, daß wir in einem Bühnenensemble niemals lauter darstellerische Genies erwarten dürfen. Es wäre nicht einmal gut so, denn es liegt im Wesen des Schauspielers, der sich tagtäglich produziert und täglich neu für sich kämpft, daß er voll ewiger Unzufriedenheit und steter Angst auf seinen Ruhm bedacht ist. Man kann schon darum den begabten Schauspieler fast nie in sogenannten kleinen Rollen festhalten. Er wirft sie hin, oder er spielt über ihre Grenzen hinaus und stört das Zusammenspiel. Im Mikrokosmos einer Dichtung gibt es — wie im Kosmos des Sonnensystems große und kleine Lichter — große und kleine Aufgaben, und für die Welt einer Theatertruppe gilt das Gleiche. Es gibt die Stars, die Sterne, wie man sie ja auch nach dem kosmischen Vorbilde nennt, und es gibt die utilités, die ohne großen Aufwand an Begabung mit angeborener und anerzogener Sicherheit alles mögliche spielen, und es gibt die kleinen, halb- oder ganzstummen Helfer. An diese zuletzt genannten nützlichen Mitglieder der theatralischen Gesellschaft wendet sich der Kritiker nur mit dem Verlangen, daß sie ehrlich und selbstlos den Blick aufs Ganze richten. Von den großen Schauspielern verlangt er das natürlich auch, und er verlangt es oft stürmisch, wenn sie sich eitel vordrängen. Aber darüber hinaus fordert er von ihnen auch, daß sie aus ihrer eigenen Natur der Dichtung eine höhere Einheit schaffen. Er will den Dichter durch den Schauspieler, den Schauspieler durch den Dichter gesteigert sehen. Er will die stärkste poetische Empfindung aus der Hand der stärksten Nachempfindung doppelt zurückempfangen. Dabei gestattet der Kritiker dem großen Schauspieler zugleich die persönlichste Auffassung, nur darf sie dem Dichter in den entscheidenden Punkten keine Gewalt antun. Ich erinnere Sie daran, wie reizvoll es ist, solche Auffassungen nebeneinander zu stellen. Es hat noch nie zwei gleiche „Fauste", noch nie zwei gleiche „Hamlets", noch nie zwei gleiche „Shylocks" gegeben. Wenn diese Rollen, die prachtvollen Strömen gleichen, durch große Schauspielernaturen hindurchfließen, so reißen sie hier diese Empfindung, dort jene stärker mit sich fort, färben sich durch sie und werden reicher an der einen Stelle, vielleicht um an einer anderen etwas zu verlieren. Ich glaube, daß der Kritiker dann zwar vergleichen, nicht aber Zensuren austeilen soll. Es wäre ein Unterfangen, als ob man einen sonnigen Morgen an einer traumhaften Mondscheinnacht, oder eine Mailandschaft an einer Szenerie im vereisten Gletschergebirge abmessen und nun sagen wollte, das eine sei schöner oder gar es sei richtiger gewesen, als das andere.

Von dieser Auffassung aus bin ich auch nicht der Meinung, daß wir auf Schauspieler sehr erzieherisch wirken können; wir können ihnen Unarten abgewöhnen, das ist richtig, und wir können sie vielleicht noch in ihren Anfängerjahren etwas anleiten, aber schwache Talente können wir niemals stark machen, und die starken Talente, die man an den Fingern zweier Hände abzählen kann, die wenigen, auf die es schließlich immer wieder allein ankommt, weil sie die Träger der apollinischen Sendung sind, sie kümmern sich — ich sage das rückhaltlos und ohne Verstimmung —, sie kümmern sich um uns nur wenig. Nicht aus Hochmut und Übelwollen, obschon solche Motive mitspielen können, sondern im wesentlichen, weil jedes Genie nun einmal sein eigenes Gesetz in sich trägt, dem es zwangsweise folgt. Hat sich Matkowsky, hat sich Joseph Kainz von der kritischen öffentlichen Meinung beeinflussen lassen? Es gab Kritiker, die ihnen dutzendmal mit den schönsten Argumenten klargemacht haben, daß sie etwas „falsch" gespielt hätten. Sie lächelten und spielten weiter falsch und waren in aller Falschheit hundertmal besser, als ihre minderbegabten, allerrichtigsten Kollegen. Den großen Schauspielern können wir nicht viel antun, nicht im guten und auch nicht im bösen, solange sie Treue halten. Wenn sie sich selber untreu werden, wenn sie sich vernachlässigen, wenn sie in ihrem Spiel erstarren und sich träge von der Woge des Ruhmes treiben lassen, dann haben wir die Pflicht, das Publikum aufmerksam zu machen, damit es nicht mehr wahllos seine Gunst und seinen Beifall verschwendet. Dann müssen wir den Autoritätsglauben, der sich im Zuschauerraum so leicht erzeugt und so rasch befestigt, erschüttern, und müssen sagen und wieder sagen, daß dieser urteilslos hingegebene Jubel nicht mehr begründet ist.

Ja, das ist gewiß wahr: daß wir auf alles, was zur Bühnenkunst gehört, am besten durch das Medium der Zuhörerschaft wirken, und damit komme ich zur dritten und letzten Gruppe, mit der sich der Kritiker zu beschäftigen hat, zum Publikum und zu des Kritikers Beziehungen zu sich selber. An dieser Schar von Menschen, die das Theater allabendlich füllen, kann der Kritiker achtlos nicht vorübergehen. Er wird sich zwar vergeblich darum bemühen, eine für alle Fälle gültige Erklärung dieses Begriffes Publikum zu gewinnen. Es gab Zeiten, wo man das eher wußte und wissen konnte. Die Hamburger Schaubühne in ihren großen Tagen hatte ihr Publikum, und Mannheim, Weimar und das Berliner Hoftheater hatten es nicht minder. Auch heute noch kann der Leiter einer Hof- oder Stadtbühne draußen im Reiche mit einer Art von festem Publikum rechnen. Er kennt seine Abonnenten, er kennt seine Stammgäste, er kennt die Schichten der Bevölkerung, aus denen sich seine Zuhörerschaft zusammensetzt. Im heutigen Berlin ist das ja nun anders. Die Unrast dieses riesenhaften Gemeinwesens, der Kampf um den Vorrang und um den materiellen Erfolg, die Lust am Neuen und Neuesten haben auch in unser Bühnenleben eine oft bewunderungswürdige, eine oft qualvolle Lebendigkeit gebracht. Friedrich Nicolai hat noch im Interesse

der dramatischen Kunst den Mangel einer Hauptstadt beklagt. Wir haben — dem großen Werk der Reichsgründung sei es gedankt — diese gewaltige Hauptstadt, aber wir haben es auch erfahren Jahrzehnte hindurch, daß dieses Berlin die Führung der theatralischen Dinge völlig an sich gerissen hatte. Wer es mit der deutschen Kunst, wer es mit der deutschen Wissenschaft und überhaupt mit dem ganzen nationalen Kulturleben gut meint, kann eine Konzentration dieser und ähnlicher Art nur beklagen. Als einzig willkommenes Erbstück aus der Zeit, da man den deutschen Wald vor Schlagbäumen nicht sah, haben wir diese Vielfältigkeit der geistigen Zentren an Hochschulen, Museen und Kunstbühnen, wir haben und wollen haben den kühleren Norden und den weicheren Süden, und es ist ein unbezweifelbarer Gewinn der letzten Jahre, daß Dresden und Hamburg, Bremen und Stuttgart, ja selbst viele mittlere Bühnen wiederum das Recht auf künstlerische Initiative für sich in Anspruch nehmen.

Trotzdem strömt Berlin noch von theatralischen Dingen über. Die Theater, wenn wir von einigen Volksbühnen absehen, vielleicht auch vom Königlichen Schauspielhaus, haben nun ein durcheinandergequirltes Publikum von der seltsamsten Mischung. Da sind Einheimische, die grundsätzlich in dieses Theater gehen und in jenes nicht. Da sind andere, die jedem „Erfolg" nachrennen und sich Stücke ansehen, nur weil die liebe Schwägerin sie sich angesehen hat. Da sind wieder andere, die durch irgend eine momentane Stimmung, durch den Zufall der Litfaß-Säule oder durch eine bequeme Straßenbahnverbindung in ein Theater geraten, und da sind die Fremden, die umbuhlten Lieblinge unserer Theaterdirektoren, die den vollen Kassenpreis zahlen und sich manchmal ein X vor ein U machen und einen grasgrünen, zappelnden Heuschreck aus der Theaterschule für einen Moissi sich vorführen lassen.

Das alles ist „Publikum". Nur in den Premièren der sogenannten literarischen Theater kommt etwas Ordnung in dieses Wirrsal von Menschen, in diesen Knäuel von Gehirnen und Herzen. Es gibt ein Premièrenpublikum, das von jeder neuservierten Schüssel zuerst kosten will und immer wieder dabei ist; außerdem hat jede Bühne noch ihre eigenen zahlenden oder eingeladenen Gäste, wenn sie einen neuen Dichter oder ein neues Stück vorführt. Sie haben ja gewiß mit tiefem Schauder davon gehört, daß in diesem Premièrenpublikum die Premièrentiger lauern, blutdürstiger, als die Löwen von Leipzig, merkwürdige Bestien, von keinem Brehm noch beschrieben, die nicht fauchen, sondern hüsteln, die nicht brüllen, sondern zischen, und für die es keine größere Wonne geben soll, als die, einen jungen Poeten bis zur Unkenntlichkeit zu zerfetzen. Meine Erfahrung täuscht mich vielleicht nicht, wenn ich sage, daß diese Tiger, wofern sie überhaupt je in dem Maße, in dem man es annimmt, existiert haben, heute alt und zahnlos sind. Wir haben einige von ihnen bei ihrer blutlechzenden Arbeit gesehen damals, als der Kampf zwischen der sogenannten neuen und alten Richtung tobte. Jetzt werden auf unseren Bühnen keine großen dramatischen

Probleme mehr verhandelt. Wir sind in die Epoche der Regieprobleme geraten, welche die Gemüter naturgemäß nicht in die gleiche stürmische Wallung bringen. Aber auf jene Tage, da die Tiger in den Dschungeln der Parketträume kauerten, wollen wir nicht einmal mit allzu großer Entrüstung zurückblicken. Ein kämpfendes Publikum ist immer noch besser, als ein träges, und aus der Reibung der Gegensätze springt das Feuer neuen Lebens. Etwas reizbar — ich meine das nicht im schlimmen Sinne des Wortes — ist das Berliner Publikum immer noch geblieben, und wenn ich eben vom kühleren Norden sprach, so muß ich mich beinahe dementieren. Der Berliner, kritisch wie jeder Weltstädter, und gezwungen, immer auf der Hut vor Übervorteilung zu sein, ist von der Illusion der Bühne schwer zu erobern. Er sagt sich, wenn Sie mir das grobe Wort gestatten, zuerst wohl immer: na, was wird das wieder für ein Schwindel sein. Aber h a t es ihn einmal gepackt, so ist er voll Schwung und Begeisterung, und seine immer etwas laute Art drückt sich demgemäß in sehr lebhaftem Beifall aus. Und wenn man von ihm behauptet, daß er mehr burschikos als taktvoll sei, so haben wir alle doch auch Theaterabende erlebt, in denen es diesem bösen, guten Berliner vollkommen die Rede und jede andere Äußerung verschlug. Ich denke nicht allein — weil dieses Beispiel ja sehr nahe liegt — an die erste Parsifal-Aufführung im Opernhause, sondern auch an manche andere Gelegenheit, wenn ich sage, daß dieses Berliner Theaterpublikum auch still und fromm und lautlos ergriffen sein kann, wie nur je die Gläubigen, wenn sie die Wunder ihrer Religion erleben. Das ist nicht oft der Fall, aber es kommt immerhin vor, und es wäre ja auch unmöglich, daß es sich häufig ereignet. Es gibt natürlicherweise viele andere Fälle, an die ich schon vorhin dachte, als ich auf die Divergenzen zwischen Kritik und Publikum hinwies: das sind die Fälle, in denen es nur einige kleine Bruchteile des Publikums, darunter zumeist der Kritiker, sind, die den Beifallsäußerungen und Mißfallenszeichen der Majorität verständnislos und mit kaum verhehltem Groll gegenüberstehen.

Und von diesem Publikum, wechselnd wie Wind und Wetter, soll der Theaterkritiker sich selbst ein Bild machen und es wohl auch an seinen Leserkreis weitergeben. Warum? Ist es nur Neugierde oder nur die Pflichterfüllung eines getreuen Chronisten? Tut er es nur, damit die Bühnenleiter einen Fingerzeig bekommen, ob sie das neue Stück aufführen sollen, oder nur deshalb, damit das Publikum, das nicht im Hause gewesen ist, wisse, ob es bei Wiederholungen hineingehen solle oder nicht? Ich möchte da doch noch etwas höhere Gesichtspunkte für den Kritiker in Anspruch nehmen, der seinem Publikum den Puls fühlt, der den Applaus oder das Schweigen der Premièrenzuhörerschaft richtig zu deuten versucht, den echten Beifall von dem Beifall der Claque und der Freunde absondert, der da feststellt, welche Teile des Publikums sich für oder wider geäußert haben, das Publikum der teuren oder der minder teuren Plätze, die Snobs oder die Naiven, und der aus oft beinahe ungreifbaren Nuancen den Schluß

zieht, ob ein dramatisches Werk Dauer haben wird oder nicht. Es gibt viele Autoren, welche behaupten, sie schrieben nur für sich und nicht für das Publikum. Für wenige, für sehr wenige trifft das zu. Diese sind zwar oft die zartesten Künstler, nicht immer aber die erfolgreichsten Dramatiker. Die Mehrzahl will auf das Publikum wirken, bewußt und instinktiv. Es gehört zum Rausch des Schaffens, sich vorzustellen, daß poetische Worte und die dichterische Empfindung sich wie die Wellen des Lichtes ausbreiten und Autor, Darstellung und Publikum in einen magisch leuchtenden Zauberkreis zusammenspannen. Gleich dem Prediger und dem Redner, gleich den Heerführern und den Häuptern der Parteien, werfen auch die dramatischen Autoren ihre Arme riesenweit um eine fast unbekannte und doch geliebte Masse, und sie brennen vor Sehnsucht, ein Echo zu vernehmen. Deshalb müssen wir danach hinhorchen, wie dieses Echo lautet. Wir müssen versuchen, den Dichter aus seinem Publikum, das Publikum aus seinen Dichtern zu begreifen. Wir können und müssen daraus den Schluß ziehen, wie weit ein Poet den guten künstlerischen Trieben seiner Zeit, wie weit den minder guten entgegenkommt. Und wir haben festzustellen, ob das Publikum ihn begriffen hat oder nicht. Dieses alles müssen wir im Hinblick auf die Gegenwart und auch auf die Zukunft, so sehr wir auch wissen, daß die Geschichte der Bühnenerfolge eine Geschichte der Irrtümer ist. Auf dem Felde der Augenblickserfolge, die zur Überschätzung einzelner Autoren führten, sind hunderte von Opfern gefallen. Lorbeer ist verwelkt, der unvergänglich schien, und Überglückliche verwandelten sich in Tiefbekümmerte. Ebenso sind auf dem Felde der Mißerfolge, die nicht verdient waren, so viele Poeten verblutet, und manche konnten nur von einem Häuflein Getreuer gerettet werden. Unsere Literatur starrt von Totenkreuzen, an denen erst spätere Geschlechter die Palme des Dankes befestigt haben. Das edelste dieser Denkmäler trägt den Namen Heinrichs von Kleist.

Und indem wir Kritiker unsere Pflicht erfüllen, und täglich von Erfolg und Mißerfolg, d. h. von nichts anderem als vom Publikum sprechen, würden wir diese Pflicht vor unserem eigenen Gewissen nicht ganz erfüllen, wenn wir nicht hinzufügten: wir geben diesen Bericht in die Zukunft hinein mit allen nur möglichen Zweifeln an seiner Richtigkeit. Das ästhetische Urteil kennt nicht wie das richterliche zwei oder drei Instanzen. Ihre Zahl ist Legion. Selbst die Unsterblichen sind nicht sicher davor, daß Zeiten schwächeren Nachhalls kommen. Ich erinnere nur an Schiller, der, als der Naturalismus aufkam, in eine blüten- und fruchtlose Eiszeit geraten zu sein schien, um dann wieder mit Lenzesgewalt in die Höhe zu wachsen und um seine Pracht vollends, wie schon früher einmal, gewiß erst dann zu entfalten, wenn die großen Fragen der Nation in der Schale des Schicksals gewogen werden.

Wir sind und sollen überzeugt sein von der Relativität alles menschlichen und besonders alles künstlerischen Urteils. Aber darum brauchen wir nicht minder tapfer für einen Dichter, für einen Regisseur, für einen Schauspieler, für einen

Teil des Publikums einzutreten, die wir auf dem rechten Wege glauben. Das Publikum einer jeden Epoche ist von dem Publikum einer späteren Zeit belächelt und als rückständig ironisiert worden. Auch der Kritik ist es immer ebenso gegangen. Sollen Publikum und Kritik deshalb schweigen oder sich vorsichtige Hintertüren offen lassen? Nein, wir wollen den Mut unseres Geschmackes und unserer Überzeugung haben, und wir wollen sogar, wie Jakob Grimm das sehr gut ausgedrückt hat, den „Mut des Fehlens" besitzen. Wir wollen auf die Gefahr hin, ad absurdum geführt zu werden, es laut hinausrufen, wenn unsere Seele von einem Eindruck voll ist. Und wir wollen den Erdengang eines Dichters, der als solcher uns erscheint, nach Möglichkeit glätten, unbesorgt, wie die Nachwelt, die wiederum einer späteren Nachwelt verantwortlich sein wird, darüber denkt. Wir wollen, solange wir leben, Subjekt sein, höchst subjektives Subjekt, und geruhsam warten, bis Kinder und Kindeskinder uns zum Objekt ihrer eigenen Studien, ihrer Bejahung oder ihrer Verneinung machen.

Ein Kritiker, der diese Gesinnung hat, ein Kritiker, der überhaupt eine Gesinnung hat, gibt in allem, was er niederschreibt, ganz von selbst ein Bild seiner eigenen Person. Seine Resignation, daß er nur ein persönlich Urteilender ist, wird zugleich sein Stolz sein. Wenn er überhaupt Leser und mehr als nur flüchtige hat, darf und wird er beanspruchen dürfen, daß bei der Bewertung der Kritik von seiten dieses Kreises seine eigene Persönlichkeit mit ins Kalkül gezogen wird. Ich meine das so: es liegt im besonderen Interesse des Lesers, mag er sich nun aus der Kritik über die Erscheinungen und Strömungen des dramatischen Lebens eine Vorstellung mehr theoretischer Natur machen wollen, mag er daraus Antrieb oder Warnung entnehmen, wenn es sich darum handelt, diese oder jene Vorstellung zu besuchen, ich sage, es liegt im besonderen Interesse des Lesers, zu erwägen, wie weit er sich auf seinen Kritiker verlassen darf. Der Leser wird dabei übrigens ganz empirisch vorgehen, er wird bald daran gewöhnt sein, Abzüge auf das Temperament des Kritikers zu machen, wenn dieser alle oder bestimmte Erscheinungen exzessiv lobt oder tadelt, wenn er die eine regelmäßig überschätzt, um eine andere ebenso regelmäßig zu unterschätzen, wenn er sich pro oder kontra in irgend ein Phänomen der Bühnenwelt verbissen oder den Beweis geliefert hat, daß er mehr, als gut, von Stimmungen abhängig ist.

Es kann nicht oft genug gesagt werden: wie der Kritiker die Dinge der Bühne nicht urteilslos aufnehmen darf, so darf das Publikum die Äußerungen der Kritik nicht blind empfangen und sich zu eigen machen. Wir Kritiker erschrecken ja oft und in vielfacher Weise über die Wirkung dessen, was wir schreiben. Da uns, prinzipiell gesprochen, die wirtschaftlichen Bedingungen der Bühne, ihr materielles Gedeihen und Nichtgedeihen nichts angehen, so sind wir oft bestürzt darüber und können es doch nicht ändern, wenn wir einem oft sehr ernsthaften und künstlerisch wertvollen Unternehmen eine Reihe von äußerlich verunglückten Abenden notieren müssen und es damit zum Ruin treiben. Wir er-

schrecken, wenn Theaterdirektoren den gelegentlichen Tadel gegen einen Schauspieler mit einem Hinweis auf die „hochgeschätzte Presse" dazu benutzen, den Mann zu drangsalieren oder aus dem Brot zu werfen, und es ist uns nicht sehr sympathisch, wenn umgekehrt ein Schauspieler ein gelegentliches Lob der Kritik dazu ausnützt, seine Gagenforderungen in die Höhe zu schrauben. Das alles ist jenseits unserer Tätigkeit, und dennoch eng mit ihr verbunden, und gerade im Hinblick auf diese Dinge ist es gewiß nicht unsere geringste Besorgnis, wenn wir wahrnehmen, daß das Publikum trotz der Abneigung, die wir als Zunft genießen, dem Einzelnen hier und da einen ganz töricht uneingeschränkten Glauben entgegenbringt. An einem Publikum, das uns gegenüber urteilslos ist, kann uns gar nichts gelegen sein, weil dieses Publikum sich dann auch wieder vom Theater, das im Vergleich mit uns denn doch das stärkere Schallrohr ist, ebenso leicht umstimmen und in die entgegengesetzte Urteilslosigkeit einfangen läßt. Dann aber gewinnen nur die unkünstlerischen, die nur mit dem Namen der Kunst falsch etikettierten, im Grunde wertlosen Darbietungen der Bühne. Unsere Aufgabe ist ein für alle Male nicht, absolute Urteile abzugeben und sie auf Gesetzestafeln einzumeißeln, damit das Volk sich gläubig davor auf die Knie werfe. Unsere Aufgabe kann nur sein, Urteilsfähigkeit zu verbreiten, und wir fordern, daß sich diese an uns selber erprobe. Je schärfer wir das Publikum in diesem Sinne erziehen, desto eher wird es unser Mitarbeiter in allen Geschmacksfragen, desto besser werden wir es benutzen können, um Theaterleiter zu kurieren, die mehr auf Geldgewinn, als auf Kunstgewinn bedacht sind, und um Schauspieler, die sich gehen lassen, zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Desto mehr wird das Publikum lernen, das Echte in der Kunst vom Unechten zu unterscheiden, das schlechthin Banale abzulehnen, einem jungen aufkeimenden Talent gegenüber Geduld zu beweisen, und schließlich — o, das ist ein weit in die Zukunft reichender Wunsch — eine große Kunstgemeinde zu werden.

Und damit bin ich bei der Frage, mit der ich mich zugleich dem Schlusse meiner Betrachtungen nähere. Ich bin bei der Frage, die für viele die Kardinalfrage des ganzen kritischen Betriebes ist: soll die Kritik scharf sein? Jeder Kritiker, auch der, dessen Gemütsorganisation ihn persönlich zur Milde drängt, muß diese Frage mit einem lauten und vernehmlichen Ja beantworten. Nur wollen wir sachliche Schärfe nicht mit Brutalität verwechseln, nur wollen wir dem Kritiker keinen Freibrief dafür ausstellen, daß er persönlichen Gehässigkeiten Luft machen darf. Er soll kein Vergnügen darin finden, Menschen zu quälen, wie ein unreifer Bengel ein wehrloses Tier peinigt. Er soll die Person eines Autors und eines Schauspielers nur so weit beachten, als sie ihm öffentlich gegenübertritt, eben als Verfasser und Darsteller eines Stückes. Und vor allem: er soll nicht die große Sünde am heiligen Geist seines Berufes begehen und sich nicht den eigenen Ruhm schmieden an dem Feuer, an dem er wehrlose Bühnenmenschen röstet. Und er soll den Namen, nach dem er strebt,

nicht aufbauen auf Gräber, die er leichtfertig für andere geschaufelt hat. Man kann das ganz kurz dahin ausdrücken, daß er ein Ehrenmann sein soll. Darin ist inbegriffen, daß er bürgerlich unbestechlich sein muß. Wir können mit Stolz sagen, daß wir in Deutschland, wie wir einen unzugänglichen Richterstand haben, so auch einen durchaus inkorrupten Kunstrichterstand besitzen. Seltene Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Urteile sind bei uns nicht käuflich, wie es wohl in anderen Ländern der Fall sein mag. Neben der blanken, klaren, metallhaltigen Bestechung gibt es freilich noch andere Mittel zu dem Versuche, das Urteil eines Kritikers zu biegen. Wie oft wird das Mitleid für unglückliche Existenzen rege gemacht, und das ist gewiß noch eine diskutable Art der Beeinflussung, wie oft naht sich dem Kritiker irgend ein Nichtskönner unter dem schützenden Fittich einer hochmögenden Protektion, und die moralische Festigung eines Kritikers muß schon ziemlich groß sein, damit er immer mit kalter Höflichkeit an all den Anfechtungen minder greifbarer Art vorbeikomme, die ihm aus der Kulisse entgegentreten. An all' den Schmeichelbriefen schlechter Komödianten und den überaus gütigen und ungemein seelenvollen Blicken derjenigen Damen vom Theater, die weniger ihrem Talent, als ihren weiblichen Reizen vertrauen.

Den Blick nur auf die Sache gerichtet, soll der Kritiker scharf sein, weil er nur dann das Schlechte oder Mittelmäßige ausscheiden und nur dann dem Guten die Stätte bereiten kann. Sie werden sich noch des Feldzuges erinnern, den Hermann Sudermann vor elf oder zwölf Jahren gegen die sogenannte verrohte Kritik geführt hat. Seiner männlichen Tapferkeit hat dieser Kampf alle Ehre gemacht, denn er mußte erwarten, was dann auch eintrat, daß er persönliche Empfindungen reizte und einigen seiner Gegner die schärfste kritische Lupe, so oft es sich um ein neues Stück aus seiner Feder handelte, in die Hand drückte. Er hat trotzdem — und auch das ist sein Verdienst — zur Unterdrückung einiger Auswüchse mit beigetragen, aber wenn er nun meinte und mit vielen Beispielen zu belegen versuchte, daß diese sogenannte Verrohung der Kritik ein besonderes Merkmal unserer gegenwärtigen Epoche sei, so war das ein großer Irrtum. Madame de Staël, die ja eine der gescheitesten Frauen gewesen ist, und deren Buch über Deutschland noch heute mit unverwüstlicher Frische wirkt, hat darin das kluge Wort gesprochen: die deutsche Literatur sei von allen Literaturen vielleicht die einzige, die mit der Kritik angefangen habe. Und diesem Rang der Kritik entspricht es, daß alle führenden Köpfe des deutschen Geisteslebens von jeher und immer auf eine rücksichtslos scharfe Kritik hingedrängt haben. Alle haben sie empfunden, daß die Kritik Werte nur schaffen kann, wenn sie Unwerte zertrümmert. Dazu genügt nicht allein der trockene Ton des Magisters, der da sagt: dieses hier ist gut, jenes aber ist schlecht. Nicht nur dem Dichter, nein, auch dem Kritiker ist Leidenschaft unentbehrlich. Auch ihm gab ein Gott zu sagen, was er leidet. Alle literarischen Mittel sind ihm dazu gegeben und erlaubt; neben der ruhigen Darlegung auch das Pathos der Ent-

rüstung, wie das der Begeisterung, neben dem Pathos auch die Satire. Er muß donnern und blitzen dürfen, es muß ihm erlaubt sein, Pech und Schwefel regnen zu lassen. Er muß durchaus das Recht haben, die Pfeile des Spottes auf ihre äußerste Treffsicherheit zuzuspitzen. Wenn Schopenhauer gesagt hat: durch Tadeln des Schlechten setze man sich immer gewissermaßen au niveau mit ihm, so wollte er damit bekunden, daß man das Schlechte nicht einfach nur schlecht nennen, sondern mit allen Mitteln der Dialektik vernichten müsse. Ich sagte schon, daß selbst die Duldung des Mittelmäßigen bereits eine Schädigung des Guten sei, und so wurde auch der Kritik oft vorgeworfen, daß sie auf Kosten des künstlerisch Großen den Durchschnitt allzusehr gelten lasse, dieses Mittelgute, das sich erfahrungsgemäß auch ohne Förderung durch die Kritik sehr leicht durchsetzt. Diese Klagen sind sehr alt. Es sind bald hundert Jahre her, daß Platen die Verse geschrieben hat:

Mittelmäß'gem klatscht ihr Beifall, duldet das Erhabne blos,
Und verdammet fast schon alles, was nicht ganz gedankenlos.
Ja, in einer Stadt des Nordens, die so manchen Übels Quell,
Preist man Claurens Albernheiten und verbietet Wilhelm Tell.

Solche Gedanken ziehen sich durch alle Betrachtungen über das Wesen der Kritik. Theodor Fontane, ein deutscher Dichter, der indessen immer etwas von der französischen Politesse seiner Vorfahren im Blute behalten, sicherlich kein Berserker, im Gegenteil ein Mann von sehr gelinden Sitten, zugleich der Mitschöpfer der impressionistischen Schule in unserer Kritik, die nicht mehr dauernd gültige Kunstgesetze aufstellen, sondern persönliche Eindrücke wiedergeben will, dieser Theodor Fontane wird so recht grob nur dann, wenn man ihm zumutet, als Kritiker auf jederlei Grobheit zu verzichten. Er sagt an einer Stelle:

„Man soll artig, verbindlich, galant sein, keiner schönen Dame den Erfolg . . . . verderben, aber was unsereinem alles verdorben wird, darum kümmert sich niemand; und wenn man auch halbtot geödet wird; dazu ist man da!"

Ein andermal meint er:

„Es ist furchtbar billig und bequem, immer von den Anstandsverpflichtungen der Kritik zu sprechen; zum Himmelwetter, erfüllt selber erst durch Eure Leistungen diese Verpflichtungen."

Und in diesem Himmeldonnerwetterton sagt er dann ein anderes Mal, er sei absolut nicht dazu da, öffentliche Billetdoux zu schreiben, sondern die Wahrheit zu sagen, oder doch das, was ihm als Wahrheit erscheint.

Nein, wir sind nicht dazu da, öffentliche Billetdoux zu schreiben, wir sind dazu da, die Wahrheit zu sagen, so wie wir sie sehen, nach bestem Gewissen, nichts hinzuzusetzen und nichts zu verschweigen. Das ist auch unser Eid, und das ist das Bild, das wir von uns selber in uns tragen und an das Publikum

weitergeben sollen. Auf dieser Basis sollen wir etwas von unserer Sache verstehen, und jene oft zitierte und in Wahrheit unerläßliche „Andacht zur Kunst" mitbringen. Dann wollen wir nicht ohne Stolz unsere Unbeliebtheit wie ein Privileg verteidigen, und wir wollen nicht einmal bitter werden, wenn sich irgend ein kleiner Kunstspekulant das Wort des größten deutschen Künstlers aneignet und seine Zeitgenossen liebevoll gegen uns aufmuntert mit dem Goethe-Wort:

„Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent!"

Klaus Pringsheim: Siegfrieds Verrat.

Im zweiten Aufzug der Götterdämmerung begibt sich bekanntermaßen folgendes: Brünhilde erblickt an Siegfrieds Hand den Ring, durch den sie sich, nach nutzloser Gegenwehr überwältigt, Gunther — wir wissen: Siegfried in Gunthers Gestalt — vermählt hat; der Gatte ist seit der Werbung nicht von ihrer Seite gewichen; so wird es ihr, wie in augenblicklicher Erleuchtung, mit einemmal klar: Siegfried war der trugvolle Dieb, der ihr den Ring entriß. Er aber, von dem allein Aufklärung zu erwarten ist, nachdem er lange geschwiegen, läßt sich vernehmen: mit dem Reif, den er keineswegs einem Weib abgewonnen, sei es vielmehr so bewandt, daß er um seinen Preis einst Fafner erschlagen habe. Also: ein anderer Ring; nicht der, welcher in dieser Nacht Brünhilden abgerungen wurde. Ist dies eine Ausrede, bewußte Lüge? Die Psychologie des ganzen Falles ist dunkel: denn Siegfried (der dennoch ein ganzer Mensch — ja, mehr als das, der dennoch ganz Siegfried bleibt) ist auf höchst abenteuerlich-märchenhafte Weise um die freie Verfügung über sein Gedächtnis, das heißt: um einen Teil seiner selbst betrogen worden; und dichterische Willkür scheint sich nun die Entscheidung vorbehalten zu wollen, wie weit der Held in jener Szene als zurechnungsfähig, für sein Tun verantwortlich zu gelten habe. Immerhin steht fest: der Vergessenstrank soll nur frühere Erinnerungen auslöschen (soweit ein Weib im Spiel ist), nirgends erfahren wir, daß seine Wirkung sich auf spätere Erlebnisse nachträglich ausdehnen könne; in der Tat: daß er Brünhilde früher gesehen, weiß Siegfried nicht mehr; das Geschehen der jüngsten Nacht haftet mühelos in seinem Gedächtnis: eben erst hat er ja Gutrunen wahrheitsgemäß über alle Einzelheiten der Werbung berichtet; vom Ring war zufällig nicht die Rede. Zufällig: denn weshalb müßte er sich scheuen, gerade auf dies sichtbare Pfand seines Erfolges hinzuweisen? Es war freilich gedankenlos genug, daß er versäumte, sich rechtzeitig seiner zu erinnern, und daher unterließ, den verräterischen Reif abzulegen, um ihn

bei geeigneter Gelegenheit seinem offiziellen Eigentümer — Gunther — zuzustecken, war sozusagen verhängnisvolle Vergeßlichkeit. Nun aber erblickt er Brünhilde, und sein Interesse wird, durch ihre Anklage, ganz auf das Geschmeide konzentriert, seine gesammelte Aufmerksamkeit der Vorstellung des gestrigen Ringerlebnisses zugewandt; und dieses sollte er jetzt geradezu — vergessen haben? Vielleicht: weil er es vergessen will? Doch der Wunsch, etwas zu vergessen, ist ja im Gegenteil das sicherste Mittel, es nicht zu vergessen. Eines kommt ihm scheinbar zu Hilfe: die Erinnerung, wie er einst den Ring erworben, wird ausgelöst. Wie der dann später in Brünhildes Besitz gelangt ist, vermag Siegfried, durch die Wirkung des Trankes gehindert, nicht zurückzurufen; daß er ihn aber vor weniger als vierundzwanzig Stunden in ihrem Besitz gefunden, ihr nicht ohne Mühe abgerungen hat: kann dies darum spurlos aus seinem Gedächtnis verschwunden sein? Älteres Wissen protestiert: aber je mehr es ihn nun drängt, den ihm unbegreiflichen Widerspruch aufzuklären, um so weniger könnte er ja umhin, sich auch die jüngere Erinnerung fortwährend bewußt zu halten. Unser Gedächtnis mit all seinen Aufzeichnungen, erwünschten und ungebetenen, ist da, ob wir wollen oder nicht, gleichviel, was wir damit anzufangen wissen. Was hier Siegfried begegnet, geschieht uns alle Tage, und es ist keineswegs wunderbar: zwischen zwei Erinnerungen fehlt die notwendige Verbindung, gerade dasjenige Element, welches die Lücke ausfüllen müßte, will sich, aus irgend welchen Gründen, nicht einstellen. Alles mögliche kann dann wohl geschehen; nur eben dies eine nicht: daß aus einem Erinnerungsgefüge, welches sich gestern dem Gedächtnis eingeprägt hat, ein einzelnes Glied sich willkürlich unterschlagen ließe und nun unwiederbringlich verloren bliebe, wenn sich der ganze Komplex, mit vollkommener Deutlichkeit reproduziert, dem Bewußtsein erneuert. Uns derlei zur Rechtfertigung Siegfrieds glauben zu machen, wird keinem Psychologen der Welt gelingen. Märchen, Opernlogik, Zaubertheater, alles, was man will: hier gibt es nichts zu drehen und zu deuten; das vom Kampfeslohn, den er eben jetzt, im Augenblick der höchsten Verlegenheit, genau erkennt, war lügenhaftes Geflunker. Jedem sagt es der gesunde Menschenverstand, und fortan mögen, in dieser einen Szene wenigstens, alle Siegfrieddarsteller die strahlende Helläugigkeit des Heldentenors beiseite lassen und scheu-verwirrt, wie die Situation es gebietet, den Blick zu Boden senken.

Wie nun aber, wenn dennoch der Instinkt derjenigen, welche auch in der Götterdämmerung ganz Siegfried bleiben wollen, auf irgend eine Weise recht behalten könnte vor den unabweisbaren Forderungen des gesunden Menschenverstandes? Denn, kein Zweifel: Wagner hat es nicht so gemeint. Man kennt die gewissenhaft-gründliche Art seiner auf äußerste Klarheit bedachten Regiebemerkungen. Warum lesen wir nicht, daß Siegfried „peinlich betroffen", „verlegen", „schuldbewußt" erscheinen solle, „nach einer Ausflucht suchend" oder dergleichen; oder wenigstens, daß er, wie einer, der sich nur nichts anmerken läßt,

„unbeirrt", „ohne aus der Fassung zu geraten", „sicher" aufzutreten habe? Auch der Musiker, in psychologischen Dingen meist aufschlußreicher als der Dichter, deutet nichts von all dem an, bestätigt nur, soweit sein Zeugnis in Frage kommt, den Sinn der tatsächlich gegebenen Vorschriften: „Siegfried, aufmerksam den Ring an seiner Hand betrachtend . . ." heißt es erst: als er sich vor Brünhilde rechtfertigen soll, wie er ihn von Gunther empfangen habe. Und später: „Siegfried, der über der Betrachtung des Ringes in fernes Sinnen entrückt war . . ." Das ist alles. Und das bedeutet: im Augenblick, da er, durch Brünhildes Worte, an den Ring gemahnt wird, regt sich die Erinnerung an das Abenteuer seiner jungen Tage; diese zieht ihn mehr und mehr in den Bann jener früheren, seiner eigentlichen Welt, der kein böser Zauber ihn je entfremden könnte; und nun, durch diese Erinnerung der Gibichungenwelt entführt, nur ganz Siegfried, weiß er, allem gegenwärtigen Geschehen abgewandt, nur mehr von dem, was ihn ganz erfüllt. So fügen sich ihm die Worte: „Von keinem Weib kam mir der Reif; noch war's ein Weib, dem ich ihn abgewann: genau erkenn' ich des Kampfes Lohn, den vor Neidhöhl' einst ich bestand, als den starken Wurm ich erschlug." Also: keine Lüge. Siegfried lügt nicht; könnte er lügen: Siegfried würde es ganz tun, nicht auf so jesuitisch-schlaue Art: bewußt den Effekt der Lüge hervorzurufen, ohne doch absolut Unwahres auszusprechen. Dem Nibelungendichter muß alles daran gelegen sein, daß nicht hier, aus Verlegenheit oder gar für eine Verlegenheit des Dramatikers büßend, sein Held zum kleinen Lügner werde. Bisher ist er ja vor Unlauterkeit bewahrt worden: vom Tarnhelmbetrug spricht nicht nur die Moral der Sagenzeit ihn frei; offen, ohne Reue, ohne Schuldbewußtsein, bekennt er sich dazu, als allgemeine Verwirrung ihn zum Worte drängt. Durch Zaubermacht zum Werkzeug seines Feindes erniedrigt, ist er dennoch in all seinem bewußten Handeln seiner Art ganz treu geblieben. So nur kann es von Wagner gemeint sein: ohne Wehr dem Nibelungenhaß dargeboten, von Hagens Falschheit belauert, von seinem verderblichen Willen gelenkt, doch unempfänglich für den kleinsten Teil seiner Bosheit, die seinem eigenen Wesen fremd ist — wie ein Schlafwandler, der gefeit ist gegen die Gefahr, die er nicht kennt, gerade eben: weil er sie nicht kennt, nicht gewärtigt, sie nicht herausfordert, indem er ihr trotzt, nicht, indem er sie scheut, ihre Drohung beglaubigt — unbewußt und unberührt muß Siegfried durch Alberichs Reich gehen, das, von Hagen heraufbeschworen, ihn unsichtbar umgibt; wie aus einem Traum, der ungeschehen ist, wenn er ausgeträumt ist, erwacht er, ohne von einer Veränderung zu wissen, noch einmal zu ungetrübtem, vollem Bewußtsein seiner selbst: um noch einmal, vor seinem Tode, für kurze Augenblicke ganz der Welt Hagens entrückt, ganz nur Siegfried zu sein. Das Bild des Kindlich-Unbeschwerten, Furchtlos-Geraden, der im Trauermarsch gefeiert wird wie noch kein Held der Dichtung, wäre unvollkommen, wäre stümperhaft verpfuscht, müßten wir erfahren, daß er je, bewußt und verantwortlich, einer Erwägung zuliebe, seine helläugige Art verleugnet hätte.

„E i n e r nur, der freier als ich, der Gott": er hätte zugleich die Verheißung Wotans und die künstlerische Sehnsucht seines Schöpfers verraten; nicht ein sittliches Schema — ein ästhetisches Ideal wäre zerstört.

Was sollen wir also tun? Wie soll es der Darsteller halten? Soll er, dem gesunden Menschenverstand zum Hohn, den Willen des Dichters ehren, oder soll er, seinem Tenoristeninstinkt entgegen, unsere Logik triumphieren lassen? Wie nun aber, wenn es hier etwas wie einen Kompromiß geben könnte, wie nun, wenn gerade jenes märchenhaft-absurde Opernmotiv des Vergessenstrankes eine Lösung unseres Zweifels ermöglichte, ja, mehr als dies, sie mit unabweisbarer Logik forderte: wenn etwa das übernatürliche Zaubermittel zugleich Symbol einer durchaus menschlich-natürlichen, höchst psychologischen Angelegenheit sein könnte? Wie nun, wenn Hagen, anstatt durch Gutrune dem Gast das Gefäß mit dem fatalen Inhalt reichen zu lassen — wenn der mit dämonischer Willenskraft Begabte, mit übermenschlicher Intensität auf das Ziel seines Wollens gerichtet, auf eine uns geläufigere Art dem Arglosen, Offenen das lähmende Gift seines Willens einflößte, ihn durch hypnotische Suggestion der freien Verfügung über sein Gedächtnis beraubte? Durch Suggestion: man sieht, solches Vorgehen, das für den Nibelungendichter nicht minder wie für das Nibelungenzeitalter die Bedeutung eines durchaus okkulten Geschehens haben mag, könnten wir uns in der Gibichungenhalle kaum anders als durch einen wundertätigen Trank symbolisiert denken. Siegfried also, ich versuche die Annahme, sei durch Hagen hypnotisiert worden — wohl ohne später davon zu wissen (auch dies, wie ich höre, kann sehr wohl geschehen); und der Befehl, der nun „posthypnotisch" in ihm wirksam bleibt, lautet: zu vergessen, daß vor Gutrune ein Weib er ersah, daß je ein Weib ihm genaht. Wie also — denn nur auf Siegfrieds psychischen Zustand kommt es uns an — würde er sich in der fraglichen Situation des zweiten Aktes benehmen? Zunächst scheint es, daß er, ganz wie der Normale, vor der Alternative steht, angesichts eines unerklärlichen Widerspruches sich irgendwie für eine der beiden Erinnerungen zu entscheiden: die eine als gültig anzuerkennen, die andere als trügerisch abzulehnen. Tatsächlich aber darf es bei ihm zu solchem bewußten Abwägen überhaupt nicht kommen. Denn dem müßte zum mindesten die erfolglose Bemühung vorausgegangen sein, den Konflikt auf dem natürlichen Wege eines Ausgleiches zu lösen: indem, zum Zweck der Vermittlung gewissermaßen, eine aufklärende Vorstellung herangezogen wird; dies wiederum wäre nur möglich, wenn jenes Erinnerungsgebiet aufgesucht würde, das gerade, kraft des hypnotischen Befehles — richtiger: des hypnotischen Verbotes der assoziativen Tätigkeit gesperrt ist. Auch gegen solche Versuchung, nicht nur gegen den Versuch der Übertretung, weiß aber das Verbot sich zu schützen; zugleich Gesetz und Gesetzeshüter dehnt es seine Wirksamkeit auf all jene Vorstellungen aus, welche die Sicherheit seiner Durchführung zu gefährden scheinen. Es handelt sich also sozusagen um eine prohibitive Maßregel des hypnotischen Befehles, vermöge deren

in unserem Falle eine der beiden widersprechenden Erinnerungen aus der Sphäre des bewußten Denkens verschwinden muß. Eine von beiden: immerhin kann nun, angesichts der Wahl, die, unbewußt also, von Siegfried getroffen wurde, die Frage sich erheben, ob es nicht einfacher, begreiflicher, wenn auch dem Dichter unbequemer, mit einem Wort: ob es nicht richtiger wäre, wenn, unter dem Druck jenes Verbotes, das ältere, dem gegenwärtigen Zusammenhang völlig fremde, nur eben durch die Ringassoziation verknüpfte Geschehen erinnerungsunfähig bliebe, so daß sich das rezente, weit aktuellere Erlebnis ohne Widerstand ins Gedächtnis rufen ließe. Auch gegen solche Bedenken eines allzu Besorgten scheint der Dichter gesichert: durch den Umstand zunächst, daß jene ältere Erinnerung die bei weitem gewichtigere, intensiver verwobene, psychisch wertvollere ist, deren Verdrängung demgemäß einen viel größeren Energieaufwand fordern würde. Anderseits zeigt sich, daß dieselbe Schutzvorrichtung, welche die Unterdrückung einer der beiden Erinnerungen gebietet, es obendrein gerade auf die jüngere Erinnerung abgesehen haben muß. Denn während im wirklich gegebenen Fall nun alles aufs beste geordnet ist — Siegfried sieht sich im Besitz des Ringes, und es ist nach seiner Meinung nie anders gewesen — würde in der Vorstellung, daß dieser sich gestern an Brünhildens Finger befunden habe, immer die verfängliche Frage sich bergen: wie er wohl in ihren Besitz gelangt sein möge; und diese Frage lockt so verdächtig in die Nähe des abgesperrten Bezirkes, daß es in jedem Fall tunlich scheint, jene Vorstellung und jegliche Erinnerung daran gleichfalls aus dem Bewußtsein zu verbannen. Vielleicht kann nun sogar supponiert werden, daß diese Erinnerung schon viel früher, als es durch Siegfrieds Benehmen deutlich wird, verurteilt war bewußtseinsunfähig zu werden: so daß es eben nicht nur ein verhängnisvoller Zufall wäre, wenn Siegfried in der kurzen Szene mit Gutrune die Erwähnung des Ringes unterläßt und ihn abzustreifen versäumt. Nun gewinnen auch die knappen Erläuterungen, mit denen der Dichter die — übrigens auffallend sparsamen Reden Siegfrieds begleitet, prägnantere Bedeutung: die Arbeit, die sich, ihm unbewußt, in seinem Inneren vollendet, nimmt dennoch einen Teil seiner psychischen Kraft in Anspruch und entzieht seine Aufmerksamkeit der Außenwelt; doch nur langsam, nicht ohne Anstrengung, wird seinem Bewußtsein, in welchem sich, unbestimmt geahnt, der innere Vorgang spiegelt, das ehemalige Erinnerungsbild lebendig, das, allmählich Gestalt gewinnend, seiner Herrschaft erst volle Geltung verschaffen muß.

Märchenzauber oder Hypnotismus — wiederum steht außer Zweifel: so hat es Wagner gewiß nicht gemeint. Oder richtiger: so würde er seine Meinung nicht verteidigt haben. Das aber, denke ich, ist sozusagen Nebensache; denn es ist das Vorrecht des Dichters, nicht eigentlich zu wissen, wie seine Meinung analytisch zu begründen und zu rechtfertigen sei. Sicher ist auch der Darsteller zu umständlicher Nachprüfung dessen, was sein künstlerischer Takt ihn erraten läßt,

keineswegs verpflichtet. Aber es ist unser gutes Recht, dem Dichter all unsere geistigen Hilfsmittel zu leihen, wenn das Verständnis seiner Absicht dadurch irgendwie gefördert scheint; genug, wenn sich sein Werk solcher Betrachtungsweise willig fügt. Hätten wir selbst nichts weiter gewonnen als nur eine wirksame Waffe gegen das wohlfeile Gerede: in der Götterdämmerung habe sich Wagner bekanntlich nicht mehr anders zu helfen gewußt, als indem er zu opernhaften Unmöglichkeiten seine Zuflucht nahm. Halten wir das Gleichnis der Hypnose fest, so haben wir es mit einem psychologisch lückenlosen Vorgang zu tun. Der Träger der Handlung bleibt freilich passiv, jedenfalls aber ist nun der Konflikt, in den wir ihn verwickelt sehen, um nichts weniger tragisch und um nichts weniger menschlich als etwa der, welcher für Ferdinand und Luise die Katastrophe herbeiführt: auch da sehen wir den Dichter bemüht, uns auf jede Art plausibel zu machen, daß seine Heldin keinen Teil an dem Verbrechen habe, dessen Bild sie, durch den erzwungenen Brief, in der Tat wissentlich realisiert, und dessen also Ferdinand sie mit gleichem Recht, wie Brünhilde Siegfried des Treubruches, schuldig spricht. Dort die kunstvolle Kabale des höfischen Intriganten, hier der würzige Trank im Schrein: beides ist gleichsam nur dichterische Form, die jeder „Moderne", psychologisch gewissenhafter und psychologisch unterrichteter, mit geringer Mühe durch „Zeitgemäßeres" zu ersetzen vermöchte. Ähnlich wie den Vergessenstrank bemäkelt man wohl auch den Tarnhelm, der in der Götterdämmerung so schätzbare Dienste leistet; müßte in der Tat auch das Tarnhelmmotiv — etwa auf jene Weise, in welcher der Dichter des Cyrano sich seiner bedient — umgebildet werden, damit es nicht schlechthin märchenhaft — und darum für das psychologische Drama untauglich scheine?

Endlich könnte es uns im Ernst vielleicht gleichgültig sein, ob wir der Kunst Wagners gegenüber durchaus mit dem Begriff des ästhetisch Einwandfreien auskommen. Weit bedeutsamer ist die Erkenntnis, in welchem Maße sein Werk unserer psychologisierenden Untersuchung nicht nur standhält, sondern, indem es ihr standhält, sie rechtfertigt, ja beinahe zu gebieten scheint. Sicher könnte man auf solchem Wege seinem Wesen und seiner Größe nicht gerecht werden; gleichwohl läßt sich denken, daß Wagner ein wenig auch zur Rechtfertigung vor sich selbst, vor der Zeit und vor dem Theater, zumal der geträumten nationalen Festspielbühne, gerade die dem Psychologen schwer zugängliche mythische Welt aufgesucht hat, in welcher Wollen Bestimmung, Handeln Erfüllung ist; und es könnte mehr als nur eine unbeweisbare Hypothese sein: Wagner wäre vielleicht Begründer des künstlerischen Psychologismus, d e r Künstler des Psychopathischen geworden, wäre er nicht — Wagner geworden. Dennoch: kommt gerade das Gebiet der nordischen Sage dem für seine Art wie nichts anderes bezeichnenden Hang zum Kolossalen, Überlebensgroßen entgegen, der Neigung, alles Menschliche ins Übermenschliche, Maßlose, Typisch-Große zu steigern: anderseits ist alles Psychopathische letzten Endes isoliertes, übermäßiges Hervortreten an sich nor-

maler Bedingungen und schließt in sich die Tendenz zu solcher Vergrößerung, wie sie jener unhistorischen Welt gemäßer scheint als dem Leben. So verstanden i st Wagner Künstler des Psychopathischen.

Kein Zweifel, Senta wäre ohne weiteres befugt, in Jakob Wassermanns modern-künstlerischer Apotheose der Hysterie als vierte der Schwestern zu figurieren; und Elsas krankhafte Disposition ist, wenn man sie statuieren will, sicher ebenso deutlich gekennzeichnet wie das Leiden Oswald Alvings. Wenn man sie statuieren will: ich bin weit entfernt zu beklagen, daß die verbreitete Unsitte, dichterische Gestalten vom „medizinisch-wissenschaftlichen" Standpunkte zu betrachten, Bildungsbeflissenen eine willkommene Unterhaltung, sich nur ausnahmsweise in Wagners Welt gewagt hat. Es sind unsere besten Instinkte, Geschmack, Schicklichkeitsgefühl und selbst auch eine Art gläubiger Scheu, welche allzu indiskrete Wißbegier zügeln und nicht zulassen, daß wir uns mit frivol-nüchternem Behagen im Reich des Künstlers ganz zu Hause fühlen. Solche Regungen, in denen sich die Ehrfurcht vor dem Kunstwerk ausspricht, dienen der Erhaltung unserer naiven Empfänglichkeit. Entschließen wir uns aber doch einmal, widerruflich und versuchsweise, alle Hemmungen aufzuheben und mit den Wagnerischen Helden zu verfahren, als wären sie schlechthin unseresgleichen, so werden wir gewahr, daß es nicht allein das Verlangen nach künstlerischer Form, daß es höchste künstlerische Weisheit war, welche hier allzu Menschliches respektlos forschenden Blicken sorgsam verhüllt, alles Menschliche dichterisch verklärt hat. Das psychologische Raffinement ist bewunderungswert, vermöge dessen Wagners Menschen, deren Tun durch den Willen einer vom Dichter geforderten höheren Ordnung geregelt scheint, in Wahrheit nur nach den ihnen eigenen Gesetzen gebildet sind und nur diesen Gesetzen gehorchen. Ich denke etwa an dasjenige Werk, welches dem modernen Dramatiker nicht viel mehr als den Namen „Frühlings Erwachen" übriggelassen hat, und im Jung-Siegfried-Drama wieder an eine ganz bestimmte Tatsache: die eigenartige, nicht ganz aufgeklärte Rolle, welche darin dem „Fürchten" zugewiesen ist. Seine Bedeutung für die äußere Handlung, deren Fäden das Fatum der Dichtung nicht ohne Ironie in Mimes Hand gelegt hat, bedarf keiner Erläuterung. Aber hier gibt es noch etwas anderes zu beachten. Man erinnert sich des ungestümen Interesses, mit welchem Siegfried Belehrung verlangt: was es mit dem Fürchten sei; erinnert sich der unbestimmten Sensation, welche durch Mimes Schilderung hervorgerufen wird; des heftigen Dranges, nun das Fürchten kennen zu lernen; der deutlicheren Sehnsucht, welche aus der Enttäuschung folgt, daß Fafner es ihn nicht lehren konnte; und endlich des jähen Ausbruches einer ihm unverständlichen Furcht, als er zum erstenmal ein „Menschenweib" erblickt. Was der Dichter nicht ausspricht, läßt der Musiker um so sicherer ahnen, an zwei Stellen zumal (an denen zugleich das ästhetische Prinzip des Leitmotives seine unvergleichliche Leistungsfähigkeit im Dienste des Psychologen bewährt): einmal als, durch Mimes krampfhaft eindringliche Be-

schreibung geweckt, das Erlebnis des Fürchtens sich in Siegfrieds Vorstellung zu vollenden strebt: hier macht der Komponist, im Sinne einer Verheißung gewissermaßen, das Bild der schlafenden Brünhilde lebendig, dessen Vision er in Mimes Erzählung formal-musikalisch, keinesfalls ohne Absicht, vorbereitet hat. Und später, als Brünhilde gewillt ist, sich Siegfried hinzugeben, bei ihren Worten: „Wie mein Blick dich verzehrt, erblindest du nicht? Wie mein Arm dich preßt, entbrennst du mir nicht?" Beidemal, zu ihrer Frage, erklingt deutlich hervorgehoben aus dem Orchester das Motiv Fafners, das zum musikalischen Symbol des Fürchtens geworden ist: hier ohne musikalisch-motivische Nötigung, ja beinahe dem Zusammenhang fremd, dies gleichsam einer Verwunderung Siegfried entsprechend, was denn Fafner, von dem er das Fürchten lernen sollte, mit alldem zu schaffen habe. Jene erste Stelle gibt auf die Frage, was es mit dem Fürchten sei, die wahre Antwort, die der Dichter seinem Helden — und vielleicht auch uns vorenthalten wollte; die andere bestätigt u n s zum mindesten den Sinn der früheren Worte Siegfrieds: „Wie ist mir Feigem? Ist es das Fürchten? O Mutter! Mutter! Dein mutiges Kind! Im Schlafe liegt eine Frau: — Die hat ihn das Fürchten gelehrt!" Und nun wage ich, unvermittelt und ohne Kommentar, neben diese Verse Siegfrieds den Lehrsatz der modernen Neurologie zu stellen, daß „alle neurotische Angst aus sexuellen Quellen stammt". Man muß ja keineswegs Nervenarzt sein, um von den wissenschaftlichen Bemühungen gehört zu haben (als deren Urheber vor allen Dingen wohl der Wiener Gelehrte Siegmund Freud zu gelten hat): das Phänomen der nicht äußerlich begründeten Angst, das gewiß nicht nur Psychopathen und Pathopsychologen angeht, als ein eminent sexuales Problem zu erfassen und den tiefen rätselhaften Zusammenhang aufzuklären, der zwischen Furcht und verwandten Affekten einerseits, unbewußter Sexualität anderseits besteht; und man staunt über die wahrhaft geniale Sicherheit, mit der, vor einem halben Jahrhundert, der Schöpfer der Nibelungen eine so typisch moderne Idee künstlerisch vorgebildet oder vorgeahnt hat.

Es handelt sich ja nicht allein um das Fürchten und nicht allein um ein einzelnes Forschungsgebiet, welches, etwa zufällig, gerade heute aktuelles Interesse der Fachkreise besitzt; vielmehr allgemein um eine tief in unserem Wesen haftende Anschauungsart, die nur eben besonders deutlich in jüngsten Vorstößen der Neurologie — richtiger: Neuropsychologie, in ihrem Bestreben, mehr und mehr alle Gebiete des Lebens zu erobern, exponiert ist: eine Anschauungsart, die noch zu sehr in der Entwicklung begriffen, um schon durch einen geläufigen Namen fixiert zu sein, in ihrem jetzigen Stadium am ehesten vielleicht als „psychoanalytischer Determinismus" zu bezeichnen wäre. An Ähnliches mag ein Dichter unserer Tage gedacht haben, wenn er vom „Psychologismus der Zeit" spricht; ich meine dieses der Gegenwart so gemäße Bemühen, in welchem, wenn man näher zusieht, zwei unterschiedene Tendenzen zusammenfließen: alle unerklärlichen Leistungen des

Lebens auf neuropathologische Ursachen zurückzuführen; und: jedes neurotische Symptom irgendwie dem Einfluß verdrängter, nicht vom Bewußtsein kontrollierter sexueller Kräfte zuzuschreiben. Auf solchem Wege müßten wir schließlich zu dem Axiom gelangen, daß in all unseren affektiven Lebensäußerungen — und das heißt schließlich: in all unseren affektiv bedingten Handlungen Umformungen psycho-sexueller Energien zu erblicken seien: in dem Sinn etwa, wie alles äußere Geschehen im Siegfried, nicht am wenigsten der Hieb, der Wotans Speer in Stücke schlägt, auf dem Wege des Helden zu Brünhilde liegt und psychologisch einzig verursacht erscheint durch seine unbezwingbare Sehnsucht nach dem Fürchten; oder, wie in der dämonischen Kraft des Vernichtungstriebes, den Alberich in unersättlicher Machtgier hegt, jenes ebenso starke Verlangen, das wir in der ersten Rheingoldszene kennen gelernt haben, umgebildet ist; oder umgekehrt — es bedarf wohl eines weiteren Entschlusses, damit wir uns in diesem Zusammenhang an die Tristandichtung erinnern — wie Isoldens im Augenblick der Todesbereitschaft übermächtig erwachende Liebe durch die Rückverwandlung ihres Hasses erklärt werden muß, der nie etwas anderes war als Liebe: hier ist es der Liebestrank, dort der Liebesfluch, welcher den Vorgang der Umformung symbolisiert. Will man bei dem angeregten Gedanken noch länger verweilen und seine Folgerungen aus der individuell-psychischen in die soziale Sphäre übertragen, so zeichnet sich in seinen Grundzügen das Bild einer Lebensauffassung, die wir wiederum naiv-vollkommen in den Versen ausgeprägt finden: „Ein Glühwurm fand sein Weibchen nicht; der hat den Schaden angericht'". Hans Sachs spricht also, und es ist, nach dem tollen Treiben der Johannisnacht, seiner Weisheit letzter Schluß. Und damit will ich endlich sagen, daß die heutige Sexualphilosophie, deren sittliche Voraussetzungen zu erörtern ich geflissentlich versäume, deren Bedeutung für unsere Zeit aber nur träger Unverstand leugnen könnte, durch das Bekenntnis vorweggenommen ist, das Wagner in seinem Werk künstlerisch niedergelegt hat. In dem Maße, als solche Einsicht seine Modernität erweist, verpflichtet sie uns, Wagners Kunst in den Bereich des besonderen, aktuellen Interesses zu ziehen, für welches eben Wagners Kunst uns vor allem empfänglich macht.

Nur wenige scheinen sich einer ähnlichen Verpflichtung bewußt zu werden. Wagnermüdigkeit ist ein Modeschlagwort geworden, überall meldet sich Übersättigung und Überdruß. Das Verlangen ist ja wohl gerechtfertigt, dreißig Jahre nach Wagners Tod Abstand zu gewinnen; Abstand, nicht um sich ihm zu verschließen, sondern um ihn neu zu erschließen. Ist es aber im Grunde nicht unbewußt gerade dieses Verlangen, für welches der Wunsch, sich von Wagner abzukehren, nur einen allzu bequemen Ersatz bildet? Denn es ist eben nicht Wagner, der unserer Zeit nicht mehr gemäß ist, nur unser Verhältnis zu Wagner, das zeitgemäßer Berichtigung bedarf. Man will sich nicht mehr von heroischen Gebärden und Attitüden blenden lassen, will den Glauben an die Gesten dieser Heldenmarionetten verloren haben, deren Geschicke durch Flüche und Ver-

heißungen bestimmt, durch Wundertränke, Zauberwaffen und allerlei verdächtiges Märchengerät vollendet werden. Warum versuchen wir nicht, wie im Fall von Siegfrieds Verrat, mit unseren Augen, mit dem Blick unserer Zeit, Menschen nach unserem Bilde zu sehen? Die darum doch nichts von ihrer Größe verlieren müßten: in denen der Gesunde seine eigenen Antriebe und Affekte, alle Möglichkeiten seines Lebens, in die überlebensgroßen Dimensionen des Sagengedichtes gesteigert, wiederfindet, und die doch nur dem Psychopathen, der das Spiegelbild seiner eigenen Exaltationen erkennt, verwerflich scheinen können. Es gilt ja weder, Gestalten des Dramas zu pathologischen Ungeheuern zu verzerren, noch etwa, sie durch trockenes Erklären auf das Niveau unserer Alltäglichkeit herabzuziehen, sie schlechthin zu unseresgleichen zu verkleinern, wohl aber: Zugang zu ihrer Menschlichkeit zu finden. „Unanständig" hat Thomas Mann den Psychologismus der Zeit genannt, und er hat vielleicht nicht nur von seinem angenommenen Standpunkt recht; aller Psychologismus, in der Betrachtung der Kunst zumal, verdient in der Tat unanständig genannt zu werden, der sozusagen ohne Konzession geübt, aus Liebhaberei oder frivoler Neugier betrieben wird; ja ruchlos, in der Betrachtung der Kunst und des Lebens, wo psychopathischer Zerstörungsdrang sich seiner zweckbewußt als eines Mittels bedient, um Grundlagen zu untergraben, Ordnung und Zucht zu lockern, Bestehendes aufzulösen. Ich gedenke nicht, mich gegen solche Verdächtigung zu rüsten: denn ist es letzten Endes etwas anderes als Scheu vor Psychologismus, die gerade dem Modernen Wagner zu entfremden droht, den Überdrüssigen dazu treibt, zugleich mit der Wagnertradition Wagner zu verwerfen? Trachten wir also unsere Auffassung zu modernisieren, damit nicht Wagner uns veralte: uns zu veralten scheine, während mißverstandenes, mißverstehendes Wagnertum sich zwischen ihn und uns schiebt. Darum — nicht etwa: Nieder die Überlieferung! Nieder der Respekt! Bahn frei den Psychoanalytikern! Nur: widersetzen wir uns nicht, Wagner so zu verstehen, wie er sehr wohl verstanden werden kann, und wie wir ihn vielleicht ohne weiteres verstehen würden: wenn er ein Moderner wäre.

Immer liegt es ja an uns, wie wir uns innerlich zu einem Künstler verhalten wollen. Wir sind von vornherein anders eingestellt, je nachdem es Fra Angelico, Holbein oder Goya ist, vor dessen Werk wir treten. Solche Einstellung dem dramatischen Kunstwerk gegenüber bewirkt die Bühne: durch die nicht nur der Dichter unmittelbar zum Naiv-genießenden spricht, die zugleich auch unser Wahrnehmungsorgan ist, vermöge dessen wir, nach *unserem* Vermögen, seinen Willen erkennen und umsetzen, ähnlich wie wir mit Hilfe unserer Sinne die Eindrücke der Umwelt zu einem sinnvollen Ganzen ordnen. Im Reich der Bühne also, die in Einem Ort und Kriterium unserer Apperzeption ist, hat sich vor allem jene Modernisierung zu verwirklichen. Auch hier aber, wenn man von gelegentlichen Anregungen und vereinzelten Versuchen absieht, scheinen sich mit den Hütern der Tradition diejenigen, welche sie als überlebt empfinden,

dennoch darin einig zu sein, daß ihre Erneuerung aus dem Geiste unserer Zeit keineswegs am Platze sei: unbrauchbar Gewordenes wird immer wieder ausgebessert, nicht durch Neues ersetzt. Wo sind die führenden Männer der Bühnenreformation, die Künstler der modernen Inszenierung, um Bayreuther Überlieferung unbekümmerte, doch aus ihrem Geist belehrte, deren mißglückte Versuche erst erweisen könnten, daß, vom Standpunkt des Theaters, Wagners Werk heutigen Forderungen nicht mehr standhalte: nur mehr als Denkmal s e i n e r Zeit bestehen könne, ein Stück vergangener Theaterkultur, gewissermaßen fürs Museum reif geworden? Man gebraucht Schlagworte wie „Makartismus", „Ausstattungstheater" und begnügt sich im übrigen wohl, den erfinderischen Mechanisator zu bewundern, der aus Prospekten, Kulissen, Versenkungen, Schleiern, Dämpfen und Lichteffekten eine Welt hat erstehen lassen, an deren unbedingte künstlerische Wahrheit heute noch Rückständig-Unaufgeklärte glauben wollen. Nein, es kommt eben nicht vor allen Dingen auf den gemalten Regenbogen an, nicht auf die Lichtbilder der vorüberreitenden Walküren und auf das bißchen Feuerwerk und nicht auf die furchtbare Detonation, mit der die Flammen von Siegfrieds Scheiterhaufen eher in ein Pulvermagazin als in die Götterburg zu schlagen scheinen; nicht mehr, als auf Alberichs eng an den Körper gedrückte Arme mit den unentwegt geballten Fäusten, oder auf Mimes krummbeiniges Getrippel, oder darauf, daß Fafner und Fasolt bei jedem Schritt ein Stück Dekoration mitzureißen drohen, oder darauf endlich, daß Loge keinen Augenblick versäume, durch flackeriges Tänzeln die Götter und uns nervös zu machen. Gewiß kommt es auch auf all das irgendwie an; nur nicht eben darauf, daß gerade all das uns vor allem anderen wichtig erscheine. Es galt, alles Märchenhafte zu „psychologisieren": doch nicht um die Bühne in eine psychiatrische Versuchsstätte zu verwandeln; und es gilt zunächst nun ebenso, wiederum nicht zu einem künstlerisch negativen Zweck, alles Kulissenmäßige zu „naturalisieren", aus unserem künstlerischen Bedürfnis, in dem sich der Geist unserer Zeit — und das sich im Geist des modernen Theaters spiegelt. Denn hierauf endlich kommt es an: zu erkennen, daß es sich bei Wagner allemal um S y m b o l i s i e r e n handelt, und nicht gerade um d a s S y m b o l — so, wie es der Sagendichter bewußt-naiv dargestellt, der Theatraliker einer vergangenen Epoche auf seine Art bewußt verwirklicht hat. Auf das unbewußt Gewollte kommt es an; und Sache unseres Theaters ist es, die Symbole zu verstehen, sie aufzulösen, um sie auf unsere Art umzusetzen.

In Wahrheit, wie steht es mit „unserer Art"? In Schillers Wilhelm Tell finden sich drei Zeilen, denen der Literarhistoriker füglich die Qualifikation zur Unsterblichkeit absprechen möge, da sie nichts weiter sind als nur eine Regiebemerkung; wir lesen also, am Ende des zweiten Aufzuges: „Indem sie zu drei verschiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orchester mit einem prachtvollen Schwung ein; die leere Szene bleibt noch einige Zeit lang offen

und zeigt das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen." Mit anderen Worten: Prospekt und Soffiten sollen rötlich angeleuchtet werden; in einem ordinären Bühneneffekt also soll die theatralisch größte Szene kulminieren, die unser größter Dramatiker je geschaffen hat — eine höchst deprimierende Erkenntnis fürwahr! Warum mußte, in seinem reifsten Werk, Schiller sich in den Augen aller Literarisch-Ernsten so schmachvoll kompromittieren? Es war ja keineswegs vonnöten: der Akt könnte mit Stauffachers bekannten Versen schließen, der Vorhang würde sich senken, niemand würde etwas vermissen und alles wäre in schönster Ordnung. Und obendrein: das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Schweizer Eisgebirgen hat Schiller bekanntlich nie gesehen: wozu in aller Welt will er es nun auf die Szene bringen? Nun, ich meine, daß hier in einem Satz die Aufgaben der modernen Bühnenkunst summarisch vorweggenommen sind. Dreierlei jedenfalls: daß das Bühnenbild nicht, wie man gemeinhin annimmt, nur Rahmen sein soll, Ausstattung — ein notwendiges Übel wie im Faust, oder, ohne Notwendigkeit, wie bei Meyerbeer, ein Übel an sich — vielmehr Bestandteil, ästhetisch mitwirkender Faktor des Dramas; und weiter, daß zum Zweck solcher Mitwirkung das Bild befugt ist, nicht immer nur „Bild" zu sein, sondern sich zum lebendigen Vorgang zu wandeln, und wiederum solcher Vorgang befugt, dramatisches Geschehen nicht nur zu begleiten, sondern abzulösen und zu ersetzen, oder: selbst dramatisches Geschehen zu sein; endlich aber, und dies ist vor allem hervorzuheben: solch ein lebendiger Bühnenvorgang — zumeist wohl die Darstellung eines elementaren Lichtgeschehens — kann die Kraft besitzen, das Letzte und Höchste des Dramas zu symbolisieren: wenn durch die Mittel der dramatischen Wortkunst das Drama an den Punkt geführt worden ist, an welchem nur mehr Letztes und Höchstes auszudrücken ist. So großes Vertrauen also hat Schiller zu seinem Sonnenaufgang. Und wir wissen alle, daß es keinesfalls unkünstlerische Sehnsucht nach einer Kulissenwirkung oder gar dichterisches Unvermögen war, wenn er seinen zweiten Akt nicht lieber durch einen symbolischen Hymnus „an die aufgehende Sonne über den Eisgebirgen" gekrönt hat. Der Sinn, den jene kurze Regiebemerkung uns enthüllt, läßt aber den Streit aller, die dergleichen in unseren Tagen entdecken — und anderer, die es verwerfen zu müssen glauben, als nicht eben zeitgemäß erscheinen.

Ich habe mich hier an Wilhelm Tell erinnert, weil aus dem einen Beispiel in der Tat das Problem der modernen Wagner-Inszenierung zu verstehen ist. Es war Wagner eben nicht um theatralisches Beiwerk, um Dekorations- und Beleuchtungskünste zu tun, und seine Kunst stellt an jeden, der sie erkennen will, gerade all diese Forderungen, welche die „Modernen" ganz für sich in Anspruch nehmen wollen. Wir besitzen kaum ein Werk, in welchem so vielfältig wie in den Nibelungen außermenschlich-elementares Geschehen in das psychologische Drama verwoben ist, und wiederum geschah es gewiß nicht nur aus theaterpraktischen Erwägungen, sondern vor allem aus der tieferen Einsicht in die

künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten der Bühne, daß alles Wirken der Natur für unsere Wahrnehmung durch Lichtereignisse symbolisiert erscheint — nicht allein in den Nibelungen, sondern in allen Werken, vom Holländer angefangen: in dem allgemeineren Sinne, in welchem etwa auch der Schneefall oder das Rosenwunder bei Maeterlinck, vom malerischen und vom dichterischen Standpunkt, als Lichtoffenbarungen zu gelten haben: das Herabfallen der Blumen oder der Wettervorgang an sich sind dabei ebenso bedeutungslos wie der Aggregatszustand der Nebelsäule, in welche Alberich sich verwandelt. Lichtkunst also, wenn wir nach einem Namen suchen, ist es, deren Hilfsmittel und deren ästhetische Begriffe wir aufzuwenden haben: Lichterscheinungen sind es vor allem, die in Wagners Bühnenwelt menschliches Geschehen symbolisch begleiten oder ablösen, und in Lichtwirkungen muß vorzüglich jene symbolistische Funktion des Szenischen beruhen, die dem Wort „Ausstattung" die Daseinsberechtigung — oder zum mindesten den fatalen Beigeschmack des Unwürdigen, ja Verächtlichen genommen hat.

Mehr als der Dichter sucht der Musiker, im Auftrag des Dichters sozusagen, mit den ihm eigenen die Ausdrucksmittel der Bühne zu verbinden, indem er auf seine zwingendere Art darstellt, was das szenische Bild uns unmittelbar erleben läßt: so geschieht es, daß erst durch die Wirkung des Orchesters jene symbolistische Aufgabe der Bühne vollkommen gelöst zu werden scheint. Das Orchester soll mit einem prachtvollen Schwung einfallen, fordert Schiller, der stets musikalisch-symbolistischer Ahnungen voll war. Gerade in unseren Tagen hat man nun gelegentlich der Tatsache gedacht, daß Apollo in Einem Gott des Lichtes und der Musik war; und wieder sind es, wie in Hellerau, Versuche der neuesten Zeit, welche, im Dienste des Theaters, gewissermaßen das Problem der apollinischen Gottheit künstlerisch umsetzen sollen: mit dem Ziel, die Wirkungen des Lichtes und der Musik in solchem Grade zu einer Einheit zu verschmelzen, daß beide von einem Willen befehligt scheinen, von demjenigen, welchen die Musik uns erkennen lehrt. Müssen wir in Wagners Musik erst nach einem Willen forschen, der alles Lichtgeschehen zu befehligen strebt? Ich denke an ganz populäre Dinge wie „Feuerzauber", „Waldweben", „Walkürenritt" (der ja auch, ohne unkünstlerischen Rationalismus, als Lichtereignis zu verwirklichen ist); solche Stücke enthalten wohl nicht das musikalisch Tiefste, sicher aber das Eindringlichste, unmittelbarer Wirkung Sicherste, aus dem gleichen Grunde, aus dem sie die populärsten werden konnten: weil sie allemal der Symbolisierung allgemeinster, wenn man will: volkstümlichster Naturphänomene dienen. Und weiter, handelt es sich hier nicht geradezu um die musikalische Symbolisierung solcher elementaren Lichtphänomene — ich meine: darum, daß eigentlich erst die Musik uns erleben läßt, was wir szenisch dargestellt sehen? Jedenfalls also: um das Zusammenwirken von Licht und Musik; und das, so oft es sich um Naturvorgänge handelt. Im Rheingold, insofern dies Werk die natur-

phänomenologische Exposition der Tetralogie bildet und zugleich wie kein anderes den Natursymbolismus seines Schöpfers exponiert, gibt es darum vor allen Dingen Lichtgeschehen: für den Szeniker und für den Musiker. Für den Szeniker und a l s o auch für den Musiker — das Verhältnis vermag sich auch umzukehren: für den Musiker und also für den Szeniker. Im Parsifal hat es sich umgekehrt: denn hier ist es in der Tat nicht der Dichter, sondern allein der Musiker, der, im Auftrage des Dichters, alles szenische Geschehen befehligt. Vom Gesetz der Natur losgelöst, nicht durch das Wirken ihrer Kräfte hervorgerufen, dem nur sichtbar, dem es sich offenbart, scheint hier das Leuchten des Grales, ohne Geheiß des Dichters, nur durch musikalische Notwendigkeit ausgelöst zu werden: dem nur sichtbar, dem es sich durch die Musik offenbart, indem die Musik ihn für solche Vision empfänglich macht. Hier, im Werk der bewußtesten Kunst und der sichersten Meisterschaft, ist das Licht ein letztes Ausdrucksmittel des Musikers geworden, der durch das Theater Höchstes und Äußerstes zu symbolisieren strebt. Von hier aus begreift sich, daß „Musikalische Lichtkunst" vielleicht ein Schlagwort der nächsten Zukunft werden soll.

Und von hier aus, behaupte ich, müßte die Arbeit der Erneuerung begonnen werden. Dies freilich kann nicht Gegenstand der Beschreibung sein, bevor es eine Angelegenheit der Tat geworden ist. Es ist aber für uns eine Pflicht kulturgeschichtlicher Gewissenhaftigkeit, nun unsere modernen Möglichkeiten, im technischen und im ästhetischen Sinne, im Werke Wagners zugleich zu erproben und zu erfüllen. Dabei ist der Einwand nicht viel wert, daß Wagners Art etwa nicht mit der absichtlichen Enthaltsamkeit der „modernen Stilbühne" in Einklang zu bringen sei. Es ist wahr, sein Bedürfnis nach Üppigkeit und dekorativem Reichtum, gleichviel ob es an Rubens oder nur an Makart gemahnt, könnte kaum in jener allzu sparsamen Welt befriedigt werden, in welcher sich, jeder auf seine Art, Hebbel oder Gluck am Platz fühlen mögen. Aber hat man ein Recht, eben nur dies „modernen Bühnenstil" zu nennen? Ist Lohengrin „unmodern", nur weil ein Ibsen-Regisseur vielleicht nichts damit anzufangen wüßte? Modern, meine ich — ist ja gerade, daß es nicht e i n e n modernen Bühnenstil gibt; daß man vielmehr die Nötigung erkennt, durch die Szene den besonderen Stil, der in jedem Werk ausgeprägt ist, nachzubilden. Wenn sich der Vorhang von der Reinhardtschen Bühne hebt, wissen wir sogleich, welcher Art der Dichter ist, der hier zu Worte kommen soll; es sind nur die Allernaivsten, die glauben, die „Errungenschaften der Neuzeit" müßten in gleicher Weise den fünf Frankfurtern und den Nibelungen zugute kommen. Den Nibelungen aber i h r e n Stil zu geben — ihren modernen Stil: dies zum Beispiel könnte Aufgabe des modernen Theaters sein.

Eine Pflicht kulturhistorischer Gewissenhaftigkeit: denn das moderne Theater mit all seinen Möglichkeiten — nicht zuletzt der Möglichkeit, daß Wagner darin in modernem Gewande und dennoch ganz in eigener Gestalt erscheinen könne —

das moderne Theater ist in Wahrheit eine Schöpfung Wagners. Daß in unseren Tagen das Spiel sich selbst so überaus ernst nimmt; und daß alle anderen es so ernst nehmen; daß jeder etwas dazu beitragen, irgendwie dazugehören, damit zu tun haben will; das Bedürfnis aller Bürger, ins Theater oder zum Theater zu gehen; und das Bedürfnis des Theaters, alles an sich zu reißen, in sich aufzunehmen, alles hervorzubringen — mit einem Wort: die Allseitigkeit der Wünsche, die es hegt und erfüllt; und weiter: Maifestspiele, Frühjahrsfestspiele, Operettenfestspiele, Hellerauer Schulfeste, Wiener Musikwoche, Münchener Sommersaison: all dergleichen wäre ohne Wagner nicht zu denken. Sei es auch, daß Richard Strauß, Hugo von Hofmannsthal, Max Reinhardt unter uns wären, sicher gäbe es nicht die Dreiheit Strauß-Hofmannsthal-Reinhardt, die, gleichviel auf wielange Zeit, den Begriff „Modernes Theater" und den anderen „Moderne Kunst" — nicht erschöpft, doch vollkommen repräsentiert. Die wirtschaftlich-soziale Energie des heutigen Theaters, seine künstlerische Macht und endlich jene auf Größtes und Allgemeinstes gerichtete festlich-repräsentative Tendenz, in welcher sich eine Tendenz der Zeit repräsentiert, sich ihrerseits durch das Theater zu repräsentieren: dies sind letzten Endes Erfüllungen dessen, was Wagner gewollt — oder geahnt hat. Noch einmal — und immer wieder stehen wir, wie angesichts der Freudschen Angsttheorie, vor dieser Frage, die im Grunde keine Antwort zuläßt: ob hier ein Großer, seine Zeit Überragender, indem er ihn wissend vorwegnahm, den Geist unserer Zeit in sich trug, oder ob wir es sind, die seinen Geist aufgenommen haben.

Den Standpunkt unserer Zeit zu präzisieren obliegt uns. Mehr vermögen wir nicht. Denn unserem Blick, der aus der Fülle sich darbietender Erscheinungen Bilder nach den Gesetzen unseres Geistes — doch eben nur u n s e r e s Geistes gestaltet, geben sich nicht, irgendwie hervorgehoben, jene Punkte zu erkennen, von denen vielleicht, wie von einer geeigneten Uferstelle aus, über unsere Zeit hinweg eine Brücke in eine uns verschlossene Zukunft zu schlagen sein wird: aus Wagners Werk in eine Welt, deren Einstellung nicht unsere Sache ist. Für seine Unsterblichkeit, ja selbst für seine Größe ist freilich wenig bewiesen, wenn seine Modernität dargetan ist. Folgen wir aber der Erkenntnis, wie wir uns zu ihm zu verhalten haben, so mag nun sein Werk dafür sorgen, daß seine Größe uns nicht vergehe. Und offenbart er sich in Wahrheit als ein Großer unserer Zeit, so ist Wagner u n s den Beweis seiner Unsterblichkeit nicht schuldig geblieben.

Und Siegfrieds Verrat? Ich sehe nun selbst, der Eifer des Anwaltes hat mich weiter geführt, als mein Gegenstand zu rechtfertigen scheint. Genug also. Was Wagner uns sein könnte, hat mich beschäftigt; was er uns ist, haben wir, im Jahre neunzehnhundertdreizehn, mehr als einmal zu hören bekommen. Ich für meinen Teil verzichte darauf, noch etwas zu seinem Lobe hinzuzufügen —

auf die Gefahr hin, nicht eigentlich als Wagnerianer zu erscheinen. Man muß ja, um sich heute ausdrücklich als Wagnerianer zu bekennen, zum mindesten wohl aus dem Lande Bernard Shaws stammen. Immerhin, es gibt wieder Antiwagnerianer — wieder: denn die heutigen haben nichts mit jenen gemein, die wir alle aus Erzählungen kennen; das waren Aufrechte, die sich nicht beugen wollten, wo sie nichts begreifen konnten, außerstande, sich dem Zauber hinzugeben, von dem sie nicht ergriffen wurden. Die heutigen, ganz im Gegenteil, sind Unterworfene, die sich erheben wollen, sind aus dem Rausch Erwachte, Ernüchterte, Wissendgewordene. Ihr Wissen? Es gibt ja nichts, das nicht verneint, nichts, das nicht behauptet — und irgendwie bewiesen werden könnte. Aber die Abgeschmacktheit des Versuches, mit biographischen Argumenten ein halbes Jahrhundert Geschichte widerlegen zu wollen, ist ohne Beispiel. Auch ehe der Wortführer der Entzauberten seine Bekenntnisschrift herausgegeben hatte, wußte man, daß es in Wagners Persönlichkeit allerlei Befremdendes, Unharmonisches, Unerfreuliches gebe; immerhin konnte Wißbegierigen das Merkwürdige gezeigt werden, wie im Lebensbild dieses Großen der Künstler durch die Gebärde des Theatralikers, die Geste des Demagogen häufig entstellt, ja, zuweilen von Äußerungen wahrhaft „unkünstlerischer" Antriebe gänzlich überlagert erscheint. Dies mußte nicht — es durfte gezeigt werden. Den Künstler aber, um ihn leugnen zu können, aus dem Bilde geradewegs hinauszueskamotieren, ist frevelhafter Aberwitz. Nun, der Beweis, daß Wagner „kein Künstler" gewesen sei, ist um fünfzig Jahre zu spät gekommen. Dem Zeitalter, dessen Beginn das Erlöschen des Bayreuther Familienmonopoles bezeichnet, ist Wagners Person nur mehr Symbol — Symbol seines Werkes und seiner Wirkung. Unter heutigen Menschen werden darum die Wagnerbekämpfer vergeblich nach Gegnern Umschau halten; jener Begnadete allenfalls wird sich ihren Kriegsruf zu Herzen nehmen, dem es einfiel, Siegfried Wagner mit den Worten zu begrüßen: „Ich bin ein glühender Verehrer Ihres seligen Papas".

Kurt Walter Goldschmidt:
Aus „Halb-Maske"*).

Eine tragische Philosophie in Bekenntnissen.

I. Aus: „Zur Naturgeschichte des Ichs."

Seelischen Schmerz, wie ja so oft auch körperlichen, spürt man zumeist weit lebendiger und peinlicher in der Nachwirkung als in der Wirkung. Dieses Wundgefühl muß sich erst langsam ausbreiten, erst Zeit zum Wirken finden, auch erst halb und halb ins Bewußtsein treten, seine feinsten Essenzen zum Hirn emporwölken lassen, ohne sich etwa deshalb im Unbewußten zu verflüchtigen — dann erst empfinden wir deutlich das Weh und die Leere, den dumpfen Druck und das nagende Unbehagen, die verschütteten Brunnen und die vom Frost geschlagenen Blüten in einem großen Teile unseres Inneren. Es bleibt uns dann nichts übrig, als abzuwarten, bis die Wundstelle sich wieder mit einer leichten, schützenden Haut umgeben hat, um sich aus der Fülle des zuströmenden äußeren und inneren Lebens leidlich wiederherzustellen. Die vis naturae medicatrix tut unbewußt auch im Seelischen schon das Ihrige. — Wieviel Süßigkeit und Trauer vermag schon ein verhältnismäßig kurzes Leben in sich einzusaugen! Man geht wie taumlig, von Erinnerungsfülle beschwert, unter einer wollüstigen und martervollen Last nachgeisternder Erlebnisse, daher. Die Länge tut's ja freilich überhaupt nicht. Das kürzeste Leben des höheren Menschen ist sicher tausendfach reicher als das längste des primitiven. Auch ein großer, ins Mark unseres Daseins greifender Schmerz hat doch das Gute, daß er uns b e w u ß t e r und darum intensiver, freilich auch t r a g i s c h e r leben lehrt. Unsere Jugend schritt mit spielerischer Gedankenlosigkeit durch den goldenen und blutigen Dunst ihrer Träume und Räusche, und ehe sie es sich versieht, liegt ihre Welt oder doch ein gut Teil von ihr in Trümmern, und sie steht auf der Brücke zu einem ernsten, ungewissen Jenseits. Eine Rückkehr gibt es nicht, unten gähnt der Abgrund, und vorwärts liegt das Neue im Nebel. Da packt sie Schauder über die ahnungslos zurückgelegte Bahn, über die Welt versunkener Jahre und Schicksale, über all das Ungreifbar-Zerfließende, das doch eben noch ihr ganzes Wesen umklammert hielt — und Grauen vor dem Kommenden, das ihr wieder Wirklichkeit vortäuschen, sie mit Unsagbarem überschütten und wieder wie Seifenblasen zerplatzen wird; vor dem gewandelten Dasein, das neue Sonnen für sie im Nebelschoße bereit

---

*) Unser geschätzter Mitarbeiter, der bekannte Essayist und Dichter-Philosoph Kurt Walter Goldschmidt, veröffentlicht demnächst im Verlage Walter Markgraf, Leipzig eine Sammlung von Aphorismen und Impressionen unter dem Titel „Halb-Maske". Es gereicht uns zur Genugtuung, unseren Lesern einen besonders gelungenen Abschnitt dieser bedeutsamen Veröffentlichung jetzt schon darbieten zu können. Die Redaktion.

hält — und am letzten Ende die große Nacht. Aber die Zeit rollt; das Leben drängt; es gilt kein Zaudern und Zittern mehr; unsichtbare Schergen stoßen uns vorwärts — durch tag-gespenstische Traum-Wirklichkeit — wohin?!

* * *

Ihre reiche Lebenserfahrung und ihren großen Lebenstakt hat die katholische Kirche vor allem durch die Einrichtung der Beichte bewiesen. Freilich genügt sie in dieser Form doch nur den Massenbedürfnissen; denn einem bestallten, fremden, gleichgültigen Menschen das Herz seines Herzens auszuschütten, ist nicht jedermanns Sache, und am wenigsten der besseren. Obwohl gerade die Fremdheit auch wiederum die Scheu herabzumindern vermag und es eigentlich überhaupt mehr auf das Beichten als solches als auf den Empfänger der Beichte ankommt. Den höheren und losgelösten Einzelnen aber fehlt diese Möglichkeit der Beichte, der Entladung und Erleichterung der Seele gänzlich. Sich einem anderen Menschen restlos zu eröffnen und hinzugeben, muß den allerseltensten Glücksfällen des unbedingten Vertrauens vorbehalten bleiben. Wahrheitsfanatismus ist oft einfach nur dumm; Leben ist nie ganz ohne Lüge möglich; im Wesentlichen, Persönlichen ehrlich zu sein und zu bleiben ist auch viel wichtiger als in den kleinen banalen Erzwungenheiten des Alltags; jeder Mensch hat überdies viel Häßliches und Lächerliches zu verschweigen, und man ehrt den Freund und Geliebten auch gerade dadurch, daß man ihm nicht geflissentlich seine parties honteuses weist. Außerdem ist jedes Verhältnis zwischen Menschen — bis in die besten und notwendigsten hinein — so gebrechlich und hinfällig, so tausend Unwägbarkeiten ausgesetzt; die Nächsten stehen sich plötzlich so seltsam-fremd gegenüber, und Liebe gleitet in so unmerklichen Übergängen in Haß hinüber, um mit einem Male als ihr eigenes Gegenteil aufzuflammen — daß das weise Mißtrauen des Römers recht hat: „Liebe so, als ob du einst hassen würdest." — Mit jedem Geheimnis, das man preisgibt, drückt man der Welt eine Waffe gegen sich in die Hand. „Kennt man dich ganz, so verlierst du, paß' auf, alle Bedeutung im irdischen Lauf" (Liliencron). Und doch braucht der Mensch, der höhere Mensch vor allem mit seinem so viel reicheren und gequälteren Innenleben, ein „Seelenzentrum Nr. II" (Garborg), auf das er seine Pein abwälzen, vor dem er sich in Höhen und Tiefen, im Reinsten, Erhabensten und im Verworrensten, Schmutzigsten entschleiern kann. — In diesem Bedürfnis der seelischen Ausströmung ist alle Religion vielleicht am tiefsten verwurzelt. Darum ist der moderne Mensch unselig geworden, weil er Gott verloren hat und ihn im Menschen sucht und ihn da natürlich nicht finden kann. Fremd und kalt gehen Mensch und Mensch an einander vorüber, wie die Insassen eines großen Hauses, die sich kennen und nicht kennen, und, Wand an Wand wohnend, doch nichts von einander wissen und wissen wollen, bald auch wieder anderen Platz machen und rätselhaft entschwinden, wie sie rätselhaft ge-

kommen sind. So ist der moderne Mensch zeitlebens zur unausdenklichen Qual verdammt, seinen Inhalt in sich verschließen, unmitgeteilt und unerlöst mit sich weiterschleppen zu müssen. Tagebücher, Dichtung, Kunst, Vielgeschäftigkeit jeder Art sind nur ein Versuch, diese Unrast und diese Leiden zu betäuben, unter der Maske zu beichten, seinem Unerlösten die Erlösung vorzutäuschen. Kurz, es sind Surrogate der Religion. Vielleicht aber ist es einer späteren Kultur doch möglich, neue Formen der Beichte zu schaffen; vielleicht verlieren für einen höheren Typus Menschen die Heimlichkeiten des heutigen Menschen ihre Würze von Verruchtheit und Gefahr; vielleicht vermag dann einer des anderen „Wahrheit“ duldsamer, mitleidiger, tückeloser zu ertragen. Damit wäre viel für eine Gesundung und Erstarkung des inneren Menschen gewonnen. Jetzt leidet gerade der Freund am Freunde, weil bei aller Annäherung der unüberwindliche Abstand doppelt schmerzlich fühlbar bleibt; und gewiß kann es zur Verzweiflung treiben, unmitgeteilte, unmitteilbare Schicksale und Erlebnisse hinter der Stirn des Freundes und der Geliebten zu wissen, in den Nächsten plötzlich undurchdringliche Geheimnisse wahrzunehmen. Doch ist es nun einmal der Lauf der Welt, und es wird nur bedingt zu ändern sein: stößt man doch immer bei einem Menschen, einem Buche, dem man sich innigst vertraut, ja eins und gleich fühlte, zuletzt auf einen Punkt, wo das persönliche Begreifen versagt, und dies ist der Keimpunkt des fremden Ichs.

* * *

Der tiefe Mensch wohnt eigentlich immer bei den „Müttern“; daher sein großes, ratloses Starren und Staunen, wenn ihn immer wieder das Leben zwingt, einmal zur Oberfläche hinaufzusteigen; daher jene Fremdheit und Hilflosigkeit den Dingen gegenüber, die ihn von den Geheimnissen der Gründe abzulenken suchen. Was dem blöden Durchschnitt als „unpraktisch“ erscheint, das ist diese Lichtscheu und Weltverirrtheit des in welttiefe Rätsel und Wunder versonnenen Menschen.

II. Aus: „Vom Absoluten.“

Denken und Sein entsprechen sich zwar nicht im Sinne Hegels; denn darin liegt eine kindliche Überschätzung der Logik; aber allerdings muß jedem innerlich notwendigen Gedanken auch eine äußerlich notwendige Wirklichkeit entsprechen. In diesem bedingten und eingeschränkten Sinn ergibt sich also allerdings eine Übereinstimmung zwischen Geist und Welt, und daher ist der Geist insofern wohl imstande, die Welt aus sich zu erschließen, wie denn in jedem echten philosophischen Typus, eben weil er sich zu allen Zeiten mit innerer Notwendigkeit aufdrängt, also aus Geist- und Welt-Natur selbst fließt, auch ein Stück Wahrheit enthalten ist. Philosophie ist also doch keine nur müßige Spielerei des Geistes; in ihren Strahlungen bricht sich vielmehr das Urlicht der Wahrheit und des Seins.

* * *

Wir haben kein Recht, uns skeptisch oder spöttisch über den Okkultismus hinwegzusetzen, da ja das Leben im Ganzen ein okkultes Phänomen ist. Wir gebieten den Naturkräften, wir spielen mit ihnen, aber wir wissen nicht das geringste Wesentliche von ihnen, und ein seltsames Gefühl ergreift uns, wenn wir etwa einer Elektrisiermaschine bläulich knisternde Funken entlocken oder Eisenteilchen in langer Kette von der zähen Kraft des Magneten anziehen oder festhalten lassen. — Denn da haben wir sie ja sichtbar-fühlbar vor uns, die gleichsam traulich gewordenen, zum Scherz geneigten oder doch vom Menschen dazu angeschirrten gewaltigen Urmächte, die im Innersten der ganzen Schöpfung glühen und weben, die auch unser Sein erfüllen, sich uns hier bis auf Schrittweite nähern, sich kindhaft von uns treiben und foppen lassen — bis wir uns schließlich wieder mit dunklem Schauer ihrer undurchdringlichen Larven, ihrer erdrückenden Übermacht entsinnen, die uns gängelt und zerbricht — die uns auch aus dem Nichts, dem Jenseits, der Unbewußtheit auf launischer Woge zum Lichte des persönlichen Einzeldaseins emporgehoben, uns aus den dumpfesten Ursprüngen zur verwickeltsten Höhe hinaufgesteigert hat. Der nachdenkliche, tieflebende Mensch ist stets im Mittelpunkte dieser Allkraft, wenn er sich auch gleich den anderen einmal gedankenlos in ihren Umkreis entfernen mag.

III. Aus: „Geschlecht und Übergeschlecht.“

Die eigentümlich reizvolle und erschreckende Kontrapunktik der Individuen läßt sich gerade in der Freundschaft und mehr noch in der Liebe am besten studieren. Die Zeit ist da ein gutes Wertmaß. Und es spiegelt sich in diesen Freundschafts- und Liebesschicksalen Welt und All mit allen Fremdheiten, Zufällen, Wirbeln, Kreuzungen, Lösungen, Aufschwüngen, Traurigkeiten und allem leidenschaftlichen, sinnvollen Unsinn des Lebens. Da schneiden sich zwei Lebensbahnen für einen Augenblick, für kürzere oder längere Zeit, für Jahre, für ein ganzes Leben — je nach der Bindekraft der Persönlichkeiten und der Verhältnisse. Unsere Jugend suchte immer Alles in Einem; später gewöhnten wir uns, jedem oder doch auserwählten Wenigen das gerade uns Entsprechende, Zuträgliche abzugewinnen — und so vermögen uns immerhin manche noch etwas zu geben, die wir früher verwarfen, weil sie uns nicht alles, nicht viel, nicht das Eigentliche zu geben vermochten. Keine Sonnen mehr, sondern nur noch Einzelstrahlen leuchten uns — die aber immerhin zum Bündel zusammenschießen, uns ein Herd des Lichtes und der Wärme werden. Der eigentümliche Egoismus der Freundschaft wirkt auch darin, daß wir am Einzelnen eben immer nur das zu nutzen suchen — und auch gar nicht anders können —, was zu unserm Wesen stimmt, sich mit ihm sympathisch vermählt. — Aber wieviel Abstufungen und Verwicklungen birgt nicht die ungeheure Skala von „Freundschaft“ und „Liebe“! Denkt man sich das eigene Schicksal in seiner Verwobenheit mit fremden Lebensläufen graphisch dargestellt — so wird man von einem ästhetischen Interesse

an diesem bizarren Spiel der Kurven, diesem tollen, ungleichmäßigen und dennoch ornamentalen Reiz der Arabesken und zugleich von einer halb-ehrfürchtigen mystischen Verwunderung vor diesem Sinn-Unsinn, diesem Plan-Wirrsal suchender, fliehender, durcheinanderstiebender Menschlichkeiten erfüllt.

* * *

Wer möchte noch an der Beseelung des Alls und aller seiner Daseinsformen zweifeln, wenn er etwa das köstliche Aroma und den Wohlgeschmack einer Südlandsfrucht genießt? Ist das nicht Seele, was ihm da in Wellen von Duft und Würze entgegenströmt und sich ihm einverleibt, einver s e e l t?! Und hat nicht jedes Ding so seine stärkere oder schwächere, köstlichere oder gewöhnlichere „Duft-Seele"? Und ist nicht alle Sinnlichkeit, vor allem auch die erotische, ein All-Hunger, ein Seelen-Hunger — ein ungestilltes Sehnen, den süßesten Wesenssaft des Alls in seinen unzähligen Verkörperungen zu kosten? Der rechte und tiefe „Don Juan" ist ein Enthusiast des Alls, der Seele, der im Reiz nie zu erschöpfenden Persönlichkeit, — so gut wie er ein Enthusiast der Sinne und der Schönheit ist.

* * *

Unsere ganze Kultur nimmt das Geschlechtliche zu wenig wichtig und zu wichtig zugleich. Denn einerseits mißhandelt, besudelt, vergiftet sie es — und andererseits dreht sich ihr Denken und Wünschen mit ungesund überreizter Ausschließlichkeit um diesen einen Punkt. Diese Dinge zugleich edler und leichter nehmen: das wird eine künftige Kultur lernen müssen. Denn die Gebundenheit, die Bewußtheit, die Spannung und Schwere tragen wir erst in diese einfachen und naiven natürlichen Grundvorgänge hinein — die Gesellschaft, weil sie noch u n t e r dem Berechtigt-Tierischen ist; der höhere Mensch, weil er schon wieder allzu weit über das Berechtigt-Tierische hinaus ist, — überpersönlich, überzart, naturfremd und verwickelt.

IV. Aus: „K u l t u r."

Die Dekadenz des Dramas in unserer Zeit gibt zu denken. Vieles, was sich heut als Dramatik gibt, ist gewiß zumeist maskierte Lyrik, Epik, Psychologie, Soziologie, nur nicht Dramatik. Aber gibt es überhaupt einen feststehenden Typus des Dramatischen? Darf man die künstlerische Gestaltung Schablonen und Dogmen unterwerfen? Bildet sich nicht auch hier alles in ewigem Flusse um?! — Es ließe sich mit einem gewissen Rechte dagegen einwenden, daß Stilformen aus bleibenden Notwendigkeiten hervorgegangen sind und sich nicht so ohne weiteres umbiegen, anpassen, eintauschen lassen, zumal sie bestimmten, nicht nur künstlerischen, sondern natürlichen und menschlichen Anlagen und Bedürfnissen entsprechen. Man ist eben Dramatiker oder man ist es nicht — so gut wie man

Lyriker und Epiker ist, und das künstlerische Schaffen hat seine objektive wie seine subjektive Seite: der reichste menschliche und künstlerische Gehalt als solcher tut es nicht, wenn er nicht auch in die organisch entsprechende Stilform eingegangen ist. Andererseits aber sind auch die Stilformen gewissen Wandlungen zugänglich und unterworfen, wenn sich ihnen auch immer wieder bestimmte und dauernde Wesensgrenzen ziehen, und vor allem darf man die große Gegenfrage stellen: ob nicht auch die Formen des Geistes und der Kunst dem allgemeinen Prozeß des natürlichen Abblühens und Verwelkens opfern müssen. Weil der neue Mensch im Kern undramatisch geworden ist, darum hat sich das Drama ins Lyrisch-Psychologische erweitert, und diese Erweiterung ist zugleich eine maskierte oder doch bedingte Auflösung.

* * *

Das Universalmenschentum der Renaissance ist nirgends deutlicher wieder aufgelebt als in der Romantik. Aber es ist ein Unterschied. Denn jenes Ideal kann aus Fülle, Stärke, Jugendlichkeit und Einfachheit — aber auch aus einer gewissen Schwäche, Vielförmigkeit und Wurzellosigkeit erwachsen sein. Und so subaltern auch der größte Teil des modernen Spezialismus sein mag: bei dem Umfang und Reichtum unseres Weltbildes kommen wir einfach nicht mehr ohne ihn aus; ja, je mehr ein Typus sich entwickelt, desto mehr besondert und begrenzt er sich auch aus eigenem Wollen und Müssen. Vielleicht erwächst uns aber geradezu wieder ein neues, höheres, in aller Weite dennoch grenzenbewußtes Universalmenschentum, und die Romantik wäre dann nur die gärende und prophetische Vorbereitung darauf. Goethe, der zugleich Universale und Begrenzte, hat ja auch dieses Ideal schon bedingt vorweggenommen; aber man darf ihn weder kopieren noch bei ihm stehen bleiben — denn was nicht immer wieder in neuen Persönlichkeiten zum Erlebnis wird, das hat weder Wert noch Dauer; und auch Goethe ist ferner kein unüberbietbares Vorbild — die Romantik selbst hat ihn ja schon im neuen Inhalt, wenn auch eben nicht in der Ganzheit der Kunstform und des Lebensstiles überboten — sondern nur ein Beweis der Möglichkeit, daß sich das Universum auch in der weltweitesten Persönlichkeit in Grenzen und nur in Grenzen darstellt.

V. Aus: „Stimmungen.“

Sonntag: ein Tag wie tausend andere Tage, und doch etwas Seltsames, Unsagbares in der Luft. Weltruhe, Menschenruhe, Gottesruhe. Schöpferblick auf die vollendete, in sich beseligte, Gott entgegenlächelnde Schöpfung. Reines Licht in den Höhen und anschwellende, verebbende Glockentonflut. Irdisch-trauliches Vogelgezwitscher und Psalmodieren unsichtbarer Engelschöre. Mystisch-klare Goldströme aus riesiger Tempelkuppel niederrinnend, und zartestes Opfer-

gewölk der Maienlüfte, blendendes Kerzengeflimmer des Maiengrüns vom Welten-Altare des Erdgestirns. Sternenfeierreigen . . .

* * *

Orgelklänge — auch in der Süßigkeit noch wuchtend und feierlich, in ihrem Anschwellen wie die Urstimme des Seins; wie der gebietende, zürnende Gott, der in Gewittern spricht — und sich sanft im Säuseln neigt; die getürmten Gewölbe, die krönende Rundkuppel hebend, weitend, durchbrechend; ins All hinausbrausend: des Menschen Antwort auf Gottes Ruf; immer höher in siebente Himmel mit aufgewühlter Inbrunst sich hinaufrankend, und jedes andere Instrument von ihrer lichten oder dunklen Majestät sich abhebend, wie die Welle vom Meer, wie die Kreatur von der Schöpfung, wie das Ich von Gott.

* * *

Vorfrühling im Park. — Die kleinen Vogelkehlen tirilieren schon den Frühling ein, und die erneuerte Erde bebt auch wirklich schon der erlösenden Sonnenkraft entgegen; aber die Natur atmet noch etwas von winterlich-herber Unberührtheit; durch die jungen Helligkeiten faucht noch in kurzen, harten Stößen der verbrausende Föhn, und alle Farben haben noch scheuen und gebundenen Glanz. Dünnes Goldlicht quillt aus fahlem Blau, und im Farbenkranze herrscht das strenge, duftige Weiß: das unsäglich reine Weiß der hingehauchten Wolkenkissen und das ins Grün versprengte immerliebliche Weiß der Birken.

* * *

Für eindrucksfähige, vibrierende Nerven ist die Stadt, die Groß- und Weltstadt vor allem, ein Erlebnis, das von unnervösen Naturen nicht im gleichen Maße nachgelebt werden kann. Ein vom Menschen für den Menschen geschaffenes Erlebnis, dem sich als köstliche Würze die Stimmungen der Natur verweben. Das Rascheln des Abendlaubs, das Hinunterlächeln des Maimonds, die laue und ein wenig pikante Mischung von hergewehten Fliederdüften und Asphaltdünsten, das Durcheinanderblinken der Straßenlampen, der Automobillaternen, der Hochbahnlichter, das Klirren und Rasen des sinnlos fiebernden Verkehrs — alles ist e i n e Symphonie, e i n Rhythmus, der betäubend, zielvortäuschend über die Leere des Daseins rauscht.

J. v. Pflugk-Harttung: Über Diebinnen.

Vor einiger Zeit veröffentlichte die Deutsche Juristen-Zeitung eine Statistik über die Kriminalität weiblicher Personen, welche in die Tageszeitungen überging. Die Darstellung gelangte zu dem Ergebnisse, die Strafgesetzverstöße seien entschieden gesunken. Sie bewies dies mit bestimmten Zahlen, welche ergeben, daß ein Vergleich der Jahre 1884 und 1909 eine Steigerung des Prozentsatzes männlicher Verurteilten von 81,4 auf 84,2 ergibt, wogegen er beim weiblichen Geschlechte von 18,6 auf 15,8 zurückgegangen ist. Man meinte weiter, wie die Abnahme der Verbrechen und Vergehen weiblicher Personen gegen das Vermögen geradezu auffällig wirke, da sie von 24,3 auf 17,6 sanken. Diese erfreuliche Erscheinung hat man dann auf die allmählich eingetretene Besserung der Erwerbsverhältnisse zurückgeführt.

Wir glauben, daß es sich hier um eine Selbsttäuschung handelt, und daß gerade in diesem Falle eine Irreführung der an sich so exakten statistischen Wissenschaft vorliegt. Es sind nämlich zwei Dinge verwechselt, bezw. als entsprechend hingestellt, die in Wirklichkeit völlig verschieden sind: die Vergehen gegen das Eigentum und die Bestrafung für das Vergehen. Diese beiden decken sich durchaus nicht, denn nur die Bestrafungen kann man zählen, die Vergehen als solche aber nicht. Sie haben unseres Erachtens zugenommen und zwar in weitem Umfange. Wenn sie weniger in die Erscheinung treten, so liegt es daran, daß Diebstähle, zumal kleinere, heutzutage weit seltener polizeilich angezeigt werden als früher, und daß die Anzeige keineswegs immer zur Verurteilung führt. Ersteres beruht auf verschiedenen Gründen: vor allem ist das Rechtsgefühl gegen früher ungemein erlahmt und hat der Nützlichkeitsempfindung Platz gemacht. Auf Seiten des Bestohlenen fehlt der Zorn des Rechts, der Idealgedanke: ein Vergehen muß aus moralischen und Überzeugungsgründen bestraft werden. An seine Stelle ist die Überlegung getreten, welche sagt: bei unserer jetzigen Gerichtshandhabung, wo jeder Diebstahl haarklein bewiesen werden soll, fällt es oft sehr schwer oder gar unmöglich, einen vollgültigen Beweis zu erbringen. Und mehr noch: wie vielen Weitläufigkeiten, Unannehmlichkeiten und Kosten sieht man sich bei einer Rechts- bezw. Strafverfolgung ausgesetzt. Da hat man mit der Polizei, mit dem Gerichte und mit Rechtsanwälten zu tun, verliert viel Zeit und sieht sich meistens von den Verteidigern der Gegenpartei noch allerlei Verdächtigungen und Beschuldigungen ausgesetzt. Zu derartigen Unzuträglichkeiten steht das Ergebnis bei untergeordneten Diebstählen in keinem Verhältnisse, denn man erlangt nichts wieder, und

geschieht es doch, so erweist sich der Wert zu gering. Als Strafe wird höchstens etwas Gefängnis verhängt, und das zu einer Zeit, wo der Diebstahl längst verschmerzt und die Diebin ziemlich vergessen ist. Ja, wenn sich die Beschuldigungen nicht nachweisen lassen, setzt sich der Geschädigte noch unter Umständen einer Beleidigungs- oder Schadenersatzklage aus. So auf Seiten der Bestohlenen, wenn es sich z. B. um Herrschaft und Bedienstete handelt; ein Verhältnis, das wir hier zunächst im Auge haben, namentlich soweit es die Großstadt betrifft.

Die gewöhnliche Diebin, d. h. die Tochter des vierten Standes, lebt heutzutage durchweg in sozialdemokratischen Anschauungen, welche in letzter Linie auf dem Kommunismus, also auf der Gleichheit aller Menschen beruhen. Streng genommen ist ihnen zufolge der Privatbesitz ein Verbrechen gegen die Gesamtheit. Wenn sich eine Arme also von dem Überfluß des Reichen etwas aneignet, oder von dem, was sie als Überfluß erachtet, so begeht sie keine strafwürdige Handlung, sondern nimmt nur für sich, was dem Nebenmenschen eigentlich garnicht zusteht. Freilich wird dieser Gedankengang der Durchschnittsdiebin keineswegs klar sein, aber das macht sie nicht besser, sondern nur noch schlimmer, weil sie nach unbestimmten Instinkten handelt, oft mit echter Proletenfrechheit, die ihr alles erlaubt scheinen läßt, was sie gegen die Herrschaft unternimmt. Gewissen und Pflichtgefühl hat die Sozialdemokratie gründlich erstickt. So tritt auch bei dem Mädchen die Nützlichkeitsfrage in den Vordergrund. Sie fragt sich, ob sie sich etwas aneignen kann, ohne daß es bemerkt wird oder bewiesen werden kann, d. h. ohne daß sie mit der Polizei oder gar mit dem Strafrichter in Berührung kommt. Hält sie dies für unwahrscheinlich oder ausgeschlossen, so findet sich für viele kein Grund, ihren Gelüsten Zwang anzutun. Bei dem Hasse gegen besser Gestellte finden sie unschwer Hehler und Falschzeugen. Die Scheu der Herrschaft vor Anzeige und Gericht ist ihr bekannt, bestärkt sie also nur. Selbst im ungünstigen Falle stehen ihre Aussichten nicht schlecht, denn in der Großstadt taucht sie leicht unter, läßt sich jedes verhältnismäßig leicht vertuschen und ableugnen oder gar gegenbeweisen.

Einerseits hat die Zahl der wohlhabenden Familien sehr zugenommen. Einrichtung, Kleidung, Nahrung der Herrschaften, alles ist reicher und reichlicher geworden. Andrerseits entspricht aber die Tüchtigkeit der Hausfrauen keineswegs immer der häuslichen Steigerung. Viele suchen ihre Tätigkeit mehr außer als in dem Hause: in Tees, Gesellschaften, Veranstaltungen, Vereinen, Theatern, Lichtspielen, selbst in den Warenhäusern. Die Folge ist, daß sie geringen Sinn für Heim und Kinder besitzen, daß sie beides vernachlässigen oder ihnen doch möglichst wenig Zeit widmen, um so mehr aber übrig haben für ihre Toilette und Nebenwünsche, weshalb diese zu Hauptinteressen werden können. Naturgemäß leidet darunter Ordnung und Pünktlichkeit in der Wohnung. Viele Dinge, selbst wertvolle Schmucksachen und Geldbörsen treiben sich umher, die Schränke bleiben offen und in den Kästen liegen die Gegenstände durcheinander,

womit ihre Übersichtlichkeit schwindet. Alle diese Umstände führen in Versuchung. Manche Dame ist so reich, daß sie des Diebstahls nicht achtet: sie kann es sich leisten; andere dünken sich so vornehm, daß es gegen ihre Würde verstößt, Anzeige zu erstatten, ja, sie meinen sogar, es sei standesgemäß, sich bestehlen zu lassen. Es handelt sich da um Anschauungen, die unseres Erachtens ebenso töricht wie schädlich sind und auf beiden Seiten den Eigentumsbegriff schädigen. Will die Herrschaft einer Bediensteten etwas zuwenden, so steht nichts der Schenkung im Wege.

Das Mädchen drängen allerlei Umstände zur widerrechtlichen Aneignung. Sie hat kein Herz für ihre Herrschaft, sondern fühlt sich ihr gegenüber rein im Lohnverhältnisse, welches es auszunutzen gilt. Ihr Lohn steht zu ihrer Putz- und Vergnügungssucht in keinem Verhältnisse. Oft hat sie einen „Bräutigam", der Geld oder sonstige Unterstützungen gebraucht und sie ihr nicht selten geradezu abpreßt; bisweilen ist sogar schon ein Pfand der Liebe vorhanden, welches Kosten verursacht, Wäsche, Kleidchen und Spielzeug gebraucht. Auch arme Eltern oder sonstige Verwandte können das Mädchen auf die Bahn des Unerlaubten bringen.

Außerdem ist in unserer Überkultur der Sinn für Wahrheit und Ehrlichkeit reißend geschwunden. Man sieht ihn als überlebt und veraltet an. Der Geist der Habsucht und der Lüge durchschreitet das Zeitalter mit zermalmenden Tritten. Das wahre Ehr- und Rechtsgefühl sind vielen Menschen lächerliche Begriffe geworden. Selbstsucht und Schein traten nur zu oft an Stelle des Wesens.

Namentlich in Großstädten ist Diebstahl der Dienstboten ganz alltäglich. Wie manche Köchin findet nichts darin, daß sie die eingekauften Gegenstände höher berechnet, als sie sie bezahlt hat. Sie glaubt sogar, dies als ein ihr zustehendes Recht betrachten zu dürfen, und verläßt kalt lächelnd die Stelle, wo ihr dieses Recht verkürzt wird. In solcher Auffassung wird sie bestärkt durch das allgemein Übliche und durch das Entgegenkommen vieler Lieferanten, welches sich harmlos in Gestalt einer Zugabe von Schokolade, Bonbons, Seife u. dergl., doch ebensogut in festen Prozenten von allem Eingekauften äußern kann. Es wird über diese Dinge von einigen Kaufleuten, Schlächtern, Bäckern etc. sogar Buch oder doppeltes Konto geführt: eins für die Herrschaft, das andere für die Bedienstete.

Neben dem Übervorteilen kann noch eine zweite Heimlichkeit gehen, darin bestehend, daß die Köchin von allen Küchenvorräten und Lieferungen etwas nimmt, um es armen Verwandten, bisweilen selbst bloßen Hintermietern oder dem Portier zuzustecken, mit denen sich gut zu stellen sie Grund hat. Es handelt sich da namentlich um Kaffee, Reis, Mehl, Salz u. dergl., doch ebenso um Feuerung u. a. Aus „Versehen" läßt die Bedienstete auch wohl den Schlüssel im Kohlenkeller stecken, worauf freundliche Mitbenutzer erscheinen und sich Vorräte aneignen. Hinzu gesellt sich, daß unenthaltsame Dienstboten meinen,

von den Eßwaren gehöre ihnen stets eine Extrawurst; sie nehmen das beste Stück Fleisch für sich in Anspruch, trinken den stärksten Kaffee und einen Teil der Milch, naschen Zucker, Kompott und Früchte. Die Herrschaft wundert sich dann über den dünnen Kaffee, die wenige Milch und den schnellen Verbrauch der Kohlen, aber über die Verwunderung kommt sie nicht hinaus, bis die Hausfrau oder die Tochter den Kaffee selber macht. Aber auch das nützt nicht immer, denn bevor er auf den Tisch kommt, gießt die Hausgenossin für sich ab und füllt Wasser nach. Das Ergebnis ist dann, daß der Kaffee ebenso schwach bleibt, und man meint, es müßten die Bohnen nichts taugen oder im gemahlenen Zustande seien sie abgedunstet. Solche Aneignung kann geradezu verbrecherisch wirken. Ein 6 Monate altes Kind magerte immer mehr ab, fast bis zum Gerippe, und konnte schließlich nichts mehr vertragen, sondern gab alles von sich. In ihrer Angst übernahm die Mutter die Pflege selbst, und nun erholte sich das arme Wurm langsam wieder. Schließlich kam heraus, daß die Kinderwärterin stets die Milch ausgetrunken und dem ihr anvertrauten hilflosen Wesen nur Wasser gegeben hatte. Als die Familie die Sache anzeigen wollte, riet der Arzt wegen der vielen Unannehmlichkeiten davon ab. Später erfuhr man, daß die Kinder, welche das Mädchen früher „gepflegt" hatte, gestorben seien. Wie viele mag sie noch sonst haben verhungern lassen! — Bedenklich ist, wenn das Dienstmädchen selber mit einem Kinde den Segen der Nachkommenschaft genießt, was der Herrschaft natürlich möglichst verschwiegen wird. Dann verschwindet bald dies, bald das, zumal in kinderreichen Familien, ohne daß die Hausfrau recht begreift, wo die Sachen bleiben, weil die Mädchen sie doch nicht gebrauchen können. Und erkennt jene die Sachlage, so bleibt sie weitgehend wehrlos, denn alle Umsicht und jedes Verschließen schützen nicht gegen die Unverfrorenheit einer hartgesottenen Hausdiebin.

Eine andere Überschreitung des Rechtsgefühls besteht darin, daß Dienstboten die Kleidung der Hausfrau oder der Tochter tragen. Auch dieser Fall ist häufiger, als man gemeinhin annimmt. Am meisten kommt er vor, wenn die Herrschaften in die Sommerfrische gereist sind und ihre Wohnung dem oder den Mädchen überlassen haben.

Mit Vorliebe wird natürlich bar Geld genommen, wofür sich mancherlei Gelegenheiten bieten. Viele Hausfrauen lassen ihre Börse im Schlafzimmer oder in der Handtasche liegen, andere führen eine offene Wechselkasse oder rechnen bei gemachten Einkäufen nicht genau nach, lassen Schubladen mit Geld unverschlossen u. dgl. Auch in den Kleidertaschen des Hausherrn findet sich nicht selten Geld, wenn er sich umgezogen, Rock und Hose hängen gelassen oder zum Reinigen hinausgegeben hat. Eine geübte Hand findet da allerlei Möglichkeiten zu geschickten Griffen. Selbst der Zufall macht zum Diebe. Geldentwendungen lassen sich am schwersten beweisen.

Ferner gibt es eine Menge Kleinigkeiten, die jedes weibliche Wesen ge-

brauchen kann: Sicherheitsnadeln, Kämme, Schleifen, künstliche Blumen, Schmucksachen, Parfums, kurz: allerlei Toiletten- und ähnliche Gegenstände. Es sind Dinge, die die Herrschaft nicht allzusehr vermißt, deren Abhandensein sie nicht gleich bemerkt; oder wenn es geschieht, ist sie nicht sicher, ob dieselben nicht verlegt oder verloren wurden. Selbst Gummischuhe, Schirme und Handtaschen können in unordentlichen oder großen Haushalten als gute Beute erscheinen. Besonders stark wird in Herrenpensionen entwendet. Ein Mädchen, welches solch eine Pension zur rechten Zeit verlassen hatte, besaß einen ganzen Koffer voll seidener und anderer Taschentücher mit verschiedenen Namen, Schreibmappen, Krawattennadeln, Männerhemden und sonstigen für sie völlig wertlosen Gegenständen. Ein anderer Dienstbote wechselte seine Stelle. Sehr bald bemerkte die frühere Herrschaft, daß eine Menge Bett- und Leibwäsche fehlte. Als sie nachforschte, erfuhr sie, daß das Mädchen ihrer neuen Herrschaft inzwischen ein Kind beschert hatte. Gefährlich ist es auch, Betten in einem Bettsacke zu verwahren. Dieser steht abseits und wird in langen Zwischenzeiten nicht untersucht. Geschieht dies schließlich, kann man die unliebsame Entdeckung machen, daß die Betten aufgeschnitten und einer Menge Federn beraubt worden sind. Ein Mädchen war mit einem Schutzmanne verlobt. Die Herrschaft verreiste im Sommer, und nach der Rückkehr heiratete das Mädchen. Allmählich fiel der Hausfrau auf, daß die Betten so luftig seien. Als sie genauer nachforschte, entdeckte sie, daß alle ein Loch aufwiesen, welches sorgfältig wieder zugenäht worden. Wer hatte es getan? Beweise waren nicht vorhanden. Ein andermal bemerkte die Hausfrau wiederholt einzelne Federn im Schlafzimmer. Sie befragte die „Hausgenossin" und erhielt zur Antwort, die Überzüge seien nicht dicht. Als letztere fort war und die Frau zufällig die Betten im Mädchenzimmer nachsah, erkannte sie, daß dieselben wesentlich dünner geworden waren. Sie zeigte dies der Polizei an, welche eine Nachsuchung in der Wohnung der Eltern des Mädchens machte, aber natürlich nichts fand.

Wenn etwas unbemerkt aus dem Hause getragen und dann bei Verwandten, Freundinnen oder selbst als Paket bei einem vertrauten Grünwarenhändler oder Portier untergebracht ist, läßt sich schwer ein Nachweis des Diebstahls führen. Einmal verließ ein Mädchen den Dienst. Die Hausfrau blickte aus dem Fenster und bemerkte, daß ein Handwagen voll Gerätschaften fortgebracht wurde. Erst dachte sie sich nichts dabei, als sie jedoch einige Tage später den Boden betrat, erkannte sie, daß er ausgeräumt war. Sie benachrichtigte die Polizei. Das Mädchen war aber zunächst nicht aufzufinden, und als es endlich gelang, besaß sie nachweislich nur noch unbedeutende Gegenstände, welche eine Strafanzeige nicht lohnten.

Bisweilen wird auch unter fremdem Einflusse, zumal unter dem von Geliebten, gehandelt. Die holden Wesen sind im Verschenken ihrer Zuneigung oft un-

glaublich leichtfertig. Wer einige Male mit ihnen getanzt hat oder sie in eine Konditorei führte, den Mund vollzunehmen und etwas zu schmeicheln versteht, hat sie gewöhnlich nur allzubald. Die hieraus entstehenden Eigentumsvergehen können ohne, mit halbem, aber auch mit vollem Wissen der Angebeteten erfolgen. Bei einem höheren Beamten kamen wiederholt Diebstähle vor, wenn niemand, auch das Mädchen nicht, zu Hause war, einmal sogar des Vormittags, als die Hausfrau mit der Bediensteten zum Einkaufen fortgegangen war. Ein andermal verschwanden die besten Herrenhemden, obwohl das Mädchen behauptete, keinen Schatz, sondern nur einen Bruder zu haben.

Sind die Mädchen noch jung oder furchtsam, gelingt es durch festes Auftreten und die Zusage von Straflosigkeit bisweilen, den entwendeten Gegenstand wieder zu bekommen. Ganz unerwartet findet er sich dann an einer Stelle wieder, die vorher vergeblich durchsucht wurde. So war ein goldenes Armband der Hausfrau verschwunden. Sie hatte die Köchin in Verdacht und ließ deren Sachen durch einen Polizeibeamten untersuchen. Noch während dessen Tätigkeit kam das jugendliche Kindermädchen herbei und berichtete, sie habe das verlorene in der Gardine steckend gefunden — ausgerechnet ein Armband in der Gardine. Im Ganzen blüht unter dem Dienstpersonal der „Kleindiebstahl“, das „Mausen“, in erschreckendem Umfange, weniger der schwere Diebstahl, weil er gefährlich ist und nicht bloß Frechheit, sondern auch Mut erfordert.

Während die Mehrzahl der Dienstboten trotz aller Machenschaften arm bleibt, wie Kirchenmäuse, weil sie nicht zu rechnen und nicht hauszuhalten verstehen, haben andere hunderte, ja tausende selbst viele Tausende von Mark auf den Sparkassen. Vergebens fragt man, wie konnte das Mädchen in den Besitz so vielen Geldes kommen; es läßt aber wichtige Rückschlüsse auf unsere Frage zu. Die Herrschaft ahnt gewöhnlich nichts von den großen „Ersparnissen“. Um so geschäftiger und kundiger sind die Heiratsschwindler, bei deren Entlarvung oft die unglaublichsten Dinge von weiblichem Privatvermögen zum Vorscheine kommen.

Auch bei „Aushilfen“ und Reinemachfrauen hat das Entwenden ungemein zugenommen. Viele kommen stets mit einem Korbe und gehen mit einem solchen, obwohl sie ihn für ihre Arbeit schlechterdings nicht gebrauchen. Mir ist der Fall bekannt, daß eine Abwaschfrau den Korb zu einer bestimmten Zeit zur Tür hinaussetzte, worauf ihre kleine Tochter kam und ihn geheim forttrug. Der Umstand, daß Aufwartefrauen gewöhnlich allein arbeiten ohne Dienstboten zur Seite, erleichtert ihr Bestreben. Vorsichtige Hausfrauen geben deshalb auch nicht mehr Wirtschaftssachen heraus, als sie übersehen können, schließen die Speisekammer zu und lassen die Behälter für Reis, Salz, Mehl usw. möglichst leer.

Das ganze Diebstahlwesen wird sehr durch die Hintertreppen erleichtert, weil die Herrschaft nicht sieht und nicht sehen kann, was sich auf ihnen ereignet, sie diese selten betritt und deshalb dort ziemlich fremd ist, wogegen die Bediensteten sich auf ihr und in ihrer Umgebung zu Hause fühlen.

Einen üppigen Wucherplatz für die weibliche Fingerfertigkeit bildet bekanntlich das Warenhaus. Hier wird in weitestem Umfange entwendet: mit Diebestaschen, Umschlagetüchern, Muffen usw. gewirtschaftet, selbst der Abort bleibt vor Verschwindenlassen unter den Kleidern nicht sicher. Die großen Warenhäuser wußten sich deshalb auch nicht anders als durch gesteigerte Aufsicht, durch eigene Geheimbeobachter zu helfen und haben einen besonderen Raum für Kleideruntersuchungszwecke.

Die Putzsucht verführt bisweilen auch die Verkäuferinnen und Packerinnen zu kühnen Griffen, selbst ihrer mehrere zum Zusammenarbeiten, und manche schlaue Schneiderin weiß mit großem Geschicke von Stoffen und Zutaten etwas für sich zu erübrigen.

Nach alledem halten wir den vorne beregten Satz von der Abnahme der Eigentumsvergehen für nicht zutreffend, obwohl er auf statistischer Berechnung zu beruhen scheint. Wie beim männlichen Geschlechte haben auch beim weiblichen die Vergehen zugenommen, nur ihre Äußerungen und damit ihre Folgen sind verschieden. Bei den Männern führen sie zu gesteigerter Roheit, Gewalttätigkeit und Verwegenheit, die leicht Zusammenstöße mit dem Gesetze bewirken. Anders bei Frauen und Mädchen: da steigert sich die Heimlichkeit, die Hinterhaltigkeit und die Technik des Diebstahls, verbunden mit der vermehrten Möglichkeit der Vertuschung und Verschleierung. Hinzu gesellt sich der meistens geringe Wert des Entwendeten, welcher die Anzeige lähmt. Der Zahl der Eigentumsvergehen entspricht weitaus nicht die der Bestrafungen. Unsere ganzen Zustände und die steigenden Ansprüche bilden eine Brutstätte für Stehlen und Entwenden. Einen Schluß von den Strafen auf die Taten zu ziehen, ist unzulässig, ist geradezu falsch.

Werner Köhler: Goethe und Napoleon.

Das Jahr 1913 feierte die hundertjährigen Gedenktage jener großen Ereignisse, die schließlich zur Befreiung Deutschlands von der napoleonischen Herrschaft und zur Entthronung des Korsen führten. Es dürfte trotzdem nicht uninteressant sein, eine Episode zurückzurufen aus jenen Tagen, in denen der Imperator auf der Höhe seiner Macht stand und wo der Genius unseres größten Dichters bewundernd zu seinem Gestirn emporblickte.

Als das Unwetter der französischen Revolution den politischen Himmel Europas verdunkelte und die Blicke der Bewohner dieses Erdteils sich bangend nach Westen richteten, stand Goethe in der Vollkraft seiner Jahre, oder wie der Volksmund es nennt, im Schwabenalter. Von dem Stürmer und Dränger, der sich einst in Straßburg an der deutschen Baukunst des Mittelalters berauscht hatte, dessen „Götz von Berlichingen" der stärkste Ausdruck echt deutscher Art, das Vorbild und der Abgott eines neuen deutschen Dichtergeschlechtes geworden war, war wenig übrig geblieben. Die Reise nach Italien, sagt Kluge, bildet den Hauptwendepunkt in Goethes Leben, und er selbst bezeichnet den Aufenthalt unter dem südlichen Himmel als die Zeit seiner Wiedergeburt. Und die neuen künstlerischen Ansichten, von denen jetzt sein ganzes Wesen erfüllt war, mußten natürlich auch auf seine politischen Anschauungen hinübergreifen und machen es erklärlich, daß die französische Revolution nie einen Verehrer an Goethe gefunden hat. Hatten Schiller und Wieland sie anfangs begeistert als das Morgenrot der neuen Völker- und Menschenfreiheit begrüßt, um sich später schaudernd von ihren Blutströmen wegzuwenden, so blieb Goethe ein solcher Wandel der Gesinnung erspart, denn neben der Kunstanschauung des gereiften Mannes hat zu seiner Ablehnung der französischen Revolution noch ein anderes Moment schon bei ihrem Beginn beigetragen. Das ist der tief in Goethescher Wesensart ruhende aristokratische Zug und das Bewußtsein staatsmännischer Überlegenheit über die Unkenntnis der Menge, das sich in Goethe während des 1½ Jahrzehnts, das er im Dienste Karl Augusts stand, entwickelt hatte.

Ein Mann, der eine solche Gesinnung hegte, konnte sich allerdings nicht für die blutige Selbsthilfe des französischen Volkes begeistern. Und als es dann deutlich zutage trat, daß die Gewalthaber der Revolution das Volk immer mehr an den Rand des Abgrunds gebracht hatten, als, nachdem jegliches Band der Sitte und Ordnung zerrissen war, sich schließlich vor dem Wirrsal chaotischer Zustände unter Schlachtenlärm und Kanonendonner der Held des Tages emporschwang, um mit eiserner Faust die wilden, dämonischen Gewalten zu bannen,

war es da nicht natürlich, daß auch der Blick Goethes zu jenem Mächtigen bewundernd emporschweifte? —

Immer von neuem sind Geschichtsschreiber aufgetreten, die über Goethes unpatriotische Sympathien für Napoleon sich bitter beklagt haben. Aber man darf nicht vergessen, daß große Persönlichkeiten auch große Maßstäbe verlangen. Einen solchen aber wendet Goethe auf Napoleon an, wenn er von ihm 1807 sagt: „Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus, sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser."

Oder er drückt denselben Gedanken 1806 kurz nach der Invasion der Franzosen etwa folgendermaßen aus: „Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, sondern vielmehr zu dem größten Verkehr; der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst, führt uns dazu."

Ende September 1808 findet sich in den Tag- und Jahresheften Goethes, die als Ergänzung seiner sonstigen Bekenntnisse dienen, folgende Notiz: „Der im September in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Kongreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte!"

In der Tat reihte sich vom 27. September ab in Erfurt Fest an Fest. Am 25. war Zar Alexander in Weimar eingetroffen und am folgenden Tage von seinem kaiserlichen Freund bei Münchenholzen empfangen und nach Erfurt geleitet worden. Am 29. September wurde auch Goethe vom Herzog Karl August nach Weimar berufen. Wir ersehen dann aus seinen Tagebüchern, daß er an den Veranstaltungen teilgenommen und am neunundzwanzigsten und dreißigsten abends die Aufführungen des „Théatre française", wo „Andromache" und „Britannicus" gegeben wurden, besucht hat. Am 2. Oktober ist er dann, nachdem er morgens beim Lever des Kaisers zugegen gewesen war, von diesem, der seinen Namen im Rapport des 30. unter den Neuangekommenen gelesen hatte und wohl auch von Marschall Lannes und Minister Maret auf den Dichter aufmerksam gemacht worden war, um elf Uhr zur Audienz befohlen worden.

Hatte Goethe in seinen Tag- und Jahresheften die schon erwähnte Absicht geäußert, selbst ein Bild der Erfurter Vorgänge zu entwerfen, so müssen wir bedauern, daß sie nur in jener unvollkommenen Weise zur Ausführung gebracht wurde, wie es am 15. Februar 1824 auf das Drängen des Kanzlers Müller hin geschah. Wir meinen die Skizze, die im 20. Band IV der Weimarer Ausgabe Platz gefunden hat. Immerhin, wenn auch 16 Jahre nach dem Ereignis selbst geschrieben, wird sie doch für uns eines der wichtigsten Dokumente bei der Darstellung dieser Dinge sein.

Das ergiebigste und zugleich doch auch bis auf gewisse Einzelheiten durchaus glaubhafte Zeugnis besitzen wir in dem Werk des Kanzlers Müller, des

Weimaraner Geschäftsträgers in den Erfurter Tagen und Freundes Goethes: Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1806—1814. Müller hat allerdings nicht zu denen gehört, denen es vergönnt war, der Unterredung des Kaisers und des Dichters beizuwohnen, sondern mußte im Vorzimmer auf Goethes Rückkunft warten, er erzählt aber dann Folgendes:

„Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den Hergang der Unterredung, sei es, weil es in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delikatesse. — — —

— — — — — — — — — — — —

Erst lange nachher teilte er mir nach und nach die Einzelheiten jener Unterredung mit, aber erst kurz vor seinem Tode konnte ich ihn bewegen, darüber die immer noch sehr lakonische Niederschrift zu machen, die ich aus seinen mündlichen Mitteilungen zu ergänzen mich bemüht habe."

Wir sehen also, daß Müllers Bericht aus der zuständigsten Quelle, nämlich von Goethe selbst stammt. Was uns nun noch an weiteren Zeugnissen bleibt, sind gelegentliche Äußerungen Goethes in Briefen oder mündliche Mitteilungen an Riemer oder Eckermann, die von diesen aufgezeichnet worden sind, und dann: die Memoiren Talleyrands, der selbst Zeuge des Gespräches gewesen ist.

Als vor nunmehr ungefähr zweiundzwanzig Jahren die Memoiren Talleyrands von dem Herzog von Broglie herausgegeben wurden, wurden sie natürlich auch von der Goetheforschung freudig begrüßt, erwartete man doch von dem Augenzeugen noch näheren Aufschluß über die Unterredung Goethes und Napoleons. Und in der Tat enthält der Bericht Dinge, von denen die uns bisher bekannten Quellen nichts zu melden wissen. Aber die Kritik zeigte sehr bald, daß der „Vater der Lüge", wie Talleyrand schon von seinen Zeitgenossen genannt wurde, sich auch hier seines Beinamens würdig erwiesen hatte.

Ludwig Geiger hat in seinem Werk: „Aus Alt-Weimar" in geistreicher Weise die völlige Unwahrhaftigkeit des Talleyrandschen Berichtes nachgewiesen, und wir können uns hier damit begnügen, einige besonders krasse Unmöglichkeiten als Beispiel anzuführen.

Der Kaiser, sagt Talleyrand, habe während der Unterredung Goethe aufgefordert, am heutigen Abend (2. Oktober) das herzogliche Theater zu besuchen, wo „Iphigenie" aufgeführt wurde. In Wirklichkeit aber wissen wir, daß man „Mithridate" gab.

Auf die Frage des Kaisers, ob Goethe den Zar Alexander schon gesehen habe, habe der Dichter geantwortet: „Nein, niemals, aber ich hoffe ihm vorgestellt zu werden." In der Tat hatte er ihn schon am fünfundzwanzigsten in Weimar gesehen. Ferner schildert Talleyrand das Ende der Unterredung so, als ob er selbst dabei zugegen gewesen sei, während Goethe ausdrücklich erwähnt, daß der

Fürst vorher das Zimmer verlassen hatte. Dann setzt er hinzu: „Ich folgte Herrn Goethe und lud ihn ein, bei mir zu speisen. Als ich wieder zurückkam, schrieb ich diese erste Unterhaltung nieder, und während des Diners versicherte ich mich durch verschiedene Fragen, die ich an ihn richtete, daß sich alles vollkommen genau so verhielt, wie ich es hier schreibe."

Das ist nun eine offenbare grobe Lüge; denn wir finden im Tagebuch Goethes verzeichnet, daß er an diesem Tage beim Herzog gespeist habe.

Vor allem aber wissen die Memoiren des französischen Staatsmannes nichts von einem Gespräch über den „Werther", das Talleyrand auch nach Goethes Skizze noch mit angehört haben muß. Diese Beispiele ließen sich noch beliebig fortführen.

Zu diesen äußeren falschen Tatsachen treten aber noch innere Unwahrscheinlichkeiten, aus denen klar hervorgeht, daß Goethe und Napoleon nicht in der von Talleyrand geschilderten Art gesprochen haben können.

Zudem hat Bernhard Suphan im 15. Goethejahrbuch die nachweislich früheste zusammenhängende Aufzeichnung über die berühmten Gespräche veröffentlicht, die nach Talleyrands Auftrag diesem vom Kanzler Müller einige Tage nach der Unterredung überreicht worden ist und die den Kern der späteren Müllerschen Erinnerungen über diesen Punkt schon enthält.

Mit vollem Recht urteilt daher Geiger in seinem schon erwähnten Werk: „Alle seine (Talleyrands) Seltsamkeiten und groben Verstöße beweisen, daß der Berichterstatter die Wahrheit nicht kannte oder nicht sagen wollte. Rührt der Bericht von Talleyrand selbst her — was bei dem Mangel an Überlieferung nicht zu beweisen ist — so zeigt er eine bei ihm oft bemerkte Flunkerei, vielleicht auch die Absicht, mit Wissen zu prunken. Das Schweigen über den „Werther" könnte man auch als bestimmte Tendenz auffassen, der deutschen Literatur die ihr vom Kaiser erwiesene Ehre nicht zu gönnen."

So können die Memoiren Talleyrands einem vorsichtigen Geschichtsschreiber über die Unterredung Goethes und Napoleons also nichts Neues bieten, da ihre Zuverlässigkeit nur so weit erwiesen ist, wie sie mit den beiden andern vorhandenen Berichten, auf die sich nun unsere Darstellung beschränken muß, übereinstimmen.

Als Goethe zu der angegebenen Zeit erschien, forderte ihn ein dicker Kammerherr, ein Pole, zum Verweilen auf. Der Dichter wird Savary und Talleyrand vorgestellt und dann, nachdem die Menge sich verlaufen hatte, in das Kabinett des Kaisers gerufen. In demselben Augenblick meldete sich Daru, der sogleich eingelassen wird. Der Kaiser saß frühstückend an einem großen runden Tisch. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe näherzukommen, und nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, sagte er: „Vous êtes un homme!" Dann fragte er den Dichter nach seinem

Alter. Als er erfuhr, daß dieser im sechzigsten Lebensjahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethes Trauerspielen über. Hier nahm Daru, der, wie Goethe meint, um den Deutschen, denen er sonst so wehe tun mußte, zu schmeicheln, das Wort und ließ sich über Goethes dichterische Tätigkeit aus.

„Er sprach von mir," sagt Goethe, „wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben, wenigstens erkannte ich daran ihre Denkweise und Gesinnung."

Auch die Übersetzung von Voltaires „Mahomet" durch Goethe erwähnte er lobend. „Das ist kein gutes Stück", sagte der Kaiser, und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Er wandte das Gespräch dann auf den „Werther", den er siebenmal gelesen hatte. Zum Beweise dessen machte er eine tief eindringende Analyse des Romans, bezeichnete schließlich eine gewisse Stelle und sagte, daß er hierin eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe fände. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das getan?" —

Goethe hörte mit heiterem Gesicht zu, fand aber die weitere Begründung des kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel die fein versteckte Naht entdeckt. Dem Kaiser erwiderte er mit vergnüglichem Lächeln, es hätte ihm noch niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als richtig anerkennen. Einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichen Wege nicht hervorbringen zu können glaube. Der Kaiser schien damit zufrieden zu sein und kam auf das Drama zurück. Über dieses machte Napoleon sehr bedeutende Anmerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleichsam wie ein Kriminalrichter betrachtete, und die deutlich zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke übergehend, mißbilligte er sie höchlichst: „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört; was will man jetzt mit dem Schicksal, die Politik ist das Schicksal!"

Hierauf sprach der Kaiser lange mit Daru über Kontributionsangelegenheiten, Goethe trat zurück und hatte Muße zu bemerken, daß er an dem Erker stand, in dem er vor mehr als dreißig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt hatte. Talleyrand hatte das Zimmer verlassen, aber der Marschall Soult war eingetreten. Der Kaiser fragte ihn scherzend nach einigen unangenehmen Ereignissen in Polen. Schließlich stand er auf und schritt auf

Goethe zu, indem er ihn durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe abschnitt. Er kehrte den andern den Rücken und fragte mit gemäßigterer Stimme den Dichter nach seiner Familie und seinen Beziehungen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiedene Urteile.

Goethe bemerkt dabei, daß er überhaupt Gelegenheit hatte, während des ganzen Gesprächs die Mannigfaltigkeit der kaiserlichen Beifallsäußerungen zu bewundern. Denn selten hörte Napoleon unbeweglich zu; entweder nickte er mit dem Kopfe oder sagte oui oder c'est bien oder dergleichen. Auch fügte er gewöhnlich, wenn er ausgesprochen hatte, hinzu: „Qu'en dit Monsieur Goeth?"

Schließlich fragte Goethe durch eine Gebärde bei dem Kammerdiener an, ob er sich beurlauben dürfe. Als das bejahend erwidert wurde, nahm der Dichter ohne weiteres seinen Abschied und vernehmlich hörte man den Kaiser zu Berthier und Daru sagen: „Voilà un homme!" — — Das ist der Verlauf der Unterredung, in der die beiden größten Geister ihres Zeitalters bewundernd einander gegenübertraten. Es hat aber noch eine zweite stattgefunden und zwar in Weimar am 6. Oktober bei dem Ball, den der Herzog nach einer Aufführung der französischen Schauspieler den beiden Majestäten gab und bei dem auch Wieland von dem Kaiser gewürdigt wurde. Es war Voltaires „La mort de César" gegeben worden. Talma, in der Rolle des Junius Brutus, hatte sich selbst übertroffen. Gleich nach dem Schlusse des Theaters begann der herzogliche Hofball. Der Kaiser, der sich mit Goethe unterhielt, knüpfte an die Vorführung des „Mort de César" an und sprach noch einmal seine Gedanken über die Tragödie aus. Das Trauerspiel sollte nach seiner Meinung die Lehrschule der Könige und Völker sein, das sei das Höchste, was der Dichter erreichen könne. Er forderte Goethe auf, den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, zu schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe seines Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Die Beziehung auf den großen Weltbezwinger selbst ist ja wohl unverkennbar. Und dann: „Kommen Sie nach Paris. Ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es eine größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden." —

Es interessiert wohl noch, die Frage zu erörtern, welche Stelle des „Werther" der Kaiser getadelt hat. Eine Vermischung des gekränkten Ehrgefühls mit der leidenschaftlichen Liebe, so daß beim Leser der Eindruck der letzteren geschwächt wird, war es, was der Kaiser dem Dichter zum Vorwurf machte. Lange ist daran herumgerätselt und die sonderbarsten Theorien sind von den deutschen Gelehrten aufgestellt worden, da Goethe in dieser Hinsicht sehr verschwiegen war und selbst Eckermann gegenüber nicht mit der Sprache heraus wollte.

Schließlich ist es aber einem französischen Gelehrten Sklover in seinem Buche: „Entrevue de Napoleon et de Goethe" gelungen, das Rätsel zu lösen.

Die Stelle, die den Kaiser zu seinem Urteil veranlaßte, befand sich in der Übersetzung, die Napoleon nach Ägypten mitgenommen hatte, und lautete: „Der Kummer, den er als Gesandtschaftssekretär erduldet hatte, verwischte sich niemals in seinem Gedächtnis. Wenn er davon zu sprechen begann, was selten geschah, fühlte man leicht, daß er seine Ehre durch dieses Abenteuer unheilbar verletzt glaubte und daß er den Geschmack an allen politischen Angelegenheiten und Beschäftigungen verloren hatte. Er überließ sich dann gänzlich den seltsamen Gedanken und Gefühlen, die sich in seinen Briefen ausgedrückt finden, und einer grenzenlosen Leidenschaft, die schließlich alles verzehren mußte, was ihm an Kraft bleiben konnte. Die ewige Einförmigkeit eines traurigen Handels mit der liebenswürdigsten und angebetetsten Frau, deren Ruhe er störte, seine Anfälle, seine Kämpfe, seine ziel- und zwecklosen Arbeiten trieben ihn schließlich dazu, seine Tage zu beendigen."

Nehmen wir heute eine Ausgabe des „Werther" zur Hand, so finden wir statt jenes Absatzes nur die wenigen Worte: „Endlich war er mit den traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet und sein Vorsatz fest und unwiderruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an seinen Freund schrieb, ein Zeugnis abgibt." — — —

Wir sehen also, daß die den Korsen zu seiner Kritik herausfordernde Stelle fortgeblieben ist, und sie war es bereits, als sie Napoleon im Jahre 1808 tadelte. Denn schon die Ausgabe des Jahres 1787, die unter Beistand von Herder und Wieland hergestellt wurde, hatte sie beseitigt. Die französischen Übersetzer aber waren erst viel später der neuen Version gefolgt, so daß der Kaiser sie 1808 ebenfalls noch nicht kannte. „Man könnte nun erstaunt sein," wirft Sklover ein, „daß Goethe nicht dem Kaiser geantwortet hat, daß seine Kritik sich nicht auf die letzten Ausgaben des „Werter" beziehen könne, aber man darf nicht vergessen, daß mehr als zwanzig Jahre seit der Publikation von 1787 vergangen waren. Der Dichter erinnerte sich also im Jahre 1808 gerade im Augenblick der Unterredung nicht daran, daß er dieser Kritik schon zuvorgekommen war, indem er die fragliche Stelle aus seinem Werk verschwinden ließ."

Im November des Jahres 1808 hat dann Riemer in einem langen Brief an Cotta eine Art offiziöser Kundgabe, die für die Freunde Goethes bestimmt war, in die Feder diktiert erhalten. Es heißt darin:

„Ich will gern gestehen, daß mir in meinem langen Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen hat, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des

Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei; wie er mich denn auch mit besonderer Gewogenheit entließ und das zweite Mal in Weimar die Unterhaltung in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß, wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herrn finden werde. — — —

Wie wert muß mir in dieser Betrachtung das hinterlassene Zeichen sein und wie höchst vergnüglich das demselben zugefügte russische. Denn wer möchte nicht gern ein Denkmal jener wichtigen Epoche besitzen, ein Zeichen der Vereinigung zweier so großen als entfernten Mächte, wenn es auch weniger schmeichelhaft wäre."

Hieraus ersehen wir deutlich, die persönliche Begegnung mit Napoleon hat die schon vorher vorhandene Bewunderung bei Goethe nicht verringert, sondern sie vielmehr noch erhöht. Wie eine übermenschliche, dämonische Erscheinung tritt uns der Kaiser noch aus den späteren Äußerungen des Dichters entgegen, und auch der gefallene Held büßte nichts in den Augen Goethes von seinem früheren Glanze ein.

Die poetische Gerechtigkeit sei eine Absurdität, das allein Tragische ist das Injustum und Prämaturum, aus diesem Gesichtspunkt betrachte Napoleon sein Auftreten und glaube, daß er das Fatum spiele, sagte Goethe einmal zu Eckermann.

So dachte Goethe sich seinen Helden, so lebte dessen Bild in seiner Seele. Dem patriotischen Empfinden unserer Tage wird es freilich nicht entsprechen und man wird das Gefühl des Bedauerns über den politischen Indifferentismus des größten deutschen Genius kaum unterdrücken können. Objektive Geschichtsforschung aber kennt als höchstes Gebot nur die Wahrheit.

Wir schließen mit den Worten von Andreas Fischer, der demselben Gegenstand eine eingehende Studie gewidmet hat:

„Goethe hat sich seinen Napoleon selbst zurechtgelegt, ohne Hilfe der Legende; der Korse war die große Figur in seinem Leben, die ließ er sich nicht klein hauen. Was falsch war und widerwärtig in Napoleon, der Scharlatanismus, ist dem Dichter nicht entgangen; aber er hielt sich an die Hauptzüge und die genügten zu seinem Heldenbilde."

Justizrat E. B. Auerbach: Friedrich der Große als Ehestifter.

Getreu seinem Grundsatz, „es sei für Preußen die Hauptsache, Rußland für sich zu haben, und diese Verbindung so fest einzurichten, daß unsere Feinde sie nicht zerstören können", hatte Friedrich mit Vergnügen wiederholt Gelegenheit ergriffen, um sich Rußland gefällig zu zeigen und zwar auch in Familienangelegenheiten. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland suchte damals für ihren Neffen, den Thronfolger Peter, eine Frau; es waren bereits Verhandlungen mit Kur-Sachsen angeknüpft worden, die nicht ohne Aussicht schienen, dem König behagte dies aber nicht, er wollte auch nicht eine preußische Prinzessin in Vorschlag bringen, „weil es wider alles natürliche Gefühl sei, eine kur-sächsische Prinzessin durch eine solche aus dem königlichen Geblüt überwinden zu lassen", aber er fand eine andere geeignete Prinzessin. In seinem Heere dienten die Fürsten von Anhalt, und derjenige von Zerbst hatte eine Tochter Sophie, welche passend erschien; es gelang dem König, diese Heirat zustande zu bringen, wenn es auch, wie er selbst schreibt, „mehr Mühe gekostet hat, als wenn es die wichtigste Sache von der Welt gewesen wäre".

Außer der Verschiedenheit der Religion war noch die Verwandtschaft zwischen den zukünftigen Eheleuten hinderlich, da beide von Christian August und Friedrich IV. von Holstein-Gottorp abstammten, welche Brüder gewesen waren. Der ganze Plan mußte auch wegen der drohenden Intrigen der anderen Höfe durchaus geheim gehalten werden, so daß sogar der Vater der Braut nicht mit nach Rußland reiste, und daß die Brautmutter als Vorwand zu dieser Reise lediglich, wie ihr der König riet, den Wunsch aussprechen solle: der Kaiserin mündlich für die ganz besondere ihrem Bruder und ihrer ganzen Familie erwiesene Güte zu danken. In zwei Briefen vom 30. 12. 1743 und 6. 1. 1744 macht der große König das strengste Geheimnis der Fürstin Zerbst nachdrücklichst zur Pflicht.

Der Hofklatsch konnte sich natürlich nicht versagen, hier auch noch andere Motive unterzuschieben, daß nämlich diese Prinzessin die eigene Tochter des Königs gewesen sei. Der Graf Werthern, sächsischer Gesandter in Paris, „soll" am 16. September 1780 an den Grafen S . . . ., Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Dresden, einen Brief geschrieben haben, welcher sich noch im königlichen Archiv in Dresden befinden „soll" und in dem es heißen „soll":

> Man weiß, daß die Kaiserin von Rußland für eine Tochter des Königs von Preußen gilt, der, als er 17 Jahre alt, im Jahre 1729 vom Hofe aus Berlin entwich, sich an den der Prinzessin Anhalt begab und sich dort gerade 9 Monate vor der Geburt der Semiramis des Nordens befand.

Diesen Klatsch beseitigt für jeden nicht Voreingenommenen überzeugend die einfach-höfliche Form, in der der König Braut und Brautmutter der Kaiserin empfiehlt; er schreibt am 30. Dezember 1743 an sie:

Meine gnädige Frau Schwester! Ich konnte die Fürstin von Zerbst und deren liebenswürdige Tochter nicht abreisen sehen, ohne diese Gelegenheit zu benutzen, Ihrer kaiserlichen Majestät gegenüber dem Gefühl meiner vollen Anhänglichkeit Ausdruck zu geben. Ich wage Ihnen Mutter und Tochter als Personen zu empfehlen, welche mir wahrhaft theuer sind und für deren Verdienste ich E. K. M. bürgen kann. Die junge Prinzessin vereinigt mit aller Munterkeit und Fröhlichkeit ihres Alters Gaben des Geistes und Verdienste des Herzens. Ich schmeichele mir, daß E. K. M. mit Ihrer Wahl zufrieden sein wird, und daß Sie diesen beiden Fürstinnen gern eine Güte beweisen werden, welcher sich sicher diese nicht unwürdig zeigen werden. Ich bin mit allen Gefühlen der vollkommensten Hochachtung

meine gnädige Frau Schwester
Euer kaiserlichen Majestät
freundwilliger Bruder und treuer
Bundesgenosse

Féderic.

So (Féderic) liebte der große König bekanntlich lange Zeit seinen Namen des Wohlklangs wegen zu schreiben.

Am 10. Juli 1745 fand die Verlobung statt, wobei die Prinzessin von Zerbst Sophie Auguste Friederike zur Kaiserlichen Hoheit unter dem ihr in der griechischen Taufe gegebenen Namen Katharina Alexejewna ernannt wurde. Aus der Zwischenzeit sind noch zwei Briefe des Königs an die Kaiserin Elisabeth vom 25. 11. 1744 und 6. 12. 1744 vorhanden, in deren ersterem er die Kaiserin vor gefährlichen Verschwörungen warnt, welche ihre Feinde gegen sie selbst und gegen den Thronfolger planen, während er im letzteren mit Schmerz die Pläne seiner eigenen Feinde erwähnt, welche bestrebt seien, das gute Einvernehmen zwischen ihm und Rußland zu zerstören. Von der Heirat selbst ist in diesen beiden Briefen nicht mehr die Rede.

Übrigens war das Geschäft wichtiger für die Beziehungen der beiden Länder, als Friedrich selbst damals dachte oder ahnen konnte. Eine Hauptschwierigkeit war die, den Vater der Prinzessin von Zerbst zu bestimmen, die Religionsänderung seiner Tochter zu bewilligen. Wie dies gelang, werden wir weiter unten sehen, wo es Friedrich selbst mit einer Art von grimmigem Humor schildert.

Dieser erste „Kuppelpelz", den sich Friedrich, um sein eigenes, in seinem sonst französisch geschriebenen Brief deutsch geschriebenes Wort zu erwähnen, verdiente, war der Anlaß zu einem zweiten ähnlichen Vorfall, der in über-

raschender Weise der Heirat, welche der jetzt regierende russische Kaiser geschlossen hat, hinsichtlich der Familienverhältnisse gleicht.

Kaiserin Katharina selbst, die frühere Prinzessin von Zerbst, wünschte nun, ihren Sohn, den Thronfolger Paul zu verheiraten, und knüpfte hierüber mit dem König an. Dessen Bruder Wilhelm, den der König am 30. Juni 1744 zum Prinzen von Preußen, also mutmaßlichen Thronfolger, ernannte, war seit 6. Januar 1742 mit der Prinzessin Luise von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, und aus dieser Ehe war als ältester Sohn der Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere direkte Nachfolger Friedrichs des Großen, hervorgegangen. Dieser war mit der Prinzessin von Darmstadt, welche noch drei unverheiratete Schwestern besaß, verheiratet. Eine nahe Verschwägerung und Freundschaftsbeziehung dahin, daß der Thronfolger von Rußland also eine dieser Schwestern, Schwägerinnen des Thronfolgers von Preußen, heirate, konnte daher dem König bei seinen Grundsätzen über die Notwendigkeit derartiger Verbindungen mit Rußland nur angenehm sein.

Wir besitzen nun die hierüber zwischen dem König und der Mutter der zukünftigen Braut gewechselten Briefe (an den Vater hat der König anscheinend gar nicht geschrieben), welche in ihrer Mischung von Höflichkeit, Ernst, Humor, Vertrauen, Zurückhaltung, Vorsicht und Offenheit das Zeitleben und den Charakter des großen Königs so getreu widerspiegeln und so köstlich sind, daß ihre vollkommene Mitteilung sich wohl lohnt.

Die Korrespondenz zwischen dem König und der Landgräfin von Hessen-Darmstadt beginnt bereits im Jahre 1757. Damals verließ ihr Mann, wahrscheinlich auf Betreiben des österreichischen Hofes, den Dienst des Königs, und die Landgräfin dankte dem König für die bisher erwiesene Güte. Dann folgt eine Pause von zehn Jahren, nach welcher die Landgräfin den König bittet, ihren Neffen in seinen Dienst zu nehmen, was der König am 2. April 1767 mit dem Bemerken zusagt, daß, wenn der österreichische Hof ihn abberufen sollte, er doch in seinen Diensten bleiben müsse.

Am 4. Juli 1769 dankt die Landgräfin für die Wahl, die auf ihre Tochter Friederike zur Gemahlin Seiner Königlichen Hoheit des russischen Thronfolgers gefallen sei, bittet um Nachsicht für die Unerfahrenheit ihrer Tochter, verspricht „das Unmögliche möglich" zu machen, um die Reise nach Charlottenburg zu der vom König gewünschten Zeit zu vollbringen.

Der König antwortet ihr am 12. Juni 1769 sehr liebenswürdig und bedeutsam:

> Ich gestehe Ihnen offen, meine liebe Landgräfin, daß der Eindruck der Verdienste der Mutter einen entscheidenden Einfluß auf die Wahl Ihrer Tochter gehabt hat. Ich danke Ihnen aufrichtig für das Vergnügen, das Sie mir machen, indem Sie die Braut hierher begleiten — — — es giebt

übrigens so viele Dinge, die man sich nur sagen und nicht dem Papier anvertrauen kann, und über die ich mit Ihnen sprechen möchte — — —

Nachdem inzwischen die Hochzeit stattgefunden hat, sendet ihr der König am 26. Juli 1769 sein Bild mit einem Brief, in welchem er sich entschuldigt, daß ein „unter dem Harnisch ergrauter und unter der Last der Jahre seufzender Greis sein Bild einer so großen Fürstin zu senden wage; die Sendung sei unentschuldbar, wenn man ihm nicht zugesichert habe, daß die große Fürstin es zu haben wünsche. Wenn das Bild sprechen könnte, so würde es nur sagen, wie sehr das Original sie achte und schätze; kühner als der Dargestellte selbst würde das Bild eine unendliche Menge hinzufügen, die er selbst unterdrücke, um ihre außerordentliche Bescheidenheit zu schonen. Der König hofft, daß diese Darstellung seiner Gebrechlichkeit sie an einen Mann erinnern möge, welcher den Wert ihrer Freundschaft kennt und sich eine Pflicht daraus macht, sie zu verdienen. Die Markgräfin dankt ihm am selben Tage für das großartige Geschenk, welches durch den beigefügten Brief einen unschätzbaren Wert erhalten habe. Nichts auf der Welt könne ihr mehr Vergnügen machen, als das Bild des Größten der Sterblichen, welchen sie verehre und, wie sie wage hinzuzufügen, anbete.

Im Juni 1770 kommt die Markgräfin, freundlich von zwei kleineren Briefen des Königs empfangen, zur Entbindung ihrer Tochter nach Berlin, am 3. August 1770 wird der nachmalige König Friedrich Wilhelm der Dritte, der Urgroßvater des jetzigen Kaisers von Deutschland, geboren.

Vom selben Tage datiert ein graziöses Blatt des Königs, welches wie folgt lautet:

> Meine theuere Groẞmama! Ich bin Ihnen so verpflichtet für das Licht, welches ich erblicke, daß ich nicht umhin kann, Ihnen dafür meine Dankbarkeit zu bezeugen. Anbei dasjenige, was ich Ihnen von dem Ort bringe, von dem ich komme, und der, ich weiß nicht wo, liegt. Bewahren Sie es bitte, meine gute Groẞmama, damit Sie sich meiner erinnern. Wenn ich erst sprechen kann, werde ich Ihnen mehr darüber sagen.
>
> Der neue Ankömmling.

Offenbar war hier ein kostbares Geschenk beigefügt, mit dem der sonst sparsame König der Markgräfin gegenüber freigebiger gewesen zu sein scheint, die auch über den reichen Rahmen des früher erwähnten Bildes ihr Erstaunen kundgegeben hatte.

Vom gleichen Tage stammen auch die beiden Briefe der Markgräfin an ihren Gatten, in welchen sie ihm die genauen Details über die Ereignisse der Wochenstube mitteilt: der König sei zwei Stunden nach der Geburt bei der jungen Mutter erschienen, habe sich sehr erfreut gezeigt, ihr die liebenswürdigsten Sachen gesagt und sich sehr viel mit dem Kinde beschäftigt, dessen große auf ihn gerichtete Augen ihn offenbar amüsiert hätten. Schließlich habe er die Größe des Kindes

an seinem Spazierstock gemessen und seiner Nichte, der Mutter des Kindes, eine prachtvolle Diamantnadel geschenkt.

Es folgt nun ein Abschiedsbrief des Königs an die Markgräfin vom 11. August 1770 und ein ablehnender Dankbrief an sie vom 5. Dezember 1770 für die Empfehlung eines berühmten Ballettmeisters: „Diese Ballette sind schön, aber zu theuer und die Österreicher, Russen und Franzosen haben uns sieben aufeinanderfolgende Jahre tanzen lassen, daß wir einigermaßen den Geschmack an Theatertanz verloren haben oder wenigstens uns die Ausgaben dafür sparen".

Endlich am 7. Mai 1772 folgt nach diesen, die wechselseitige Achtung und Freundschaft des Königs und der Markgräfin zeigenden Briefen und Geschenken die für die russische Heirat so entscheidende Mitteilung: Der König schreibt aus Potsdam kräftig und energisch mitten in die Sache hineingehend:

> „Meine gnädige Frau Base! Es bietet sich eine günstige Gelegenheit, gnädige Frau, zur Verheiratung einer Ihrer Prinzessin Töchter. Ich habe natürlich demgemäß geglaubt, daß man vor Allem in dieser Hinsicht den Willen der verehrungswürdigen Mutter erforschen müsse. Es handelt sich nicht, gnädige Frau, um eine Kleinigkeit, sondern darum, eine Ihrer Töchter auf den Thron von Rußland zu bringen oder nicht. Die Sache ist sehr wohl zu machen. Ich weiß wohl, daß diese großen Glücksfälle immer gewissen Zufälligkeiten unterworfen sind. Indessen kann man stärker darauf rechnen, daß die Angelegenheit ein gutes, als daß sie ein ärgerliches Ende nehmen werde. E. H. wird selbst darüber urteilen, welche Vortheile eine solche Heirath für Ihr Haus bringen wird. Ich bitte Sie, darüber mit Sich zu Rathe zu gehen und mich dann Ihren Entschluß wissen zu lassen. Es ist keine Zeit zu verlieren, und ich bin beinahe sicher, daß mir die Sache gelingt, wenn Sie, gnädige Frau, sie gut heißen. Ich würde glücklich sein, wenn ich durch Ergreifen dieser sich bietenden Gelegenheit Ihnen, gnädige Frau, einige Dienste leisten kann und Ihnen ein Zeichen der Achtung und Werthschätzung geben kann, mit der ich bin usw.

Offenbar umgehend erwidert darauf die Landgräfin, die doch echt weiblich nicht eingestehen will, daß sie von der Sache gar nichts wisse, aus Darmstadt am 18. Mai 1772:

> Majestät! Ich empfinde sehr den Werth der Güte, mit welcher E. M. mich beehrt, Sie geben mir in diesem Augenblick einen starken Beweis davon, indem Sie mir die Ehre erzeigen, Sich mit der Heirath einer meiner Töchter zu beschäftigen. Diese Angelegenheit ist mir keineswegs durchaus unbekannt, und da Ew. Majestät mir die Ehre erzeigen, davon als einer Sache zu sprechen, welche möglich ist, so antworte ich mit aller Offenheit meines Charakters, daß ich keineswegs eine so glänzende Heirath ablehne, die ich als günstig für mich und meine Familie erkenne.

Außer der Genugthuung, die ich haben würde, eine meiner Töchter der Kaiserin von Rußland verschwägert werden zu sehen, machen meine Gefühle für diese große Fürstin mir diese Vereinigung noch um so viel werthvoller. Ich vertraue mich vollständig Ew. Majestät an und bin gerührt von Ihrer Güte und glücklich, auf Ihre Zustimmung rechnen zu können. Könnte ich doch alle wichtigen Handlungen meines Lebens der Entscheidung Ew. Majestät unterwerfen, der ich das unbedingteste Vertrauen, die unerschütterlichste Anhänglichkeit und die tiefste Achtung gelobt habe. Ich bin usw.

Der König übersieht liebenswürdig die nicht sehr höfliche Wendung, daß die Sache der Landgräfin schon bekannt gewesen sei, und schreibt am 24. Mai 1772, über den peinlichsten Punkt, den der Religionsänderung, gewandt hinweggleitend und die Vorteile der Verbindung sehr stark betonend:

Meine gnädige Frau Base! Ich bin entzückt, meine theuere Landgräfin, bei Ihnen derselben Denkungsart zu begegnen. Jetzt, da ich Ihres Einverständnisses sicher bin, werde ich die Eisen ins Feuer legen, um diese Angelegenheit zu beschleunigen und ihrem Ende zuzuführen. Dies wird mir sicher das Vergnügen verschaffen, Sie wiederzusehen, denn ich denke mir, daß Sie selber Ihre Prinzessin Tochter in ihr neues Vaterland werden führen wollen. Ich glaube, daß diese Angelegenheit schneller zu Ende kommen wird, als Sie selbst glauben, und daß Sie, gnädige Frau, Veranlassung haben werden, damit zufrieden zu sein. Ich erinnere mich, daß, als ich eine ähnliche Heirath dem verstorbenen Fürsten von Zerbst vorschlug, ich viele Mühe hatte, um seine Religionszweifel zu besiegen; er antwortete auf alle meine Vorstellungen mit: „meine Tochter nicht griechisch werden". (Im Text deutsch.) Ich hoffe, daß ähnliche Zweifel bei der gegenwärtigen Angelegenheit nicht stattfinden, um so mehr, als man ihm bewies, daß die griechische Religion genau dasselbe sei wie „lutherisch". Er war liebenswürdig genug, es zu glauben, und dadurch ist es gekommen, daß seine Tochter gegenwärtig Kaiserin von Rußland ist. Sie sehen, gnädige Frau, wovon oft das Eintreten der größten Glücksfälle abhängt. Ich wünsche, daß meine Bemühungen Erfolg, und daß ich die Genugtuung haben kann, Ihnen, gnädige Frau, dies bald ankündigen zu können. Ich bin mit ebensoviel Achtung als Freundschaft, meine gnädige Frau Base usw.

Die Landgräfin versteht sehr wohl seine Andeutung, daß der Religionswechsel der schwierigste Punkt sei, und erwidert am 5. Juni 1772:

Sire! Wie sehr bin ich von der Erkenntlichkeit für die Güte durchdrungen, mit welcher E. M. Sich mit dem Schicksal meiner Familie beschäftigt! Ich danke Ihnen unterthänigst tausendmal, daß Sie mir die Gnade erzeigt haben, mich durch den Brief vom 24. wissen zu lassen, daß

Sie die Eisen ins Feuer legen werden. E. M. allein können bewirken, daß die Frage sich zugunsten einer meiner Töchter neigt. Mehrere Prinzessinnen sind vorgeschlagen, und ich besitze nicht so viel Eigenliebe, um zu glauben, daß meine Töchter denselben an Reizen und Annehmlichkeiten gleichkommen. Ich wage nicht zu fragen, welche derselben erwählt werden könnte, aber ich stehe dafür ein, daß meine Tochter Wilhelmine ohne jede Schwierigkeit diesem Geschick sich unterziehen würde, und daß die griechische Religion sie keineswegs erschreckt. Ich bin der Zustimmung des Landgrafen sicher, ich habe ihn über diese Heirath sondiert. Allerdings habe ich ihm keineswegs gesagt, „daß seine Tochter sollte griechisch werden" (im Text deutsch), aber ich habe Grund zu glauben, daß er im Hinblick auf die Vortheile, die er sich von dieser Vereinigung verspricht, diesen Schritt verzeihen wird, welcher bis nach der Abreise unbekannt bleiben kann. Wenn irgend etwas in mir den Wunsch erregt, meine Tochter in ihr neues Vaterland führen zu können, so ist es die Erlaubnis E. M., sie Ihnen in Potsdam vorzustellen und das Glück zu haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; diese Augenblicke waren die glücklichsten meines Lebens und werden es immer sein. E. M. kennt den ganzen Umfang meiner Gefühle, die ich Ihnen weihe; erfüllt von Eifer, Anhänglichkeit und von der tiefsten Ehrfurcht bin ich, Sire, usw.

Der König erwidert schon am 13. Juni 1772, seinen bekannten indifferenten Standpunkt gegenüber den verschiedenen Bekenntnissen betonend:

Meine gnädige Frau Base! Ich bin sehr erfreut, gnädige Frau, mit Ihren Meinungen über die Verheirathung einer Ihrer Prinzessinnen-Töchter so gut zusammenzustimmen, so daß ich jetzt diese Angelegenheit als beinahe beendet ansehen kann. Was die Wahl anbetrifft, die man hinsichtlich der Prinzessinnen treffen kann, so glaube ich, daß man sich für die entscheiden wird, deren Alter am besten zu dem des Großfürsten paßt; und übrigens, gnädige Frau, kommt dies auf dasselbe hinaus, vorausgesetzt, daß Sie Schwiegermutter eines Kaisers von Rußland werden. Sie bereiten mir ein großes Vergnügen dadurch, daß Sie mir mittheilen, daß die Bekehrung zur griechischen Religion kein Hinderniß sein wird. Mein guter Fürst von Zerbst war widerspänstiger in Bezug hierauf, und irgend ein Geistlicher, welchen ich zu jener Zeit zu gewinnen wußte, war liebenswürdig genug, ihn zu überreden, daß der griechische Ritus dem der Lutheraner gleich sei, und er wiederholte unaufhörlich: „Lutherisch griechisch, griechisch lutherisch, das geht an". (Im Text deutsch.) Nach einigen Mummereien und einigen Erbärmlichkeiten von dieser Art reiste seine Tochter nach Rußland ab; da ist sie nun Kaiserin und große Kaiserin. Ich wünsche, gnädige Frau, daß die dunkle Zukunft den Wünschen entspreche, welche ich für Sie selbst und für die glücklichen Folgen dieser großen Angelegenheit hege. Meine

maquerellage (Kuppelei) wird gut belohnt sein, wenn Sie mir, während Sie Ihre Tochter begleiten, um sie auf den Thron zu setzen, das Vergnügen machen, mich im Vorbeigehen zu besuchen und mich in den Stand zu setzen, Ihnen von Mund zu Mund die Versicherung der Freundschaft und der wahren Hochachtung zu wiederholen, mit welcher ich verbleibe, usw.

Entgegen dieser Hoffnungsfreudigkeit scheinen sich doch einige Hindernisse gezeigt zu haben, denn am 3. August 1772, als der Thronfolger von Preußen, der Enkel der Landgräfin, zwei Jahre alt wurde, schrieb der König, ein in der Sammlung nicht vorhandenes Schreiben der Landgräfin beantwortend, sehr offen:

Meine verehrte gnädige Frau Base! Ich sehe, Gnädige, daß Sie sich Ungethüme erdichten, um sie zu bekämpfen. Seien Sie sicher: entweder ich habe keinen Einfluß oder eine Ihrer Töchter wird den Großfürsten heirathen. Ich weiß im großen Ganzen, daß man von der Zukünftigen Sanftmuth, eine ehrenhafte Haltung und Fruchtbarkeit verlangt. Was den letzten Punkt betrifft, so muß man sich auf die Wahrscheinlichkeit verlassen; Erfahrung würde bei einem so zarten Gegenstand nicht zulässig sein. Ich hoffe also, Sie auf der Durchreise bei uns zu sehen, während Sie Ihre Tochter im Triumph auf den Thron führen, welcher Sie erwartet. Assenburg ist ein mir sehr ergebener Mensch, der in dieser Angelegenheit nichts verderben wird.

Ich bin sicher, gnädige Frau, daß, wenn er Ihre Prinzessinnen-Töchter sieht, und besonders, wenn er von ihrer verehrungswürdigen Mutter auf sie schließt, Sie gewonnenes Spiel haben werden. Übrigens können Sie sich auf meine Fürsorge verlassen, ich arbeite für Sie mehr, als wenn ich Ihr Diener wäre; die Sache wird gelingen oder ich verstehe nichts. Sie werden von allem Wesentlichen benachrichtigt werden, was ich höre, und ich verlasse mich hierin ganz auf Ihre Verschwiegenheit.

Am 2. Dezember 1772 schreibt der König weiter:

Meine gnädige Frau Base! Ich habe nichts Eiligeres zu tun, meine theuere Landgräfin, als Sie zu bitten, ohne Aufschub das anzunehmen, was Ihnen die Kaiserin anbietet; hegen Sie keine Zweifel und laden Sie alles auf meine schwachen Rathschläge ab, was Ihnen Verlegenheit bereitet. Sie brauchen mir bloß anzudeuten, wann es Ihnen angenehm sein wird, hierher zu kommen, und ich werde Sie sofort einladen, worauf wir zusammen berathen werden, um einen passenden Vorwand für Ihre Reise nach Rußland zu finden. Jedenfalls müssen Sie hingehen und dem Urtheil des schönen Paris beiwohnen, welcher den Apfel einer von Ihren drei Göttinnen geben wird. Sie sehen, gnädige Frau, daß meine Vorgefühle recht sicher sind, und Sie werden über das Herz eines jungen Fürsten triumphieren, welcher ein sehr glückliches Loos mit einer Ihrer Prinzessinnen haben wird.

Ich will den Courier nicht aufhalten. Ich umarme Sie, meine theuere Landgräfin, und versichere Sie meiner vollständigen Anhänglichkeit, mit der ich bin, usw.

Dann am 19. Dezember 1772:

Meine gnädige Frau Base! Ich versichere Sie, meine theuere Landgräfin, daß niemand aufrichtiger an Ihrem Glück Theil nimmt, als Ihr sehr ergebener Diener, und ich bereue den Rath nicht, den ich Ihnen gegeben habe. Ich begreife, daß diese Reise Sie ein wenig in Verlegenheit bringt, aber Sie haben hier eine Tochter und Freunde, welche sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen beizustehen und, wenn es auch davon nicht abhängt, so wird alles Übrige von selbst gehen. Ihre Prinzessinnen sind ohne Zweifel schüchtern; wünschen Sie denn, daß dieselben in ihrem Alter anders seien? Fürchten Sie nichts, gnädige Frau! so weit ich den Landesbrauch kenne, liebt man sie eher sanft als keck; Sie wissen übrigens, wie sehr ein Jahr des Verheirathetseins die Zungen der jungen Damen löst; ich habe solche gesehen und auch die Kaiserin selbst, welche man für Kräutchen Rührmichnichtan gehalten haben würde, und welche in der Folge Anderen Veranlassung gegeben haben, sich wohl vor ihnen zu hüten. Ich werde Ihre Befehle erwarten, um hier Ihren Empfang vorzubereiten, und ich werde Ihnen erst dann schreiben, wenn Sie mich benachrichtigt haben werden.

Inzwischen werde ich mich an zwei Zeitabschnitten erfreuen, an dem Ihrer Hinreise und an dem Ihrer Rückkunft. Dies wird mein „Kuppelpelz" (deutsch) sein.

Ich bitte Sie, meine theuere Landgräfin, überzeugt zu sein, daß ich mit aller möglichen Hochschätzung und Freundschaft bin, Ihr usw.

Sein Versprechen, einen unauffälligen Vorwand zur Reise zu geben, löst der König dann ein, er schreibt am 19. Februar 1773:

Meine gnädige Frau Base! Da schon seit recht langer Zeit weder die Prinzessin von Preußen, noch die Schaar Ihrer getreuen Anbeter das Glück gehabt hat, Sie zu sehen, glaube ich, meine theuere Landgräfin, wird es Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich Sie bitte, uns mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen. Ich hoffe, es ist mir vergönnt, hinzuzufügen, daß der Anfang des Monats Mai vielleicht die geeigneteste Zeit für diese Reise ist, die bequemste für Sie und zugleich die von der Jahreszeit am meisten begünstigte. Die Prinzessin von Preußen wird im Voraus sich auf diesen Augenblick freuen, und wenn Sie deren Zufriedenheit vollkommen machen wollen, so würden Sie ihr ihre Schwestern zuführen, die sie zärtlich liebt. Sie werden Herrin darüber sein, meine theuere Landgräfin, Ihre Zeit, so wie Sie es am Passendsten erachten werden, zwischen Berlin und Potsdam zu theilen und so abwechselnd mit Ihrer Gegenwart Freunde zu begünstigen,

welche Ihnen wahrhaft anhänglich sind. Ich hoffe, daß Sie mich zum Ersten davon rechnen, und bin mit vollkommenster Hochschätzung und in wahrster Freundschaft, meine gnädige Frau Base usw.

Die Landgräfin kommt nun auch mit ihren Töchtern, scheint aber wegen des Reisegeldes nach Rußland doch einigermaßen in Verlegenheit zu sein. Dasselbe war übrigens auch mit der Fürstin Zerbst der Fall gewesen, die ebenso wie die Landgräfin veranlaßt wurde, ihre Tochter selbst zur Brautschau nach Rußland zu bringen. Denn bereits im ersten die Verhandlungen einleitenden Brief an diese schrieb der König am 30. Dezember 1743, daß die Kaiserin für sie an Reisekosten in Petersburg 10 000 Rubel und für die Weiterreise nach Moskau fernere 1000 Dukaten angewiesen habe.

Eine solche Freigebigkeit des russischen Hofes wiederholt sich jetzt aber offenbar nicht, denn der König, hier wie in früheren Fällen für seine Pläne seine sonstige Sparsamkeit beiseite setzend, schreibt der Landgräfin am 19. Mai 1773:

Meine gnädige Frau Base! Es scheint mir, daß wir in Nothlagen die Hülfe unserer Freunde erwarten sollen, und daß gerade bei solchen Gelegenheiten ihre Anhänglichkeit sich am Meisten zeigen muß. Überzeugt von dieser Behauptung sehe ich es als eine meiner Pflichten an, so denjenigen gegenüber zu handeln, welche ich achte und schätze. Aber, meine gnädige Frau, die Prinzessin von Preußen denkt ebenso, und ich unternehme es keineswegs, ihr das Verdienst der Beweise der Anhänglichkeit zu rauben, welche sie Ihnen gegeben hat. Im Gegenteil, ich schenke ihr hierin Beifall und ich bin überzeugt, daß, wenn der Fall eintritt, es ihrer verehrungswürdigen Mutter nicht an Hülfsquellen in einem Lande fehlen wird, in welchem sich die Nothwendigkeit herausstellt, Ausgaben zu machen, welche Ihre Mittel übersteigen. Inzwischen, gnädige Frau, seien Sie überzeugt, daß meine guten Wünsche Sie überall hin begleiten, und daß Ihnen nichts zustoßen kann, woran ich nicht als Ihr wahrer Freund Theil nehme.

Ich bin mit ebenso viel Achtung als Werthschätzung usw.

Die Geldmittel, welche der König selbst zu geben in diesem, auch am Schlusse merklich kühleren Briefe ablehnt, scheinen sich doch gefunden zu haben, denn am 31. Mai 1773 zeigt ihm die Landgräfin ihre am 4. Juni bevorstehende Abreise an und bemerkt dazu:

Ich reise ab, tief durchdrungen von aller Gnade, mit welcher E. M. mich und meine Kinder überhäuft haben. Ich flehe Sie an, uns weiter Ihren Schutz zu gewähren und überzeugt zu sein, daß in der ganzen Welt, und ich übertreibe durchaus nicht, Niemand Ihnen, Sire, treuer ergeben sein kann, als ich es bin. Meine Anhänglichkeit besteht jede Probe, und meine Seele ist durchdrungen vom Gefühl der lebhaftesten Dankbarkeit.

Ich bin in tiefster Ehrfurcht usw.

Am 3. August 1773 schreibt der König ihr noch nach Potsdam; er bedauert, daß sie erkrankt gewesen sei, versichert ihr, daß sie ihre Tochter dort in so guten Händen lasse, daß sie ruhig abreisen könne, und kündigt ihr an, daß er als einen Tribut, den alle Reisenden zahlen müssen, die genauesten Berichte von ihr bei ihrer Durchfahrt auf der Reise erfordern werde.

Es folgen in der Sammlung nur noch zwei kurze Briefe, einer der Landgräfin vom 21. Oktober 1773 aus St. Petersburg, der nur als Bruchstück mitgeteilt, die Ernennung ihres Sohnes zum Brigadegeneral und die Verleihung des Ordens der heiligen Katharina an die Prinzessin von Preußen meldet, während der letzte vom 27. März 1774 eine freundschaftliche und zarte Erkundigung nach dem Befinden der erkrankten Landgräfin ist. Dieser Brief traf sie wohl nicht mehr am Leben, denn sie starb bereits am 30. März 1774.

Auch ihre Tochter, welche von der Mutter mit so großen Hoffnungen nach Rußland begleitet worden war, mußte ihr junges Leben früh beschließen.

Und noch einmal unterzieht sich der große König der Mühe, für eine Frau des Thronfolgers zu sorgen.

Am 9. Mai 1776 schreibt er seinem Bruder Heinrich mit zum Teil an Ironie streifender Überschwenglichkeit:

> Mein sehr lieber Bruder! Dein lieber Brief hat in mir zwei sehr verschiedene Gefühle erregt; das eine Mal war ich durchdrungen von Schmerz, da ich den Tod einer jungen Fürstin erfuhr, deren Charakter und Tugend schätzenswerth war, das andere Mal schwoll mein von Dankbarkeit erfülltes Herz, indem ich von dem Vertrauen erfuhr, welches Ihre Majestät die Kaiserin und ihr würdiger Sohn freundlichst in mich setzen. Gewiß werden sie sich nicht täuschen, und bei dieser Gelegenheit sowohl wie bei allen denen, welche sich während meines Lebens darbieten können, werden sie mich immer an Leib und Seele bereit finden, ihnen alle Dienste zu erweisen, welche von mir abhängen. Um Dich nicht mit Vorreden aufzuhalten, welche Deine Geduld ermüden würden, theile ich Dir im Allgemeinen mit, daß ich in dem, was das Schwierigste bei meiner Unterhandlung war, nämlich was den Erbprinzen von Darmstadt betrifft, Erfolg gehabt habe. Ich gestehe, daß er mich zu Thränen gerührt hat. Das Herz noch voll von dem unerwarteten Tod seiner Schwester, niedergedrückt von diesem Verlust sagte er mir: „Ich verstehe, daß der Großfürst sich schnell wiederverheirathen muß; die Heirath, welche ihm am Besten gefällt, ist die mit meiner Braut. Ich liebe sie, ich hatte gehofft, glückliche Tage mit ihr zu verleben, aber ich liebe den Großfürsten noch mehr und ich opfere ihm meine Braut und würde ihm selbst mein Leben geben, wenn es ihm nützlich sein könnte". Nein, Pylades hätte nicht mehr für Orestes gethan, noch Nisus für Euryalus. — — — Gebe der Himmel, daß diese neuen Bande, die sich schließen

werden, zur Zufriedenheit der erhabenen kaiserlichen Familie beitragen, und daß eine lange Nachkommenschaft, welche deren Folge sein möge, den Glanz der ausgezeichneten Vorfahren aufrecht erhalte. Da ich ein Miniaturbild der Prinzessin von Württemberg (welche nebenbei gesagt 17 Jahre ist) gefunden habe, schicke ich es Dir.

Diesmal wurde die Braut nicht nach Rußland gebracht, sondern der Thronfolger kam nach Berlin, um mit ihr zusammenzutreffen. Der König war außerordentlich besorgt für ihn, er schrieb seinem Bruder am 7. Juni 1776, er habe eine unglückliche Vorahnung, als wenn der Großfürst in Berlin erkranken könnte, der Bruder möge doch sorgen, daß sein Leibarzt mitkäme, und daß er möglichst wenig reite. Am 19. Juli 1776 beruhigt der Prinz Heinrich seinen Bruder über die Gesundheit des Großfürsten in einem Brief, der schon aus Schweden datiert, und fügt hinzu, der Großfürst und sein Gefolge sei zufrieden: „in allen Dörfern hätten die jungen Mädchen ihm Blumen angeboten und in den Städten habe man einige Leute herzugeholt, um Hurrah zu schreien". Die feierliche Verlobung fand in Berlin, wo der König nach seinen Briefen persönlich überwacht hatte, daß alles auf das prächtigste geschmückt sei, am 23. Juli 1776 statt, und schon am 1. Oktober 1776 kann der König seinem Bruder Heinrich berichten: „Die Kaiserin (von Rußland) ist außerordentlich mit der Prinzessin von Württemberg zufrieden; sie hat Mittel gefunden, den ganzen Hof zu gewinnen, und wenn sie fortfährt, sich so zu benehmen, wird ihr Einfluß von Tag zu Tag bei der Kaiserin wachsen".

Diese dritte Vermittelung war die letzte, durch welche der große König seiner Freundschaft für das russische Kaiserhaus Ausdruck gab.

Friedrich Alafberg: Conrad Ferdinand Meyer und das Romantische.

Das Werk Conrad Ferdinand Meyers, vor allem seine Gedichte, umfangen mit einer seltsamen Wirkung. Sie erschüttern durch die edle Größe und elementare Wucht, mit der die ewigen Werte der Seele, das unabänderliche Auf und Ab des Menschenlebens in eherne Formen gepreßt ist. Und sie erregen durch die betörende Bewegtheit dieser großen Linie, durch die schwingenden Unter- und Zwischentöne, unter denen der lapidare Bau vibriert. Sie ergreifen bald mit jener beruhigenden und aufrichtenden Zeitlosigkeit, wie sie den Werken aus den Höhepunkten vergangener Entwicklungen eigen ist, und bald reißen sie hin durch

die Kraft, mit der unsere Sehnsüchte und unsere Nöte emporklingen. Ist es möglich, das Dunkel dieser Doppelwirkung zu erhellen?

Der Fortgang der Dichtung im abgelaufenen Jahrhundert bewegt sich zwischen zwei Polen, die wir mit den Worten: klassisch und romantisch bezeichnen wollen. Wir nennen klassisch und romantisch jene Enden, die das Auf und Ab der Entwicklung des Menschengeistes markieren wie Höhe und Tal. Wir nennen klassisch jene Epochen der Reife, der Abgeklärtheit, des Alters, in denen das Wollen voraufgegangener Zeiten restlos zu Ewigkeitswerten sich verdichtet und in denen das Sehnen früherer Generationen seine Erfüllung findet. Und wir nennen romantisch jene Epochen der Verheißung, der Morgenröte, der Jugend, in denen die überkommenen Formen und Normen über Bord geworfen werden und die Lust zu neuem Leben und neuen Taten ihr Recht sich von den Sternen holt. Von diesen beiden Polen nun scheint mir die Literatur im 19. Jahrhundert getragen und bewegt. Das Erbe der deutschen Klassik setzt sich fort und lebt stets wieder in neuen Erscheinungen auf. Und die Gegenströmung, die mit den genialen Anfängen jener jugendheißen Köpfe — die wir unter dem Namen der älteren Romantik zusammenfassen — einsetzt, bricht immer energischer sich Bahn und gewinnt immer klarere, reinere Form. Hölderlin, Hebbel, Ibsen, Dehmel sind die Etappen auf diesem Wege. Während Kleist, Freytag, Keller, Ricarda Huch die andere Spur bezeichnen. Diesen letzten pflegt man auch Conrad Ferdinand Meyer zuzuzählen.

Mit gutem Recht. Denn die besten Traditionen der Klassik — und nicht bloß der deutschen — gewinnen bei ihm neues Leben. Seine Welt umspannt die Abgründe und Gipfel des Menschengeschlechts, das ewig Wahre und Große des irdischen Daseins, die immer gleichen Triebe, Leiden, Wallungen der Menschenbrust. Es ist bei ihm kein Raum für die überfeinerten Regungen einer differenzierten Psyche. Das Elementare, Ursprüngliche, Zeitlose ist seine Welt. Und diese Welt fußt auf einem Boden, der zutiefst mit dem letzten Sinn alles Irdischen und Überirdischen verwurzelt ist: dem Sittlichen. Hier liegt das letzte Geheimnis seiner Kraft. Darum findet er immer wieder neue Töne für alles das, was viele vor ihm gesungen oder in Stein gemeißelt oder in Farben festgehalten. Für die Liebe zur Heimat, zur Alpenwelt, für Freundschaft, Tod, Vergänglichkeit, Größe, die Jahreszeiten, den Abend, den Morgen, die Sonne, Jugend, Alter. Und darum ist er auch mit der Naivität des Kindes mit der Natur verschmolzen.

Und wie ist diese Welt, belebt von dem Feueratem einer großen Seele, Form geworden! Wie ist sie alles Stofflichen entledigt und doch der letzt-mögliche Ausdruck des Gestalteten! Wie ist alles Irdische, Schwere zu schwebendem Leben erhoben! Meyers Kunst ist wie der reife, volle, überströmende Herbst. Sie ist wie ausgetragene Früchte; ausgewogen und schwellend. Sie ist feierlich und

gedrungen, voll wuchtiger Prägnanz; monumental wie aus Marmor gehauen und strahlend wie aus Erz gegossen. Darum erinnert sie auch nicht so sehr an Goethe als an Phidias und Michelangelo. Seine Lyrik ist nicht auf betörende Melodik und fortreißende Rhythmik allein aufgebaut, sondern vor allem auf die Größe und Wucht plastischer Schöpfung. Ich erinnere nur an die eherne Größe des Gedichtes „Firnelicht".

„Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten."

Und an die monumentale Ruhe von „Eingelegte Ruder":

„Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.
Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!"

Und doch redet die Kunst C. F. Meyers zu uns nicht allein mit diesen Tönen über den Zeiten schwebender, restlos allem Irdischen enthobener Ewigkeitswerke. Es werden auch durch sie unsere eigensten, persönlichsten Erlebnisse, aus unserer Zeit entspringend und aus unserem Schicksal geboren, aufgeweckt und kommen zu warmem Leben. Das macht, seiner Dichtung fehlt jene Kälte des klassischen Kunstwerks, die nur zu leicht aus der Loslösung von allem Individuellen, Zeitgebundenen entspringt. Meyer lebte ja auch mit einer Generation, die wohl die Traditionen eines Höhepunkts der Entwicklung noch mit auf den Weg bekam, die aber schon die Flügel zu neuen Taten machtvoll reckte. Und wenn auch in ihm der klassische Gedanke noch einmal zu einer ganz seltenen Reife, Reinheit und Schönheit zu Worte kam, so verband ihn doch sein ungeheures Temperament zu sehr mit den Tiefen seiner Zeit, hörte seine so zarte Seele schon die feinen Glocken einer neuen Zeit. So erklärt diese Stellung des Dichters zwischen zwei Zeitaltern, einem noch nicht ganz versunkenen und einem nur mählich emporдämmernden, das Geheimnis seiner Doppelwirkung. Das romantische Moment ist in ihm nicht minder lebendig als das klassische.

Wir verehren in der Kunst und Weltanschauung der klassischen Epochen das Maß der Lebenshaltung, die Ausgeglichenheit der Leidenschaften, die Harmonie des Wollens und Sollens. In Meyer aber werden Töne laut, die singen von der Maßlosigkeit seines Gefühls, von der Überschwenglichkeit seines Lebenstriebes: „Genug kann nie und nimmermehr genügen." Und auch sein Ich, gleich einem unversiegbaren Vulkan, wälzt immer neue Gluten ungezügelter Kraft empor, die überschäumend nicht zur Ruhe gelangen können. Nicht ist es dem Dichter gegeben, sein ungeheueres Temperament in stille, feste Bahnen restlos zu zwingen:

„Mein unbändiges Geblüte
Strotzend von der Scholle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte
Sprengte schier der Hülse Kraft."

Und so ist auch sein Leben bis ans Ende durchwühlt von der Leidenschaft des in ihm brennenden Lebens- und Schaffensdranges:

„Nein, in Flammen werd' ich älter
Und in Flammen wieder jung."

Die Klassik als die Kunst der gebändigten Kraft, der reinen Harmonie feiert den hohen Mittag des Lebens, die stille Heiterkeit, die strahlende Sonne. Auch Meyer ist durchdrungen von dem Firnelicht seiner Gletscherwelt. Daneben aber brodelt es in ihm von viel Schwermut, lastet auf ihm der Hang zur Einsamkeit, beängstigt ihn das Düstere, Trübe der irdischen Bahn. Nur zu oft verliert er sich in banges Träumen, beschweren ihn die Stunden der Dämmerung mit ihren dunklen Geheimnissen. Er seufzt dann unter der Schwüle dieser Zwischenstimmungen, bis er sich losreißt mit dem qualvollen Aufschrei nach der Klarheit der Sterne. Aber er liebt auch dieses matte Versinken des Tages und berauscht sich an dem fahlen Streifen Licht, der auf Sekunden die langsam dahinziehenden Gondeln im Canal grande erhellt. Und wie in den Dichtern der „blauen Blume", lebt auch in ihm ungestillt die ewige Sehnsucht des Menschen. Auch in ihm schluchzt dieses eigenste Geschenk der Großen in verhaltenen Lauten oder es steigert sich zu qualvollen Aufschreien des Schmerzes.

Und es ist nur natürlich, daß diese Seele, die so empfänglich ist für die Zwischen- und Untertöne des Lebensliedes, auch Worte und Bilder gebiert voll heimlich leuchtenden Lichtes. Gleich einer dunklen Kraft vibriert es zwischen den Zeilen seiner Gedichte. Sei es, daß es durch den Ton ganzer Strophen dringt:

„Mit edlen Purpurröten
Und hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag."

Sei es, daß es aus einzelnen Worten quillt: müde Lache, heißes Schweigen, wandernd Herdgetön, gezackte Schatten, wunderkühle Pfade, harscher Wind; das Segel bauscht, das Geheimnis einer Ferne blaut.

Und endlich zeigt C. F. Meyer neben seiner Vorliebe für die großen Zeiten der Antike einen merkwürdigen Hang zu jenen Epochen, die gleich der unseren ein Anfang waren. Vor allem zu jener, in der der Mensch geboren wurde: zur Renaissance. Ulrich Hutten hat er ein großes Lied geweiht; Julius II., Michelangelo Buonarroti, Cesare Borgia hat er in Gedichten und Novellen wie keiner vor und nach ihm gestaltet. Und ganz besonders bedeutsam ist, wie Goethe und wie er Italien erlebten. Für jenen wurde es zum Durchgang, zur völligen Hingabe an

die Welt der Griechen. Für ihn aber hat die Renaissance ihr eigenes Leben, ist der Himmel Italiens, die Schönheit Venedigs, Roms um ihrer selbst willen schön. Der neue Lebenswille, das ungestüme Kraftbewußtsein der Renaissance-schöpfungen gilt ihm ebenso viel wie ihre klassische Form. Und darum übernahm er von ihnen — wie der große kongeniale Marées — nicht allein die monumentale, adelige Linie; er füllte sie auch mit jenem lebensheißen Feueratem, der uns Heutige so maßlos berückt.

Lotte Stadthagen-Puggé: Die Rettung.

Vor der Tür des Pfarrhauses steht der Schlitten zur Ausfahrt bereit. Nicht der neue Staatsschlitten, den der Pfarrer als Weihnachtsüberraschung für Frau und Töchterchen von jenseits der nahen russischen Grenze kommen ließ, sondern der alte, behäbige mit dem Sitz aus Kalbfell, in dem die Pfarrfrau nicht gern fährt, weil er so sehr stuckert, der dem Pfarrer aber gerade recht ist, wenn er in die Stadt will, um Einkäufe zu machen, weil man in seinem geräumigen Kasten ordentlich etwas unterbringen kann. Christoph, der alte Kutscher, steht neben dem Schlitten und bemüht sich, Körbe und Säcke so zu rücken, daß sie den Pfarrer nachher beim Sitzen nicht beengen. Das eine der Pferde scharrt ungeduldig im Schnee: der Schlitten gleitet ein wenig vorwärts. „Stah, Liese, stah", beruhigt es in dem den Litauern eigentümlichen, singenden Tonfall der Kutscher und kramt weiter. Da spitzt das andere Tier die Ohren und wirft den Hals herum, nach der Tür zu, so daß an seinem Geschirr alle Glöckchen klingeln. Es ist des Pfarrers Reitpferd, ein prächtiger Wallach.

„Wenn der kickt, denn kommt er", murmelt Christoph, schwingt sich auf den Bock und wickelt die Beine sorgsam in die Pferdedecken. Und da geht auch schon die Tür auf, und heraus tritt die Hünengestalt des jungen Pfarrers in Pelzmütze und langem, schwarzem Reisepelz mit breitem, in bunter Wolle gesticktem Gürtel. Vergeblich müht sich der Pfarrer im Gehen, ihn zuzumachen; jetzt, so unmittelbar nach dem Mittagessen ist er ein wenig eng, und die eiserne Schnalle will nicht fassen.

„Erlaub mal, Schatz", sagt die kleine blonde Frau, die hinter ihm kommt, und zieht lachend den Gürtel zusammen. „Dank schön, Liebchen, und adieu!" Wie sich der Pfarrer bücken muß, um seine kleine Frau zu küssen! Dann klappt er den Kragen in die Höhe und zieht aus der Pelztasche die dicken, wollenen Handschuhe, litauische, mit buntgestricktem Handrücken.

„Hurra, jetzt fahr ich ganz alleine los!" Das fünfjährige Lenchen, Pfarrers Einzige, hat sich an den Eltern vorbeigedrängt, ist in den Schlitten geklettert und strampelt lustig auf dem Sitz herum. Die Blauaugen strahlen, die weißblonden Mauseschwänzchen fliegen. „Hopp, hopp, Pferdchen, lauf galopp!"

„Hast du den Fischeimer mit, Christoph?" wendet sich die Pfarrfrau an den Kutscher. „Vergeßt ja die Fische für die Gesellschaft nicht! Und daß du keinen Schnaps in der Stadt trinkst, Christoph, hörst du? Und Grog höchstens zwei Glas, sonst findest du nicht die richtige Überfahrt über den Strom, und ihr geratet in die unsicheren Stellen." Christoph murmelt etwas Unverständliches. „Und beeilt euch, daß ihr zurück über den Strom seid, ehe es ganz dunkel wird. Wenn's nur nicht stiemt!" fügt sie hinzu, besorgt den schneeschweren Himmel musternd, der grau und tief über der weißen Landschaft hängt.

Noch einmal beugt sich der Pfarrer zärtlich über seine Frau: „Nicht ängstigen, Herzblatt, steh'n wir nicht alle in Seinem Schutz? Komm, Lenchen!" Er hebt das Töchterchen aus dem Schlitten und läßt es in seinen Armen hoch in die Luft fliegen, daß es aufjauchzt. „Bonbons soll ich doch keine mitbringen?" fragt er neckend.

„Doch, viele, und Rosinen und Backpflaumen! Und komm bald wieder, Vater, ja?"

Der Pfarrer stellt das Kind hin, steigt ein, los! und lustig klingelnd saust der Schlitten davon. —

Die Besorgungen in der Stadt sind verhältnismäßig schnell erledigt, und früher als gewöhnlich befindet sich der Pfarrschlitten auf dem Heimweg. Es ist noch ziemlich hell, als er das Ufer des Stromes erreicht, die eintönige, trübselige Helle des späten Februarnachmittags bei tiefverhängtem Schneehimmel. Der Strom ist weiß verschneit wie das Land umher, und läge er nicht tiefer als die Ufer, würde man kaum merken, wo das Land aufhört und das Wasser anfängt. An der Stelle der Überfahrt sind vom Ufer zum Fluß einige Bündel Besenreisig gelegt, damit der Schlitten beim Hinabfahren nicht einen zu heftigen Ruck gibt. Wenn der Fluß eisfrei ist, geht hier die Fähre, ein aus Bohlen gezimmertes Floß, das, an beiden Ufern mit eisernen Ketten befestigt, von kräftigen Fischern, denen ein Nebenverdienst willkommen ist, mittelst Gurten je nach Bedarf herüber- und hinübergezogen wird. Jetzt liegt die Fähre eingefroren und verschneit im Fluß; nur die Geländer an den Seiten ragen heraus.

Hinter dem Pfarrschlitten ertönt das Geläut eines anderen Schlittens. Christoph dreht sich um. „Das is doch dem Jakobeit aus Pommerischken sein alter Brauner", meint er. „Was fährt der denn so schnell? Will der uns überholen, der Lausekerl?"

„Jakobeit, Jakobeit", murmelt der Pfarrer, „kenn ich doch gar nicht . . ."

„Nei, das glaub ich, inne Kirch jeht d e r nich, und inne Schenk jehn S i e

nich, da wer'n Se 'n wohl nich kennen lernen, wenn er auch zu Ihrem Kirchspiel gehört!"

„Er trinkt wohl?"

„Trinken!" lacht Christoph grimmig. „Saufen tut er, bis er lang unterm Tisch liegt. War 'n scheenes Bauerngut, alles der Frau ihrs, und jetz nuscht wie Schulden. Alles versoffen und verludert. Na, die Frau läg längst im Wasser, wenn's nich wejen dem Kind wär'. 'n sießes Marjellchen, die Ertme, wird nu . . . ., na ja, sechs Jahr wird se ran sein. Das is der Frau ihr Ein und ihr Alles, da rackert se sich ab von früh bis spät, daß bloß das Kind mal nich soll betteln jehn." Er drehte sich auf dem Kutschbock herum und spähte nach hinten. „Na ja, da is se drin, das arme Weib, bei der Kälte! Jewiß hat er 'n Kalb nach der Stadt jefahren oder 'n Schwein; da muß se mit, sonst bringt er keinen Pfennig nach Haus'. — Mein Gott, wie die kleine Ertme Diphtheritis jehabt hat, vor'jen Winter, die Angst von der Frau! das Herz konnt' sich einem im Leib rumdrehn. Wenn das Kind gestorben wär, die Frau wär ins Wasser jegangen. Und sone Kinder, die das Einzigste sind von soner armen Mutter, die sterben immer."

Den letzten Satz sagte er mit besonderer Betonung und sah den Pfarrer von der Seite bissig an; es klang wie eine Herausforderung.

„Aber Christoph", erwiderte besänftigend der Pfarrer, „es ist doch nicht gestorben".

„Nei, diesmal nich, aber keiner weiß, was noch kommt, Jerechtigkeit jiebt's nich, hätt se sonst den Kerl auf'em Hals?"

„Gottes Wege sind unerforschlich, er legt uns Schweres auf; aber es ist nicht zum Bösen. Der Mann kann sich ändern; Gott wird helfen, wird ihn wieder auf den richtigen Weg bringen."

„Der Deiwel wär besser!" knurrte Christoph.

„Der Teufel?"

„Na ja, wenn der'n holt, is se ihn los."

Der Pfarrer konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und sah sich nach dem Schlitten um.

„Nanu, der fährt ja rechts ab!" rief er erstaunt.

„Is näher da nach Pommerischken."

„Aber dort kommen sie durch die unsichern Stellen! Wenn sie einbrechen!"

„Wern schon nich. Er is drauf. Unkraut verjeht nich."

Aber der Pfarrer kann den Blick nicht von dem fremden Schlitten abwenden, der sich auf der freien Fläche des Stromes unnatürlich groß gegen das Grau des Himmels abhebt. Mit schier magischer Gewalt zieht er ihn an.

Plötzlich scheint der Schlitten zu halten. Er beginnt zu schwanken, als

hätte er sich in eine Wiege verwandelt, das Pferd steigt hoch empor und verschwindet. Gleichzeitig ertönt ein markerschütternder Schrei.

„Halt! halt! sie sind eingebrochen!" Noch ehe der Schlitten hält, ist der Pfarrer herausgesprungen.

„Nimm den Pferden die Leine ab und komm nach, aber schnell, um Gottes Willen, schnell!"

Damit stürmt er davon, der Unglücksstelle zu. Ihm schwimmt es vor den Augen, er sieht etwas sich bewegen, und kann doch nichts deutlich unterscheiden. Nur daß es immer weniger wird, was sich oberhalb des Eises befindet, das sieht er. Gott, mein Gott, hilf, daß ich nicht zu spät komme, ist alles was er denkt! Der Pelz hindert ihn am Laufen, er wirft ihn ab. Nur vorwärts, retten, helfen! Pferd und Schlitten sind verschwunden, nur zwei Gegenstände noch heben sich an der Unglücksstelle von der hellen Eisfläche ab, ein grellroter und ein dunkler weiter stromabwärts. Das sind die Menschen, denkt der Pfarrer, die mit dem Wasser um ihr Leben kämpfen. Schneller noch stürzt er vorwärts. Da, ein verdächtiges Knarren unter seinen Füßen .... Er wirft sich zu Boden und schiebt sich auf Knieen und Unterarmen vorwärts. Jetzt hat er es erreicht, das wogende Eisgetrümmer, und hebt sich, um es übersehen zu können, auf die Knie: Das Rote ist ein gebundenes Kopftuch, das, auf einer größeren Eisscholle liegend, mit dieser auf und ab tanzt, das Dunkle etwas weiter stromabwärts der Oberkörper der Frau, die mit ausgebreiteten Armen und vornübergesunkenem Kopf regungslos im Eise hängt. Die Ohnmächtige schwebt nicht in unmittelbarer Lebensgefahr, da die ausgebreiteten Arme sie vor dem Untergehen schützen; aber wo ist der Bauer? Angstvoll spähend blickt der Pfarrer in das schwarze, wirbelnde Wasser. Eisstücke tauchen empor, Stroh, ein Brett, eine Mütze ... da, dicht vor dem Knieenden ein Kopf, Schultern .... Der Pfarrer packt zu und zieht mit schier übermenschlicher Anstrengung den Bauer aufs Eis. Die Scholle mit dem Tuch treibt dabei an den Rand des Loches, gleichsam, als zöge der Körper des Bauern sie an. Mechanisch greift der Pfarrer nach dem Tuch und steckt es in die Tasche; dann schiebt er sich rückwärts, den Geretteten mit sich ziehend.

Keuchend kommt Christoph gelaufen, über einem Arm die Pferdeleine, über dem andern des Pfarrers Pelz tragend, den er unterwegs aufgehoben und mitgebracht hat.

„Wenn S i e sich schon nich zu schad' sind, Herr Pfarrer", stößt er atemlos hervor, „wejen sonem Kerl zu versaufen, denn denken Se wenigstens dran, daß Se Frau und Kind haben!"

Unwillkürlich wendet der Pfarrer den Kopf nach der Stätte der soeben überstandenen Gefahr: Es ist wahr, nach menschlichem Ermessen hätte der brüchige Eisrand in Stücke gehen müssen, als ihm plötzlich die doppelte Last zu-

gemutet wurde; Gott hat ein Wunder getan, durch ein Wunder ist er und der Bauer gerettet. Kein Grausen schüttelt ihn bei dem Gedanken an das Wagnis; daß es hätte anders ausgehen, daß er dabei sein Leben hätte lassen können, kommt ihm gar nicht in den Sinn.

„An die Meinen hat ein Anderer gedacht, Christoph, ein Stärkerer, der uns den Verunglückten zu Hilfe gesandt hat!"

„Zu Hilfe gesandt!" knurrt Christoph, „hätt' se nich brauchen reinfallen lassen!"

Der Bauer liegt stocksteif da, mit zurückgebogenem Kopf und geschlossenen Augen. Die blauen Lippen stehen auseinander, stoßweise hebt ein keuchendes Atmen seine Brust. Der Pfarrer drückt ihm das Wasser aus Haar und Kleidern.

„Er war schon unterm Eis", sagt er. „Gerade als ich kam, tauchte er wieder auf. Nennst du das etwa nicht Gottes Fügung?"

„Schon unterm Eis! Der Kerl! Den will nich mal der Deiwel haben! Wenn wir man erst die Frau raushätten! Das Eis scheint da mächtig dünn zu sein, lauter graue Stellen. Man gut, daß se ohnmächtig is: da hält se still, und wir können in Ruh rankriechen. Aber wenn se nu nich wieder aufwacht!"

„Das wird sie gewiß!" sagt zuversichtlich der Pfarrer.

„Durch Gottes unendliche Güte ist ihr der Kampf und die Angst um ihr Leben erspart geblieben: sie hat sofort, als sie einbrach, das Bewußtsein verloren; hätte sie gekämpft, müßte ja der Rand des Loches zerbröckelt sein. Hilf mir rasch den Bauer in den Pelz wickeln . . . . so . . . . nein, oben etwas offener, sonst erstickt er . . . ."

„Wär grad kein Landschaden! Der Lausekerl in den schönen Pelz . . . . So, nu sieht er aus wie 'ne riesje Schmetterlingspupp."

Der Pfarrer nimmt die Leine und knotet sich das eine Ende um den Leib, das andere reicht er Christoph: „Sei nicht zu ängstlich! Wenn ich auch ein bißchen naß werde, das schadet nichts."

„Was an mir liegt, werd' ich Se nich versaufen lassen", sagt der alte Kutscher sehr bestimmt.

Kriechend bewegen sich die beiden Männer dem Loch zu, in dem die Frau hängt; der Pfarrer voran, Christoph so weit dahinter, wie die Leine ausgibt. Zoll für Zoll schieben sie sich vorwärts. Das Eis knarrt, die äußerste Vorsicht ist geboten: wenn es bricht, ist die Rettung der Frau so gut wie ausgeschlossen. Jetzt ist der Pfarrer nur noch eine Armlänge von der Frau entfernt; wenn er sich auf die Brust sinken ließe, könnte er sie mit den Fingerspitzen berühren. Weiter schiebt er sich vor, zentimeterweise, sein Auge ist auf die Ohnmächtige gerichtet, sein Sinn nur auf ihre Rettung, jeder Gedanke an

die eigene Sicherheit ist ausgelöscht. Schon glaubt er sie fassen zu können, da, ein langgezogenes quietschendes Knarren — das Eis senkt sich, eine Welle eiskalten Wassers aus dem Loch netzt dem Pfarrer die Hände.

Der Kutscher zieht, der Pfarrer gleitet zurück.

„Ich war so nahe dran", sagt er kleinlaut. „Wir müssen von der andern Seite versuchen."

„Sie sind zu schwer, Herr Pfarrer, lassen Se mich mal!"

„Du wolltest, Christoph?"

„Is ja die Frau! Wenn's der Kerl wär, nich de Finger macht ich mir naß!"

Es ist nicht leicht, mit den klammen Fingern die Leine aufzuknoten und sie dem Kutscher sicher anzulegen, und in dem Bestreben, es recht schnell zu machen, dauert es noch länger.

„Mein Gott, mein Gott, die arme Frau", murmelt bekümmert der Pfarrer, „so lange in dem eiskalten Wasser!" Endlich ist es so weit. Der Pfarrer hat die Leine fest um den einen Arm geschlungen, im Fall die klammen Hände den Dienst versagen sollten, wenn es not tut. Die Ärmel seines schwarzen Rockes werden schon grau und steif.

Wieder kriechen die beiden Männer dem Loch zu, diesmal Christoph voran, der Pfarrer dahinter. Der Kutscher ist bedeutend leichter und trotz seines höheren Alters gelenkiger als der Pfarrer. Wie eine Schlange windet er sich vorwärts, atemlos folgt der Andere jeder seiner Bewegungen. Das Eis hält stand. Jetzt ist Christoph nahe genug. Er streckt sich ganz flach aus, um das Gewicht zu verteilen, dann packt er die Frau. „Rückwärts! Ziehen!" Der Pfarrer zieht, Christophs Arme strecken sich, das ist alles, die Frau bleibt an ihrem Platz. Ihre Kleider haben sich voll Wasser gesogen, sie ist zu schwer, nur fester wird sie gegen die Eiskante gedrückt. Christoph, der sie mit beiden Händen hält, hat, flach auf dem Eise liegend, keinen Stützpunkt, weder um die Frau herauszuheben, noch um sich selbst aus eigener Kraft rückwärts zu bewegen. „So geht's nich," stößt er hervor, „ich muß loslassen!"

„Halt fest!" ruft der Pfarrer, „ich komme". Er kriecht näher heran, die Leine mehr und mehr aufwickelnd, und packt den Kutscher bei den Füßen. „Halt fest!" schreit er noch einmal. Ein Ruck — der Oberkörper der Frau liegt auf dem Eise. Das Eis knarrt und biegt sich, Wasser quillt darüber, ergießt sich in Christophs Ärmel. Der Kutscher hält wacker stand, und der Pfarrer zieht, Ruck um Ruck. Die Nägel brechen, und auf der Stirn steht ihm der Schweiß. Er betet laut und zieht und fleht Christoph an, fest zu halten. Endlich sind sie auf festem Grund. Die beiden Männer erheben sich und reiben die blauroten, zerschundenen Hände. Ihr Blick ruht auf der so schwer errungenen Beute. Der oberste Rock der Frau, nach litauischer Art weit mit vielen Falten, ist bei der

Bergung aufgerissen und hat sich weit über die Füße gezogen, so daß sie riesengroß erscheint.

„Das Jesicht is ganz wie bei 'ner Doten", meint Christoph kopfschüttelnd, „wie sollen wir die bloß wieder ins Leben kriejen?"

„Wenn wir sie nur erwärmen könnten!"

„Ich wer man rasch laufen, die Pferdedecken holen."

„Ja, lauf, was du kannst."

Der Pfarrer ist erschöpft, aber er ruht nicht. Schon kniet er neben der Ohnmächtigen im Schnee und faßt nach ihrem Puls. Er fühlt nichts, aber das mag an seinen klammen, gefühllosen Fingern liegen. Tot kann sie nicht sein, nein, nein, das kann Gott nicht wollen, um des Kindes willen. Er faßt in seine Tasche nach den wollenen Handschuhen, um das eiskalte Gesicht, die eiskalten Hände zu reiben, und zieht das rote Tuch heraus, das er bei des Bauern Rettung vom Eise genommen hat. Damit reibt er ihr Hände und Gesicht; dann knetet er ihre Glieder, streift den zerrissenen Rock vollends ab, schneidet die Schuhsenkel auf und drückt das Wasser aus den Kleidern. An dem totenähnlichen Aussehen der Frau ändert sich nichts. In höchster Besorgnis faßt der Pfarrer wieder nach der starren Hand, um den Puls herauszufühlen. So intensiv ist seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß er nicht einmal das Klingeln des sich nähernden Schlittens hört. Da leuchtet sein Auge auf: eben hat er das Klopfen gefühlt . . . . wieder . . . . noch einmal, sehr schwach, aber es ist da. „Sie lebt!" sagt er freudig und richtet sich auf. Jetzt sieht er den Schlitten. „Sie lebt!" ruft er Christoph entgegen, „gut, daß du mit dem Schlitten kommst. Nun rasch die Decken um sie geschlagen und nach Hause!"

Schnell werden die Geretteten in den Schlitten gehoben. Um sie bequem unterbringen zu können, hat man den hintern Sitz herausnehmen müssen, desgleichen den großen Sack mit Futtermehl; Christoph soll beides am nächsten Morgen holen. Der Pfarrer setzt sich neben Christoph auf den Kutschersitz, und fort saust der Schlitten.

Der Pfarrer ist wie in einem Champagnerrausch. Ihm ist so leicht, so wohl zumute; ihm ist warm trotz Kälte und Nässe. Ein Jauchzen erfüllt seine Brust, ein Jubilieren, das sie schier zu sprengen droht. Es ist nicht *die Rettung* der beiden Menschen allein, die ihn so hoch beglückt, oder die Tatsache, daß *er* es war, der sie rettete. Er sieht weiter, in die Zukunft hinein, glaubt zu erfassen, *warum* die göttlich Weisheit das Ereignis des heutigen Nachmittags geschehen ließ: Muß der Bauer nicht in seiner wunderbaren Rettung Gottes Hand erkennen? Wird er nicht umkehren von seinem bösen Wandel, wieder arbeiten, der Frau eine Stütze, dem Kind ein Vater werden? Und die Frau? Wird sie nicht dem Höchsten darob die Ehre geben, dankbar und voll Vertrauen zu Ihm aufschauen und das Kind in diesem Sinne erziehen? Und Christoph?

Für das Wort hatte der sonst so brave, prächtige Mensch nur Widerspruch und Unglauben, aber kann er sich diesen Tatsachen verschließen? Und wie vielen in der Gemeinde, die schwach sind im Glauben, kann diese Rettung zu einer Quelle werden, an der sie Trost und Hoffnung schöpfen, indem sie sehen, wie das Übel in Gottes Hand zum großen Segen wird! Dem Pfarrer ist's, als hätte Gott ihn heute in das System schauen lassen, nach dem die für sterbliche Augen unentwirrbaren Schicksalsfäden zu einem glatten, leuchtenden Band gewebt werden, das zum ewigen Heil zieht. Alles scheint ihm so leicht, Unglück, Not, alles nur ein Werkzeug zum Guten in Gottes Hand. Wie ist doch das Leben so schön und so leicht, wenn man ganz Ihm vertraut!

Der Pfarrer ist keine weiche Natur, das stumme Dankgebet, das er gen Himmel schickt, kein rührseliges Gestammel, vielmehr ein Triumphgeschrei zu Ehren von Gottes Weisheit und Güte.

Mit seinem verbissensten Gesicht sitzt Christoph neben dem Pfarrer. „Mich wundert bloß", sagt er plötzlich mitten in die lichten Phantasien des Pfarrers hinein, „wo das andre Loch herjekommen is."

„Welches Loch?" fragt zerstreut der Pfarrer.

„Na Se wissen doch, Herr Pfarrer, bißche seitwärts weg von dem großen Loch, wo der Schlitten drin versunken is, war das Loch, wo die Frau drin stak, und wieder 'n Endche seitwärts, da war doch noch'n Loch."

„Darauf hab ich nicht geachtet", entgegnet der Pfarrer fast ärgerlich und spinnt seine Träume weiter.

Es ist ganz dunkel, als der Schlitten vor dem Pfarrhause hält. Das Klingeln der Schellen hat die Pfarrfrau auf die Schwelle gelockt, durch die geöffnete Tür fällt ein Lichtschein.

Lenchen kommt gesprungen: „Vater! Vater!"

„Habt ihr die Fische?" fragt die Pfarrfrau.

„Und was für welche!" lacht fröhlich der Pfarrer, aus dem Schlitten steigend. „Ein paar richtige Gottesfische", fügt er ernst und leiser hinzu.

„Was hast du?" fragt die Pfarrfrau erstaunt. Allmählich gewöhnen sich ihre Augen an das Dunkel. „Wie siehst du aus? Wo hast du deinen Pelz? Mein Gott, du bist ja ganz naß! Was ist mit dem Schlitten? Seid ihr eingebrochen?" überstürzen sich die Fragen.

„Wir haben zwei Menschen das Leben gerettet und, so Gott will, mehr als das Leben. Ach du, wie glücklich ich bin!"

Er umhalst und küßt sie. „Meine liebe, liebe Hedwig, du wirst mir helfen!"

Rasch werden die nötigen Vorbereitungen und Anordnungen getroffen, die Geretteten ins Haus, ins Warme gebracht. In Kürze erzählt dabei der Pfarrer seiner Frau den Hergang der Rettung. Klein-Lenchen trippelt, an des Vaters

Rock geklammert, überallhin mit und hört mit großen Augen der wunderbaren Geschichte zu, die Vater erzählt.

Für den Bauer wird in des Pfarrers Studierstube ein Bett hergerichtet. Als der Pfarrer und Christoph ihn aus dem Pelz wickeln, dampft er. Das kalte Bad und der warme Pelz haben wie ein nasser Umschlag gewirkt, wie man ihn um einen kranken Körperteil zu machen pflegt, um starke Wärme in ihm zu erzeugen. Seine Kleider fühlen sich für die kalten Hände der beiden Retter ordentlich heiß an. Der Bauer schläft. Seinem offenen Mund mit den häßlichen, gelben Zähnen entströmt starker Branntweingeruch. Die nassen Sachen lassen sich schwer ausziehen; aber soviel er auch hin- und hergezerrt wird, er wacht nicht auf. Als er in das kalte Bett gelegt wird, zittert er ein wenig. Da holt der Pfarrer aus dem Nebenzimmer eine Flasche Kognak und flößt ihm mit einem Teelöffel ein paar Tropfen ein, die der Bauer schmatzend schluckt.

„Um den brauchen wir uns nicht zu sorgen", meint lächelnd der Pfarrer, „wenn nur die Frau erst ebensoweit wäre!"

„Wer weiß, ob der nicht der Tod am besten wär!" sagt sonderbar feierlich der Kutscher.

Im Schlafzimmer mit den beiden großen Betten und dem Kinderbettchen sind die Pfarrfrau und die robuste Magd um die Bäuerin beschäftigt. Starr und kalt ist sie und wie eine Tote anzusehen, als sie in das Bett der Pfarrfrau gelegt wird. Als man den Körper mit heißen Tüchern reibt, erschauert er, als empfände er jetzt erst die Kälte. Nach und nach mehren sich die Zeichen des wiederkehrenden Lebens, ein wenig Farbe tritt in das Gesicht, das Atmen wird wahrnehmbar. Voller Freude konstatiert es Frau Hedwig.

„Geh du jetzt in die Küche, Wasser aufsetzen, Edwicke", sagt sie zur Magd, „der Frau wird heißer Tee gut tun, wenn sie aufwacht, und auch dem Herrn und Christoph ist etwas Warmes sicher willkommen."

„Herr Jeses, da muß ich man machen; ich hab' gar kein Wasser drin, und's Feuer is woll auch all aus." Damit eilt die Magd geschäftig aus dem Zimmer.

Frau Hedwig setzt ihre Bemühungen um die Ohnmächtige fort. Plötzlich hält sie inne. Ihr ist eingefallen, daß sie ein kräftiges Riechsalz besitzt; wenn sie nur wüßte, wo sie es verwahrt hat! „Lenchen", sagt sie zu der Kleinen, „Muttchen geht in die grüne Stube etwas suchen; bleib du hier und paß hübsch auf die kranke Frau auf! Wenn sie aufwacht, komm gleich Muttchen holen, hörst du? Die Lampe nehme ich mit; warte, ich stecke dir die Nachtlampe an. So! Sieh mal, da liegt ein rotes Kopftuch an der Erde, da, neben dem Stuhl, wo Vaters nasser Rock hängt. Es wird der fremden Frau gehören, häng' es zum Trocknen über die Ofentür, und paß hübsch auf, hörst du?"

Lenchen nickt mit ernster Miene; aber als die Mutter mit der Lampe hinaus ist, wird es ihr unheimlich in dem spärlich erleuchteten Zimmer. Die fremde

Frau ist so still. Sie steckt den Finger in den Mund. Soll sie ihren Posten verlassen und der Mutter nachlaufen? Da fällt von draußen ein Lichtschein ins Zimmer. Er rührt von Edwickes Laterne her, die an den Brunnen kommt, um Wasser zu schöpfen. Erleichtert klettert Lenchen auf den Stuhl am Fenster und preßt, darauf knieend, das Gesichtchen gegen die kalte Scheibe; so fühlt sie sich Edwicke und dem Licht näher. Der Brunnen, ein Ziehbrunnen mit langer Querstange und klobigem Gegengewicht, ist dem Fenster gerade gegenüber. Lenchen kann sehen, wie die Magd den Eimer anhakt und herunterläßt. Wenn er doch abrutschen möchte! denkt sie; bis Edwicke ihn dann wieder auf dem Haken hat, dauert's lange; da kommt gewiß Muttchen unterdessen.

Horch, was war das? Hat die fremde Frau nicht eben geseufzt? Lenchen dreht sich nach dem Bett um.

„Ertme!" Der Ruf klingt so ängstlich, so dringend.

Lenchen springt vom Stuhl und trippelt zum Bett hin.

„Da kommt sie . . . . sie lebt . . . . es war nur ein Traum", flüstert abgebrochen die Bäuerin. Ihre Augen sind noch geschlossen.

„Komm zu mir, Ertme!"

„Ich heiße nicht Ertme", sagt die Kleine, „ich heiße Lenchen." Die Frau öffnet die Augen und blickt verwirrt um sich.

„Wo bin ich?" stammelt sie erschreckt.

„Du bist bei uns", erklärt das Kind, „Vater und unser Christoph haben dich aus dem Wasser gezogen und den fremden Mann auch, er liegt in Vaters Studierstub', und euer armes Hottopferdchen und euer Schlitten, die sind vertrunken."

Die Frau hat sich aufgerichtet. „Wo ist Ertme? Meine Ertme!" stößt sie hervor.

„Ich weiß nicht. Vater hat sie nicht mitgebracht, bestimmt nicht."

Die Frau macht ein schreckliches Gesicht. Lenchen weiß nicht, was es ausdrückt, aber sie fühlt, daß sie trösten muß.

„Sei nicht traurig," sagt sie mitleidig, „Vater schenkt dir ein neues Hottopferd, ich will ihn bitten, und sieh mal, dein schönes Tuch ist auch bald trocken." Sie läuft zum Ofen und bringt der Bäuerin das rote Kopftuch.

Da schreit die Frau auf, so furchtbar, so gellend . . . .

Weinend und „Mutter! Mutter!" rufend läuft Lenchen hinaus. — Noch ein gellender Schrei tönt durch die Winterabendstille. Er kommt vom Brunnen her: Edwicke hat ihn ausgestoßen, als eine weiße Gestalt sie vom Brunnenrand wegstieß und sich kopfüber ins Wasser stürzte. — —

Es ist Nacht. Draußen rieselt der Schnee herab, und Flocke um Flocke schichtet sich zu einem neuen Leichentuch über das schlafende Land. Im Wohn-

zimmer des Pfarrhauses brennt noch Licht, das Ehepaar ist noch nicht zur Ruhe gegangen. Frau Hedwig sitzt auf dem Fensterplatz, Klein-Lenchen schläft in ihrem Schoß. Mit schweren Schritten, das Haupt gesenkt, die Lippen zusammengepreßt, geht der Pfarrer auf und ab, hin und zurück, hin und zurück. Zuweilen drückt er die krampfhaft geballten Hände gegen die Augen und stöhnt auf.

Immer wieder durchlebt er jene Schreckensszene, die Szene, die sich vor seinem Eintreffen an der Unglücksstelle abgespielt haben muß: Das Eis knarrt und kracht, der Schlitten schwankt, die Mutter hat nur den einen Gedanken: Das Kind! Sie reißt es aus Stroh und Decken zu ihren Füßen und wirft es aus dem gefährdeten Schlitten hinaus, in den Schnee: „Lauf fort, lauf!" Das Kind, von der Kälte betäubt, schlafbefangen, taumelt geradeaus, bricht ein und versinkt vor den Augen der Mutter. Mit einem Schrei, der weit übers Eis hallt, stürzt die Mutter nach, ein paar Schritte nur, ein Krachen, und sie bleibt ohnmächtig im Eise hängen.

Warum mußte sie erwachen? Warum legte Gott ihr eine Last auf, die zu schwer für sie war? Warum mußte sie erwachen? Diese Frage wird dem Pfarrer zu einem Labyrinth, in dem seine Seele umherirrt, ohne einen Ausweg zu finden. Spähend flattert sie im Kreise, immer scheuer, immer ängstlicher; ermattet hält sie inne, um sogleich das irrende Suchen von neuem zu beginnen. Und sie ruft und fleht und schreit — Keine Antwort, keine Hilfe.

Die Lampe brennt trübe. Im Zimmer wird es kalt: an das Heizen hat heute abend niemand gedacht. Frau Hedwig zieht das Tuch fester um ihre Schultern und wickelt die Beinchen des schlafenden Kindes ein. Es wäre besser, das Kind zu Bett zu bringen; aber der Pfarrer kann seine Lieben nicht von sich lassen, er muß sie nah, ganz nah bei sich haben. An sich drücken möchte er sie und nicht wieder los lassen, als wäre Gefahr im Verzuge, daß sie ihm genommen würden. Der Besitz dessen, was ihm alles Glück auf Erden ist, scheint ihm heute so unsicher, so furchtbar leicht einzubüßen. Er denkt daran, daß seine Frau zart und Lenchen sein einziges Kind ist .... Immer wieder bleibt er vor ihnen stehen, faßt seines Weibes Hand oder streichelt über das weiche Köpfchen des schlafenden Kindes. Und dann nimmt er seine Wanderung wieder auf, hin und zurück, hin und zurück. Die Frau folgt ihm mit den Augen. Unablässig hängen sie an der geliebten Gestalt. Ihr geht ihres Mannes Verzweiflung über das entsetzliche Ereignis näher als dieses Ereignis selbst. W a r u m er, der sonst so aufrecht und gefaßt war, an den sie sich lehnen konnte in jeder Trauer, der Vielen, Vielen ein Trostspender geworden, dessen Schmerz, wenn er ihn einmal packte, so schnell wich wie der eines Kindes, sich heute gebärdet wie ein Verzweifelter, darüber gibt sie sich keine Rechenschaft, von ganzer Seele wünscht sie nur, ihn beruhigen, ihm helfen zu können; aber woher einen Trost nehmen, den er nicht schon selbst gefunden hätte? Alles, was sie tun kann, ist: bei ihm bleiben und mit ihm wachen, bis er zur Ruhe kommt.

Wann wird das sein? Des Pfarrers Gedanken irren weiter, immer weiter, von einem Eindruck des heutigen Ereignisses zum andern. Er denkt auch an die Worte, die der Bauer sprach, als man ihn weckte und ihm mitteilte, was geschehen war, höhnische Worte der Freude darüber, daß er jetzt frei wäre und tun könnte, was er wollte.

Und plötzlich steht dem Pfarrer die waghalsige Rettung des Bauern vor Augen, und ein Grausen erfaßt ihn. Wenn das Eis gebrochen wäre? Wenn er versunken wäre in der schwarzen, gurgelnden Flut und nie wieder zurückgekehrt zu seinem Weib, seinem Kind?! Das, was ihm vor wenig Stunden undenkbar schien, wird ihm jetzt zur grausigen Möglichkeit. Nein, so leichtsinnig darf er nicht wieder sein!

Armer Pfarrer! In deines Glaubens Mantel, der dich so warm, so schützend umhüllte, hat heute das Ungeheuer Lebenserfahrung ein Loch gerissen. Du siehst es nicht, aber die Furcht hat es erspäht und bläst dich an mit ihrem eisigen Atem. Und das Ungeheuer wird seine Krallen dort einhaken und weiterreißen, immer weiter, kreuz und quer, bis der Mantel dich in Fetzen umflattert, und sei es, daß du die Fetzen mutig von dir wirfst und dem Sturm deine nackte Brust darbietest, sei es, daß du die Fetzen ängstlich um dich ziehst, um deine Blöße zu verbergen, das eine oder das andere, der Tag wird kommen, wo du sagst: Wie ist das Leben doch so schwer ....

Else Höffer:
Sieger.
Roman.

(Fortsetzung.)

Marga trat aus dem Schlafzimmer. „Beeile dich, Jo, eben kommt Vater mit dem Auto. Bis er die Post durchgesehen und sich umgezogen hat, müssen wir fertig sein. Du kennst Mamas Pünktlichkeit."

Jo war so gedankenbefangen, daß sie sich mühsam ermannen mußte. Marga war schon fertig angezogen. Das mattrosa Kleid floß in langer, wundervoller Linie an ihrem Körper herab und zeigte die stolzen und weichen Formen ihrer Glieder. Sie sah wunderschön aus. Ihre Farben waren wärmer, ihre Haltung freier. Sie fühlte schon die festliche Stimmung des weißen Saales, fühlte die bewundernden Blicke und ahnte die schmeichelnden Walzerklänge.

Jo betrachtete sie entzückt. „In den leuchtenden Augen liegt der Zauber, in dem tiefen Lächeln des Mundes, der gleich wieder so hochmütig zucken kann, in dem Wechsel des Ausdrucks, in den Kontrasten ihres Wesens —."

Marga hielt die Rosen lose in der Hand. Sie trat vor den Spiegel. In ihren Bewegungen war eine Unentschlossenheit. Sie hob die Rosen in ihr Haar. Sie versanken in den duftigen Wellen, es war ein wunderhübsches Zusammenstimmen mit der Farbe des Kleides.

„Wenn ich sie trage, binde ich mich", dachte sie beklommen. „Das darf ich noch nicht, will ich noch nicht! Das, was ich fühle, kann nicht alles sein, was ich geben kann, es muß noch etwas kommen, das größer ist, stärker, als dies warme, freundliche Gefühl. Ich kenne mich ja gar nicht."

Sie ließ die Rosen sinken. Der süße Duft stieg zu ihr auf und umschmeichelte sie und warb. —

Auf der Treppe klang, vom Läufer kaum gedämpft, ein rascher, heftiger Schritt. Beide Mädchen dachten: „Der Vater! Was will er?" Da trat der Vater ein, nach kurzem Anklopfen, wie einer, der nicht gewöhnt ist, auf Erlaubnis zu warten.

Einen Augenblick stand er auf der Schwelle und sah über den anmutigen Raum, und dieser eine Augenblick genügte, um seinen Töchtern zu zeigen, daß sein Gesicht auffallend bleich, fast verstört war, und die Augen ganz dunkel und flackernd. Eine lastende Stille war zwischen ihnen. Dann trat er über die Schwelle und schloß hart die Türe.

Er blickte langsam von einer zur andern, dann blieben seine Augen auf den Rosen in Margas Hand haften.

Er trat auf sie zu und nahm ihr die Rosen aus der Hand mit einer leidenschaftlichen, brutalen Bewegung. Er schleuderte die Rosen auf den Toilettentisch zwischen all das Silber und Kristall, ein ganz feines Klingen tönte nach.

Und dann sprach er, und seine Stimmen war schneidend kalt.

„Ihr wollt auf den Ball heute abend? Auf einen Geheimratsball? Ihr habt euch schon geputzt? Ihr habt euch schon gefreut? Nun, ich will euch etwas sagen — zieht euch aus! Geht in Sack und Asche und meidet die Menschen und ihre Feste — besonders die Geheimratsbälle!"

Er lachte hohnvoll.

Marga und Jo sahen den Vater angstvoll an. Sie verstanden ihn nicht, sie hatten ihn so noch nie gesehen, so zügellos, so höhnisch und bitter.

„Ihr versteht mich nicht? Ja, wißt ihr denn nicht, daß ihr seit gestern Parias seid? Wißt ihr denn nicht, daß ihr nicht mehr auf die Geheimratsbälle gehört — weil euer Vater sich zum Volke bekannt hat, weil er eine Rede gehalten hat, die der Regierung nicht „genehm" ist, die die Herren Geheimräte in Angst und Schrecken versetzt hat?"

Marga nahm ihren ganzen Mut zusammen. „Vater, sie haben recht, wenn sie überrascht waren! Sie haben recht, wenn sie dich für einen Feind halten!"

Mit einem Schlage erlosch die leidenschaftliche Erregung des Mannes. Sein Gesicht wurde noch bleicher, seine Augen blickten ganz kalt.

„Nun, dann ist es ja gut. Dann wirst du ja die Konsequenzen ruhig tragen. Nur um euretwillen war ich gekränkt und empört, für meine Person — pah, ich war auf den Kampf gefaßt. Also bleibt mir nur die Tatsache mitzuteilen, daß der Geheimrat Bellmann in einem sehr höflichen und taktvollen Schreiben seine Einladung zum heutigen Balle zurücknimmt, „in unserm und im Interesse der Geladenen". Weiter ist da nichts hinzuzufügen."

Er wandte sich zur Türe. Da machte Marga einen schwankenden Schritt vorwärts und hob die Hand. „Vater —," es war wie ein Schrei der Angst, „Vater — das heißt —"

„Das heißt, daß ihr ausgestoßen seid aus euerer gesellschaftlichen Kaste —", wieder steigerte sich seine Stimme zu leidenschaftlicher Erregung, auf seiner mächtigen Stirne wetterleuchtete es. „Das heißt, daß euer Vater ein Mann ist, mit dem man von nun an nicht mehr verkehrt, daß ihr sein Schicksal mit ihm tragen müßt. Das heißt, daß man keinen Unterschied macht zwischen euch und ihm, das heißt, daß euere Tänzer verlegen zur Seite sehen werden, wenn sie euch begegnen, und euere Freundinnen werden von euch abbröckeln, eine nach der andern, denn die Väter werden ihnen den Verkehr verbieten, und die Mütter werden sich freuen, daß sie die Konkurrenz los werden."

Er trat dicht vor Marga. „Aus allen Ecken werden die Schlangen der Schadenfreude züngeln, und wie Geier wird der Neid auf euch loshacken, denn ihr seid meine Kinder — und ihr seid wehrlos, denn ich kann nicht für euch

eintreten und mit der Waffe in der Hand ‚Kavalier gegen Kavalier'" — er lachte wieder.

„Nein, ihr müßt es tragen mit aufrechter Stirn, daß man euch einfach ausstößt, wie Aussätzige." Er strich sich über die Augen und wurde weicher.

„Ich verliere nichts, keinen Freund, keinen Gesinnungsgenossen. Ich bekomme nun die langersehnte Ellbogenfreiheit, ich stehe mit einem Schlage mitten im Kampfe, den ich selbst gerufen. Hier ich — dort die andern, denen ich ein Fremder geblieben bin mein Leben lang, denn ich bin ein Proletarier, und ich bin stolz darauf. —

Aber ihr — euch trifft es am Lebensnerv, denn ihre Feste, ihr Urteil, ihre Freundschaft waren der Inhalt eueres Lebens, der einzige — was wird aus euch, da euere Hände leer geworden sind?" Er sah auf sie voll Mitleid und leiser Geringschätzung.

Da preßte Marga die Hand auf die Brust. „Ich gehe nicht mit dir und deinen Genossen. Ich werde kämpfen um meine Stellung in der Welt. Ich gebe den Posten noch nicht verloren —." Er sah sie streng an. „Du brauchst nicht mit mir zu gehen, der Weg ist nicht für euresgleichen. Aber dein Posten ist verloren, du mußt ihn verloren geben, ich breche alle Brücken hinter mir ab, und ihr gehört zu mir —."

„Nein", sagte Marga erstickt.

„Die andern werden es euch schon beibringen", er lächelte bitter. Da trat Jo zu ihm, sie sah ihn mit ernsten Augen an, sie wollte ihm sagen: „Ich verstehe dich und dein Wollen. Ich bringe das Opfer gern —."

Aber der Vater hob abwehrend die Hand und ging von ihnen. Sie blieb stehen in tiefer Beschämung, und sie dachte gedemütigt: „Es interessiert ihn nicht, was ich denke, es ist ganz belanglos für ihn. Er geht seinen Weg, ob mit, ob ohne uns, oder über uns hinweg."

Marga stand immer noch wie gelähmt an derselben Stelle, und ein Schauer ging über ihre Glieder, daß die Seide des Ballkleides leise knisterte. Sie hatte die Augen geschlossen und hob langsam die Hand gegen die Stirn. Und auf einmal lachte sie kurz auf. „Ah — darum hat Jutta Herzfeld uns auch abbestellt — darum —." Und dann öffnete sie die Augen und sah Jo flimmernd an. „Klang ihre Stimme am Telephon nicht verlegen oder höhnisch oder schadenfroh? Hast du nichts bemerkt? Du mußt das doch gefühlt haben, Jo?"

Jo wandte sich ab. „Ich habe nichts gemerkt. Sei nicht so mißtrauisch, Marga, — vielleicht tust du ihr unrecht!"

„Unrecht!? Oh, du wirst ja sehen, du wirst ja sehen, wie sie über uns herfallen werden und mit Füßen treten. Wie alle versteckte unterdrückte Bosheit ans Licht brechen wird. — Wie sie lachen und höhnen werden — und froh sein, daß es mal einen Skandal gibt — und es uns gönnen, daß uns alle

Türen verschlossen sind. — Oh, du wirst sehen, wie schlecht die Menschen sind, wie hämisch, keinem wird es leid tun, freuen werden sie sich —."

Sie schluchzte auf, aber ihre Augen blieben trocken und brannten wie im Fieber. Sie preßte die Hände gegen die Schläfen. Auf einmal brach sie in die Knie und drückte die Stirn gegen die Kante des niederen Sessels, und ihr Körper zuckte und bebte.

„Ich will mich nicht ausstoßen lassen — ich will bleiben, wohin ich gehöre. — Ich kann nicht leben, wenn man uns so tief gedemütigt hat. Ich will nicht mit dem Vater gehen, ich kenne ihn nicht, er ist mir nichts. Er gehört nur seinen Plänen und fragt nicht, was er zerbricht. Er will uns einsam machen —."

Jo weinte leise vor sich hin, sie weinte, weil die Gleichgültigkeit des Vaters sie tief gekränkt hatte.

Sie sah auf die zusammengebrochene Gestalt der Schwester, die unter der gewaltigen Erregung zuckte. „Marga, denke an Immos Rosen. — Alle haben dich nicht verlassen —."

Marga richtete sich langsam auf, ihre Augen blickten weit und heiß, dann lächelte sie matt. „Vielleicht hat er noch nichts gewußt — vielleicht war es Mitleid —."

„Vielleicht war es Liebe", sagte Jo.

Marga senkte den Kopf und sah auf ihre gefalteten Hände. „Ja, vielleicht ist es Liebe —" dachte sie schwer, aber keine jubelnde Freude stand auf in ihr, nur ein harter, starrer Entschluß. Sie dachte ganz klar:

„Wenn es Liebe ist, dann ergreife ich seine Hand, — und niemand wird mich ausstoßen können." Dann wurde sie ganz still, und sie zwang ihre raschen Atemstöße zur Ruhe, und immer wieder dachte sie den Gedanken ganz klar und fest: „Wenn er mir die Hand reicht, fasse ich sie, und keiner wird wagen, mich zu kränken."

Sie schwankte nicht, sie sah den Weg ganz klar, den sie gehen wollte, und immer kälter wurde ihre Ruhe. Sie starrte auf das geradlinige Teppichmuster und dachte voll Angst: „Liebt er mich so stark, daß er sich über alles dies hinwegsetzen kann? Kann er sich mit mir verloben ohne Nachteil: Er ist Landwirt, er ist frei und unabhängig, er wird den Mut haben zu dem Schritt — aber sein Vater —." Ihr Herz klopfte stürmisch.

Sie sah den alten weißhaarigen Präsidenten mit dem vornehmen Diplomatengesicht und den klugen Augen, die so warmherzig leuchten konnten, wenn sie ihrem Blick begegneten. Sie wußte, er hatte sie stets gern gehabt, er hatte Freude an ihrer blühenden Schönheit und ihrem starken Temperament, Maria hatte es ihr oftmals lachend verraten. Es hatte eine fröhliche Freundschaft bestanden zwischen dem alten Kavalier und dem jungen Mädchen, und sie hatte wohl bemerkt, wie er leise lächelte, wenn er die zärtlichen Augen seines Sohnes sah, die sie umwarben? Würde er sich nun gegen sie wenden? War nun mit

einem Schlage alles anders in ihrem Leben? Würde sie nun von allen anders beurteilt werden? Und was dann, wenn die Bande zerrissen, die sie mit dem Hause Schwanstedt verbanden? Dann war sie ganz verlassen und preisgegeben. —

Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie litt unendlich bei der Vorstellung, aber sie fühlte deutlich, daß es nicht ihr Herz war, das litt. Es muß anders sein, wenn man um Liebe leidet — dachte sie dunkel. Sie bemühte sich an Immo von Schwanstedt zu denken, aber seine Gestalt trat nicht klar vor ihre Seele. Ihre Gedanken hatten sich bisher nur flüchtig mit ihm beschäftigt, sie hatte gewußt, daß er sie liebte, sie hatte gefühlt, daß er zart und heiß um sie warb, und sie hatte die Empfindung, daß seine Art dem vornehmen, gütigen Wesen seines Vaters ähnlich war, aber den Kern seines Wesens hatte sie noch nicht erfaßt. Daher kam es, daß sie sich in dieser verzweifelten Stunde keinen Begriff davon machen konnte, wie er handeln und wie er ihr helfen würde, nur daß er helfen würde, das fühlte sie gläubig, weil sie es so heiß ersehnte, und er schien ihr als Retter in ihrer Not, und ein schwärmerisches Dankgefühl wallte in ihr auf.

Sie schloß die Augen, und die Spannung ihrer Nerven löste sich, eine weiche Mattigkeit kam über sie.

Jo hatte geräuschlos das Ballkleid abgestreift, aber ihre Hände hatten doch ein wenig gezittert dabei. Sie spürte scharf die Demütigung dieses Tages. Sie liebte Bälle nicht, und es wäre ihr kein Opfer gewesen, auf das Fest zu verzichten, sie würde wohl keinen Gedanken daran verschwendet haben, wenn sie aus irgend einem Grunde im letzten Augenblick hätte absagen müssen, aber daß die andern sie nicht mehr wollten, daß die andern sie zwangen fern zu bleiben — das fühlte sie wie einen Schimpf.

„Wenn Vater uns wenigstens einen Ersatz gäbe, — wenn er uns teilnehmen ließe an seinen Gedanken, — dann würde man alle Bitterkeiten leicht tragen. Aber er hat ganz recht: unsere Hände sind leer, weil er sie uns nicht füllen will, nun fühlen wir nur den Schmerz um das Verlorene und nicht die Freude an dem Neuen —."

Sie löste die seidenen Blüten aus ihrem Haar und zog die Nadeln aus den Flechten. Sie sah in dem hellen Raume umher, in dem überall die Spuren waren von den Festvorbereitungen, es war, als hätte eine rohe Hand plötzlich alles im Werden vernichtet. Auf dem Teppich lagen die langen Handschuhe zerdrückt und zerknüllt, ein Fächer lag halb geöffnet auf einem Hocker, und der weiße Abendmantel Margas war vom Ständer geglitten, Immos Rosen dufteten süß und schwer zwischen den Kristallflacons des Frisiertisches.

Es war ein Bild häßlicher Unordnung, die das lichte Behagen des Raumes zerstörte. Jo seufzte leise.

„Wie waren wir gestern noch so fröhlich — und heute sind wir mitten im Leide —" dachte sie.

Da schlug die kleine, weiße Standuhr mit acht feinen, zirpenden Schlägen die Stunde. Die beiden Mädchen zuckten zusammen.

Jetzt öffneten sich die Flügeltüren des weißen Saales und die Gäste strömten herein, die schimmernden Toiletten, die schwarzen Fracks und bunten Uniformen wogten durcheinander in wirrem, anmutigem Chaos; man verbeugte sich, reichte sich die Hand, lächelte sich zu und grüßte mit den Augen, man suchte sich in dem Gewirr von Menschen, fand sich, freute sich — und dann löste sich das Gewoge in einzelne Gruppen auf. Die befreundeten Kreise fanden sich zusammen, plauderten, lästerten — steckten nicht alle die Köpfe zusammen? Klang der Name Torbeck nicht durch das Gemurmel der gedämpften Stimmen? Schüttelte man nicht die Köpfe in Empörung und lächelte man nicht in Schadenfreude? Und stand unter dem Kronleuchter nicht die statiöse Gestalt des Geheimrat Bellmann, lächelte sein volles Gesicht nicht im vergnügten Bewußtsein, eine Meistertat des Taktes vollbracht zu haben?

O, er hatte seinen Gästen den unangenehmen Moment des Ausweichens und Ignorierens erspart, der Abend konnte sich abwickeln ohne Mißstimmung, ohne Konflikte. Und neben ihm stand seine kleine, gutmütige Frau, und ihr gutes Herz kämpfte noch ein wenig gegen die bittere Notwendigkeit, aber sie war gut gezogen, sie wußte, daß das oberste Gebot die Rücksicht auf die Stellung ihres Mannes war. Darum nahm sie sich zusammen und tat die Familie Torbeck ab.

Marga stöhnte und Jo biß sich auf die Lippen. Sie wußten beide, jetzt war die Stunde, in der sich viele —, vielleicht alle — von ihnen wandten. Einer hatte den ersten Schritt getan, sie aus seinem Hause zu bannen. Nun würden die andern, die stets ein Beispiel brauchten, um den Mut zu einer Tat zu finden, ihm folgen. —

Draußen, vor der Türe, klang das Rascheln und Knistern von Seide, die sich um einen hastigen Schritt bauschte.

„Die Mutter—" sagte Jo erschreckt. Jetzt erst dachte sie an die Mutter, und sie fragte sich staunend: „Wie wird sie es tragen? Was wird sie tun?"

Frau Torbeck stand einen Augenblick auf der Schwelle und überschaute den Raum, wie vorhin ihr Gatte, mit einem orientierenden Blick. Sie trug eine silbergraue Balltoilette, und ihre schönen Schultern leuchteten blendend weiß über dem matten Silber des Besatzes, auf der rasch atmenden Brust blitzte ein Brillantanhänger in kaltem Feuer.

Leise schloß sie die Türe, wie das ihre Art war, und wieder flog ihr Blick fragend über die Unordnung ringsum.

„Wie sieht das hier aus" sagte sie rasch, sie räusperte sich, weil ihre Stimme

tonlos war. Dann bückte sie sich und hob den weißen Mantel auf und hängte ihn vorsorglich an den Ständer.

„Marga, warum kauerst du auf dem Teppich? Denke doch an deine Toilette!"

Marga stand langsam auf. „Warum soll ich sie schonen, Mama? Ich werde wohl kaum wieder in die Verlegenheit kommen, sie zu tragen —." Ihre Stimme klang apathisch und bitter.

Frau Torbeck setzte sich in einen Sessel. „Aber Kind —" sagte sie fassungslos. „Aber Kind —." Dann besann sie sich.

„Versteht ihr das alles? Ich verstehe nichts davon, gar nichts, — gar nichts — Vater war vorhin bei mir und hat mir flüchtig alles erklärt, d. h. er hat mir ein paar Erklärungen hingeworfen. Ich habe sie nicht begriffen. — Da sagte er, ihr solltet mir alles erklären, er könne das nicht so schonend. — Er hat eine Rede gehalten in der Arbeiterversammlung, Geheimrat Bellmann hat seine Einladung zurückgenommen. — Aber ich sehe da keine Zusammenhänge! Was kümmert uns, was Vater für Reden hält, das tun andere doch auch! Und daß Bellmann das gewagt hat, ist eine Beleidigung und Vater muß ihn fordern, das ist mir sofort klar geworden. Warum lächelst du, Jo? Du meinst wohl, das ginge nicht? Ich erinnere mich genau, daß mein Vater auch einmal einen Major forderte wegen eines Geredes. Also wird Vater das auch tun."

Sie fuhr sich mit dem Spitzentaschentuch über die Stirn. „Es tut mir leid um den Verkehr bei Bellmanns, es war ein sehr elegantes Haus! Aber ich denke, wenn Gras über diese Zwistigkeit gewachsen ist, kann ich die Sache redressieren, Frauen können das ja leichter, ohne daß sich die Männer etwas vergeben müssen."

Sie dachte dabei an die kleine, runde Frau Bellmann, die keinen eigenen Willen besaß, und die gewiß froh sein würde, wenn wieder alles beim alten war, und die Verstimmung vergessen.

„Mutter, es handelt sich nicht um Bellmanns allein —" sagte Marga, „aber auch die andern Familien unseres Kreises — wahrscheinlich alle — werden sich von uns zurückziehen."

Die Mutter sah sie starr an. „Das ist unmöglich", sagte sie mit unerschütterlichem Optimismus. „Das habe ich noch nie erlebt. Noch nie, so lange ich denken kann —." Sie dachte angestrengt nach. „Doch — vor zwei Jahren, als der Bankier Nordhausen wegen der großen Unterschlagungen ins Zuchthaus kam, da zog man sich von der jungen Frau zurück."

„Nun zieht man sich eben von uns zurück", sagte Marga, sie hatte das quälerische Bedürfnis, sich selbst noch tiefer zu demütigen.

Frau Torbeck wurde sehr ärgerlich. „Kind — sei nicht unvernünftig, das ist doch gar kein Vergleich. Zuchthaus und eine öffentliche Rede, die irgend einem nicht gepaßt hat! Wahrscheinlich haben Bellmanns einen andern Grund,

haben irgend etwas übel genommen, und dies ist nur der Vorwand. Im übrigen kann Vater ja alles öffentlich zurücknehmen oder sich entschuldigen, dann ist die Angelegenheit erledigt."

„Sie will es nicht begreifen," dachte Jo verzweifelt. „Sie wird sich dagegen wehren, wie einer, dem man sagt: „Höre auf zu leben." Und für sie bedeutet es fast dasselbe."

„Mutter," sagte sie leise, „das ist ganz unmöglich, Vater kann doch seine Überzeugung nicht totschlagen. Und dann handelt es sich doch nicht nur um eine harmlose Rede, Vater hat seine politische Gesinnung klargelegt, und die eben ist es, die ihn von unserm Kreise trennt. Er hat sich zu der feindlichen Partei geschlagen, und sein Wunsch ist es, ihr Führer zu werden, ihr Vertreter im Reichstag. Die Rede war nur ein erster Schritt auf dieser Bahn."

„Das ist doch ganz unmöglich", sagte die Frau beklommen. „Früher —", ihre Gedanken suchten in fernen Erinnerungen. „Früher war es sein Ziel, sich von seiner trüben Vergangenheit zu lösen und unsere ästhetische Kultur zu erreichen. Das war sein Traum — darum liebte er mich." — Sie lächelte ein wenig, glücklich und selbstbewußt.

„Und nun — nun sollte er sich doch nicht losgelöst haben? Oder ist er zurückgekehrt? Das kann doch nicht sein, es geht doch keiner freiwillig bergab im Leben." Sie sah fragend in Margas Gesicht. Die zuckte die Achseln.

„Ich verstehe ihn nicht", sagte sie kühl. „Ich weiß nichts von ihm. Nur das eine weiß ich, daß alles viel schlimmer ist, als du dir denkst. Er hat vor all diesen Menschen von seinem Vater und seiner Mutter gesprochen, er hat gesagt, er sei ihresgleichen, und sie haben ihm zugejubelt."

Das traf die Frau. Zum ersten Male stand in ihrem Blick ein heißes Erschrecken. „Das hat er gesagt?" murmelte sie fassungslos. „Von seiner Jugend —? Von seiner Mutter —? Alles, alles?"

Sie war ganz blaß geworden, und ihre Lippen zuckten. Sie verlor ihre korrekte Haltung und sank zusammen, sie sah hilflos und traurig aus. „Und nun wissen es alle? O, darum haben Bellmanns sich von uns gewandt, nur darum. O Gott."

Jo streichelte tröstend ihre Hand, und Marga sagte mühsam:

„Vielleicht verlassen uns nicht alle."

Frau Torbeck saß unbeweglich und dachte angestrengt nach, aber sie fühlte, daß sie nicht gewöhnt war, sich aus einem Wirrsal herauszuarbeiten, ihre ungeschulten Kräfte versagten. Ihre Blicke suchten Hilfe bei den Töchtern, doch als sie Margas blasses Gesicht sah, löste sich ein neuer erschreckender Gedanke in ihr aus.

„Marga, Kind — gerade jetzt! Was wird nun werden? Wie wird er sich verhalten?"

Marga hielt mühsam die Tränen zurück, und Jo sagte still: „Wenn er sie liebt, so kann ihn das doch nicht beirren!"

Frau Torbeck atmete auf. Sie war überzeugt, daß Immo Schwanstedt als Gentleman handeln würde. Aber sie fühlte sich unfähig, selbständig zu handeln. „Wir müssen doch Vater bewegen, daß er diese Pläne aufgibt!" sagte sie zaghaft. „Ich werde Onkel Gerhard hierher rufen, der muß mit ihm sprechen und alles einrenken."

Sie stand auf und lächelte wieder freundlich. Die dunklen Gedanken waren niedergeschlagen, sie dachte nicht einmal mit Groll an den Gatten, sie glaubte fest, daß durch die energische Hilfe ihres Bruders, des Superintendenten Jannssen, die Angelegenheit beigelegt werden würde.

Sie strich den Töchtern zärtlich über das Haar. „Legt euch zu Bett, es wird sicher alles wieder gut, und morgen ist vielleicht ein wichtiger Tag!" Sie lächelte mit den Augen zu Marga hin, doch die hatte die dunklen Brauen zusammengezogen und dachte mit Inbrunst immer wieder den einen Gedanken: „Wenn er mich fragt, sage ich ‚ja'".

„Gute Nacht, Mutter", sagte Jo und begleitete sie bis an die Treppe. Die lichtgraue Schleppe huschte hinter Frau Torbecks schlanker Gestalt her, wie eine flinke Schlange. Die Frau atmete erleichtert in dem Bewußtsein, ihren Kindern über eine kritische Stunde hinweggeholfen zu haben. „Wenn Marga Immos Braut ist, ist alles anders, und was Gerhard nicht gelingt, gelingt sicher dem Präsidenten von Schwanstedt." Und sie lächelte und dachte voll Zutrauen an das vornehme, gütige Greisengesicht mit den hellen zielbewußten Augen.

3. Kapitel.

Dr. Torbeck ging langsam über den Perserteppich seines Arbeitszimmers auf und ab. Es war, als kostete jeder Schritt ihn Überwindung, als löse er den Fuß nur mühselig vom Boden. Die Gedanken wuchteten schwer auf ihm, er hatte das Gefühl des Feldherrn vor der großen Schlacht. Sein politischer Sieg war fast gesichert, die Wahlen in der nächsten Woche mußten ihn bringen. Dann stand er am Ziel seiner Wünsche, seiner Jugendträume, und am Ziel seiner besten Mannessehnsucht. Dann begann die große Arbeit — die Arbeit, die keinem persönlichen Vorteil galt, sondern der großen Masse, — deren dumpfe Not sich in seiner Jugend tief in seine Seele gegraben hatte.

Denn diese Not, die hatte er erlebt mit jedem Nerv seiner Seele, sie war ein Stück seines Schicksals, seiner selbst geworden, doch das Leben, das dann kam, zwischen dem Kampf um das Geld und dem Behagen seiner Häuslichkeit — das hatte er nicht erlebt mit seiner Seele, das war an ihm vorübergeglitten, wie ein lauer Strom, der ihm nie das Blut wahrhaft gewärmt hatte, aber der ihn auch nie hatte bis ins Mark frieren lassen.

Lau. —

Er blieb in seinem rastlosen Schreiten stehen und sagte laut und hart: „Lau —" wie eine Verurteilung. Und sein Mund zuckte dabei.

Ja, lau war alles, was er erlebt hatte, seit er seine Jugendideale begraben, seit er seine Wurzeln losgelöst hatte aus dem Boden, in dem sie gewachsen waren.

Lau war die Leidenschaft seines Blutes geworden, zu korrekter Harmonie herabgesunken, weil niemals, auch in den Stunden des heißesten Glückes sein Wesen einen Widerhall weckte in der Brust des Weibes, das er so hingebend liebte. Da erlebte er die gewaltige Enttäuschung, und die Frau erschien ihm als die Verkörperung der guten, alten Kultur, die ihn geblendet. Diese Kultur erschien ihm blutlos und verlogen, ein hohler Eitelkeitskram, mit seelenlosen Formen — geschminkten Gefühlen, liebenswürdiger Flachheit.

Leer war sein Leben geworden, aber er hatte es nicht gewußt, weil der laue Strom ihn müde gemacht und seine Kraft gefesselt hatte. Aber ganz allmählich, durch viele Jahre hindurch war dies Gefühl der Leere gewachsen. Bis die Menschen seines Kreises ihm feige und erbärmlich schienen, weil sie schwiegen, wo sie hätten reden sollen, weil sie lächelten, wo sie hätten weinen müssen. Leer erschien ihm seine Frau, weil ihre glatte Stirn nur kleine und alltägliche Gedanken barg, und unbedeutend waren ihm seine Kinder, weil sie mit den anderen im flachen Strom schwammen und sich darin wohl fühlten.

Da hatte sich eine lähmende Einsamkeit um den Mann gelegt, und er hatte erkannt, daß er sich selbst verloren hatte, daß er ein wahrhaft Verwaister, Heimatloser sei. Er hatte seine stählerne Kraft auf die Arbeit gerichtet, er hatte jede Stunde seines Tages mit ihr ausgefüllt, aber die Arbeit hatte ihn angewidert, denn sie hatte nur ein Ziel: das Geld. Es fehlte ihr die große Idee, die sie heiligte.

Dann war er in das Land der Kunst geirrt. —

Er blieb vor der hohen Bibliothek stehen und sah auf die Bände und Mappen der Kunstgeschichte, die sich nebeneinander reihten. In seinen Augen war ein schmerzliches Lächeln. Es war ein schüchterner Versuch gewesen, die Kunst ward ihm zur lindernden Arznei, heilen konnte sie ihn nicht. Denn sein heißes Temperament verlangte nicht nach Genuß und stillen Freuden, es drängte zu starker Betätigung, zum Kampf.

Das erkannte er langsam, und Schritt vor Schritt kehrte er zu den Zielen seiner Jugend zurück, und ganz vorsichtig senkte er seine Wurzeln wieder in den Mutterboden, dem er sie einst entrissen hatte. Und die Wurzeln griffen um sich und krallten sich fest, — und nun kam der erste Sturm und schüttelte die Krone, um zu prüfen, ob der Baum feststehe in seinem Grunde.

Torbeck blieb stehen und atmete tief. Er drückte die Schultern nach hinten, daß auf seiner mächtigen Brust die Muskeln aufsprangen und die Sehnen sich

stählern spannten. Mochte der Sturm kommen, er kannte den Kampf, er kannte das harte Ringen um ein Ziel.

Er sah im Geiste seine armselige Studentenbude, in der er frierend gesessen, die dünne Bettdecke um die Knie, und dicht an die Fensterscheiben gedrückt, damit der Schein der Straßenlaterne ihm noch die Seiten des Buches beleuchte.

Langsam ging sein Blick durch den hohen, vornehmen Raum, sein Mund lächelte nicht, als er dachte: „Dies alles gehörte zu meinem Ziel damals; ein eigenes Haus, ein vornehmes Heim und darin die schöne Frau. Ich habe das Ziel erreicht nach hartem Kampf, und nun ich alles halte, was ich einst gewollt — nun will ich es freudig wieder aufs Spiel setzen, um den Kampf wieder zu erleben und die große Lebensnot. Denn nur der Kampf macht das Leben lebenswert, wer am Ziel ist, wird faul und satt."

Wieder ging er auf und nieder, die Hände lose in den Taschen seines Jackettanzugs vergraben. Seine Schritte wurden elastischer, eine jugendliche Kraft kam in seine Bewegungen. Wenn er den Sieg errungen hatte, dann kam die große, die wundervolle Arbeit.

Seine Stirne färbte sich von einer raschen Blutwelle. Er überdachte noch einmal alle Chancen seiner Kandidatur, und dann versanken seine Gedanken in die Pläne, die er rasch und feurig vor sich aufbaute.

Es war eine tiefe Stille in dem Zimmer, nur der starke schwingende Pendelschlag der großen Uhr füllt mit seinem Rhythmus die Stille. Den Mann störte der Ton seiner Schritte, er hatte ein unklares Sehnen nach einer feierlichen Stimmung.

Er blieb stehen und lehnte sich leicht an den Schreibtisch, die Füße etwas vorgestemmt, den Kopf frei erhoben, daß der Blick durch die Scheiben ging, durch die graue Winterkühle nach der Stadt hinab, die die Tausende barg, die in ihm den Führer sehen wollten.

Torbeck war zum ersten Male seit vielen Jahren so tief glücklich, und dies neue überraschende Gefühl überfiel ihn so plötzlich, so jäh, daß es ihn weich machte, bevor er es mit dem Verstande niederringen konnte. Und er gab sich auf Augenblicke willenlos hin und horchte in sich hinein, auf alle die stolzen und zukunftsfrohen Gedanken, die kamen und gingen. Und nicht einen Augenblick fühlte er das Bedürfnis, sich einem Menschen mitzuteilen, sein Wesen war durch die lange Gewöhnung herb in sich abgeschlossen, er war sich selbst genug in der Freude und im Leide. Die Stunden, in denen er sich leidenschaftlich nach einem Echo gesehnt hatte, lagen weit hinter ihm.

Es klopfte diskret an die Türe, die dicke Portiere hielt den Ton gedämpft zurück.

Torbeck fuhr auf. Er war sofort ganz nüchtern und gesammelt, mit einer kleinen Willensanstrengung schob er die weiche Stimmung von sich.

„Herein."

Das Stubenmädchen ließ den alten Bureaudiener eintreten, sie meldete ihn nicht erst, sie nahm an, er sei dienstlich bestellt.

Torbeck war verwundert, aber er reichte dem Alten freundlich die Hand. Der nahm sie zögernd.

„Guten Tag, Huber, Sie sind ein seltener Gast hier oben! Was führt Sie her? Es ist gewiß etwas Besonderes, da Sie mich nicht drunten und nicht telephonisch sprechen wollen."

Er setzte sich in den breiten Schreibsessel und wies mit der Hand auf einen Lederstuhl.

Huber machte einige unbeholfene Schritte und blieb dann steif neben dem Stuhl stehen.

„Danke, Herr Doktor", sagte er mit trockener Stimme.

Torbeck sah rasch auf und gewahrte mit einem Blicke, daß der Alte ganz verfallen aussah.

„Sie sind doch nicht krank?" fragte er warm. „Was ist Ihnen denn?"

Huber wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn, und in dem alten Sergeantengesicht zuckte es wie ein Wetterleuchten. Torbeck sah, es war ein Aufruhr in ihm, den er mit aller Energie niederzwingen mußte, bevor er sprechen konnte. Torbeck wartete und dachte teilnehmend:

„Was ist dem treuen Menschen nur widerfahren?"

Huber räusperte sich und zog den Rock zurecht.

„Herr Doktor —", er schluckte, dann sprach er ganz fest und unbeirrt, aber er sah seinen Herrn nicht an dabei, er blickte starr auf eine klobige, kupferne Aschenschale.

„Herr Doktor — es geht nicht. Ich hab' mich ehrlich bemüht, um einen Ausweg zu finden. Ich habe einen ganzen Tag und zwei Nächte mit den Gedanken gekämpft. Aber es ist geblieben, wie es im ersten Augenblick war. Es geht nicht."

Er atmete einmal ganz schwer und richtete seine Augen nicht auf den Herrn.

„Ich bin 25 Jahre mit dem Herrn Doktor gegangen, immer im gleichen Tritt, und es war ein guter Weg. Aber jetzt muß ich mir einen andern suchen. Ich war auch in der Versammlung und habe die Rede gehört — den Weg, den der Herr Doktor jetzt geht, kann ich nicht mehr mitgehen."

Er schloß die Lippen fest, um den zitternden Seufzer niederzuhalten.

Torbeck saß mit gesenkten Lidern, in jäher Überraschung.

„So, so", sagte er, und er wunderte sich, daß seine Stimme so gepreßt klang. „So, so."

Dann waren die beiden ganz still, nur die große Uhr tickte friedlich.

Huber hatte sich gedacht, er würde die Hand seines Herrn ergreifen und

ihm ernsthaft sagen: „Herr Doktor, lieber Herr Doktor, nicht wahr, es war eine Verirrung, das alles, was Sie gesagt haben, war nicht in Ihrem Herzen."

Aber jetzt war er wie gelähmt. Er sah scheu auf die eiserne Stirn des Mannes und wußte, daß es keine Verirrung war, sondern etwas anderes, das er nicht verstand.

Torbeck stand auf, es sah ein wenig mühsam aus.

„Huber, es tut mir leid — sehr leid. Ich brauche Ihnen das nicht erst zu sagen. Ich verstehe Sie und gebe Ihnen recht. Wenn man weißes Haar hat, ändert man seine Gesinnung nicht von heute auf morgen. Sie müssen Ihren Weg gehen, ich den meinen. Jeder muß sich selbst treu bleiben, und ich ehre es an Ihnen, daß Sie nicht einem Herrn dienen wollen, mit dem Sie nicht einverstanden sind."

Huber bemühte sich qualvoll Worte zu finden, seine Lippen bewegten sich lautlos.

„Ich werde Sie sehr vermissen", sagte Torbeck mit einem resignierten Lächeln. „Sie haben Ihre Pension, Huber, das wissen Sie." Der Alte wollte etwas einwenden, aber ein herrischer Blick Torbecks verbot ihm den Einwand.

„Ich wünsche Ihnen einen recht friedlichen Lebensabend und danke Ihnen für Ihre treuen Dienste."

Er reichte ihm die Hand und fühlte, wie die alte runzelige in seiner bebte.

Huber stöhnte leise, er brachte kein Wort hervor, mit unsicheren Schritten ging er zur Türe. Er wandte sich noch einmal um, er wollte es doch sagen: „Herr Doktor, ist es nicht ein falscher Weg?" Doch der Mann erschien ihm auf einmal ganz fremd, in seinen Augen war ein so starkes Leuchten von Glück und Schmerz, daß Huber auf dem Heimwege über das eigene Leid hinweg immer wieder denken mußte: „Was hat ihn so verwandelt? Er sah ja glücklich aus."

Torbeck sah einen Augenblick unverwandt auf die Portiere, die noch leise schwankte. „Opfer müssen fallen —" dachte er, und der Gedanke an den Alten tat ihm weh, aber seine stolze Schaffensfreude berührte dies Weh nicht.

„Ich habe ja den Kampf gewollt auf der ganzen Linie —"

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Europa atmet wieder auf. Die Börse, dieses Stimmungsbarometer der internationalen Politik, hat wieder Zuversicht. Man beginnt an ein Aufwärts zu glauben. Der zweijährige Druck der Balkankriege, der auf Handel und Wandel der ganzen Welt, insbesondere aber auf Europa erdrückend lastete, hat merklich nachgelassen. Wir sind wieder bei normalen Zinssätzen angelangt, wie wir sie seit zwei Jahren nicht mehr kannten. Das wirkt belebend auf den Welthandel und beflügelnd auf die wirtschaftliche Phantasie, die völlig lahmgelegt war.

Deutschland hat in diesen beiden Krisenjahren eine innere Machtfülle entfaltet, deren furchteinflößender Logik kein fremder Staat sich entziehen kann. Die Kraftprobe einer finanziellen „splendid isolation" hat das Deutsche Reich über alle Erwartung glänzend bestanden. Frankreich, der Bankier der Welt, glaubte das Deutsche Reich finanziell auf die Knie zwingen zu können. Nicht bloß die französischen und englischen Gelder wurden allgemach dem deutschen Markt entzogen, sondern auch Rußland sah sich veranlaßt, den größten Teil seiner Guthaben aus Berlin zurückzuziehen. Das Deutsche Reich mußte aber nicht bloß finanziell auf eigenen Füßen stehen, sondern auch die österreichischen und ungarischen Anleihen in der Form von Schatzscheinen aufnehmen und dem befreundeten Rumänien den Geldmarkt öffnen. Trotzallebem war der Status unserer Reichsbank am Ende des Krisenjahres 1913 günstiger denn vor Ausbruch des Balkankrieges, und wir erlebten im Dezember einen Rückgang des Bankdiskonts — eine vollständige Umkehrung aller bisherigen wirtschaftlichen Erfahrung. Natürlich gebührt der gesunden Diskontopolitik der Reichsbank ein wesentliches Verdienst an diesem finanziellen Sieg des Deutschen Reiches. Aber diese Diskontopolitik wäre unwirksam geblieben, wenn ihr die deutsche Reichspolitik nicht die Wege geebnet hätte. Durch das Zusammengehen mit England in der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens war die finanzielle Entspannung Europas möglich geworden. Solange ein europäischer Krieg drohte, verkroch sich das Geld. Sobald aber die Überzeugung sich allenthalben Bahn brach, daß der Zusammenstoß zwischen den beiden Mächtegruppen, der unmittelbar bevorzustehen schien, durch den entschiedenen Willen

Deutschlands und Englands hintangehalten wird, kam das versteckte Geld wieder zum Vorschein. Unsere wirtschaftliche Zuversicht beruht letzten Endes auf dem Vertrauen, daß wir jetzt dem Zusammengehen der beiden Mächtegruppen entgegenbringen.

Aber noch ein zweiter Gesichtspunkt ist für die Machtstellung des Deutschen Reiches von grundlegender Bedeutung. Im selben Krisenjahre 1913 nämlich, in welchem die unerschwinglich scheinenden Diskontsätze Handel und Industrie den Atem zu rauben schienen, hat Deutschlands Export den Rekord geschlagen und zum ersten Male die Exportziffer Englands erreicht. Das ist ein weltwirtschaftlicher Erfolg des Reiches, der dem finanziellen der Reichsbank würdig zur Seite steht. Daß im kritischesten Jahre die Ausfuhr gewaltig steigt und der Zinsfuß merklich zurückgeht, das ist ein Triumph der deutschen Wirtschaftspolitik, die ihrerseits mit der deutschen Weltpolitik aufs engste verwachsen ist. In den letzten Jahren hat sich nämlich auch in der Ententegruppe die Überzeugung befestigt, daß das Deutsche Reich nur seinen Besitzstand behaupten will, aber keinerlei Angriffspläne im Schilde führe. Man sollte meinen, daß ein mehr als vierzigjähriger Friede schon die Gewähr in sich trüge, daß Ausdehnungs- oder Eroberungsgelüste dem Reiche und seinem Kaiser fernliegen. Allein die Rüstungen zu Land und zur See machten die Entente-Mächte immer wieder stutzig und im höchsten Grade mißtrauisch. Sie wollten nicht einsehen, daß die geographische Lage diese militärische und maritime Stärke Deutschlands im Interesse seiner Selbstbehauptung zur gebieterischen Notwendigkeit mache. Als nun vollends der Milliarden-Kredit für die neugeschaffene Lage vom Reichstag bewilligt wurde, da züngelte die Flamme des Mißtrauens allüberall empor. Aber auch dieser Schrecken hat sich gelegt. Das Reich zahlt seine Milliarde, ohne sich wirtschaftlich zu erschöpfen. Im Gegenteil: im Momente der Selbsteinschätzung zur Wehrsteuer sinkt der Bankdiskont auf 4 Prozent. Das Reich vermag also offenkundig auch diese Last zu tragen, ohne in seinen finanziellen Grundlagen erschüttert zu werden. Ja, der preußische Finanzminister konnte ein Budget vorlegen, das die Finanzen Preußens mit vollem Recht als „glänzende" bezeichnete. Im selben Augenblick, da alle Welt über Geldnot klagt, die Balkanstaaten und Mexiko vor dem finanziellen Zusammenbruch stehen, ja selbst das reiche Belgien an alle Türen pocht, hat die preußische Anleihe einen Erfolg, der die kühnsten Erwartungen weit hinter sich läßt. Woher dieser plötzliche Umschwung? Anfang Dezember noch zu Tode betrübt, und Ende Januar himmelhoch jauchzend!

Die psychologische Erklärung dieses durchgreifenden Gesinnungswechsels kann nur darin gesucht und gefunden werden, daß man sich intra muros et extra endlich davon überzeugt hat, daß das Deutsche Reich ernstlich den Frieden will.

Wie in der Volkswirtschaft, so kommt auch in der hohen Politik alles auf Vertrauen an. In der Volkswirtschaft heißt der Exponent dieses Vertrauens: Kredit; in der Politik: Glaube an die Ehrlichkeit der Absichten. Die auswärtige Politik des Reichskanzlers hat es verstanden, diesen Glauben den Entente-Mächten nicht bloß vorübergehend einzuflößen, sondern auch dauernd bei ihnen zu befestigen. Sir Edward Grey hält den Reichskanzler von Bethmann für einen Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, Poincaré spricht von ihm als zuverlässigen Mann, Kokowzow und Sazonow erklärten jedem Eingeweihten, auf den Reichskanzler sei Verlaß. Die Ehrlichkeit ist jenes politische Kapital von Bethmann's, das uns reichen Segen gebracht hat.

Ohne dieses Zutrauen der führenden Politiker der Entente-Mächte zur unbedingten Geradlinigkeit des Reichskanzlers hätten wir weder die Londoner Botschafter-Konferenz, noch die albanische Lösung, noch endlich jenen Frieden in Europa, dessen wir bedurften, wenn wir die Hegemonie der Kultur für die alte Welt behaupten und nicht an die neue abtreten wollten. Die Ministerstürzer von rechts und links haben in den letzten Wochen dieses politische Kapital des Reichskanzlers an Achtung und Vertrauen — selbst bei den Gegnern des Dreibundes — nicht in Anschlag gebracht. Gibt es im Reiche einen Mann von solcher Durchschlagskraft und Sieghaftigkeit, dem man heute die Erbschaft an europäischem Vertrauen bedenklos anvertrauen könnte? Lebt irgendwo im Verborgenen ein unentdeckter Bismarck? Wer wagt es, einen Namen als Nachfolger von Bethmann's zu nennen, dem alle Berufenen vorbehaltlos zujubeln würden? Hat irgend Einer auch nur im Lande selbst das Vertrauen aller derer, auf die es ankommt? Vom Standpunkte der internationalen Politik ist das Sturmrennen gegen den Reichskanzler ebenso kurzsichtig wie verhängnisvoll.

Dramatische Rundschau.

Von Alice Lesser (Berlin).

Der Graf von Gleichen.

(Zur Aufführung von Ernst Hardts „Schirin und Gertraude".)

In der Tiefe des deutschen Volksbewußtseins liegt wie ein Märchen die Geschichte vom Grafen von Gleichen. Von dem Manne, der das Unmögliche möglich machte und mit zwei Frauen in ehelicher Gemeinschaft lebte. Im Gegensatz zu den althergebrachten Sitten der Germanen, die durch jahrhundertelanges Heilighalten schon Natursprünglichkeit geworden schienen und, mit der neuen Ethik des Christentums verschmolzen, zu religiösem Gesetz geworden waren. Dieser Graf von Gleichen verging sich an dem allen, schob mit kühner Hand die Versteinerungen der Jahrhunderte beiseite und überzeugte den Papst, den Hüter dieses Gesetzes, von der inneren Notwendigkeit seines Handelns, so daß der Stellvertreter Gottes darin eine von Gott gewollte Fügung erkannte. Er gab seinen kirchlichen Segen, und der Graf von Gleichen brachte die Türkenfrau, die ihm nach zehnjähriger Gefangenschaft die Freiheit beschert hatte, zu seiner zurückgelassenen deutschen Gräfin. „Und sie lebten in Friede und Freude bis an ihr seliges Ende." Das ist das Außergewöhnliche, das sich schwer einreihen lassen will in das Egoistisch-Triebhafte, in das Sexuell-Besessene einer Kultur, die mit dem Ideal der Einehe andere Grenzen und andere Möglichkeiten geschaffen hat.

Dieser Graf von Gleichen ist zwar der typische Fall, aber nicht der einzige seiner Art. Das Verhältnis — ein Mann, zwei Frauen —, die versuchen, ihr Leben gegenseitig in Harmonie aufzubauen, begegnet uns häufig. Freilich bleibt es meistens bei einem Versuchen. Aber es sind nicht die gewöhnlichsten Naturen, denen dies Schicksal widerfährt. Nicht die roh-sexuellen. Man könnte grade das Gegenteil behaupten. Man braucht nur an Namen wie Storm, Hebbel, Zola zu erinnern. Sie alle versuchten, im Einverständnis mit den beteiligten Frauen, dieses Verhängnis befriedigend zu lösen. Es kam nicht zu Friede und Freude. Aber es kam zur Duldung. Das Menschliche siegte über Konvention und scheinbare Unnatürlichkeit. Die Frauen, die Verarmten, um ihr Ganzes Betrogenen,

fügten sich. Sie wollten lieber teilen, als den Mann verlieren.

Anders liegt der umgekehrte Graf von Gleichen-Fall. Das „dreieckige Verhältnis“. Nicht ein Mann, der zwei Frauen will, sondern zwei Männer, die nach einer Frau verlangen. Er ist natürlich ebenso oft da wie der andere. Vielleicht sogar häufiger. Aber die Grundbedingungen sind doch ganz verschieden von einander. Hölderlin, Goethe, Wagner, sie lebten mit den Frauen anderer Männer, aber nicht im eigentlichen Sinne einer Ehe zu Dreien. Die Frauen teilten zwischen Seele und Körper, gaben dem Neuhinzutretenden das Beste und dem Ersten nur das, was er als Pflicht zu fordern hatte. So umgingen sie die gewöhnliche Ehebruch-Tragödie, in der es immer zum Kampfe um die Frau kommt und am Ende einer von den Männern das Feld räumen muß. Aber ehrliche Beziehungen zu einander waren doch nicht recht herzustellen. Die Männer mieden sich, im günstigsten Falle kam es zur Gleichgültigkeit. Nirgends in der Geschichte oder in der Literatur ist mir ein Fall bekannt, wo zwei Männer auch nur den Versuch machen, nebeneinander einer Frau zu gehören.

Diese verschiedene innere Gestaltung scheinbar gleichartiger, äußerer Verhältnisse hat natürlich ihren Grund in dem heutigen Geschlechtscharakter von Mann und Frau. Eine andere Lösung erscheint uns auch noch heute aus der sexuellen Psychologie des Mannes heraus als ganz unmöglich. Ich sage: heute. Zur Zeit des Mutterrechtes war es anders, und was morgen sein wird, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß die sexuelle Ethik sich mit Zeit und Raum ändert. Die Vielehe, die im Orient noch immer selbstverständlich ist, bei Völkern, deren Aristokratie wenigstens auf einer hohen Kulturstufe steht, wird unmöglich, sie wird allenfalls Ausnahme, Einzelfall bei uns. Die Persönlichkeit der nordischen Frau hat aus der Ehe eine Lebenskameradschaft gemacht. Gerade, weil sie den Mann seelisch besitzt, als persönliches Individuum, nicht als Geschlechtswesen gemeinhin, kann sie ihn mit keiner anderen Frau teilen. Muß sie es aber einmal, muß sie die Gefühle preisgeben, die ihre eigene Entwickelung ihr in Fleisch und Seele vererbt hat, so steht sie vor einem Schicksal, das sie bis an den Lebensnerv trifft. Und der Kampf zwischen Gottnatur und Menschnatur bricht aus.

Die deutsche Frau in der Legende vom Grafen von Gleichen hat gesiegt. Wie und wodurch, das wissen wir nicht. Wir kennen die Tatsache oder wir erfanden die Tatsache, und sie scheint uns wie ein Märchenwunder der Wirklichkeit. Darum hat dieser Graf von Gleichen immer die Volksseele beschäftigt, die Märchen braucht, in denen die Menschen selig werden, in denen ist, was sein könnte. Alles, was sein könnte, lockt den Künstler, es zum Sein zu zwingen, das Außergewöhnliche in unsere natürlich-notwendige Empfindungswelt einzureihen. Darum hat auch der Graf von Gleichen von jeher die Dichter gereizt. Auch Goethe konnte an ihm nicht vorbeigehen. Er legt ihn seiner „Stella, Ein Schauspiel für Liebende“, zugrunde. Und mit der voraussetzungslosen Kindhaftigkeit des Genies sieht er das Unwahrscheinliche wahrscheinlich: „Er fühlte Menschheit! — Er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit.“ „Und Gott im Himmel freute sich der Liebe.“ So fast demütig einfach ist das! Und Cäcilie löst den Konflikt: „Du hast ihn gerettet, von ihm selbst gerettet — du gibst mir ihn wieder.“ „Wir sind dein.“ Zu dieser Selbstverständlichkeit konnte ein Kleiner an Wuchs, — Schmidtbonn — der vor einigen Jahren einen Grafen von Gleichen schrieb, nicht kommen. Er bog den Stoff zu einer „Tragödie“, weil Kraft und Mut fehlten, das Märchenhafte der

Erfüllung glaubhaft zu machen. Die deutsche Frau will den Mann allein haben und mordet die türkische Nebenbuhlerin. Damit ist das Schöne und Wesentliche der Legende verwischt. Schmidtbonn sah das Problem mit den Augen einer schwachen Mittelmäßigkeit, und kam über das Ästhetentum nicht zum lebendigen Kern hinweg.

Nun hat in diesen Tagen Ernst Hardt in „Schirin und Gertraude" wieder den Versuch gemacht, das Schicksal des Grafen von Gleichen auf die Bühne zu stellen. Schon einmal griff dieser Dichter zu einer nordischen Volkssage, die so heiter und versöhnlich ausklingt, wie die Geschichte von dem Mann mit den zwei Frauen, — zum Gudrunliede. Aber er vergewaltigte es so, wie Schmidtbonn seinen Grafen von Gleichen. Die Gudrun, die nach der Überlieferung am Ende versöhnend zwischen den beiden Männern steht und sie zu Freunden macht, stirbt bei Hardt an der Zwiespältigkeit ihrer Gefühle. Auch hier fehlte dem Dichter geniale Natürlichkeit, um zu gestalten, was die kindliche Volksseele vor ihm in Einfalt getan. Und weil es an der Einfalt mangelt, mangelt es auch an der Echtheit. In Schirin und Gertraude aber ist der Dichter wieder naiv geworden. Und bescheiden. Er macht aus dem Grafen von Gleichen ein Scherzspiel. Damit setzt er sich von vornherein eine Begrenzung, kein Breit-Gewolltes zwingt ihn zu geschicktem Bühnenpathos, und so packt er herzhaft zu, unbeschwert von Sentimentalität, und so kommt eine heitere Selbstverständlichkeit, eine kleine, lachende Wahrheit heraus. „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen." Dieser Graf von Gleichen ist keine Kampfnatur. Von Aktivität weiß er wenig. Ganz passiv ist er in sein Schicksal hereingeraten. Es hat ihn halt grade getroffen. Ja, er ist wirklich ein Kind, dieser verfettete Graf von Gleichen, der die Frauen als Schmetterlinge nimmt, der so wild schimpfen kann und ein so gutes Herz hat, der die Eifersucht aus der Welt wegleugnen möchte und doch so rasch von ihr gequält wird, dieser Mann, der aller Sitte ins Gesicht schlägt und doch nicht vertragen kann, daß eine Frau, die bis dahin Kleider trug, sich vor andern Männern in Türkenhosen zeigt. Und ein Kind ist die sanfte Türkin Schirin, die daheim den Eheherrn mit mehr als einer teilen muß, und die gar nichts weiter will, als da sein dürfen. Und das größte Kind ist die blonde Frau Gertraude, die während der zehnjährigen Abwesenheit des Grafen sich die Zeit mit Puppenspielen vertrieb, und die eigentlich herzlich froh ist, in Schirin die Spielgefährtin dazu gefunden zu haben. An der Urmütterlichkeit dieses Kindweibes werden alle drohenden Gefahren zunichte. Einen Mann braucht sie, um ein Kind zu bekommen, keinen Geliebten. Und davon weiß Schirin auch. Und aus der gemeinsamen Mütterlichkeit heraus verstehen sich die beiden. Darum können sie den Mann miteinander teilen, denn der ist ja für eine Mutter ganz unwesentlich. Das Spielen, das Lachen, wie man es einmal mit einem kleinen Kinde tun muß, ist ja viel wichtiger! Und der arme Graf von Gleichen fühlt, daß er statt zwei Frauen nicht eine hat; sie vertragen sich so gut, daß für ihn gar keine Zeit übrig ist. Wenn sie sich nur einmal gründlich zanken möchten! In seiner Einsamkeit kommt er sogar auf den schwarzen Gedanken, sich einen dritten Schmetterling, die niedliche Base Ursula, einzufangen. Aber Schirin und Gertraude sinnen Rache. Sie stellen sich nach einer vorgespielten Zankszene überhaupt nicht ein. Der arme Mann greift zu der List, zu erproben, ob sein toter Leib fesselnder wirkt als sein lebendiger. An der vermeintlichen Leiche kommt es dann auch zwischen den Frauen zu den ersten hef-

tigen Anklagen, aber als der Graf, entzückt über die Wirkung, sie beide in die geöffneten Arme schließen will, fliegen sie an ihm vorbei, einander um Verzeihung bittend, an den Hals und verlassen das Schlafzimmer. Der Ehemann mit den zwei Frauen löscht das Licht und steigt für diesmal allein in das vorher für drei so sorgfältig ausgemessene Ehebett.

So die Legende in der Bearbeitung von Ernst Hardt. Der Dichter hat allzu geschickt alle Wege gemieden, die zu Tiefen führen könnten. Aber er ist doch aus Ehrfurcht vor dem, was in den Tiefen schlummert, liebevoll mit dem Stoff umgegangen. Er hat den Kern nicht gefälscht. Dieser Kern aber mag warten, bis er ans Licht geholt wird von einem Großen, der ihn mit neuen Augen sehen wird, der zu den Weisen gehören mag, von denen Maeterlinck sagt, daß es in ihrer Nähe keine Tragödien gibt.

Das Künstlertheater holte sich mit der Aufführung seinen ersten großen, wohlverdienten Erfolg.

Belletristische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Richard Serau läßt in seinem neuen Roman „Ewiger Durst"*) vollendete belebte Greifbarkeit erstehen. Es wirkt an ihr neben glücklichster Anschauungswiedergabe, in die sich ein begnadetes Anschauungsvermögen umsetzt, und die Großes und Kleines und Kleinstes durch Verweilen ehrt, die psychologische Enthüllung. In dem Zusammen einer äußeren und inneren Welt, die sich vor uns öffnet, die uns anzieht und erregt, erleben wir jene Fülle, die immer da ist im Wirklichen. So erlöst der Dichter in seinem Werk die Wirklichkeit; denn erlöst sein heißt: zur eigenen Fülle gelangt sein. Dem äußeren und inneren Geschehen dient wie demütig der Stil; vor dem Bewegtsein, das die Menschen und die Dinge ergreift, vergißt man fast seiner. Nur da etwa, wo sich zwischen und um ereignisgedrängtes Menschenleben in künstlerischer Absicht die trotz aller ihrer Bewegtheit mehr ruhedurchflossenen Naturbilder lagern, freut man sich an seinem feinen und starken Glanz. Das Schicksal der Frau, die der Dichter am unstillbaren Durst der Sinne zerrinnen läßt, erschüttert als nicht nur nach aristotelischer, sondern auch rein menschlicher Deutung höchste Tragödie. Denn an eigener Schuld geht die Heldin zugrunde, so daß unser gerechtes Herz ihren Untergang zu ertragen vermag; doch nicht ihr allein gehört alle Schuld, so daß wir genug mit ihr leiden. Und genug Furcht gibt sie, über die der Dichter alle Härte, allen schamvollen Schmerz der Wahrhaftigkeit gießt, uns ein; für sie fürchten wir von Erlebnis zu Erlebnis; für uns fürchten wir, als könnten wir auch so sein, wenn die Sterne in unserer Brust sich einmal verdunkeln würden. Und das weiß der Dichter von uns. Und sein Wissen von dieser unserer Furcht, deren Wurzeln gesenkt sind in abgründige Seelentiefe, hat ihn seine Frauengestalt, die liebedürstende, zum Typus steigern lassen, zur wohl auch heiligen, schönen, doch so verhängnisreichen Erhabenheit des Typus. Und auch das Schicksal der Frau, die nicht Herrin wird über das Dürsten — und das Dürsten der Sinne nicht umzusetzen weiß in reines Dürsten des Geistes und Herzens, steigt empor zur schreckenden Erhabenheit des Typus. Was an Negativem der dichterischen Frauengestalt individuell angehört, die sich krankhaft steigernde Sensibilität, das alles überwuchernde, unfruchtbare,

*) Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg.

erotische Traumleben, das verkümmerte mütterliche Fühlen, scheint gerechtfertigt; denn es tötet nicht unsere Liebe, die wir ihren schönen lebensteigernden Gaben und ihrem Leiden entgegenbringen. Die Komposition des Werkes hat wundervolle Schönheiten. Aber mit der Szene aus arabischem Leben in Tunis hat uns der Dichter tief verletzt; denn hier wird dem Geist ganz bange; hier sieht er keine Aufgabe mehr für sich.

Tiefstes, Letztes, Innerlichstes läßt Clara Sudermann erklingen in ihrer Sammlung von Erzählungen „An geöffneter Tür"*). In einer jeden dieser sechs Geschichten, deren erste dem Buch ihren Namen lieh, zittert Menschenheimweh nach irgend einem köstlichen Seelengut, sei es sich selbst verleugnende, werktätige Menschenliebe, die errungen werden soll, sei es süßes, wehmutsvolles Jugenderinnern, zu dem man zurückwandert wie zu einem labenden Quell, oder auf dem neue Wirklichkeit sich erheben soll, oder dem man dennoch widerstrebt, weil es allzu tief verstrickt ist mit Schwäche oder Schuld. Eine Frau mit differenzierter Seele läßt hier Seelenstimmungen erbeben; sie führt uns aus dem falschen Lärm und dem falschen Gleißen des Alltags vor die geöffneten Seelentüren, an denen wir nun, unsere eigene innere Bereicherung feiernd, stehen. Über Komposition und Stil liegt das Licht der Intelligenz, die Kraft der Anschauung, die Feinheit ästhetischen Empfindens.

Gertrud Epstein offenbart sich in ihrem neuen Buch „Hiob"**) als Dichterin, die wir so warm begrüßen, wie uns feinste Herzenswärme aus ihren Worten entgegenschlägt. Die wenig bewegte Handlung, die den Mann zeigt, den Gott schlug, wie er einst Hiob schlug, den Mann, der wiedergesegnet wird wie der Mann im Lande Uz, weil er wiedergesegnet sein will, den Mann, dem sein zweites Glück plötzlich ein Verrat dünkt am ersten, bis er erstes Glück und seinen Verlust ganz hineinbettet ins zweite, ist schwer und stark von Empfindung. In ihrer dichterischen Schöpfung der Mannesgestalt verrät sie, daß sie viel weiß von jenem köstlichen Zusammen von frischer starker Sinnenfreude und Seelentiefe und Seelenreizbarkeit. Ihre Geschichte, die nie gewöhnlicher Alltag ist, steigert sich zur Weihe seltenen inneren Erlebens, das nur die ganz seltene Seele aufbringen kann.

Um die drängendste der Fragen nach einer Versöhnung der fundamentalsten Scheidungen: Gott und Welt, Natur und Geist, Körper und Seele, um die Frage, die in dieser neuen Helle des Jahres uns unerbittlich treibt, die selten ganz verstummt — vielleicht nur in einer dufteschweren Sommernacht und im weihnachtlichen Winterabend — geht es in Margarete Susmans Buch „Vom Sinn der Liebe"*), Liebe, also die schöpferische Tat der Seele, ist in diesen von Gedankeninhalt schweren, von Erhebung und Erbauung starken, von poetischen Sternen funkelnden Zeilen die große einigende Macht zwischen dem Nichtseienden und dem Seienden, dem Zeitlichen und dem Ewigen. Daß alles, was dem Menschen in bitteren gegensätzlichen Formen auseinanderfällt, vor ihr und in ihr in einer großen Einheit zusammenglüht, darin ist ihr Wesen am umfassendsten begriffen. Sie kommt aus den Tiefen des dunklen Lebens; ihr Sieg über Leben und Tod ist das Individuum, ihre Richtung in ihm ist die zum Unendlichen. Ganz ist sie ans Individuum gebunden: „wenn nie ein Individuum mehr entstände: die Welten der Er-

*) Felix Lehmann Verlag, Berlin W.

**) Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1912.

kenntnis, des Schauens blieben unangetastet — die Welt der Liebe müßte erlöschen, wäre auf ewig verloren." Im Individuum tut die Liebe den ersten Schritt sich selbst entgegen, nämlich ihrer Unendlichkeit, ihrem Allumfassen, das Gott genannt wird oder genannt wurde; denn es ist ihr Sinn, „daß ihr nichts, nicht das Einzelne, nicht das Ganze entgleiten, daß ihr nichts verloren gehen kann. Ihr durfte sich das haltlos zwischen den beiden Welten des Lebens und des Seins entgleitende Individuum zu ewigem Bewahrtsein vertrauen: den trüben Ursprung der Liebe, in dem sie zuerst sich findet und nennt — die Liebe selbst muß ihn aufnehmen und bewahren, muß ihn enträtseln und kennen." Liebe ist Sehnsucht im Menschen, ist sein Mehr, wie sie das Mehr auch des Lebens ist. Liebe ist Drang, ist Überfluß, ist Göttlichkeit. Ist das Unerschöpfliche, steht über der Moral. Liebe wohnt nicht im Fortstreben vom Leben, nicht im Vereinzeln, sondern im Hineinversenken in alle Strudel und Strömungen des Lebens.

Es ist ein hohes Lied der Liebe; es rauscht einher, wie es aus tiefstgefühltem Sein und heiß durchdachtem Leben, die innig ineinander verschlungen sind, gerauscht ist. Von seinem Ursprung kommt es, daß es dithyrambisch ist. Da steht eine Frau, eine Philosophin und Dichterin, und ihr Herzblut verströmt sie in ihren Worten. Weil sie will und muß. Um ihretwillen; denn ihr selbst ist die Liebe zu Halt und Wert und Weihe geworden. Um der anderen willen; denn sie sollen die Schöne der Liebe erkennen, die in ihrem wahren Sinne blüht, damit sie sich immerdar sehnen, sie zu halten — damit sie sich erhöhen durch sie. Da steht ein Weib und kündet Bitterstes, Erhabenstes von der Liebe zwischen Mann und Weib, und versöhnt das Weib mit der Eigenart seiner Liebe und macht es wahr gegen sich selbst und mutig gegen die anderen, demütig gegen den Mann und doch auch stolz zugleich. Da steht ein mütterliches Weib und weiß unsagbar Hohes von Mutterschaft: „Die Verkündigung lautet nicht: Du sollst den Menschen gebären; sie lautet: Du sollst Gott gebären. Und dies ist die Bestimmung der weiblichen Seele. Der Gott, den wir alle verhüllt in uns tragen, der Mann muß ihn enthüllen in gestaltender Tat, die Frau muß ihn in Liebe und Schmerz gebären."

Es ist durch Zeiten und Kulturen die Philosophin gewandert von geschichtlichem Anfang her und hat die Liebe in ihren Formen und Wandlungen als Trägerin erkannt der Aufgabe, der Menschheit ewigen Besitz zu erringen. Der Liebe reinste Form hat sie in der Caritas gefunden; ihre Tragik als Liebe von Individuum zu Individuum hat sie tiefen Sinnes erklärt; ihr ist das Stirb und Werde des Menschen, sein Zerbrechen in der Liebe aufgegangen; als einzige soziale Form, die der Liebe in Wahrheit entspricht, gilt ihr die Gemeinde. Als solche sollen wir uns wieder begreifen, sollen begreifen die große menschliche Bestimmung zur Liebe: „des gemeinsamen Schlummerns und Erwachens unter dem Sternenhimmel der Ewigkeit." Es spricht auch die feinste Interpretin der modernen Liebe, die der Sprache der großen Menschenseelen der Zeiten gelauscht hat, die ihre Offenbarungen in Philosophie, Dichtung und Kunst uns gaben.

Margarete Susmans Buch trägt werbend den reinsten Eros. Eros ist hier Ethos. So will es heute der Teil der Menschheit, der um die Verinnerlichung und wahrste Bereicherung des Seins ringt. So wird im Wellenzug menschlicher Versittlichung wieder einmal einem Wellenberge zugestrebt, mag es scheinen. Und gern wird er sich grüßen mit den anderen, die ihm vorangingen, wird gern sich grüßen mit einem, der sehr alt ist und

sich sehr hoch türmte, mit Alt-Indiens Leidenschaft für das Ethos. In den „Indischen Sagen"*), die Adolf Holtzmann übertrug und jetzt neu von M. Winternitz herausgegeben und eingeleitet werden, webt es — und weckt es unendliche Sehnsucht. Heilige, stille, ruhende Sehnsucht, die schon halb Erfüllung und Besitz ist. Schon fühlen wir, daß wir hier immer wieder Kraft uns holen werden, die aus diesem Inhalt in solcher Form kommt. Je mehr in einem Kunstwerk die Kunst rein zum Ausdruck gelangt, die in sich ruhende, in sich geschlossene Kunst, die nichts begehrt, als da zu sein, um so elementarer ergreift sie Menschensinn. Zum ganz Großen der Poesie sind die Heldengesänge des Mahabharata und des Ramajana zugehörig. Sie stellen sich in ihrer ergreifenden Macht der Epik, die den Zuhörer von seinem Eigenen loslöst, sein Eigenes auslöscht, um sein Interesse an Größeres und Allgemeineres zu ketten, neben Ilias und Odyssee. Aber wenn diese uns der Natur und Erde näherbringen, so verbinden uns jene mehr dem Himmel. Rama, Usinar, Damajanti sind die besten der Menschen; denn immer wird das Opfer des Selbst das Höchste bleiben; aber Sawitri, wie sie Satjawats, des Gemahls, Leben vom Tod, vom großen Jam erbittet, den sie preist und mit ihren Worten erquickt, „ist göttlich". Zu fühlbar, als daß Worte sie erklären könnten, ist die Poesie, die Indien blühend, die Wälder mit den Siedeleien der frommen Büßer rauschend, seine Städte und ihre Sitten und Gebräuche wirklich werden läßt.

Auch persische Poesie grüßt herüber zu uns, das Gute feiernd. Paul Eberhardt vermittelt sie im Buch „Das Rufen des Zarathushtra" (Die Gathas des Awesta)*). Weil hier reinste Lyrik ist, hemmt nichts, daß wir überwältigt den Gleichklang der Seele des so fernen großen Frommen mit der modernen Seele vernehmen: Fragen und Suchen nach Ursache, Wesen und Sinn des Seins, Entschließung zum Guten, Vollendung im Zeitlichen für das Ewige, Göttliche. Es ist die blühende, starke Poesie des Orients in den Versen. Vers an Vers ist schwer von Empfindung und heiß von ihr. Packend ist die Unmittelbarkeit, hier das Zeichen des religiösen Genies, mit welcher der verlangende Rufer sich zu seinem Gotte wendet. Klagend hallen daneben die Töne, die vom Bösen, vom Feind des Guten reden, und es lebt das heilige Eifern dawider.

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1913.

Studentische Rundschau.

Von Werner Köhler.

Es ist ein fröhliches und ein bedenkliches Wort zugleich, welches wir an die Spitze unserer Betrachtung gestellt haben. Ein fröhliches — denn wer dächte nicht dabei an Schlägerschwirren und Gläserklingen, an Blütenduft und Jugendpoesie — ein bedenkliches, wenn wir der Ausschreitungen des Verbindungslebens uns erinnern, das schon so manchen Sohn deutscher Eltern sich bis zum materiellen und moralischen Bankerott hat verlieren lassen.

„Student sein, wenn die Veilchen blüh'n,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Der Sommersonne heißes Glüh'n
Triebweckend in die Erde dringt.
Student sein, wenn vom blauen Himmel
Die weißen Schleier niederweh'n —
Das ist des Lebens schönste Feier,
Herr, laß sie nie zu Ende geh'n."

Haben wir es nicht alle, die uns das bunte Band einst schmückte, mit Begeisterung als Kraßfux gesungen?

Glaubten wir nicht das Leben erst recht zu erkennen, als sich uns der neue

Freundeskreis erschloß, und schauten wir nicht mit Geringschätzung in unserer Fuxenwürde auf das profanum vulgus ohne Band und Bierzipfel herab? Nicht lange aber vielleicht hielt diese Begeisterung vor, es kam der Tag, da wir die Abzeichen des „Couleurstudenten" schweigend niederlegten, und heute haben wir nur noch ein bedenkliches Achselzucken für unser altes Ideal. Jedesmal aber, wenn der Frühling von neuem übers Land zieht oder die Novemberstürme brausen, sehen wir neue Scharen zur Alma mater strömen und sich mit Band und Mütze schmücken. Ein großer Teil von ihnen aber, und nicht die Schlechtesten, legt beides, so wie es wir auch einst getan haben, nach längerer oder kürzerer Zeit wieder ab mit dem bitteren Gefühl der Enttäuschung, des Unbefriedigtseins, auch sie sind um eine Jugendillusion ärmer. Welches ist der Grund? Um diese Frage, warum gerade so viel ernste und strebsame Menschen sich von unserm traditionellen Verbindungsleben fernhalten oder nach verhältnismäßig kurzer Zeit von ihm abgestoßen werden, zu beantworten, müssen wir uns erst über zwei Dinge klar werden, über das Studententum an sich und über das Wesen unseres heutigen, angeblich historisch gewordenen Verbindungslebens. —

Jakob Lenz, der Straßburger Freund Goethes aus der Sturm- und Drangzeit, läßt einmal in seinem Drama „Der Hofmeister" einen biedern Schneidermeister sagen, er liebe die Studenten darum, „weil sie Menschen wären, die noch nichts sind, aber noch alles werden könnten." Von hier aus glauben wir in das Wesen wahren Studententums dringen zu können. Von einem jungen Menschen, der soeben von der Schulbank kommt, wird kein Einsichtiger erwarten, daß er nun nach den Qualen des Abituriums sich sogleich in ein tiefgründiges Studium seines Faches versenken soll, er wird vielmehr die goldene akademische Freiheit in vollen Zügen genießen. Auch diese Zeit kann ein wertvolles Gut an Erkenntnis für die Zukunft in sich bergen. Ist aber das Tasten und Tappen der ersten Semester vorüber, hat sich der Fux eingefügt in den festen Rahmen akademischer Tradition, dann wird man von ihm verlangen müssen, daß er neben einem gesunden Fortschritt in seinem Fachstudium sich mit der Fülle der Ideen und Probleme bekannt gemacht hat, die das Leben unseres herrlichen Volkes durchfluten und ihren Brennpunkt eben auf seinen hohen Schulen finden. Nie aber kann es im Sinne echten Studententums liegen, daß seine Vertreter sich bereits im öffentlichen Leben, sei es in politisch-religiösen oder andern Korporationen, betätigen und so Vorspanndienst für gewisse Ideen leisten, zu denen eine ganze und fertige Lebensanschauung gehört, die ein junger Student noch nicht haben kann und nicht haben darf! Das einzige Feld, das ihm, immer wohlgemerkt neben einer treuen Erfüllung seiner engeren Berufspflichten, offen stehen soll, ist das der sozialen Arbeit, weil es ihn mit Volksschichten in Berührung bringt, deren Kenntnis für den späteren Beruf und vor allem für die Bildung einer toleranten und humanen Weltanschauung von allergrößtem Wert sein kann. Wer einmal hineingesehen hat in das Leben und Treiben der Unterschichten unseres Volkes, in ihre geistige und leibliche Not, der muß sich verantwortlich fühlen, an seinem Teile mitzuarbeiten, daß es besser werde zur Ehre der Menschheit und unseres engeren Vaterlandes. Er wird vor allem herabsteigen von dem Sockel eingebildeter Größe und erkennen, daß, damit wenige Tausende studieren und forschen können, Millionen Tag für Tag unter der schwersten Arbeit seufzen müssen. Studieren ist kein Privileg, Studieren heißt, in harter Geistesarbeit die höchsten Stufen der Bildung erklimmen, um

einst mitzuarbeiten an unseres Volkes Wohl, ein jeder an seiner Stelle nur ein Rädchen im unendlichen Getriebe, ohne welches aber der Gang der großen Mühle stockt. Wem es nicht gelingt, aus seinen Studentenjahren den Geist der Objektivität, der das schönste Erzeugnis deutscher Forschung ist, mit sich in das Leben hinüberzunehmen, wem die Vielheit seines Wissens nicht zur Einheit einer geschlossenen Lebensanschauung werden kann, die bei aller Festigkeit persönlicher Überzeugung von den Idealen der Humanität und Toleranz getragen ist, der hat diese Jahre schlecht genützt, er ist nie in unserm Sinne wahrhaft „Student" gewesen.

Sind nun die bestehenden Studentenverbindungen die Institutionen, in denen wir dieses Ideal, wie wir es eben in wenigen Strichen gezeichnet haben, am besten erreichen können? — Das soll die nächste Frage sein.

Wir müssen dabei zwischen einer Theorie und Praxis unserer Verbindungen unterscheiden. Die burschenschaftliche Bewegung vor hundert Jahren schrieb auf ihre schwarz-rot-goldene Fahne die Worte: „Ehre, Freiheit, Vaterland", sie bildeten gewissermaßen ihr theoretisches Programm. Die heutigen Verbände in ihren mannigfaltigen Schattierungen haben zum großen Teil diese Parole übernommen, nur daß der Begriff der Ehre bei den einzelnen Verbindungen, ja man kann sagen Korporationen, je nach dem geistigen Hochstand oder Tiefstand ihrer Mitglieder einer sehr subjektiven Deutung unterliegt. Das kann man besonders daran erkennen, in wie leichtfertiger Weise oft selbst schwere Forderungen zustande kommen. Ob eine klarere Vorstellung bezüglich der beiden andern Begriffe Freiheit, Vaterland obwaltet, lassen wir dahingestellt; so viel steht fest, daß sie im altburschenschaftlichen Sinne einer Betätigung zur Erringung eines neuen freien deutschen Reiches nicht aufgefaßt werden können, da dieses hohe Ziel uns bereits durch das Blut unserer Väter errungen ist. In einem Ideal aber sind sämtliche Verbindungen, farbentragende und nicht farbentragende, theoretisch einig, sie bezwecken wie jede wahre Pädagogik die Ausbildung des Einzelnen zu einer Persönlichkeit, einem Charakter durch die engere Gemeinschaft.

Sehen wir uns die Mittel oder die Praxis an, mit denen die Studentenverbindungen diesem Ideal sich zu nähern glauben. Es führen viele Wege nach Rom, und wir werden nicht erwarten dürfen, daß zur Erfüllung einer so großen Aufgabe alle denselben einschlagen, gewisse gemeinsame Grundlinien aber werden wir erkennen müssen, wenn wir an eine ernsthafte Bemühung um den vorgesetzten Endzweck glauben sollen.

Wer zunächst einmal, ohne eine Ahnung vom Verbindungsleben zu haben, eine der zahlreichen Vereinszeitschriften in die Hand nimmt, muß erstaunt sein über die Fülle der Pflichten, die einem Angehörigen dieser Vereine aus seiner Mitgliedschaft erwachsen. Zu einer Zeit, wo man den Studenten im Kolleg erwarten sollte, muß er beim Frühschoppen oder auf dem Paukboden sein, die Nachmittage sind dem Erbummel und den „Familienkonventen" gewidmet, oder man ist gezwungen, sich die nötigen Kräfte für den „offiziellen Abend" durch einen längeren Schlaf zu holen, wenn nicht wieder der Paukboden winkt. Eltern, die in der Universitätsstadt wohnen, sehen ihren neunzehnjährigen Sohn, der bis vor einem halben Jahr kein Lokal besuchen und keine Zigarre auf der Straße rauchen durfte, plötzlich Nacht für Nacht, meist aber erst am frühen Morgen, und nicht selten in einem wenig erfreulichen Zustand, in den heimatlichen Penaten anlangen, oft von einem oder mehreren Couleurbrüdern eskortiert, die sich an

das unmäßige Trinken schon mehr gewöhnt haben. Was aber das Schlimmste ist, in dem jungen Menschen, der aus dem Nichts der Schülerzeit sich plötzlich in den Mittelpunkt des Daseins gerückt glaubt, entwickelt sich ein sozialer Hochmut, um den ihn mancher Gardeleutnant beneiden könnte. Während er in dieser Zeit sich an eine objektive Betrachtung der Dinge und Menschen gewöhnen sollte, wird ihm gesagt, daß die übrigen Studenten, mit denen er von Rechts wegen doch als ein Selbstwerdender im geistigen Austausch stehen sollte, vor allem aber die nichtfarbentragenden Studenten zweiter Klasse seien, da sie nicht denselben — selbstverständlich einzig richtigen — Anschauungen der jeweiligen Korporationen huldigen, in die der Betreffende zufällig, meist gänzlich ohne sein Zutun, geraten ist. Höchstens die Mitglieder einiger nahe verwandter Vereinigungen finden Gnade vor den Augen dieser jugendlichen Richter, denen Achtung auch vor dem Gegner ein Begriff ist, der ihnen ebenso unbekannt ist, wie leider auch manchem Dozenten, bei dem sie hören oder — belegen. Zu welchen erquicklichen Zuständen dieser jedem halbwegs modernen Geist entgegengesetzte Partikularismus unserer Studenten führt, kann man bei den Vorverhandlungen zu Beratungen gemeinsamer studentischer Feiern zur Genüge kennen lernen. Dieses Treiben setzt sich nun vier oder fünf Semester fort, bis schließlich die bittere Notwendigkeit zu einiger Arbeit zwingt, mit deren Mindestmaß man dann den Anforderungen des jeweiligen Examens zu entsprechen sucht. Das gelingt oder gelingt nicht. Viele kommen gar nicht bis dahin. Von einer wirklichen allgemeinen Bildung, deren Erreichung wir als das Ideal wahren Studententums hinstellten, kann unter solchen Umständen höchstens bei einigen von Haus aus besonders charakterfesten und tüchtigen Menschen die Rede sein, das ganze Prinzip an sich erzieht nur Durchschnittsmenschen. Es verhindert vor allem die Wertschätzung der Ideen und Persönlichkeiten anderer, da man sich Jahre hindurch gewöhnt hat, nach den äußerlichsten Maßstäben, nach der Fähigkeit des Einzelnen im Raufen und Trinken zu urteilen.

Dieses jahrelange Wägen mit falschem Gewicht hat vielfach auf den Einzelnen einen Einfluß, der sich oft noch auf lange Zeit in das Philisterium hinein nicht gerade zugunsten des Betreffenden bemerkbar macht. — Alles das, was meist zur Verteidigung des historischen Verbindungsstudententums gesagt wird — daß es zum Mut, zum Charakter, zur Freundschaft erziehe, ja durch seine Disziplin zum werktätigen Leben im Staate überhaupt heranbilde — bedeutet, wenn man mit offenen Augen in die Praxis der Verbände hineinsieht, nicht viel mehr als die Weihrauchwolke, durch die der Priester sich und seine Gläubigen zu narkotisieren sucht. Alle diese für unser Volk, unser Vaterland und uns selbst so wichtigen Ideale lassen sich, so behaupten wir, weit eher ohne als mit den Studentenverbindungen in ihrer heutigen Verfassung erreichen, weil in ihnen die Form über den Inhalt gestellt wird und die Phrase nur eine allzu hohle Praxis zu bemänteln sucht. —

Man wird uns vielleicht den Vorwurf machen, daß wir zu hart urteilen, daß unsere Meinung vom Verbindungsstudententum wenigstens nur auf einen Teil desselben zutrifft. In der Tat wollen wir nicht verkennen, daß es eine Anzahl von Bestrebungen gibt, die eine Verbesserung dieser akademischen Institution anstrebt. Da sind unter den farbentragenden Verbindungen die konfessionellen, unter den schwarzen die Turnverbindungen und vor allem die wissenschaftlichen Verbände, die ein reineres, geläuterteres Studententum

anstreben. Bei den Turnverbindungen aber ist das Prinzip der dauernden Aktivität, bei den konfessionellen farbentragenden der gesamte Apparat des veralteten Couleurstudententums, der das Übel nur kleiner erscheinen läßt, nicht aber beseitigt. Was die konfessionellen Korporationen, katholische und protestantische (es gibt doch solche) anbetrifft, so bergen sie außerdem den großen Nachteil in sich, daß sie durch Verpflichtung ihrer Mitglieder auf einen religiösen Grundsatz und ein beschränkt sittliches Prinzip die Ausbildung einer freien und weiten Lebensauffassung verhindern, indem sie das Denken des Einzelnen in einen fertigen religiös-sittlichen Rahmen zwängen wollen, was wiederum dem Geiste wahren Studententums widerspricht.

Sollen wir zum Schluß aber eine Meinung äußern, welcher Weg der Entwicklung uns bei der Abfassung dieser Zeilen vorgeschwebt hat, so geben wir den Bestrebungen der wissenschaftlichen Vereine den Vorzug, sofern sie sich von allzu großer Fachsimpelei fernhalten und allgemein bildende Elemente in sich aufzunehmen bemüht sind. Ob ihre Entwicklung mit oder ohne den Glanz der Farben, die doch immer von einer gewissen Poesie umschwebt sind, vor sich gehen wird, ist eine Frage zweiten Ranges. Die Verbindungen bezeichnen nur den Weg, das Ziel ist der harmonisch gebildete Mensch, der ein werktätiges Mitglied seines Volkes sein kann.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Die „Frauenbank".

Als eine der bemerkenswertesten und interessantesten Erscheinungen der Frauenbewegung ist sicherlich die Gründung der „Frauenbank" anzusehen. Schon in dem Worte: Gründung, dies im durchaus positiven und finanziellen Sinne aufgefaßt, ergibt sich eine gewisse Sicherheit und Bedeutung, die weit hinausragt über viele andere Strebungen und Unternehmungen, die aus der Frauenbewegung hervorgegangen sind, und bei allen, mit voller Würdigung ihrer Ziele und Absichten anzusprechenden bisher erreichten Resultaten, doch noch immer nicht frei sind und wohl auch nicht frei sein können von utopistischen Ideen und Hoffnungen. Ideen, Wünsche, Kämpfe — hauptsächlich tapfere Kämpfe haben zu Siegen geführt, die bewunderungswert sind, ohne daß sie in so bestimmter Form ausgeprägt in die Erscheinung traten, wie diese Frauenbank. Allerdings dürfen die Frauen dabei nie außer acht lassen, daß diese Bankgründung nur möglich wurde durch die Energie und den Fleiß, mit denen die Frauenrechtlerinnen den wirtschaftlichen Boden gedüngt haben, der solchem Unternehmen gedeihliche und fruchttragende Ernte verheißt. Es geht dabei nicht mehr allein um die Wahrung idealer Interessen, deren Ausbau jeder einzelnen Frau und für sich selbst anheimgegeben ist. Die große Verantwortung für die Verwaltung und Fruktifizierung eines Kapitals, das Hunderten, ja Tausenden gemeinsam gehört und eine große, gewissermaßen verpflichtende Bewertung heischt, steht dann an erster Stelle. Ein Kapital von den Einzelnen, herbeigeschafft aus den Mitteln, die Arbeit, Sparsamkeit, Willenskraft ermöglichten. Ein Symbol der Einsicht, eine deutlich sprechende Tatsache des Erwerbsinnes und der Erwerbsfähigkeit der Frau. Mehr als 1500 Mitglieder, die in Anteilscheinen von 100 Mark das Grundkapital der Frauenbank aufbrachten, zählt diese heute. Das Kapital hat jetzt bereits die Höhe von einer Million erreicht.

Die ursprüngliche Gründung führte zunächst die Firma: „Genossenschaftsbank selbständiger Frauen". Unter „selbständige Frauen" werden im allgemeinen nur beruflich tätige Frauen verstanden. Doch erweiterte sich der Begriff rasch, als Frauen aller Stände sich zur Mitgliedschaft meldeten, auch solche, die weniger aus geschäftlichen Gesichtspunkten, als von sozial-wirtschaftlichem Standpunkt aus Förderung dieser eigenartigen Schöpfung für wichtig hielten. Der Erfolg gab ihnen recht, gleichviel aus welchem Sehfelde sie die Sache betrachteten. Schon nach einigen Jahren konnte nach eingreifender Erweiterung ihres Arbeitsgebietes die „Genossenschaftsbank selbständiger Frauen" ihre Firma in „Frauenbank" umändern. Die finanziellen Ergebnisse entsprachen den gehegten Erwartungen, für die eingezahlten Anteile, der am Geschäftsgewinn Partizipierenden, wurde eine Dividende von 5 Prozent erzielt. Die Geschäftspraxis erwies sich also als gut, und die Mitglieder durften ihre Spargroschen — denn als solche sind die Einzahlungen und Beteiligungen der erwerbenden Frauen wohl im wesentlichen anzusehen — in zuverlässigen Händen wissen. Die übernommene Haftpflicht der Beteiligten braucht auch zu keinerlei Bedenken zu führen, solange gewissenhaften und geschulten Kräften die Leitung obliegt, denen eine tüchtige erfahrene Beamtenschaft untersteht, und die „Frauenbank" jederlei spekulative Transaktionen ausschließt. Und hier erweist sich als ein Vorzug, was vielleicht manchen Orts als eine enge, kleinliche Geschäftsgebahrung angesehen, wohl gar mitleidig oder überlegen bespöttelt werden mag. Die Kleinlichkeit der Frauen! Man bedenke wohl, daß in diesem Falle das Kleinliche das Große in sich schließt: die Ruhe und Sicherheit für die materiell Haftenden, an einem ansehnlichen finanziellen Unternehmen, als welches die „Frauenbank" doch jedenfalls anzusprechen ist und angesprochen sein will.

Aus dem Bericht, den die „Frauenbank" vor kurzem herausgab, seien hier einige besonders bemerkenswerte Mitteilungen über ihre Begründung und Entwickelung wiedergegeben:

„Im Jahre 1908 kam die Gründerin der Bank zu mir (Frau Dr. juris Marie Raschke), um mit mir eine Idee zu besprechen, die ihren Erfahrungen im Geschäftsleben entsprungen war. Sie gipfelte in dem Plan der Gründung eines Instituts auf genossenschaftlicher Grundlage als Stütze und Hilfsquell für im Leben stehende Frauen.

In kurzen, knappen Worten entrollte sie einen Ausschnitt aus dem Leben der im Kampfe ums Dasein sich befindenden Frau. Die Frau, besonders jene, welche auf sich selbst und ihrer Hände Arbeit angewiesen, stände im Streben nach Vorwärtskommen oft hilflos da, weil es den Frauen zurzeit noch doppelt schwer gemacht würde, sich Hilfsquellen zu erschließen und erforderliche Geldmittel zu erhalten.

Es müsse eine Bank ins Leben gerufen werden, welche die Frauen wirtschaftlich zusammenfaßt, ihnen im Bedarfsfalle Kredit gegen Sicherheit gibt, sie veranlaßt, ihr Geld durch ihr eigenes Institut zu verwalten, und sie lehrt, selbständig zu disponieren und ihre Geld- und Vermögensgeschäfte nicht lediglich durch die Hände der Männer gehen zu lassen.

Der ausgesprochene Gedanke wurde sehr bald in die Tat umgesetzt und die Gründung einer Genossenschaft vollzogen.

Es wurden zuerst engere, dann weitere Kreise für die Frauengenossenschaft interessiert und gewonnen. Die Presse begann sich mit dem Unternehmen zu beschäftigen, und zwar sprachen sich sowohl inländische, als

auch ausländische Blätter sehr günstig darüber aus. Nach und nach schlossen sich immer mehr Frauen der Genossenschaft an.

Nachdem der Geschäftsbetrieb, wenn auch zuerst nur in kleinem Maßstabe, eröffnet wurde, strömten die Mitglieder aus allen Schichten der Bevölkerung zu. Auch vermögende Frauen, welche die Notwendigkeit des Unternehmens erkannten, schlossen sich aus Interesse der guten Sache an und traten als Mitglieder bei.

Die Bank arbeitete zuerst mit dem Gelde, welches ihr von privater Seite zur Verfügung gestellt war. Dann mußte versucht werden, Anschluß an größere Banken zu erhalten. Dank den Verbindungen, welche die Leitung in Bankkreisen besaß, und dank dem wohlwollenden Verständnis, welches man ihren Bestrebungen entgegenbrachte, gelang es, Anschluß an einige Banken und dadurch neue flüssige Mittel zu erlangen. So kam die Bank in die Lage, ihren Betrieb weiter auszudehnen. Heute hat die Frauenbank bereits einen Teil ihrer Bankverbindlichkeiten abgelöst und wird voraussichtlich in absehbarer Zeit völlig auf eigenen Füßen stehen.

Wir wollen noch betonen, daß in erster Linie die Männer, und zwar Männer vom Fach es gewesen sind, welche für unser Werk eintraten und demselben verständnisvolles Interesse entgegenbrachten.

Die Bank nimmt heute ungefähr 50 Räume ein, und mehr als 60 Personen werden innerhalb und außerhalb derselben beschäftigt.

Der Geschäftsbetrieb unterscheidet sich von dem anderer Genossenschaften im wesentlichen dadurch, daß individueller verfahren, auf die Eigenart und die Verhältnisse der Genossinnen möglichst Rücksicht genommen wird.

Die Mitglieder schließen sich unserer Genossenschaft nicht nur zu Kreditzwecken an, sondern ein großer Teil hat aus sozialen Gründen, um der allgemeinen Frauensache willen, die Mitgliedschaft erworben, Anteile eingezahlt und die Haftsummen übernommen. Wieder andere sind Mitglied geworden, um in Hypotheken-, juristischen Angelegenheiten usw. beraten zu werden.

Mitglieder können alle Frauen werden, die einen Geschäftsanteil in Höhe von 100 Mark zeichnen, der mit einem Male oder in Raten eingezahlt werden kann. Jede Genossin ist berechtigt, mehr als einen, jedoch nicht mehr als tausend Geschäftsanteile zu erwerben.

Wir gewähren unseren Mitgliedern nicht nur Kredite gegen Sicherheiten, sondern stehen ihnen auch in anderer Weise zur Seite; deshalb waren wir gezwungen, verschiedene Abteilungen einzurichten, und zwar:

1. Die juristische Abteilung:

In derselben werden unsere Mitglieder kostenlos beraten, ihre Prozesse vorschußlos geführt und die Termine durch eigene oder verpflichtete Anwälte wahrgenommen. Ferner vertreten wir unsere Mitglieder vor allen Behörden und bereiten ihre Notariatsakte durch unseren eigenen Notar vor. In unserer juristischen Abteilung arbeiten gegenwärtig drei Rechtsanwälte, ein weiblicher Jurist, ein Notar, ein Bureauvorsteher und zwei Damen.

2. Die Hypotheken-Abteilung:

Dieselbe befaßt sich mit der Beschaffung und Regulierung von Hypotheken für Frauen, Anlage von Hypothekengeldern, Beleihung von Hypotheken, An- und Verkauf von Grundstücken und Häusern.

Drei Herren und einige Damen sind hier beschäftigt.

3. Die Hausverwaltungs-Abteilung:

Sie hat die Aufgabe, Häuser und Grundbesitz zu verwalten. In ihr Gebiet fällt auch die Überweisung von Hypothekenzinsen und Steuern durch unsere Bank, die Einziehung von Mieten, Pachten und Renten.

Die Hausverwaltungs-Abteilung beschäftigt einen Herrn und sechs Damen.

4. Die Kredit-Abteilung:

Sie gewährt Kredit gegen Unterlagen wie jede andere Bank. Außerdem werden kleinere Darlehen gegen Bürgschaft oder sonstige Sicherheitsleistung auf sozialer Basis gegeben. Den Mitgliedern, welche diese kleineren Darlehen in Anspruch nehmen, wird ein Jahr, eventuell auch noch länger, Zeit gelassen, das Geld in monatlichen Raten zurückzuzahlen. Für diese kleineren Darlehen ist ein bestimmter Fonds vorhanden, welcher zur Ausleihung gelangt. Über diesen Fonds darf die Bank nicht hinausgehen, da die Genossenschaft sich durch Ausleihen größerer Kapitalien auf lange Termine sonst zu sehr festlegen würde. Der Ansturm auf diese kleineren Kredite ist ein sehr großer.

Der Fonds für die kleineren Darlehen wird von Jahr zu Jahr gemäß dem Wachsen der Genossenschaft vergrößert, so daß derselbe im richtigen Verhältnis zu dem Geschäftsvermögen der Genossenschaft steht.

5. Die Effekten-Abteilung:

Sie besorgt den An- und Verkauf von Wertpapieren usw., Ausführung von Börsenaufträgen, Beleihung von börsenfähigen Wertpapieren, Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren, Rat und Auskunftserteilung über Wertpapiere, Effekten usw.

Das Effektengeschäft bewegt sich in ruhigen Bahnen. Die Ausführung von gewagten Spekulationsaufträgen lehnt die Bank ab.

6. Die Treuhand-Abteilung:

Diese schützt in erster Linie gefährdete Vermögen unserer Mitglieder. Wie bekannt, legen Frauen häufig ihr Geld auf zweite oder dritte Hypotheken an und werden in Subhastationen verwickelt. In diesen Fällen verhandeln wir mit den vorstehenden Hypothekengläubigern, nehmen die Versteigerungstermine wahr und versuchen, das Kapital oder einen Teil desselben zu retten. Gerade nach dieser Richtung hin haben wir große Erfolge aufzuweisen. Auch den Hauseigentümerinnen stehen wir mit Rat und Tat zur Seite, verhandeln, falls sie in Differenzen mit ihren Hypothekengläubigern geraten sind, mit diesen und suchen die Angelegenheit in Güte zu ordnen.

In den Jahren des Bestehens hat sich die Richtigkeit dessen herausgestellt, was zur Gründung veranlaßte, nämlich, daß die Bank der Frauen eine soziale Notwendigkeit ist. Sie hat geleistet, was sie versprochen: sie gibt den Frauen einen starken, sicheren Rückhalt, festigt ihren Besitz, fördert ihre Arbeit, hält sie von waghalsigen Unternehmungen ab und steht ihnen in allen Lebenslagen und Nöten zur Seite.

Die Entwicklung, die das Institut bisher genommen hat, gibt die Gewähr für den weiteren Aufstieg der Frauenbank bis, so hoffen wir, hinaus in die Sphäre der Großbanken, die einen Machtfaktor im Volkswirtschaftsleben bilden.

Wie von unseren Großbanken das Wohl und Wehe nicht nur der kleinen und großen Geschäftsbetriebe, sondern auch des Staates in seinen volkswirtschaftlichen Unternehmungen abhängt, wie über Krieg und Frieden in den Bureaus der großen Bankhäuser mit entschieden wird, so soll und wird die

Frauenbank sich als Grundpfeiler des gesamten Frauenwirtschaftslebens für die Zukunft erweisen und dann auch eine Macht entfalten, mit der Staat und Volkswirtschaft zu rechnen haben werden.

Wenn nun berücksichtigt wird, daß allein die Zahl der erwerbenden Frauen in Deutschland über neun Millionen beträgt, so würde schon durch den Zusammenschluß eines Teiles dieser Millionen Frauen eine Geldmacht von Milliarden sich ergeben und würden die Frauen alsdann die Macht des Kapitals in sich vereinen. Auf dem Fundament der Milliarden stehend, haben die Frauen die Großmacht erreicht, welche sie zur Durchführung ihrer Ziele bedürfen ...."

Diese Schlußfolgerung des sonst so sachlichen und verständigen Berichtes erscheint etwas bedenklich. Sie erinnert an die großen Worte und Anpreisungen der Prospekte, mit denen von Bankinstituten sehr häufig ihre Gründungen und Emissionen empfohlen werden.

Wer aber wollte Propheten und Verkündern das Recht der Illusionen absprechen und kühnen Erwartungen, sympathischen Hoffnungen nüchterne Erwägungen entgegenstellen?!

Hoffentlich ist es nur der Stil, der zur Nachahmung verlockte. Der Frauenstaat hat noch gute Wege, und bis der Wehrbeitrag der Amazonen eingefordert wird, scheint es wünschenswert, das Große im Kleinen zu suchen. Es ist sicherer, und ganz gewiß in diesem besonderen Falle dort zu finden.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

?l-si8 2 lVlK.
»—»
^u« 6tm lnl»«It «!!«es Nekt«:
p,»>ii<lenteu (jliovllnni ^iolitti
l l« (il>»l vonVoltvliui: Cwvunm o.iaiilli
I^le^ai' Dl». V. 'lyj«m,»n?!: l>> ,,i.
<^„<>i»1m»j«t' ?I. I). von LoedeU:
I'iol«^>!Nl' l)l. V,„<»l<I D. Vel'^er: Der
I'iol''!»^»!' 2N 6»>I- lv!?!. 1'ü^K«!. Noctis K«!!«
»! <l<
ps-ei« pw l^ett 2 ^!!<.. pro Hu2l-tal (2 l^sfls)
V. 8, Lcnottlaenäyl- ^.-c... Lreslilu l!l
«
^»»»

Inhalt.

Eri!«
Bilonii und eigenhändige llntersäirisi
det italieniscken Ministerprilsibenlen
Gio»«r>niGiolitti 2
F. L. GrafvonVoltolini
Giovanni Giolitti und tie ltlliz nuov, 5
Professor vr V. Totomianz
Joseph Mazzini «!ö Sozialpolitiler. . 10
M»y«rG»r?ao
Di» portugiesische Republik und t>>'
Verschwörer 14
Generalmajor z. D. von Lo e d c 11
Kriegserinnerungen 2?
Professor Dr Arnold E. Berger
Der moderne Staatsgedanle und der
Freiherr »om Stein 30
vt Heinrich Hasse
Schopenhauer« philosophisch« Vor:
lesungen 5.'
Geh. Regierung««« llc A. Rietler,
Professor an der Kg!. Techn. Hocns6n,>e
ju Nerlin, Mitglied tei Herrenha:!^.'
Ersinderarbeir .... ' !
««»,
I»c Di < tze
Vorposten der wlssenschaftNchen For-
schung. II. (Georg HirthMünchen).
Ernst A ! tlirck
Der Bildhauer der Aphrodite. Novelle
M. Rod » R ° da
Die dicke Lisi und die schlanle Gabi.
(Schluß)
ElseHrffer
Sieger. Ro,nan
85
98
Rundschau:
Politiscke Rundschau (Pros. lls. Ludwig
Stein) 1w
Kirchliche Rundschau (Theodor Kappstein) 1l2
Philosophische Mundschau (Kurt Peschke). 115
Literarische Rundschau (.Hanna Gräfin
v. Pestaloz,.,) 116
Kunst-Rundschau (W.Sl, 118
Frauen-Rundschau. (Ulla 2goIff-Frant) . . 120
Volliwittscnaftliä'e Runtsck,au (Dipl.-Ing.
Julian Treitel) 12Z

Di« M°nll!«!chrift ,,»!»rd nnl, Sü»" »schont am I. std« N«»!»
Vr«>» pr» 2»,!i«»l ^! tzeft«) « Ma«!, «<!,z«IH«>l« 2 'Mail,.
»!ll« Vuchh»yolimgln »^ V,i'»n««l»«n >>«lw»n i«0«rz«» ««nelum««' »«.

EmeeeuHeSKmllWlft
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertachtundvierzigster Band
z8. Jahrgang : 1914 : Januar - März

Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«, F. «!««!<!ck«r. ««rthold «utt«. «rUllch«». ll. H»ftuchhandl. ««!«» «i «»N«lbalch.
Stockholm Christiania London Konstantinopel
«.«. Fritz«, Iildrolrl« N°7»le. ?lle«b D»bw»d «uchhdl«. VNlam» H Norz»««. Inl«n!at, Vuchhandl. 0U« «««.
Mr dl« Proolnzen in Schnxd«» «nd in D«n«marK: »«««« «hr. Urstu» »«ch»«I,e», ««p«»h^«».
ftr dl« Lchn,«l,: «ll»»em. «n«>!u. n. »uchh»ndl»n« V. v»n »«»««„, Zürich I.
<l«n«ral«rtr«ti<ng f«r Holland: «.V. »a»«t««lu« uu» ««l»n, H«»«« Vuirnchifz«.
»« »»chh«ndl«r»Ich« V««ri«b fir „uhwnd b«l d« ««I«lllchaft «. 0. »«I„. S«ftuchh»ndlun««n l n »«<»«»»«»»«!
0«2tl«ii!7l 0»»r 18 ». !l«»»U ?!'»,?«« 12, Vl«««u: echml«d«brll»r 12 u. 8lioeb<iv5l» ».

Inhalt des 148. Bandes:

Januar / Februar / März 1914

«eite
Alafberg, Friedrich: Conrad Ferdinand Meyer und das Romantische 335
Altlirch, Ernst: Der Bildhauer der Aphrodite. Novelle 75
Auerbach, E. N., Iustizrat: Friedrich der Große als Chestifter 324
Berger, Prof. vr Arnold C.: Der moderne Staatsgedank« und der Freiherr vom Stein 30
Dietze, vr.: Vorposten der wissenschaftlichen Forschung. II. (Georg Hirth-München) . . 70
Engel, Fritz: Theaterkritik. Vorttag, gehalten im Deutschen Lyeeum-Club, 19. Januar 1914 270
Feuchtwanger, Martin: „Der Bogen des Odysseus." Ein neues Drama von Gerhart Hauptmann 210
Freudenthal, Felix: Bei den Gesundbetern Berlins 205
Garyao, Mayer: Die portugiesische Republik und die Verschwörer 14
Goldschmidt, Kurt Walter: Aus „Halb-Masle". Ein« tragische Philosophie in Bekenntnissen 302
Hasse, vr Heinrich: Schopenhauers philosophische Vorlesungen 52
Hoffer, Else: Sieger. Roman 98, 227 351
Katscher, Leopold: Weltumfassend 165
Köhler, Werner: Goethe und Napoleon 316
Küchl« r, N. pnil. Carl: Ein vergessenes Germanenvolk. Studien zur Geschichte und zum Volkstum der Färinger 149
Lehmann-Haupt, Therese: Griechische Reisebriefe, IV 221
Leinhaas, Prof. G. A.: Charalterziige der Kaiserin Friedrich 196
Loebell, von, Generalmajor z. D.: Kriegserinnerungen 27
M erten, Oberlehrer vr Erich: Napoleon auf Elba — 1813 und 1814. Rede, gehalten zu Großherzogs Geburtstag, 10. Juni 1913, in der Aula de« Großh. Wilhelm-Ernst-Gymnasiums zu Weimar 176
Moog, vr Willy: Die philosophisch« Bildung und der Schulunterricht 218
Müller, Alfred: Das Völkerschlachtdenkmal und seine Friedenssymbole 183
Pflugl-Harttung, Geheimrat Professor I. ».: über Diebinnen 309
P rings heim, Klaus: Siegfrieds Verrat 286
Raab, Nr Friedrich: Von den Typen politischer Gesinnung 138
Riedler, Geh. Regierungsrat vr A., Professor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin, Z Mitglied des Herrenhauses: Crfinderarbeit 63
Das Patentgesetz 188
Roda Roda, M.: Die dicke Lisi und die schlanke Gabi. Schluß 85
Roszlowsli, vr Gustav Ritter v,, Hoftat, Prof. der Lemberger Universität, Mitglied des Völkerrechtlichen Instituts: über das Programm der 3. Friedenskonferenz im Haag 261
Stadthagen-Pugg6, Lotte: Die Rettung - 339
Stein, Prof. vr Ludwig: Die Tragik des modernen Individualismus 265
Totomianz, Prof. vr V.: Joseph Mazzini als Sozialpolitiker 10
Voltolini, F. L. Graf von: Giovanni Giolitti und die It,alia nuova 5
,, „ « „ „ Das Ende der sogenannten „Römischen Frage" 133
Wolff, vr Georg: Bewußtsein und Traum 213

Seite
lluncllcllau:
Belletristisch« Rundschau (Hanna Gräfin u. Pestalozza) 369
Dramatische Rundschau (Aliee Lesser, Berlin) 366
Frauen-Rundschau (Ulla Wolff-Franl) 120, 376
Kirchliche Rundschau (Theodor Kappstein) 112
Kunst-Rundschau (W. St.) 118
Literarisch« Rundschau (Hanna Gräfin v. Pestalozza) 116
„ „ (vr Aurelia Horovih) 248
Philosophische Rundschau (Kurt Peschle) 113
(vn Friedrich Raab, Frankfurt a. Main) 240
Politische Rundschau (Prof. Dr Ludwig Stein) 109, 364
Religiöse Rundschau (Albert Bach, Neustadt a. d. Haardt) 246
Studentisch« Rundschau (Werner Köhler) 372
Theater-Rundschau (Otto Neumann-Hofer, Charlottenburg) 250
Volkswirtschaftlich« Rundschau (Dipl.-Ing. Julian Treitel) 123
„ „ (vr Kuno Mittenzwey, München) 253
Wissenschaftlich« Rundschau (vr Gustav Wahl, Direktor der Deutschen Bücherei) 242
Lllöbelgllben:
I. S. Gh 6 chow, bulgarischer Gesandter 258
Giovanni Giolitti, italienischer Ministerpräsident 2
Prof. llr A. Nie dler, Geh. Regierung«««» 130
Schltsssch« Vuchdrucklrei v. S. Schotttaender, Breslau.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift des italienischen MinisterprÃ¤sidenten Giovanni Giolitti.

EmeömOeMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlefische Buchdrucker«, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
«. F. Lxinack«. Verthold Lu«Xr. VMl1ch»K,K,h«N!uchhcmdl. 2r»l«o H 2<«N«ll»lch.
Stockholm Christianla London Konstcmtinopel
I.« Fritz«. I>lbl»ir»! Ü07»l,', Jaeob Dybwad Vuchhdlg, William» «i Nora»!« In!ern»t, V!,chh»ndl. 0»!o Neil.
für ol« Proolnz«! in Lchnxden und ln Diin«m»rli: N«»»« <lNr. Urllns Nachfol«e», «lovenl»»«««.
für »<« echwiiz, «ll»»«n». «n«l»u. u. Vuchli»u»lun« L. von «»r««n. gürfch l.
<l«n«»Iv«r»r«wng fiir Holland: ».ül. «an ««»«um und «olin, H»a«< Vult«nh«f3«.
V« l!uchh«ndl«rl!ch« V«nri«b für Nuhl»nd l»l der V«l«IIlchaft Vl. 0. »olff, yofbuchhandluna«. In V«<«<b!«»«:
OosUM!^ 0»oi 18 ». K«»»U I»r»»peKl 13, Vl«»lau: schml«debru<l,« 12 u. t!K"rl,ov»^ H.
z8. Jahrgang. Band 148. Heft 472 Januar 1914

F. L. Graf von Voltolini.

Giovanni Giolitti und die Italic nuov».

Die Wahlen und die Stichwahlen sind vorüber: Giovanni Giolitti hat wieder einen neuen unerhörten Sieg erfochten. Als der ehrwürdige Staatsmann vor Iahresfrist vor das Parlament trat und ankündigte, daß er das uneingeschränkte, allgemeine Wahlrecht dem italienischen Volke geben wolle, da triumphierten seine Gegner und jubelten, Giolitti habe sich damit das eigene Grab gegraben, sein Sturz sei unvermeidlich! Das Gegenteil trat ein: Italiens Volk zeigte, daß es zu dem Regime seines derzeitigen Ministerpräsidenten volles Vertrauen habe, daß es weder den Volksheilanden der äußersten Linken, noch dem Klerikalismus sich ergeben, sondern auf der Basis des von Giolitti vertretenen bürgerlichen Liberalismus weitergehen wolle. Darum bedeuten diese Wahlen einen neuen beispiellosen Erfolg Giovanni Giolitti's.

Wir sind gewöhnt, daß in unserm schönen Nachbarlande die Minister schnell sich folgen, und nur selten bleibt ein Name derselben uns fester eingeprägt. Selbst ein Crispi fiel oftmals durch den Ansturm der Opposition von der Höhe des Ministersessels; nur Giolitti hat es verstanden, seinem Ministerium eine Stabilität zu verschaffen, wie sie nie vorher ein italienisches Ministerium besaß. Seit langen Iahren sehen wir ihn Italiens Geschicke leiten und, was noch mehr bedeutet, sein Vaterland von einem Erfolg zum andern führen, sowie durch Weisheit und Kraft Italien innerlich erneuern. Selbst als der lybische Feldzug länger dauerte, als man ursprünglich gemeint hatte, und sich eine gewisse Unzufriedenheit über die großen Opfer der Erpedition geltend machte, hielt Giolitti dem Sturm gegenüber unerschrocken stand: gerade diese Festigkeit steigerte nur noch das Vertrauen seiner parlamentarischen Freunde und seine Popularität bei den Massen. Und doch ist Giolitti ganz und gar kein Hascher nach Popularität. Wenn er beispielsweise dem Volke das allgemeine Wahlrecht gab, so lag hierin kein Werben um Popularität, sondern der klug berechnende Staatsmann sah nur ein, daß ohne das allgemeine Wahlrecht die äußerste Linke immer den Vorwand habe, dem Parlament den Charakter einer echten Volksvertretung abzusprechen — ein Prätert, der in der politischen Agitation des Sozialismus tatsächlich auch unausgesetzt benutzt wurde.

Die Zeit aber war äußerst günstig, das Erperiment zu machen: der Patriotismus war neu erwacht, der siegreiche Krieg in Libyen, der glänzende ökonomische Aufschwung des Landes, sowie endlich das bedeutend gewachsene Prestige Italiens nach außen, das alles hatte eine günstige Basis für jenes Erperiment geschaffen. Und all dies gelang in glänzendster Weise! Die von den Pessimisten an die Wand gemalte „rote" und „schwarze Gefahr" trat nicht ein, wenn auch, wie Giolitti selbst voraussah, die gewaltige Arbeiterphalanr, welche das neue unbeschränkte Wahlrecht in den Industriezentren zu den Urnen führte, eine Verstärkung der Sozialisten und Katholiken bestimmt herbeiführen mußte. Aber diese Verstärkung blieb in den von ihm vorausgesehenen bescheidenen Grenzen, die große Majorität folgte dem Programm der Regierung, und Giovanni Giolitti blieb der Meister im Rate, der verdiente Retter des Vaterlandes!
Trotz dieser vielfachen Siege, die Giolitti zu verzeichnen hat, ist der große italienische Politiker persönlich ein bescheidener, einfacher Mann, dem alles Prunken und Prangen verhaßt ist. Nichts charakterisiert diese Bescheidenheit des als musterhafter Familienvater bekannten Staatsmanns besser als das schlichte Heim, das er in Rom bewohnt. In dem esquilinischen Stadtteil, unweit des Bahnhofs bewohnt der Präsident, wie man ihn schlechtweg nennt, noch immer in einem Zinshaust dasselbe bescheidene Appartement, das er sich vor vielen Iahren als einfacher Abgeordneter gemietet hatte. Nur einen Lift hat er sich, als einzige Modernisierung dieses seines Heims, anlegen lassen, um sich das in seinem jetzigen Amt ihn ermüdende Steigen der vier Treppen zu ersparen. Mit einem bescheidenen Einspänner begab sich der Präsident von hier täglich zweimal in das Ministerium des Innern, den historisch berühmten Palazzo Braschi, wo er sein Bureau hat. Oft wird es freilich Mitternacht, oft sogar noch später, bis der unermüdliche Arbeiter sich von dem Drang der Geschäfte losmacht. Doch ist der Aufenthalt des Ministerpräsidenten in Rom außerordentlich häufig durch Reisen desselben nach seinem Landsitz Cavour unterbrochen. Dieses Dorf, das der Stammsitz des Geschlechtes des großen italienischen Staatsmannes, des Grafen von Cavour, enthält und nach dieser seinen Namen trägt, liegt in lieblicher Gegend in dem südpiemontesischen Alpenvorland. Hier in Cavour hat Giolitti sich einen Landsitz geschaffen, der sein Lieblingsaufenthalt ist und sein eigentliches Heim darstellt. Hier bringt er mit seiner Familie einen großen Teil des Iahres zu und hierher eilt er von Rom aus, sobald es ihm nur möglich ist, häufig sogar nur für einen oder zwei Tage. Der Grund zu diesen Reisen in das stille piemontesische Dörfchen ist ein doppelter: entweder treibt ihn körperliche Abspannung dazu, in der Stille des Landlebens, angesichts des prächtigen Alpenpanoramas der Monte Viso-Gruppe, Erholung zu suchen, oder aber er bereitet sich hier in aller Ruhe auf kommende parlamentarische Stürme oder politische Kämpfe vor. Es ist keine Kleinigkeit, im Alter von siebzig Iahren wiederholt diese sechzehnstündige Reise zu machen.

aber Giolitti hält so viel auf sein Cavour, daß er noch größere Opfer bringen würde, um diesen seinen Lieblingsaufenthalt so oft als möglich zu erreichen. Für den Fremden hat es wohl den Anschein, als ob Giolitti in Cavour den Politiker ausgezogen hätte: er scheint sich nur mit seinem Besitz zu beschäftigen, und seine gute Laune, sein harmloses Geplauder geben den Anschein, als ob er alle Sorgen der Politik in Rom gelassen hätte. Und doch versichern jene, die ihn genau kennen, daß gerade in der Stille von Cavour sein Geist sich rastlos mit den politischen Problemen beschäftigt. Besonders bei den von ihm sehr geliebten einsamen großen Spaziergängen, oder wenn er seinen Garten eigenhändig bearbeitet, seine Rosen okuliert, seine Bäume beschneidet, dann kann man sicher sein, wie seine intimen Freunde versichern, daß sein nimmermüdes Gehirn die schwierigsten Zukunfts-projekte durcharbeitet.

Für ihn hat die Stille seines Landsitzes, wie übrigens für manchen Großen in der Weltgeschichte, den Hauptzweck, sich geistig zu isolieren. In dieser Isolation sucht Giolitti sich von allen in Rom ihn beengenden Einflüssen zu emanzipieren. Natürlich kann dies nur jener Staatsmann wagen, der von der Festigkeit seiner politischen Basis und der durchschlagenden Kraft seiner Persönlichkeit so sehr überzeugt ist, daß er nicht mehr auf persönliche und parteipolitische Sympathien und Antipathien zu rechnen hat. Seitdem die Tripoliserpedition geglückt ist, hat Giolitti diese Höhe erreicht: er ist seiner Sache und seines Tuns völlig sicher! Und selbst wenn — was heute ganz ausgeschlossen erscheint — die Majorität der Kammer aus irgend einem Grunde von ihm abfallen würde, so kann Giolitti mit hocherhobenem Haupte und dem stolzen Bewußtsein, Italien zu einer früher nicht geahnten politischen und ökonomischen Machtstellung verhelfen zu haben, in sein stilles Cavour zurückkehren.

Giolitti ist der echte Typus eines Piemontesen. Zeigt doch schon sein Äußeres, der hohe Wuchs, die breite herkulische Brust den echten Norditaliener, den Sohn der Alpen. In gleicher Weise kommen in seinem Charakter alle die trefflichen geistigen Eigenschaften des Piemontesen zur Geltung, welcher italienische Kultur, französischen Esprit und schweizerische Geradheit und Anspruchslosigkeit vereinigt. Piemontesisch ist die Beharrlichkeit der Vor-sätze, piemontesisch der unermüdliche Fleiß, piemontesisch ist die eiserne Energie in der Durchführung aller Dinge, welche Giolittis Charakter kennzeichnen.

Ieder Kenner der italienischen Volksseele weiß, daß diese trefflichen piemon-tesischen Eigenschaften dem Ministerpräsidenten ein gutes Teil seines Übergewichts über die Mittel- und Süditaliener gegeben haben. Und doch fehlen ihm trotz dieser ausgeprägten nordländischen Charakterzüge nicht die spezifischen Geisteswaffen des Südländers, die eminente Geistesschärfe, die bis zur Verschlagenheit gehende Klugheit! Zu der letzteren gehört auch zweifellos das Geschick, sich seine Mit-arbeiter zu wählen. Von dem großzügigen Diplomaten, dem Marchese di San Giuliano, der Giolittis eminente Stütze für die gesamte auswärtige Politik ist,

bis zum letzten Unterstaatssekretär sind alle Mitglieder des Ministeriums so gewählt, daß der Präsident sich blind auf sie verlassen kann. Dies ist auch der Grund, warum Giolittis Name in der auswärtigen Politik verhältnismäßig wenig hervortritt. Er hat sich selbst, wohl wissend, daß für einen italienischen Ministerpräsidenten das Ministerium des Innern die festeste Basis ist, dieses Portefeuille reserviert, während er in die auswärtigen Angelegenheiten nur dann eingreift, wenn der Marchese di San Giuliano ausdrücklich seinen Rat erbittet. Es war dies aber in den letzten Iahren nicht selten dann der Fall, wenn ungeheuere Interessen auf dem Spiele standen oder gar Kriegeswolken drohten! Stets aber hat Giolitti dann so mit seinem Rate eingegriffen, daß die Welt mehr als einmal staunte über die Kühnheit der Entschlüsse des italienischen Ministeriums. Allen Details der auswärtigen Politik bleibt Giolitti dagegen fern; der feste Pol für dieselbe ist ihm die entschiedene Treue zum Dreibund und besonders das Erstreben eines freundnachbarlichen Verhältnisses zu Österreich-Ungarn. Haben doch die Irredentisten und ähnliche unruhige Geister niemals so schwere Zeiten in Italien erlebt, als unter Giolittis eisernem Regiment.

Dieser Mann tritt nunmehr wieder als Führer der Politik vor das neue Parlament, das aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangen ist. Schon hat das Resultat dieser Wahlen gezeigt, daß Italien Giolittis Kurs voll billigt.

Man darf aber nicht vergessen, daß Italien selbst in den letzten Iahren unter Giolittis Führung ein anderes geworden ist: es ist ruhiger, stabiler, gesetzter in seinem Werdegang geworden! Ienes Italien, von dem selbst seine besten Freunde sagten, es befinde sich noch in den Flegeljahren, dieses Italien mit seinem ungerechtfertigten und unklaren Drang nach Norden ist verschwunden und hat einem Italien Platz gemacht, das vor allem mit Eifer, unter Giolittis meisterhafter Führung, daran gegangen ist, die Wunden im eigenen Lande zu heilen und die Erpansion für seine überschäumende Iugendkraft dort zu suchen, wo es, ohne europäische Kriege heraufzubeschwören, geschehen konnte. Diese neue Wendung, die man als den italienischen Imperialismus bezeichnen kann, ist das Verdienst Giolittis und seiner politischen Freunde, ein Verdienst nicht nur für ihr Vaterland, sondern auch für ganz Europa! Trento und Trieste, Ticino und Nizza sind nicht mehr wie früher die unklaren Sehnsuchtsobjekte, auf welche die italienische Demagogie das durch innere Mißregierung unzufriedene Volk hetzte, sondern in zielbewußter Weise wurde durch Förderung von Handel und Industrie zunächst der Wohlstand von Land und Volk gehoben und dann die Erpansionspolitik in die für Italien einzig richtige Bahn nach dem Süden geleitet. Die erste Folge dieser Neuorientierung der italienischen Politik war der libysche Krieg, die Besitzergreifung von Tripolitanien und der Cyrenaika. Die Erfolge des siegreichen Feldzugs haben dem oben genannten Imperialismus mit einem Schlag volle Popularität verschafft. Der Krieg hatte aber auch noch andere Folgen: der eingeschlummerte Patriotismus regte sich in kräftigster Weise, überall bildeten

sich nationalistische Vereine, welche die Iugend für die hohen Ideale der Vaterlandsliebe zu begeistern strebten und ihr Ziel rasch erreichten. Fürchtete man doch, die junge Generation sei völlig verflacht und jeden patriotischen Feuers unfähig! Das Gegenteil wurde erreicht, und daß dieser neu auflodernde Patriotismus auch nach dem Krieg anhielt, dafür gibt der Ausfall der Wahlen den besten Beweis.
Weit interessanter als diese politischen Folgen des Krieges, welche, wie alle politischen Erfolge ein Rückschlag wieder hinwegfegen kann, ist die Einwirkung des Krieges auf das Geistesleben der Italiener speziell für das historische Empfinden der Söhne der Itali«, uuovll. Man muß, um diese Konsequenzen richtig zu würdigen, nicht vergessen, wie ganz eigenartig die Zeit des sogenannten Risorgimentos, d. h. der Einheitsbestrebungen, das Geistesleben Italiens beeinflußt hat.
Seit dem Iahre 1848 war die italienische Patriotenpartei in einen Gegensatz zu den geschichtlichen Staatengebilden der apenninischen Halbinsel getreten. Blickten Parma und Modena, Toscana und Neapel, vor allem der Kirchenstaat auf eine reiche vielhundertjährige Geschichte zurück, verschmolzen mit der Hausgeschichte der von der Patriotenpartei angefeindeten Dynastieen, so war andererseits die Hoffnung dieser Patrioten die Negation der Geschichte, die Schöpfung etwas absolut Neuen!
Aus diesem Gesichtspunkte konnte die Intelligenz Italiens während des Einheitskampfes und in der ersten Zeit nach demselben kein warmes historisches Empfinden besitzen. Alles Historische wies auf die alten Staatengebilde und die ihres Thrones verlustig gewordenen Herrscherfamilien. Man wollte deshalb nur noch von einer Art Geschichte wissen, der Antike und jener des Risorgimentos, dessen führende Persönlichkeiten, Garibaldi, Mazzini und Cavour, den Heroen des Roms der Antike gleichgestellt wurden!
Selbst die an sich große Hausgeschichte des Königshauses von Savoyen mußte völlig gegenüber der Geschichte der letzten Dezennien in den Hintergrund treten, für welche ein gewisser, offizieller Typus geschaffen wurde, von welchem jede Abweichung als Sakrilegium galt! Dies blieb sich in den letzten Dezennien des 19. wie im ersten Dezennium des 20. Iahrhunderts völlig gleich. Erst der Tripoliskrieg brachte eine völlige Wandlung mit sich: Italien erinnerte sich wieder seiner Geschichte! Folgende kleine Episode ist typisch für diese Geisteswandlung. Als Kardinal-Erzbischof Maffi von Pisa die nach Tripolis bestimmten Truppen zu ihrem Auszug segnete, schlug der Kirchenfürst in seiner Rede Töne an, die in Italien längst «ergessen waren. Er zeigte mit beredten Worten, wie oft Toskanas Söhne gegen den Halbmond ausgezogen waren, und daß der libysche Krieg nur eine Fortsetzung jener alten Kulturmission Italiens sei. Das Wort des Kardinals fand ein tausendstimmiges Echo. In Wort und Schrift, in der Tagespresse und in der Poesie erklang mit einem Male ein warmes historisches Empfinden! Die alten Geschlechter Italiens

erinnerten sich der glorreichen Taten ihrer Ahnen, die Bürger des Ruhmes ihrer Vaterstädte: das historische Bewußtsein der IWIia uuova, war neu erwacht!
Die Folge davon war eine Steigerung des Selbstbewußtseins der Italiener, wie dies bei jedem Volk der Fall ist, das sich einer großen Vergangenheit bewußt ist.
Mit diesem steigenden Selbstbewußtsein wuchs der Volkswohlstand in gleichem Maße wie dieses. Italien war ein stolzes Land geworden und zugleich ein reiches Land! Was eine ganze Legion von Ministern, darunter Hochbegabte wie Francesco Crispi, Agostino Depretis, Pellour und Zarnadelli nicht zu erreichen imstande waren, ein nach außen und innen glücklich prosperierendes neues Italien zu schaffen, das ist der Ära Giovanni Giolittis geglückt.
Mit Stolz kann der große Ministerpräsident auf sein Werk sehen: es fehlt auch ihm nicht an hämischen Neidern, die sein Werk zu verkleinern und zu verunglimpfen suchen, die spöttisch auf die Vermehrung der Sozialisten in der Kammer deuten, aber Giolitti kann ruhig diesen Gegnern ins Auge sehen, denn keiner von ihnen hätte das Werk zustande gebracht, das er vollbracht hat: die Volksseele Italiens aus der Zeit ungebundener Iugend in jene eines reichen, stolzen, selbstbewußten Mannesalters hinüberzuführen, das seit Iahrzehnten geeinte Land zu jener Italia. uuovu, zu machen, die selbstbewußt ihren Platz im europäischen Konzert ausfüllt.

Professor vi-. V. Totomianz:

Joseph Mazzini als Sozialpolitiker.

Mazzini ist der ganzen Welt als feuriger Patriot bekannt und gleich Garibaldi und Graf Cavour — als Schöpfer des geeinigten Italiens. Er wurde am 22. Iuli 1805 als Sohn eines Arztes in Genua geboren und starb am 10. März 1872 in Pisa. Nach Beendigung der juridischen Fakultät widmete er seine Kräfte der politischen Einigung seines Vaterlandes. Daneben wirkte er aber auch — was wenig bekannt ist — als Sozialpolitiker, besonders für die Verbreitung des genossenschaftlichen Ideals, wobei er unermüdlich auf die sittlichen und sozialen Pflichten des Menschen hinwies. An dieser Stelle sollen seine Ideen wiedergegeben werden, soweit sie das Wesen der Genossenschaft berühren.
Die Menschheit ist nach Mazzini eine geschlossene Einheit und wird durch ein Gesetz, „das Gesetz des Fortschritts", beherrscht. Das einzige Mittel zur Verwirklichung dieses Gesetzes ist der Zusammenschluß, die Assoziation, welche allmählich alle isolierten Anstrengungen ersetzen wird. Die Assoziation ist „die

allgemeine Kooperation, die Harmonie der Arbeit, der Hebel des Weltalls, das einzige der Menschheitsfamilie gewährte Mittel zur Wiedergeburt und das einzige Mittel zum Fortschritt". Freiheit und Gleichheit, wie sie früher proklamiert worden sind, können jetzt nur als Mittel zur Verwirklichung der Assoziation dienen. Freiheit ist unmöglich ohne relative Gleichheit, diese kann aber nur auf dem Wege der Assoziation realisiert werden. Die Zukunft gehört der Assoziation, dem Zusammenschluß aller Klassen, aller Individuen zu angestrengter Arbeit. In der Assoziation werden sich Kapital und Arbeit in denselben Händen befinden. Das Mittel gegen den Pauperismus ist die Vereinigung von Kapital und Arbeit. In einer Gesellschaft, wo jeder zugleich Produzent und Konsument ist und das Produkt der sozialen Arbeit nicht erst durch eine Reihe von Vermittlerhänden geht, was die Ware häufig um 50 Prozent verteuert, sondern in den Händen der Arbeitenden bleibt, — in einer solchen Gesellschaft müssen auch die Ursachen des Pauperismus schwinden.

„Erzieht und belehrt euch selbst, so gut ihr könnt. Trennt niemals euer Schicksal von dem eures Vaterlandes, sondern nehmt Anteil an allem, was die Heimat frei und groß macht, mehrt eure Assoziationen und vereinigt in diesen den Industriearbeiter mit dem Landarbeiter, die Stadt mit dem Lande. Sucht die Konsumgenossenschaften zu vermehren und glaubt an die Zukunft*)." So lehrt Mazzini die italienischen Arbeiter in einer im Iuli 1871 im Druck erschienenen Ansprache. Das Mandat der Arbeiter als ihr Delegierter zum Kongreß in Rom 1871 lehnt er ab, damit seine Anwesenheit den Feinden nicht Anlaß gebe, den Kongreß als politischen zu bezeichnen, und gibt den arbeitenden Klassen folgende Ratschläge. „Mögen einige von euch eine progressive Tagesordnung aufstellen, wodurch, bis das Ziel erreicht ist, jederlei Debatten über religiöse, politische und soziale Doktrinen ausgeschlossen wären, denn der Kongreß kann diese nicht entscheiden, sondern mit leichtsinnigen und durch ihre Machtlosigkeit lächerlichen Kundgebungen nur der Sache schaden. Wenn erst das Ziel erreicht, d. h. die Arbeitenden vereinigt sind, dann könnt ihr ja, sofern ihr Zeit findet, alles, was ihr wollt, besprechen. Wenn ihr es selber nicht versteht, so sollt ihr diejenigen Fragen, welche euch wichtig scheinen, der Regierung vorlegen. Laßt euch aber von eurer obersten und heiligsten Aufgabe nicht ablenken. Streng, mit Unruhe und Erwartung blickt auf euch das ganze Land. Wenn es auf eurem Kongreß, wie auf den ausländischen Arbeiterkongressen, Zornausbrüche, den Sturm widersprechender Meinungen und ungezähmter Leidenschaften, lange und fruchtlose Debatten über oberflächlich und mit verhaltenem Zorn gestreifte Lebensfragen bemerkt, so wird es euch alle unreif und böswillig, und das Aufstreben der arbeitenden Massen verfrüht finden**)."

*) Zerit« 6i 0. ^laLlilli. ^lilano 1908. Vol. II. S. 339.

**) 8critti <ii «. ülallilli. MI«mo 1908. Vol. II. S. 348.

In Einklang mit dieser in dem Munde eines Politikers apolitischen und friedlichen Predigt ist Mazzini Gegner des Klassenkampfes und tritt für die Kooperation der Klassen ein. Er wandte sich wiederholt an die mittleren Klassen mit der Mahnung, den Arbeitern zu helfen. Einer der von ihm in diesem Sinne gemachten Vorschläge lautet wie folgt: „Die Mittelklassen könnten schon jetzt mehr tun. Eine zur Ansammlung von Kapital für die Eiperimente der Arbeiter begründete Assoziation, welche, ohne zu spekulieren, den Genossenschaften Darlehen gewährte, indem sie unbearbeitete Läudereien zu niedrigem Preise aufkaufte und unter günstigen Bedingungen nicht bloß ehrlichen und befähigten, sondern allen assoziierten Landleuten in Pacht gäbe, könnte, wenn die ersten Versuche gelängen, glänzende Erfolge zeitigen. Ich spreche hier nur von einer solchen Kooperation, welche, ohne schwere Opfer und Gefahren mit sich zu bringen, für die Vereinigung der Mittelklassen mit den arbeitenden zum Nutzen des ganzen Landes genügt*)."

Die Organisation der Arbeit nach dem Prinzip der Assoziation, welche das System der Lohnarbeit ersetzen soll, wird nach Mazzini die Grundlage des zukünftigen volkswirtschaftlichen Lebens bilden. Sie erfordert die Ansammlung von Kapital zur Organisation von Unternehmungen, in denen die Arbeiter Teilhaber am Gewinn sein werden usw. Dieses Kapital kann auch von den Mittelklassen beschafft werden, und es kann auch die Bürgerschaft ein derartiges Erperiment wagen, was unter anderem durch das industrielle Unternehmen von Leclair bewiesen wird, der in Paris im Iahre 1830 seine Arbeiter am Gewinn zu interessieren verstanden hat. Mazzini macht die Italiener auch mit anderen derartigen Unternehmungen bekannt, doch werden wir, um Abschweifungen zu vermeiden, ihm hierin nicht weiter folgen.

Die Umgestaltung des wirtschaftlichen Lebens muß nach der tiefen Überzeugung Mazzinis friedlich, und ohne jemand zu schädigen, verlaufen. Das Kapital der Produktiv-, Konsum- und Kreditassoziationen soll ohne Eingriffe in die Rechte anderer auf die von ihnen erworbene Habe gebildet werden. Außer den Mittelklassen beansprucht Mazzini Kredit für die Genossenschaft auch vom Staate, der einen speziellen Fond für diesen Zweck gründen soll. Die Arbeiterassoziation ist, wenn sie nicht zu einem Werkzeuge der Gewalt und der Streike ausartet, berechtigt darauf Anspruch zu machen.

Von diesem Standpunkte konnte Mazzini natürlich jenen Entwicklungsgang nicht billigen, welchen der Sozialismus feit dem Iahre 1348, wo das kommunistische Manifest von Marr erschien, eingeschlagen hatte. Seither begann Mazzini, welcher als erster auf dem europäischen Kontinent (im Iahre 1834)

') Idiä«m. S. 359.

das Wort Sozialismus gebraucht und diesen gebilligt hat, mit den Sozialisten, den Anhängern der Revolution und des Materialismus zu polemisieren und schob ihnen sogar die Schuld an der Reaktion des Iahres 1852 in Frankreich in die Schuhe, wobei er sich in scharfer Weise über die Pariser Kommune des Iahres 1871 äußerte.

Assoziierte Arbeit und Verteilung des Arbeitsproduktes nach Quantität und Wert, — das ist die soziale Zukunft. Einst wart ihr, so predigt Mazzini den arbeitenden Klassen, Sklaven, dann Leibeigene, jetzt seid ihr Lohnarbeiter; bald werdet ihr, wenn ihr wollt, freie Produzenten und Gewinnbeteiligte werden. Eines schönen Tages werden wir alle Arbeiter sein, d. h. alle von dem Ertrag unserer Arbeit leben. Ie ferner das Ziel, desto energischer vorwärts, ohne Hast, aber auch ohne auszuruhen.

In der Lehre Mazzinis, der ein sehr beachtenswertes Werk über die Pflichten des Menschen geschrieben hat, ist das religiös-ethische Moment vorherrschend, welches er als Grundlage der menschlichen Tätigkeit betrachtet. „Die größte Tugend ist Selbstverleugnung, welche den Menschen veranlaßt, immer, welches auch sein Geschick sei, nicht für sich selbst, sondern für andere, für den Sieg des Guten über das Böse zu arbeiten, zu kämpfen und zu leiden" .... „Ich sage nicht," schrieb einmal Mazzini, „daß der Mensch seinen Rechten entsagen soll, behaupte aber, daß diese Rechte aus den Pflichten resultieren, die er zu erfüllen hat, und daß wir mit der Pflichterfüllung beginnen müssen, um unsere Rechte zu erlangen" .... „Das Leben ist Pflicht, Aufgabe, Mission. Predigt um Gottes willen keine materialistischen Theorien vom persönlichen und allgemeinen Glück. Der Glaube an persönliches Glück macht den Menschen egoistisch, der Glaube an das Glück Aller wird den Menschen früher oder später zu dem gleichen Ergebnis führen" .... „Er wird für allerlei Utopien schwärmen und in der Iugend für sie kämpfen. Später, wenn er einsieht, daß die Träume seiner Seele nicht so leicht zu verwirklichen sind, wird er sich seinen persönlichen Interessen zuwenden und sein eigenes Glück zu schmieden suchen, also in dem Sumpf des Egoismus versinken. Das Leben hat überhaupt nur einen Sinn als Aufgabe oder Pflicht. Das Glück kann, wie die Sonne, wenn sie dem Wanderer leuchtet, dem Menschen zulächeln, und dann soll er sich freuen und den Schöpfer dafür segnen. Aber das Glück suchen, ist für den Menschen verderblich und nimmt ihm meist die Möglichkeit, irgend einmal das Glück zu genießen. Deshalb soll man nicht dem Glücke nachjagen, sondern sich moralisch und geistig vervollkommnen, um seine Brüder, die Mitmenschen, zu bessern. Selbstverleugnung ist die einzige Tugend, und diese unsere Pflicht Gott und der Menschheit gegenüber ist das einzige moralische Gesetz für jeden wahren Menschen" .... „Es wird wenig nützen, wenn ihr nur die Organisation ändert, aber dabei eure jetzigen Leidenschaften und euren Egoismus bewahret. Organisationen sind wie manche Pflanzen, die je nach der Pflege Gift oder heilkräftige Stoffe bilden.

Durch gute Menschen werden schlechte Organisationen gebessert, durch schlechte werden auch die besten Organisationen zu äußerst kläglichen*)."

Mazzini kann füglich als der Heros des heutigen Italien bezeichnet werden; sein Name ist auch in den kleinsten Städtchen durch ein Denkmal oder eine Straße verewigt. Sein Einfluß auf seine Mitbürger ist noch heute gewaltig, obgleich seine Lehre dem Durchschnittsmenschen schwere sittliche Verpflichtungen auferlegt; er wirkte vor allem durch sein Beispiel: hätte er in früheren Iahrhunderten gelebt, — die Kirche müßte ihn heilig sprechen. Sein Lebenslauf war voll Entbehrungen, obgleich große Summen Goldes durch seine Hände rollten. Er verlieh der sozialen Bewegung Italiens einen weichen, idealistischen Zug.

Der große englische Philosoph Carlnle, ein Freund Mazzinis, sagt: „Von allen Menschen, die ich kenne, verdient Mazzini eher, als sonst jemand, ein Genie und ein edler Mensch genannt zu werden. Er war von seltener Redlichkeit, Humanität und Lauterkeit, in ihm lebte — was auf Erden so selten zu finden ist — eine Märtyrerseele. Ruhig und voll Hingebung wirkte er im täglichen Leben für das, was er für das Rechte hielt." —

Mayer Garyao.

Die portugiesische Republik und die Verschworer.

Die Republik vom 3. Oktober 1910, die unter der republikanischen Fahne geschaffen wurde, verdankte ihren Sieg nicht allein der doktrinären Propaganda, die während vierzig Iahren unter dieser Fahne von den Männern, die damit ihr Apostolat begründeten, betrieben wurde. Man muß nicht vergessen, daß Portugal eine Iahrhunderte alte Monarchie war, die in den nationalen Traditionen starke Wurzeln besaß. Während des größeren Teiles jener vierzig Iahre, und obwohl die republikanische Partei Männer von hohem Ansehen zählte, wie es Latino Coelho, Elias Garcia, Rodrigues de Freitas, Ioss Falcao und andere waren, und obschon die Propaganda mit Eifer und Enthusiasmus betrieben wurde, ist es doch Tatsache, daß die republikanische Partei gegen das Ende der Regierung von D. Luiz wenig Fortschritte gemacht hatte. Sie zählte nur mit Kräften in Lissabon, Porto und auf der Insel Madeira, wobei zu bemerken ist, daß sie hier durch das Ansehen des gegenwärtigen Präsidenten der Republik begünstigt wurde. Sicher ist, daß sie nur an diesen Plätzen einige Male Erfolge bei Wahlen er-

') Ngxlini, Nav«ri 6«l! uomo, lloma, 14. eäilion«, 1901. p. 15.

zielte. Niemals jedoch bis zum Ende der Herrschaft des Großvaters des Königs D. Manuel, im Iahre 1889, hatten die Republikaner mehr als zwei Abgeordnete in der Kammer. Welchem Umstand ist nun die erstaunliche Entwicklung der republikanischen Partei, besonders in den letzten Zeiten der Herrschaft des D. Carlos und in den ersten Iahren derjenigen des D. Manuel, d. h. also in der kurzen Spanne von 6 Iahren, zuzuschreiben? Die Erklärung findet sich nur in der Korruption des Regierungssystems. Als das englische Ultimatum im Iahre 1890 das Volk erschreckte, war der erste Eindruck, der es beherrschte, daß wir durch die Schuld der Monarchie in einen solchen Zustand der Schwäche geraten seien, daß man uns ungestraft brüskieren könnte, ohne daß wir auch nur die Möglichkeit zu einer Verteidigung besäßen. Gleichwohl war die monarchische Tradition noch so fest im Lande, daß die Bewegung vom 31. Ianuar 1891 in Porto nur einen militaristischen Charakter besaß. Ein Teil des Heeres, in seiner Ehre verletzt und schmerzlich von der Erkenntnis berührt, wie sehr die nationale Verteidigung durch das Regime vernachlässigt worden war, veranstaltete jene Revolte unter der Entfaltung der republikanischen Fahne. Die Bewegung wurde unterdrückt, ohne daß sie auch nur in Lissabon einen Widerhall gefunden hätte. Nach dieser Unterdrückung betrachtete sich die Monarchie so stark, daß sie sorglos und der Straflosigkeit sicher in ihren Fehlern fortfuhr.
So sehr hatte die Raschheit des Sieges sie in Sicherheit gewiegt, daß sie gerade infolge jener Schnelligkeit auf die Unterwürfigkeit des Volkes unbedingt zählen zu können glaubte.
Hiermit fing ihr Wahn an, und das war der Grund ihres Verderbens.
Beim Anblick der Schwächung der republikanischen Partei, die der Niederlage folgte, glaubten die Männer der konstitutionellen Monarchie, daß sie diese ohne Gefahr in einen versteckten Absolutismus verwandeln könnten, und begannen das Regime der persönlichen Gewalt. Ein Schriftsteller von großem Ruf, Geschichtsschreiber, Philosoph und Sozialpolitiker, der fortgeschrittene Ideen von sozialistischem Charakter vertreten hatte, ein Genosse von Anthero de Quintal, der sich zu dem monarchischen Gedanken bekehrt hatte, wagte kühn zu erklären, daß die wahre Macht des Landes im König verkörpert sei. Dieser Mann war Oliveira Martins. Die Frage stand auf der Tagesordnung. Ihre Verwirklichung fand das Ministerium Hintze, in welches zum ersten Male Ioao Franco eintrat, der die Politik begann, welche als die der Vermehrung der königlichen Macht zu bezeichnen ist.
Es gibt keine Gedanken, die nicht verteidigt werden könnten, sobald sie von anerkannter Aufrichtigkeit getragen sind. Die Männer der Monarchie, welche D. Carlos auf den gefährlichen Weg der persönlichen Regierung warfen, hätten überzeugt sein können, daß nur die Macht des Königs das System moralisieren

und das Wohl und die Unabhängigkeit des Landes sicher stellen könnte. Zu diesem Zwecke wäre nötig gewesen, die unersättlichen Cliquen der Partei ohne Gnade zu bekämpfen. Das geschah indessen nicht. In kurzer Zeit waren alle jene Cliquen in das Regime der persönlichen Macht eingerückt, um ihre Aus? beutung des Staates fortzusetzen. Was eine Garantie für die Moral sein sollte, verwandelte sich in eine noch bequemere Art der Korruption der Politik und der Verwaltung.

War etwa der König D. Carlos durch die energische Einwirkung von Oliveira Martins entschlossen, einen heilsamen Einfluß auf das Geschick seines Vaterlandes auszuüben, wozu ihn die seiner Herrschaft vorbehaltene heilige Mission und der leuchtende Schimmer der Macht, die gerade die Herrscher anzieht, welchen das konstitutionelle System eine rein dekorative Rolle zuteilt, verführten? Seine Verteidiger versichern das, und seinen Gegnern fehlen die Mittel, um in den Bereich seiner Absichten einzudringen. Wenn sie jedoch wirklich vorhanden waren, so wurden sie durch die vergiftete Umgebung, die er hatte, in trauriger Weise erstickt. Statt zu reagieren, vertrug sich der König mit der politischen Unmoral, so daß schließlich er selber sich davon anstecken ließ.

Es gab keinen Widerstand zu besiegen. Das Land gab kein Zeichen von sich. Die republikanische Partei machte die Krise der Mutlosigkeit durch, die durch die Niederlage in Porto verschuldet war, und von der ich bereits gesprochen habe. Die Parteicliquen jubelten. Iede Achtung vor Prinzipien war verloren gegangen. Die Parteien hatten ihre Programme vollständig vergessen und verschmolzen alle in derselben Politik der Vermehrung der königlichen Gewalt.

Man dachte nur an Genuß auf Kosten der Staatskasse. Die finanzielle Lage verschlechterte sich von Tag zu Tag; man half ihr durch ruinöse Anleihen, die die Lage nur noch mehr verschlechterten. Es ging mit Riesenschritten dem Abgrund zu. Die Wahlen waren betrügerisch. Es wurde gar nicht abgestimmt. Falls eine Scheinwahl ins Werk gesetzt wurde, so geschah es nur, um händevoll Stimmzettel in die Urnen zu werfen, häufig mit der größten Schamlosigkeit; manches Mal war die Anzahl der Stimmzettel größer als die der Wähler. Eines Tages mußte der Bankerott erklärt werden, und das von Dias Ferreira präsidierte Ministerium versuchte ernsthaft, den Staatshaushalt ins Gleichgewicht zu bringen. Aber dieser Versuch wurde durch den furchtbaren Druck derjenigen erstickt, die an der Fortdauer eines Regimes, das ihnen alle Arten Ausbeutungen und Genüsse verschaffte, interessiert waren. Der König selber langweilte sich in seinem Land. Sein Vergnügen bestand in kostspieligen Reisen nach dem Auslande, wo er den Ruf eines Verschwenders erworben hatte. Noch vor kurzem versicherte ein Angestellter des Hotels Bristol in Paris in einem Interview, das in einer französischen Zeitung veröffentlicht wurde, mit Wehmut, daß der König Carlos von Portugal der freigebigste der Souveräne war, die er in Paris kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Dies war der Ursprung der Vorschüsse (Adiantamentos), d. h. der aus der Staatskasse von König Carlos ungesetzlich bezogenen Summen, und die, als sie öffentlich bekannt wurden, dem König eine Atmosphäre des Widerwillens schufen, die sich in offene Feindseligkeit verwandelte, als das Ministerium Ioao Franco im Iahre 1907 seine despotische Politik in Szene setzte, die nur durch die Macht gestützt war, die der König selber ihm verlieh. Es muß bemerkt werden, daß die offizielle Aufdeckung der Vorschüsse von demselben Ministerium in der Absicht, sie zu legalisieren, gemacht wurde, was das Publikum sofort als einen unheilbaren Betrug ansah. Es muß ferner bemerkt werden, daß es Monarchisten waren — die Progressisten, Dissidenten, sogar die Regeneradoren selbst —, die einen lebhaften Anteil an der Kampagne nahmen, welche die Form eines direkten Angriffs auf den Souverän annahm, auf welchen sie unwillig waren wegen der Vorliebe, die er für Ioao Franco an den Tag legte. Der Führer der Regeneradoren-Partei sagte noch wenige Tage vor dem Königsmord, daß die Situation nur mit einer Revolution oder mit einem Verbrechen enden könne.
Das Verbrechen geschah. Es war das Attentat vom 1. Februar 1908, bei welchem D. Carlos und sein Erstgeborener das Leben verloren. Seine unmittelbare Veranlassung liegt in dem Scheitern der Revolution, die die Republikaner und Dissidenten vorbereitet hatten. Aber die Tatsache, daß dieses Attentat keine Entrüstung in einem Lande hervorrief, dessen monarchische Traditionen Jahrhundert alte Wurzeln hatten, war bereits ein sicherer Hinweis darauf, daß, wenn dieses Land nicht in die Revolte eintrat, sich wenigstens in bezug auf seine alten Institutionen die Revolution der Verachtung geltend machte, von der Lamartine sprach, und die für das Regime furchtbarer ist, als die bewaffnete Insurrektion, weil sie sie ohne Gnade verurteilt, indem es um das betreffende Regime herum die vollständige Leere schafft.
Der Impuls war gegeben. Das Volk war von der Monarchie vollständig getrennt. Die Herrschaft D. Manuels war nur ein kurzes Interregnum der verkappten Revolution. Dieser Iüngling von zwanzig Iahren, unerfahren, und von der Furcht beherrscht, die der Königsmord ihm eingeflößt hatte, verstand es nicht, sich von den Oligarchien zu befreien, die seinen Vater ins Verderben gebracht hatten. Anfangs, unter dem Ministerium Ferreira de Amaral, glaubte man noch an den Versuch. D. Manuel machte den schmerzlichen Versuch, die Liquidation der Vorschüsse, welche Ioao Franco als Diktator für D. Carlos gemacht hatte, zu verschmähen, und er beschimpfte auf diese Weise selber das Andenken seines Vaters. Aber das Ansehen der Monarchie war tödlich verwundet: Die Parteien waren desorganisiert. Die Regierungen hatten keine Macht, und die Sachlage im Oktober 1910 war derart, daß, wenn die Revolution nicht in den Straßen ausgebrochen wäre, die Monarchie sich im Parlamente zerschlagen hätte, wo die Regierung und die monarchischen Oppositionen ungefähr gleiche Kräfte besaßen, so daß die Republikaner, die

14 Plätze besaßen — davon 10 in Lissabon, wo die Monarchisten bei den Wahlen im Monat vorher vollständig geschlagen worden waren —, die Herren der Situation waren.

Was die Revolution bedeutete, ist im Auslande zur Genüge bekannt. Es ist kein Zweifel, daß sie nur von einigen hundert Männern gemacht wurde. Dieser Umstand ist von den Feinden der Republik ausgebeutet worden, um glauben zu machen, daß die neue Regierungsform nur das Werk einer kühnen Minderheit sei, die sich den Gefühlen der Nation aufgedrängt hätte. Er beweist jedoch ganz und gar das Gegenteil. Die Revolution vom 5. Oktober war der Ausdruck des nationalen Willens. Wie im Iahre 1640, in welchem eine Gruppe von 40 Männern den Schrei des Aufruhrs gegen die spanische Unterdrückung erhob, hatten die Revolutionäre von 1910 die latente Sehnsucht des Vaterlandes für sich. Daher streckten die ihr gegenüberstehenden, bei weitem zahlreicheren Streitkräfte der Monarchie die Waffen. Aus diesem Grunde vollzog sich die Revolution im ganzen Lande, auf den Infeln und in den Kolonien, einfach durch den Telegraph. Die Regierung fand augenblicklich die Zustimmung der Nation.

In dieser Weise zur Ausführung gebracht, war diese Revolution die großmütigste, die in den Tafeln der Geschichte verzeichnet ist. Alle, Portugiesen und Fremde, erkannten das an. Das erkannten sogar diejenigen an, welche in fremdem Lande sich zu bewaffnen versuchten, um zum dritten Male den vaterländischen Boden zu betreten, wo sie die Schrecken des Bürgerkrieges zu entfesseln suchten. Die Republik befleckte sich nicht mit dem Blute der Besiegten. Die republikanischen Führer durcheilten die Straßen und ließen das Volk schwören, daß es nicht das Blut der besiegten Feinde vergießen würde. Vielen von ihren geschworenen Gegnern wurde das Fortkommen von Lissabon erleichtert, um sie vor irgend welchen Angriffen zu schützen. So geschah es dem Padre Mattos, dem Direktor eines wütenden klerikalen Blattes, der einige Tage später schriftlich in der Presse die Großmut der Republik anerkannte. Die Polizei von Lissabon, welche die Hände von dem Blut der Republikaner gerötet hatte, die bei den Unruhen vom 4. Mai 1906, vom 18. Iuli 1907 und vom 5. April 1908 erschossen und erstochen worden waren, war einige Tage zurückgezogen und tat später unbewaffnet Dienst in den Straßen der Stadt. Nicht ein einziger Polizist wurde der Rache derselben Männer geopfert, deren Blut dieselbe Polizei bei der Unterdrückung politischer Manifestationen vergossen hatte. Mehr noch: Einige Zeit darauf wurde der Diktator Ioao Franco ergriffen, vor das Tribunal geführt, aus welchem er frei hervorging, schritt er durch die Reihen der Republikaner, die ihn beschimpften, aber sein Leben respektierten, so daß er aus einer furchtbaren Prüfung unverletzt hervorging.

Wenn das Leben der Monarchisten geschont wurde, so waren es nicht minder ihre Freiheit, ihr Eigentum und sogar ihre amtlichen Stellungen. Niemand wurde in jenen Tagen, in welchen das Volk noch knirschte, gefangen

genommen. Nur ein anderer frankistischer Minister, der in dem Verdacht stand, einen Versuch gegen die Republik gemacht zu haben, wurde verhaftet, aber selbst diesem wurde die Freiheit wiedergegeben. Die Häuser der Monarchisten wurden nicht bestürmt, mit Ausnahme desjenigen des Führers der progressistischen Partei, Ios6 Luciano de Castro; aber bei Ankunft der republikanischen Führer verschwand die Menge, ohne einen Angriff ausgeführt und ohne irgend welche Plünderung begangen zu haben. Es war übrigens dasselbe zerlumpte Volk, das mit der Flinte auf der Schulter die Bank von Portugal und die reichsten Handelshäuser bewacht hatte. Was die amtlichen Stellungen der Monarchisten anbetrifft, so genügt zu sagen, daß nur diejenigen Beamten ersetzt wurden, welche Vertrauensstellungen einnahmen, während die anderen ihre Amter weiterbehielten. Man kann sagen, daß im Staatsdienst nichts geändert wurde, und daß noch heute die enorme Majorität des Personals diejenige aus den Zeiten der Monarchie ist.

Wie vergalten die Monarchisten diese Großmut der Republik? Am 6. und 7. Oktober hatten sich ihre Parteien freiwillig aufgelöst, und selbst Paiva Eou^eiro, nach dem Kriegsministerium berufen, wurde dort mit Aufmerksamkeiten behandelt, die ihn überrascht haben mußte, da er der einzige Offizier der Monarchie war, welcher die Republikaner mit Wut bekämpft hatte. Der Kriegsminister, Oberst Barreto, sagte ihm, daß höher als seine Pflicht, die Monarchie zu verteidigen, die, seinem Vaterlande zu dienen, stände, und Couyeiro versprach ergriffen, die Republik nicht zu bekämpfen. Es schien, als ob die Monarchisten ihre politische Überzeugung dem so beredt ausgedrückten Willen der Nation untergeordnet hätten. Aber nein! Noch nicht einmal einen Monat danach erschienen monarchische Zeitungen wieder und begleiteten das Werk der Republik und ihre Staatsmänner mit allen Arten von beleidigenden und erniedrigenden Kommentaren. Zu gleicher Zeit begann, besonders in der Provinz, sich ein Geist der Böswilligkeit gegen das neue Regime, besonders auf Veranlassung der einflußreichsten Monarchisten, geltend zu machen. Man befand sich zweifellos einer Feindseligkeit gegenüber, die neue Kämpfe voraussehen ließ.

Was war die Ursache dieser Feindseligkeit? Aus welchem Grunde hatten die Monarchisten, die nicht den Mut besessen hatten, die Monarchie zu verteidigen, die ohne Protest der Einführung und den ersten Schritten der Republik beigewohnt hatten, angefangen, sie anzugreifen und ihr alle möglichen Schwierigkeiten zu schaffen? Augenscheinlich war es nicht die Hingebung an ihre Sache. Ein anderer Grund mußte eristieren, und das war wirklich der Fall. Dieser Grund bestand in der Enttäuschung ihrer intimsten Hoffnungen.

In der Tat hatten die Monarchisten gehofft, daß sie innerhalb der Republik fortfahren würden, denselben Einfluß zu haben, den sie unter der Monarchie besessen hatten. Für sie war die Republik nur die Änderung eines Aushänge-

schildes. Sie wollten die alten Sitten fortsetzen, die Herrschaft der politischen Korruption sollte keine Unterbrechung erleiden. Sie kümmerten sich wenig um D. Manuel und seinen Thron, sie, die durch ihre persönliche Ränke, durch ihre Kämpfe um die ersehnte Beute, den König und das Königtum mit ihren schärfsten Pfeilen getroffen hatten. Es waren Monarchisten gewesen, die versichert hatten, daß der königliche Mantel ein Diebesmantel sei. Es waren Monarchisten gewesen, die davon gesprochen hatten, Mietszettel an den Palast zu hängen.
Es war also weder die Sache des Königs, noch die der Monarchie, welche sie gegenwärtig zu einem sinnlosen Widerstande gegen die Republik bewegte. Cs war die Enttäuschung, die sie erlitten, als sie sahen, daß sich die Republik dazu anschickte, auch ohne sie zu regieren.
In der Tat, als die Republikaner erklärt hatten, daß sie die Zustimmung aller ernsten und ehrenhaften Monarchisten annehmen würden, die keine Verantwortung an dem Werke der Korruption und des Despotismus der letzten Zeiten des Verfalles gehabt hätten, erklärten sie auch ausdrücklich, daß sie die Arme nicht denjenigen öffnen würden, die während der Monarchie nur einen unseligen Einfluß ausgeübt hatten zum Ruin des Landes, zur Verderbnis der Sitten und zur Ausbeutung der Staatskasse.
Von da an datiert die Verschwörung. Als sie die Unmöglichkeit erkannten, irgend etwas innerhalb des Landes auszurichten, fingen Dutzende von Monarchisten an, Portugal zu verlassen, um auf spanischem Gebiet ein freiwilliges Grit zu suchen. Von dort aus wollten sie die Invasion in das Vaterland vorbereiten. Couyeiro, sein gegebenes Wort vergessend, gesellte sich bald zu ihnen. Aber der erste Akt der Verschwöruug geschah in Brasilien. Die reiche portugiesische Kolonie konnte das Verschwinden der Monarchie nicht ertragen. Warum? Der Grund ist ebenso kindisch wie grotesk. Er war, daß diese durch den Handel reich gewordenen Portugiesen, von denen viele aus niedrigster Abkunft, barfuß, aus Portugal ausgewandert waren, um ihr Glück zu suchen, nur den einen Wunsch hatten, daß, wenn das Glück sie begünstigen sollte, sie einen Titel kaufen könnten, mit dem sie in einen bereits zerrütteten Adel einzutreten vermöchten. Aus diesem Grunde erreichte die Anzahl Geadelter in Portugal eine erstaunliche Höhe. Im Anfang des vergangenen Iahrhunderts gab es in Portugal 90 Adelige. Am Ende des Iahrhunderts zählten sie mehr als 700! Nun hatte die Republik diese Adelstitel, hatte Orden und Dekorationen abgeschafft und hatte auf diese Weise die Hoffnungen vernichtet, welche durch die Eitelkeit dieser Parvenüs genährt wurden. Daher der Haß gegen die Republik, ein Haß, der sie gleich von Anfang an dazu trieb, sich einem Abenteurer, Veiga Faria, der bereits in Portugal als Dieb verurteilt worden war, in die Arme zu werfen, der mit ihnen in vergröberter Weise die kolossale Hochstapelei wiederholte, mit welcher der Herzog von Mons von Daudet die Enthusiasten von Tarascon betrogen hat. Die Sektion hatte ihnen nichts genützt. Es ist das Geld

der Portugiesen von Brasilien, das die Verschwörung, die sich in Spanien bildete, unterstützte, und das nach zwei mißglückten Einfällen in Portugal noch jetzt nach den erlittenen Niederlagen versucht, eine dritte zu organisieren.
Die Bedeutung dieser Einfälle zeigt sich an dem elenden Scheitern der beiden Versuche. Der erste wurde von Paiva Couyeiro als ein einfacher militärischer Spaziergang geplant. Cou^eiro, ein tapferer Soldat, aber ohne den Weitblick, der den wirklichen Führer charakterisiert, hält sich für einen Nun' Alvares, seitdem ein ehemaliger portugiesischer Staatsmann, Antonio Ennes, ihn mit dem Namen des Helden von Aljubarrota bezeichnet hatte. Er ist ein Mystiker; seine historische Figur sollte die eines Erleuchteten vorstellen. Couyeiro, den eine verhängnisvolle Konfusion des Schicksals im neunzehnten Iahrhundert hatte geboren werden lassen, während sein Platz im vierzehnten Iahrhundert gewesen wäre, redete sich ein, daß er zu einer göttlichen Mission auserwählt sei, um den Thron in Portugal wieder herzustellen und den Altar zu erhöhen.
Für seine erste Invasion wählte er den 5. Oktober 1911. An diesem Tage war es ein Iahr, daß die Monarchie gestürzt worden war. An diesem Tage wollte er das Königtum wiederherstellen. Bevor er in Portugal einfiel, beichtete er und nahm die Kommunion, und an der Spitze von 900 Männern, von denen 240 nur alte Waffen hatten, schlug er, nachdem er sie auf die weiß-blaue Fahne hatte schwören lassen, den Weg nach Portugal ein. Diese wirkliche Horde, deren militärischer Wert gleich Null war, erschien am 5. Oktober vor der kleinen Ortschaft Vinhaes. Die geringe Besatzung dieses Platzes zog sich in der Meinung, daß der Feind stärker sei, auf die benachbarten Höhen zurück, und Cou9eiro zog als Trinmphator in Vinhaes ein. Der Eindruck des Triumphes war jedoch kurz. Einige Stunden darauf gab Couyeiro, der gehört hatte, daß Militär von Braganza gegen ihn anrückte, den Befehl, die Ortschaft zu verlassen. Während des Rückzugs hatte die Schar das Feuer der Garnison von Vinhaes auszuhalten, die sich in Positionen befand, die den Weg der Realisten beherrschten. Von da an verwandelte sich der Rückzug in eine Flucht. Couyeiro wandte sich in beschleunigten Märschen nach der spanischen Grenze, die er kurz vorher verlassen hatte. Am Morgen des 7. befand er sich in Casares, einem kleinen Dorf im Grenzgebiet, und wurde bis dort von republikanischer Kavallerie verfolgt. Dort entspann sich ein rascher Kampf, der zur Folge hatte, daß er seinen Marsch längs der Grenze noch mehr beschleunigte, die er endlich mit den Leuten, die ihm noch geblieben waren, am 19: Oktober überschritt, indem er spanisches Gebiet in S. Martin, einem Dorf gegenüber der Serra von Gerez, betrat.
Die Schlappe Cougeiros kann nicht wundernehmen. Seine Leute hatten keine Disziplin; nur wenige besaßen etwas militärische Ausbildung, und noch weniger zahlreich waren die, welche Waffen besaßen. Wie später einer der Offiziere, der Leutnant Valente, sagte, entsprachen diese Waffen mehr einer

Kirmesbude, als einem ernsthaften Kriege. Übrigens hatte Cou^eiro selber mehr auf einen festlichen Marsch gerechnet. Er hoffte, daß die Bevölkerung des Nordens bei seinem Auftauchen mit der blauweißen Fahne und dem Ruf: „Es lebe der König", sich mit ihm vereinigen würde, um eine übermächtige Welle zu bilden, die sich durch Portugal ergießen würde, um der Republik den Garaus zu machen. Nichts davon geschah, und der Paladin kehrte nach Spanien zurück, wie Don Quirote nach seinen eingebildeten Schlachten sich in sein Dorf in der Mancha zurückzog.
Die zweite Invasion vollzog sich am 5. Iuli 1912. Also gerade 9 Monate nach der ersten. Diese Zeit benutzte Eou^eiro, um eine Bewegung vorzubereiten, die praktischere Garantien für einen Erfolg haben sollte. Sein Traum hatte sich teilweise verflüchtigt. Seine Visionen il Ia Ieanne d'Arc waren verrauscht. Der Paladin suchte ein Führer zu werden, der mit kühler Überlegung die Hypothesen der modernen Kriegführung berechnete. Zu diesem Zwecke versuchte er die Anwerbung von Militär- und Zivilelementen innerhalb des Landes. Ist es ihm gelungen? Couxeiro behauptet: „Ia", und schiebt das Scheitern seines zweiten Versuches auf Verrat. Aber da niemand oder fast niemand sich im Lande bewegte, als er diesen neuen Anschlag wagte, ist es nicht möglich, seine Versicherung nachzuprüfen, die nur eine Entschuldigung für seine Niederlage sein kann. Zu gleicher Zeit suchte Cou^eiro seine Leute besser zu bewaffnen und einzudrillen. Dieses Mal gab er ihnen nicht die Flinten in die Hand, von denen der Leutnant M. Valente sagte, daß sie nur für Iahrmarktsbuden geeignet seien. Er erhielt sie aus der königlichen Fabrik von Toledo. Mit spanischen Waffen drang er in sein Vaterland ein! Cou?eiro fiel bei Mont'Alegre ein, einem kleinen Flecken, nahe der Grenze. Zu gleicher Zeit erschienen andere Gruppen gegenüber Valenca und im Norden des Distrikts von Braganza. Gleichzeitig erschienen auch in verschiedenen Punkten des Landes Anzeichen der Rebellion, aber sie beschränkten sich auf das Zerstören einiger Eisenbahn-Linien und auf das Auftauchen einer oder der anderen bewaffneten Bande, die sich bald wieder auflöste. Nur in Cabeceiras de Basto geschahen ernstere Ereignisse. Dort ermordeten einige Hunderte von Landleuten, die von dem berühmten Pater Domingos kommandiert waren, den Bezirksamtmann und proklamierten die Monarchie. CouLeiro wollte seinen großen Streich vollführen. Anscheinend vor Mont'Alegre liegend, erschien er plötzlich gegenüber Chaves, das er ohne Besatzung glaubte, mit dem Gros seiner Schar nebst einigen Maschinengewehren, aber die Garnison verteidigte sich unerschrocken, und Cou^eiro wurde zurückgeschlagen. Bei diesem Kampfe gab es Episoden von heldenhafter Größe. Die Soldaten verteidigten die berühmte Esplanade von Chaves mit wahrem Heldenmute. Unter dem Feuer der Realisten griffen sie die Einfallenden an, so daß es zu einem Handgemenge kam. Die Realisten wurden mit dem Kolben zurückgeschlagen. Ein Trompeter tötete drei oder vier. Es fehlte auch nicht die Figur

eines Knaben, des Sohnes einer Lehrerin von Villa Verde, eines Iungen von dreizehn Iahren, der sich immer innerhalb der Feuerlinie hielt. Während dieses Kampfes wurde D. Ioao d'Almeida gefangen genommen. Die Eindringlinge hatten schwere Verluste. Das neue Abenteuer war bald zu Ende. Eabeceiras de Basto, von den treuen Truppen umzingelt, wurde ohne Widerstand besetzt. Die Insurgenten wurden auf die Berge verfolgt, wobei sich der Pater Domingos über die spanische Grenze retten konnte, über die auch Cou^eiro sich zurückzog, nachdem er, wie das erste Mal, einige Tage längs der Grenze marschiert war, in der Hoffnung, daß sich innerhalb des Landes eine revolutionäre Bewegung zeigen würde.
Was ist von der Haltung des Volkes und des Heeres während dieser Inkursionen zu sagen? Unter dem Gesichtspunkte der Hingebung an die Republik konnte sie nicht deutlicher sein. Freiwillige baten, daß man sie nach dem Norden des Landes schicken sollte. In Chaves kämpfte eine Gruppe von 200 Zivilisten unter der Führung des Abgeordneten Antonio Granja. Die Truppen wurden bei der Abreise von der Menge mit Begeisterung begleitet. In keiner Garnison, in keiner Kaserne zeigte sich die geringste Andeutung von Indisziplin oder Auflehnung. Eine Zeitung, die der Republik nicht günstig ist, erklärte selber, daß die wirkliche Hingebung an die neue Regierung durch die Haltung des Heeres während der Einfälle Cou^eiros aufs deutlichste bewiesen sei. Cou(eiro selbst, durch das Resultat seines zweiten Versuches innerlich enttäuscht, erklärte in S. Iean de Luz, wohin er sich zurückzog, daß er sein Schwert niederlege und nach London ginge, um D. Manuel über den Ausfall seines Versuches zu unterrichten.
Bezüglich der beiden Einfälle Cou^eiros und einiger übrigens unbedeutender Komplotte, die im Innern des Landes aufgedeckt worden sind, und dir mit den Plänen Couceiros in Verbindung standen, bedarf noch ein Punkt weiterer Aufklärung. Er bezieht sich auf die Behandlung der politischen Gefangenen. Nach der ersten Invasion wurden die Gefangenen durch die bürgerlichen Gerichtshöfe unter Zuziehung von Geschworenen abgeurteilt. Der Beweis dafür, daß die Republikaner keineswegs von einem grausamen Verfolgungsgeist beseelt waren, liegt darin, daß, als der erste Angeklagte von dem „Tribunal das Trinas" in Lissabon eine schwere Verurteilung erlitten hatte, die öffentliche Meinung sich verletzt fühlte, und daß selbst republikanische Organe um größere Mäßigung in der Bestrafung baten. Das Resultat war ein Zug der Nachsicht, welche die Geschworenengerichte dazu brachte, Angeklagte freizusprechen, die, sobald sie das Tribunal verließen, sofort nach Spanien abreisten, um sich mit Paiva Cou^eiro zu vereinigen, und um mit den Waffen in der Hand auf die Großmut der Republik zu antworten.

Nach der zweiten Invasion herrschte, wie das natürlich ist, eine größere Strenge. Die Verschwörer wurden von da an vor Kriegsgerichte gestellt. Viele wurden verurteilt und ins Zuchthaus in Lissabon gesteckt. Diese Tatsachen waren es, die die Herzogin von Bedford, die bei einem Besuch des Zuchthauses die Behandlung weniger streng gefunden hatte, als die der englischen Gefängnisse, veranlaßten, ihre Kampagne zugunsten angeblich humanitärer Absichten zu unternehmen. Gegen diese Kampagne protestierten sogar einige in dem Zuchthaus gefangen gehaltene Monarchisten, so ungerecht und für das Land deprimierend betrachteten sie jene Bewegung. Es muß noch bemerkt werden, daß die Behandlung im Zuchthaus weitgehend abgeändert wurde, so daß sie nur noch ein Schatten von dem ist, was die Monarchie s. Zt. einführte und aufrecht erhielt. Die Kapuze, welche das Gesicht der Sträflinge verhüllte, eristiert nicht mehr, und die vollständige Isolierung der Verurteilten ist in Wegfall gekommen. Überführte Verschwörer werden zum Teil in den Bureaus beschäftigt, wo sie die Dienste von Beamten versehen.

Die Republik ist nicht unmenschlich gegen die Gefangenen, so wenig, daß sie selbst unter der Gefahr einer neuen Invasion, am 5. Oktober, dem dritten Iahrestag ihrer Proklamation, auf Anregung des Präsidenten selbst, eine weitgehende Begnadigung der Verurteilten, die den verschiedenen Klassen angehören, bewilligen wird, und daß bereits offiziell verkündet wird, daß binnen kurzem eine Amnestie die Wunden, die der portugiesischen Gesellschaft geschlagen sind, zu heilen versuchen soll.

Nichts jedoch versöhnt die Feinde der Republik. Ihre Nachsicht nennen sie Schwachheit, ihre Verteidigung Tyrannei. In den Haß, mit dem sie die Republik betämpfen, schließen sie das Vaterland selber ein, dessen Söhne sie sind. Man kennt das Wort, das den Monarchisten, die sich in Paris aufhalten, zugeschrieben wird:

„Lieber Alfonso XIII. als Alfonso Costa",

d. h. lieber die Fremdherrschaft, den Verlust der Unabhängigkeit, das Ioch des Staates, das sie bereits gefühlt haben, als die Republik, die in dem Manne verkörpert ist, der seine finanzielle Wiedergeburt bewirkt hat, die ihm die Achtung der Welt sichert, die den ehrenhaften und arbeitsamen Ländern zuteil wird, deren Verwaltung durch Prinzipien strenger Moralität geleitet wird. Eine Wiedergeburt, die nur dank der Umänderung der Verwaltungsprozesse und Sitten möglich ist, welche die Monarchie korrumpiert hatte.

Es ist deswegen nicht zu verwundern, daß monarchistische Bestrebungen sich an der Agitation beteiligten, die in der letzten Zeit sich im Lande geltend machen und die im Auslande sehr übertrieben werden. Es handelt sich um die Ereignisse vom 27. April, 10. Iuni und 20. Iuli. Was bedeuten diese Tatsachen? Ein-

fach die Verbindung und das Zusammenarbeiten der Mißzufriedenen, die es nach allen Revolutionen gibt. Diese Unzufriedenheiten bringen die Demagogie hervor, die Demagogie, die sich unter allen Flaggen, von der roten bis zur schwarzen, und in unserem speziellen Fall der blauweißen breitmacht. Sie ist das Erzeugnis unerreichbarer Bestrebungen, neidischer Chimären, enttäuschten Ehrgeizes und verletzter Eitelkeit, die sich mit der Unwissenheit und der Verzweiflung gewisser sozialer Schichten mischt. Der 27. April, der eine Parodie des 5. Oktober sein will, mit dem gleichen Sturm auf die Kasernen durch Verschwörerbanden, hat nur den Erfolg, daß eine kleine Anzahl Soldaten des 5. Infanterie-Regiments unter dem Befehl eines Hauptmanns ausrückt, der sich nach einigen Märschen durch die Stadt ergibt. Was wird eigentlich bezweckt? Das weiß man nicht.
Eine unbestimmte radikale Republik, die wirklich einige verblendete Republikaner anlockt, zusammen mit Leuten, die sich bereits als gewerbsmäßige Agitatoren offenbart haben. Was bedeutet der 10. Iuni? Infolge der Schließung des Gewerkschaftshauses (<ÜN82 Z^näieal), wo die Streiks für das ganze Land vorbereitet wurden, wird eine Bombe auf einen Zug geworfen, der der Mehrzahl, nach aus Kindern zusammengesetzt ist, die unter Gesängen und mit Blumen geschmückt eine Wallfahrt nach dem Denkmal des großen nationalen Dichters Camoens vollführten. Es gibt Tote und Verwundete; eine arme Musikkapelle aus der Provinz wird dezimiert. Dieses Attentat wird den Syndikalisten zur Last gelegt.
Was ist der 20. Iuli? Eine zweite Auflage des 27. April, aber mit noch weniger Erfolg. Eine Schildwache wird durch einen Revolverschuß getötet, ein Polizist von einer Dynamitbombe zerrissen. Bei dieser Gelegenheit entdeckt man die Vereinigung von Elementen aller Art, die sogenannten Radikalen, die sogenannten Syndikalisten, und im Schatten bewegen sich die Monarchisten, deren Mitarbeit sich durch die Offenbarungen zu erkennen gibt, die auf die Erplosionen von Calhariz folgen, wo ein royalistischer Apotheker Bomben fabrizierte, deren Opfer er wurde, ebenso bei dem Attentat der Praira das Mayas gegen den Dr. Alfonso Costa, den Ministerpräsidenten, wobei der Faden aller Unternehmungen gegen die Republik bloßgelegt wurde. Die Polizei stellte in der Tat durch verschiedene Entdeckungen fest, daß radikale, syndikalistische und monarchische Elemente sich zusammentaten, um das neue Regime tödlich zu treffen.
Aber was ist diese Bande von Verschwörern, von Unruhestiftern, von Dynamitisten anderes als die Hefe aller Parteien, der Bodensatz aller sozialen Gärungen? Alle Namen, die auftauchen, sind die von Unbekannten oder von Leuten, deren Ruf wenig beneidenswert ist. Im Dienst der Monarchie befinden sich Anarchisten, verletzte Republikaner, Kreaturen aller Art, die die Monarchie während ihrer Herrschaft nicht geduldet hat. Sie hat Moreira de Almeida nicht geduldet, den Direktor des „Dia", der ein furchtbarer Feind des D. Carlos

war. Sie hat Homen Christo nicht geduldet, den Pamphletisten des „rovo de ^.vßii'o", einen ehemaligen Offizier der Armee, dem seine Kameraden die Hand nicht geben wollten, seinen Sohn, einen dilettantischen Anarchisten, mit einer Vergangenheit zweifelhafter Abenteuer. Aber bei der gegenwärtigen Bewegung sind es gerade diese Elemente, die die Republik am lebhaftesten bekämpfen und die Monarchie verteidigen, von der sie aus Mangel an besserem Material benutzt werden.

Die gegenwärtige Situation der Feinde der Republik ist folgende: Es handelt sich um Auswurf, der die Taschen naiver Leute ausbeutet, die noch an eine monarchische Restauration glauben. Die Reihen der Verschwörer auf portugiesischem Gebiet, die Agitation und die Attentate innerhalb des Landes dienen nur als Rechtfertigung für die fortdauernden Anzapfungen, deren Opfer die reichen Monarchisten sind, die zu einer ernsthaften Bewegung beizusteuern glauben.

Die Republik hat von der Wut solcher Feinde nichts zu fürchten. Auf ihrer Seite stehen alle diejenigen, die höher als alles die Wiedergeburt und den Fortschritt ihres Vaterlandes wünschen. Auf ihrer Seite steht das Volk, das in der Demokratie den Triumph seiner Sache sieht; dort stehen die Klassen, die in dem Werke der Regenerierung die Sicherheit der Arbeit und der Entwicklung der Nation erblicken; dort stehen selbst die sogenannten konservativen Elemente, die zum ersten Male Ordnung und Moralität in der öffentlichen Verwaltung sehen. Die finanzielle Reorganisation, die von Alfonso Costa bewirkt wurde, flößte nicht nur Bewunderung ein, sondern sie erfüllte auch das ganze Land mit Vertrauen. Niemals während achtzig Iahren hatte die Monarchie einen Überschuß im Staatshaushalt erzielt; das ist erst der Republik gelungen. Die Monarchie hatte nur die Defizits vermehren können. Sie hatte der Republik eine Schuldenlast von 600.000 Kontos hinterlassen.

Und nicht nur Zivilelemente, auch das Heer und die Marine stehen auf seiten der Republik mit aller patriotischer Hingebung, das haben sie auf alle Weise bewiesen. Soldaten und Seeleute wissen, daß die Republik, die ihre Rechnungen in Ordnung hat und während des gegenwärtigen Verwaltungsjahres einen Überschuß von ungefähr 1000 Kontos haben wird, wie sie im vergangenen Verwaltungsjahre bereits einen solchen von 111 Kontos gehabt hat, die nationale Verteidigung ernsthaft behandeln wird dadurch, daß sie Heer und Marine mit dem nötigen Material ausstattet, damit der militärische Heldenmut der Portugiesen sich nicht nur in ruhmreiche, aber selbstmörderische Handlungen verwandelt. Die Monarchisten können selbst nicht mit Uneinigkeiten unter den Republikanern rechnen. Sie wissen wohl, daß gegenüber der Drohung einer Restauration alle republikanischen Parteien einen furchtbaren Block bilden werden, an dessen Spitze nur die Fahne der Republik wehen wird, und unter dieser Fahne wird ein

ganzes Volk stehen, das weiß, daß es keine andere Lösung der nationalen Frage gibt, als die am 5. Oktober 1910 gefundene, und das die Monarchie ohne Trauer sterben sah, weil es sich vollständig überzeugt hatte, daß es mit ihr weder Ehre noch Sicherheit, noch eine Zukunft für Portugal geben konnte. Sie können selbst nicht, dessen bin ich gewiß, mit der übrigens rein moralischen Beihilfe fremder Monarchien zählen, weil das Wiederaufleben einer elenden und jämmerlichen Monarchie nur sie selber herabwürdigen und entehren könnte.

Generalmajor z. D. von Loebell:

Kriegserinnerungen.

Der Kriegsveteranen von 1870/71 werden alljährlich weniger, aus der Armee scheiden sie aus und in zehn Iahren werden nur noch vereinzelte Zeugen der glorreichen Vergangenheit Deutschlands am Leben sein. Mit ihnen wird die dankbare Erinnerung an jene Zeit schwinden, bis die hundertjährige Wiederkehr jener großen Tage die Taten der Väter den Nachkommen wieder in Erinnerung zurückruft. Wir Mitkämpfer, die wir stolz auf unsere Anteilnahme an den Ruhmestaten des Heeres sind, fürchten fast, daß mit der Erinnerung auch die Lehren aus jener großen Zeit dem Gedächtnis entschwinden könnten, und daß man in einem neuzeitlichen Heere nicht immer eingedenk sein wird der mit Blut erkauften Erfahrungen. Gewiß, die Kriegsgeschichte aller Zeiten, besonders die der Neuzeit wird die Lehrmeisterin bleiben, die unsere Generale zu Feldherren, unsere Offiziere zu Führern anleitet. Zu bedenken bleibt aber, daß eine einwandfreie Geschichte der Kriege von 1866 und 1870/71 bisher noch nicht geschrieben wurde, und daß sie dereinst geschrieben wird von Männern, die an den Kriegen nicht teilnahmen, daher keine oder nur geringe Kenntnis von der Seelen- und Gemütsverfassung der Kämpfer, vou der Bewertung der moralischen und physischen Kräfte haben können. Und diese beeinflussen doch in hohem Grade die Kriegshandlungen, ja sie sind ausschlaggebend. Hierüber geben auch kriegegeschichtliche Werke nicht genügend Aufschluß. Das will erlebt, muß empfunden werden, darum sollten alle noch lebenden Kriegsteilnehmer ihre Erinnerungen niederlegen, denn gerade das Selbsterlebte gewährt Einblicke in das Innenleben des Kriegers, neben den Lichtseiten werden hierbei die Schattenseiten des Kriegslebens gestreift, die Seelenzustände, die Kriegsnot, die Entbehrungen, Entsagungen, Enttäuschungen geschildert und zuweilen offener, als es ein

offizielles Werk vermag, Krisen, die zu Katastrophen führen können, berührt.
In den Manövern, bei Kriegsspielen kommen gerade diese Imponderabilien zu kurz, da wird, unbeschadet vorangegangener Anstrengungen, in deren Folge im Kriege die physische und die Nervenkraft versagen würde, um die Zeit zu nutzen, losgeschlagen. Es wäre fast zu fürchten, daß dieses Nichtbewerten der Kräfte der Kämpfer Gewohnheit würde, wenn nicht die Erfahrungen, von Kriegsteilnehmern als Kriegslehren übermittelt, fortlebten.
Mir liegen neuerdings gesammelte Schlachtenberichte über die Schlacht von St. Privat von Kriegsteilnehmern bis zum Unteroffizier und Einjährigen eines Garde-Regiments herunter vor, die dazu dienen sollen, Irrungen und Unrichtigkeiten in einem bemerkenswerten Werke des Generalstabes richtigzustellen. Beim Durchlesen dieses reichen Materials drängt sich die Frage auf, wie ohne derartige Berichte Kriegsgeschichte des betreffenden Regiments und der betreffenden Schlacht geschrieben werden konnte. Ähnlich ergeht es beim Lesen vorliegender, vor kurzem erschienener „Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870/71" vom Wirkl. Geh. Kriegsrat Dr. Seidenspinner*). Die flott geschriebenen, lebenswahren und interessanten Schilderungen, die auch das Innenleben des Kriegers berühren, müßten mit anderen ähnlichen die Grundlage des behandelten Teils der Geschichte des Krieges 1870/71 bilden. Geschrieben für Veteranen, alte und junge Soldaten der badischen Truppen, wären sie und andere geeignete Kriegserinnerungen auch vor allem unserer Iugend zugänglich zu machen. Derartige Schilderungen sind geeignet, die Begeisterung bei ihnen zu wecken, sie zu mahnen, die Großtaten der Väter nie zu vergessen und ihnen nachzueifern.
Hervorgehoben soll der Satz werden, mit dem Dr. Seibenspinner seine Erinnerungen schließt:
„Nur, wenn wir unsere Söhne zu dem Gedanken erziehen, daß, wenn das Vaterland in Not und Gefahr ruft, sie wie das Preußenvolk vor hundert Iahren in dem Befreiungskampf, ebenso wie ihre Väter in dem großen Iahre 1870, sie freudig, mit dem eisenfesten Willen zum Siege gegen den Feind ziehen wollen. Nur wenn dieser Gedanke bei unserer Iugend in Fleisch und Blut übergegangen, dann können wir Alten mit dem überzeugenden Bewußtsein die Augen schließen: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!"
Der Wunsch: „Nur keinen Krieg, Frieden, Frieden um jeden Preis!" in die Herzen unserer Iugend gepflanzt, wird zu einer Gefahr für die Zukunft." Im Gegensatz zu uns erzieht Frankreich seine Iugend in kriegerischem Sinne. Fast aus jedem Blatt der Lehrbücher sind Worte des Hasses gegen die Deutschen zu finden. Iedes Blatt enthält eine Mahnung zur Vorbereitung der Revanche. Und uns Kriegern von 1870 hatten die Väter die Schreckensherrschaft
') Verlag A. Weber, Berlin. 50 Pfg.

der Franzosen unter Napoleon abschreckend geschildert. Diese Schilderungen hafteten 4870 noch in unserm Gedächtnis, und die Soldatenlieder zeugten von dem Haß gegen Napoleon. „Napoleon, du Schustergeselle", so begann eins dieser Lieder, mit denen wir in den Krieg zogen. Gewiß ist, daß wir Deutsche nun einmal von den alten Germanen die Liebe zum Schwert ererbt haben, und sie wird vorhalten. Aber unserer Iugend muß die Begeisterungsfähigkeit anerzogen werden. Volkstümlichkeit der Kriegsursache gehört zum Kriegführen und Siegen. Das lehrt auch der Krieg der Russen gegen die Iapaner, der der kriegsmüden Bulgaren gegen Griechen und Serben. Nr. Seidenspinner erinnert uns an die Begeisterung beim Beginn des Krieges 1870, er schildert die Eindrücke beim Überschreiten der Rheinbrücke: „Unvergeßlich — als ob es erst gestern gewesen wäre — bleibt es mir, wie hierbei auf der Brücke von ungefähr in meinem Zuge der Sang angestimmt wurde: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" Da ward für uns der Schlachtengesang, der uns fortan während des ganzen Feldzuges begleitete, aus der Taufe gehoben." Mit derselben Begeisterung wurde die „Wacht am Rhein" von den Bewohnern Hannovers angestimmt; vergessen war der Groll, der Haß gegen Preußen. Und je näher wir beim Ausmarsch der französischen Grenze kamen, je zuversichtlicher und kräftiger wurde der Gesang, je größer die Begeisterung, je freudiger die Gesichter der beruhigt die Verteidigung der Rheinlande der durchmarschierenden „Wacht am Rhein" überlassenden Einwohner. Die Begeisterung hatte alle Deutsche erfaßt, und alle hatten festes Vertrauen zum Heere, Glauben an den Sieg. Auch das Vertrauen muß wach erhalten werden. Das ist heutzutage eine schwere Aufgabe. Und da die Zügellosigkeit bei einem Teil unserer Iugend größer geworden, Pietät und Autoritätsgefühl bei ihnen verloren gegangen ist, so ist die Aufgabe der Offiziere im Heere, sich das Vertrauen der Untergebenen zu gewinnen, erschwert. Der Offizier bildet nun einmal das Mark der Truppe, das Rückgrat der Armee.
Er muß sich aber im Frieden das Herz seiner Soldaten durch Wohlwollen und Fürsorge erobert haben. Er muß ein Vorbild seinen Soldaten sein, sich bewußt bleiben, daß sein Geist der Geist der Soldaten ist. Wenn er im Frieden danach handelt, kann er mit Zuversicht in den Krieg ziehen. Dort ist seine Aufgabe eine leichtere. Der Krieg bringt Vorgesetzte und Untergebene näher; das Teilen von Entbehrungen und Gefahren, von Sieg und Unglück führt sie zueinander; die große gemeinsame Aufgabe für das Vaterland eint. „Alles sieht auf den Offizier, willig vertraut der Soldat sich dessen Führung an." So steht es in meinem Kriegstagebuch mit dem Datum vom 18. August 1870, und das kann man aus den Kriegserinnerungen des Dr. Seidenspinner, sowie aus anderen, früher veröffentlichten, herauslesen.
Die Mahnung, alles den Krieg 1870/71 Betreffende, auch Kriegsbriefe, an Sammelstellen einzusenden, ist bereits von höherer Stelle erfolgt, vielfach auch befolgt, und wenn dabei, wie ich mir habe sagen lassen, ein Bericht sich befindet,

in dem ein alter Kriegssoldat immer erneut von seiner furchtbaren Angst schreibt, so ist auch ein derartiger Bericht von Wert, da dieser Soldat nicht vereinzelt dasteht, und da gerade die Berichte wertvoll sind, die von der Seelen- und Gemütsverfassung der Krieger Kunde geben. Ein Kreiskriegerverband hat bereits die gesammelten Erinnerungen herausgegeben, mögen andere folgen, und mögen andere Kriegsteilnehmer, die sich bisher noch nicht zur Veröffentlichung entschließen konnten, sich hierzu durch diese Zeilen anregen lassen.

Professor Dr. Arnold E. Verger:

Der moderne Staatsgedanke und der Freiherr vom Stein.

Wir sind heute tiefer denn je davon durchdrungen, daß Gesundheit, Macht und Leistungsfähigkeit eines Volkes wesentlich davon abhängt, wie weit es ihm gelingt, die beiden Größen Staat und Gesellschaft als Einheit zu fassen, den Staat so zu gestalten, daß er als die natürliche Lebensform und Willensbetätigung der von ihm umschlossenen Gesellschaft nach außen wie nach innen empfunden werden kann. Diese Möglichkeit gilt nns da für ausgeschlossen, wo der Staat kaum mehr ist, als eine Regierungsmaschine, die dem Machtgelüst einer fremden Erobererkaste, dem Ehrgeiz eines Despoten, der Selbstbehauptung einer Dynastie dient oder darauf angelegt ist, zunächst die Vorrechte bestimmter gesellschaftlicher Klassen aufrechtzuerhalten. Aber auch da, wo der dem Staat ursprünglich einwohnende Machtgedanke sittliche Ziele bewußt in sich aufgenommen hat, mit allseitiger Gerechtigkeit und Fürsorge um die Zufriedenheit der Untertanen wirbt und ihre Wohlfahrt zu fördern sich bemüht, ist eine befriedigende Lösung jenes Problems noch keineswegs erreicht, denn es genügt nicht, daß immer weitere Kreise des Volkes in dem Staat ihren Erhalter, Beschützer und Vormund sehen lernen, sie müssen vor allem auch das Gefühl gewinnen: der Staat ist nicht etwas, was man erleidet oder um bestimmter Vorteile willen sich gefallen läßt, vielmehr der Staat sind wir selber, die organisierte nationale Gesellschaft, er ist nicht etwas außer und über uns, sondern gleichsam die körperliche Form für die Volkspersönlichkeit, an der jeder einzelne in seiner Weise mitverantwortlich teilnimmt. Der Staat wird also um so gesünder, kraftvoller nnd leistungsfähiger sein, je mehr es gelingt, alle gesellschaftlichen Schichten an der Bildung und Beeinflussung des staatlichen Willens zu beteiligen, sie zu innerlicher Staatsgesinnung und staatlicher Arbeit planmäßig zu

erziehen und den begabtesten Köpfen den Weg zum Aufstieg in die leitenden politischen Stellungen frei zu machen. Dies aber ist das Staatsideal, das im Zeitalter der deutschen Erhebung von den führenden Geistern unseres Volkes zuerst geschaut worden ist und die Herzen der Freiheitskämpfer warm gemacht hat. Nur zu bald ist es dann wieder zurückgedrängt worden, ja es schien zeitweilig in unerreichbare Fernen zu rücken. Im Zeitalter Vismarcks haben wir uns von neuem ihm zu nähern begonnen, aber auch neue Widerstände und Hemmungen sind ihm erwachsen, und noch fehlt viel daran, daß es zum sicheren geistigen Besitz auch nur der Mehrzahl unserer Volksgenossen geworden wäre, lim so lehrreicher mag es sein, sich heute wieder klar zu machen, wie jenes Staatsideal damals sich gebildet und wie Außerordentliches es bei seinem ersten Emporsteigen geleistet hat in einer der reichsten und gewaltigsten Lebensspannen unserer vaterländischen Geschichte.

Der politische Gedanke, der die Geschichte des 49. Iahrhunderts beherrscht hat, war die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung. Kein Wunder, daß ein Gedanke von so willenbewegender Kraft auch die Wissenschaft in seine Dienste zwang und hervorragende Geschichtsforscher veranlaßte, das, was man von dem neuzeitlichen Preußen erwartete, schon in der preußischen Geschichte der vorausgehenden Jabrhunderte als ein bewußt angestrebtes Ziel zu erweisen: die Wiederherstellung der deutschen Reichsmacht. Diese Auffassung ist längst unhaltbar geworden. Preußens geschichtliche Sendung hat sich vielmehr gerade dadurch erfüllt, daß es bis 1866 ausschließlich preußische Politik getrieben und niemals andere Ziele verfolgt hat, als die seiner eigenen Macht und Größe. Es ward zum Führer der Deutschen nicht, weil es diese Rolle gesucht hätte, soudern weil sie ihm zugefallen und aufgedrungen worden ist, als der stärksten staatsbildenden Kraft auf deutschem Boden. Der Gedanke einer deutschen Aufgabe des preußischen Staates aber ist zum ersten Male lebendig geworden in jener kleinen Gruppe politischer Denker, aus der die schöpferischen Reformgedanken des Zeitalters der Befreiungskriege hervorgegangen sind. Und auch sie hätten diesen Gedanken nicht auszudenken gewagt, wenn sie sich an das Preußen, wie es damals war, hätten halten wollen, denn dieses lag seit 1806 ohnmächtig am Boden, zur Beute eines fremden Willens geworden und dem Untergang nahe. Sie glaubten an die sittlichen Kräfte, die diesen Staat einst gebaut und emporgebracht hatten, und noch inniger glaubten sie an den Weltberuf des deutschen Geistes und an eine Wiedergeburt der deutschen Nation, an eine Neugestaltung ihres sittlichen Lebens durch die unvergänglichen Bildungswerte, die in der Ideenwelt eines Lessing, Herder, Kant, Goethe und Schiller sich erschlossen hatten, und an eine künftige Ordnung ihres staatlichen Daseins, die diesen hohen sittlichen Forderungen entsprach. Ihr Ziel war eine Eroberung Preußens durch die deutsche Humanitätsbildung oder, deutlicher gefaßt, die Umbildung des absolutistisch regierten

Macht-, Militär- und Beamtenstaates in einen Volks- und Kulturstaat mit verfassungsmäßig abgestufter Teilnahme aller Stände an Verwaltung, Gesetzgebung und Laudesverteidigung. Hierin liegt die Erklärung für die merkwürdige Tatsache, daß fast alle großen Staatsmänner, Heerführer und Volkserzieher jener Zeit nicht von preußischer Herkunft waren: Stein stammte aus Nassau, Hardenberg und Scharnhorst waren Hannoveraner, Fichte und Gneisenau Obersachsen, Schleiermacher kam aus Schlesien, Arndt aus dem schwedischen Pommern, Blücher aus Mecklenburg, Boyen aus Ostpreußen, und auch Humboldts Familie zählte nicht zu den alteingesessenen märkischen Adelsgeschlechtern. Die mächtige Anziehungskraft des gedemütigten preußischen Staates auf eine Reihe der edelsten deutschen Geister lag nicht begründet in dem, was er war, sondern was man aus ihm zu machen und mit ihm zu leisten hoffte.

„Der preußische Staat — schrieb W. v. Humboldt 1819 — behauptet eine Stellung unter den europäischen Mächten, welche nicht eine unmittelbare Folge seiner physischen Kräfte ist; er verdankt dieselbe der Geisteskraft seiner Monarchen und dem Patriotismus und den Bestrebungen der Nation." Damit ist der innere Widerspruch, an dem das alte Preußen krankte, und der aus der eigentümlichen Geschichte dieses Staatswesens sich erklärt, scharfsichtig bezeichnet. Außerhalb des alten Deutschlands, auf dem östlichen Kolonialboden, war es in harter Arbeit und beständiger Kriegsbereitschaft emporgekommen. Es verfügte zunächst weder über eine natürlich zusammenhängende Ländermasse, noch über eine innerlich zusammengehörige Bevölkerung, umfaßte vielmehr eine Fülle sehr verschieden gearteter, zum Teil inselartig verstreuter Landschaften mit erheblichen Mannigfaltigkeiten der Stammesart, Konfession und Verfassung, der wirtschaftlichen und sozialen Haltung. Die Einheit des Ganzen hatte ihre Quelle lediglich in den Herrschertugenden der gemeinsamen Dynastie, in den von ihr geschaffenen Einrichtungen des Militär- und Beamtenstaates, mit denen die des älteren territorialen Ständestaates, d. h. der von dem grundbesitzenden Adel und den städtischen Magistraten ausgeübten Hoheitsrechte und Regierungsgewalten, überbaut und verklammert worden waren. Das leistungsfähigste Machtmittel des Absolutismus war das stehende Heer, mit dessen Garnisonen die meisten Städte, aber auch das platte Land belegt waren, während man früher nur in Kriegszeiten die Einquartierung gekannt hatte. Zur Unterhaltung dieses Heeres mußten regelmäßige Steuern aufgebracht werden: die aus Grund-, Vermögens- und Gewerbesteuer gemischte „Kontribution" für das platte Land sowie die in der Hauptsache aus Verbrauchssteuern fließende „Akzise" in den Städten, neben denen von Zeit zu Zeit außerordentliche Kopfsteuern nach französischem Vorbild erhoben, Anleihen aufgenommen und Subsidienverträge mit fremden Mächten geschlossen wurden. Das alte Steuerbewilligungsrecht der territorialen Landtage begann damit zu verschwinden, die monarchischen Kriegs- und Steuerkommissare wurden vielmehr der Kern eines neuen Beamtentums, das mit dem

Finanz- und Polizeiwesen nach und nach alle Zweige der alten ständischen Verwaltung sich in großstaatlichem Sinne dienstbar machte, ohne doch den Dualismus zwischen ständischem Territorialstaat und absolutem Militär- und Beamtenstaat völlig beseitigen zu können. In England haben Krone und Stände trotz aller Machtkämpfe die Staatseinheit gemeinsam begründet, in Frankreich haben die über den Territorialständen sich erhebenden Ntats ßsnsraux neben der monarchischen Gewalt eine nicht unbeträchtliche Rolle bei der Bildung des Einheitsstaates gespielt, auch Österreich hatte in den Generallandtagen des 16. und 17. Iahrhunderts ähnliche Ansätze aufzuweisen. In Preußen dagegen ist die Staatseinheit im Kampfe mit den Ständen der einzelnen Gebiete geschaffen worden durch eine Zwangsverwaltung mit außerordentlichen Befugnissen, hinter der eine unwiderstehliche militärische Erekutive stand, und mit deren einschneidenden Ergebnissen die Stände durch kluge politische Maßnahmen, insbesondere durch planmäßige Zuwendung wirtschaftlicher und sozialer Vorteile ausgesöhnt werden mußten.
Was die königliche Zentralbehörde betrifft, das von Friedrich Wilhelm I. begründete Generaldirektorium, so hatte Friedrich der Große diesem allerdings eine Reihe von Fachdepartements für den ganzen Bereich der Monarchie angegliedert — für Handel und Fabriken, Militärökonomiesachen, Akzise- und Zollverwaltung, Forst-, Berg- und Hüttenwesen — aber neben ihnen blieben die alten Provinzialdepartements ohne wesentliche Änderungen bestehen, und die neu erworbene schlesische Provinz wurde einer besonderen Verwaltung unterstellt. 1806 gab es neben den fünf Provinzialdepartements vier Fachdepartements, eine schwerfällige und undurchsichtige Gliederung. Alle Fäden der Verwaltung liefen schließlich zusammen im Kabinett des Königs, der seine Minister nicht als selbständige Vertreter ihrer Ressorts, sondern als Handlanger seines Willens betrachtete. Nur von hier aus ließ sich das Ganze wirklich überschauen und leiten, die Staatsverwaltung war also zugeschnitten auf die Persönlichkeit des Monarchen, seine Begabung und Arbeitskraft, und als nach dem Tode Friedrichs des Großen schwächere Hände dies verwickelte Räderwerk auf seine Art zu lenken versuchten, machte sich die Künstlichkeit einer staatlichen Schöpfung, der die natürliche Einheit mangelte, doppelt fühlbar.
Auch das mächtigste politische Werkzeug, die Armee, war bei aller eisernen Disziplin und bei allem, was ihr auf dem Schlachtfeld unter bedeutenden Führern gelang, kein einheitliches Gebilde. Sie erneuerte sich teils durch freiwillige Werbung ausländischer Söldner, teils durch Zwangswerbung inländischer Kantonisten im Bereich der unteren Klassen, während die wohlhabenden vom Kriegsdienst verschont blieben und der Adel das Offizierkorps füllte. Das unzuverlässige Söldnertum hemmte die gesunde Entwicklung des preußischen Heerwesens. Das eigensinnige Festhalten an der geschlossenen Lineartaktik, der Mangel an Bewegungsfreiheit, die Verpflegung der Armee aus Magazinen und die dadurch

bedingte Größe des Trosses, die Reste der alten Kompagniewirtschaft, die Künstlichkeit der Strategie, die mehr auf Manövrieren als auf Feldschlachten gestellt war und die schwer zu ergänzenden Menschenkräfte möglichst schonen mußte, — alles das hatte seinen letzten Grund in der eigenartigen Zusammensetzung dieser Armee, die seit den Tagen der französischen Revolution endgültig überlebt war: hier das Söldnerheer, dort das Volk in Waffen, beseelt von nationalem Enthusiasmus und dem Glauben an seine geschichtliche Sendung, überlegen vor allem durch die unwiderstehliche Stoßkraft eines neuen strategischen Systems.

Weitaus der größere Teil der preußischen Staatseinnahmen wurde von den Kosten für das Heer verschlungen, dessen Kopfzahl im Vergleich zur Bevölkerungsziffer ganz unverhältnismäßig hoch war. Der Gedanke der Machtpolitik, der in ihm seinen überzeugendsten Ausdruck fand, war aber auch bestimmend für die Wirtschaftspolitik. Die preußische Volkswirtschaft ging auf in der Staatswirtschaft, und deren leitende Idee war, daß die Regierung für das Gedeihen der Stände, Klassen und Gewerbe, deren Steuerkraft sie straff anspannte, auch väterlich zu sorgen habe, weil politische und militärische Macht auf die Dauer nicht bestehen kann ohne wirtschaftliche Wohlfahrt. Die Behörden, denen die Steuerverwaltung oblag, waren darum zugleich verantwortlich für alle Maßnahmen der Wohlfahrtspolitik, und da die Soldaten noch nicht in Kasernen, sondern in bürgerlichen Quartieren wohnten und ihren Bedarf von ihrer Löhnung deckten, so war die Armee zugleich der stärkste Konsument im Lande.

In dem politischen Testament Friedrichs des Großen hieß es, in einer guten Staatsregierung müsse alles eben so genau zusammenhängen, wie in einem philosophischen System. Bodenkultur, Handelspolitik, Kirchenpolitik, Rechtspflege, Förderung der Industrie, Verteilung der Pflichten und Lasten auf die einzelnen Stände, sie sollten alle dem einen Zweck dienen: die Macht und Größe des Staates zu befestigen. Es war der Geist der Aufklärung mit seinen beiden Grundbegriffen „Vernunft" und „Humanität", der das ganze Regierungssystem beseelte, aber alles in diesem System, selbst was es für die Wohlfahrt der Untertanen leistete, war auf den Zwang gestellt. Der Staat war eine obrigkeitliche Veranstaltung zum Besten des Volkes, aber das Volk hatte nicht mitzureden!

Und eben dieser Rationalismus mit seinem herrischen Grundzng war schon seit den letzten Regierungsjahren Friedrichs des Großen überholt worden durch eine ungleich mächtigere Geistesströmung, aus der im außerpreußischen Deutschland die Geniebewegung, der Klassizismus und die Romantik emporstiegen. In ihr erhoben sich gegen die Einseitigkeit der Verstandeskultur die Rechte des Herzens und der Phantasie, gegen die abstrakten Vernunftgebote die Rechte der Persönlichkeit und das blühende Leben der Geschichte, die Grenzen des Weltbildes weiteten sich, der glänzende Aufstieg des deutschen Idealismus begann. Und wie das Individuum seine eigene Tiefe, die Bedeutung auch des Naturhaften der Persönlichkeit, des Irrationalen und des unbewußten Seelenlebens

immer besser verstehen lernte, so bahnten sich auch neue Begriffe von Staat und Gesellschaft an, die von der älteren, mechanischen Auffassung zu einer organischen allmählich hinüberleiteten. Die naturrechtliche Lehre hatte das Vorhandensein von Staat und Gesellschaft aus einem Vertragsschluß abgeleitet, also aus einem vernünftigen Willensentschluß der zu bestimmten Zwecken sich vereinigenden Individuen: der Staat galt ihr nicht als etwas Gewordenes, sondern als etwas Gemachtes und Verabredetes, das jederzeit durch neue Entschließungen verändert werden kann, falls es der vernünftigen Einsicht nicht mehr entspricht. Daß Staat und Gesellschaft Selbstwerte sind, Naturbedingtheiten von überpersönlicher Art, erfüllt von geschichtlichen Kräften, die unendlich stärker sind, als die einzelnen, war dem 18. Iahrhundert noch unbekannt. Kein Wunder, daß der größte Teil unseres Volkes damals noch in politischer Gleichgültigkeit dahinlebte, ganz dem Ausbau der inneren Welt zugewendet, den Idealen und Problemen der persönlichen Kultur in ihrem Ringen um den Sinn des Lebens und um die Darstellung des Guten, Schönen und Ewigen durch die Mittel der Kunst, Dichtung und Philosophie. Die Deutschen galten diesem weltumspannenden Idealismus als das Volk der Völker, dessen Beruf es sei, die „Menschheit", d. h. die Vollendung des Menschlichen, vorbildlich aus sich heraus zu entwickeln. Deutsche Größe war nach Schiller eine sittliche Größe: „sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist." Fichte bezeichnete als den merkwürdigen Zug im Nationalcharakter der Deutschen „ihre Eristenz ohne Staat und über den Staat hinaus, also ihre rein geistige Ausbildung". Diese geistige Ausbildung der Einzelpersönlichkeit könne durch die Einwirkungen des Staates zwar gefördert, aber noch viel mehr empfindlich gehemmt werden, denn der Staat behandle die Menschen nicht als Zwecke, sondern als Mittel, ja er setze sie sogar zu Maschinen herab. Iedoch dieser weltflüchtige Zug des deutschen Idealismus verlor sich, je tiefer man Sprache, Volkstum, Religion, Kirche, Staat und Gesellschaft als organisch gewordene geschichtliche Mächte würdigen lernte.

Der große Bahnbrecher dieser Betrachtungsweise war Herder, ihr erster Vollender wurde Goethe, und den Spuren dieser beiden folgten die Romantiker, die die Aufklärungsbildung namentlich auch dadurch zu überwinden trachteten, daß sie die Lebenskräfte der deutschen Vorzeit wieder in die Zeitbildung einströmen ließen und mit ihnen auch die sittlichen Werte sozialer Betätigung in jenen älteren Iahrhunderten: die germanische Gemeinfreiheit, die Vasallentreue, den ritterlichen Herrendienst und Frauendienst, die Idee des Volksheeres, der von gelehrter Bildung und geschriebenen Gesetzbüchern unabhängigen Rechtsfindung, der Kreuzzüge und der geistlichen Orden, den religiös-kirchlichen Gemeingeist, das Genossenschaftswesen und nicht zuletzt die allesumfassende Idee vom römischen Imperium deutscher Nation. Schon Novalis, der das Wort „Nationalität" in Umlauf gebracht zu haben scheint, nannte den Staat ein vergrößertes

Individuum, sein Zweck sei, „den Menschen absolut mächtig und zum tätigsten Wesen zu machen". Ähnlich erklärte Schleiermacher den Staat für das schönste Kunstwerk des Menschen, wodurch «r sein Wesen auf die höchste Stufe stelle; der Staat sei kein Mechanismus, sondern ein Organismus, organisierte Gemeinschaft auf dem Grunde nationaler Kultur. Und wie derselbe Schleiermacher im Unglücksjahr 1806 das tiefe Wort sprach, daß „kein einzelner bestehen, kein einzelner sich retten kann", daß vielmehr „unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es", so forderte im nächsten Iahre Fichte in seinen gewaltigen „Reden an die deutsche Nation", daß alles Wirken des Menschen sich anschließen müsse an die Nation als die eigentümliche Gestaltung des aus Gott stammenden geistigen Lebens innerhalb einer geschichtlich gewordenen Gemeinschaft, und daß es der Hauptzweck der Erziehung werde, diesen tätigen Glauben an Staat und Nation als an die höchsten Güter sowie die heilige Pflicht zu ihrer Erhaltung und Verteidigung in die Gemüter zu pflanzen.

Wenn Schelling den Staat als Erscheinung des Absoluten in der Realität, wenn Hegel ihn als Realisation des Volksgeistes faßte, wenn Adam Müller ihn als nationale Individualität mit bestimmten Lebensfunktionen beschrieb, so waren zwar bei diesen und andern zeitgenössischen Denkern und Dichtern solche Gedanken, die alle in der Forderung der rücksichtslosen Selbsterhaltung des Staates gipfelten, noch vielfach durchwirkt mit weltbürgerlichen Einschlägen, namentlich mit der Überzeugung, daß Deutschland nicht um seiner selbst, sondern um der Menschheit willen sein nationales Erbe behaupten müsse, «ber jedenfalls bahnte sich in ihnen eine tiefere Wertung des staatlichen Daseins an, die über die naturrechtliche siegreich hinausführte: der Staat wurde als sittliche Macht begriffen, als Organismus, der da lebt durch die einheitliche Willensrichtung und das sinnvolle Zusammengreifen aller seiner Glieder im Dienste der Darstellung der nationalen Eigenart und Würde: die Idee der Nation sollte nicht mehr bloß das Haupt des Staates beseelen, sondern seinen ganzen Körper in hundertfältiger Abwandlung durchdringen.

Der weltflüchtige Idealismus hatte den Staat überflogen, der Drang nach individueller Freiheit hatte ihn geschmäht und bekämpft, jetzt aber sehnte man sich nach einem Staat, den man lieben und dem man freudig Opfer bringen konnte, weil er auch für die Individualität einen Zuwachs an geistiger und sittlicher Macht, eine außerordentliche Steigerung der Leistungskräfte und ihrer Wirkungen auf die Welt bedeutete. In diesem Sinne konnte Schelling es sogar als eine heilsame Fügung preisen, daß Napoleon den alten Staat, dies „Gebäude der Lüge und des Irrtums" zu Fall gebracht habe, denn das lebende Geschlecht „entmannter Süßlinge" und „weicher Seichtlinge" müsse erst untergehen, bevor ein geistiger und kraftvoller Staat entstehen könne.

Aber wo sollte er entstehen? Der preußische Staat, soweit ihm Napoleon

noch ein kümmerliches Dasein gelassen hatte, war von jeher das gerade Gegenteil dieser idealen Forderungen gewesen. Novalis hatte ihn mit überscharfem Ausdruck eine „Fabrik" genannt. Iedoch von den Rheinbundstaaten oder von Österreich konnte eine nationalstaatliche Schöpfung noch viel weniger erwartet werden. Aller Augen ruhten dennoch auf Preußen. Und es fehlte hier keineswegs an verheißungsvollen Ansätzen.

Preußen hatte seit 1643 schon den Konfessionsstaat der Reformationszeit grundsätzlich überwunden und seitdem einer Kirchenpolitik gehuldigt, die es ihm möglich machte, Vertreter freierer Geistesrichtungen, die anderwärts bedrängt wurden, duldsam bei sich aufzunehmen. Diese Toleranzpolitik war gleichsam die erste Brücke, die vom alten Militär- und Beamtenstaat zum Kulturstaat der Zukunft hinüberführte. Ferner: so wenig man dem preußischen Staat als solchem in Deutschland gewogen war, die Erscheinung Friedrichs des Großen hatte doch unzählige Herzen gewonnen, und unzerstörbar lebten die sittlichen Werte fort, in denen der höchste Vorzug des preußischen Charakters sich darstellte, der kategorische Imperativ der Pflicht, die heroische Opferwilligkeit und Selbstverleugnung und der ehrgeizige Trieb zur Macht und Größe. Ein drittes: nur Preußen hatte es verstanden, alle Stände in den Dienst des Staates wirklich einzustellen, den Adel, indem ihm die Offiziers- und höheren Beamtenstellen vorbehalten blieben, den Bürgerstand, der im wesentlichen die Akzise trug, den Bauernstand, der die Kontribution aufbrachte und die Kantonisten stellte, wofür jeder Stand in seiner Weise vom Staate geschützt und wirtschaftlich gefördert wurde. Ein Staat, der so die Gesellschaft für seine Zwecke gewonnen hatte, konnte um so leichter die Umgestaltungen mit ihr vornehmen, die der Geist des neuen Iahrhunderts forderte. Endlich hatte sich die geistige Kultur des außerpreußischen Deutschland auch Preußen langsam zu erobern begonnen. Fichte, Schleiermacher und W. v. Humboldt waren die erlauchtesten Zeugen dieses Vorgangs, ein überschwenglicher Goethekultus hielt in Berlin seinen Einzug, und die Romantik schickte sich an, ihre üppigsten Blüten auf preußischem Boden zu treiben. Freilich war Berlin in der geistigen Welt durchaus Parvenüstadt mit allen Unarten einer solchen. Der Kultus der Individnalität, die Forderung der allseitigen Empfänglichkeit wurde hier nur zu leicht im Sinne genußsüchtigen Auslebens, weichlicher Selbstverzärtelung und stimmungsseliger Schöngeisterei verstanden, wodurch die altpreußischen Charakterzüge manchen verhängnisvollen Abbruch erlitten und zu der Schwäche des staatlichen und militärischen Systems sich eine namentlich in den höheren Kreisen verbreitete moralische Schwäche gesellte, die zu dem Zusammenbruch von 1806 das ihrige beitrug.

Und doch hat es schon vor dem Schicksalsjahr 1806 nicht an bedeutsamen Versuchen gefehlt, den Staat Friedrichs des Großen zeitgemäß umzubilden. Wenn sie auch nicht gelangen, sie halfen doch den Boden für die großen Reformen der Steinschen Zeit mit vorbereiten. Friedrich Wilhelm III. hatte die

ehrliche Absicht, die Lehren der französischen Revolution nach Möglichkeit zu nutzen. Er war durch seinen Lehrer Suarez, den Schöpfer des Allgemeinen Landrechts, in die naturrechtlichen Ideen eingeführt worden, und unter seinen Kabinettsräten waren der schon 1800 zurückgetretene Mencken und der ungleich befähigtere Beyme von lebhaftem Reformeifer erfüllt. Beyme war es, der Schiller für Berlin zu gewinnen suchte, dem die Berufung Fichtes nach Erlangen und Iohannes Müllers nach Berlin hauptsächlich verdankt wurde, und der später um die Gründung der Universität Berlin neben Humboldt zweifellos das größte Verdienst sich erwarb. Es mangelte dem König nicht an Einsicht und gutem Willen, auch nicht an tüchtigen Ratgebern, wohl aber an geistiger Beweglichkeit und Entschlußfähigkeit. Schon im August 1799 hatte der Minister von Struensee zum französischen Geschäftsträger gesagt: „Die heilsame Revolution, die ihr von unten nach oben gemacht habt, wird sich in Preußen langsam von oben nach unten vollziehen. Der König ist Demokrat auf seine Weise, er arbeitet unablässig an der Beschränkung der Adelsprivilegien und wird darin den Plan Iosephs II. verfolgen, nur mit langsameren Mitteln. In wenig Iahren wird es in Preußen keine privilegierte Klasse mehr geben." Man darf diese Äußerung nicht überschätzen, jedenfalls trifft der Hinweis auf den ganz in naturrechtlichen Gedankengängen lebenden Iosoph II. den Kernpunkt besser, als der auf die französische Revolution; denn für die Stimmung an den leitenden Stellen Preußens war damals der Suarezsche Satz bezeichnend, daß der weise Regent seine Untertanen nicht als Maschinen, sondern als freie Bürger beherrschen müsse. Der erste, bedeutende Schritt auf diesem Wege war die 1799—1805 sich vollziehende Befreiung der Domänenbauern, die in fast allen Provinzen — in West- und Ostpreußen erst 1808 unter Steinscher Verwaltung — das volle Eigentum an ihren Höfen erhielten und die den Domänenpächtern zu leistenden Hand- und Spanndienste fortan durch eine Geldabgabe ablösen konnten. Der Plan, die Aufhebung der Erbuntertänigkeit auch auf die Privatbauern der Rittergüter, Klöster, Kirchen usw. auszudehnen, scheiterte allerdings an gewichtigen Bedenken des Generaldirektoriums und des Großkanzlers, wurde aber in Ostpreußen von einzelnen Gutsherren dennoch durchgeführt und bildete eine wichtige Vorstufe zu der Steinschen Gesetzgebung von 1808. Der alte Grundsatz, der die Erwerbung von Rittergütern durch Bürgerliche ausschloß, wurde in der Praris bereits hundertfach durchlöchert. Auf eine weitere Beschränkung der Adelsvorrechte zielte die schon in einer Kabinettsorder vom 13. Oktober 1798 auftretende Forderung, daß der Adel zur Grundsteuer heranzuziehen sei und ebenso die durch Eremtionen begünstigten Klassen zu einer stärkeren Teilnahme an den Staatslasten. Aber erreicht wurde nur die Aufhebung aller Befreiungen von Akzise und Zoll, wie sie bis dahin den privilegierten Ständen zugestanden hatten, und eine Erhöhung gewisser Konsumtionsabgaben. Die außerordentliche Finanzkommission, an die jene Kabinettsorder gerichtet war, hatte überhaupt den Auf-

trag, eine Reform der Verwaltungsorganisation vorzubereiten. Auf ihren Arbeiten wurde von Stein später weitergebaut, insbesondere gilt das von der Beseitigung der Binnenzölle, mit denen die Provinzen sich wirtschaftlich gegeneinander abgesperrt hielten, und die erst 1805 zu fallen begannen, weiterhin von der Errichtung eines statistischen Büros zur Stütze der Handels- und Gewerbepolitik und vor allem von einer Reform der Akzisegesetzgebung mit der Absicht, die wirtschaftliche Trennung von Stadt und Land aufzuheben, einen Teil der städtischen Gewerbe auf das Land zu verpflanzen und die Möglichkeit zu billigerer Arbeit zu schaffen.

Im Heere hatte man gleichfalls vor 1806 schon begonnen, die alte geschlossene Lineartaktik zu ergänzen durch die Ausbildung von Füsilierbataillonen für das zerstreute Gefecht, man hatte ferner erwogen: die Verminderung der unzuverlässigen Ausländer, die Einschränkung der Eremtionen, die Zulassung Bürgerlicher zu den Offiziersstellen und die Bildung einer Landmiliz neben dem stehenden Heer, teils aus gedienten Kantonisten, teils aus erinnerten Mannschaften, — ohne diese und andere vorbereitende Maßnahmen hätte der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht sich schwerlich später so rasch und erfolgreich durchgesetzt. Der bedeutsamste Umschwung aber, der sich in Preußen während dieser Iahre vorbereitete, war die zunehmende Unabhängigkeit des Beamtentums von dem Geiste der Kabinettsregierung, deren Unzulänglichkeit immer peinlicher empfunden wurde. In den wichtigen Entwürfen von Borgstede, Schulenburg, Hardenberg und Voß bahnte sich eine Umgestaltung des ganzen Behördensystemes an mit dem doppelten Ziel, die Kriegs- und Domänenkammern in moderne Provinzialregierungen zu verwandeln und die Departementschefs des Generaldirektoriums in die Stellung leitender Minister emporzuheben, die königlichen Bedienten alten Stils also zu Staatsdienern zu machen und den Schwerpunkt der königlichen Regierung in das Kollegium der Staatsminister zu verlegen.

Es fehlt auch nicht an Beweisen dafür, daß im preußischen Beamtentum der wirtschaftliche Individualismus eines Adam Smith, das Evangelium von den angeborenen unveräußerlichen Menschenrechten und das Kantsche Ideal des Rechtsstaates damals schon begeisterte Anhänger hatte, daß ein großer Teil vom Absolutismus, ein kleiner sogar vom monarchischen Prinzip überhaupt sich innerlich losgesagt hatte und viele von der Ahnung großer Umwälzungen beherrscht waren.

Wenn die furchtbare Katastrophe von 1806 nicht eine ohnmächtige Verzagtheit, sondern eine außerordentliche geistige Schwungkraft zur Folge gehabt hat, so erklärt sich das daraus, daß die geistigen und sittlichen Kräfte, die auf eine Verjüngung des Staatslebens hindrängten, schon längst in der Stille geschäftig gewesen waren, und zwar gerade in den höheren Schichten des staatlichen Beamtentums. Nur eins mußte noch hinzukommen: die Verankerung der Staatsidee in der Tiefe des nationalen Bewußtseins, die innere Bekehrung

auch der unteren Schichten des Stadt- und Landvolkes zum freudigen, hingebenden Glauben an den Staat als den berufenen Schützer der Freiheit der Nation und ihres heiligen Rechtes auf ungehemmte Entwicklung ihrer kulturschaffenden Kräfte. Dazu freilich war der Druck eines ungeheueren Schicksals erforderlich, unter dem die Grundfesten des bisherigen Daseins zusammenbrachen, ein Druck, der gleichsam alles zum Schmelzen brachte, so daß die flüssig gewordene Masse in eine neue Gußform gefaßt werden konnte. Dieses Schicksal hieß Napoleon Bonaparte, und der gewaltige Werkmeister, der die eherne Form des preußischen Staatskörpers mit dem Reichtum der deutschen Volksseele zum ersten Male zusammenzuschmelzen und damit den Volks- und Kulturstaat der Zukunft zu schaffen unternahm, erschien in dem Freiherrn vom Stein.

Die Größe dieses Mannes lag ganz und gar in dem sittlichen Adel und der trotzigen Männlichkeit seines Charakters. Früh fertig und seiner selbst in jedem Augenblick unbedingt sicher, von einer geradlinigen Entwicklung, die keinen Bruch und keine Krisen kannte, stolz, eigenwillig und wahrhaftig bis zur Rücksichtslosigkeit, von kerniger Frömmigkeit und sittlicher Strenge, aufbrausendem Temperament und spröde verhaltenem Gefühlsleben, eine hochstrebende Natur, doch unzugänglich allen Regungen unedlen Ehrgeizes, keineswegs im vollen Besitz der Zeitbildung, vielmehr seine Gegensätzlichkeit zu ihr nicht selten schroff behauptend, ja eine gewisse altfränkische Art seines Wesens geflissentlich betonend, so schritt er fest und aufrecht durchs Leben, unbekümmert um den Eindruck, den er machte, und eben dadurch ein Beherrscher der Menschen und der Dinge, dessen Willensstärke nur durch seine Selbstlosigkeit übertroffen wurde. Er hielt wenig von Theorien und Systemen, eine lebhafte Neigung brachte er unter den Wissenschaften nur der Geschichte entgegen, sein Wesen war ganz auf Handeln und Wirken gestellt. Seine Göttinger Studienzeit hatte diesen angeborenen Wirklichkeitssinn kräftig entwickeln helfen und ihm nicht nur eine entschiedene, später durch persönliche Anschauung genährte Vorliebe für England, sondern auch — unter Möserschen Einwirkungen — für altgermanische Rechtsüberzeugungen erweckt; in ihm lebte der germanische Begriff des genossenschaftlichen Staates, einer ständisch beschränkten Monarchie mit der an der Malstatt sich sammelnden Gemeinde freier Grundeigentümer. Dagegen galten ihm die Franzosen, abgesehen von einzelnen leuchtenden Ausnahmen, welche „Religiosität oder Rittergefühl geläutert und veredelt hatte", als eine leichtsinnige, unmoralische Nation und die Revolution, der er eine eigene, handschriftlich erhaltene Geschichtsdarstellung gewidmet hat, als eine verabscheuenswerte Erscheinung, aus unreinen Quellen hervorgegangen und schlechthin verderblich in ihren Folgen; übrigens sei sie keineswegs unvermeidlich gewesen, wenn die Regierung ihre Pflicht getan hätte, statt schwächlich zu versagen. Um eine europäische Kulturaufgabe ersten Ranges zu lösen, nämlich Umformung einer veralteten, ihren ursprünglichen Zwecken entfremdeten Staatsverfassung, habe die Revolution einen verhängnis-

vollen Irrweg beschritten, die Zeit fordere vielmehr eine andere Lösung jener Aufgabe, mindestens auf germanischem Boden. Bei aller grundsätzlichen Verurteilung hatte Stein doch für einzelne Leistungen der Revolution unverhohlene Bewunderung und verschmähte es keineswegs, ihrer Gesetzgebung manche Anregung zu entnehmen.

Er sah das höchste Ziel des Staates nicht in dem ideenlosen Ringen nach Macht um der Macht willen, noch weniger in der Verwirklichung unklarer Abstraktionen, wie sie etwa in den verführerischen Schlagwörtern „individuelle Glückseligkeit, allgemeine Wohlfahrt, Freiheit und Gleichheit" sich verbergen, sondern in der planmäßigen Entfaltung aller materiellen, sittlichen und religiösen Kräfte der auf einem bestimmten geschichtlichen Boden erwachsenen, also nicht nach allgemeinen Rezepten zu behandelnden Gesellschaft, damit das ganze Kapital innerer Volkstüchtigkeit auch im öffentlichen Leben zur Erscheinung und Wirksamkeit kommen und die Nation als eine politisch-ethische Kollektivpersönlichkeit von unnachahmlicher Eigenart, eindeutig bestimmter Willensrichtung und vorsehungsmäßig in ihr angelegten Aufgaben sich selber erkenne, selber achten lerne und die Achtung der anderen sich erzwinge.

Stein hatte 1780, mit 23 Iahren, seine im Reichsdienst zu Wetzlar, Mainz und Regensburg begonnene Laufbahn abgebrochen, um „aus hoher Verehrung für Friedrich den Einzigen" in preußische Dienste zu treten. Als Referendar beim Berg- und Hüttendepartement des Generaldirektoriums in Berlin hatte er sich eine vorzügliche Schulung unter der Leitung des vielseitig gebildeten Ministers v. Heinitz erworben, der später an die Spitze des westfälischen Provinzialdepartements trat (1786—1802). Seine langjährige Tätigkeit als Kammerpräsident in Westfalen hatte ihm die Vorliebe für die dort noch vorhandenen Reste ständischer Verfassung befestigt, denen man im Osten der Monarchie, vor allem in Berlin, wenig Verständnis entgegenbrachte, deren Unzulänglichkeit auch Stein selbst keineswegs bestritt, in denen er aber doch wert-Volle Erinnerungen an die „auf Grundeigentum gebaute alte deutsche Verfassung" zu erkennen glaubte und die Möglichkeit zu wichtigen Neubildungen im Sinne eines Gegengewichtes gegen Absolutismus, Bürokratie und Militarismus und ihre Nichtachtung vor dem Bodenständigen. Im Herbst 1804 wurde Stein als Nachfolger Struensees in das Generaldirektorium nach Berlin berufen, als Fachminister für Handel und Gewerbe, doch begann seine große geschichtliche Rolle erst nach der Schlacht von Iena, als er unerschrocken dafür eintrat, den Krieg gegen Napoleon an Rußlands Seite bis zum äußersten fortzusetzen, und der König ihm im November 1806 das Ministerium des Auswärtigen anbot. Da kam es freilich zu einem harten Zusammenstoß. Denn Stein forderte nichts Geringeres, als die Entlassung der Kabinettsräte und die Umwandlung der Kabinettsregierung in eine Ministerialregierung. Das bedeutete aber die offene Auflehnung des nunmehr mündig gesprochenen und seiner Verantwortlichkeit vor

Nation und Geschichte sich bewußt gewordenen höheren Beamtentums gegen das absolutistische System: die Minister sollten nicht mehr Handlanger des königlichen Willens sein, sondern selbständige Sachwalter der Landesinteressen. Noch einmal siegte das alte System, und Stein wurde am 4. Ianuar 1807 in der ungnädigsten Form entlassen. Als aber sein geschmeidigerer Nachfolger Hardenberg nach dem Tilsiter Frieden auf Napoleons Geheiß seinen Abschied nehmen mußte, blieb keine andere Wahl: der einzige Manu, dem die innere Kräftigung des mühsam um seine Selbsterhaltung ringenden preußischen Staates anvertraut werden konnte, war nach einmütiger Überzeugung aller Patrioten der Freiherr vom Stein. Dieser überwand seinen Groll und der König seine Abneigung gegen den selbstherrlichen Minister, der seine alte Forderung unbeugsam wiederholte, indessen auf Bitten der Königin Luise sich wenigstens geduldete, bis Beyme auf eine gute Art entfernt werden konnte. Nur eine kurze Spanne, wenig länger als ein Iahr (Oktober 1807 bis November 1808) währte Steins Ministerium, aber was in dieser erstaunlich schöpferischen Zeit von ihm aufgebaut, geplant und erstrebt worden ist, trug nicht nur den Stempel eines in sich einheitlichen und großzügigen staatsmännischen Geistes, sonderu es erfüllte mit seinen Nachwirkungen auch das folgende Iahrhundert und zeigte Ziele, die zum Teil noch heute unerreichte Wünsche sind.
Seine charaktervolle Forderung, daß die Minister nicht bloß Diener der Krone, sondern auch der Nation sein müßten und in mündlichen kollegialen Beratungen unter dem Vorsitz des Königs die Regierung zu führen hätten, traf auf die Schwierigkeit, daß die Persönlichkeit des Königs einer derartigen führenden Rolle nicht gewachsen war, vielmehr selber eines Führers bedurfte. So blieb nur der Ausweg, daß Stein der leitende Premierminister wurde, und nach dem kurzen Zwischenministerium Altenstein-Dohna ließ sich Hardenberg in gleichem Sinne zum Staatskanzler ernennen. Nach dessen Tod« traten dann abermals Kabinettsminister zwischen König und Ministerkollegium, und im wesentlichen ist es so geblieben bis zum Beginn der konstitutionellen Epoche, denn ein Staatsministerium, das für die persönliche Regierungsgewalt des Monarchen weniger Werkzeug als Gegengewicht bedeuten soll, muß eben seinen Rückhalt in einer Verfassung finden. Was Stein schon im April 1806 verlangt hatte, grundsätzlicher Ersat z der Provinzialdepartements im Ministerium durch Sachdepartements, wurde Ende 1808 verwirklicht: es wurde ein Kollegium von fünf Fachministern gebildet, für Auswärtiges, Inneres, Finanzen, Krieg und Iustiz. Das schuf der Idee des Einheitsstaates einen wirksamen Ausdruck, machte aber den König zugleich in höherem Maße abhängig von dem Einfluß der Minister. Die Kriegs- und Domänenkammern wurden in Provinzialregierungen mit erweiterten Befugnissen verwandelt, doch wurde ihnen die Rechtsprechung in Verwaltungssachen endgültig entzogen und den ordentlichen Gerichten übertragen. Die Verknüpfung zwischen Zentral- und Provinzialregierung wurde hergestellt durch das Amt der

Oberpräsidenten, die ihren Sitz in den Hauptstädten hatten; sie waren die ständigen Kommissare des Ministeriums in der Provinz und wohnten als solche den Ständeversammlungen bei, was sie mit den Lebensbedürfnissen der Provinzialbevölkerung in wertvolle Beziehungen brachte. Die Provinzialregierungen wurden nicht nach dem napoleonischen Präfektursystem, sondern kollegial ge-, staltet, und es wurde der bedeutsame Versuch gemacht, ihnen ständische Deputierte mit Sitz und Stimme einzugliedern, also Laienkörperschaften, die mit ihrer selbsterworbenen wissenschaftlichen, technischen oder wirtschaftlichen Erfahrung als ein heilsames Gegengewicht gegen bürokratische Weltentfremdung wirken und allen staatsbürgerlichen Talenten zu zweckmäßiger Entfaltung im Dienste des Ganzen helfen sollten. Dieser Gedanke wurde übrigens bis in die Zentralregierung hinaufgeführt: neben dem Ministerrat sollte ein vom König geleiteter Staatsrat gebildet werden, dem nicht nur die königlichen Prinzen und höhere Beamte, sondern auch Männer besonderen Vertrauens aus anderen Berufen angehören sollten. Das Zusammenarbeiten der an feste Traditionen gewöhnten Berufsbeamten mit den Laiendeputationen bei den Provinzialregierungen machte allerdings Schwierigkeiten und ging bald in die Brüche; der gesunde und gute Gedanke bedurfte, um wirklich fruchtbar zu werden, einer anderen organisatorischen Fassung, wie sie erst viel später gefunden werden sollte. Der Staatsrat dagegen, der 1817 in Wirksamkeit trat, hat als begutachtendes Organ der Gesetzgebung eine unverächtliche Arbeit geleistet.

Sollte schon in den Provinzialregierungen die Arbeit des Beamtentums durch die Mitwirkung der Laien mit bodenständigem Geiste gesättigt werden, so sollte vollends in den tieferen Stockwerken der Verfassung das Reich der Bürokratie, abgesehen vom Aufsichtsrecht, zu Ende sein, und das der bürgerlichen wie der ländlichen Selbstverwaltung sollte beginnen. Bis dahin hatte an der Spitze der Kreisstände der Landrat gestanden, von den Ständen vorgeschlagen und vom Landesherrn ernannt, während über die städtische Verwaltung die Kriegs- und Steuerräte die Aufsicht geführt hatten. Die letzteren sollten nach dem Plane Steins beseitigt werden, dagegen sollten sich auf den Kreistagen mit den adligen Rittergutsbesitzern auch Vertreter der Stadt- und Landgemeinden vereinigen, und dem von ihnen zu wählenden Landrat mit einigen ihm beigeordneten Kreisdeputierten sollte die Verwaltung der Kreisangelegenheiten übertragen werden; für die polizeiliche Erekution waren nicht nach französischem Vorbild besoldete Gendarmen, sondern bürgerliche und bäuerliche Schützen in Aussicht genommen.

Mit den Ständeversammlungen hatte Stein eine großartige Umbildung vor, indem die Vertreter privilegierter Geschlechter und Korporationen ersetzt werden sollten durch solche der wichtigsten Berufsstände aus Stadt und Land, ohne Rücksicht auf Geburts- oder Pfründenrechte. Diese ständischen Abgeordneten sollten darum auch nicht mehr von ihren Wählern Instruktionen annehmen dürfen, sondern nach freier persönlicher Einsicht sich entschließen. Aber diese Reform

scheiterte an dem Widerstand des privilegierten Grundadels, und Hardenbergs Versuch in dem sog. Gendarmerieedikt vom 30. Iuli 1812, die Landräte durch vom König ernannte Kreisdirektoren zu ersetzen, also nach französischer Weise die Bürokratie auch auf das platte Land auszudehnen, erweckte noch stärkere Empörung, so daß es im wesentlichen bei dem alten Herkommen blieb. Erst der Ausbau der Selbstverwaltung, wie er in der Gesetzgebung der Iahre 1872 bis 1883 erfolgte, brachte die Gedanken Steins zu Ehren.

Die Städteordnung vom 19. November 1808 — eine der größten Ruhmestaten der Reformzeit — schränkte die Staatsaufsicht ein auf Nachprüfung der gedruckten Rechnungen, Bestätigung der Magistratswahlen und Statuten sowie Entscheidung über Beschwerden, im übrigen ließ sie, der stolzen Städtefreiheit des Mittelalters gedenkend, der Selbstverwaltung völlig freies Feld. Die Stadtgemeinde hatte die Stadtverordneten in direkter und geheimer Wahl zu wählen, von denen mindestens zwei Drittel Grundbesitzer sein sollten. Das Wahlrecht begann mit einer bestimmten Einkommensstufe, nicht nach Zünften und Körperschaften, sondern nach Bezirken wurde gewählt; auch die Stadtverordneten durften keinerlei Instrnktionen annehmen, sondern lediglich nach persönlicher Überzeugung stimmen. Von der Stadtverordnetenversammlung wurde der Magistrat gewählt, in den größeren Städten präsentierte sie auch die Bürgermeister. Diese sowie die Kämmerer, Syndici und unter Umständen noch einige der Stadträte sollten zwar feste Besoldungen erhalten, aber — ebenso wie die übrigen Magistratsmitglieder — nur für bestimmte Fristen gewählt werden. Der Schwerpunkt der Verwaltung wurde also in die Stadtverordnetenversammlung gelegt, die in gemischten Deputationen Kirchen- und Schulangelegenheiten, Armenwesen^ Polizeiwesen usw. ehrenamtlich bearbeiten ließ und den Magistrat im wesentlichen als den Vollstrecker ihrer Beschlüsse zu betrachten hatte. Eine politisch noch gänzlich ungeschulte Bevölkerung sollte durch diese Städteordnung, deren Grundzüge sich bis heute bewährt haben, allmählich zu politischer Arbeit, politischem Urteil und Verantwortlichkeitsgefühl erzogen werden, und diese Erwartung hat nicht getrogen: für die Entwicklung der politischen Kräfte im Volk hat die städtische Selbstverwaltung Unberechenbares geleistet.

Ähnliche Segnungen sollten der bänerlichen Bevölkerung zuteil werden, doch war das nicht möglich ohne einschneidende Reformen der gutsherrlichen Patrimonial- und Patronatsrechte, wie sie die neue Kreisverfassung vergeblich anstrebte. Erst 1891 sollte es gelingen, eine Landgemeindeordnung im Sinne der Steinschen Richtlinien ins Leben zu rufen und damit eine alte gesetzgeberische Schuld einzulösen. Für den Augenblick wichtiger war jedenfalls die wirtschaftliche Befreiung des Bauernstandes, die Stein zugleich unter einem sittlichen Gesichtspunkt sah, denn die Gerechtigkeit erfordere es, „alles zu entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war". So wurde denn durch das

Edikt vom 9. Oktober 1807, das Stein bei seinem Eintritt ins Ministerium so gut wie fertig vorfand, die Aufhebung der Erbuntertänigkeit auf die Rittergüter ausgedehnt, und zwar für das ganze Gebiet der Monarchie. Der Bauer brauchte also nicht mehr mit seinen Kindern den Gutsherren Gesindedienste zu leisten, sich loszukaufen, wenn er den Hof verließ, etwa um ein Gewerbe zu erlernen, auch nicht um Heiratskousens zu bitten usw., vielmehr sollten nur noch diejenigen Verbindlichkeiten für ihn bestehen bleiben, die aus dem Besitz eines Grundstückes oder besonderen Verträgen sich ergaben. Aber mit dieser persönlichen Befreiung der Bauern, die übrigens auch der Abwanderung nach Polen vorbeugen sollte, hielt die Regelung der Fronden und Lasten sowie der Besitzrechte nicht gleichen Schritt. Die Ablösung jener, die Verwandlung dieser in volle Eigentumsrechte waren ideale Forderungen, die nur mit starken Vorbehalten sich verwirklichen ließen. Wie die Freizügigkeit vielfach die Herabdrückung der Bauern zu Tagelöhnern zur Folge hatte, so führte die Ablösung der Lasten durch Landabtretung nicht nur zu erheblicher Vermehrung des Gutslandes auf Kosten des Bauernlandes, sondern auch zu einem Mangel an ländlichen Arbeitskräften und anderen Mißständen, die der Agrarpolitik der folgenden Iahrzehnte noch schwer zu schaffen machen sollten; auch wußten die Großgrundbesitzer aus dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, zu dem hier der Anstoß gegeben war, ihre besonderen Vorteile zu ziehen. Bei alledem bedeutete das Oktoberedikt einen gewaltigen Fortschritt: es erfüllte nicht nur die Landwirtschaft mit einem neuen, individualistischen Geiste, der ihre Methoden und Erträge in der Folge ebenso verfeinerte und steigerte, wie er den Unternehmungssinn belebte, sondern es verkündigte auch eine Freiheit des Güterverkehrs, der Berufswahl und des Erwerbs, die allen Staatsbürgern zugute kam, die alten ständischen Schranken niederwarf und den Anfbau der Gesellschaft von innen her verwandeln half.
Es sollte keine adligen Güter mehr geben, die nicht auch ein Bürger oder Bauer, und keine bäuerlichen, die nicht auch ein Edelmann ohne weiteres erwerben durfte. Und wie jeder Edelmann befugt sein sollte, bürgerliche Gewerbe zu betreiben, so sollte auch jeder Bauer berechtigt sein, in den Bürgerstand einzutreten und umgekehrt. Die Grenzen der alten Stände wurden also für flüssig erklärt, und wenn nun Bürger und Bauern sich Beruf und Lebensweise des Edelmannes zu eigen machen, Adlige in Handel und Industrie ihre Kräfte versuchen mochten, so konnte aus solchen Voraussetzungen heraus eine nationale Gesellschaft heranwachsen, in der auf den wichtigsten Gebieten kultureller Betätigung die Auslese der Tüchtigsten sich von selbst ergeben mußte. Freilich zog der weitschauende Blick die hemmende Gewalt der alten Standessitten zu wenig in Rechnung: der Edelmann blieb der Gutswirtschaft, dem Staats- und Waffendienst doch mit seltenen Ausnahmen treu, und was aus der bürgerlichen Welt in seine Kreise etwa hineinstrebte, glich sich den Lebensgefühlen des Adels viel zu willig an, als daß es diese merklich hätte verändern können. Aber doch war

einer Mischung der Stände und einer staatsbürgerlichen Bewegungsfreiheit die Bahn geöffnet, die in Iahrzehnten und Iahrhunderten in der Tat dem großgeschauten Ziele näher führen mußte.
Der Zusammenhang schöpferischer Gedanken, der der Reform zugrunde lag, drängte aber auch zur Aufhebung des Zunftzwanges und zur Einführung der Gewerbefreiheit, die, von Stein seit 1806 vorbereitet, durch die entsprechenden Hardenbergschen Gesetze vom November 1810 und September 1811 vollzogen wurden. Sie gewährten, wie fast alle Reformtaten dieser Zeit, mehr, als das Volk forderte, ja fast mehr, als es erträglich fand. Mit Widerstreben sah sich das Handwerk in einen die unlautersten Instinkte entfesselnden Konkurrenzkampf hineingestellt und zu einer Anspannung aller Kräfte gezwungen, die ihm die friedlichen Zeiten der Zunftverfassung bisweilen im Lichte eines goldenen Zeitalters und einer höheren Sittlichkeit erscheinen ließen. Und doch wirkte die zweifelnd aufgenommene Neuerung wie ein mächtiges Schwungrad, das in das deutsche Wirtschaftsleben eine vordem unerhörte Energie der Bewegung brachte. Nun begann die städtische Industrie auch das platte Land zu erobern und die gewerbliche Abhängigkeit des Landes von der Stadt zu verschwinden. Damit wurde aber das alte Steuersystem, das auf der Scheidung von Akzise und Kontribution beruhte, unhaltbar, an seine Stelle sollte nach dem englischen Beispiel von 1799 die Einkommensteuer treten, die von Stein als die einträglichste und gerechteste empfohlen wurde, weil sie „alle Einwohner und alle Quellen des Nationaleinkommens trifft". Sie sollte zusammen mit den 1808 ausgegebenen Domänenpfandbriefen die ungeheuere Kriegskontribution decken helfen, die von Preußen erpreßt und auf mehr als 150 Millionen beziffert wurde. Zu ihrer Genehmigung wurde der ostpreußische Generallandtag einberufen, der aus einem Organ der ritterschaftlichen Kreditgenossenschaft, was er seit 1788 war, zu einer jährlich einzuberufenden provinzialständischen Vertretung erweitert wurde. Doch gelang es noch nicht, die Einkommensteuer zu einer allgemeinen Staatssteuer zu machen, sie blieb vielmehr auf Ost- und Westpreußen beschränkt und verschwand dann wieder bis auf günstigere Zeiten.
Das von Stein geplante Verfassungsgebäude sollte seine Krönung durch die über den Provinzialständen sich erhebenden und aus direkten Wahlen hervorgehenden Reichsstände erhalten, einen Reichstag der preußischen Monarchie also, gebildet aus den Vertretern der Stände und Berufsklassen. Die Landstandschaft sollte an Besitz geknüpft sein, wobei aber Besitz im weitesten Sinne gefaßt wurde, „auch das Mobiliareigentum neben dem Eigentum auf die Geistestätigkeit" in sich begreifend. Ieder Stand sollte nur aus seiner Mitte wählen dürfen und das aktive Wahlrecht an gewisse Einkommensgrenzen gebunden sein. Die „erste Bank" dieses Vertretungskörpers sollte die katholischen und protestantischen Bischöfe, die Erbämter, Standesherren und Adelssenioren umfassen, die zweite die Grundbesitzer, Gewerbetreibenden, Gelehrten und Künstler. Die Verhand-

lungen des Reichstages sollten öffentlich sein und gedruckt werden, die Regierung aber sollte nur das Recht der Vertagung oder der Auflösung haben. Nicht von ferne war an eine Teilung der Regierungsgewalt zwischen Krone und Nationalvertretung gedacht, sondern lediglich an eine Mitwirkung der Stände bei der Gesetzgebung und Steuerbewilligung nach dem ethischen Grundsatz, daß die Liebe zum Staat, das Verständnis für Nationalangelegenheiten und die Fähigkeit zum politischen Handeln in allen Schichten gefördert werden müsse. Schon im Dezember 1807 hatte Stein an Hardenberg geschrieben, er halte es für wichtig, die Fesseln zu zerbrechen, dnrch welche die Bürokratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt; man müsse die Nation daran gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten. Aber die Einführung der Ständetagungen sollte keineswegs übereilt werden; erst mußte der Unterbau in den Gemeinden und Kreisen hergestellt werden, bevor man an seine Krönung denken konnte: „man muß die Menschen nach und nach an selbständiges Handeln gewöhnen, ehe man sie zu großen Versammlungen beruft".

Das aber war der tiefe Grundton, der das ganze Steinsche Reformwert wie ein mächtiger Drgelpunkt trug: alle Rechte, die dem Volke verliehen wurden, sollten helfen, Begeisterung für den Staat als die organisierte Nation zu erwecken und die Kräfte aus der Tiefe zu holen, die für das Gelingen des großen Befreiungskampfes nötig waren. Bei allem, was dieser Staatsmann für Preußen leistete, hat er zugleich an Deutschland gedacht, an die Erhaltung der Nation und ihre Stärkung für die ihr zugefallenen Weltanfgaben. Diesem Heroen des Gedankens und der Tat, der nach seinem eigenen Gestäudnis die Anlage zum Condottiere, ja zum Abenteurer in sich fühlte, fehlten freilich alle Gaben der Diplomatie, und der glühende Eifer, mit dem er das preußische Volk zum Vorkämpfer für Deutschlands Größe machen wollte, brachte ihn nicht nur in Widerstreit mit der zögernden Politik des Königs, sondern wurde bald auch seiner Ministerstellung zum Fallstrick. Von Napoleon geächtet, flüchtete er nach Österreich, später nach Rußland, nicht ohne zuvor noch in seinem „politischen Testament" zusammenzufassen, was erreicht war und zu erreichen blieb. Aber die Art, wie Hardenberg seine Reformpläne wiederaufnahm und weiterführte, war nicht von dem gleichen hohen Geiste beseelt.

Hardenberg war ein geistreicher, lebenskundiger Weltmann, ein gewiegter Diplomat von Herrschbegabung und Ehrgeiz, doch von lässigem Charakter. Wenn ihm die festgegründeten Überzeugungen Steins fehlten, so war er empfänglicher und anpassungsfähiger. Dachte jener an englische und altdeutsche Verfassungsvorbilder, so war er ein Anhänger der napoleonischen Gesetzgebung und stellte als leitende Formel auf: demokratische Grundsätze unter einer monarchischen Regierung. Gehörten Steins stärkste Neigungen der inneren Politik, so war Hardenbergs Lieblingsfeld die auswärtige. Was aber gelegentlich bei ihm wie Fähigkeit des Gestagens aussah, war schließlich doch kanm mehr als ge-

schäftliche Gewandtheit. Auch er wollte die staatsbürgerliche Bewegungefreiheit stärken und fügte z. B. seinen Steinsche Gedanken weiterführenden, wenn auch mehrfach stark umbiegenden Maßnahmen 1812 die Verleihung staatsbürgerlicher Rechte an die mit Schutzbriefen und Privilegien ausgestatteten Iuden hinzu. Andererseits war er in preußischerem Sinne als Stein auf Stärkung der staatlichen Macht als solcher bedacht und z. B. mit einer Nationalrepräsentation zwar durchaus einverstanden, aber nur mit einer solchen, die bürokratisch leicht zu lenken war. In der Tat bot die im Februar 1811 einberufene Notabelnversammlung ein so willkürliches Bild, daß der brandenburgische Adel scharfen Protest erhob. Die 1812—15 mit großen Unterbrechungen tagende Landesrepräsentation ging dann allerdings aus Wahlen der drei Stände hervor und die Vertreter des Grundadels spielten in ihr die maßgebende Rolle, aber sie wurde von der Regierung nur als begutachtende Korperschaft behandelt, was zu ihrer politischen Erziehung kaum beizutragen vermochte. Im übrigen blieb es bezüglich der Provinzialstände und der Nationalrepräsentation bei Versprechungen, auf deren Erfüllung das Volk vergeblich wartete.

Den Verfassungsreformen der Steinschen Zeit trat die Heeresreform ebenbürtig zur Seite. Diese wurde gleich nach dem Tilsiter Frieden einer Kommission unter der Leitung Scharnhorsts übertragen, zu der u. a. Gneisenau gehörte, später auch Grolman, Götzen und Boyen, — alles Männer, die die realistischen Aufgaben des neuen Iahrhunderts mit dem idealistischen Schwung und den reichen geistigen Kräften des achtzehnten in Angriff nahmen, und deren Gedankenerbe durch den großen Theoretiker Karl v. Clausewitz die Erziehung unserer Heerführer dauernd befruchtet hat. Scharnhorst wurde im Iuni 1808, wohl auf Steins Betreiben, zum Generaladjutanten, d. h. zum Chef des Militärkabinetts, ernannt. Auch hier war das Ziel, jedes Glied des Heeres zur Selbständigkeit zu erziehen, das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit in ihm zu wecken und die Pflicht der persönlichen Hingabe aus dem Mechanischen ins Bewußte zu erheben. Um das Offizierkorps intellektuell und sittlich zu veredeln, sollte mit der Bevorzugung des Adels und dem Anciennitätsprinzip gebrochen werden, die Zulassung wurde von dem Nachweis einer bestimmten Bildungsstufe abhängig gemacht und auch Unteroffizieren ermöglicht, falls sie die Prüfung bestanden. Den älteren Offizieren wurde ein Wahl- und Vorschlagsrecht bei der Beförderung der Aspiranten eingeräumt, Ehrengerichte überwachten das sittliche Verhalten und sollten der Bestrafung durch Vorgesetzte nach Möglichkeit vorbeugen. Die Reste der alten Kompagniewirtschaft wurden beseitigt und alle Ersparnisse aus den Dispositionsfonds in die Staatskasse abgeführt. Die drei höchsten Militärbildungsanstalten, Artillerieakademie, Ingenieurakademie und adlige Militärakademie wurden vereinigt zu der Kriegsakademie in Berlin, dazu kamen die drei Kriegsschulen für die Vorbereitung der Portepeefähnriche und die Kadettenanstalten. Um in den Soldaten höheres Ehrgefühl wachzurufen, ver-

schwanden aus den Kriegsartikeln die entehrenden körperlichen Strafen. Stein und seine Mitarbeiter strebten unablässig danach, die Sonderstellung des Heeres auf dem Gebiet der Iustiz und der Polizei zu beseitigen. Vor allem aber durfte das Heer nicht mehr aus angeworbenen Söldnern bestehen, sondern mußte das Volk in Waffen darstellen, eine Schule für die Wehrkraft der Nation, durch die jeder Wehrfähige hindurchzugehen als Pflicht und Ehre empfand. Im Grundgedanken stimmten also staatliche und militärische Reform völlig überein: Staat und Heer sollten dem ganzen Volke teuer und wert gemacht, ja zu einem Heiligtum erhöht werden, dem alle mit Andacht dienten und ihr Bestes zum Opfer brachten. Die allgemeine Wehrpflicht, schon 1808 grundsätzlich beschlossen, aber zunächst nur mittelbar, durch Verminderung der Eremtionen angestrebt, wurde durch die Verordnung vom 9. Februar 1813 lediglich für den bevorstehenden Krieg eingeführt, im Mai 1814 sogar wieder aufgehoben, aber durch das Gesetz vom 3. September 1814 endlich zu einer dauernden Einrichtung gestaltet. Neben dem stehenden Heere wurde eine Landwehr und als letzte Reserve der Landsturm gebildet, auch die Einstellung von Einjährig-Freiwilligen bereits erwogen. Und um den kriegerischen Geist in der Nation zu beleben, wurde in den Schulen nach dem in Schnepfental gegebenen Beispiel die Einführung körperlicher Übungen und in den Städten die Errichtung von Schützengilden empfohlen. Der militärische Eid aber sollte nicht mehr dem Kriegsherrn geleistet werden, sondern König und Vaterland.

Eine Überfülle zukunftsreicher Gedanken ist es gewesen, die in dem Freiherrn vom Stein, Scharnhorst und ihren geistesmächtigen Mitarbeitern damals zur Tat werden wollte, und eine ungeheuere Arbeit ist von ihnen geleistet worden, denn Schritt um Schritt mußten den Vertretern des alten staatlichen Systems und dem widerstrebenden Philistersinn der Alltagsmenschen die Reformen abgerungen oder gebieterisch aufgedrängt werden; auch aus diesem Grunde mußten sie Stückwerk bleiben, weniger reich an dauernden Erfolgen als an Ansätzen und Verheißungen. Für die zahlreichen Parteigänger des militärisch-bürokratischen Absolutismus, besonders die privilegierten Stände, war es eine nicht geringe Zumutung, auf die unwägbaren Möglichkeiten einer allgemeinen Volkserhebung, die aus den Untertanen selbständige Staatsbürger entwickeln sollte, ihr Vertrauen zu setzen; ihnen galten Männer wie Stein, Hardenberg oder Gneisenau als verkappte Revolutionäre, angesteckt vom Schwindel des Iakobinertums. Andererseits war nicht einmal die allgemeine Wehrpflicht eine mit einhelliger Begeisterung begrüßte Maßregel, vielmehr schnitt sie so tief in soziale und wirtschaftliche Interessen ein, daß ihre Einführung von lebhaften Widerständen begleitet war. Aber mächtiges als solche Widerstände war der Strom nationaler, sittlicher und religiöser Erneuerung, der durch die Herzen flutete, und der aus der furchtbaren Heimsuchung der Zeit geborene Glaube, daß dem zertretenen Deutschland eine großartige Wiedergeburt bevorstehe, daß auf

seinem blutgedüngten Boden ein freies, brüderlich geeintes Volk ein neues, von der Kaiserkrone überglänztes Reich des Friedens, der Wohlfahrt, der Gerechtigkeit und Menschenwürde aufrichten werde. Und wie einst die Vorfahren noch in rauhen Wintertagen den geschmückten Maibaum aufgepflanzt hatten, um dem nahenden Frühling beizustehen in seinem schweren Kampfe mit dem grimmigen Gegner und an diesem Wahrzeichen seiner künftigen Herrschaft sich die Herzen zu stärken, so gründeten jetzt die Hoffenden in einer Zeit der härtesten Not und der kärglichsten Mittel dem Beherrscher Geist, der alles Geschaffene regiert, eine neue Heimstätte, damit von ihr das hehre Zeugnis in die Lande leuchte „von jenem Mut, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt".

Wilhelm v. Humboldt, der von Februar 1809 bis Mai 1810 als Direktor im Ministerium des Innern das Unterrichtswesen leitete, ist der eigentliche Schöpfer der Universität Berlin geworden, unter deren Lehrern bald Sterne ersten Ranges glänzten, wie Schleiermacher, Fichte, Savigny, Niebuhr, Boeckh, Reil, Marheineke. Humboldt war auf Steins Empfehlung auch Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften geworden, für deren Neugestaltung er wertvolle Vorschläge gab. Er hat im Lehrplan der Gymnasien neben den alten Sprachen der Mathematik und Geschichte zu höherer Schätzung Verhelfen und dem deutschen Unterricht den Weg zu Goethe und Schiller gewiesen. Er hat die Bedeutung des auch von Stein bewunderten Pestalozzi für die Veredelung der Volksbildung und die Erziehung zur Selbsttätigkeit warm gewürdigt und die Ernennung Zelters zum Aufseher der öffentlichen Musik durchgesetzt, um die Kirchenmusik, die städtische Musik und den Musikunterricht der Schulen auf eine höhere Stufe zu heben. Damals hat das Seminar- und Volksschulwesen den entscheidenden, noch heute fortwirkenden Anstoß empfangen, die Aufgabe des Erziehers nicht in der Aufzwingung bestimmter Kenntnisse zu suchen, sondern in der Herausführung des Schülers aus der Unmündigkeit zum selbständigen Gebrauch seiner geistigen und sittlichen Gaben, aus der Lernschule zur Bildungsschule. Mit seinem denkwürdigen Ausspruch: „Das wahre und bleibende Interesse des Staates besteht in der Freiheit der Entwicklung der geistigen Kräfte der Nation", hat Humboldt den hohen Sinn, der das ganze Reformwerk jener Erhebungsjahre belebte, schlicht und treffend bezeichnet. Staat und geistige Kultur, Machtwille und sittliche Idee, Politik und Menschlichkeit haben vielleicht niemals in der Geschichte sich so innig durchdrungen, wie in der kurzen Heldenepoche von 1806 bis 1814.

Im ersten Feuer des Bekennens ist damals die Überzeugung laut geworden, der Staatsgedanke des 17. und 18. Iahrhunderts sei durch die Genialität Steins und seiner Helfer nicht etwa bloß überboten, sondern gänzlich entwertet und endgültig in die Totenkammer der Geschichte verwiesen worden. Seitdem Graf Mirabeau in seinem aufsehenerregenden Werke „äe lu. mouni-elii« pru»8ieuu«" s1788) das Regierungssnstem Friedrichs des Großen einer vernichtenden Kritik

unterzogen hatte, waren auch in Deutschland viele an dem ehedem überschwenglich Bewunderten irre geworden, und der Zusammenbruch von 1806 schien diesen Zweiflern recht zu geben. Nun kehrte sich die öffentliche Meinung von Friedrich II. ab, mit tiefer Bitterkeit redete Arndt von dem „undeutschen, glaubenslosen" Manne, und auch Stein war im Grunde seines Herzens.dem großen König gram, der zwar viel für sein Volk, aber nichts durch das Volk getan und im Iunkertum die stärkste Stütze seines Thrones gesehen habe. Aber solche herben Gefühlsurteile hielten einer geläuterten Einsicht doch nicht lange stand, auch ist der gesunde staatsmännische Sinn eines Stein und Hardenberg mit den Überlieferungen des friderizianischen Zeitalters sehr viel schonender umgegangen, als jene Anklagen erwarten ließen, und vollends die Erfahrung, daß Napoleon Menschen und Völker in ungleich rücksichtsloserer Willkür zu bloßen Mitteln für seine Zwecke herabwürdigte, als es je der preußische Absolutismus getan, schärfte mehr und mehr den Blick dafür, daß der Staat Friedrichs des Großen im Leben der Nation doch tiefer Wurzeln geschlagen hatte, als sein militärisch-bürokratischer Zuschnitt vermuten ließ, und daß dasjenige, was ihn so unliebenswürdig machte, gerade die vornehmste Bedingung seiner Selbsterhaltung und seines Wertes für die Nation war, nämlich seine Unterordnung aller Staatszwecke unter den der Macht, wodurch er sich die Rüstung geschaffen hatte, die gegen den Druck der internationalen Machtverhältnisse allein Schutz bot. Diesen in der europäischen Lage begründeten Notwendigkeiten gehorchend, hat das alte Preußentum sich zäh behauptet: Bismarck hat mit dem klarsten Bewußtsein nicht nur an die Machtpolitik, sondern auch an den Staatssozialismus Friedrichs des Großen wieder angeknüpft und die Lösung der deutschen Frage auf anderen Wegen erreicht, als sie dem großdeutsch gesinnten Freiherrn vom Stein vorgeschwebt hatten. Aber Bismarck trug zugleich auch das nationale und liberale Erbe der Befreiungskriege in sich; kraft dessen hat er seit 1866 vom preußischen zum deutschen Staatsmanne sich umgeformt, im Bundesstaat den Gedanken des genossenschaftlichen Gemeinwesens erneuert, für den Reichstag das allgemeine und gleiche Wahlrecht in die Verfassung eingeführt und das Steinsche Ideal des unter tätiger Beteiligung des ganzen Volkes von innen heraus sich gestaltenden Kulturstaates mit dem friderizianischen Ideal des nach außen geschlossenen und jederzeit kampfbereiten Machtstaates ins Gleichgewicht zu bringen versucht. Es liegt in der Natur der Dinge, daß das mühsam errungene Gleichgewicht bald nach der einen, bald nach der anderen Seite stärker ausschlagen muß, denn vielleicht die schwerste Aufgabe, die der modernen Menschheit gestellt ist, liegt in der Vermittlung der geistigen und sittlichen Rechte der Individuen, die von der Aufklärung einseitig überschätzt worden waren, mit den herrischen Forderungen staatlicher Machtbehauptung, wie sie im Absolutismus ihre stärkste Betonung erfahren hatten. Diese drücken auf jene unwillkürlich um so härter, je mehr sie selber den Druck internationaler Macht-

spannungen spüren. Eben darum wäre es gerade der Gegenwart innig zu wünschen, daß es ihr zur Überwindung solcher Lebensnöte an den ausgleichenden und versöhnenden Kräften weniger mangeln möchte, als es in der Tat der Fall ist. Wohl stehen wir heute unter dem Zeichen einer notgedrungenen Verschärfung der allgemeinen Wehrpflicht, jener unschätzbaren Errungenschaft von 4813, aber das Vertrauen zum Volke in den regierenden Kreisen ist nicht von jenem hohen Schwunge mehr getragen, wie damals, als die Selbstverwaltung geschaffen wurde, als freilich auch die Sozialdemokratie noch ein unbekannter Begriff war und die konfessionellen Spaltungen nicht nur durch die geistige Arbeit der Aufklärung gemildert, sondern vor allem auch durch den nationalen Enthusiasmus nahezu überbrückt schienen. Und doch können uns alle inneren Gegensätze unseres Daseins an der Gesundheit des Ganzen nicht irre machen. Mag die Ehe zwischen Volk und Staat, Kulturwille und Machtwille gegen Verstimmungen auch niemals gefeit, selbst gegen schwere Prüfungen nicht dauernd gesichert sein, sie ist jedenfalls eine unauflösliche; und ihre Höhepunkte wird sie immer dann erleben, wenn beide Teile sich der großen Zeit erinnern, in der sie zum ersten Male sich in freier Neigung gefunden und als unverbrüchlich verbündete erkannt haben: der Zeit des Freiherrn vom Stein.

Dr. Heinrich Hasse:

Schopenhauers philosophische Vorlesungen.

„Las wirkliche Philosophieren verlangt Unabhängigkeit", — schreibt Arthur Schopenhauer in seiner klassischen Betrachtung „Über die Universitätsphilosophie" im ersten Bande der „Parerga und Paralipomena". Niemals vielleicht ist glänzender als hier der antike Gedanke erneuert worden, daß der Diener der Wahrheit allein im Zustande sozialer und politischer Ungebundenheit seine philosophische Bestimmung in voller Reinheit zu erfüllen vermöge: „Der Weg zur Wahrheit ist steil und lang: mit einem Block am Fuße wird ihn Keiner zurücklegen; vielmehr täten Flügel not. Demnach also wäre ich dafür, daß die Philosophie aufhörte, ein Gewerbe zu sein: die Erhabenheit ihres Strebens verträgt sich nicht damit; wie ja dieses schon die Alten erkannt haben. Es ist gar nicht nötig, daß auf jeder Universität ein paar schale Schwätzer gehalten werden, um den jungen Leuten alle Philosophie auf zeitlebens zu verleiden ... — Alle der Philosophie von außen gebotene Hülfe ist, ihrer Natur nach, verdächtig: denn

das Interesse jener ist zu hoher Art, als daß es mit dem Treiben dieser niedrig gesinnten Welt eine aufrichtige Verbindung eingehn könnte."

Aber der gleiche Mann, der hier die „Kathederphilosophie" auf das Schonungsloseste bekämpft, weil sie, an die Zwecke des Staates und der Kirche direkt oder indirekt gebunden, für die Wahrheit ein unerträgliches Hindernis bedeute, hat selber einmal die Stunde erlebt, wo er im Vollgefühl seiner geistigen Kraft und erfüllt von der Hoffnung auf eine fruchtbare Wirksamkeit, das Katheder der Berliner Universität bestieg, um sich mit dem akademischen Lehrberuf eine praktische Lebensstellung zu begründen, und der Gleiche, der die Unterweisung in der Philosophie an den Hochschulen streng beschränkt wissen möchte auf den Vortrag der Logik und die Darbietung eines Leitfadens zur Geschichte der Philosophie, — er hat, nicht anders als die großen „Sophisten" seiner Zeit, zuvor einmal diese Regel unbeachtet gelassen und selbständig das System eigener Gedanken vor seinen Hörern entwickelt.

Das Schicksal dieses Unternehmens ist bekannt. — Während des Sommersemesters 1820 kam eine Vorlesung zustande. Ein bescheidener Kreis bildete die Hörerschaft, der es vergönnt war, die Lehre Schopenhauers von den eigenen Lippen des Philosophen zu vernehmen, welcher „bei der Gabe eines sehr eindringlichen und lebendigen mündlichen Vortrags", deren er sich rühmen durfte*), auf eine breitere Wirksamkeit gerechnet hatte. Es war die erste und einzige Vorlesung, die er gehalten hat; in den folgenden Semestern ist wegen Mangel an Hörern keine mehr zustande gekommen; der Versuch, an der Berliner Hochschule festen Fuß zu fassen, erwies sich als gescheitert. Zwar finden sich bis zum Winter 1831/32 (Schopenhauers endgültigem Aufbruch von Berlin) Ankündigungen in den Lektionskatalogen, aber nach den herben Enttäuschungen der ersten Mißerfolge scheinen diese Anzeigen selbst von ihrem Einsender zuletzt nicht mehr ernst genommen worden zu sein.

Diese Tatsachen sind dem Kenner Schopenhauers nicht neu, und die Erklärung ihres Verlaufes dürfte nicht allzu schwierig sein: Die stolze, jeder Konzession abgeneigte Haltung des aufstrebenden, in der Öffentlichkeit fast noch unbekannten Philosophen, der grandiose Eigensinn, welcher den jungen Dozenten für seine Vorlesung die gleiche Stunde wählen ließ, welche der gefeierte, aber von Schopenhauer mit tiefer Geringschätzung beurteilte Hegel für die seinige bestimmt hatte, gelten mit Recht als wichtige Ursachen für den jähen Beschluß der akademischen Wirksamkeit dieses Mannes, einer Wirksamkeit, welche mit tiefem Ernste und mit stolzen Hoffnungen begonnen war**). Dieser unverdiente, tief

*) Brief an Professor Lichtenstein in Berlin, Dezember 1819; ferner Schopenhauers sämtlich« Werke, herausgegeben von P. Deußen, Band IX, Vorrede des Herausgebers, Seite X.

**) Vergleiche den zweiten Brief an Professor Licktenstein vom 13. Dezember 1819 und die Schlußworte des „Vita« oun'ioulum", welches Schopenhauer der Berliner philosophischen Fakultät vorlegte,

entmutigende Mißerfolg Schopenhauers mußte auf die Geistesstimmung wie auf die praktische Lebenshaltung dieser Natur von stärkstem Einflusse sein. Die Nichtswürdigkeit der philosophischen Gegenwart und der Mangel an dem letzten redlichen Ernste bei den führenden Köpfen seiner Zeit — Erscheinungen, deren er sich schon vordem bewußt zu sein glaubte, wurden ihm jetzt zu einer ausgemachten Sache. Das Schlechte und Gehaltlose glaubte er triumphieren, die gediegene Rede und das tiefsinnigste Werk*) ungewürdigt zu sehen. Da er den Prozeß vor dem Richterstuhl der Mitwelt immer deutlicher verloren sieht, hofft er nun mit der unerschütterlichen Zuversicht des Genies ihn vor dem Tribunal der Nachwelt zu gewinnen. Hätte ein glücklicher Lehrerfolg Schopenhauers, der auch sein Werk bekannt gemacht haben würde, die Kluft zwischen ihm und seinem Zeitalter zu schließen vermocht, so mußte das erfahrene Mißgeschick den Gegensatz zu einem unüberbrückbaren werden lassen. „Der Beifall des heutigen philosophischen Publikums kann für mich keinen Wert haben: denn dasselbe hat gezeigt, daß es für das Echte, das wirklich Gute, das tief Gedachte, gar keinen Sinn hat, daß ihm hingegen das Schlechte, das Gedunsene, auf bloßen Schein Berechnete .... wichtig vorkommt und gefällt." „Mich haben die Unterrichtsministerien nicht brauchen können: und ich danke dem Himmel, daß ich kein Solcher bin, den sie brauchen können. Sie können eigentlich nur Solche brauchen, die sich brauchen lassen." In bitteren Sprüchen solcher Art, und bitterer noch als hier, entlädt sich das geniale Selbstbewußtsein dieses Großen. — Lichter und freundlicher sind die Eindrücke, die uns zurückführen in die Zeit, als der junge Denker noch um eine unmittelbare Wirksamkeit an der Berliner Hochschule rang. Die Zuversicht, welche den gealterten Schopenhauer auf die Nachwelt verweist, scheint hier noch intensiver auf die Mitwelt gerichtet und die Reinheit philosophischer Intentionen noch nicht durch ein Übermaß feindseliger Polemik getrübt.

Solche Eindrücke gewähren die „Philosophischen Vorlesungen" Schopenhauers, welche im neunten und zehnten Bande der neuen, von Paul Deußen herausgegebenen Gesamt-Ausgabe der Werke dieses Denkers'*) im verflossenen Iahr (1913) zum ersten Male vollständig veröffentlicht worden sind. Diese Publikation muß ein Ereignis genannt werden, das für die philosophisch interessierte Welt von außerordentlichem Interesse ist. Sie bedeutet eines jener glücklichen Geschenke, durch welche — ähnlich wie bei der Entdeckung von Goethes „Urmeister" —, die im Dunkel der Vergessenheit lagernde literarische Tätigkeit und Geistesrichtung eines Großen in einer bestimmten Phase seines Lebens un-

*) „Die Welt als Wille und Vorstellung" war 1819 erschienen und fast unbeachtet geblieben.

") Arthur Schopenhauers samtliche Werle, herausgegeben von Paul Deußen, Mimcl>en, N. Piper und Comp. 1911 ff.

verhofft in hellere Beleuchtung rückt. Sie zeigt den Frankfurter Einsamen in einem Wirkungskreise, den er später selber verflucht, in einer Tätigkeit, die er selber verleugnet hat: er lehrt sein philosophisches System an einer deutschen Universität.

Zwar hatte schon Grisebach in seiner Ausgabe von Schopenhauers handschriftlichem Nachlaß einzelne Abschnitte aus den Kolleg-Manuskripten mitgeteilt, aber einen tieferen Einblick, eine umfassendere Vorstellung von dem Charakter des Ganzen dieser Vorlesungen gewähren sie nicht. Dies leistet in hervorragender Weise die neue Edition. Das bisher im Schoße der Vergessenheit Begrabene wird vor uns lebendig; Bilder, denen wir keine Farbe zu leihen wußten, steigen vor uns auf: den, welchen wir nur als gewaltigen Denker und Schriftsteller kannten, sucht unsere Phantasie, angereizt durch die junge Veröffentlichung und gestützt auf den festen Boden dieser neuerschlossenen Teite, in einer anderen Rolle zu rekonstruieren: Schopenhauer als akademischen Dozenten. Er, der bisher fast ausschließlich als einsiedlerischer Denker zu uns sprach, gibt sich in diesen „Vorlesungen" unmittelbar in der Sphäre lebendiger Wirksamkeit zu erkennen, mitten im Universitätsbetriebe der preußischen Hauptstadt, den er nach kurzer Zeit erfolgloser Bemühungen wieder verließ.

Wäre auch bei Schopenhauers rednerischer Begabung die Annahme unberechtigt, daß er sklavisch an den Wortlaut seines Konzeptes sich gebunden fühlte, so spricht doch Vieles zugunsten der Vermutung, daß die Manuskripte bei weitem das Wesentliche des beabsichtigten und selbst des gehaltenen Vortrages widerspiegeln und demgemäß als Quelle für unsre Anschauung von diesen Vorlesungen unbedenklich betrachtet werden dürfen. Das stärkste Argument für diese Auffassung liegt in der sorgfältigen und liebevollen Ausarbeitung des Ganzen in der Form: der Vortrag ist im Allgemeinen in der vollen Ausführlichkeit seines Zusammenhanges niedergeschrieben, nnd nur vereinzelt finden sich durch verkürzte Notizen freiere Erkurse angedeutet.

Den Hauptbestandteil der neuen Edition bildet die im Iahre 1320 gehaltene sechsstündige „Vorlesung über die gesamte Philosophie, d. i. die Lehre vom Wesen der Welt und von dem menschlichen Geiste", beginnend mit einem Vorwort: „Erordium über meinen Vortrag und dessen Gang" und einer „Einleitung über die Philosophie" in vier Abschnitten: „Über den Trieb zu philosophieren"; „Über den Gang der Geschichte der Philosophie"; „Über die Fähigkeit zur Philosophie"; „Über Dogmatismus, Skeptizismus, Kritizismus und Kant". Der erste Teil behandelt die „Theorie des gesamten Vorstellens und Erkennens", der zweite die „Metaphysik der Natur", während der dritte der „Metaphysik des Schönen", der vierte der „Metaphysik der Sitten" gewidmet ist. Schon diese Übersicht zeigt auf den ersten Blick, wie genau Schopenhauer in seinem Kolleg die stoffliche Disposition der „Welt als Wille und Vorstellung" beizubehalten bemüht ist.

Neben dieser Haupt-Vorlesung aus dem Iahre 1820 bietet der neunte Band der Ausgabe Deußens die hinterlassenen Fragmente zu einer „Vorlesung über die Grundlegung zur Philosophie oder die Theorie der gesamten Erkenntnis" (in den Manuskripten „Dianoiologie" genannt) aus dem Iahre 1821 und die interessante Probe-Vorlesung „Über die vier verschiedenen Arten der Ursache n", mit welcher Schopenhauer seine akademische Lehrtätigkeit feierlich begann.

Wer als Kenner mit der Erwartung auf eine schwerwiegende Ausbeute i n - haltlich neuer Bestandteile der Lehre des Philosophen an das Studium dieser Vorlesungen herantritt, wird sich notwendig enttäuscht finden, denn sie bieten keine neuen Gedanken von grundlegender Bedeutung. Wer aber, empfänglich für die schwere Kunst klarer und ausdrucksschöner Formulierung bedeutender Ideen, in erster Linie der Form dieser Darlegungen seine Teilnahme schenkt, dem gewährt der individuelle Charakter dieses philosophischen Vortragsstiles einen intimen Reiz und einen erhebenden Genuß. —

Sachlich bieten die „Vorlesungen" Schopenhauers eine auf breiter Basis errichtete Darstellung der aus seinen verschiedenen Schriften uns bekannten Lehre. Sie schließen sich dem ersten Bande der „Welt als Will« und Vorstellung" vielfach auf das Genaueste an, oft bis zu den Einzelheiten des Wortlautes. Es ist, als glaubte der Philosoph es sich verbieten zu müssen, die besten, originalsten Prägungen seiner Gedanken durch eine mattere Fassung zu ersetzen; es ist, als halte ihn eine spontane Ehrfurcht vor seinen gelungensten Formulierungen gebunden und gebannt. So weisen die „Vorlesungen" (deren wichtigste möglicherweise z. T. noch in Dresden ausgearbeitet worden ist), zurück auf den ersten Band des philosophischen Hauptwerkes, zugleich aber enthalten sie Manches in Ansätzen, was auf spätere Schriften vorausweist und erst in ihnen eine speziellere Ausgestaltung erfahren hat.

Aus diesen Momenten erhellt ohne Weiteres die hohe Bedeutung, welche den „Vorlesungen" Schopenhauers für die historische Forschung zukommt. Unentbehrlich ist ihre Berücksichtigung für die Beantwortung der oft diskutierten Frage nach der „Entwicklung" der Anschauungen dieses Philosophen, von dem Zeitpunkt an gerechnet, als er, noch an der Schwelle des Iünglingsalters stehend, mit seinem Hauptwerk den ersten großen Wurf seines Systemes getan. Wie immer aber auch der Beitrag zu bemessen ist, der in dieser Richtung erwartet werden darf — das stärkste Interesse hat für den unbefangenen Leser zunächst die formal-individuelle Eigenart der Vorlesungs-Terte; diese fesselt am mächtigsten den verehrenden Geist, zu welchem der Philosoph nun nicht mehr als einsamer Denker, sondern als ausdruckssicherer Redner in lebendiger Sprache spricht.

Bezeichnend ist für das allgemeine Gepräge der Vortragsweise Schopen-

hauers jenes Dringen auf Klarheit und Deutlichkeit des
Ausdrucks, welches auch seine Schriften von zahllosen anderen so glänzend unterscheidet: Er will nicht „imponieren", sondern will, soweit irgend möglich, von aufmerksamen Zuhörern um jeden Preis gefaßt und verstanden sein. Diese Absicht ist überall maßgebend. Sie bestimmt die Mittel, die Breite, die Dynamik des Vortrags. Der gelehrte Nimbus gilt ihm nichts, der Wille, teilnehmende Geister zur Erkenntnis der Wahrheit anzuleiten, Alles. Schon in der Dissertation aus dem Iahr 1813 knüpft Schopenhauer an die Erläuterung einer sorgfältigen Begriffsklärung die selbstbewußte Bemerkung: „Ich hoffe, daß dadurch für die Deutlichkeit und Bestimmtheit im Philosophieren Einiges gewonnen sein wird, und halte die durch genaue Bestimmung der Bedeutung jedes Ausdrucks bewirkte größtmöglichste Verständlichkeit für ein zur Philosophie höchst nötiges Erfordernis, was uns vor Irrtum und absichtlicher Täuschung sichert und jede im Gebiet der Philosophie gewonnene Erkenntnis zu einem sicheren und nicht, durch später aufgedeckten Mißverstand oder Zweideutigkeit, wieder zu entreißenden Eigentum macht .... Alles, was zur besseren Verständigung wirkt, scheint mir daher der Philosophie willkommen sein zu müssen, zumal nachdem häufige Klagen der Philosophen gehört worden sind, daß man sie nicht verstehe, andererseits auch wohl Klagen der Leser über die Dunkelheit der Philosophen, während doch ohne Zweifel beide Teile allezeit wünschen, sich auf das Genauste zu verständigen . . . Denn der Philosoph wird stets die Helle und Deutlichkeit suchen, er wird sich bestreben, nicht einem trüben, reißenden Regenbach zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweizer See, der, durch seine Ruhe, bei großer Tiefe große Klarheit hat, welche eben erst die Tiefe sichtbar macht. Ich halte zudem dafür, daß jeder, der sich nur selbst ganz und gar versteht, ... auch andern sich muß verständlich machen können, wenn diese ihrerseits den Willen haben, ihn zu verstehen .... In jedem Menschen nämlich sind alle Anlagen und alle Grundwahrheiten vorhanden, wiewohl in höchst verschiedenem Maß und nur in sehr wenigen in ausgezeichnetem: daher auch nur Wenige zum Hervorbringen in der Kunst, oder zum Entdecken und Erfinden in den Wissenschaften die Fähigkeit haben; wir alle hingegen, mehr oder weniger, zum Empfangen, zum Verstehn und zum Anerkennen des Richtigen, wenn es uns nur deutlich, d. h. abgesondert von allem Nebenwerk, dargestellt wird." Diese Sätze könnten über Schopenhauers „Philosophischen Vorlesungen" sich als Motto befinden. Es ist, als sei ihr Geist und Inhalt dem Autor bei allen seinen Darlegungen im Stillen gegenwärtig.

Als Mittel, die gewünschte gründliche Verständigung zwischen sich und seinen Hörern herbeizuführen, dient dem Vortragenden neben höchst präziser Gedankenklarheit eine eminente Anschaulichkeit der Ausdrucksmittel, welche bisweilen durch intensive Eindringlichkeit und persönliche Wärme in ihrer Wirkung unterstützt wird. In der „Einleitung über die Philosophie" gibt Schopenhauer zu den knappen Bemerkungen über den „organischen" Charakter der Philosophie in der

„Welt als Wille und Vorstellung" eine Paraphrase von unvergleichlicher Anschaungskraft: „Der Grund, warum ich in Eines verknüpfe, was man sonst trennt, und mir dadurch die zu einer Zeit zu leistende Arbeit sehr häufe, liegt nicht in meiner Willkür, sondern in der Natur der Philosophie. In Gemäßheit nämlich der Resultate, zu denen mich mein Studium und meine Forschungen geführt haben, hat die Philosophie eine Einheit und innern Zusammenhang wie durchaus keine andere Wissenschaft, alle ihre Teile gehören so zu einander wie die eines organischen Leibes und sind daher, eben wie diese, nicht von dem Ganzen zu trennen, ohne ihre Bedeutung und ihre Verständlichkeit einzubüßen und als In,e«ra memdes, die außer dem Zusammenhang einen widerwärtigen Eindruck machen, dazuliegen. Denken Sie sich ein erkennendes Wesen, das nie einen menschlichen Leib gesehen hätte, und dem nun die Glieder eines solchen Leibes einzeln und nacheinander vorgelegt werden; könnte ein solches wohl eine richtige Vorstellung erhalten vom ganzen menschlichen Leibe, ja nur von irgend einem einzigen Gliede desselben? Wie sollte es die Bedeutung und den Zweck der Hand verstehn, ohne sie am Arm, oder des Armes, ohne ihn an der Schulter gesehen zu haben? usw. — Grade so nun ist es mit der Philosophie. — Sie ist eine Erkenntnis vom eigentlichen Wesen dieser Welt, in der wir sind, und die in uns ist; eine Erkenntnis davon im Ganzen und Allgemeinen, deren Licht, wenn sie gefaßt ist, nachher auch alles Einzelne, das jedem im Leben vorkommen mag, beleuchtet und ihm dessen innere Bedeutung aufschließt."

Bisweilen führt die Diktion, selbst bei höchst abstrakten Erörterungen, zu Stellen von plastischer Schönheit und Kraft. So heißt es bei der kritischen Erörterung des Begriffes vom „schlechthin notwendigen Wesen":

„Wir können etwas als notwendig nur denken, sofern wir es als durch seinen Grund unausbleiblich herbeigeführt denken: nun soll aber das notwendige Wesen gerade gar keinen Grund oder Ursach haben, wodurch der Begriff desselben sich aufhebt: Notwendigkeit wird postuliert; und zugleich wird die einzige Art, wie Notwendigkeit denkbar ist, aufgehoben. — Daher sagt Kant, kommt es, daß, wenn die Vernunft durch ihre Schlüsse zu diesem Gedanken vom notwendigen Wesen, das Ursache der Welt ist, gelangt ist, sie vor einem Abgrund steht, vor dem sie schwindelt, indem sie, sagt Kant, den Gedanken nicht ertragen kann, es wäre ein Wesen da, das zu sich selber sagte: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, und außer mir ist nichts, als was ich bewirkt habe: aber woher bin ich denn? — Dieselbe Form der Kausalität, durch welche die Vernunft zu diesem Gedanken gelangt ist, zwingt sie, ihn wieder aufzuheben: sie muß ihr eignes Gebäude zertrümmern. Das ist Kritik der Vernunft! Das ist der Alleszermalmer!"

Am drastischsten aber tritt die Lehrmethode Schopenhauers vielleicht an einer Stelle der Dianoiologie zutage. Hier wird die konkrete Bestimmtheit, zu welcher der Dozent das Denken seiner Hörer zu erziehen bemüht ist, der unmittelbaren

Gegenwart abgezwungen, und wenn er mit einer an Kuriosität grenzenden Kühnheit seine eigene Persönlichkeit dabei mit ins Spiel wirft, so geschieht es im Sinne einer grandiosen Unterordnung der Person unter die Sache:
„Sie sind sich unmittelbar bewußt, daß ich hier auf dem Katheder sitze und nunmehr angefangen habe zu reden, meine Physiognomie, meine Stimme und Aussprache hat einen ganz bestimmten und individuellen Eindruck auf Sie gemacht, der an die Stelle der bloß allgemeinen Vorstellung getreten ist, welche allein Sie noch vor wenigen Minuten von meiner Gegenwart hatten: auch hat Ieder die Zahl der Anwesenden und seine Bekannten darunter bemerkt: das alles ist unmittelbar und als ein Bild in Ihrem Bewußtsein gegenwärtig. Dies ist die Anschauung, also ein solches unmittelbares Wahrnehmen, wo nicht eine Vorstellung die Stelle einer anderen vertritt, sondern jede sich selbst ausspricht, daher kein Fragen warum?, kein Forschen und kein Zweifeln nötig ist: also das unmittelbare Innewerden des Gegenwärtigen ... — Sodann weiß jeder von Ihnen, daß wir zu Berlin sind, im Universitätsgebäude, daß ich Arthur Schopenhauer bin, und daß es 12 Uhr vorbei ist: dies wissen Sie, d. h. Sie denken es, als etwas Wahres: aber es steht nicht unmittelbar im Bilde vor Ihnen. Es ist ein Wissen, ein Denken, kein Anschauen. Auch haben Sie Ursache zu forschen und zu zweifeln, ob es wirklich so ist; es ist möglich, daß Sie sich i rre n . . . .: es könnte sein, daß alle unsere Uhren falsch gingen, die Sonne noch nicht den Kulminationspunkt erreicht hätte, und es erst 11 wäre; sodann, daß ich nicht Arthur Schopenhauer wäre, sondern ein Anderer, der sich nur einstweilen hergesetzt hätte und zum Spaß eine Vorlesung hielte bis 12, wo der Rechte käme: — in jenem Erstern aber ist kein Irrtum möglich. — Da haben Sie nun sofort die beiden Probleme, die uns in diesem Semester beschäftigen sollen: Anschauung und Denken: diese sind es, in denen die Welt und all unser Wissen enthalten ist."
Schon in seiner Vorlesung aus dem Iahre 1820 eröffnet Schopenhauer, ähnlich wie im Anfange seines Hauptwerkes (1819), eine scharfe, durch bittere Ironie gewürzte Polemik gegen die Erkenntnis-Methoden oder -Unmethoden der Nachkantischen Idealisten. Es heißt in der „Theorie des gesamten Vorstellens, Denkens und Erkennens":
„Durch Kants Fehler (Verabsolutierung der Vernunft) verleitet, ward den modernen Philosophen die Vernunft ein Vermögen, dasjenige bald unmittelbar anzuschauen, bald bloß zu ahnden, was sie in lauter negativen Ausdrücken das Absolutum, das Übersinnliche, das Unendliche, Ewige nennen, eine zweite Welt (ein munäu» extramuugauus), in deren Beschreibung sie jedoch sehr von einander abweichen .... Ihre Philosophie ist dann weiter nichts als die Beschreibung ihrer unmittelbaren Wahrnehmungen, Anschauungen, Ahndungen jener übersinnlichen Welt: bei Fichte war es die Beschreibung, wie das Ich

das Nicht-Ich, d. h. eben die objektive Welt aus sich produziert, worüber er durch intellektuelle Anschauung genaue Nachricht hatte und solche seinen Hörern mitteilte. Bei Schellina, war früher der Gegenstand der intellektuellen Anschauungen seiner Vernunft 5>as Absolutum als reine Indifferenz und Identität des Realen und Idealen, welche aber auseinandergeht in Ideales und Reales und wieder zurückkehrt in die reine Identität und Indifferenz: das war der erste Schelling. Der zweite schaute intellektuell an, wie alle Dinge durch Abfall aus dem Absolutum entstanden wären, Emanation. Aber der dritte Schelling schaut an, wie Gott sich selbst gebiert, ohne Unterlaß, wie aus dem finstern Urgrund des Absolutums durch Streben nach oben die Dinge in immer vollkommenern Gestalten hervorgehn, aus der Nacht sich das Licht gebiert, ein beständiges Werden und Wachsen, ohne Anfang und Ende. Und so Ieder ^6 libitum: was er eben träumt und ausheckt ist intellektuelle Anschauung der Vernunft und fordert Respekt. — Alle Philosophen des Altertums und der neuern Zeit bis nach Kant haben jedoch jene ganze übersinnliche Anschauung, sei es nun einer ganz andern Welt oder der Produktion der gegenwärtigen aus dem Ich, so wenig gekannt als den sechsten Sinn der Fledermäuse und hätten also, wenn das die Vernunft wirkt, gar keine Vernunft gehabt. — Ich setze bei Ihnen voraus, daß auch Sie dieser unmittelbaren Erkenntnis einer übersinnlichen Welt, aus der die gegenwärtige sich mit Leichtigkeit erklären und ableiten läßt, nicht teilhaftig sind, so wenig als ich; da Sie sonst wohl nicht sich die Mühe geben würden, mit mir einen beschwerlichen und viele Geistesanstrengung erfordernden Weg zu gehn, um wo möglich eine genügende Einsicht in das Wesen dieser wirklich vorhandenen Welt, in der wir sind, und die uns doch so fremd ist, zu gewinnen."') Oder ganz ähnlich: „Wenn Vernunft darin besteht, daß man das Absolutum anschaut, das Übersinnliche ahnet, das Übernatürliche erkennt; so haben alle Weisen des Altertums und alle Philosophen bis auf Fichte gar keine Vernunft gehabt; denn jene unmittelbaren Wahrnehmungen, Anschauungen, Ahndungen der Vernunft waren ihnen so fremd geblieben, als uns der sechste Sinn der Fledermäuse." —

Systematisch wie historisch angesehn, bieten die „Vorlesungen" eine Reihe interessanter Einzelheiten. So sind sie, wie schon angedeutet ist, im Besonderen für die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Gedankenwelt Schopenhauers von nicht geringer Bedeutung. Man hat in neuerer Zeit häufig die Ansicht vertreten, Schopenhauer sei im Laufe der Iahre von der Dogmatil seines ursprünglichen Standpunktes sGleichsetzung von Wille und „Ding an sich") zurückgekommen und habe seine metaphysische Haupttbese im zweiten Band der „Welt als Wille und Vorstellung" (1844) durch kritische

") Dieser Abschnitt (Deußens Ausgabe Band IX, Seite 236—237) ist eine interessante Variation des ihm korrespondierenden in der „Kritil der Kantischen Philosophie" (Bd. I, S. 617—618).

Einschränkungen abgeschwächt (Kuno Fischer). Hatte diese Ansicht in dem tert-
lichen Befund des ersten Bandes des Hauptwerks noch eine, wenn auch nur scheinbare Stütze, so entziehen die kurz nach ihm entstandenen „Vorlesungen" ihr jeden Boden; denn den unkritisch gehaltenen Partieen gehen hier bereits kritischer gefaßte in reichem Maße parallel. Daß wir den Willen als „Ding an sich" nicht adäquat, sondern nur in seinen einzelnen Akten, also zeitlich und phänomenal zu erkennen vermögen, war zwar schon im ersten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung" gesagt worden, aber hier, in den „Vorlesungen", wird diese wichtige Restriktion häufiger und energischer hervorgehoben. Überraschend aber wirkt eine andere Verschiedenheit. Während der erste Band des Hauptwerks (1819) das Zusammenfallen von Subjekt und Objekt bei der intuitiven Erkenntnis des Willens im Selbstbewußtsein nur schüchtern und mit Einschränkungen behauptet, darin also den Erscheinungecharakter dieser Erkenntnis nicht verwirft, während der zweite Band (1844) das Zusammenfallen beider Glieder ausdrücklich verneint: — wird diese Koinzidenz in den „Vorlesungen" mit viel kühnerer Entschiedenheit vertreten (Bd. IX, S. 446; Bd. X, S. 43, 59, 60), sodaß auf diesem Punkte eine Entwicklung der Lehre Schopenhauers von der Phase der früheren Schriftengruppe („Welt als Wille und Vorstellung" Bd. I und „Vorlesungen") bis zur Phase der späteren („Welt als Wille und Vorstellung" Bd. II, „Parerga und Paralipomena" usw.) schwerlich zu leugnen ist*).

Lehrreich und interessant ist ferner die Wahrnehmung, wie der Philosoph, der die anschauliche Erkenntnis auf jede Weise in ihre Rechte einzusetzen sucht, vor den studentischen Hörern das begriffliche Erkennen in einem Abschnitt behandelt, welcher an Umfang und Ausführlichkeit die entsprechenden Partieen der „Werke" bei Weitem überragt. So ist allein den „Schlüssen" ein Abschnitt von mehr als sechzig Seiten gewidmet. Doch scheint die Ausarbeitung der „Vorlesungen" auch hier manche Vorstufe geschaffen zu haben, welche auf die entsprechenden Stücke der späteren zum Druck bestimmten Werke hindeutet. — Sehr bezeichnend ist endlich der w arm e To n, in welchem Schopenhauer zu seinen Hörern spricht, das persönliche Kolorit des Vortrages, welches seiner Rede ein höchst individuelles Gepräge verleiht. Oft tritt hinter dem Sachlichen dieser persönliche Zug völlig zurück, um plötzlich wieder deutlich erkennbar zu werden. Es ist, als fühlte sich der Vortragende durch die gemeinsame Hingebung an die Sache, welche er bei seinen Zuhörern voraussetzt, mit diesen auch persö n - li ch zu einer Art von Einheit verbunden; es ist, als glaubte er durch die gleiche redliche Bemühung im Dienste der Wahrheit auch menschlich ein stillschweigendes Band geknüpft. Nirgends vielleicht kommt dieser herzliche Zug schöner zum Aus-

') Vgl. Heinrich Hasse, Schopenhauers Crlenntnislehre als System einer Gemeinschaft des Rationalen und Irrationalen, Leipzig, Verlag v. Felix Meiner 1913, S. 73 ff.

druck als an der Stelle, wo er nach den metaphysischen Darlegungen über die philosophisch von ihm so hoch bewertete Musik seinen Hörern die Pflege dieser Kunst mit eindringlichen Worten ans Herz legt:

„Nach dieser langen Betrachtung über das Wesen der Musik empfehle ich Ihnen den Genuß dieser Kunst vor allen andern. Keine Kunst wirkt auf den Menschen so unmittelbar und so tief ein als diese: eben weil keine uns das wahre Wesen der Welt so tief und unmittelbar erkennen läßt als diese. Das Anhören einer großen vollstimmigen und schönen Musik ist gleichsam ein Bad des Geistes: es spült alles Unreine, alles Kleinliche, alles Schlechte weg; stimmt jeden hinauf auf die höchste geistige Stufe, die seine Natur zuläßt: und während des Anhörens einer großen Musik fühlt jeder deutlich, was er im Ganzen wert ist, oder vielmehr, was er wert sein könnte. — Freilich verlangt jede Kunst, daß man die Empfänglichkeit für sie durch Bildung stärke: denn selbst das Ziel, die Abficht der Kunst lernt man erst kennen dadurch, daß man sie erreichen sehe. So fordert auch die Musik sehr viel Bildung: eben weil nur allmählich und durch Übung der Geist so viele und mannigfaltige Töne zugleich und schnell nacheinander fassen und kombinieren lernt. Wenn daher einer meint, mit all der bunten Musik wäre es für ihn nichts, er könne bloß Tanzmusik oder ein Lied zur Chitarre genießen; so ist dies eben Mangel an Bildung. Sie haben hier zu dieser Bildung und diesem Genuß die schönste Gelegenheit. Leider fehlt Kirchenmusik, die zur Grundlage der Einsicht in das Wesen der Musik und zur Grundlage der musikalischen Bildung das Beste ist. — Auch eignes Musizieren trägt viel bei zum Verständnis der Musik.

Hören und Spielen sei Ihnen auf jede Weise empfohlen, als Teilnahme an dieser heilsamen Kunst. Wer sich der Wissenschaft ergibt, muß seinen Geist im Ganzen veredeln; das fließt auf Alles ein. Ein Musensohn, aus dem das Salz der Erde werden soll, muß auch in seinen Vergnügungen den Musen angehören und nur edle geistige Belustigungen suchen. — Spielen, Trinken u. dgl. überlassen Sie den Philistern. Wenden Sie lieber Geld und Zeit daran, in die Oper und ins Konzert zu gehn. Es ist doch ungleich edler und geziemender, wenn Vier sich setzen zu einem Quartett als zu einer Partie Whist."

»^

Erfinderarbeit A. Riedler
Geh. Regierungsrat Dr. A. Riedler,
Professor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin, Mitglied des Herrenhauses:
Erfinderarbeit.

Seit Iahrzehnten wird besserer Erfinderschut z begehrt, und einige Neuerungen zum Patentgesetz, die jetzt mehreren Interessentenverbänden zur Äußerung vorliegen, können als Frucht dieser Bewegung angesehen werden. Zweck dieser Niederschrift ist nicht, diese Neuerungen kritisch zu beleuchten, sondern nachzuweisen, daß die Klagen vieler Beteiligten, nicht nur der Erfinder, berechtigt sind, aber nie aufhören werden, weil das Wesen von „Erfindungen" mit unlösbaren Widersprüchen belastet ist. Ich beschränke mich auf das maschinentechnische Gebiet, weil dieses auch für Nichtsachkundige das verständlichste und eines der wichtigsten ist.

In weiten Kreisen herrschen Anschauungen über Erfinder, denen die harte Wirklichkeit völlig widerspricht. Die Sympathien, welche von der breiten Öffentlichkeit in der Regel den Erfindern zugewendet werden, führen zu landläufigen Vorstellungen von hohem Ruhm und Erfolg oder leidensvollem Kampf. Der Ruhm ist manchmal nicht verdient oder nur zufällig, oft nur Legende, die Leiden und Enttäuschungen hingegen sind meist klar zu sehen. Erfolg und Enttäuschungen können aber nur im Zusammenhang mit den gegebenen Verhältnissen beurteilt werden, die weite Kreise nie kennen lernen.

Auffällig ist zunächst, daß gerade die verbreitetsten Legenden mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen und die bekanntesten Erfinder nicht immer das erfunden haben, was die Welt meint.

Watt gilt als Erfinder der Dampfmaschine, die betriebsbrauchbar schon Jahrzehnte vor ihm vorhanden war. Trotzdem wird auch bei uns die englisch« Legende nacherzählt, daß der Knabe am dampfenden Teekessel und seinem tanzenden Deckel den Erfindungsgedanken gefaßt habe. Tatsächlich ist Watt nicht der Erfinder der Dampfmaschine, sondern ihr Ausgestalter und Bahnbrecher zu entscheidender Zeit, als das wirtschaftliche Bedürfnis nach solchen Maschinen mit der Gewinnung der Kohle aufkam.

George Stephens»n gilt als der Erfinder der Lokomotive In wenigen Jahren rundet sich das Iahrhundert seit dem vermeintlichen Geburtstage der Lokomotiveisenbahn, der berühmten Wettfahrt der „Rocket". Die Dampflokomotive war aber gangbar und brauchbar schon Iahrzehnte vorher vorhanden.

Otto gilt unbestritten als Erfinder der Gasmaschine. Seine umfassenden Patente kennzeichnen das Wesen von Gasmotoren, wie sie jetzt noch, nach vierzig Iahren, unverändert gebaut werden, sie haben aber im Prioritätsstreite nicht standgehalten, denn alles war vorbekannt, und gangbare Gasmaschinen waren schon vorher in Betrieb.

Bei gar vielen Erfindungen unserer Zeit, der es wahrlich nicht an öffentlichen Dokumenten gebricht, bleibt die Frage nach dem wirklichen Erfinder unbeantwortet. Wer ist z. B. der Erfinder des Drehstroms, der innerhalb des Lebensbereichs Tausender von wissenden Fachleuten die Elektrotechnik gründlich umgestaltet hat? Ist es Tesla oder Ferraris, die angeblich sein Wesen zuerst erkannt haben, oder ist es Dobrowolski oder die Gesellschaft, die mit ihm die Anwendung verwirklicht hat, oder sind es beide zusammen oder andere? Die meisten Nationen feiern daher begreiflicherweise für wichtige Erfindungen, für Dampfmaschine, Schiffsschraube, Telegraph, Telephon, Kraftwagen usw., ihre eigenen Erfinder. Wenn in diesem nationalen Wettlauf England manchen Vorsprung hat, fo liegt dies darin, daß dort die Erfinder längst ihre Historiker gefunden haben, während bei uns Geschichte dieser Art für unwichtig gilt und nur weniges, meist nur Anekdotisches über verkannte, ihrer Zeit vorangeeilte Erfinder, in Umlauf kommt. —

Menschenarbeit läßt sich meist in allgemeinverständliche, oft einfache Beziehungen zu den gegebenen Verhältnissen, den hemmenden wie den fördernden, bringen, Erfinderarbeit aber nur selten, und in Zukunft wird dies wohl noch weniger möglich sein. Das Verdienst des Erfinders und der Werdegang von wichtigen Erfindungen läßt sich in der Regel äußerst schwer richtig bestimmen, und die Frage: Wer ist der Erfinder? kann nicht immer zweifelsfrei beantwortet werden.

In unserer Zeit ist Erkenntnis, die zu wichtigen Erfindungen führen kann, nur durch viel Erfahrung, Studium und meist nur durch planmäßige wissenschaftliche Versuche möglich. Das Äußere täuscht, denn es gibt gar verschiedene „Erfinder" und „Erfindungen", aber es muß sehr verschieden gewertet werden.

Die größte Zahl von Erfindern schafft auf engstem Arbeitsfeld Verbesserungen und Neuerungen, darunter viel Wertvolles, aber auch ganz Verfehltes.

Die „Berufserfinder" werfen sich auf alles, was Erfolg verspricht; sie erfinden, ohne daß ein Bedürfnis vorhanden ist. Patente sind ihnen nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck. Sie sind meist phantasiereiche Köpfe ohne Tiefe und oft der Schrecken der wirklich schaffenden Kräfte; sie sind Fabrikanten von Patenten, die erst durch kostspielige praktische Erprobung Bedeutung erlangen können, aber nur in seltenen Fällen die Feuerprobe bestehen. Wohl aber können solche Patente weiteren Fortschritt verhindern.

Dann gibt es die vielen „findigen" Köpfe, die im gegebenen Falle, gegenüber Schwierigkeiten, also in der Not, praktisch gangbare, zum Erfolg führende Auswege finden und oft Erfindungen von größtem Werte schaffen.

Weiter gibt es eine verhältnismäßig geringe Zahl unabhängiger, bedeutender Erfinder, die, oft ohne die ursprüngliche Absicht des Erfindens, dank besonderen Umständen eingehende Studien anstellen können und deren Ergebnisse zu Erfindungen verdichten.

Dann die große Zahl abhängiger Erfinder, „Teilerfinder" möchte ich sie nennen, die mit den Mitteln großer Organisationen, denen sie angehören, zu Erfindungen oder Entdeckungen gelangen. Ihnen kommt das Verdienst der Erfindung selten allein zu, sie haben es meist mit anderen zu teilen.
Innerhalb organisierter großer Betriebe ist die Regel, daß ein Angestellter, infolge der ihm überwiesenen Aufträge und durch die Mittel der Organisation, durch besondere Versuche schrittweise zu dem Erfindungsgedanken geführt wird. Oft erstrecken sich die Studien über eine Reihe von Iahren, und die endliche Schlußfolgerung, die zum Erfindungsgedanken führt, die aber völlig anf der Arbeit der Vorgänger ruht, ist häufig viel einfacher, als die Vorarbeit war. Welche Person schließlich zu der Schlußfolgerung und Formulierung eines Patentanspruchs gelangt, ist manchmal ganz nebensächlich.
In vielen Fällen liegt der Erfindungsgedanke bereits in der Fragestellung, in dem Auftrage, einen Versuch, eine Konstruktion mit bestimmtem Ziel durchzuführen, und der Erfindungsgedanke ist dann oft nur eine für jeden Erfahrenen selbstverständliche Schlußfolgerung und Formulierung.
Auf maschinentechnischen Gebieten werden die meisten Erfindungen naturgemäß von Konstrukteuren gemacht. Sehr viele Erfindungen werden aber überhaupt nicht gewollt, sondern ergeben sich beim Betreten schwieriger Wege, auf der Suche nach praktisch gangbaren Kompromissen. Die richtigen „Erfinder" unter den Konstrukteuren, t,e immer „Besseres" wollen, sind meist recht unbrauchbar und mit Recht g.fürchret. Sie sind insbesondere geeignet, die Verwirklichung der betriebsbrauchbaren und marktfähigen Maschinen zu gefährden. Die meisten und besten Erfindungen ergeben sich durch das Bestreben, eine Aufgabe zu lösen, erst beim näheren Zusehen stellt sich ein bestimmter Zusammenhang als patentfähig heraus, und es wird ein Patent darauf genommen, was ursprünglich gar nicht beabsichtigt war.
Im Bereiche organisierter Betriebe ist der Erfinder durchaus nicht immer der, der sich dafür hält oder im Patente genannt ist, und Mißstände ergeben sich daraus, daß auch rechtlich jemand als Erfinder gelten kann, der es durchaus nicht ist.
Ein Direktor, der einen bestimmten Fortschritt anstrebte, gab einem Angestellten den Auftrag, die Patente einer Maschinengattung planmäßig durchzuarbeiten. Dadurch wurden nach langer Arbeit Lücken in der Patentreihe gefunden, das Ziel war dem Mitarbeiter bekannt. Bevor das Gewollte endgültig formuliert wurde, trat der Mitarbeiter aus dem Unternehmen aus und meldete selbst ein Patent auf „seine" Erfindung an. Das Gericht konnte die Grenze zwischen Dienstauftrag und „Erfindung" nicht feststellen.
Ein anderer hatte die Aufgabe, eine wissenschaftliche Untersuchung planmäßig durchzuführen, womit Laboratoriumsversuche Hand in Hand gingen. Der sehr erfahrene Mann zog selbst nach monatelangen Studien nie die endgültigen

Schlußfolgerungen, sondern ließ sich durch weiter« Studien und Versuche vorwärts schieben, bis auch andere Mitarbeiter anfingen, klar zu sehen; dann trat er aus und verdichtete die gewonnene Erkenntnis in Patentansprüche zu seinen eigenen Gunsten. Das war Untreue und Vertragsbruch. Das Gericht war aber machtlos, obwohl der „Erfindungsparagraph" im Vertrage stand.

Vielleicht sind die umgekehrten Fälle noch zahlreicher, daß die Erfinderarbeit der Angestellten durch Vorgesetzte oder durch das Geschäft rücksichtslos beansprucht und ausgenutzt wird, ohne daß dem Erfinder oder Mitarbeiter eine angemessene Entschädigung gewährt wird, und daß besondere geistige Arbeit, die weit über die Dienstverpflichtung hinaus geleistet wird, für den Urheber ohne Anerkennung bleibt.

Organisierte Arbeitsteilung ist in der Gegenwart unerläßlich; sie ist ein Kennzeichen unserer Zeit. Die Erfinderarbeit macht darin keine Ausnahme. Die Schattenseite ist, daß die Mitarbeit nicht immer so, wie sie es verdient, anerkannt wird, oder auch, daß jeder Mitarbeiter, der mitgeraten hat, schließlich der Erfinder sein will.

So spielen menschliche Verhältnisse in die Erfinderarbeit hinein, Überschätzung der Teilarbeit, Eifersucht oder Rücksichtslosigkeit der Vorgesetzten, Ehrgeiz an falscher Stelle und allerlei andere menschliche Unzulänglichkeiten und Fehler. Die können aber in eine allgemeine Betrachtung nicht eingeschlossen werden.

Allgemein wichtig ist die Abhängigkeit der Erfinderarbeit von wirtschaftlichen Verhältnissen, die höchst mannigfaltig, hemmend oder fördernd sein können. Die wirtschaftliche Verwertung der Erfindung ist doch der Endzweck. Wer immer Neues, wenn auch Besseres sucht, immer weiter erfindet, kann in organisierten Betrieben unmöglich werden, insbesondere in Fabrikbetrieben, er wird die Ausgestaltung wirtschaftlich brauchbarer Maschinen hemmen statt fördern. Die Massenfabrikation der Großbetriebe kann nicht jeder Neuerung folgen, auch wenn die Neuerung das Bessere ist, weil die kaufmännische Organisation dies hindert, weil die Fabrikeinrichtungen auf das Alte zugeschnitten sind und alles Neue Opfer an Zeit und Geld kostet.

Der Wert von Erfindungen ist zudem ganz unabhängig von Verdiensten; er kann meist gar nicht vorausbestimmt, nicht einmal geschätzt werden, sondern ist abhängig von einer Summe von Verhältnissen. Die Wertfrage, im voraus aufgeworfen, wird noch mehr als die Frage nach dem wirklichen Erfinder eine zunächst unlösbare Streitfrage sein. Die Industrie, welche die Patente ausnutzt, muß je nach der Sachlage ganz verschieden werten, abhängig von der Geschäftslage, den Hilfsmitteln, der Konkurrenz usw. Für die Industrie ist nicht der Fortschritt als solcher, sondern nur die verdienstbringende Verwertung Ziel und Zweck.

Zu den Schwierigkeiten, den wirklichen Erfinder und den Wert der Er-

findung festzustellen, kommt die weitere, daß jede wichtige Erfindung, insbesondere in Neuland, nur allmählich und in verschiedenen Stufen entstehen kann, die sich auf die vorangegangene Erkenntnis aufbauen. So sind z. B. beim Werden einer neuen Maschine als Hauptstufen zu unterscheiden: die Fassung des Erfindungsgedankens, seine Verwirklichung zur gangbaren Maschine, dann die Schaffung der betriebsbrauchbaren und schließlich die Ausgestaltung zur wirtschaftlich brauchbaren, verkäuflichen Maschine.

Die Ergebnisse auf diesen einzelnen Stufen sind sachlich und dem Werte nach völlig verschieden. Die erste Stufe ist unumgängliche Voraussetzung; aber es kommt häufig vor, und gerade im hochstehenden Maschinenbau, daß Maschinen, die mit Begeisterung als Fortschritt aufgenommen wurden, sich als wirtschaftlich unbrauchbar erwiesen, weil sie zu teuer, zu umständlich waren.

Es ist unmöglich, im voraus zu entscheiden, welche Entwicklungsstufe für Verdienst und Wertung die wichtigere ist. Allgemein kann man sagen, daß bei wichtigen Erfindungen der Erfinder auf den ersten Stufen viele Vorgänger finden wird, daß die letzte Stufe oft die sclftvierigste und immer die praktisch entscheidende ist, daß der Erfinderruhm, der in weite Kreise dringt, sich meist aber an die vorletzte Stufe, die Schaffung der brauchbaren Maschine, knüpft, weil sie die weithin sichtbare Umwälzung und die wirtschaftliche Weiterbildung veranlaßt. Daß einem Erfinder die Ausgestaltung bis zur letzten Stufe allein gelingt, ist bei schwierigen Maschinen seltene Ausnahme. Die Regel ist, daß der Erfinder auf einer der Stufen Erfolg erringt und auch diesen nur unter Mitarbeit anderer. Hierzu ließe sich über vielen falschen Erfinderruhm berichten.

Auf anderen Gebieten gibt es Neuerungen, die der Erfinder bis zur Verkaufsfähigkeit ausgestalten kann. Solche abgeschlossenen Erfindungen sind besonders begehrt, sie bringen kein Risiko, sind jedem verständlich, und die glücklichen Erfinder, z. B. von Flaschen- und Knopfverschlüssen, von Bartscheren und Messern, Spielzeugen usw., werden viel beneidet. Die Erkenntnis des Bedürfnisses oder der Verkaufsfähigkeit bedeutet oft schon die Erfindung selbst.

Solche Erfindungen verleiten aber zu falscher Beurteilung anderer, ganz anders gearteter Erfindungen, die auf Neuland liegen, das nur langsam und mühsam erobert werden kann, meist auch von verschiedenen Seiten zugleich betreten wird. Die Erfindungsidee und ihre erste Ausgestaltung bedeutet dann wenig gegenüber der mühevollen Tätigkeit der Eroberung. Diese ist die Hauptsache und gelingt meist nur organisierter Tätigkeit. Die Erfindungen erhalten in solchem Falle den Charakter von „Entwicklungserfindungen" und sind Lösungen von Schwierigkeiten oder Verbesserungen mit dem Ziele, die Konkurrenzfähigkeit zu ermöglichen oder zu erhöhen. Die Erfindungen allein, ohne diese Eroberung, bedeuten hingegen nur eine Episode, nicht immer einen Fortschritt, oft einen Umweg oder ein Hindernis.

Gerade die hochstehende Erfinderarbeit ist eine sehr verwickelte Tätigkeit

ganz anderer Art, als die Öffentlichkeit meist annimmt. Erfinder, die mit überlegenem Kopfe blitzartig neue Erkenntnis finden, gibt es nur noch selten, denn auf der Oberfläche ist längst nichts mehr zu holen; Wertvolles ist nnr durch das Eindringen in die Tiefe zu erlangen, dazu sind aber ausreichende Mittel, planmäßige Versuche und die entscheidende Mitarbeit anderer erforderlich.

In der Technik gilt insbesondere, daß alle wesentlichen Gedanken schon einmal da waren, wenigstens in unvollkommenen Anfängen, die unentwickelt bleiben, bis neue Bedürfnisse und neue Hilfsmittel neue Gestaltungen ermöglichen. Der Weg vom oft sehr einfachen Erfindungsgedanken bis zur wirtschaftlich brauchbaren Gestaltung ist stets ein sehr kostspieliger nnd mühevoller, den der Erfinder fast nie allein gehen kann. Oft kostet der Weg nur von der betriebsbranchbaren bis zur marktfähigen Maschine Millionen.

Die wertvollste Erfinderarbeit ist überwiegend Teilarbeit geworden, Teil der organisierten Gesamtarbeit. Der Versuch, den Anteil des Erfinders abzutrennen, führt zur Willkür, oft zum Schaden der übrigen Mitarbeiter. Das Entscheidende ist immer die Anwendung, die Ausgestaltung zur wirtschaftlichen Brauchbarkeit. Man mag dies unbefriedigend finden, an den Tatsachen wird dadurch aber nichts geändert.

Das deutsche Patentgesetz kennt keinen Erfinder, sondern nur den Anmelder, kennt auch keine Rechte des Erfinders auf das Patent. Andere Staaten erteilen Patente nur dem Erfinder, d. i. demjenigen, der als solcher genannt ist. Die Schwierigkeiten werden dadurch nicht geringer, denn den wirklichen Erfinder im Bereiche organisierter Arbeit ausfindig zu machen, würde wohl in den meisten Fällen erst ein gerichtliches Feststellungsverfahren mit seinen Wechselfällen und rein juristischen Deutungen erfordern.

Die Welt der Erfindungen ist also ganz anders, als im großen Publikum angenommen wird. Dazu kommt, daß die Verwertung der Erfindungen auf den Patenten beruht, und daß die Patentgesetze trotz ihrer vorzüglichen Wirkungen vieles Harte, Unrichtige, Willkürliche und selbst Unmögliche enthalten, was die Erfindungen und Patente tiefgehend beeinflußt. Wer Erfindertätigkeit würdigen will, muß diese Eigentümlichkeiten der Patentgesetze, die in unserer Zeit vielfach bis zur Unerträglichkeit gesteigert sind, mitwürdigen. Das soll in einer späteren Darlegung geschehen.

Vorläufig sei nur gesagt: Den Erfindern kann nicht einseitig geholfen »Verden, jedenfalls nicht durch Änderung einzelner Bestimmungen des Patentgesetzes, ohne daß der ganze Kompler der in Betracht kommenden Fragen mitberücksichtigt wird. Das ist schwierig, denn die Grundlagen, insbesondere die Bestimmung, was eine Erfindung ist und wer als Erfinder anzusprechen ist, sind schwankend, weil der Fortschritt, der sich in Erfindungen ausdrückt, ohne Widersprüche kaum analysiert werden kann. Das kann nur dem Fachmann gelingen, der das betreffende Gebiet aus lebendiger eigener Erfahrung kennt, ohne

dabei den weiten Blick zu verlieren, dem Fachmanne, der nicht neben nnd nicht in, sondern über der Sache steht. Zu dieser Schwierigkeit kommt noch, daß der Erfolg nicht immer der Leistung und dem Verdienst entspricht.

Das Bild ist daher ganz anders, als es die große Allgemeinheit sieht, die nur von den weithin sichtbaren Folgen einiger Neuerungen etwas erfährt und sich danach Vorstellungen über Erfolge und Verdienste einzelner Personen bildet, ohne die gewaltige Vorarbeit, Mitarbeit und Nacharbeit anderer bis zur brauchbaren Gestaltung der Neuerungen auch nur zu ahnen.

Der Heroenkultus ist in der Psyche weiter Kreise tief begründet, aber ebenso die Abneigung, das überwältigende „Genie" willfährig anzuerkennen, so daß dann in den Legenden über Erfindungen und „Wunder der Technik" immer bestimmten Personen, aber auch dem „Zufall" eine große Rolle zugeschoben wird.

In Wirklichkeit haben Genie wie Zufall ihren Auteil an dem Erfolg. Der Zufall war früher häufiger am Werke, als viele Arbeitsgebiete noch Urlaud waren; jetzt muß auch das „Genie" wissenschaftlich diszipliniert sein, sonst ist die Ausbeute gering.

Der überwältigende Fortschritt der Technik beruht nicht darauf, daß die Zahl der genialen Erfindungen angewachsen ist, sondern darauf, daß das Bedürfnis nach Neuerungen gewaltig gestiegen ist und zugleich der Trieb der Selbsterhaltung in der Industrie, die jetzt den Fortschritt planmäßig und mit großen Mitteln suchen muß, um konkurrenzfähig zu bleiben.

Die völlige Änderung der Grundlagen für die Erfindertätigkeit in unserer Zeit ergibt sich auch aus einer allgemeinen Betrachtung:

Die Erfinderarbeit steht unter dem Einfluß der steten Umbildung, die jede Menschentätigkeit durch die Anderuug der Verhältnisse erfahren muß, und die gerade in unserer Zeit rascher und tiefergreifend vor sich geht als je zuvor. Der Erfindungsbegriff mußte in unserer schaffensreichen Zeit ein anderer werden. Diese Veränderung und ihre Folgen aber müssen für die verschiedeneu Arbeitsgebiete erst genau festgestellt werden, sonst ist jeder Versuch, die gegenwärtigen unbefriedigenden Zustände zu bessern, nur Stückwerk, das sehr schaden, aber mir wenig nützen kann.

Mit der Umgestaltung der Verhältnisse mußte die Schwierigkeit wachsen, Erfinderarbeit uud Patente zu werten. Die Größe der Leistung liegt längst nicht mehr in den sogenannten Erfindungsgedanken. Der Schwerpunkt der Leistung mußte sich vom bloßen Erfindungsgedanken auf die richtige Gestaltung des Neuen für immer schwieriger werdende technische und wirtschaftliche Zwecke verschieben. Das Kennzeichen der Umbildung auf diesem Gebiete ist daher die Verschiebung des Erfinduugswertes vom Abstrakten zum Konkreten.

Also „der Sieg der Materie über den Geist!" werden einseitig Gebildete sagen, die ihr willkürlich abgegrenztes Wissensreich für die Welt ansehen. Ganz

im Gegenteil! Die jetzige Erfinderarbeit erfordert viel mehr überlegenen Geist als früher das Auffischen neuer Gedanken!

Dazu kommt der Umstand, daß mit dem Wandel der Zeit und der Arbeitsweise Erfindungen immer weniger als Schöpfungen von Einzelnen auftreten, sondern organisierter Arbeitsteilung entspringen. Erfindungen stellen sich immer mehr dar als die planmäßige Verwertung von Erfahrungen für gegebene Zwecke mit wissenschaftlichen Mitteln. Der Erfindungsbegriff im Sinne des bloßen Erfindungsgedankens muß in unserer Zeit mit ihrer fortschreitenden, hochvrganisierten Technik immer mehr verblassen; er verschwindet deshalb nicht, aber die praktische Ausgestaltung des Gedankens spielt eine immer wichtigere Rolle. Die Person des einzelnen Erfinders und die von ihm geleistete Teilarbeit in den Vordergrund zu stellen, widerspricht auch dem Wesen unserer Zeit. Man mag diese Zeit tadeln, wenn man sie aber nicht ändern kann, muß man die Konsequenzen ziehen.

Dr. Diehe:

Vorposten der wissenschaftlichen Forschung. H.

(Georg Hirth-München.)

Der erst jüngst wieder so gefeierte Herausgeber der „Iugend", Dr. Georg Hirth in München, darf als einer der kühnsten Ersten gelten, welche das leben im allgemeinen, das Körperwachstum im besonderen sozusagen elektro-energetisch zu erklären versucht haben. Mit dieser Feststellung möchte ich mich begnügen und mich nicht weiter mit der Person dieses Forschers aufhalten. Wenn ich der Überschrift zu meinem Aufsatze gleichwohl den Namen Hirths beigefügt habe, so will ich dies damit erklären, daß derselbe eben mit der zu behandelnden Sache zu eng verknüpft ist.

Ein zwar nicht simpler, meinetwegen aber ungelehrter Ehegatte, welchem der erste Blick auf das Unterpfand ehelicher Lust in Liebe nach glücklich auegeführtem Kunstgriff der Berufenen vergönnt war, wird sich eines eigentümlichen Gefühls nicht erwehren können. Dieses Gefühl besteht darin, daß man zum erstenmale selbst, mit eigenen Augen beobachten kann, wie eine, ja eine ganze Welt „aus nichts geworden". Denn der Mensch impliziert im Gedankengange der erakten wissenschaftlichen Forschung die Marimalleistung der Kraft, den Höchstpunkt alles organischen Werdens; die vorderen Glieder zählen dabei nur noch mit; die Wertbenrteilung der anorganischen Schöpfung unterliegt gegen die der

organischen Welt vollständig. So muß es denn etwas außergewöhnlich Großes sein, die Menschwerdung, von den Himmelsgrößen ganz abgesehen.
Wann aber wird die Zeit gekommen sein, da wir für den lebendigen Bau Mensch eine endgültige mechanische Erklärung abzugeben vermögen? Denn wir dürfen uns der Tatsache nicht verschließen, daß, je gründlicher die Erforschung der Lebenserscheinungen betrieben, je sorgfältiger die chemischen und physikalischen Vorgänge untersucht werden, desto schwieriger, wenn nicht hoffnungsloser die Erreichung des Ziels erscheint. Mich deucht's ein gewagtes Unterfangen, auf wenigen Seiten einer Zeitschrift das Mysterium des Wachstums zu skizzieren.
Unbegreiflich lange lag derjenige Teil der Lebensvorgänge in undurchdringliches Dunkel gehüllt, in welchem die Entstehung neuer Wesen gegeben ist. Die Beobachtung der Befruchtungsvorgänge, deren Kenntnis jetzt schon beinahe bis in die oberen Klassen der Bürgerschulen vorgedrungen ist, hatte zu den erbittertsten wissenschaftlichen Fehden unter den Gelehrten geführt. Der hierbei unterlag, wurde indes einer der Bahnbrecher auf dem noch bis znm Iahre 1838 unerforschten Gebiete der Zellentheorie: Matthias S ch l e i d e n. Allein dieser hatte sich nur auf die Pflanzenzelle bezogen und erst Theodor Schwann war es, welcher gleich im folgenden Iahre (1839) nachwies, daß auch der tierische Körper aus Zellen aufgebaut ist; leider aber vermochte er keine Erklärung dafür zu geben, durch welche Vorgänge die Vervielfältigung der Zelle bis zu ihrer Marimalleistung im ausgereiften Körper geschähe. Diese Entdeckung blieb Rud. Virchow vorbehalten. Er stellte den Satz auf, daß jede Zelle das Ergebnis einer Zellteilung ist. Ehe man aber zu der Erkenntnis gelangte, daß Ei und Spermatozoon garnichts anderes als Zellen, aus denen der ganze Körper aller Organismen zusammengesetzt ist, darstellen, waren von Leeuwenhoek bis Schweigger-Seidel und La Valette-St. George rund 200 Iahre ins Land gegangen. Und dennoch ist alles Nissen von der Zelle bis in die Mitte der 70er Iahre des vorigen Iahrhunderts äußerst rudimentär zu nennen. Die darwinistische Lehre von der Entwicklung der Organismen mittels triebartiger, gewollter Veränderungen bei der Fortpflanzung zwecks Höherzüchtung im Kampfe ums Dasein hatte bereits um diese Zeit ausgedehntere Verbreitung gefunden. Der Biologe Aug. Weismann unternahm es, sie in die Zelltheorie einzubeziehen. Gemeinsam mit Rour gründete er auf den seitherigen Forschungsergebnissen seine Zellvererbungstheorie. So fein dieselbe auch ausgebaut erscheint, Vermutung und Hypothese wiegen in ihr gleichwohl über.
Darf dessenungeachtet der Befruchtungsvorgang im allgemeinen als erforscht gelten, die Lebensbedingungen der Zelle stehen noch auf der Vorpostenkette der wissenschaftlichen Forschung. Die Grundfrage, w i e erhält sich die Zelle nicht bloß am Leben, sondern, wodurch ist ihr Wachstum bedingt? — soll das fernere Ziel meiner Erörterungen sein.

Mit dem Problem der Wachstumsvorgänge ist die Ernährungsfrage aufs engste verbunden. Der Franzose Berthelot nahm die Lösung der letzteren für sich ausnahmslos in Anspruch, da das weite Feld der Chemie allein erfolgreiches Arbeiten in Aussicht stelle. Seine Prophezeiungen, die nunmehr über ein Vierteljahrhundert zurückliegen, sind bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen und, wie die Dinge liegen, können sie auch niemals in Erfüllung gehen. Der Chemiker Berthelot hatte ganz und gar übersehen, daß die Lebenstätigkeiten des menschlichen Organismus abhängig sind von dessen anatomischem Bau; er hatte offensichtlich nicht begriffen, daß physiologische Prozesse wesentlich andere Vorrichtungen zur Voraussetzung haben, als rein chemische. Wenn er mithin erwog, daß das Beefsteak der Zukunft aus höchstens 10 z;r komprimiertem reinsten Eiweiß-Nährstoff von 75 ßl' frischem Ochsenfleisch bestehen werde, so mag allerdings richtig sein, daß sein Traum in der Krankenkost verwirklicht ist, aber mit dem „chemischen Beefsteak" kann sich ein Gesunder eben nicht ernähren. Die ausschließliche Verwendung der rein chemischen Kost für die Ernährung des Menschen und der höheren Säugetiere würde allein schon an deren Darmlänge scheitern. Drüsen, Galle, Milz, Pankreas, Nieren und Magen, die alle mehr oder weniger der ständig drohenden Gefahr ausgesetzt sind, sich selbst zu verdauen, können eine komprimierte rein chemische Kost ebensowenig brauchen wie Überladungen mit Küchengerichten unterster Zubereitung. Hätte die Menschheit nicht «inen so gesunden Ernährungstrieb und hätte sie sich den Berthelotschen „Ratatinationstheorien" anvertraut, sie hätte sich in dem einen Vierteljahrhundert ins Grab gegessen. Nach seinen Theorien fabrizierte Kotelettes, Karbonaden, Beefsteaks und Rnmpsteaks, Omeletten und Pfannkuchen hätten sckstverlich diejenigen Bestandteile gehabt, die erforderlich sind für die Alkaleszenz dee Blutes und der Lymphe; damit aber würde der Magen zum Selbstmord verurteilt sein.

Heute können wir uns kaum eines spöttischen Lächelns wegen des ä)«mischen Sports des sonst bedeutenden Gelehrten erwehren. Denn ist uns die chemische Konstitution des Eiweißmoleküls im großen und ganzen noch unbekannt, noch weniger wissen wir über seinen komplizierten Aufbau aus den durch die Nahrung dem Körper zugeführten Grundstoffen. Sintemal das Eiweißmolekül der verschiedensten Organismen so ungeheuer verschieden ist, daß man beinahe zweifeln könnte, ob man die Moleküle in allen Fällen als solche des Eiweißes anzusprechen habe. So besteht das Pferdeeiweiß aus 2331, das Hundeeiweiß aus 2301, dae Hühnereiweiß aus nur 646 Atomen Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Schwefel. Es gibt keinen Chemiker, der imstande wäre, ein Eiweißmolekül synthetisch, d. h. künstlich nachzubilden. Wir verdanken Abderhalden und E. Fischer's glänzenden Untersuchungen über die Natur der Eiweißstoffe zwar sehr viel, allein zu höheren Erkenntnissen, ale daß die amidartige Verknüpfung der Aminosäuren in den natürlichen Eiweißstoffeu

eine Rolle spielt, sind wir bis zum Iahre d. H. 1912 gleichwohl nicht gekommen.

Daß wir die Eiweißchemie noch nicht ganz beherrschen, ist für die Physiologie schlechthin ein eminent fühlbarer Mangel. Denn mit dieser Unkenntnis hängt zusammen die Lückenhaftigkeit unseres Wissens von derLymphe und vom Blute. Welche Tätigkeit die Lymphzellen (Leukocyten) zu erfüllen haben, ist, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, mehr als ein dunkles Ahnen nicht. Und was nun das Blut anlangt, so hat die Wissenschaft klargelegt, daß es zunächst seine rote Farbe seinem Eisengehalt, die hellere Tönung seinem Gehalt an Oryhämoglobin und seine Flüssigkeit innerhalb der Blutgefäße der Anwesenheit der Lymphzellen verdankt. Die Totenstarre des Muskels tritt mit der Blutgerinnung ein, d. h. mit dem Absterben jener, Leukocyten genannten, Lymphzellen. Englische Forscher haben in der Gerinnbarkeit des Blutes an einer äußeren Wunde die Selbsts ch u tzf ä h i g k e i t des Körpers bewiesen. Weiter reicht unser positives Wissen vom Blute nicht; alles übrige ist Vermutung — Hypothese. Reines Blutplasma hat bis heute noch nicht analysiert werden können; nur das Serum ist chemisch untersucht und zerlegt worden, und aus seiner Zusammensetzung schloß man, kühnlich genug, auf die des Plasmas unter Hinzurechnung des Faserstoffes.

Praktisch-medizinisch hat aber dennoch die Erforschung des Blutes wertvolle Resultate gezeitigt. Einmal hat die Kenntnis der Ursachen der Gerinnung zur Abschaffung der Bluttransfusion in der Therapie geführt; dann aber ist man durch die Erkenntnis der Zerlegungsfähigkeit des Plasmas durch die Salze in die tieferen Geheimnisse des Lebens eingedrungen. Tod und Leben haben lediglich hier ihre innigsten Berührungspunkte. Und hier stoßen wir auch an das Gebiet, in welches die Hypothesen Georg Hirths hineinragen. Sonderbarerweise wird sein Name in der medizinischen Fachliteratur nirgends genannt. Es kann ja freilich gar keine Rede davon sein, ihn als den Vater des Gedankens zu bezeichnen. Ick weiß zwar nicht, bis zu welchem Iahre seine Forschungen über diesen Gegenstand zurückreichen; denn C. Lehmann, Zuntz in seiner 1868 zu Bonn vorgelegten Doktorarbeit, Evante Arrhenius, Limbeck und A. v. Koranyi haben sich schon vor 25 bzw. 15 Iahren mit den von ihm behandelten Fragen beschäftigt und ihre Arbeiten finden sich verstreut in der wissenschaftlichen Literatur. Nun hat aber ein Gromnger Prof. Di'. Hamburger schon im Iahre 1912 in der Berliner Mediz. Verlagsanstalt eine Schrift erscheinen lassen, welche die Behauptungen des Nichtarztes Hirth, derentwegen dieser von der praktischen Ärztewelt mißtrauisch angesehen worden war, bestätigt. Die kleine, kaum 75 Oktavseiten haltende Schrift gewinnt aber ein noch höheres Interesse, als sie gleichsam die in dem vom S o lvay-In stitu t zu Brüssel vor drei Jahren

erlassenen Preisausschreiben zur Erörterung gestellten Fragen beantwortet. Davon ausgehend, daß Mitscherlich im Iahre 1844 die gegenseitige Anziehung von Wasser und Salz quantitativ bestimmte, während Hugo d e Vries 1882 das Wasseranziehungsvermögen der Salzlösungen als neue Lehre von der Isotonie in die medizinische Wissenschaft einführte — da auch die roten Blutkörperchen dem Gesetz der isotonischen Koeffizienten gehorchten —, weist Hamburger endgültig nach, daß der osmotische Druck und die Ionenlehre grundsätzliche Bedeutung für die Physiologie und Pathologie des Blutes besitzen*). Es ist hier bewiesen, daß die chemische Zusammensetzung des Blutes funktionell an die Konstanz des osmotischen Druckes gebunden ist, und daß dieser nur durch die isotonischen Lösungen beeinflußt wird. Eine feststehende physiologische Salzlösung, an welche die landläufige Medizin noch glaubt, gibt's nicht mehr! . . . Die chemische Konstitution der verschiedenen Zellarten ist nicht dieselbe, nnd, nicht das gleiche Gemisch von Salzen weisen die verschiedenen Organe auf! In einer Kochsalzlösung hört ein aus dem Körper genommenes Herz zu schlagen auf, fügt man aber Kali-, Kalk- und Magnesiasalze hinzu, fängt es wieder zu schlagen an (Ringersche Lösung). Die Blutkörperchen enthalten weniger Chlornatron, als das Serum, sodaß Chlor-Ionen in jene eindringen können, und der Chlorgehalt des Serums abnimmt, sobald Kohlensäure auf das Blut einwirkt, der Sodagehalt des Blutes also gesteigert wird. Daran schließt sich die Erklärung der Quellung des Blutkörperchens. Es quillt auf Kosten des Serumwassers. So nimmt durch die Einengung des Serums die Verdichtung von dessen Eiweiß, Fett, Kohlenhydraten (Zucker) und Alkalimineralien zu. Was anders heißt das, als daß alles organische Leben elektro-(bio)chemischer Natur ist?! — Mit diesem Ergebnis darf man, da die Schwelle des 20. Iahrhunderts kaum erst überschritten ist, denn doch zufrieden sein.

') Außerdem: Ätiologie und Therapie der Blutdrucksteigerung von vr me<l. Hase: b«el, Wiesbaden 1910, bei Bergmann ein« Sck,nft, die jedem Arzte dringend empfohlen »verde« lann.

Ernst Altkirch:
Der Bildhauer der Aphrodite. Novelle')

Ich kam um die Stunde, da die Sonne sich zum Untergange rüstete, aus den Säulengängen des Gymnasiums und schritt über den Marktplatz durch das Gewühl der Menge hin zum Hafen. Bei dem Brunnen der Demeter faßte mich von hinten beim Gewande der Dichter Melesias. Außer Atem war er und rief: Vernahmst du von dem Geschick des Perilaos?

Meine Augen fielen auf seine bestaubten Füße, die ohne Sandalen waren, und ich sah ihn voller Verwunderung und Schrecken an. Melesias aber, bevor ich noch eine Frage an ihn gerichtet hatte, schrie mit vor Schmerz entstelltem Angesicht: Der König sprach ihn des Todes schuldig!

Seine Worte erschütterten mich, daß ich gegen die Umrandung des Brunnens sank, und ich stammelte: Ihr Götter, steht ihm bei! O rede, wie kann ich glauben, was du sagst!

Melesias schickte sich an zu reden, doch er schwieg und preßte die Hände vor das Antlitz, als Lärm von der Treppe her erscholl, die zum Palaste des Königs führt. Volk umdrängte eine Schar Soldaten, die den in Fesseln geschlagenen Perilaos zur Richtstätte schleppten, und Weiber, die nnverhüllt ihm folgten, spotteten seiner und höhnten ihn.

Ich kehrte mich weg, so tief beugte der Schmerz mich nieder. Erst als der Haufe an uns vorüberzog, erhob ich meine Augen und sah Perilaos in das lockenhäuptige Angesicht. Und seltsam, er lächelte. Aus seinen Angen, gegen des Himmels lichtdurchdrungene Bläue erhoben, brach überirdischer Glanz, und von seinem halb geöffneten Munde las ich den Triumph einer glücklichen Botschaft.

Ich hatte den neben mir stehenden Melesias vergessen, und der Anblick des Freundes, der zwischen den Soldaten wie ein Einsamer und Gottestrunkener dahinschritt, ließ mein Herz so erzittern, daß ich ihn anrufen mußte, aber nur ein schwacher, angstvoller Laut drang über meine Lippen: Perilaos!

Er wandte das Haupt nach mir hin, und sobald er mich nnd Melesias erkannt hatte, versuchte er, mit der gefesselten Rechten uns zu winken. Und da ein Soldat nach ihr mit der Schwertscheide schlug, brach er in die Worte aus: Trauert nicht, Freunde! Ich bin des höchsten Glückes teilhaftig geworden, darum ist mein Leben so schön und wunderbar, und ich gehe in einen seligen Tod!

Seine Füße trugen ihn wie auf Flügeln. Wir aber schauten ihm stumm und fassungslos inmitten lärmender Händlerinnen nach, bis er unseren Augen entschwand. Dann umklammerte Melesias meinen Arm und zog mich fort.

') Aus dem Novellenbuche „Liebe", da« in diesem Iah« im Verlage Eugen Diedencke, Jena «scheint.

Um der Menge zu entrinnen, bogen wir in eine stille Gasse ein, die sich zwischen Gartenmauern hinzog.

Zu dem kleinen Tempel, der der Themis geweiht ist, lenkten wir unsere Schritte. Wohlgeruch strömte uns entgegen. Von den Ölbäumen, die dem Tempel Schatten spenden, hingen silberne Blütenschleier bis zur Erde. Auf der Mauer, die den Platz vor der heiligen Stätte umgrenzt, ließen wir uns nieder. Durch dunkle Stämme und das zitternde Laub sahen wir das brausende Meer aufleuchten.

Und Melesias sprach: Der Themis einsames Tempelchen habe ich oft-
mals mit ihm, als wir Iünglinge waren, aufgesucht. Die Ilias lockte uns hier-
her, wenn wir im Meere gebadet hatten. Der Rhapsode regte sich in uns beiden, daß wir uns in der Begeisterung die Schriftrolle gegenseitig vom Kinn wegzogen. Wer war schön, anmutig und großgeartet wie Perilaos! Dem reinen Golde gleich, von keinem Hauche getrübt, so war ihm Leib und Seele, und seine Keuschheit größer als die eines Weibes. Hörtest du das Volk, das ihm nach-
schrie: Seht, da schleppt man den Schamlosen, dem unsere Königin nicht heilig war, zum Tode! Er faßte die harten Worte nicht, er lächelte nur. Sie be-
rührten sein Ohr so fremd, als ob Sinn und Deutung von den Göttern niemals in sein Herz gelegt worden wären.

Welch unseliges Verhängnis, daß er zur Königin Nausimache in Liebe ent-
brannte, klagte ich.

Glaubst auch du den Schandmäulern, rief Melesias. O glaube ihnen nicht! Gedenke der Zeit, da der Krieg zu Ende war, und Tempel und Paläste zur Ehre der Götter sich füllten mit Bildwerken ohne Zahl. Perilaos schuf damals für den Männersaal der königlichen Burg den gewaltigen Fries der Kentauren-
kämpfe. Und nachdem der Tempel am Parmissos vollendet war, übertrug ihm der König Snbotas die Herstellung des Götterbildes. Aus den Händen eines so glänzenden Künstlers sollte das Bild der goldenen Aphrodite hervorgehen.

Laß mich weiter erzählen.

Als Perilaos an die Ausführung des Werkes gehen wollte, saß er stunden-
lang in der Palästra und achtete auf die Knaben und Iünglinge, die von be-
sonders feinem Wuchse waren. Unter ihnen forschte er nach ihren Schwestern. Und viele der edelsten Iungfrauen, deren Brüder dem Bildhauer wohlgefielen, kamen in seine Werkstatt, sich vor ihm zu entschleiern und ihn durch den Adel ihrer Schönheit zu der Statue der Göttin zu begeistern. Auch die anmutige Prodike und andere Hetären traten über seine Schwelle, ob von ihnen eine der Ehre teilhaftig würde, ihm als Vorbild für sein Werk zu dienen. Perilaos war tief beglückt von soviel Begeisterung, womit die Schönsten ihres Geschlechts sich ihm nahten. Wenn er aber am Abend allein in seiner Werkstatt saß, die von Wohlgerücheu noch erfüllt war, sank ihm das Haupt auf die Brust, und sein Mund klagte: Wo finde ich den Leib, der mich beseligt, die Göttin zu schaffen?

Der Bildhauer der Aphrodite Ernst Altkirch

Da begab es sich, daß der König Sybotas nach einem heißen Tage auf der Terrasse seines Palastes sich mit Dichtern, Philosophen und Künstlern umgab, um in ihrer Mitte sich an einem erlesenen Mahle zu ergötzen und mit ihnen Wein zu trinken.

Unter den Geladenen befand sich auch Perilaos. Als der Nachtisch aufgetragen wurde, ehrte ihn der König dadurch, daß er ihn aufforderte, sich auf seiner Kline mit zu lagern. Sybotas reichte ihm von seinen großen Feigen, und während beide davon aßen, erkundigte er sich nach den Vorarbeiten für die Statue der Aphrodite. Der Bildhauer zögerte, sich dem Herrscher anzuvertrauen. Da dieser jedoch mit freundlicher Rede in ihn drang, öffnete er ihm sein Herz.

Inzwischen schöpften jugendliche Sklaven süß duftenden Wein aus den Mischkrügen in goldene Schalen, und hundertblättrige Rosen umkränzten das Gefäß, worin Zeus das Trankopfer dargebracht wurde. Sybotas war sehr durstig und schlürfte die erste Schale, die man ihm reichte, mit großer Hast leer. Er lächelte so seltsam ob des Geständnisses, das ihm Perilaos abgelegt hatte, und nach einiger Zeit erhob er sich, wobei er das violettfarbige Himation umwarf, in das der Bacchantenzug hineingewebt ist, und winkte dem Künstler, ihm zu folgen. Beide stiegen die breite Treppe zum Garten hinab und betraten die Säulenhalle, die ihn umgibt.

Sybotas war vom Wein erregt, und kaum, daß er sich vor einem Lauscher sicher wähnte, verlangsamte er seine Schritte und sprach zu Perilaos: Dein Bekenntnis hat mich gerührt. Und wahrlich, nur ein Weib kann es sein, — nur diese eine!

Des Künstlers Wangen füllten sich mit Blut, er ergriff den Mantel des Königs, küßte ihn und stammelte: Q nenne es mir!

Sybotas betrachtete den Bildhauer abermals mit lächelndem Munde, und ein kaum vernehmbarer Seufzer entfloh seinen Lippen, dann antwortete er bedächtig und mit erhobener Stimme: Die Königin Nausimache ist dieses Weib!

Perilaos erschrak und streckte wie abwehrend seine Arme vor. Mein König, rief er flehentlich, die gnädigen Götter haben dein Glück gekrönt, daß dein Weib an Gestalt und Schönheit einer Unsterblichen gleicht. Die Schönheit dieses Weibes haben die Himmlischen dir gegeben als ein sichtbares Zeichen ihrer Liebe. So sei sie dir denn nun auch heilig und unantastbar.

Sybotas blieb stehen; Mißmut warf einen Schatten auf sein Angesicht. Er entgegnete stolz: Zu engherzig denkst du, Künstler Perilaos du! Der Götter Hand ist mit mir, und alle Glücksgüter der Erde wurden mir zuteil. Mit einem außerordentlichen Geschenke die Götter zu ehren, geziemt mir deshalb gar wohl. Kann ich sie aber besser ehren, als wenn ich der Aphrodite ein Standbild errichte, für das ich mein Weib sich den Blicken aller Menschen zu entschleiern heiße? Wie wird jnbeln und mir danken mein Volk! Und die Nachwelt wird bewun-

dernd vor deiner Statue stehen, Perilaos, vor dieser Statue der Göttin Aphrodite, die nach dem Leibe des schönsten der Weiber gebildet ward.
Snbotas schwieg und blickte Perilaos an, eine Antwort heischend. Der Bildhauer blieb stumm.
Da zog der König das weite Himation fest um sich, und verdrossen und scherzend zugleich kam es von seinen Lippen: Beim Zeus, Weiber, Künstler und Narren sind eines!
Damit wandte er sich zu der Freitreppe zurück und schritt sie langsam hinauf. An der Brüstung der Terrasse blieb er stehen und schaute lange über die bergige Landschaft hin, die vom fahlen Leuchten der Mondsichel wie in Nebel getaucht war. Iäh kehrte er sich zu Perilaos: Morgen will ich mit dir weiter reden.
Die Nacht war rasch hereingebrochen. Sklaven nahmen das Zeltdach ab, das die Terrasse überspannte. Dann brachten sie Fackeln herbei und setzten Feuerbecken, die mit gedörrten Holzscheiten gefüllt waren, in Brand. Ein kühler Wind, der vom Meere kam, und die Wasserstrahlen der Springbrunnen erfrischten wundersam die Luft, und laue, süße Wohlgerüche entstiegen den dunklen Gebüschen des Gartens.
Der König suchte wieder seinen Platz an der Tafel auf, doch an den fröhlichen Gesprächen der Dichter und an dem Witze der Philosophen fand er nur wenig Gefallen.
Laß die Flötenspielerinnen kommen, befahl er einem alten Sklaven.
Mit den Flötenspielerinnen erschienen auch Mimen und Gauklerinnen; aber diese alle schickte er weg bis auf ein Weib, die Schwerttänzerin Rhodope, die vortrefflich und hoch gewachsen ist, und deren Schenkel sich so glatt und sanft wie die einer silbernen Statue biegen.
Ihr Leib war fast nackend und mit einem stark duftenden Dl gesalbt. In den Händen hielt sie vier Schwerter, deren Klingen haarscharf geschliffen waren. Sie stieß sie in den Boden, und nachdem sie die Bänder ihrer Sandalen gelöst und ihre langen Flechten unter einer roten Haube verborgen, zeigte sie ihre Kunst. Ruhig und sicher glitt der Körper Rhodopes, dem Spiel der Flöten folgend, an der Schärfe der blitzenden Schwerter vorbei. Er war so stählern und geschmeidig wie der eines Iünglings, der sich in den öffentlichen Spielen Ruhm erwirbt.
Snbotas klatschte der Schwerttänzerin Beifall, und die jungen Dichter und Künstler, denen das Antlitz brannte, erhoben ein begeistertes Geschrei, während die Alten sich in überschwenglichen Worten ergingen. Nur Perilaos war still und in sich gekehrt.
Am anderen Tage sprach der König zu ihm mit harter Stimme: Tritt her zu mir! Ein breiter Goldreif zog sich um seine Stirn, und unstet flammte sein Blick. Mit den Händen sich schwerfällig auf die Knie stützend, tat er Perilaos

kund: Die Königin begehrt mit dir zu reden. Darauf winkte er einer Sklavin, die zu den Tiirhüterinnen gehörte, daß sie den Künstler geleite.
Perilaos schritt mit ihr über den Hof am Altare des Zeus Herkeios vorüber und stieg die Treppe zu den Frauenwohnungen hinan. Die Sklavin öffnete ihm ein halbdunkles Gemach, dessen Wände aus bläulichem Marmor goldene Kränze schmückten, und der Estrich war mit vielen Rosen bedeckt. Auf ihrem ans Gold und Elfenbein gefertigten Thronos saß Nausimache, die Brust und das Haupt verschleiert. Regungslos, geheimnisvoll erglänzend wie ein Götterbild saß sie, und ihr Anblick ergriff Perilaos, daß er sich auf sein Antlitz warf. Durch die Schatten des Schleiers, der Nausimaches Angesicht verhüllte, wetterleuchtete der Glanz ihrer Augen. Und ihre Stimme tönte dem klingenden Silber gleich: Nicht rief ich dich, weil der König es mir gebot! Doch rief ich dich, Perilaos, damit dir bewußt werde, daß ich nicht das Weib bin, wie Sybotas es dir verheißen hat. Mehr als Leibeszier und Perlenglanz schmückte mich einst der Geist der Liebe. Er ist wie ein kostbares und leicht zerbrechliches Gefäß, das von plumpen Händen berührt, auch seiner äußeren Schönheit verlustig geht. Ich war einmal von hoher Schönheit, von edlerer Bildung kann auch Aphrodite nicht sein. Weit zurück liegen die holden Tage der Iugend, und mir blieb nichts als der goldgewirkte Iungfrauenschleier, der mich einhüllt, und um den ich Here betrog.
Perilaos, sich aufrichtend, aber erwiderte ihr: O Königin, was andres kündest du mir, als daß du die schönste der Frauen bist?
Vermessener! schrie Nausimache auf.
Nenne mich nicht vermessen! Sieh mich an und fühle die Sehnsucht, die mich durchglüht, die Wonne, von der ich erbebe! Gottestrunken sind meine Augen von dir, und müßte ich auch immerdar den Anblick deiner leiblichen Schönheit entbehren, so würde doch, daß du deine Seele mir enthülltest, genug sein, daß ich das Bild der hohen Göttin nun zu schaffen vermöchte!
Die Königin streckte unter dem Schleier ihre Hand hervor.
Halt ein, halt ein, flüsterte sie. Ihr gnädigen Götter, warum laßt ihr mich diese Stunde erleben! Soll nun auch noch der süße Trost der Einsamkeit mir genommen sein?
Während Nausimache also sprach, erhob sie sich, und mit einer hastigen und stolzen Gebärde entschleierte sie dem Künstler das lockenumhangene Haupt. In ihren Augen war der Ausdruck der in sich versenkten Menschenschönheit, und sie glich den seligen, ewigwährenden Göttern.
Und rief laut: Sieh mein enthülltes Angesicht! Kein sterblicher Mann noch sah es außer dem, der mich erzeugte, und dem Könige Sybotas. Auch das Gewand, das mich umgibt, will ich von mir werfen, so du es heischest, damit du völlig erblicken kannst, was irdisch und sterblich an mir ist. Ia, du sollst ihn schauen, diesen Leib, mit dem Sybotas sich brüstet. Doch bei deinem Haupte

schwüre mir, das Bild der Aphrodite soll nicht einen Hanch von der Schönheit haben, die meine Schönheit ist, und von der dein inneres Auge dich mehr erblicken ließ, als wie der Schlaf von hundert Nächten mich vergessen machen könnte. Wisse, wenn dein Leben in meiner Hand wäre, dein Tod müßte mir Ruhe geben, ehe noch die Sonne im Meere versinkt. Doch genng der Worte — heische denn und schwöre mir!

Perilaos wich vor Nausimache zurück. Sein Blick hatte mit stumm schauender Bewundernng an ihrem Antlitz gehangen, und wie das Feuer, das Nahrung erhält, so wuchs die Glut seiner Seele, und seinen Lippen entrangen sich die Worte: Königin, ein Künstler bin ich!

Diese erbleichte, ihre unbeweglichen Augen schlossen sich, und ihr von Schmerz entstellter Mund stöhnte: Du willst diesen Schwur nicht tun? Wehe mir! So übe denn Verrat an mir vor allen Menschen, schlimmer als der König Snbotas, weil du ein Künstler bist!

Mit bebenden Händen verhüllte sie ihr Haupt und sank in die Kissen des goldenen Thronos. Und regungslos, geheimnisvoll erglänzend wie ein Götterbild saß sie wiederum vor ihm.

Da umschlang er ihre Knie und küßte ihre Füße. Danach ging er zur Tür, öffnete sie, ohne einen Blick zurückzutun, und schied so von der Königin.

Und er trat wieder vor Sybotas, der befahl ihm: Rede und verschweige mir nichts! Perilaos gehorchte. Kaum aber hatte er geendet, da reckte jener die Hand aus und schrie: O du hochmütiges Weib! Er konnte sein Herz nicht bezwingen, und Grimm und Scham ergriffen ihn mit solcher Gewalt, daß er in sich zusammensank wie ein Lebloser.

Am anderen Tage kam der Schatzmeister mit einer Sklavin aus der Umgebung Nausimaches in des Künstlers Haus. Er überbrachte ihm einen kostbaren Opal und einen Brief von der Hand des Königs, der die Worte enthielt: Nimm diesen Opal und diese Sklavin, deren Schönheit die Königin mir rühmte, als ein Zeichen meiner Gunst. Und schaffe das Standbild der Aphrodite, mir und dir zur Ehre!

Perilaos verstand den Sinn der königlichen Gabe. Er bewunderte Sybotas, noch mehr aber ward er von Scheu und Ehrfurcht vor Nausimache erfüllt.

Die Sklavin Isia, ein Mädchen von großer Schönheit, hat den Wettkämpfer Eudikos zum Vater. Ihr edelgeschnittenes Gesicht entzückt Iünglinge und Greise, und auch Perilaos war betroffen von ihrem hohen Liebreiz.

Spät suchte er ohne eine Leuchte seine Ruhestatt auf, denn Isia hatte sich zu seinen Füßen das Lager bereitet. Er hörte, wie sie sich aufrichtete und flüsterte: O Meister, kein Mann hat mich berührt bis zu dieser Stunde.

Perilaos antwortete ihr: Laß uns ausruhen, denn ich bin müde.

In der Nacht verließ ihn der Schlaf, und sein Ohr vernahm, daß sich Isia ruhelos auf ihrem Bette umherwarf.

Warum flieht dich der Schlaf? fragte er.

Wie vermöchte ich zu schlafen, wo ich weiß, daß du mich verschmähst und verachtest.

Bestürzt entgegnete ihr Perilaos: Tat ich das? Nimmermehr will ich dich kränken, die du mein Dach mit mir teilst. Darum hab Geduld mit mir.

Er erhob sich beim ersten Hahnenkrähen und ging in seine Werkstatt. Schiffsknechte waren bereits dabei, ihm einen Marmorblock herzuzuwälzen. Als der Stein aufgerichtet war, ergriff er ungeduldig Hammer und Meißel und machte sich ans Werk. Stunde um Stunde verrann, ohne daß er ermüdete. Mit fester Faust trieb er den Meißel in das bläuliche Gestein, bis das Antlitz Nansimaches, aus dem Geheimnis erlöst, das Licht grüßte — der Königin und zugleich der Göttin edelstes Bild.

Isia stand davor so erschüttert, daß sie es mit ihrem Schleier bedeckte.

Doch als sich Perilaos nun anschickte, den Leib der Göttin zu bilden, entsanken ihm vor Zagen Hammer und Meißel. Isia aber, die ein gar kluges Mädchen war, erfaßte, was in seinem Inneren vorging. Lange sträubte sich der Bildhauer, und da er endlich auf ihre Bitten sie gewähren ließ, ihr Kleid vor ihm abzuwerfen, da richtete er seine Augen auf den jugendgeschmückten Leib, dann war er wiederum versunken in sich wie zuvor.

Isia erbebte vor Scham. Abermals sah sie sich von ihm verschmäht, und ohne Kraft, sich niederzubeugen, um sich mit ihrem Gewande zu bedecken, löste sie weinend ihre Flechten auf, und ihr dunkles Haar glitt herab und floß um sie wie ein Mantel.

Perilaos, aus seinen Gedanken aufgeschreckt, sprach: Weine nicht, deine Schönheit hat mir das Herz erquickt. Aber zürne mir nicht, der Leib, nach dessen Anblick meine Seele Verlangen trägt, ist ein anderer Leib.

Die Sklavin sank vor ihm nieder, und ihre Tränen fielen auf seine Füße.

Er zog sie mit sanfter Hand zu sich empor und sprach der freundlichen Worte viele zu ihr.

Tag um Tag verzehrte sich Perilaos vor dem begonnenen Werke, das er nicht zu vollenden wagte. Noch in der Dunkelheit stand er vor ihm. Eines Abends trat Isia mit einer Leuchte herein, und des Freundes leidendes Antlitz gewahrend, legte sie die Hände auf seine Schultern nnd sprach: Warum fragst du mich niemals nach der Königin Nausimache? Laß mich von ihr erzählen. Sie hatte mich gern; die Halskette aus Bernstein erhielt ich von ihr. Ieden Morgen begleitete ich sie mit einer anderen Sklavin zum Bade. Ich trug ihr das Salböl und das Tuch und streute Narzissen auf ihren Weg.

Der Künstler unterbrach sie: Warum berichtest du mir das? Erzähle nicht weiter. Beneiden müßte ich dich, so ich von dir erführe, daß du die Königin hüllenlos sahst.

Ich sah sie nicht so, entgegnete ihm Isia. Allein betrat sie jedesmal das Badehaus, und wir mußten ihrer an der Türe warten, bis sie zurückkehrte.
Perilaos antwortete ihr nicht. Mutlos warf er sich auf eine Ruhebank.
Am nächsten Abend kam Isia wieder in seine Werkstatt, legte ihm ihre Hände auf die Schultern und sprach: Perilaos, laß ab von deinem Knmmer und hab Vertrauen zu mir. Ich will dir helfen, daß du die Königin Nausimache mit Augen schaust.
Er kehrte ihr sein Antlitz zu. Wie er aber vernahm, daß ihre Absicht war, ihn in das Badegemach' der Königin zu führen und ihn hinter einem Teppich zu verbergen, wehrte er ihr zum ersten Mal mit einem harten Worte. Sie ließ jedoch nicht ab und verstand sein Herz so in Brand zu setzen, daß er erstaunte, und daß er, von ihren Bitten hingerissen, rief: Ich unselig Geborener! Mädchen, geleite mich! Die Götter mögen mich schützen!
Ehe noch der Morgen des anderen Tages angebrochen war, weckte die Sklavin Perilaos. Auf einsamen Wegen führte sie ihn durch den Garten, der die Wohnung der Königin umgibt, und die Lieblingstiere Nausimaches, weiße Pfauen mit dunkelblauem Halse, entfalteten, als sie vorübergingen, ihren Schweif und begannen zu schreien. Schon fürchteten beide einem Wächter zu begegnen, doch es kam niemand, und durch ein Hinterpförtchen schlüpften sie in das von hohen Zypressen umgebene Badehaus. Drei Stufen führen zu der Marmorschale hinab, in die sich aus einer Pansmaske der kühle Wasserstrahl ergießt.. Säulen, zwischen denen Scharlachteppiche aufgehängt sind, tragen die Decke, die in der Mitte geöffnet ist. Blühende Kletterrosen ranken sich darüber, und im Wasser spiegelt sich das dunkle Blau des Firmaments.
Hinter dem Teppich, der das Gartenpförtchen verbirgt, versteckte Isia den Bildhauer. Der Gesang der Vögel drang wie eine süße Himmelsstimme zu ihm herab. Allgemach erblaßte vor der Schönheit der Stunde die Scham, die er über sein Tun empfand. Der Schöpferdrang, der in ihm so heilig lebte, hob ihn empor, und er sandte zu den Himmlischen ein Gebet, mit dem er ihnen Dank sagte und ihrer Huld seine Seele empfahl.
Da öffnete sich das bronzene Tor, langsam ward es aufgetan, und über die Schwelle schritt Nausimache, gehüllt in einen Mantel aus Purpur.
Eine Sklavin trug das Tongefäß mit dem Salböl, stellte es auf den Fußboden und breitete das Tuch zum Abtrocknen darüber. Die andere Sklavin nahm der Königin das leuchtende Himation von den Schultern, darauf entfernten sich beide, und die Tür schloß sich hinter ihnen.
Nausimache hob einen silbernen Spiegel, den sie in der Hand trug, vor ihr Angesicht, schaute mit zurückgebogenem Haupte hinein, wobei ihr Blick starr wurde. Doch der Mund glich einer aufblühenden Rose.
Dann löste sie, mit einem Arm auf das Salbgefäß gelehnt, die kunstreich

verschlungenen Riemen ihrer Sandalen. Prachtvoll umfloß die weite Gewandung ihren Leib.
Mit einer feierlichen Ruhe und seligem Lächeln nahm sie die roten Binden aus den Haarflechten und öffnete die Fibel, die das faltenreiche Kleid auf den Schultern festhielt.
Nackend, schien sie sich wie eine Blume zu schließen und stieg schauernd ins Wasser. Wie sie aber, von der kühlen Flnt benetzt, wieder auftauchte mit einem Gefühle der Verzückung, heiter lächelnden Angesichts nach oben blickend, wobei sie die Arme sehnsüchtig ausstreckte, da war die Königin Nausimache geschmückt mit all der göttlichen Schönheit der Tochter des Uranos, die die Wogen des Meeres emporhoben.
Perilaos stand, unbeweglich in seinem Glück. Leise sprach sein Mund:
Ewige Götter, was habt ihr in eurer Unsterblichkeit vor mir voraus?
Dann aber, da er das königliche Weib ansah in der Reinheit ihrer Seele, befiel ihn ein Grauen vor seiner Kunst und Entsetzen vor sich selbst. So groß war dies Entsetzen, daß er hinstürzen wollte vor die Füße Nausimaches und den Schwur leisten, um den sie ihn angefleht hatte.
Seine Hand streckte sich bereits nach dem Teppich aus, um ihn zurückzuschlagen. Da blieben seine Augen an der Decke hangen. An der geöffneten Rundung, halb bedeckt von Rosenranken, gewahrte er eine Schlange, deren Augen Smaragden glichen, nnd die sich langsam herabließ. Wie sie fast das Haupt Nausimaches berühren konnte, erhob sie den Kopf, und aus dem dreieckigen Rachen spie sie ihr Gift auf der Königin Brüste.
Perilaos brach mit einem Schrei aus seinem Versteck hervor, stürzte sich auf Nausimache, umschlang sie mit seinen Armen, um sie vor einem neuen Angriff der Schlange zu schützen, und sog ihr die giftigen Tropfen von der Brust.
Er tat dies mit solcher Hast, daß die Königin nicht anders vermeinen konnte, als er habe sie auf die Brust geküßt. Zornbebend stieß sie hervor, daß ihr Atem über sein Gesicht wehte: Wahnwitziger! Anders hatte meine Seele dich zuerst gesehen. Oder die Götter haben dich verblendet und haben mich geschützt!
Darauf entfloh sie nackend aus dem Badehause.
Perilaos war keines Wortes mächtig gewesen. Er tötete nur die Schlange, als er allein war, und warf sie hinter den Teppich, der ihn verborgen gehalten hatte. Ungesehen entkam er, und schier von Sinnen stürzte er in sein Haus.
Isia begegnete ihm auf der Schwelle, erblich über sein verstörtes Angesicht und streckte ihm stumm die Hände entgegen. Er fiel auf die Knie, und im Schoße der Sklavin brach er in Wehklagen aus.
Ohne Aufhören schrie sein Mund. Da wurde es um sein Haus lebendig.
Soldaten des Königs umringten es, die Tür wurde aufgestoßen, und der Hauptmann zog sein Schwert aus der Scheide und befahl, indem er auf Perilaos wies:
Ergreift ihn!

Die Soldaten vollführten sein Geheiß, nahmen Perilaos in ihre Mitte und schleppten ihn nach dem königlichen Palast, wo Sybotas, von seinen Fürsten umgeben, in dem hochgewölbten, mit dem Kentaurenfries geschmückten Männersaal thronte. Sobald der Bildhauer vor ihm stand, winkte er einem Sklaven. Dieser entfernte sich, und nach kurzer Zeit tat sich das erzene Portal auf, durch das sonst nnr der König zu schreiten pflegte, und Nausimache, von zwölf Dienerinnen geleitet, betrat den Saal. Langsam schritt sie dahin, in einen dunklen Schleier und in ein ungegürtetes, bis zu den Füßen herabwallendes Trauergewand gehüllt.

Sybotas erhob sich, ging mit dem goldenen Herrscherstabe ihr entgegen und erfaßte ehrfürchtig ihre Rechte. Als er sie zum Throne geleitet hatte, neigten sich alle Fürsten zur Erde und huldigten ihr.

Darauf richtete sich der Herrscher gegen Perilaos auf und sprach: Mit königlichen Gnaden habe ich dich überschüttet, du lohntest mir schlecht. Erbärmlicher als ein Sklave hast du gehandelt. Schmach hast du mir angetan, verletzt sind von dir die heiligsten Sitten. Du hast mein Weib beschimpft, darum will ich nicht Mitleid mit dir haben und will dich hart strafen. Und den Hauptmann und die Soldaten anrufend, gebot er: Tötet ihn!

Perilaos beugte sein Haupt. Dann schlug er seine Augen auf, und zu Nausimache gewandt, rief er: Königin, mich trifft ein glücklicher Tod! Schweigen würde mein Mund bewahren, wenn mein Schweigen deiner Seele Fröhlichkeit und Frieden bringen könnte. Da du dich aber von mir erniedrigt fühlst, so laß mich reden.

Und er berichtete, was er getan hatte, und worin seine Schuld bestand. Das Erstaunen des Königs war groß. Er schickte einen Boten nach dem Badehause, und wie der alte Sklave mit der getöteten Schlange zurückkehrte, erhob sich im Saale ein lautes Murmeln.

Des Sybotas Zorn war jählings gewichen. Er pries laut die Götter und die beherzte Tat des Perilaos, durch die der Königin das Leben gerettet worden war. Darauf wandte er sich zu Nausimache, daß sie sich dem Retter ihres Lebens dankbar erwiese.

Ein Beifallssturm brach los, alle Fürsten drängten sich zum Throne und riefen: Heil unserer Königin!

Nausimache erhob sich, zog den Schleier von ihrem Haupte, damit ein jeder ihr Angesicht sehen konnte, und sprach: Er soll sterben!

Ein einziger Ausruf des Abscheus brach aus dem Munde der versammelten Fürsten, und dem Könige sank der goldene Stab seiner Macht aus den Händen.

Nur Perilaos lächelte. Ihm waren die Sinne aufgetan. Seine Kunst gab er dahin, — in ihm war Liebe, und in seiner Liebe war das Ewige — wie ein Gottestrunkener ließ er sich zum Tode führen.

Als die Soldaten ihn ergriffen, verhüllte die Königin ihr Angesicht.
Nausimache, göttliche Kömgin! rief ich erschüttert. Und du Perilaos, der du den glücklichsten und schönsten Tod dieser Welt starbst, sei mir gegrüßt!
Von der weinenden Isla, der wir bei der Rückkehr zur Stadt begegneten, ließen wir uns den Erdhügel zeigen, unter den die Soldaten den Freund gebettet hatten, und wir überschütteten ihn so mit Rosen, daß er von ihnen völlig bedeckt wurde.

M. Roda Roda:

Die dicke Lisi und die schlanke Gabi.

(Schluß.)

IV.

„Lisi," rief Frau Aglaja zu ihrer Schwester ins Zimmer, „beeil dich furchtbar — wir sind ohnehin schon um eine Meile verspätet."
„Ich bin gleich fertig." — Lisi legte schon die Hand auf die Klinke, besann sich und kehrte wieder um.
Sie streifte den langen Handschuh ab und holte den Krug, um einem Veilchenstrauß das Wasser zu erneuern. Er war halb verwelkt und hatte gar keine Berechtigung mehr, fürsorglich in den Streifen Sonnenlicht ans Fenster geschoben zu werden.
Keine Berechtigung?
Vorgestern abend waren sie ins Hotel soupieren gegangen — Aglaja, Michael, Gaal, Landhofen und Lisi.
Da stand an der Straßenecke ein frierendes Mädel von kaum zwölf Iahren — im Korb vor sich hatte sie kümmerliche Veilchen.
„Sieh doch, Michael, wie sie zittert!" hatte Lisi gesagt. „Bitte, gib ihr einen Nickel!"
„Ach, geh doch!" wehrte er ab. Er hätte den Winterrock aufknöpfen, die Geldbörse aus der Tasche holen und am Ende noch die Handschuhe abziehen müssen. Das konnte man in dieser Kälte wirklich nicht verlangen.
Da warf Gaal schon ein Geldstück in das Blumenkörbchen.
„So einem armen Mädel muß man was schenken," sagte er entschuldigend, als hätte er Lisis leise Bitte nicht gehört.
Das Kind lief ihnen drei Schritte nach und drückte eines ihrer Sträußchen in Lisas Hand. — „Da, gnä Frau, nehmen S'! Noch aans — noch «ans g'hört Ihnen."

Lisi schritt verwirrt weiter. — Landhofen hatte das lästige Kind abgewehrt mit einem Geschenk, das wohl sehr reich war — nach dem Ausruf der Armen zu schließen. — „Marsch nach Haus, du Kröte!" rief er ihr nach.
„Ein seltsamer Mensch," dachte Lisi. „Kann gut und böse fast im selben Augenblick sein. Sieht einen manchmal mit unverständlichem Widerwillen an und ist im nächsten Moment voll Liebenswürdigkeit."
Landhofen grollte weiter. „Diese verdammte Bande! Man sollte alle in Korrektionshäuser stecken. Aus solchen Lungerern rekrutieren sich die Einbrecher . . . ."
„Halt, Iurist!" unterbrach ihn Gaal lachend.
Landhofen nickte. „Iurist . . . ." wiederholte er geistesabwesend. — Ein sonderbarer Heiliger, dieser Landhofen!
„Lisi, träumst du?" — Aglaja riß die Tür auf. — „Ich warte auf dich wie auf glühenden Platten, und du stehst und guckst Löcher in die Luft."
Lisi raffte eilig den Muff vom Tisch.
Auf der Straße warf Aglaja einen Blick auf die Uhr. — „Unmöglich, jetzt mit dir zum Zahnarzt zu gehen. Es ist zu spät."
„Ich kann auch allein gehen," sagte Lisi demütig.
„Ich glaub's — zu dem alten Rauhbein, dem Iring! Heutzutag bewacht man die Mädels nicht mehr so. Das ist altmodisch Ia — also du gehst zu Iring, und um ein Uhr treffen wir in der Konditorei Gerbeaud wieder zusammen. Triffst du auch zu Iring und zurück?"
„Natürlich."
„Schön. Ich besorge unterdessen zehntausend Dinge. Auch die Spitze für dich. Morgen kommt die Hausnäherin und ändert dein Kleid."
„Könnte es nicht so bleiben, Aglaja?"
„Nein, ein Tüllkleid muß Stil haben, Fluß, Großzügigkeit."
„Wie du meinst, Aglaja. Ich danke dir."
„Laß nur. Man hat doch Schwesternliebe und Stilgefühl. Du bist zu groß für die Fasson und . . . ."
„Zu dick," ergänzte Lisi. Sie versuchte, herzhaft zu lachen.
„Meinetwegen — zu dick. Ich begreife dich übrigens nicht. Da tut man doch was — man hungert ein wenig — oder so ... . Allerdings — im Winter war ein Däne bei uns .... Michael bringt mir jeden erotischen Gast mit, dessen er habhaft wird — er liebt es, wenn ich mich amüsiere .... dem Dänen hättest du gefallen. Er sagte immer: „Die kranken Frauen haben die Dürre des Leibes in die Mode gebracht. Nun schämen sich die gesunden ihrer Fülle und verstecken sie — nur die Bäuerin im Leinenhemd reckt noch stolz die Brüste."
„Aber Aglaja!"
„Na — ja, so bist du! Wenn ich das Gabi oder Kinga sage, sie schreien gar nicht so entrüstet. — Adieu! Ich gehe rechts, du links. Adieu! Was ich

noch sagen wollte: mach mir Gaal nicht abspenstig! Ich wüßte keinen Nachfolger für ihn. — Gott, wie sie gleich rot wird, das dicke Wickelkind!" — Sie wandte sich schon ab.
„Aglaja, hör mal . . . .!"
Aglaja winkte nur mit dem fein behandschuhten Händchen zurück.
Lisi fand richtig zu Doktor Iring, dem Zahnarzt der Familie. Aglaja nannte ihn unlogischer Weise das Martertier.
Doktor Iring war bisher mit Lisi immer sehr zufrieden gewesen. Sie war noch jedesmals ruhig geblieben, wenn er an ihren Zähnen herumraspelte, feilte und bohrte. Sie wollte ja schnell fertig werden und nach Haus fahren. — Nun war das Heimweh wie durch Hererei verflogen. Die Zähne aber waren ebenso plötzlich empfindlich geworden.
„Es schmerzt furchtbar."
Iring schüttelte ungläubig den Kopf. — „Es schmerzt nicht." — Der Alte wurde streng. — „Ich werde Ihnen den Zahn nochmal einlegen. Zum fünftenmal. Wenn es dann noch schmerzt, reiße ich Ihnen den Zahn raus."
Lisa war ganz beklommen unter dem Blick des alten Doktors. Sah der Mann ihr in Herz und Nieren? Hatte ihre Seele Glasfenster, an denen jeder Neugierige sich die Nase plattdrücken konnte?
Sie nahm kleinlaut Abschied und versuchte noch im letzten Augenblick, den Doktor freundlich anzulächeln.
Der alte Griesgram konnte nicht widerstehen. — „Adieu, Sie — Sie — Frühlingstag!" sagte er und tätschelte ihre Wangen.
Leichtfüßig, leichtherzig, reuelos entschlüpfte sie ihm.
Auf der Straße ließ sie den Kopf hangen.
„Du lieber Gott," dachte sie, „warum plage ich den armen Doktor? Es wäre besser, ich ginge heim nach Kreutz. Ich bin viel zu häßlich und dumm für die Großstadt. Ia, Herr Gaal redet mit mir. Er tut es wohl Aglaja zulieb. Warum denn sonst? Gabriele ist witzig und viel hübscher als ich, graziös und schlank. Kinga studiert, und Aglaja .... Du liebes Iesuchen, ich bin ein Dummerling — aber ich merke doch, daß Aglaja Angst hat vor Übermorgen, dem Souper. Sie weiß nicht, wo sie mich hintun soll. Neben wen placieren. Sie möchte sich ihren Abend nicht verderben — und mich nicht kränken. Darum hat sie zu Michael gesagt: „Wir müssen die Tischordnung miteinander ausdenken — schon Lisis wegen." — Wär' ich nur nach Kreutz gegangen!"
Mit einem kleinen bitteren Zug um den Mund ging Lisi ihres Weges. Auf der anderen Seite der Waiznergasse kam ihr Gaal entgegen.
Er sah ihr trauriges Gesicht. Natürlich — der Notar!
Ein abwesender Notar — wäre der nicht zu besiegen? — Gaal durchquerte entschieden die Straße und zog vor Lisi den Hut.
Lisi sah ihn mit so strahlenden Augen an, daß er einen Augenblick irre

an sich wurde. Hatte er falsch gesehen? Doch nein, da an der Wimper hing es noch, das Tränchen.
„Sie sind verstimmt, Fräulein Lisi?"
„Gewiß nicht," wehrte sie verlegen. „Es geht mir doch prachtvoll,"
„Sie könnten Sehnsucht haben nach Papa und Mama — nach Freunden — nach irgend etwas, was Sie in Kreutz zurückgelassen haben." — Er sprach ganz langsam und belauerte ihre Miene. — Nichts. Sie hatte sich fest im Zügel, die Kleine.
„Ich sollte mich wirklich mehr nach Papa und Mama sehnen," sagte sie fast beschämt. „Aber es geht ihnen gut ... . Papa schreibt mir alles, was zu Haus geschieht." — Dann setzte sie mit ihrer alten Munterkeit fort: „Rasch, Aglaja wartet auf mich bei Gerbeaud. Ich fürchte, sie zankt mich schon aus. Kommen Sie mit, Herr von Gaal!"
„Wenn Sie gestatten?"
Er grübelte und grübelte: konnte er Aglaja nach dem Notar befragen? — Natürlich, das war doch am einfachsten. — Da sah er vor sich Kinga mit dem Kneifer, und Kinga sprach mit echter Würde: „Wir warten ruhig, bis Aglaja uns ins Vertrauen zieht." — Sein Fall lag anders. Er hatte einen andern Grund, die Wahrheit zu erfahren, ein heiliges Recht.
Wenn ihm Aglaja aber nicht die Wahrheit sagt? Lisas kindisches Abenteuer vor ihm verleugnet? Etwa, um ihn als Medizin für die Kinderkrankheit der ersten Liebe zu benutzen? — Er wird nicht fragen. Wird einen Waffengang wagen — ohne Spione, ohne Helfer.
Lisi ging mit kleinen Schrittchen neben ihm her. Sein Schweigen bedrückte sie. — „Ich bin doch ein langweiliges Ding," dachte sie, „mir fällt nichts ein, was ihn anregen, ihm gefallen könnte."
Sie gingen stumm bis an die Tür der Konditorei. Aglaja sah sie kommen. Sie hatte an einem Ecktischchen gesessen und sich mit einem Kuchen auch das Recht gekauft, auf Lisi zu warten.
„Du Bummlerin, es ist zwei Uhr. Soll Michael deinetwegen verhungern? Wo haben Sie sie denn gefunden, Gaal?"
„Fräulein Lisa ging in Gedanken verloren durch die Waiznergasse . . . ."
„Unsre Lisi — in Gedanken verloren?" Frau Aglaja lachte.
Da richtete sich Lisa auf und sagte scharf, mit blitzenden Augen:
„Du denkst wohl, daß niemand Gedanken hat — außer dir und deiner Kompagnie?"
„Aber Lisa, was fällt dir denn ein?" rief Frau Aglaja — mehr erstaunt als verweisend.
Lisi drückte die Lippen fest zusammen. Die Lippen zitterten ihr — wie einem Kind, das dicht daran ist, zu weinen.

V.
Landhofen saß in seinem Bureau und arbeitete ein Aktenstück durch. Dann sah er nach der Uhr. Er faltete das Aktenstück, übergab es dem Diener und sah nochmals nach der Uhr. Er nahm einen neuen Bogen vor und verfaßte «ine Klage gegen den säumigen Schuldner der Blaudruckfirma Schneller. Und sah zum dritten Mal nach der Uhr. Die Bureaustunde war vorüber, die Schreiber hatten das Arbeitszimmer nebenan verlassen. Fräulein Bertha war gegangen, das Tik-tik tak-tak der Schreibmaschine verstummt. — Landhofen schüttelte den Kopf: Wo blieb Gaal?
„Fünf Minuten warte ich noch," beschloß Landhofen und schlug die Mappe auf „Senner kontra Neufeld." .
Nach vier Minuten klingelte es, und Gaal trat ein.
„Verzeih, ich bin spazieren gegangen. Es ist eine herrliche Luft. Man spürt schon den Frühling."
„Den Frühling, Gaal? Bei sechs Grad unter Null?" — Landhofen machte sein Bureaugesicht, ungläubig und lächelnd. Es sollte den Besucher ermuntern, zu sprechen, und zugleich warnen: „Mnte mir nicht zu, dir ein einziges Wort zu glauben."
„Du bist also spazieren gegangen. Mit wem?"
„Selbstverständlich allein. Auf dem Korso ist's jetzt einfach prachtvoll. Der Blocksberg und die Lichter . . . ."
„Wie die sich in den dunkeln Wellen spiegeln . . . ."
„Sie spiegeln sich gar nicht, lieber Landhofen — der Strom ist nämlich zugefroren."
„Und trotzdem die Frühlingsahnung? Darüber hast du eine interessante und vielleicht folgenschwere Sitzung im Parteiklub versäumt."
„Gibt es denn folgenschwere Sitzungen? Es geschieht doch nur, was der Parteiführer will."
Landhofen sah ihn an. „Fronde?" fragte er mit leisem Lachen.
„Durchaus nicht. Aber man kommt doch zum Verstand in meinen Iahren. Die Politik ist mir Hekuba. Ich laufe mit — als Schaf in der Herde — wo mich der Parteihund hinkläfft. Wirke ich für meinen Bezirk? Ich kenne ihn gar nicht. Die Parteileitung hat mir den Bezirk zugewiesen — man hat agitiert, und ich bin gewählt worden. Zur größern Ehre der Partei gegen einen Einheimischen. Man hat meine Wahl angefochten. Mangels an Beweisen wurde ich freigesprochen. Du hast das sehr fein gemacht."
„Was willst du mit all dem? Warum bist du Abgeordneter geworden, Wenns dich nicht freut?"
„Um einen Vorwand zu haben, mich in der Stadt zu amüsieren und dem lieben Gott den Tag wegzustehlen. Statt zu Hause zu wirtschaften. Ich Esel sitze hier und spiele den Diener von Menschen, die mir gleichgültig sind. Nur

zeigen soll ich's ihnen nicht, weil sie meine gewesenen und vielleicht auch meine zukünftigen Wähler sind."
„Sag mal, Gaal, wer ist dir eigentlich auf den Kragen gestiegen?"
„Im ganzen drei. Der Regalienpächter Kohner verlangt meine Protektion für eine Lehrerstelle — der Schlossermeister Talg einen Freiplatz in der Gewerbeschule für seinen Sohn — und eine Notarswitwe die Posthalterei in Warcmg. — Findest du «licht, daß alle Notare und ihre Witwen ekelhaft sind?"
„Ich verfüge nicht über die nötigen Erfahrungen."
„Ich könnte daheim behaglich wohnen, statt hier in einer engen Garlonwohnung — auf die Iagd gehen, statt zu langweiligen Sitzungen — könnte heiraten . . . ."
„Heiraten —!" wiederholte Landhofen leise und schloß die Augen, als hätte ihn jemand vor die Brust gestoßen. — „Heiraten? — Wen?"
..Irgend .... ein liebes, hübsches Mädel, das Vorliebe fürs Landleben hat."
Sie rauchten schweigend weiter, einer wartete auf des anderen Wort. Als es still blieb, erhoben sie sich mißmutig zum Gehen.
An einer Straßenecke blieb Gaal stehen.
„Ferdinand, geh allein in den Klub! Ich komme morgen zu dir — dann referierst du mir. Ich trotte heim. Gute Nacht!"
Gaal blickte zurück, und als er seinen Freund ruhig weiterschreiten sah, nahm er einen Wagen und fuhr zu Frau Aglaja, die heute ihren Iour hatte.
Aglaja machte an diesem Abend eine verblüffende Entdeckung. Zehn Minuten, nachdem Gaal den Salon betreten hatte, saß er mit Lisi abgesondert in einer Ecke. Und Lisi, die vorher nachdenklich gewesen war und gemault hatte — noch vom Vormittag her — Lisi schwatzte darauf los wie im Taglohn.
Einen Augenblick fühlte Aglaja es unangenehm. Doch sie hatte Familienstolz — und wenn Gaal ihrem Schwesterchen ein bißchen den Hof machte, so schmeichelte das auch ihr. Schließlich — was ist ihr Gaal? Signore Murazzo vom italienischen Konsulat hat eine weiche Stimme, künstlerisches Gefühl, mandelförmige, schmachtende Augen und betete sie an. I^e roi est mort — vive ls roi!

VI.

Ein kleiner Abend bei Aglaja war ein Geschenk, das sie jedem einzelnen der Gäste machte. Ein Geschenk, das Freude und Dankbarkeit erregte.
Da waren höchstens zehn Personen geladen, sorgfältig gewählt, die zusammenklangen wie ein Akkord. Auf seinen Grundton war auch der Tafelschmuck gestimmt — letzthin gespreizte Tannenzweige, mit Silberfäden übersponnen, und rote Rosen dazwischen. Die Hausfrau trug ein Kleid von lila Seide mit gelblichen, gefälteten Spitzenärmeln. Auf der Stirn, an einem zarten Kettchen

hing ihr ein länglicher Smaragd, der grüne Funken sprühte. Sie sah wunderschön aus. Die Maler unter ihren Gästen erinnerten an Leonardos Frauenporträts und bedauerten nur, daß ihnen der Mut fehle, sie so zu malen. — Ein Schriftsteller nannte den Smaragd eine Träne, die der Neid in ohnmächtigem Zorn auf ihre Stirn weine. — Kinga sagte: so auszusehen, wäre eine Tat.
Gabriele hatte geschwiegen und küßte Aglaja plötzlich, wie man ein niedliches Kindchen küßt. Um Michaels graue Bartspitzen zitterte das verliebte, eitle Lächeln, in seinen Augen funkelte der Protz des Besitzers.
So waren die intimen Soupers. An einem offiziellen Abend mit seinen Verpflichtungen und Rücksichten, da war Aglaja eine andre. Trug ordnungsgemäße Brillantohrringe — der Tisch strotzte von Silbergeräten — das Blumenarrangement hatte ein Gärtner besorgt. Aglaja saß zu Häupten der Tafel und machte den Professoren und Ministerialräten liebenswürdig die Honneurs. Sie nötigte sogar ein wenig zum Essen und Trinken. Die Tischordnung richtete sich nach Rang und Alter. Nur die Jugend konnte man nach Neigungen und Eigenschaften ordnen.
Kingas Mutter lächelte säuerlich, als sie Gaal bei Lisi sitzen sah. — „Natürlich," dachte sie, „Aglaja gönnt ihn einer andern nicht. Lisi, diese dumme Pute, macht ihr keine Konkurrenz." — Es erregte sie aber nicht weiter. Auf Gaal rechnete doch keine, mit dem hatten die Töchter grollend abgeschlossen. Der dachte ja nicht daran, einen Hausstand zu gründen; schwänzelte lieber um die junge Frau herum — in allen Ehren natürlich. — Und Kinga war gut placiert, das versöhnte die Mutter vollends mit Aglajas Eigennutz.
Kinga saß neben einem Privatdozenten und ließ ihr Licht leuchten. Endlich einer, der sie würdigen konnte. Einzelne Worte ihres Vortrags schwirrten wie verscheuchte Vögel durch das allgemeine Gespräch: „die vierfache Wurzel vom zureichenden Grund" — „der verwirklichte Traum der ebenbürtigen Frau" — „der frei gewordene Intellekt der Frau als Mitglied der Gesellschaft." Der Dozent aß sich redlich satt und stimmte hie und da murmelnd ein.
Gabriele war sehr still. Sie sagte, sie hätte Kopfschmerzen.
Sonst aber fühlte sich jedermann wohl. Man war heiter und aufgeräumt — morgen werden die Bekannten von einem gelungenen Abend reden.
Professor Klause flüsterte der Generalin seine bekannten gewagten Scherze zu, der Sektionschef erklärte seiner Nachbarin den englisch-französischen Vertrag. Da die gute Dame nie was andres las als die vermischten Nachrichten, war ihr alles neu und interessant.
„Papa hat mir heute geschrieben," erzählte Lisi Herrn von Gaal. „Unsern Dalmatinern geht es gut."
„Dalmatinern?"
„Kennen Sie die nicht? Prachtvolle Hunde sind's — groß wie Pointer.

Elegante Tiere," — sie war offenbar sehr stolz auf sie — „weiß — und schwarz getupft. Ganz getupft. Von der Schnauze bis zur Rutenspitze."
„Wie schön!" rief Gaal mit Begeisterung.
„Man nennt die Hunde unsre stummen Brüder — ich sage, sie sind unsre bessern Brüder."
„Oh, haben Sie schon so schlimme Erfahrungen gemacht, Fräulein Lisi? Ihnen muß doch jeder Mensch gut sein."
„Ich. . . ich. . . meine nur so . . ." stotterte Lisi. „Wenn Papa einen Tag vom Haus weg ist und kommt am Abend wieder — da freue ich mich natürlich. Die Hunde aber jaulen und tanzen und können sich nicht fassen vor Freude. Ich glaube, wenn sie sprechen könnten — die würden mehr sagen als „Guten Tag"."
„Ia," sagte Gaul, „man müßte auf dem Land leben und Dalmatiner züchten. Ich habe ein großes altes Haus. Da möchte ich wohnen, wenn . . . ." — Er sah Lisi grade und fest in die Augen und sagte sehr warm und sehr leise: „. . . . wenn ich eine liebe Frau hätte."
Er hatte es ganz leise gesagt, und doch war's Lisi, als müßten's alle gehört haben, als hallten diese Laute wie Orgelklang in einem Dom. Als müßten die Worte das Lachen und Gläserklingen übertönen, als würde nun jedermann mäuschenstill werden und auf ihre Herzschläge horchen.
Da hob Aglaja die Tafel auf. Die alten Herren zogen sich mit der Generalin zurück zu einer gemütlichen Kartenpartie. Wen der Vorzug traf, mit Ihrer Eizellen; zu spielen, schnitt ein saures Gesicht: ein Heller der Point, und nach jeder Partie eine Belehrung, wie das Spiel hätte gewonnen werden können.
Links in der Ecke saßen die drei scharfzüngigsten Damen. Nach jedem Gastmahl saßen sie so beieinander und hielten Gericht.
Im andern Winkelchen auf bequemen Sesseln, da war Sanssouci: vier fröhliche Weiberchen, die keine Sorgen kannten. Die eine hatte nur Knaben geboren —, die andre war kinderlos, und die übrigen hatten ihre Töchter glücklich verheiratet. Den Kampf um die entschwindende Iugend hatten die Großmütter längst aufgegeben — ihr Leben war ein sonniger Herbst.
Aglaja stand vor ihnen.
„Sie haben aber ein reizendes Schwesterchen, Frau Hofrätin! Sehen Sie nur hin, wie sie umworben ist! Prinz Gaal und die drei Dozenten drängen sich um sie."
„Ich habe bei Tisch immer was knacken gehört," sagte die zweite. — „Ich glaube, das war die Eisrinde um Gaals Herz."
Aglaja blickte geschmeichelt nach Lisi. Ia, so unberechenbar sind die Männer! Merkwürdig. Die dicke Lisi!
Lisi war munter wie ein Fischlein und blieb keine Antwort schuldig. Sie war glücklich, und dann .... man hat doch seine kleine Eitelkeit: sie fühlte

sich wie auf dem Kasinoball in Kreutz. Aus den Männeraugen flimmerte es ihr entgegen: Du bist reizend. Gaals Augen verrieten ihr noch mehr.
Aglaja erinnerte sich, daß die andern ihr Schwesterchen ein wenig verspottet hatten. Sie sah Kingas grüne Blicke und freute sich diebisch, daß Lisi Furore machte.
Kingas Mutter trat heran, gereizt wie eine Löwin, der man ihr Iunges nicht rauben will. — „Ein reizender Abend, Aglaja! Alles ist dir so gut gelungen. Ich bin überrascht, wie lustig deine Schwester ist. Vorgestern, auf Kingas Mädchenjour war sie recht still. Die Gespräche waren ihr vielleicht zu ernst."
Aglaja überhörte die kleine Bosheit. — „Mag sie's genießen — sie bleibt ohnehin nicht lang."
„Nicht?" fragte Kingas Mutter lauernd.
„Nein. Ich behielte sie sehr gern über die Ballsaison. Aber Papa fürchtet, daß jemand sie ihm wegnimmt. Eine von uns aber will er nahe bei sich behalten."
Die fröhlichen Großmütter bedauerten, daß solch ein reizendes Ding in die Dorfeinsamkeit verschwinden würde. Ihnen lag ja nicht daran, eine Ringerin weniger in der Bahn zu sehen.
Gaal verließ seinen Platz neben Lisi und holte sich eine Zigarette vom Rauchtisch. Als er sich umwandte, war schon der Dozent an seine Stelle neben Lisi gerückt.
Gleichviel — man muß sich auch ein wenig um die übrige Gesellschaft lümmern. Er sprach ein paar Worte mit Gabriele. Als er an ihr vorbei in den Spiegel blickte, sah er Lisi darin — ihr rundes Gesicht, das von Frohmut und Gesundheit strahlte, ihre blitzenden Zähne. — „Verdammter Kerl, der Notar," knurrte er, „hat gar keinen schlechten Geschmack —" — und hatte einen Fluch auf der Zunge. Mit einem Gläschen Maraschino spülte er ihn hinab.
„Sie ungetreuer Knappe!" begrüßte ihn Aglaja. In ihrer Neckerei lag so viel Mitwissenschaft, daß er nicht einmal den Versuch machte, sich zu wehren. Übrigens war sie mit Signore Murazzo in ein eifriges Gespräch vertieft. Er fühlte sich entbehrlich. Und eine Sekunde lang tat es ihm fast weh.
„Ein wildzerklüftetes Tal wirkt auf mich dramatisch," hörte er Aglaja sagen. „Wie das Hoffnungslose einer Tragödie. Ich bin erschüttert, innerlich vernichtet . . . ."
Gaal lächelte leise und schlich davon. Vor einem Iahr hätte er noch andächtig lauschende Augen gemacht. Ein volles Iahr hatte sie ihn festgehalten, die kleine Frau Aglaja.
Es zog ihn wieder zu Lisi. Der Dozent machte ihm höflich Platz — ein Mann stört den andern nicht gern.
Gaal dachte nach. Es ist schwer, mit Absicht ungezogene, unerlaubte Fragen zu stellen.

„Wie lang bleiben Sie noch?" begann er.
„Das hängt nicht von mir ab."
„Von wem sonst?" fragte Gaal erwartungsvoll.
„Vom Zahnarzt."
Gaal verließ die Fährte und nahm eine andre auf. — „Kreutz — Kreutz — das klingt mir so bekannt. Hopp, ich hab's! Ich glaube, da ist oder war ein Freund von mir Notar. Wie heißt er doch nur?"
Lisi verwunderte sich sehr. — „Bei uns Ihr Freund Notar? Unser Notar heißt Pawel. Vorigen Monat haben wir ein Iubiläum gefeiert. Es waren gerade fünfundzwanzig Iahre, seit er sich einen grünen komischen Filzhut gekauft hat — den trägt er seither von November bis April."
„Pawel . . . ." — Gaal rieb sich die Stirn — „hat er Söhne?"
„Nein. Er hat fünf Dackel, die Frau Notar fünf Katzen und ihre Schwester fünf Amseln."
„Es müssen sehr liebe Leute sein," sagte Gaal zerstreut. — Gott die Weiber — die Weiber, was die zusammentratschen!
Gabriele stand neben Kinga. Mit einem Augenwink wies sie nach Lisi und Gaal. — „Sieh dahin, Kinga! 's ist noch immer das Alte: rote Backen, runde Hüften — das fesselt den Mann."
„Wir wollen uns ja vom Mann befreien — nicht ihn fesseln."
Gabriele streifte die Freundin mit einem mitleidig spöttischen Blick. — „Kleine Schwärmerin, das glaubst du dir selbst nicht."
Kinga wandte sich achselzuckend ab. Iedenfalls beschloß sie, von morgen an täglich einen Liter Milch zu trinken. Nicht als ob sie einem Mann gefallen wollte. Auch zum Studium braucht man Kraft und Frische.

VII.

Ferdinand Landhofen an Gabriele Berg.

Meine liebe, arme Gabi!

Ich beuge mich in den Staub und bekenne meine Sünde. Tief in meiner Seele lag seit Iahr und Tag die Sehnsucht verborgen nach dieser Stunde. Die Stunde ist da.
Glauben Sie mir — wie schwer Ihnen auch zumut ist — ich fühle es mit — und mein Schmerz ist verschärft durch die Gewissensqual, daß ich diese Stunde verräterisch herbeigesehnt habe.
Ich hörte, wie Sie Kinga sagten: „Lisi wird eine glückliche Frau." Da lief ich feig davon. Denn — wenn Sie ein Wort sprachen, das für mich, den Wissenden, eine Klage war — ich hätte mich toll auf den Mann stürzen müssen, der mein bester Freund ist.

Wenn Ihre Stimme nur gebebt hätte! Sie waren aber stark und groß und trugen Ihren Schmerz wie eine Konigin.
Sie haben scharf gesehen. Vor einer Stunde kam Viktor zu mir — er kam von Aglaja und Lisi nnd konnte sein Glück nicht vorbeitragen an meiner Tür. Brachte es mir und breitete es vor mir aus — mit preisenden Worten, wie der Krämer seinen golddurchwirkten Brokat ausbreitet. Die Augen gingen mir geblendet über.
Nein, nicht wie ein Krämer. Dem hätte ich sein Glück abgekauft — für Sie.
Das Glück kann ich Ihnen nicht geben, Gabriele. Nur mich allein. Werden Sie meine Frau! Niemand bietet Ihnen so viel Demut und Milde.
Ich verlange nichts von Ihnen. Die Erlaubnis, Sie wortlos trösten zu dürfen, wird ein Gnadengeschenk für mich sein. Das Leben schlug Ihnen eine grausame Wunde, meine Finger werden sie spinnwebfein verbinden.
Ich werde bescheiden sein, sagte ich eben, und breche mein Versprechen im selben Augenblick. Ich denke daran, daß Sie hier nebenan Ihren kleinen Salon haben werden — da trinken Sie mit Ihren Freundinnen Tee und tuscheln und lachen. Wenn ich die Portiere zurückziehe, klingt Ihre Stimme in mein garstiges Bureau. Nun weiß ich, wozu es dieses Bureau gibt: hier müssen Ihre Blumen-hüte verdient werden, Ihre Seidenschleier, die tausend Bibelots, deren eine junge, schone Frau bedarf.
Vielleicht treibe ich meine Unbescheidenheit so weit, die Tür zu öffnen und die Schwelle zu überschreiten. Sie sehen mich erstaunt, ein wenig unwillig an und fragen: „Wollen Sie einen Tee bei uns nehmen?"
Ich werde mich ganz klein machen und um Verzeihung bitten. — „Wenn Sie erlauben, Gabriele?" — Wir werden uns Sie nennen, wie es die jungen, nobeln Ehepaare unsres Kreises tun.
Das ist unser Leben. Ich weiß, es bietet Ihnen nichts, was man mit dem kostbaren, unerreichbaren, unbezahlbaren Gewebe vergleichen könnte, das vor einer Stunde meine Augen geblendet hat.
Aber für mich, meine schöne, stolze Gabi, ist es ein Gottesgeschenk, das ich Ihnen zu jeder Stunde mit jedem Tropfen Herzblut danken werde.
Ihr Ferdinand.
'- « *
Landhofen schloß die Briefblätter in einen Umschlag. Taumelnd wie ein Trunkener schritt er ins Vorzimmer, nahm Hut und Rock und ging. Nur nicht daheim sein müssen, wo die Sehnsucht nach Gabriele von den Wänden schrie!
Er schritt durch die lautlosen Gassen der Nacht. Aus einem Cafs fiel noch gedämpftes Licht durch die verhängten Fenster — da trat er ein.

Polizeistunde. Die Zigeunerkapelle hatte ihr Spiel beendet. Nun saßen die Musikanten da, um vielleicht noch späten Gästen im Ssparse aufzuspielen. Landhofen wies ihnen mit einer Kopfbewegung den Weg. Ein schläfriger Kellner brachte im Eiskübel Champagner herbei.

„Spiel mir," sagte Landhofen, „spiel mir:

„Mein Herz, das ist von tausend Blüten schwer"."

Der Zigeuner spielte.

Landhofen hatte den Kopf in die Handflächen gestützt. Hörte er's? Schlief er?

Jani, der neunundzwanzigste Sohn seines berühmten Vaters, fiedelte unverdrossen. Aus eigenem Entschluß ging er auf andre Weisen über.

Zigeuner haben Takt: der Herr war schwermütig — Jani geigte, so traurig er nur konnte.

Plötzlich stieg dem Zigeuner eine grauenhafte Vorstellung auf: Ein Todeskandidat —! Der Mann da wird sich im Morgengrauen eine Kugel durch das Hirn jagen. Am Ende hier vor ihm. Und Jani spielte und spielte und wagte nicht, einen Blick vom Gast zu wenden.

Als sich das erste Frühlicht durch die Vorhänge stahl, erklang das Lied:

„Dir blüht grün der Myrtenkranz,
Mir glüht der Totenkerze Glanz."

Da stand Landhofen jäh auf. — „Trottel! Verdammter Trottel!" zischte er. Schlug mit harten Knöcheln eine Banknote auf den Tisch und ging. Und ließ Jani verdutzt zurück. — Donnerwetter! War das vielleicht ein glücklicher Bräutigam gewesen?

Landhofen kam nach Haus und warf sich aufs Bett.

„Schlafe," dachte er gequält, „schlafe — du hast morgen den Termin Leiser kontra Böhm und mußt Leiser vertreten. Oder vertrete ich eigentlich Böhm? — Um Gottes willen — schlaf! — Ia, Böhm. — Und wenn du verlierst — Leiser hat ja tausendmal recht — aber du mußt gewinnen, du mußt immer gewinnen — für Gabrielens Spitzenkleider — für die weißen Kleider — für Gabriele — für Gabi — du hast ihr nichts andres zu bieten — schlaf — Böhm kontra Leiser — leiser — immer leiser. — Leis und leise rauschen Bäume, schläfern mich in süße Träume. Ich träume, daß du mein eigen bist —, daß du mich mit blassen Lippen küßt. . . ." — „Spiel doch weiter, dummer Zigeuner!" murmelte Landhofen und schlummerte ein.

Am Morgen erwachte er zermürbt und zerschlagen. — Die Stunden schlichen. — Zäh an der Minute klebend, qualvoll starb der Tag.

Landhofen saß an seinem Schreibtisch — vor einem Briefblatt, darauf hatte er gestern drei Zeilen geworfen. Er starrte sie an — unfähig, ein Wort beizufügen. So oft einer der Beamten mit einer Frage hereinkam, tauchte er die

Feder ein, als hätte er die Arbeit eben unterbrochen. Mit schwerer, trockener Zunge gab er zerstreut Antwort — denn er horchte — horchte — wartete fieberhaft wie der Verurteilte auf kaiserliche Gnade.
Um vier Uhr kam — Herr Goldschmied, Mitinhaber der Erportfirma Goldschmied u. Söhne. Er hatte sich nicht abweisen lassen. Er wollte unbedingt den Chef sprechen.
Der Arme! Landhofen lauschte seiner Rede, ohne daß mehr als einzelne Wörter sein Bewußtsein erreichten: „Saatfrucht bemustert — nicht mustergetreu . . . ." — Er starrte Herrn Goldschmied mit glanzlosen Augen an.
„Leis und leiser rauschen Bäume . . . ." klang es in ihm, und dann in einer Ideenverbindung, deren Häßlichkeit er nicht in acht nahm: „Goldschmied, lieber Goldschmied mein, schmied mir ein güldnes Ringelein . . . ."
„Möchten Sie Ihre Klage nicht meinem Konzipienten wiederholen? Ich .... fühle mich nicht ganz wohl," bat er gequält.
„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt, lieber Herr Doktor?" näselte Goldschmied teilnahmsvoll. „Ieder dritte Mensch hat heute Influenza." — Sprach's und ging, um draußen dem Beamten sein „Bemustert — nicht mustergetreu" nochmals vorzujammern.
Mitten drin verstummte er.
„Eine Dame wünscht dringend den Chef zu sprechen."
Hinter Gabriele schloß sich die gepolsterte Tür.
Landhofen war aufgesprungen. Er stützte die Hände auf die Tischplatte und starrte Gabriele an — unfähig, sich zu rühren. — „Ia," dachte er, „dort steht Gabriele. Und es ist sonst ganz nahe. Sonst. Aber jetzt — wenn ich die Tischplatte loslasse, versinke ich in einen tiefen Schacht. Ich will nicht erst versuchen, ihr entgegenzugehen, denn ich kann diese Weiten nicht durchmessen."
„Ich mußte selbst kommen, Ferdinand . . . ."
Vor dem Klang ihrer Stimme schwand dieses entsetzliche Gefühl des Feruseins. Er kam hinter dem Schreibtisch hervor. Gabi nahm in dem großen lehnstuhl Platz, Landhofen setzte sich dicht daneben — auf einen niederen Puff, der unnütz und unberührt jahrelang dagestanden hatte, als hätte er gewartet.
„Ich mußte selbst kommen, Ferdinand. Wenn ich Ihnen geschrieben hätte .... wär' es mir zu leicht geworden. Ich will mir's schwer machen — als Buße. Ich leugne nicht, ich war in Gaal verliebt. Dann lernte ich aus Ihren Briefen Gaal kennen — Gaal und dich — Gaal wurde immer unwichtiger, kleiner — und langsam stieg in mir der Wunsch auf: Wenn sich doch Gaal verlobte!" — Gabriele beugte sich herab und flüsterte: „Ich bin so glücklich, daß Lisi kam, mein Ferdinand!"
!'?

Else Hösser Sieger
Else Hösser:
Sieger. Roman.
Olv^ii^nt t91i b? Zenl«sjsen« LucKärucK«rei, Xunst- Ulla V«rla8s'^n«talt
v. 8, 8LllcitUaen6«i', ^. <5., Lr«5lau.

t. Kapitel.

In dem gewaltigen, kahlen Versammlungssaal der Konkordia wogten dichtgedrängt die Menschen durcheinander und strebten, sich rücksichtslos vorwärts schiebend, danach, noch einen Stuhl zu erobern. Die vorderen Reihen waren dicht besetzt. Kopf an Kopf drängte sich die Menge, und in den schmalen Gängen, die die Stuhlkomplere durchschnitten, standen Gruppen von Männern und suchten vergebens mit den Blicken nach freien Sitzen nahe am Rednerpult, das sich kalt und nüchtern gegen die glatte, braune Wand des Saales hob.

Draußen auf dem Gange scholl eine unmelodische Glocke. Die Gruppen in den Gängen schoben sich eilig rückwärts, lösten sich auf und tauchten in den hinteren Stuhlreihen unter. Durch die Flügeltüren quollen in breiten Wogen die Nachzügler, stauten sich in dem Hauptgange und blieben resigniert stehen, als sich erwies, daß keine Sitzplätze mehr frei waren. Nur wenige verließen darauf den Saal, die meisten blieben stehen mit hartnäckigem Trotz, gespannten oder neugierigen Augen.

Es waren klobige oder hagere Gestalten in grauen Arbeitsanzügen, und fahlen, von schwerer Lebensnot gezeichneten Gesichtern, Proletarier.

Zu diesen wollte Rechtsanwalt Dr. Torbeck reden, und sie waren gekommen, den ersten Anwalt der Stadt zu hören, der sich für den Reichstag als ihr Kandidat hatte aufstellen lassen.

Über den unzähligen, dichtgedrängten Köpfen war ein unaufhörliches Wogen und Wallen, und all die grauen Gesichter erschienen so gleichförmig, daß das Auge darüber hinglitt wie über die gleichmäßigen, runden Wellen eines Sees, die von einer unerklärlichen, rätselvollen Bewegung aus der Tiefe belebt werden. Der weite schmucklose Saal war der gegebene Rahmen für diese Menschen, die aus dem grauen Alltag kamen und wieder darin versinken würden.

Von der Decke hingen gußeiserne Kronleuchter herab, deren Tulpen ein bartes, weißes Licht niederstrahlen ließen, das die Gesichter scharf und alt machte und die Werktagskleider noch ärmlicher, die Schatten unter den Augen noch tl'efer.

An einem Leuchterarm hing noch ein welkes Stückchen Girlande, das wohl zu einem Unteroffizierball oder Sängerfest dem nüchternen Saal einen Anflug von Poesie gegeben hatte. Sonst war in dem ganzen Raume nirgends das Bestreben sichtbar, Schönheit in Form oder Farbe zu bannen, alles sah zweck-

entsprechend, kalt und billig aus. Die Wände waren in gleichmäßige Felder eingeteilt, vor den hohen Fenstern hingen Leinenvorhänge in schlaffen Falten. Auf der Schmalseite des Saales über den Flügeltüren war eine Empore, sie war bei festlichen Gelegenheiten für die Musikkapelle bestimmt, heute hatten die Vertreter der Presse dort Platz genommen. Sie saßen vor ihren weißen Bogen mit scharf gespitzten Stiften, ihre Blicke gingen voll Spannung über den großen Raum und konzentrierten sich immer wieder auf dem Rednerpult.

Es war ein sensationeller Tag heute. Der bedeutendste Rechtsanwalt der Stadt trat zum ersten Male, ganz unerwartet aus seinem Privatleben heraus in den politischen Kampf und bot sich den Sozialdemokraten als Kandidat an.

In einer Ecke der Empore bauschte sich der graue Leinenvorhang weit vor das Fenster und war in unaufhörlicher Bewegung. Die Herren von der Presse wandten ihre Aufmerksamkeit zuweilen flüchtig von der Versammlung ab und sandten erstaunte, lächelnde Blicke zu den drei jungen Damen, die sich unter die grauen Falten schmiegten.

„Wer ist denn das?" fragte halblaut der Vertreter des Tageblatts seinen Kollegen von der deutschen Post. Der sah gleichgültig hinüber und suchte in seinem Gedächtnis. „Der Alte da im Hintergrund ist der Bureaudiener von Torbeck, ich kenne ihn aus dem Kriegerverein, — die Damen werden jedenfalls die Töchter Torbecks sein, die den Vater reden hören wollen — er hat welche, so viel ich weiß."

„Ach, das ist interessant", sagte voll Eifer der Iüngere. Wenn Torbeck auf seiner politischen Laufbahn reüssierte, dann galt es auch sein Privatleben zu kennen, seine Familienverhältnisse zu durchforschen und in die Spalten zu bannen für das Publikum, das ihn kaum kannte, ihn nur zuweilen im Auto von seiner weißen Villa nach den Bureaus drunten in der Stadt sausen sah. Oft wurde sein Name genannt, wenn er einen seiner großen Prozesse plaidierte, aber von seiner Persönlichkeit, seinem Leben wußte man nichts, als daß er ein genialer Redner und großer Arbeiter war, der viel Geld verdiente nnd sich ein behagliches und elegantes Leben schuf. Nun aber galt es zu ergründen, wie dieser Mann, den man nur als Gentleman im tadellos sitzenden Anzug kannte, der sich reserviert dem lauten, politischen Leben ferngehalten hatte, dazu kam, sich als Kandidat für die Sozialdemokraten aufstellen zu lassen. Es mußte ein interessanter Entwicklungsgang gewesen sein, den zu erforschen sich wohl lohnte. Der junge Journalist sah nachdenklich zu der Mädchengruppe hinüber, als läge dort die Antwort auf seine Gedanken.

Die jungen Damen schoben den Vorhang geschickt und sorgfältig zwischen sich und etwaige neugierige Blicke aus dem Publikum, sodaß sie von unten nicht sichtbar waren. Sie wünschten anscheinend unerkannt zu bleiben. Auch von dem Rednerpult aus konnten sie kaum bemerkt werden, wenn sie sich ein wenig hinter die Rampe der Galerie duckten. Unter Flüstern und Lachen probierten sie

die bequemste und diskreteste Stellung aus, die ihren neugierigen Augen einen möglichst weiten Spielraum ließ und die Gestalten möglichst verbarg. Den heißleuchtenden Augen und lachenden Lippen sah man die innere Erregung an, die sich über einen wohlgelungenen Streich freute und auf eine angenehme Sensation wartete.

Marga Torbeck hatte den Plan ausgeheckt, und sie war glücklich über das gute Gelingen, das schöne kluge Gesicht strahlte von einer inneren Freude, und ihre schlanken, energischen Hände zuckten im Schoß in mühsam beherrschter Ungeduld.

Gestern beim Tee war es gewesen in ihrem hellen Mädchenzimmer, als ihre Schwester Iosepha mit Maria von Schwanstedt die neuen Iournale betrachtete, zwischendurch plaudernd, lachend, in kleinen Schlucken den Tee aus den chinesischen Schälchen trinkend und Kuchen knabbernd, — da hatte sie zufällig die Tageszeitung ergriffen und gedankenlos waren ihre Blicke über die Spalten gehuscht. Da auf einmal hatte sie in großen und anspruchsvollen Lettern den Namen des Vaters erblickt, förmlich laut und prahlend war er ihr aus den kleinen schwarzen Zeilen entgegengesprungen — wie eine Reklame schien ihr das.

Dann las sie, daß ihr Vater im Konkordiasaale reden wolle. Sie las es mit halbem Verständnis, ihr Geist stand dem politischen Leben völlig hilflos gegenüber, denn sie lebte ein kleines, harmloses und sehr sonniges Mädchenleben. Sie begriff nur, daß ihr Vater zum Volke sprechen wollte, und eine dramatische Erinnerung tanchte in ihr auf, an Marc Anton, der an Cäsars Leiche zu den Römern spricht. Es wunderte sie auch gar nicht, daß der Vater weder mit der Mutter noch mit ihnen über dies Vorhaben gesprochen hatte, er war ja meist schweigsam und ernst, und außerdem war es eine stillschweigende Hausregel, daß er nie von seinen Geschäften sprach, oder von dem Leben, das er drunten in der Stadt in den hohen Bureauräumen führte.

Marga lehnte sich ein wenig in dem hellen Biedermeiersesselchen zurück und dachte grübelnd: „Welches ist nun wohl sein eigentliches Leben — hier oben bei uns, oder drunten in der Stadt?" Sie fühlte zum ersten Male, daß ihr Vater ein Doppelleben führte, an dem sie keinen Teil hatten. Das war vielleicht der Wunsch der Mutter, die von der weißen Villa alles mit Geschick und Energie fernhielt, was düster oder häßlich oder aufregend war, und was ihr Lebensideal: die sonnige Harmonie von Schönheit und Behagen gefährdete.

Marga stand auf und sah über die kahlen Wipfel der Lindenallee hinweg auf die Stadt, deren große Fabrikschlote in den grauen Tag schwarze Schwaden stießen. Das waren die Wahrzeichen der Arbeit und des mühseligen Lebens, — dort unten arbeitete auch der Vater inmitten des Lärms und heißen Hastens, und auf dem Hügel, in einer eleganten Villenkolonie lag sein helles Haus wie auf

einer Insel, und die Seinen lebten auf der Insel und wußten nichts von ihm und seiner Arbeit, — nichts von seinen Kämpfen.
Marga preßte die Stirn an die Scheiben, sie fühlte klar: dort unten wogten Kämpfe, deren Getön nicht zu ihnen drang, der Vater war in den ersten Reihen — denn warum spräche er sonst zu den Arbeitern? Ein peinliches Gefühl wie Scham kroch durch ihre Seele. Sie kam sich albern und leer vor, ihr Leben erschien ihr auf einmal wie ein Puppendasein. Und nur weil drunten die Schlote rauchten und von der Arbeit und Not, vom Kampf und Fortschritt sprachen?
Auf einmal spürte sie den aromatischen Duft des Tees, der schmeichelnd aus der flachen Schale stieg. Sie wandte sich rasch um und sah die graue Stadt nicht mehr, und die Gedanken zerflatterten, nur den heiteren Raum sah sie mit den entzückend graziösen Möbeln, dem eleganten Teetisch mit dem diskreten Silberblinken und die beiden Mädchenköpfe mit den bauschigen Frisuren, die sich über die Zeitschriften beugten.
Sie setzte sich nieder und trank langsam ihre Taste leer, aber über ihren dunklen Brauen war noch ein Hauch nachdenklichen Sinnens.
„Höre, Io, ich lese eben in der Zeitung, daß Vater morgen in einer Volksversammlung spricht."
Io ließ das Blatt sinken und sah zu der Schwester hinüber, in ihren braunen Augen war nur ein kleines Erstaunen, kein wärmeres Interesse.
„Ah —" sagte sie halblaut, stand vorsichtig auf und füllte die Tassen aus der silbernen Kanne. Marga fühlte wieder, wie schwach die Fäden waren, die das Leben des Vaters mit ihnen verband.
Maria von Schwanstedt lachte mit ihren Schelmenaugen und ihr niedliches, nervöses Gamingesichtchen verzog sich in Abscheu. „Ich bitte euch, fangt nicht auch noch von den Geschichten an, ich höre genug von Politik zu Hause, ich glaube, mein Vater hat vielen Ärger."
Sie suchte wählerisch in dem Kuchenkörbchen. Marga spann ihren Gedanken weiter.
„Mir ist die Politik gleichgültig — aber eine Volksversammlung — es muß einen großartigen Eindruck machen. Und dann Vater als einziger über ihnen, zu ihnen redend —." Ihre Augen leuchten auf einmal dunkel. „Ich möchte mit dabei sein —" und dann leidenschaftlicher: „Ia ich möchte hin, ich möchte wohl einmal wissen, was das für ein Leben ist, da unten —"
Ihr Gesicht war erglüht. Es war, als wittere ihre Natur den Kampf und drängte ihm entgegen.
„Das geht doch aber nicht —" meinte Iosepha bedächtig, sie liebte das Außergewöhnliche nicht und scheute es, aus ihrer Reserve zu treten.
Maria sah wieder mit den lachenden Augen um sich. „Warum denn nicht? Es wäre doch ein himmlischer Spaß! Mal was anderes, nur darf es niemand

erfahren, sonst läßt man uns nicht hin. Es wird sicher amüsant — die Volks-
versammlung!"
Marga war ernüchtert, auf einmal kam die Sache auch ihr spaßig und lächerlich vor, aber das Abenteuer reizte sie mächtig.
„Ich werde an den alten Bureaudiener telephonieren, Huber muß mit uns gehen, und statt in das Wohltätigkeitskonzert gehen wir in die Versammlung."
Sie hatten noch lange aufgeregt hin und her gesprochen, und unter Marias übermütigen Augen und losen Worten war der Plan zu einem tollen Mädelstreich geworden, von dem die Eltern nichts wissen durften und von dem man sich prickelnde Sensationen versprach. Als Marga mit heißen Wangen in ihr weißes Schlafzimmer trat, dachte sie beklommen: „So habe ich das gar nicht gewollt, — aber es ist doch besser so —" Sie spürte unklar, daß die schwere Wucht der Ereignisse dort unten nur in dieser leichten und spielenden Form in ihr glattes Leben dringen konnte. —
Und nun saßen sie in dem nüchternen Saale auf der staubigen Bank der Empore unter dem Schut z des alten Huber, der halb widerwillig, halb schmunzelnd die Führung übernommen hatte. Ihm war ein wenig unbehaglich zumute, er hatte sich versprechen lassen, „daß nur die gnädige Frau nichts erführe", vor deren kühler Vornehmheit er einen beklemmenden Respekt hatte. Er war froh, als er seine Schützlinge wohl geborgen auf der Galerie hatte, und das war ihm so leicht gelungen, weil der Portier sein Kamerad aus dem Kriegerverein war. Nun stand er mit zusammengezogenen Brauen und unter den gelblichweißen Büscheln leuchteten seine schwarzen Augen kriegerisch bervor und doch war zuweilen ein unsicheres Blinzeln in ihnen. Was nur der Herr Doktor von den Sozialdemokraten wollte? Sich als Kandidat aufstellen lassen? Ach, das war ja Unsinn. — Er lachte grimmig. Gewiß wollte er ihnen die Wahrheit sagen und einen energischen Marsch blasen. Es würde wohl ein Donnerwetter geben. Er zog den schwarzen Rock strammer. Wenn nur die jungen Damen nicht auf den tollen Einfall gekommen wären! Das kommt vom Nichtstun. Was würde der Herr Regierungspräsident von Schwanstedt sagen, wenn er wüßte, daß sein Töchterchen hier in einer Arbeiterversammlung saß! Dem Alten wurde die Stirn rot und heiß, und er atmete beklommen.
Die jungen Mädchen saßen dicht auf einen Haufen und bemühten sich mit lachen und Plaudern ihre Enttäuschung zu übertönen, aber sie fühlten alle das gleiche: wie häßlich und prosaisch war das alles, wie reizlos — das waren keine Römer in wallenden Togen, die sich um einen göttlichen Redner scharten, das waren müde, abgehetzte Arbeiter mit verbissenen und mürrischen Gesichtern, in deren Augen zuweilen ein Glimmen war, das die Mädchen nicht verstanden, die meisten aber saßen stumpf, die müden Rücken gebeugt.
Maria hielt sich ein winziges, stark parfümiertes Spitzentuch an das

Naschen. „Ah — das Odeur dieser Versammlung ist fürchterlich", sagte sie und lachte, daß der zierliche Körper sich schüttelte.
„Es riecht nach Armut," sagte Iosepha weich, „ich kann nicht darüber lachen."
Aber Marga lächelte hochmütig und sie dachte: „Ich verstehe Vater nicht —" und sie sah die hohen, gutgelüfteten Räume der hellen Villa, durch die ein feiner Duft von Wohlstand zog. Dort mußte doch sein eigentliches Leben liegen — dort oben bei ihnen, nicht hier in dem dumpfen Raum, über dem schwüle Dünste wogten. — Es stieg ihr wie Ekel in die Kehle. Nein, er gehörte zu ihnen, nicht zu den grauen, verhetzten Menschen dort unten im Saale. —
Und auf einmal hörte sie seine Stimme. Stark und ruhig ging sie durch den weiten Raum, und sie war so zwingend in ihrer beherrschten Kraft, daß der alte Huber sich stramm stellte, als sollte er einen Befehl entgegennehmen.
Und mit einem Schlage war es ganz still in dem Saale, es war, als hätte die klare Stimme das Summen und Brummen niedergeschlagen. Das unruhige Wogen der Köpfe verebbte, die Menschen saßen ganz still und regten sich nicht.
Marga und Iosepha Torbeck hatten beim Klang der Stimme ein betäubendes Herzklopfen verspürt und die sinnlose Angst derer, die einen Nahestehenden zum ersten Male vor einem großen Auditorium sprechen hören, und die in dem Gedanken gipfelt: „Wird er sich nicht lächerlich machen? Wird er nicht stecken bleiben? Wird nicht irgendeine unvorhergesehen« Peinlichkeit kommen?" Aber die große Stimme ging so stark und zielbewußt durch den Saal, daß sie beide fühlten: „Er herrscht; für ihn gibt es keine lächerlichen Zufälligkeiten." Und beide dachten erschüttert: „Welch eine wundervolle Stimme er hat, — das haben wir gar nicht gewußt, bei dem glatten Plaudern am gedeckten Tisch kann man das ja auch nicht ahnen." — Sie hörten die Worte nicht, sie entzückten sich an dem Wohlklang des Organs, das stieg und sank wie die starken Wogen eines weiten Meeres.
Und auf einmal wallte eine heiße Liebe in ihnen auf. Sie sahen den Vater mit einem neuen Nimbus, der ^eben der Liebe eine schwärmerische Verehrung weckte. Und Iosepha dachte ergriffen: „Ietzt weiß ich, was er will — helfen will er den Armen dort nnten — helfen —." Und sie faltete die Hände in ihrem Schoß und über ihr klares, beherrschtes Gesicht ging ein Lächeln.
Marga drückte die Handflächen gegeneinander und ihre Augen spähten scharf über die Brüstung der Galerie nach dem Rednerpult. In ihren Augen war ein konzentriertes Schauen, auf ihrer hellen Stirne lag ein schweres Denken. Sie sah den starkgebauten, mächtigen Kopf des Vaters, der fest über den breiten Schultern stand, und sie sah ihn mit einem neuen prüfenden Blick. Es war ein bedeutender Kopf; die Stirn kantig und durch ein starkes Muskelspiel bewegt, das über den Schläfen weiterzuckte. Die scharfen Augen lagen in dunklen Höhlen und blitzten zuweilen auf, wie blaue Toledoklingen, die Kiefern waren

energisch, fast brutal. Es war ein herrschsüchtiger, intelligenter, leidenschaft-
licher Kopf.
Marga atmete tief auf. „Er will sie beherrschen, er will ihr Führer sein",
dachte sie, und sie hob den Kopf und glaubte den Vater ganz verstanden zu haben.
Maria von Schwanstedt spielte mit den zusammengeballten Handschuhen.
Ihre Augen tanzten lustig durch den Saal und suchten nach allerhand Lächerlich-
keiten, die sie tuschelnd berichtete. Aber die beiden Schwestern hörten nicht auf
sie, sie waren im Banne der machtvollen Stimme, Maria stieß Io an: „Du,
wenn das so langweilig bleibt, dann fange ich an mit dem blonden Iournalisten
zu kokettieren! Aber es scheint, er hat auch keine Zeit übrig."
Dann nach einer Weile. „Um Gottes willen, seht nur mal den lang-
haarigen Iüngling dort drüben an der Wand, wie der eueren Vater so fanatisch
anstarrt. Das ist sicher ein Nihilist!" Sie verband mit dem Worte nur ein«
dunkle Vorstellung von Revolution und Bomben und Blut und sie schüttelte sich
wie in Angst.
Marga sah rasch hinüber und ihr Blick traf in zwei lodernde Augen, die
tief unter einer wachsgelben, kranken Stirn lagen. Die Augen hingen an ihr
zuerst wie in Erstaunen, dann erlosch ihr helles Feuer in kaltem Hohn und der
Blick kroch langsam, musternd, verächtlich von ihrem Gesicht über ihre elegant
gekleidete Gestalt, und in dem bleichen, fanatischen Gesicht stand eine wilde
Empöruug.
Marga Torbeck war blaß geworden. Sie wurde sich auf einmal bewußt, daß
ihre Nerzjacke und der Pelzhut mit dem Reiherstntz grausam mit ihrer Umgebung
kontrastierte, und am Kinn fühlte sie bei jeder Bewegung des Kopfes das kühle
Metall eines sehr kostbaren Schmuckes. Ihr war, als hafteten die Augen des
jungen Arbeiters voll Haß auf ihr, sie fürchtete sich fast, und nur die ruhige,
energische Stimme des Vaters gab ihr ein dankbares Gefühl des Geborgenseins.
Aber in ihrem Blut war eine seltsame Unruhe. Der haßerfüllte Blick hatte
Gedanken in ihr ausgelöst, die sie bisher nie gedacht hatte. Fühlten alle wie
dieser eine? Gärte in allen der Haß gegen die-andern, die auf der Sonnenseite
des Lebens gingen? Und wollte ihr Vater sich an die Spitze dieser wild-
brandenden Gefühle stellen und sie führen gegen die, zu denen er selbst gehörte,
durch Geburt und Erziehung, und zu denen er sich auch stets gehalten — bis
heute? —
Angstvoll lauschte sie auf seine Stimme und bemühte sich den Sinn der
Worte zu fassen. Zahlen rannen von des Mannes Lippen, Zahlen, die für
Marga keinen Sinn hatten, die sie nicht begriff. Ihre Gedanken wichen ab,
ihre Augen bemühten sich in den Gesichtern der Menschen dort unten zu lesen.
Es schien ihr, als seien alle Gesichter kalt und stumpf, nur wenige ganz intelli-
gente Blicke hingen an den Zügen des Redners und folgten seinen Ausführungen.
Über dem ganzen Saal lag eine bleierne Stille, die kalt und leer war.

Torbeck hatte den Kontakt zwischen sich und den Menschen vor ihm noch nicht hergestellt. Und es war, als fühlte der Mann den Fehler. Seine Stimme wurde lauter, schärfer und rüttelte die schlafenden Geister wach. Er machte einen scharfen Angriff auf die Regierung. Durch den Saal strich eine Unruhe, die Köpfe bewegten sich sacht, ein Scharren und Murmeln begleitete sekundenlang seine Worte. Marga fühlte, daß ihr die Knie zitterten. Mein Gott, was tat der Vater? Dunkel fühlte sie, daß er sich lossagte von seinem Lebenskreis, daß er einen großen Schritt gewagt hatte.
Marie von Schwanstedt horchte gespannt. „Nann," tuschelte sie halblaut, „das geht auf meinen Vater, glaub' ich." Und auf einmal wurde ihr fideles Gamingesichtchen sehr kühl und sehr hochmütig, sie fühlte nun ganz deutlich, daß sie hier nicht hingehörte, sie kam sich sehr deplaciert vor.
Io war dunkel errötet, sie war ganz verwirrt, ihr war, als müßte sie den Vater verteidigen. „Aber was denkst du denn, Maria, er wird doch deinen Vater nicht angreifen, das ist unmöglich."
„In der Politik ist alles möglich", sagte Maria leise.
Die Mädchen lauschten in atemloser Spannung. Drunten im Saale war es wieder still geworden, die leere Kälte drohte wieder ihre Schwingen zu breiten. Da machte der Redner eine Pause. — Es war eine kurze, ganz tiefe Stille, so tief, daß Marga den starken Atemzug zu hören meinte, der die Brust des Vaters hob. Es war ein befreiender Atemzug gewesen, und als er weitersprach, war seine Stimme fremd und weich mit einem tiefen Beben in der Tiefe. Die Augen Torbecks schienen jedes einzelne Gesicht zu streifen, und alle Seelen waren in seinem Bann.
„Ich gehöre zu euch—" sprach er ganz langsam. „Nicht nur durch meine Gesinnung, ich gehöre zu euch durch meine Geburt und meine Iugend. Mein Vater war ein Arbeiter wie ihr, nicht besser und nicht schlechter, und meine Mutter war elender als das elendste eurer Weiber. Ich selbst war, was euere Kinder sind. Ich habe gehungert und gedarbt wie ihr, ich habe die Fäuste geballt, wie ihr — ich kenne euer Leben, ich gehöre zu euch, bin einer aus euerer Mitte!"
Durch den Saal ging eine Bewegung, wie ein Beben, der Redner senkte sekundenlang den Blick, wie nach einer Beichte, die Iournalisten ließen in höchster Überraschung die Stifte sinken.
Marga und Io Torbeck sahen sich in die entsetzten Augen, sie konnten keinen Gedanken fassen, sie waren wie zerschmettert.
Maria sah sie verlegen von der Seite an.
„Nein, so was!" murmelte sie befangen.
Und dann hob Torbeck den mächtigen Kopf und seine großen Augen loderten über die unruhigen Köpfe. „Ich gehöre zu euch mit Leib und Seele. Was tut es, daß ich mich emporgearbeitet habe? Was tut es, daß ich ein Gast gewesen

bin in andern Lebenskreisen? Ich bin niemals heimisch geworden bei den andern, mein Wesen wurzelte bei euch, in eurer Not. Und wenn mein Herz auch lange geschwiegen hat, — euch hat es immer gehört."
Auf einmal stand Marga Torbeck aufrecht auf der Galerie, es war, als risse eine jähe Leidenschaft sie empor, und über die Hunderte von Köpfen hinweg, trafen sich aufflammend die Augen von Vater und Tochter. Der Mann stockte einen Herzschlag lang und dachte erschreckt: „Wie kommt sie hierher?" Und dann sprach er weiter heiß und drängend.
„All mein Wissen und meine Erfahrungen, meinen Willen und mein Leben will ich in eueren Dienst stellen."
Ein Brausen ging sekundenlang durch den Saal, die Herzen flammten dem Manne entgegen, er fühlte, daß er gezündet hatte, und ein glücklicher Triumph erfüllte ihn. Aber da stand noch immer sein Kind, hoch über allen andern, und sah mit brennenden Augen auf ihn herab. Er begriff ihre Erscheinung nicht, er hatte ein ärgerliches Gefühl der Abwehr. Was suchte sie hier? Sie gehörte in die weiße Villa zu den andern, die Seinen hatten mit seiner politischen Mission nichts zu schaffen. Und auf einmal fühlte er da eine Unklarheit, einen Konflikt. Es war ihm, als müsse er vor den leidenschaftlich erregten Augen seines Kindes Rechenschaft ablegen.
Io versuchte angstvoll die Schwester auf den Sitz niederzuziehen. „Marga, er wird dich sehen." Aber Marga streifte ihre Hände energisch ab.
Im Saale wurde es wieder still, alle Augen leuchteten dem einen Manne entgegen, der über ihnen stand wie ein Führer, und der sich zu ihnen bekannt hatte als Blut von ihrem Blut. Und in jeder Brust unter dem Arbeitskittel war ein freudiger Stolz, daß einer von ihnen es so weit gebracht hatte, und jeder spürte die Genugtuung, daß der Dünkel den Mann nicht erfaßt hatte, daß er den Mut fand, sich zu ihnen zu bekennen.
Und Torbeck sprach weiter und er wußte es nicht, daß er nur für sein Kind sprach, das die Augen nicht von ihm ließ.
„Ich habe in meiner Iugend die schwerste Not gekannt, mein Vater starb im Elend, und meine Mutter" — seine Stimme wurde heiser und seine Augen blickten fest in Margas blasses Gesicht — „meine Mutter griff zur Flasche."
Er sah, daß sein Kind wankte, wie unter einem Hieb, aber er sprach weiter, grausam und hart. „Durch die dunkelsten Tiefen bin ich gegangen, wie nur einer von euch, meine Hände haben geblutet in schwerer Arbeit, und mein Herz hat geblutet über euere — unsere Not. Und ich hatte nur einen Gedanken, eine Sehnsucht: Ich wollte hinauf, um euch zu helfen!"
Ein brausender Iubel umtoste ihn; er stand ruhig und lächelte. Marga stand mit zusammengepreßten Lippen, und sie dachte mühsam: „Warum sagt er das? Er wirbt um sie. — Er wirbt um die Volksgunst. — O wie niedrig ist dies Werben!" Ihr verletzter Stolz begriff nicht, daß der Vater die Höhe-

stunde seines Lebens erlebte, nach der er lange gedürstet. Aber sie verstand, daß sie ihn nicht kannte, daß sie gar nichts von ihm wußte, daß er ihr fremder war, als der Fremdeste im Saal. Und ein Staunen war in ihr. „Wie? — gehörte er denn zu ihr, der Sohn des Arbeiters und einer trunksüchtigen Frau?" Ihr Blut empörte sich in heißer Aufwallung. Mit seinen Eltern hatte sie keine Gemeinschaft — keine, keine.

Die Stimme des Vaters tat ihr weh, sie konnte seinen Blick nicht ertragen, sie setzte sich mit müder Bewegung. Io hielt beide Hände vor das Gesicht gepreßt, sie weinte ganz leise und über ihre Schultern lief ein Zucken. Marga sah sie verständnislos an, sie begriff nicht, was in der Schwester vorging. Io hob den feuchten Blick und ihre kippen zitterten. „O Marga, was hat der arme Vater alles gelitten, und wir haben nichts davon gewußt —" sagte sie erschüttert.

„Ia," sagte Marga herb, „aber nun geht er auf die Gassen und schreit es aus, als sei es eine Reklame — vor solchen Ohren!" In ihr war nur Zorn und Verachtung.

„Marga, schäme dich, verstehst du denn den Vater nicht?"

„Nein", sagte Marga eisig.

„Er will ihnen doch helfen!" sagte Io beschwörend.

„Er macht sich zu ihresgleichen, er steigt zu ihnen herab, er schmeichelt ihnen —." Ihre Stimme brach.

„Du bist hochmütig, das ist alles", sagte Io. Marga zuckte die Achseln.

„Mag sein. Führer möchte ich ihnen sein durch Not und Kampf, — ihresgleichen nicht."

Maria von Schwanstedt nickte ihr zu, sie verstand die Freundin. Ihr Herz wurde hin und her gerissen zwischen Schrecken und Mitleid, und dem angenehmen Bewußtsein, eine große Sensation erlebt zu haben. Nun war es doch nicht langweilig geworden, gottlob, aber die beiden armen Mädels hatten doch mm eine große Aufregung durchgemacht, es war ja nicht gerade angenehm, was sie da gehört hatten. Sie drückte Ios Hand. „Habt ihr das alles nicht gewußt?"

Io schüttelte den Kopf.

„Wir wußten nur, daß Vater aus einfachen Verhältnissen stammt, daß seine Eltern lange tot sind."

Der junge Iournalist drehte sich um und sah aufmerksam auf die Mädchengruppe. Marga errötete dunkel, sie hatte das Gefühl am Pranger zu stehen. „Hoffentlich weiß er nicht, daß wir zu ihm gehören," dachte sie, aber dann schämte sie sich der Feigheit und mit einem großen, kalten Blick wehrte sie die neugierigen Augen ab.

Torbeck hatte seine Hörer erobert, was er jetzt sprach, fiel auf fruchtbaren Boden. Die Mädchen hörten nicht mehr zu, es waren unpersönliche Dinge, und eine große Nervenabspannung machte sich bei ihnen geltend. „Wir wollen

gehen", sagte Marga müde. Die andern widersprachen nicht. Sie wandte sich und winkte dem alten Huber, da sah sie, daß sein Gesicht aschfahl aussah und die Augen ganz erloschen waren.
„Ist Ihnen nicht gut?" fragte sie teilnehmend. „Nicht so recht, gnädiges Fräulein." Sie sahen sich sekundenlang in die Augen und verstanden sich, ihre Seelen rangen gegen die gleiche Not. Als der Alte vor ihnen die Treppe hinabstieg, sah Io, daß seine Kniee wankten.
Unter dem Portal schlug ihnen die eisige Luft entgegen und ließ sie erschauern, Marga atmete die frische Luft durstig ein, als müsse sie sich die Lunge reinbaden von dem Brodem der Masse. Regenschwaden klatschten ihnen entgegen, es war ein dunkler, stürmischer Abend, und die Bogenlampen spiegelten ihre runden Gesichter in den großen Pfützen.
Io schickte Huber nach dem Droschkenstand jenseits des Platzes, er lief mit kleinen unsicheren Schritten zwischen den Pfützen hindurch. Die Mädchen standen voll beleuchtet unter der Eingangshalle. — Da sagte Maria: „Wenn uns jetzt hier jemand sieht, sind wir unmöglich!" Und wie ein bleierner Druck legte sich die Angst vor dem Gerede und dem Urteil der Gesellschaft auf ihre Herzen, und sie dachten inständig, „wenn nur niemand vorbeikommt".
Aus der Saaltür quoll ein Haufen halbwüchsiger Burschen, denen es drinnen wohl zu langweilig geworden war. Sie sahen frech zu den Damen herüber.
„Nanu, was suchen die hier? Die gehören auch an einen Laternenpfcchl mit ihren teueren Pelzjacken." Die andern wieherten vor Vergnügen. Marga hielt nur mühsam ihren hochmütigen Ausdruck auf ihren Zügen fest, sie dachte erbittert: „Zu diesen redet mein Vater, diese umwirbt er — diese Plebejer. — Nie werde ich das versieben."
Io zitterte am ganzen Körper vor Angst und Kälte, und Maria duckte sich hinter einen Pfeiler, die Frechheit der Burschen amüsierte sie nur, sie fürchtete sich nur vor etwa vorübergehenden Bekannten.
Da ratterte die Droschke über das Pflaster, das weiße Haar des alten Dieners leuchtete tröstlich. Die Mädchen stiegen rasch die Stufen hinab. Da sagte einer der Burschen: „Du, das sind ja dem Torbeck seine Töchter!" Eine verlegene Stille folgte, und dann rief eine kecke Stimme: „Entschuldigen Sie, Fräulein, aber ich habe nicht gewußt, daß Sie zu uns gehören. Man sieht es Ihnen wahrhaftig nicht an!"
Da blieb Marga stehen und sah kalt auf deu Sprecher zurück. „Gott sei Dank", sagte sie schneidend. Er zuckte zurück und lachte verlegen. Dann fiel die Türe ins Schloß und der klappernde Wagen setzte sich in Bewegung.
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s cd
a
u

Politische Rundschau.

Von Professor Dr. Ludwig Stein.

„Kulturpolitik."

Das scheidende Iubiläumsjahr hat uns unendlich viel Trübes und Herabstimmendes hinterlassen. Am bittersten empfanden wir alle den Bruderkampf auf dem Balkan, der die „dste Knmliiue" in der Politik von ihrer widerwärtigsten Seite offenbarte. Die Veröffentlichung der Geheimabkommen der Balkanverbündeten im „Matin" zeigt ein förmliches Schulbeispiel von Hinterlist, politischem Falschmünzertum und Treubruch. Ein Blick in die aktenmäßige Darstellung der rumänischen Regierung, die sich wie ein I'liue^.vrieu» iu majoreiu ssloiilvni öl^oi-t!»eu'8 ausnimmt, belehrt uns darüber, daß die Moral in der Politik noch recht ferne von jenem Ideale ist, das der philosophische Lordkanzler von England, Haldane, jüngst in großen Linien gezeichnet hat.

Es häufen sich indes die Anzeichen, daß man allerorten den Übergang von der Barbarenpolitik, wie sie uns der Balkan in beklemmender Weise aä ocmlo8 geführt hat, zu einer künftigen Kulturpolitik, wie sie den westlichen Kulturnationen als Ideal vorschwebt, als unerläßliche Forderung des westeuropäisch - amerikanischen Kultursystems empfindet. Lordkanzler Haldane gab diesem Empfinden in jüngster Zeit zuversichtlichen Ausdruck. Die Zeit wird kommen, sagte der englische Lordkanzler, wo man sich wundern wird, daß wir mit so viel Aufwand eine so große Aufmerksamkeit dem Schutze vor unserer gegenseitigen Furcht widmen, statt uns den großen gemeinsamen Aufgaben zuzuwenden, welche die Menschheit besser machen, als sie in der Vergangenheit war. Haldane glaubt an jenen „Imperialismus der Idee" des großen Franzosen Edmond Rostand, dem auch der deutsche Reichskanzler, Herr von Bethmann Hollweg, in seinem Briefe an Karl Lamprecht vom 21. Iuni 1913 offenkundig huldigt. Herr von Bethmann findet warme Worte der Anerkennung für die großzügige „Kulturpolitik"

Frankreichs und Englands. Und wenn neuerdings Anatole France in London von einem neuen „Dreibund", einem kulturpolitischen Dreibund von Frankreich, England und Deutschland dichterisch geträumt hat, so spricht aus dem offenen Bekenntnis v. Bethmanns zur „Kulturpolitik" ein Sehnen nach jenen fernen Zielen, dem die Besten aller Völker zustreben. Damit wir, sagt der Reichskanzler in seinem Schreiben an Karl Lamprecht, wie unsere westlichen Nachbarn, in Zukunft eine Kulturpolitik großen Stiles treiben können,

scheint mir neben der inneren Vertiefung und Stärkung unserer Kultur und unseres Kulturbewußtseins not zu tun, daß unser Volk zu der neuen Aufgabe geweckt werde. Und diese Aufgabe kennzeichnet der Reichskanzler mit folgenden Worten: Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann.

Hier wird der Gewaltpolitik, unter deren Banne wir heute noch allesamt stehen, eine Kulturpolitik als ideale Forderung entgegengesetzt, der sich keine Kulturnation auf die Dauer verschließen kann. Zwischen rauher Wirklichkeit und idealer Forderung klafft ein Spalt, den die Reifsten und Einsichtsvollsten zu überbrücken haben. Nichts ist daher bezeichnender für den unterirdischen Gang der Weltgeschichte, der allmählich aufsteigend von der Gewaltpolitik zur Kulturpolitik emporführt, wie alle Geschichtsoptimisten mit unbeirrbarer Überzeugungskraft glauben, als folgender Vorgang: In denselben Tagen, da der Sturm gegen den „kulturpolitischen" Reichskanzler im Reichstage mit verheerender Gewalt tobte und sich in einem Mißtrauens-Ungewitter entlud, tagte im Reichstag eine kleine Kommission von Politikern derselben Parteien, die dem Reichskanzler wegen der peinlichen Vorgänge in Zabern ihr Mißfallen in der denkbar schärfsten Tonart zum Ausdruck brachten, um im Stillen jener „Kulturpolitik" zu huldigen, welche der Reichskanzler in seinem Briefe an Karl kamprecht in so beredten Worten vertritt. Es handelte sich um die Fortführung der internationalen Verständigung, insbesondere der Besserung der Beziehungen zwischen den beiden führenden Kulturnationen des Kontinents, wie sie vor wenigen Monaten in Bern durch Vertreter des deutschen und französischen Parlaments angebahnt worden ist. Hie Wirklichkeit, hie ideale Forderung! Die Wirklichkeit heißt: Zabern und Mißtrauensvotum; die ideale Forderung heißt: parlamentarische Kommission zur Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen mit Frankreich in Verbindung mit einer entsprechenden Kommission des

französischen Parlamentes. Dieses zeitliche Zusammenfallen von praktischem Mißtrauensvotum und theoretischer Übereinstimmung, von der Verurteilung der Gewaltpolitik in praxi und der Billigung der Kulturpolitik w tdssi, wirft ein helles Licht auf das Verhältnis von Wirklichkeit und idealer Forderung in der Politik.
Die neuernannte Kommission aus den linksstehenden Parteien und dem Zentrum des deutschen Reichstages, die als Parteigruppen dem Kanzler das Vertrauen entzogen haben, könnte wörtlich unterschreiben, was der Kulturpolitiker von Bethmann dem Kulturhistoriker Lamprecht geschrieben hat: „Ich bin mit Ihnen von der Wichtigkeit, ja Notwendigkeit einer auswärtigen Kulturpolitik überzeugt . . . Auch Deutschland muß, wenn es Weltpolitik treiben will, diesen Weg gehen, d. h. den Weg, den Frankreich und England beschritten haben."
Für eine solche „Kulturpolitik" hat sich „Nord und Süd" eingesetzt, seitdem die Zeitschrift meiner Leitung unterstellt ist. Unter „Kulturpolitik" verstehe ich das Bestreben der führenden Männer aller Nationen, zielbewußt und unbeirrbar das Zusammenhaltende unter den Menschen, Ständen, Klassen, Berufen, Parteien, Rassen, Konfessionen, Völkern nnd Nationen herauszuheben und di« Gemeinschaftsinteressen der menschlichen Gattung unverlierbar im Auge zu behalten. Dieses Zusammenhaltende aber ist und bleibt: Recht und Gesetz. In diesem Sinne hat der Reichskanzler

v. Bethmann seine „Kulturpolitik" in der letzten Rede vor den Weihnachtsferien des Reichstages interpretiert. Ein Mißtrauensvotum der Majorität vermag ihn nicht zur Einreichung seines Abschiedsgesuchs zu bestimmen, aber wenn Recht und Gesetz verletzt würden, könne er keinen Augenblick mehr im Amte bleiben. Eine Ironie des Geschicks will es, daß am selben Tage auch der Präsident der französischen Republik sich genötigt sah, seine persönlichen Neigungen zu unterdrücken, um das zu respektieren, was in Frankreich Recht und Gesetz ist. Poincars war aus naheliegenden Gründen ein radikales Ministerium, dessen Seele Caillour ist, aus innerster Seele zuwider. Aber auch er mußte sich als Präsident der Republik dem dort geltenden Recht und Gesetz beugen und ein radikales Ministerium gutheißen, wollte er nicht die Präsidentschaft niederlegen. In seiner Schrift „Wie Frankreich regiert wird", deutsch von N. Collin (Verlag Erich Reiß, 1913), hat Poincars die Rechte und Pflichten des „Präsidenten der Republik" mit jener Klarheit und Schärfe präzisiert, die ihn auszeichnen. Dort spricht er das stolze Wort, das man als den Inbegriff aller Kulturpolitik ansprechen könnte: Der moderne Staat bleibt vor der Schwelle des individuellen Gewissens stehen. Ob Freidenker, Katholik, Protestant, Iude, Muselmann oder Buddhist — was geht es den Staat an, was ich denke, glaube und fühle? Auch der Präsident der Republick ist dem Gesetz und Recht im Staate genau so unterworfen, wie jeder andere Bürger. Begeht er aber, so sagt Poincars am Schlusse des Kapitels über Rechte und Pflichten des Präsidenten der Republik, eine Verletzung der Gesetze, so ist auch dieser Punkt von der Verfassung vorgesehen. Es ist in diesem Falle die Deputiertenkammer, die das Recht hat, ihn anzuklagen, und der Senat hat ihn zu rich» ten. Er kann den Präsidenten seines Amtes entheben und ihm außerdem die nach dem Gesetz verwirkten Strafen auferlegen. Nicht bloß Reichskanzler, sondern auch Staatsoberhäupter stehen unter, nicht über dem Gesetz.

Die Gesetze selbst müssen sich, so erklärt ein anderes Staatsoberhaupt, der Wirklichkeit anpassen. Woodrow Wil-

son, der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten, setzt in seinem temperamentvollen Buche „Die neue Freiheit", das soeben in einer vortreff-lichen Verdeutschung von Hans Winand erschienen ist (bei Georg Müller in München, 1914), in lebhafter Diktion auseinander: Wenn wir unsere Gesetze nicht der Wirklichkeit anpassen, um so schlimmer für die Gesetze, nicht aber für die Wirklichkeit, denn Gesetze folgen der Wirklichkeit immer nach. Ungesund ist nur das Gesetz, das der Wirklichkeit vorauseilt. Die Geschichte des menschlichen Geschlechts, heißt es bei Wilson an anderer Stelle, sei nicht identisch mit der Geschichte der Regierungen. „Die Weltgeschichte ist auf ihrem ganzen Wege mit Trümmern gescheiterter Regierungen besät."

Zu diesen gescheiterten Regierungen gehört auch das politische System Huertas, das der Kulturpolitiker Woodrow Wilson mit allen Machtmitteln bekämpft, die ihm zu Gebote stehen. Wie Wilson, so steht auch der Staatssekretär der Vereinigten Staaten, William Iennings Bryan, auf dem Boden der Kulturpolitik. Der sogenannte Wilson-Bryan-Plan, der für Schiedsgerichtsarbeit rückhaltlos eintritt, und dessen Entwurf allen Regierungen unterbreitet wurde, geht von dem kulturpolitischen Grundgedanken aus, daß alle zivilisierten Staaten zusammenwirken möchten, um an Stelle der Kriege das Recht zu setzen. Das Rüstungsfieber zehrt am Mark der Nationen. Das hat nicht bloß Frei-

herr von Hertling mit schöner Offenheit angedeutet, sondern auch der englische Lord-Schatzkanzler Lloyd George, ja sogar der vielgeschmähte Marineminister Churchill. Die Regierung, so erklärte jüngst Churchill, werde gern jede günstige Gelegenheit ergreifen, um den Wettbewerb in Marine- und Heeresrüstungen zu vermindern, die unheilvoll und ein Vorwurf für das moderne Europa sind. So sieht der Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und idealer Forderung aus. Nicht bloß von Bethmann, der Philosoph auf dem Kanzlersessel, sondern auch Wilson, der Philosoph auf dem Präsidentenstuhle, leidet unter dem schmerzlichen Widerspruch von Wirklichkeit und sittlichem Postulat. Nur heißt die Wirklichkeit hier Zabern, dort Meriko. Mit diesen Wirklichkeiten haben die Staatsmänner sich so gut abzufinden, wie dies im Rahmen ihrer Wirkungssphäre möglich und durchführbar wird. Aber die Sehnsucht aller hier genannten Staatsmänner geht offenkundig dahin, daß wir dermaleinst den Weg von der Gewaltpolitik zur Kulturpolitik finden möchten. Der Gewaltpolitik gehört die Gegenwart, der Kulturpolitik die Zukunft.

Kirchliche Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Die Verabschiedung der Kirche seitens der Bevölkerung, welche man mit Geringschätzung der Angelegenheit den Kirchenaustritt oder die „Austrittsbewegung" zu nennen pflegt, macht bedrohliche Fortschritte. Denn wenn es möglich ist, wie jüngst in Berlin geschah, daß an einem einzigen Abend in mehreren gleichzeitigen Versammlungen .... 1328 Austrittsformulare für die zuständigen Amtsgerichte ausgefüllt und unterzeichnet werden, denen doch naturgemäß (durch die werbende Stimmung dieser fast anderthalbtausend Menschen) eine weiterwirkende Kraft innewohnt, so kann eine Abbröckelung der preußischen Landeskirche bis zu ihrer Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit als Staatskirche niemandem mehr als Unmöglichkeit erscheinen; diese Unheilswolke steht schwarz am Horizont und die Blitze zucken! Als vor etlichen Jahren die ersten größeren Ziffern über die Verabschiedung der Kirche statistisch bekannt wurden, da ging

eine hilflose Verwunderung durch die Reihen der bestellten Hüter der kirchlichen Ordnung und sie suchten in ihrer Art einen Damm aufzuschütten gegen die andrängenden wilden Wasser: Ermahnungszettel wurden gedruckt, auf denen Punkt für Punkt fein säuberlich zu lesen stand und noch steht, was man sich alles verscherzt, wenn man nicht in der Kirche bleibt — dann kann man nicht Pate sieben, man darf auch nicht zum Abendmahl kommen, bei den Kirchenwahlen ist man ausgeschlossen und man wird auch nicht Mitglied eines Gemeindekirchenrats oder einer Kreissunode, sogar ohne Mitwirkung eines Pastors muß man sich begraben oder verbrennen lassen. Die Herren machen sich nicht klar, daß diese kirchlichen Werte ja eben für diese die Kirche verlassenden Menschen keine Werte mehr sind! Wenn jemand mangelhaft gekleidet und schlecht genährt, ohne Geld und Obdach, arbeitslos und hoffnungslos gegen Weihnachten eine teure Spiegelscheibe einschlägt, um bis zur wärmeren Jahreszeit im Gefängnis seinen Schutz, behagliche Ordnung und auskömmliche Verpflegung zu finden, so werden bei einem solchen Zeitgenossen die trefflichsten Erörterungen über den unschätzbaren Wert der persönlichen Freiheit nicht verfangen. Denn die Freiheit hatte er.

sie ließ ihn hungern und herunterkommen, sie ist ihm nur Fluch; im Schutz der bürgerlichen Unfreiheit und menschlichen Unehre will er sich fortan weiter fristen. Das überdeutlich« Bild, auf dessen springenden Punkt es allein ankommt, trifft genau die Sache: Gottesdienste und Wahlrecht und die Patenschaft jemandem zu rühmen, der davon keinen Gebranch machen will und nun, ans idealen oder anderen Gründen, die Kirche von sich stoßt, das ist der verkehrte Weg. Dabei findet lediglich hochmütige Pastorale Einbildung ihre Scheinrechnung; denn sie meint an den abtrünnigen Gemeindegliedern durch die Entziehung der kirchlich«n Rechte eine Strafe zu vollziehen, während die Pastoren es letztlich selber sind, an denen die Züchtigung vollstreckt wird. Die Kirchen leeren sich nachweislich — und was sind die besten Offiziere ohne Soldaten?!

Neu ist an der Entwickelung für die Verabschiedung der Kirche durch die Bevölkerung, daß längst nicht mehr, wie im Anfang, die lästige Kirchensteuer den Hauptgrund für den „Austritt" abgibt — auch wenn vereinzelt sogar die Erhöhung der Hundesteuer (!) herhalten muß, um dem Ärger gegen die Kirche als Ventil zu dienen —; denn der alte Haeckel in Iena und der naturwissenschaftliche Dichter Wilhelm Bölsche haben erklärt, sie streiften die Zugehörigkeit zur Kirche ab, um sichdie Religion zu erhalten. Nein, das religiöse Empfinden ist rege geworden und feinfühliger, man ist nicht mehr gleichgültig wie vor Iahrzehnten — damit ist man persönlich gewissenhafter geworden. Man prüft die Kirche, ihre Lehre, ihre Diener, ihr soziales Verhalten, ihre Ketzerprozesse gegen ihre bedeutendsten und tapfersten Priester, ihre Liebedienerei nach „oben", ihre armselige Versteifung auf die Vergangenheit und die Austreibung des Geistes durch den Buchstaben; am Evangelium Iesu wie am ewigen Christusideal wird die Kirche kontrolliert — und weil sie „zu leicht befunden" wird, verabschiedet man sie. Die besten Protestanten sind darnnter, die edelsten religiösen Geister. Der Protestantismus als die persönliche Selbsterlösung des neuzeitlichen Menschen von der Bevormundung der

Kirche durch Priester und Dogma ist, geschichtlich betrachtet, überhaupt die Aufhebung der Kirch« und hat niemals die Kraft geübt, Kirchenkörper zu bilden, soweit er nicht in den Katholizismus durch den Lehrzwang wieder zurücksank. Denn jeder Protestant wie Lessing, Goethe, Kant und Nietzsche bekennt mit Luther: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir.
Aus solchen Individualisten wird aber niemals eine Schafherde unter einem Krummstab.
Neu ist ferner an der Kirchenflucht, die nun an einem einzigen Versammlungsabend über 1300 Menschen aus der Kirche hinausbewegt, die organisatorische Beteiligung durch die Sozialdemokratie. Karl Liebknecht hat mit Wilhelm Ostwald (dem berühmten Chemiker und Präsidenten des Monistenbundes) zusammen die Arbeit angefaßt, während bisher von der Partei nur der derbe Adolf Hoffmann mit seinem grimmigen Sarkasmus persönlich die Verelendung der Kirche ohne die Masse betrieb. Es ist wohl klar, daß es alsbald in die vielstelligen Ziffern gehen wird, wenn die Sozialdemokratie in Deutschland, welche über vier Millionen Wähler gebietet, die bisher geübte grnndsätzliche Indifferenz gegen die Religion als „Privatsache" zurückstellt und ihre durchgebildete Parteidisziplin zu einem geschlossenen Angriff gegen die mit dem Staat rechtlich verquickte Kirche spielen läßt!!
Innerhalb der evangelischen
«

Kirche ist eine doppelte Strö-
mung wahrzunehmen, welche Beachtung
verdient. Das Kirchenregi-
ment läßt die Zügel merk-
lich lockerer, nach den Nieder-
lagen, welche ihm sein herrischer
Kampf gegen den preußischen Libe-
ralismus eingetragen hat! Zwar
ist der unmöglich gewordene Präsi-
dent des Evangelischen Oberkirchen-
rats, v. Voigts, noch immer im
Amte; doch „es wird nicht lang'
mehr währen," und Herr Voigts
hält seine gnädige Entlassung in
Händen. Der Verstoß gegen das Recht
im Falle Traub — Zeuge Professor
D. Otto Baumgarten, auf dessen ver-
nichtende doppelte Anklage Erzellenz
Voigts verstummen mußte — und die
Dienstentlassung des genialen Karl
Jatho werden ihre Sühne fordern und
finden. Allein dieser Oberkirchenrat
fühlt sich nicht wohl in seiner Haut und
möchte gern manches ungeschehen
machen. Die kirchliche Mittel-
partei herrscht in diesem hochwür-
digen Kollegium und bereitet mit der Zu-
stimmung des Oberkirchenrats eine weit-
schauende Agendenreform für
die nächste Generalsynode vor, welche
den von Traub und den entschlossenen
Liberalen geforderten Weg der Freiheit
gegenüber dem überlebten „Aposto-
likum" ehrlich betreten soll. Sogar in
das Brandenburgische Konsistorium mit
seinem engen Horizont ist in der Per-
sönlichkeit des tüchtigen Berliner
Pfarrers v. Hermann Scholz der
Führer der kirchlichen Mitte jüngst ein-
getreten, der noch vor wenig Iahren
gemeinsam mit seinem viel liberaleren
Freunde Professor II. von Soden dies
selbe Konsistorium heftig angriff. Durch-
aus radikale liberale Pfarrer kommen,
bestätigt von der Kirchenbehörde, mit
ihrem Patent und Segen scharen-
weise ins Amt, und man legt die
Hand so wenig an sie, wie an den ehr-
würdigen IX Mar Fischer, der alle
„Heilstatsachen" des Kirchendogmas
dreißig oder vierzig Amtsjahre lang
freimütig verworfen hat.

Gegen diese tatsächlich sich
vollziehende Gleichberech-
tigung der kirchlichen Rich-
tungen haben die Heißsporne der
Stöckergruppe, angeführt von einem
fanatischen Pastor 0. Philipps, nach
einer vergeblichen Bemühung der

Stadtmission, welche sich vom Konsistorium eine Rüge holte, zu origineller Selbsthilfe gegriffen: in solchen Gemeinden, welche durch die Wahl freisinniger Gemeindekörperschaften nur mit liberalen Pfarrern besetzt sind, werden unter dem Schutz des Vereinsgesetzes Säle gemietet und dort in den Stunden des Gemeindegottesdienstes von orthodoren Pfarrern im Talar nebenkirchliche „gläubige" Sonderandachteu veranstaltet, mit Liturgie, Predigt und Abendmahl. Mau begehrte von der Kirchenbehörde für die „positiven" Minoritäten in den liberalen Gemeinden einmal im Monat einen orthodoren Pastor — der berechtigte Wunsch scheiterte an der unbrüderlichen Ablehnung des ebenso berechtigten Gegenwunsches nach liberalen Gastpredigten in orthodoren Gemeinden für die liberalen Minoritäten!
Und zu eigenem Kummer mußte die Behörde die eifernden Bittsteller abschlägig bescheiden, sie auf die geltende Gemeindeordnung hinweisend. Der Humor bei der Sache liegt darin, daß die orthodoren Saalgottesdienste in Berlin trotz der rührigen Vereinstrommel nach dem ersten Anlauf in der Besuchsziffer jämmerlich herunterfielen — während die liberalen Sonntagsgottesdienste, wie unter Jatho, so nun unter Traub, trotz der unkirchlichen Räume in allen Städten dauernd überfüllt sind.
Es ist längst so geworden, daß die Parochialgrenzen der einzelnen Kirchen nur auf dem Papier stehen — wer

einen tüchtigen Kanzelredner seiner Richtung hören mag, der weiß ihn schon zu finden. In Köln wie in Barmen, in Dortmund wie in Berlin. Auch das gehört schließlich zum Wesen des Protestantismus. Von außen und von innen treiben die gespannten Zustände immer erkennbarer hin zur Entkirchlichung des Staates und zur Entstaatlichung der Kirchen.

Philosophische Rundschau.

Von Kurt Peschle.

Der philosophisch veranlagte Kopf pflegt das erste Staunen, das sich dann in Nachdenken umsetzt, über die Eindrücke der äußeren Welt zu empfinden: Woher kommt die Bewegung um uns, die sich Leben nennt, sind unsere Sinneseindrücke ein adäquates Abbild einer außerhalb unser bestehenden Wirklichkeit, können wir gegebenen Falls ihre Gesetze erforschen? Daß diese Fragen, die noch heute bei den Fachleuten als die spezifisch philosophischen ausgegeben werden, gerade das erste Stadium des Denkens bezeichnen, hat zunächst einen rein psychologischen Grund: Was uns berührt, ja unsere eigene Person ist etwas fest Gegebenes, an das Alltägliche wagt sich der Zweifel zuletzt heran. Die andere Ursache ist rein historisch: Die religiösen und philosophischen Lehren der Kindheit und Iugend drehen sich um die Themata Gott, Welt, Unsterblichkeit; wie wir hier handeln sollen, ob wir einmal sozialdemokratisch oder konservativ zu wählen haben, das sind keine Probleme für sie, die werden als banal ausgeschaltet.

Und doch kommt über kurz oder lang für den ernsthaften, konsequenten Denker der Punkt, wo er einsehen muß, daß die Lösung der gestellten Probleme für ihn wertlos ist. Gesetzt, es gäbe einen Gott, wie ist sein Wille zu erforschen, warum sollen wir uns überhaupt danach richten? Ob wir mit unseren Begriffen das Wesen der Welt erfassen oder nicht, hilft uns keinen Deut für die Frage, was an dieser Welt wertvoll und was zu bekämpfen ist. So konzentriert sich das Denken um die Kardinalfrage der Ethik: Was sollen wir hier erstreben?

Hier liegt der Prüfstein für die Redlichkeit eines Philosophen: Nimmt er hier einen inhaltslosen, lediglich formalen „kategorischen Imperativ" oder gar die „historisch gegebenen Werte"

als allgemeingültige Voraussetzung
seiner Forderungen, so bleibt das Rätsel
ungelöst. Die Vernunft verlangt nach
einem obersten Wert, von dem alle an-
deren ihr Wertmaß erhalten; solange er
nicht gefunden ist, ist kein System in
das Chaos der Begierden zu bringen.
Und dieser letzte Wert? — Wir wissen
ihn nicht. Das ist die Weisheit der
vorgeschrittensten Skepsis.

Es hat Nietzsche sicherlich nichts
ferner gelegen, als Tatenlosigkeit zu er-
zeugen. Und dennoch hat seine Umwer-
tung aller Werte dem Denkenden die
Augen geöffnet: Die alten Werte sind
freilich problematisch, aber die neuen
sind es nicht minder. Wofür soll sich
die Vernunft entscheiden? Sie kann
eben nicht wählen, und so — lassen wir
die Wahl bleiben. Eines bleibt ja:

Die Freude an der Schönheit »dieser
Welt. Es ist Zeichen eines vornehmen
Geistes, über dem Hasten nach illuso-
rischen Zielen zu stehen. In Schönheit
zu leben, das ist der Wahlspruch des
modernen Ästhetentums. In der Kunst
ist diese Gesinnung erkennbar als ängst-
liches Fernhalten von jeder Tendenz —
I'llit pour I'art —, als unklar ver-
schwommene Gefühlsseligkeit.

Und diese Zurückhaltung, die große
Kreise der heutigen Gebildeten, vor
allem die Künstler und Gelehrten, er-

8'

griffen hat, ist mit Vernunftgründen keineswegs zu beseitigen. Wohl aber durch den Willen, durch die Tat. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß jetzt ein Buch erschienen ist — Kurt Hiller, „Die Weisheit der Langenweile"*) —, das diesen unheilvollen Quietismus niederzuzwingen sucht. Der Verfasser, in allen Wassern der Skepsis gewaschen, weiß wie lein anderer, daß eine wissenschaftliche Ethik dies nicht zu leisten vermag, da sie der Vernunft nicht standhalten kann. Aber kann uns, fragt er, nur die Wissenschaft retten? Haben wir nicht neben der Vernunft den Willen, den Willen, auch unvernünftig zu sein? Hat der Wille sich sein Ziel erkoren, so kann nun die Vernunft dialektisch das Einzelstreben verteidigen. Das muß genügen für den Kampf des täglichen Lebens.

Dieser Grundgedanke durchzieht die Reihe brillanter Essays, die die verschiedensten Dinge, Literatur- und Kunstpolitik, Wissenschaftsbetrieb und moderne Rechtsfragen erörtern. Ich verweise auf den Prolog, das Kapitel „Der Eth" des ersten Bandes, auf das Eingangs- und Schlußkapitel des zweiten Bandes. Ob man im Einzelnen Kurt Hillers Wertungen und Urteile billigt oder nicht, das ist für die Bedeutung des Buches ganz gleichgültig. Sein erzieherischer Wert liegt in der Erkenntnis, daß auch die Tagesfragen philosophischer Überlegung (man lese das witzige und zugleich tiefe Kapitel: Der antinomische Leu —), daß auch die künstlerische Gestaltung der Parteinahme und der gedanklichen Schärfe bedarf. Politik —. im weitesten Sinne des Wortes — ist Weltanschauungsfrage. Möge dieser Appell an den Willen, dieser Aufruf zum Wirken gerade bei unseren Gebildeten nicht ungehört verhallen!

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Der Weg zur reinen Freude, den man bei Menschen und Büchern so gern beschreitet, führt bei Thit Iensens*) Buch zur Komposition. Sie ist ein künstlerischer Eindruck, wie sie vom Urahnen Bauer Simon Roß, der den Tod erleiden muß für sein freimütiges Wort gegen das tote Kirchentum seines Brotherrn, fest und klar die Linie streben läßt zu Mona Roß uud ihrer Mission, lebendiges christ-

liches Gottestum selbst zu leben und andere dafür zu wecken. Das „Vorspiel" mit dem sterbenden Urahn, das in seinem Realismus ergreifend ist, kann als Erposition gelten. Denn hier wird die Erscheinung des Heilandes beschworen, der dann in Mona Roß der große Wirkende ist, welcher sie treibt, das Gute zu suchen. Durch ihn ist sie aufopfernd in der Liebe zu einer Mutter, die etwas von antiker Natur besitzt, — gütig gegen alle im vielgeschäftigen elterlichen Faktorshaus zu Reykjavik auf Island; durch ihn ist nimmerrastend ihr Verlangen, Lebensströme sittlichen Wachstums in eine Gemeinde fließen zu lassen, die größer wäre, als der ihr zugemessene Daseinskreis sie ibr bescheren kann; durch ihn sprengt sie am Ende seine Grenzen, und nach Dänemark, der Heimat ihrer Eltern, trägt sie das Schiff und die Sehnsucht, eine wahre Kirche aufzubauen. Nicht ohne Harm der taufrischen Sinne geht sie. Die hängen an Asger Hjaltalin, der sie lange genug fernhielt vom Ziel ihres tiefgepflanzten inneren Dranges. Aber wenn ihr Zögern auch aus der Schwäche der Sinne kam, so wurde es doch vielmehr noch geboren aus dem, was sie

') 2 Bände. Ieipzig. 1913, Kurt Nolff Verlaq,

') Thit Jensen: Mona Roß. Verlaq Rütten u. Loening, Franlfurt a. M. 1913.

sich zum heiligen Lebenswerk gesetzt hatte: Seelen dem Guten zuzuführen. Und so wäre sie beinahe zerbrochen an dem Zwiespalt, ob es besser wäre, Hunderte aufzugeben um Einen, oder den Einen zu lassen, um Vieler willen. Asger Hjaltalin war sehr krank an seiner Seele: es war ihm Lust, Menschen ein Leid zuzufügen; auch seine Erotik war aufs Grausame gestellt. Mona Roß stürzt ihre rein gütige Seele um seinetwillen in schaurige Phantasien, die ihr keuscher Mund kundtut, die halb sein kranker Wille ihr eingibt, halb ihre wunderbare Gabe, sich in ihm einzufühlen, und der brennende Wunsch, ihn so zum Guten zu locken. Sie ahnt kaum die Gefahren dieser mystischen Seelengemeinschaft; aber sie leidet — bis endlich der große Wirkende in ihr dieses Licht ihr schickt: daß der Mann, den sie lieb hat, nicht eher erlöst werden kann, als bis er selbst um die Erlösung bittet. Und so darf und muß sie ihn am Ende lassen.
Wohl verletzt das Bild von des Mannes kranker Erotik, verletzt doppelt, weil eine Frau den Mut fand, ihm Form und Farbe zu geben; aber der Künstlerin gelingt es, den Eindruck zu mildern. Sie läßt Mona Roß in Unwissenheit über die peinliche physiologische Anomalie. So bleibt selbst der Saum ihres Gewandes unversehrt, und so wollen wir sie haben, so lieben wir sie. Und dann: Thit Jensen, der Mensch, durfte solches schreiben; denn sie verkörpert in Mona Roß einen so aufs Hohe gerichteten sittlichen Ernst, daß wir ihr um seinetwillen das andere nicht anrechnen. Und schließlich: ist es nicht vielleicht etwas Großes von der Frau, so Schmerzliches, Frauen doppelt Schmerzliches, auszusprechen? Denn sie erfand dieses Schmerzliche als das ergreifende Erlösungsbedürftige, dem sie Mona Roß, die holde Erlöserin, gegenüberstellt, wie strahlendes Licht dem großen Dunkel. Keiner bedarf der Erlösung mehr, als der, welcher nicht liebt.
Islands, der „schwimmenden Krone" in Schönheit und Schrecken majestätisch erhabene Natur wird mit echter Kunst um das Leben von Islands Menschen, das real und plastisch ist, aufgebaut: um einer Mutter Tatkraft, um Haß und Gunst politischer Parteien, um Liebe und viel Leid der Menschen.

Bei Thit Iensen, der Dänin, findet sich in den Menschen die Mystik, das Visionäre, wie wir es an Selma Lagerlöfs Gestalten viel kennen; an diese große Meisterin erinnert auch die einfache Macht und die klare Pracht der Worte, die wir in der Übersetzung Erich von Mendelssohns genießen dürfen. Sein Vorwort gibt einen willkommenen Überblick über Islands politische Geschichte.

Ein Dichter, Karl L. Mayer*), hat in seinem Versstück: „Der Raul» der Europa" in antikem Sinne die Geburt der Erotik gefeiert. Es ist wahrlich eine Feier, in der sich Irdisches mit Himmlischem vermählt, wie die jungfräuliche Europa ahnungsvoll, halb widerstrebend, halb willig, nein, mit ganzer Seele ihr Schicksal erfüllt, ihrem Gott, der in Gestalt eines weißen Stieres sich ihr naht, sich zu weihen, Priesterin der Liebe zu sein. Wenn die eine der Gefährtinnen, die dem entsetzensvollen Wunder nachstarren, wie Europa auf dem Rücken des Stiers im Meer versinkt, erschauert: „Geraubt von einem Tier —" und die andere aufschreit „von einem Gott!! —", so ist poetisch gegeben die Synthese der Liebe: ein Schauer der Erde und ein Schrei gen Gott. Auch in allem anderen lebt und webt der echte Dichter: in der Malerei von Natur- und Seelenstimmung, die damals und dort noch ganz ineinander Überflossen; in der drama-

») Karl L. Mayer: Der Raub der Europa. Verlag von Dr, Basch u. Co., Berlin.

tischen Anlage offenbart sich der Künstler, der da wußte, welche Art das Problem erschöpfen und dabei den Nachdenkenden und Nachfühlenden den Reiz bieten würde, viel vom Eigenen hineinzutragen, wozu alle objektive Darstellung verlockt.

Kunst-Rundschau.

Von W. St.

Sehen und Erkennen.

Unter diesem philosophisch anmutenden Titel ist von Professor Paul Brandt in Düsseldorf ein Buch erschienen, das, so sagt uns der Untertitel, eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung geben will.*) Wie es sich uns präsentiert, scheint dem Autor aus seiner Arbeit recht eigentlich eine praktische Ästhetik der schönen Künste erwachsen zu sein. Auf dem Wege des Vergleichs unternimmt es der Verfasser, unser Kunstverständnis zu erschließen. Das reiche Bildmaterial wurde so angeordnet, daß die zu vergleichenden Werke und der sie begleitende Tert stets auf derselben Seite sichtbar gemacht sind. Wort und Bild schließen sich zusammen, um der Darstellung den lebendigen Charakter einer Museumsführung zu verleihen.

Brandt beginnt mit der Baukunst, schreitet dann vor zu der architektonisch gebundenen Plastik der Tempel, Grabmäler, Kathedralen, und mit der Besprechung freier Rundskulptur leitet er über zur Gruppenbildung und andern Problemen der Malerei. Es ist dem Verfasser weniger darum zu tun, Kunstgeschichte zu geben, als durch Gegenüberstellung charakteristischer Werke aller Zeiten das Auge für die Erfassung der Kunstformen zu schärfen.

Daß nach knapp drei Iahren eine Neuauflage dieses Buches notwendig wurde (die erste Auflage betrug 10 000 Eremplare), spricht deutlich genug für den Lehrerfolg der Wölfflinschen Methode, zu welcher der Verfasser in seinem Vorwort sich dankbar bekennt. Unternimmt doch Brandts Arbeit den Versuch, in populärer Darstellung Wölfflins Stilanalyse auf das gesamte Gebiet europäischer Kunstübung auszudehnen.

Es wird sich nach dem Voran-

') „Sehen und Erlennen" v, Paul Brandt. Mit 416 Abbildungen und 1 farbigen Tafel, ö, Auflage. Preis gebunden 5 Marl. Verlag Ferdinand Hirt u. Sohn, Leipzig.

geschickten niemand wundern, wenn er auch in den Ausführungen über Malerei das Formale betont findet. Die eigentlich malerische Komposition derer, die in Licht und Dunkel, in Farben gedacht haben, interessiert den Verfasser weniger. So kommt es, daß seine Untersuchungen der Gemälde auf ihre Raumtiefe oder pyramidale Konstruktion, auf Bewegungskontraste und Richtungslinien im Aufbau der Gruppen selten Wert und Bedeutung des Kunstwerks zu offenbaren vermögen. Bei einer solchen Betrachtung scheiden Rembrandt und Velasquez so gut wie aus, wird eines Künstlers wie Delacroir nicht einmal Erwähnung getan. Dieser Mangel macht sich am deutlichsten fühlbar, wo Brandt von den großen Werken der Kunst handelt. Es wird einem da so recht bewußt, daß die jeweiligen Errungenschaften der Zeit, etwa Beherrschung des Anatomischen, richtige Linear- und Luftperspektive, zwar das Niveau des Durchschnitts zu heben geeignet sind, niemals aber das eigentümliche Wesen eines großen Werkes bestimmen.

Am glücklichsten erscheinen Brandts Vergleiche in den Abschnitten über Architektur, da hier mit Erwägungen rein formaler Art seine Fragestellung

das Wesentliche treffen kann. Besser als die Charakteristik nordischer Kathedralen gelingt dem Verfasser hier eine Entwickelung des Stils der Renaissancepalazzi.

Trotzdem Brandt es sich zur Pflicht gemacht hat, für die besonderen Vorzüge deutscher Kunst einzutreten, steht ihm offenbar ein Relief von Hildebrand an Ausdruckswert über solchen Meisterwerken gotischer Plastik, wie den törichten Iungfrauen des Straßburger Münsters. Von jenen zwei Iungfrauen, deren Antlitz, in schmerzlichem Sinnen geneigt, zum Stärksten und Innerlichsten zählt, was in Deutschland je gebildet wurde, weiß Brandt zu berichten, daß sie vor sich hinzuträumen scheinen oder gar mit dem Schlaf kämpfen. Ich erwähne dies, weil jüngst ein namhafter Kritiker in öffentlichem Vortrage sich scharf gegen die italiauil^ des kunsttreibenden und genießenden Deutschen gewandt hat. Er wollte uns eigentlich Italien am liebsten verbieten. Das wäre schade. Sicher ist, daß manchem Deutschen ein gewisses Maßhalten im Genüsse südlicher Herrlichkeiten nottäte.

Hildebrands ästhetische Schrift ‚Das Problem der Form' hat auf viele Kunstgelehrte stark gewirkt, und ihr Dank an den Künstler Hildebrand äußerte sich meist in hoher Anerkennung seines Schaffens. Wir werden vielmehr gerade durch den Vergleich seiner Werke mit guter antiker oder neuerer Plastik nur klarer inne, daß die klügste formale Rechnung, der gehobenste Geschmack, eine noch so subtile Behandlung der Epidermis die innere Notwendigkeit eines Kunstwerks nicht zu ersetzen vermag.

So wird man dem Verfasser auch nicht folgen können, wenn er Cornelius' Carton der apokalyptischen Reiter als gewaltiges Werk bezeichnet, als eine Steigerung von Dürers Holzschnitt. Aber da liegt in den 40« Abbildungen oft wieder die nötige Korrektur; der Vergleich sagt viel ohne Worte, wie Brandt im Vorwort treffend bemerkt. Auch seine Unsicherheit Donatello gegenüber verrät des Verfassers Herkommen. Die Reliefs des Donatello, Werke, an deren Reichtum und ungestümer Gestaltungskraft mancher Große des Cinquecento sich nährte, sprengen eben den Rahmen der Hilde-

brandschen Formenlehre. Und wenn Brandt bei seiner Herleitung des Reliefs aus der antiken Malerei die beiden Newyorker Kratere mit der Amazonenschlacht abgebildet hätte, so würden wir auch da sehen, wie entgegen seiner Behauptung von der Reliefmäßigkeit aller antiken Malerei diese an polygnetischen Wandgemälden inspirierten Vasenbilder die denkbar kühnsten Verkürzungen und Überschneidungen aufweisen; und modellierende Schattierung dazu. Ähnlich hat Brandt die Auswahl der griechischen Giebelplastik getroffen, so daß der Eindruck entsteht, den klassischen Künstler hätten selbst in der Vollplastik ausschließlich die Möglichkeiten reliefartiger Entfaltung beschäftigt und erst der Realismus hellenistischer Zeit hätte mit diesem Prinzip gebrochen. Demgegenüber braucht nur an den Westgiebel von Olympia erinnert zu werden, wo in dem schmalen Tympanon die kämpfenden Kentauren quer gestellt sind, und zwar so, daß ihre Hinterpartie auf der Giebelwand gemalt erscheint; ein Illusionismus von so fröhlicher Ungeniertheit, wie sie Künstler hegen durften, die noch nicht ahnten, wozu ihre Autorität einst würde herhalten müssen. In seiner köstlichen Iugendlichkeit setzt sich der griechische Archaismus über all dieses hinweg.
Die paar kritischen Anmerkungen wollen das Verdienst des vorliegenden Buches nicht schmälern. Es liegt in der besonders glücklichen Anordnung des Stoffes, die jede Monotonie vermeidet, in der Frische der Darstellung

und in dem reichen Bildmaterial, das zu selbständigem Sehen ermuntert. Wofür der Verfasser sich vornehmlich eingesetzt hat: daß wir das in der Kunst Geschaute empfinden, des Empfundenen bewußt werden, dafür bietet sein Buch uns willkommene Orientierung.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Unermüdlich sind die Frauen am Werk, um die schier unerschöpfliche Arbeit zu leisten, die die Frauenbewegung mit sich bringt. Iede Woche, eigentlich jeder Tag beinahe bringt, in Versammlungen, Vereinstätigkeit, Vorträgen, Ausstellungen, Neues, und das Material, das der Darstellung und Erörterung dieser Fragen gehört, wächst ins Unübersehbare, ohne jedoch die Arbeitslust und Tatkraft der zum Bau Gehörenden zu entmutigen oder zu lähmen. Im Gegenteil scheinen die Widerstände die Attacken eher zu steigern, und es ist, als ob diese zu einem immer sieghafteren Vordringen führten. Die Frauenstimmrechtsbestrebungen stehen augenblicklich im Vordergrund der Bewegung, und wie immer man sich zu der Frage auch stellen mag, so ist nicht zu leugnen, daß sie stetig vorwärtsschreitend immer weitere Kreise der Frauenwelt interessiert und beschäftigt. So haben jetzt nach dem Beispiel der liberalen Frauenvereine auch die Frauen der anderen politischen Parteien Wahlrechtsvereine begründet, nnd man ist da und dort mit gleichem Eifer für die Sache bemüht. So besonders in dem Verein der Frauenbewegung der konservativen Partei, an dessen Spitze Frau Berta von Kröcher, Gräfin von Schwerin-Löwitz, Gräfin von Gröben u. a. stehen und für das kirchliche und kommunale Wahlrecht der Frauen kämpfen. Die Resultate allerdings sind noch nicht sehr erkennbar und werden wohl noch eine Zeitlang oder richtiger eine lange Zeit ausstehen, aber wer klar und bewußt klar erkannten Zielen zustrebt, gelangt endlich doch dahin, und eines Tages werden die Frauen ihr Wahlrecht haben. Inwieweit ihnen, dem Staat, der Familie dies nutzbringend sein wird, darüber gehen die Meinungen noch sehr auseinander, nicht nur in den Reihen der Männer, auch bei den ins Erwerbsleben eingetretenen Frauen, die nach Millionen zählen, zeigt sich noch viel-

fach eine Zurückhaltung, oft sogar Ab-
neigung dem Frauenstimmrecht gegen-
über. Und gerade unter den Be-
sonnensten findet sich ein klug und
nachdenklich begründeter Zweifel gegen
die Möglichkeiten und Vorteile dieser
Maßregeln, die sowohl alle staatlichen
Institutionen, wie gesellschaftlichen
Einrichtungen bis ins Tiefste er-
schüttern würden. Aber in einer der her-
vorragendsten Wortführerinnen in die-
sem Kampfe, Helene Lange, haben die
deutschen Wahlrechtsvereine eine so
überzeugte und beredte Vertreterin ihrer
Rechte gefunden, daß diese Stimme
keinesfalls ungehört verhallen wird.
Aus einem von ihr auf der Generalver-
sammlung des Allgemeinen deutschen
Frauenvereins in Gießen gehaltenen
Vortrag über den Weg zum Frauen-
stimmrecht seien hier einige besonders
wesenhafte und bedeutsame Ideen
wiedergegeben. Anknüpfend an die ver-
abscheuenswürdigen Gewaltsmittel der
englisä>en Suffragettes sagte sie:
„Diese Taktik ist bei uns von der Ge-
samtorganisation der deutschen Frauen-
bewegung zurückgewiesen worden, wie
sie auch von der großen gesetzmäßig
vorgehenden Frauenstimmrechtsorgani-
sation verworfen wurde. Dennoch ist
ein Eingehen auf die prinzipielle Seite
der Sache auch zur Begründung der
Ablehnung notwendig." Diese findet

sie in dem soeben erschienenen Buche „Wa,)' ßtlltivQg" der ausgezeichneten englischen Schriftstellerin Elizabeth Robins und gelangt aus der in dem Buche begründeten Notwendigkeit des Frauenstimmrechts zu der Schlußfolgerung: „daß der Weg der Gewalttaktik von den englischen Suffragettes überhaupt eingeschlagen werden konnte, mag sich zum Teil aus der direkten Aufreizung durch leitende englische Staatsmänner sowie die perfide Behandlung der seit vierzig Iahren in England aktuellen Frage durch die englischen Parlamente erklären, vor allem aber durch die in England üblichen Methoden politischer Agitation. Das Buch von Miß Robins enthält aber eigentlich selbst das Material, aus dem sich im Gegensatz zu den Ansichten der Verfasserin die Unrichtigkeit der von den Suffragettes befolgten Methoden erweisen läßt. Sie begründet die Notwendigkeit des Frauenstimmrechts ganz richtig aus der besonderen Veranlagmig der Frau, aus ihrer besonderen Art, die Dinge zu sehen und daraus Konsequenzen zu ziehen. Diese besondere Art muß im ganzen des Volkshaushalts zur Geltung kommen, wenn er nicht Schaden leiden soll. Dann aber dürfen anch die nicht einwandfreien parlamentarischen Kniffe, die auch jetzt wieder bei der Ablehnung des Frauenstimmrechts in England ihre bedenkliche Rolle gespielt zu haben scheinen, nicht zu dem Trugschluß verleiten, als ob die Frauen die in England bei den Männern vielfach üblichen Methoden nachahmen dürften. Es handelt sich doch nicht nur um ein Recht, sondern nm die Möglichkeit e n , die es gewährt. Wir müssen das Recht anstreben, um das öffentliche Leben und die sozialen Zustände im Sinne der Frau, der von ihr erkannten Notwendigkeiten auszubauen, im Interesse der Familie, der berufstätigen Frau, der sozialen Helferin. Das ist das Ziel, und das muß die Methoden bestimmen. Der Weg zum Ziel muß durch Frauenland führen. Wir müssen auf eine unserer Art angemessene Weise dahin wirken, einen Frauenwillen im öffentlichen Leben mit zur Geltung zu bringen. Nicht darauf kommt es dabei an, daßalledie dahin führenden Rechte Schlag auf Schlag kommen, sondern darauf, daß in der

Entwickelung, die dahin führt, die Machtmittel und die Fähigkeit der Frauen, davon Gebrauch zu machen, daß Pflichten und Pflichtbewußtsein sich das Gleichgewicht halten.

Von den beiden Wegen zum Frauenstimmrecht, die man als den direkten und den indirekten bezeichnen könnte, wird der direkte, der Weg der Agitation, von den Stimmrechtsvereinen vertreten. Wir brauchen diesen Weg und diese Vereine selbstverständlich auch, da es sich bei uns immer noch um die Verbreitung der Forderung selbst, der Überzeugung von der Notwendigkeit des Frauenstimmrechts in weiten Kreisen unseres Volkes handelt. Aber je ernster ein Frauenstimmrechtsverein seine Aufgabe nimmt, um so weniger kann er reiner Frauenstimmrechtsverein bleiben, um so mehr muß er sich mit den Fragen und Gebieten selbst, in denen das Stimmrecht eine Rolle spielt, beschäftigen, um so mehr kommt auch er in die indirekte als die produktive Arbeit hinein.

Bei dieser indirekten Arbeit sind zwei Wege die wichtigsten: die Mitarbeit in den politischen Vereinen und die Arbeit in der Kommune. Mit der Arbeit in den politischen Vereinen sollte nicht, wie manche raten, gewartet werden, bis diese voll für die Frauenrechte eintreten; das würde doch heißen: eines der wichtigsten Mittel zur Erziehung der Frau für die Öffentlichkeit und der Öffentlichkeit für die Frau aus der

Hand geben. Der zweite Weg ist der, den der Allgemeine deutsche Frauenverein als Spezialweg erwählt hat. Es ist nicht der leichteste Weg, auf dem so die Leistungen in den Vordergrund gestellt werden. Hier liegt vielleicht die stärkste Kraftprobe der deutschen Frauenbewegung, weil hier an das selbstlose Interesse, an den wahren Bürgersinn, an die Ausdauer und die aufrichtige Hingabe appelliert wird. Dafür liegt aber auch hier die stärkste Überzeugungskraft. Und wenn die Frauen tatsächlich durch irgendwelche Wendung der Dinge die letzten Rechte früher erhalten sollten, als die Kräfte da sind, um den neuen Wirkensmöglichkeiten zu entsprechen, so wird das Frauenstimmrecht seine volle Wirksamkeit doch erst in dem Maße erfüllen, als diese Erziehung zu positiven Leistungen nachgeholt wird. Diese Erkenntnis und diese Tätigkeit, aus eigenster Frauenart heraus erwachsen, sie sind es, die den Verband des Allgemeinen deutschen Frauenvereins gekittet haben und fest zusammenhalten."

Helene Lange, deren einsichtiges, segensreiches Wirken allbekannt ist, vertritt in diesem Vortrag einen Standpunkt, dem man im allgemeinen die Zustimmung nicht wird versagen wollen, auch wenn man den ersten Weg, den sie als den direkten bezeichnet, zu beschreiten als nicht geeignet erkennt, weil die Agitation, die dabei ausgeübt wird, vielfach Maß und Ziel überschreitet und die Linie der englischen Kampfmethode sogar auch bereits in Erwägung gezogen und anempfohlen hat. Um so freudiger wird man ihren Ausführungen auf dem zweiten Wege folgen und selbst Bedenken gegen die Mitarbeit in politischen Vereinen fallen lassen können, wenn man sicher wäre, daß diese unter den Gesichtspunkten dieser Führerin sich vollzögen, die, ohne je aggressiv zu werden, die Dinge dennoch durch ein Temperament betrachtet.

Wie vielseitig und umfangreich die Franenfrage im letzten Iahrzehnt auch in der Presse behandelt wird, davon berichtet ein soeben erschienenes neues Frauenbuch: „Was die Frau von Berlin wissen muß", von Eliza Ichenhaeuser, im Verlage von Herbert S. Loesdau herausgegeben. Unter den 1600 Zeitungen und Zeitschriften, die in Berlin erscheinen und alle Gebiete

des öffentlichen Lebens, Politik, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Fachzeitschriften aller Gewerbe, Handel, Industrie, Schiffahrt, Land-, Forst- und Gartenwirtschaft usf. umfassen, — findet die Frauenfrage in allen führenden Zeitungen — auch den außerhalb Berlins erscheinenden — eine diesen Interessen gewidmete Beilage. Ebenso haben die Zeitschriften „Neue deutsche Rundschau" in Lucia Dora Frost, „Nord und Süd" in Ulla Wolff-Frank, „Die Gartenlaube" in Lotte Gubalke, das „Frauendaheim" in Frida Schanz diese Frage in besonderen Rubriken behandelnde Kräfte gewonnen, die sich den in den Tageszeitungen bewährten Redakteurinnen und Mitarbeiterinnen: Doris Wittner, Anna Plothow, Ienny Lorm, Frau v. Kretschmann, Frl. Münzer, Frau v. Huhn, Frau Graziella, Frl. v. Wartenberg, Frau Emma Stropp anschließen, und neben den dieser Richtung ausschließlich gewidmeten Monatsschriften: „Die Frau" von Helene Lange, „Frauenbewegung" von Minna Cauer, „Neue Generation" von Dr. Helene Stöcker, „Zeitschrift für Mutter- und Kindesrecht" von Adele Schreiber, dem Gegenstand eine seiner Bedeutung entsprechende Behandlung angedeihen lassen. Das neue Buch, nur von Frauen geschrieben und für Frauen bestimmt, gibt davon ein treffliches Bild, Von Berlins Leben und Arbeit erzählt es und bildet einen ausgezeichneten Wegweiser für das, was „die Frau von Berlin wissen muß".

Rundschau

Volkswirtschaftliche Rundschan.

Von Dipl.-Ing. Iulian Treitel.

Eao Paulo.

Die Frage, wohin sich deutsche Auswanderer, die hier kein befriedigendes Fortkommen mehr finden können, wenden sollen, gestaltet sich immer schwieriger. Bisher waren die Vereinigten Staaten von Amerika das bevorzugte Ziel junger, tüchtiger, unternehmungsfreudiger Leute; doch werden sie, die schon heute sichtbare Vorkehrungen treffen, die unerwünschte Stärke des Einwandererstromes zurückzudämmen, nicht mehr lange für uns in Betracht kommen können. Manch anderes, großes Zukunftsland ist uns aus klimatischen, politischen oder anderen Gründen leider verschlossen, und so bleibt von allen, die noch wirklich günstige Aussichten bieten, eigentlich nur Süd-Amerika übrig. Als ein Glück ist es daher zu bezeichnen, daß in dieser kritischen Zeitepoche Brasilien auf dem Plane erscheint und die Kolonisierung seiner ungeheueren Ländereien in großem Stile aufnimmt.

Die Vereinigten Staaten Brasiliens sind, 8 360 000 ykm umfassend, an Fläche beinahe so groß wie ganz Europa, zählen aber erst 22 Millionen Menschen, während fast die ganze Bevölkerung Europas — 400 Millionen — bequem Unterkunft und Eristenz darin finden könnte. Die Republik wird von 20 Einzelstaaten gebildet, die ihre eigene Regierung und innere politische Selbständigkeit besitzen. Alle lassen es sich angelegen sein, die europäische Einwanderung auf sich zu lenken, und ganz besonders ist es der Staat Sao Paulo, dessen Bemühungen in dieser Hinsicht Beachtung und Anerkennung verdienen.

I. Lage, Klima, Gesundheitszustände.

Der Staat Sao Pau lo, der auf den üblichen Karten unserer Atlanten so klein und unbedeutend erscheint, ist mit seinen 296 000 ykm Fläche größer als das Königreich Italien und auch an Klima und Fruchtbarkeit mit diesem zu vergleichen. Er zählt bisher kaum 2,8 Millionen Einwohner, könnte aber wohl die zehnfache Zahl ernähren. Er ist, obgleich zu V-, in der gefürchteten heißen Zone gelegen (zwischen 19° 5' und 25" südlicher Breite), seinem

Klima nach doch zu der mit gemäßigter Temperatur begnadeten Gruppe der Südstaaten Brasiliens zu rechnen, die von jeher eine besondere Anziehungskraft auf Brasilienpilger ausgeübt haben. Der ganze Staat besteht, mit Ausnahme eines schmalen Küstenstreifens am Atlantik, im wesentlichen aus einer gewaltigen Hochebene, die sich 600—1000 m über den Meeresspiegel erhebt. Dieser Höhenlage, wie den im Sommer regelmäßig wehenden Seewinden hat er eine ständige Kühlung zu verdanken. Laut langjährigen, zuverlässigen Beobachtungen ist die Durchschnitts-Temperatur im Sommer 21°, im Winter 15° und im Mittel 18° c! im Schatten. Temperaturen über 28° O sind nicht häufig, und die Nächte, wie sonst fast nirgends in tropischen Gegenden, selbst im Sommer angenehm kühl.

Die Gesundheitszustände

sind infolge dieser günstigen klimatischen Verhältnisse so vorzüglich, daß sie einen Vergleich mit denen der gesündesten Länder nicht zu scheuen brauchen. Alle gegenteiligen Berichte sind irrig und veraltet und stammen wohl von Reisenden, die den allerdings ungesunden, schmalen, niederen Küstensaum, nicht aber das gewaltige innere Hochland kennen gelernt haben. Den besten Beweis dürften wohl die Sterblichkeits-

ziffern liefern. Diese sind für die bekanntesten Paulistaner Städte geringer, als die der europäischen Hauptstädte^ und außerdem ist bei allen ein ungewöhnlich hoher Überschuß der Geburtenzahl über die der Todesfälle vorhanden. Die Gelbfieber-Epidemien aber, die andere tropische Gegenden heimsuchen und vor Iahrzehnten zuweilen auch im Staate Sao Paulo auftraten, gehören für immer der Vergangenheit an. Die gleichnamige Hauptstadt selbst ist überhaupt niemals von einer solchen betroffen worden. Das ist den wahrhaft großartigen hygienischen Einrichtungen und sanitären Maßnahmen zu danken, die ohne Rücksicht auf die hierfür erforderlichen enormen Kosten im ganzen Lande getroffen wurden und es wohl für immer von der furchtbaren Seuche befreit haben.

Anderer Epidemien, wie Typhus, Sumpffieber (Malaria), Pocken etc. ist man, wie sich leider nicht leugnen läßt, noch nicht Herr geworden, doch kann man sich bis zu einem gewissen Grade — gegen Pocken bekanntlich durch Impfung — vor ihnen schützen und darf nicht vergessen, daß diese Krankheiten auch im südlichen Europa heimisch sind. Die furchtbarste Geißel unseres Erdteiles aber, die Tuberkulose, die als Folge dauernder Unterernährung und des Wohnungselendes unserer Großstädte, 20—45 Prozent der Bevölkerung dieser dahinrafft, fordert in Sao Paulo kaum ein Drittel so viel Opfer, wodurch mehr als ein Ausgleich gegen diese und jene Tropenkrankheit gegeben ist.

II. Die Fruchtbarleit.

Für die Landwirtschaft sind die günstigsten Vorbedingungen vorhanden. Der überaus fruchtbare und jungfräuliche Boden des ganzen Staates ist von der Natur zur Polykultur im weitesten Sinne des Wortes ausersehen, und ein herrliches, genügende Feuchtigkeit besitzendes Klima trägt das Seinige dazu bei, Früchte und Gemüse, Wein und Getreidearten aller Zonen in außerordentlicher Pracht und Mannigfaltigkeit gedeihen zu lassen. Nur die besondere Eignung ausgedehnter Gebiete für den Kaffeebau und der glänzende Nutzen, den dieser viele Iahre lang abwarf, erklärt es, daß die Bevölkerung bis vor kurzer Zeit auf die Anlage anderer Kulturen verzichtete und sich auf

den Kaffebau beschränkte. Dieser liefert noch heute 99 Prozent der gesamten Ausfuhr und tritt in seinem Umfange nnd seiner Bedeutung durch die Tatsache vor Augen, daß mehr als die Hälfte des gesamten Kaffeeverbrauchs, der Erde allein vom Lande Sao Paulo geliefert wird. Man schätzt die Zahl der Kaffeebäume in ganz Brasilien auf 1300 Millionen, die des Staates Sao Paulo allein auf 850 Millionen und die durchschnittliche Jahresernte anf 15 bezw. 10 Millionen Sack. Rechnet man den Wert eines Sackes (^ 60 Kß) im Durchschnitt zu 110 Mark, so bedeutet dies bei 10 Millionen Sack jährlich einen Ausfuhrwert von 1100 Millionen Mark!

Weite Ländereien im Urzustande harren aber noch der Bebauung. Dank den Maßnahmen einer weitschauenden, sachkundigen und tatkräftigen Regierung geht man jetzt daran, den Reichtum des Bodens und die Gunst des Klimas in wachsendem Maße auszubeuten und sich auch anderen Kulturen zuzuwenden, die hier so ungemein nutzbringend betrieben werden können. Besonders ist es der Reis, ein Hauptnahrungsmittel ganz Brasiliens, der hier vortrefflich gedeiht, und zwar in Qualitäten, die die asiatischen an Wohlgeschmack weit übertreffen, und in einer Ergiebigkeit, daß in den wenigen Iahren, seit man, dank den Bemühungen der Regierung, den Reisbau energischer in Angriff genommen hat, aus

der ursprünglich bedeutenden Einfuhr eine ebensogroße Ausfuhr geworden ist. Nicht minder reichen Ertrag bringen Zuckerrohr, Tabak- und Kakaobäume, ferner Baumwolle, Hanf und Aramina und außer diesen Erzeugnissen, die sich sowohl für die Groß- wie Kleinkultur eignen, zahlreiche andere, die besonders für den kleinen Landwirt auf eigener Scholle außerordentlich lohnend sind. Da wachsen neben allen europäischen und einheimischen Gemüsen Wein und Orangen, Zitronen und Bananen, Feigen und Pfirsiche, Melonen und Ananas, Mais und Knollenfrüchte und eine Unzahl nahrhafter Futterkräuter, die vielfach dreimal im Jahre geschnitten werden können und umsomehr auch zur Viehzucht ermutigen, als das milde, keinen Winter kennende Klima die Viehhaltung naturgemäß sehr vereinfacht und erleichtert.

III. Die kommerzielle und kulturelle Bedeutung.

Der enorme wirtschaftliche Aufschwung des Landes spiegelt sich am besten in seiner Handelsstatistik, die gewiß als beweiskräftig gelten kann. Sie zeigt, daß die einen Maßstab für die Kaufkraft und den Reichtum eines Landes bietende Einfuhr seit 1900 jährlich um 25—45 Prozent gestiegen ist, die Ausfuhr jedoch durchschnittlich 2V« mal so hohe Werte umfaßte. Das ist ein Verhältnis, wie es nicht viele Länder aufzuweisen haben. Den größten Anteil an der Einfuhr hat England, sodann Deutschland, Argentinien und die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Ausfuhr ist am größten nach der nordamerikanischen Union, sodann Deutschland und Frankreich, während England als Kunde Sao Paulos nur wenig in Betracht kommt. Von der Gesamteinfuhr der brasilianischen Republik entfallen allein 23 Prozent auf den Staat Sao Paulo, an der Ausfuhr aber ist er, der nur 3,4 Prozent der Gesamtfläche Brasiliens umfaßt, sogar mit 40 Prozent beteiligt. Die totale Handelsbilanz, also Ein- und Ausfuhr zusammen, ergibt, daß über 30 Prozent des gesamten brasilianischen Handels gegenwärtig allein auf Sao Paulo entfallen. Man ersieht hieraus, eine wie, hervorragende Stellung dieser mächtig aufblühende und reichste Bundesstaat im Rahmen der Union einnimmt.

Und dies gilt nicht nur kommerziell, auch kulturell muß er als der angesehenste und fortgeschrittenste bezeichnet werden. Er hat dies außer seinem Klima und seiner Fruchtbarkeit vor allem der glücklichen Eigenart und Zusammensetzung seiner Bevölkerung zu verdanken, die von jeher das intelligenteste, rührigste und tüchtigste Element aller Einwohner Brasiliens repräsentiert hat.

Der umfassende Ausbau des Eisenbahnnetzes steht in der Union geradezu einzig da und ebenso die erstaunliche Entwicklung der Städte mit ihren wissenschaftlichen und gemeinnützigen Instituten, die teilweise den Vergleich mit denen der ersten Kulturnationen aushalten können und längst uneingeschränkte Anerkennung seitens der berufensten Fachmänner gefunden haben. Da ist vor allem die staatliche Rechtsfakultät, an der die Mehrzahl der heute leitenden Männer der Republik ihre Studien beendeten, sodann das Staatsmuseum, das Polytechnikum, die Han, delsakademie, Seminare für die verschiedenen Berufe, Landwirtschafteschulen mit großartigen Versuchsfeldern, das Pasteur-Institut, das Serum-Therapeutische und Bakteriologische, das Geographisch-Geologische Institut, reich ausgestattete Bibliotheken mit wertvollen Werken aus allen Ländern, mehrere tausend Volksschulen, Kranken- und Siechenhäuser etc.

Das glänzendste Bild einer Entwicklung aber, wie sie auch nur in Amerika

möglich ist, zeigt die gleichnamige Hauptstadt des Staates, deren Entstehungsgeschichte eines kurzen Rückblicks würdig ist.

IV. Die Stadt Sao Paulo.

Im Ianuar 1554 war es, so erzählt die „Deutsche Zeitung in Sao Paulo", da brachen unter Führung des Paters Manuel de Paiva dreizehn Iesuiten auf, um auf der Höhe der Serra oder jenseits des steil aufsteigenden nahen Küstengebirges eine neue Missionsstation zu gründen. Sie erstiegen die wilde, zerklüftete Bergkette, durchwateten Rinnsale, Sümpfe und Bäche, drangen durch den düstern Urwald und trafen endlich, nach beschwerlichen und gefahrvollen Märschen, auf eine Indianer-Ansiedlung, deren Häuptlinge, s- 3t. Freunde der Portugiesen, die damaligen Träger und Verbreiter des Christentums mit freundschaftlichem Entgegenkommen empfingen und ihnen die gewünschte Erlaubnis zur Errichtung einer Missionsstation erteilten. Die Iesuiten suchten sich nun mit der ihnen eigenen Findigkeit auf einem gesunden und vor feindlichen Überfällen gesÄctzten Hügelrücken einen Platz aus, wie er für die Entstehung einer Weltstadt gar nicht glücklicher gewählt werden konnte. Schwerlich aber werden sie wohl, als sie damals im Urwald aus Baumknütteln, Erde und Palmblättern, die als Baumaterial dienten, die erste armselige Hütte zum Messelesen errichteten, geahnt haben, daß aus ihrer Ansiedlung einst im 20. Iahrhundert die Kaffee-Metropole der Erde hervorgehen würde. Die geringe Bevölkerung des Dörfchens bestand zuerst, die Iesuiten ausgenommen, aus farbigen Eingeborenen, bald aber stellte sich portugiesischer und spanischer Zuzug ein und vermehrte so das weiße Element. Allmählich nahm die Bevölkerung zu, und 1745, nach mannigfachen politischen Wirren und Kämpfen, während welcher auch die Gouverneure und Iesuiten wiederholt vertrieber, wurden, wurde Sao Paulo, als kauir 2000 Seelen zählendes Städtchen, zum Sitz eines Bischofs auserkoren. Als Provinzstadt trat es 1822 mit der Unabhängigkeitserklärung in eine neue Epoche. Die neugegründete Rechtsfakultät zog aus allen Teilen des Landes junge Leute an, brachte frisches Leben in die noch ungepflasterten, un-

scheinbaren Gassen und trug dazu bei, das Bildungsniveau zu heben und die rauhen Sitten der Bewohner, die noch vielfach denen der Eingeborenen glichen, umzubilden und zu verfeinern. Das gewaltige Emporwachsen zur Großstadt aber setzte erst im Iahre 1875 ein, wo Sao Paulo etwa 40 000 Einwohner zählte. Handel und Industrie, Eisenbahn und Telegraph wirkten geradezu revolutionierend, und der Riesenaufschwung der Kaffee-Erzeugung im ganzen Lande ließ die Reichtümer in wahren Strömen nach der Landes-Hauptstadt fließen. Die Einwanderung schwoll, namentlich seit der Aufhebung der Sklaverei (1888), lawinenartig an und brachte aus Europa Tausende und Abertausende intelligenter, tüchtiger, vorwärtsstrebender Menschen, die ihre ältere geläuterte Kultur auf den fremden Boden übertrugen. Die alten häßlichen Lehmhütten verschwanden; gleichsam über Nacht erstanden neue Straßenzüge, und ganze Stadtviertel mit herrlichen Gartenanlagen und lururiösen Palästen der zu ungeahntem Wohlstand gelangten Farmer wuchsen wie durch Zaubermachl aus dem Boden. Durch die breiten, vornehmen, elektrisch beleuchteten Verkehrsadern jagen heute die Straßenbahnen und Automobile wie in Wien und Paris, und in den glänzenden Avenidas mit ihren monumentalen Kaufhäusern, Banken und staatlichen Gebäuden pulsiert weltstädtisches Leben. Ungeheuere Opfer wurden aber auch

gebracht, diesen Wandel herbeizuführen und die Größe, Schönheit und Gesundheit der Stadt zu fördern.

Kaum eine zweite Großstadt auf der Erde dürfte es geben, die so schnell ihr Antlitz geändert hätte. Und dieses Antlitz zeigt nicht die grämlichen, verwitterten Züge des Alters, sondern die frischen Farben und Formen der glücklichen, vorwärtsstürmenden Iugend.

Wie unglaublich schnell die Stadt in ein paar Iahrzehnten emporgewachsen »st, zeigen wenige Zahlen:

Sie hatte
1875 ... 40000 Einwohner
1890 . . . 65 000
1893 . . . 130 000
1908 ... 300000
und 1913 ... 500 000

Die Bevölkerung hat sich also in drei Iahren (1890—1893) verdoppelt und in etwas mehr als einem Menschenalter (1875—1913) verzwölffacht. Das ist eine Entwicklung, wie sie in der Welt mit Ausnahme einiger Städte Nord-Amerikas nicht ihresgleichen hat.

Sao Paulo ist heute die zweite Stadt Brasiliens und die dritte Süd-Amerikas. Werden alle vorhandenen Chancen ausgenutzt, so wird ihr Aufschwung eine weitere, in ihren Folgen kaum übersehbare Steigerung erfahren.

V. Die Behörden und die Einwanderungsfrage.

Sehr viel zu dieser erstaunlichen Entfaltung von Stadt und Staat Sao Paulo haben auch die Behörden beigetragen, von denen einige als Muster hingestellt werden können. Besonders das „Sekretariat für Landwirtschaft, Handel und öffentliche Arbeiten" hat unter der sachkundigen, rührigen, weitausschauenden Leitung des fortschrittlichen Staatsmannes Dr. Carlos I. Botelho Bedeutendes geleistet. Ein großes Feld der Wirksamkeit ist ihm zugewiesen: es erteilt Auskunft über landwirtschaftliche und ökonomische Fragen, verteilt an Ansiedler, Landwirte etc. Sämereien für Versuchszwecke, Setzlinge von Obst- und Zierbäumen, sowie Weinschößlingen, liefert Mittel zur Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten und Schädlingen, besorgt Boden- und Wasser-Analysen und schickt Interessenten sogar regelmäßig landwirtschaftliche Zeitungen, Monatsschriften und Bücher ins Haus — alles völlig kostenlos —, ohne daß man dafür auch nur Fracht

oder Porto zu vergüten hätte. Ferner gewährt es namhafte Geldzuschüsse und Transporterleichterungen für aus Europa oder Nord-Amerika eingeführte Rassetiere und sorgt für Bildung und Aufklärung auch durch eine dauernde Ausstellung von Maschinen, die für Landwirtschaft und Industrie empfehlenswert sind und im Betriebe vorgeführt oder durch Vorträge und Lichtbilder erläutert werden.

In allen Ressorts und Abteilungen sind gemäß der internationalen Zusammensetzung der Bevölkerung Beamte der verschiedenen Nationen tätig, unter denen, wie man mit Stolz feststellen kann, nächst den Jankees das germanische Element hervortritt. Sein Fleiß, seine Arbeitskraft, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit werden allgemein anerkannt und tragen viel dazu bei, daß die Regierung den Deutschen wohlwollend gegenübersteht. Sie läßt es sich angelegen sein, gerade deutsche Kolonisten ins Land zu ziehen, gewährt ihnen bei der Ansiedlung weitgehende Unterstützungen und ist bestrebt, ihnen über die eintretenden Schwierigkeiten, die keinem neu Ankommenden erspart bleiben, hinwegzuhelfen. Die Ordnung und Sicherheit des Staates, der Schutz des Eigentums und die rechtliche Handhabung der Gesetze lassen es auch im Hinblick auf die große Zukunft des Landes als berechtigt erscheinen, daß Landwirte und Landarbeiter, denen Europa keine genügende Eristenz mehr

bieten kann, dorthin auswandern. Solche können drüben noch ihr Glück machen. Handwerker, Fabrikarbeiter und Gewerbetreibende dagegen müssen entschieden vor der Übersiedelung gewarnt werden. Sao Paulo ist speziell ein Ackerbaustaat, und das einzig sichere Mittel, dort ein gutes Fortkommen zu finden, ist die Landwirtschaft. Ieden, der nicht an diese und das Landleben überhaupt gewöhnt ist, oder längere Zeit ohne lohnende Arbeit bleiben kann, erwartet dort Enttäuschung und Mißerfolg.

Auch tüchtigen Ackerbauern kann die Auswanderung nicht angeraten werden, wenn sie ganz mittellos sind. Um in diesem Lande, wo alles zwei- bis dreimal (!) so teuer wie in Europa ist, auch nur wenige Wochen ohne Verdienst aushalten und als selbständiger Kolonist anfangen zu können, dürften außer dem teueren Reisegeld mindestens 800 Mark (1000 Fr.) erforderlich sein. Iugendfrische und Gesundheit sind natürlich erste Vorbedingung, auch ist die notwendige Erlernung der portugiesischen Landessprache mit Schwierigkeiten verbunden.

Die aber, bei denen alle Voraussetzungen zutreffen, mögen sich besinnen, ehe es zu spät ist. Eines der fruchtbarsten Gefilde auf Erden ist noch zu vergeben, ein herrliches, aufblühendes Land mit ewigem Sommer, das politisch und wirtschaftlich gefestigt nur der Erschließung harrt, weder Erdbeben noch Zyklone, weder Dürre noch Wassersnot kennt, ein Zukunftsland, freier und reicher, größer und glücklicher, als das schöne, vielbesungene Italien!

Unverlangt« Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
tz«llu»««»«r »n» <N>e<r«»eck»«ur: Vr»<, Dr. l!ud«»lz L«««x tn VnUn N l0, eUNonms« 5», Ielelon Nm<
KurfürllNr,»?l!»).—VnmnttonNllch« 5!«d»it«ur: Dr. Vylolu» Vru<l! w Nreslll». — In Rußland fiir!il« Ned«lltwn
»«<mN»«Kllch: Or. lldrl»» P»lly, L«. V«t«»l!urz, Kulanulatz I. — »U«in«V«Nr«un« Ni» Un»»rn: Vrllllch« l!. ». tzotbuchh»nllwn« 12. VniK»), «u»»P«ll V, vor»»«««»-»t<V! 2. — Für d» InIenUntt«» »«»u»»»nllch: s«lnrlch MIt»mann In Vr«»l«» in. — V«w» unt! Diu«» d« schl«ftlch«n Vuchdn«l<«nl ». V, Lch«»»>»«»»««, «.«»., V«»l«» III.

^3VH^
2^Q
In8eraten-^nnalime
6urob unser« <3«3o!>zlt8t«lle, L«rlin Vi^, ll). I^ütiuivul«i' 5g; 6urod un»«rn
Verlag Lsß8l«m III! l«rnm 6uroK 6i« l'irma: Nuäoll Uos3« unä <ii«
o«kannt«n ^unone«n-llxpeäitionen.
ln»«l-tlon»pl-el»: pro 46 mm breit« 2«i!« <Iiuäo!l Uo«»«'» Normal'
2eil«umWser dlo. 5) 70 ?l.

^^V v^!^â€”^
v
Geheimer RegierungÂ«raÂ» Dr. A. Riedler,
Professor nn der Kgl. TechÂ«. Hochschule zu Berlin, Mitglied des Herrenhauses.

Mnl«sSml
'..^: PwstW Dr. Ludwig Stein
. ^. .'^ottlaender, 2 >"., Breslau.
"N Berlin w. 10 Vt?.pfst Kopenhagen
London ^onstann'nopel
>.>,'." K»»i77>l,. VUi^»»^«!»>,iH««. In!-ni»! Ni'chhon!,i 0tt»««ll.
^ „><^i> Autich». ». V»ch:,»»»i»»« V, »»» V«««n, HK»<ch l»
>«,«.».»^»«.»>>, ,ul o»»»>u>i,. ll>.P. »»»«««<>»« un» «»h«, H«««< Vu"<vb»lM.
«« b»chh«ndl»r<Ich« Vertrieb für Rußland b«I d« ««I«lllch»ft M. v. »»Nl« sofb»chh»nblung«n l»
P«<««»»»»« -
0>»,tliM7^ v»ur 18 ». »«»,U ?r»8p«llt 13, ««»l«!: echnn«debrück« 12 u. glcoobo^I» N.
38. Jahrgang. Band 148. Heft 473 Februar 1914

^. ""Â«Â«
^

,
'

3M)
^/V V"^.
GeheimÂ« RegierungÂ«rat vr. A. Riedler,
Professor <m der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin, Mitglied des HerrenhnuseÂ«.

EmeöeuOeMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.ic> Budapest Kopenhagen
« F. «««lnack«. ««rthxld sutter. «rM1ch«».».tz»fb>«hh<mdl. «nl»H L»N«lb«lch,
Stockholm Christian« London Konstantinopel
«. <i Fritz«, I>lb»WI« ««?»l«. 2«e»b D»b»»d «»chhdl». willl»m» K Norg»t«. Interna», «uchh»ndl. 0tt» llell.
filr dl« Proiinze» l» schnxden und ln DlnemarK: »e«»« «l!r. Urfin» M»chl»l««r, <l»penl>««««.
fllr dl» Vchl»«l,: «l»»«u», «ntt»». ». »uchh«n»luu« v. »««n »««en, Zürich I.
<»»»«r»l»«r»r»tun« fllr ß«lland: «V> 0«n«w«lu« uu» ««ln»< H«»«. «ul»«nh»f3S.
V«r l!»chh«ndler<Ich« «er»li«b fllr «unland b«l d« Vefelllchaft Vl. 0. W.Iff« H«fbuchh»»dlunge» ln PetnBb!!»«:
OisUnuf^ v»or 18 ». »«»»KI I»r»»p«lct 13. ««««»: Vchml«d«brll<l« 12 u. »iioolic,«^» «2.
z8. Jahrgang. Band 148. Heft 47z Februar 1914

EMPTY

F. L. Graf von Voltolini:
Das Ende der sogenannten „Romischen
Frage".

Der Name des Erzbischofs von Udine Antonius Anastasius Rossi ist bisher in der zeitgenössischen Geschichte nicht viel genannt worden. Der Kirchenfürst ist zwar ein gelehrter Herr und ein gewichtiger Kenner des kanonischen Rechtes, das er jahrzehntelang auf der Hochschule zu Pavia vortrug, aber dennoch hätte niemand es für möglich gehalten, daß gerade der Metropolit der Friauler Erzdiözese berufen sein würde, der Kulturmenschheit eine Nachricht zu bringen, die überall, in allen Ländern freudige Überraschung, Befriedigung, ja Befreiung von jahrzehntelangem Druck hervorrufen wird: die Nachricht vom Ende der römischen Frage.

Es war bei der Tagung der sogenannten sozialen Woche zu Mailand, wo Erzbischof Rossi am 30. November in einem langen Vortrag über die Freiheit der Kirche und die heutige politische Lage des Papsttums die These aufstellte, daß die seitherige Garantie für die Freiheit und Unabhängigkeit des römischen Stuhles durch den Besitz einer weltlichen Herrschaft unwiederbringlich zu bestehen aufgehört habe, daß aber die seit dem Aufhören derselben eingetretene politische Lage des Papsttums dennoch nicht befriedigend sei, und somit der Moment gekommen sei, Eristenz-Modalitäten staatsrechtlicher Art zu finden, welche sowohl dem römischen Stuhl volle Befriedigung gewährten, als auch von Italien, d. h. demjenigen Staate, in welchem das Papsttum seinen Sitz habe, freudig akzeptiert würden.

Man muß zunächst auf die historische Entwicklung der römischen Frage zurückgreifen, um die enorme Bedeutung dieser neuen Auffassung, die in den Worten des Erzbischofs Rossi liegt, völlig würdigen zu können. Denn Rossis Worte sind keineswegs etwa nur die persönliche Anschauung des Erzbischofs von Udine, sondern spiegeln voll und ganz die Ansicht Plus' X. und seiner Entourage wieder.

Für diese letztere Behauptung sprechen als Beweise zwei Umstände. Zunächst war Erzbischof Rossi, dessen persönliche enge Beziehungen zu Pius X. allgemein bekannt sind, während der letzten Tage des November, die seinem Mailänder Vortrag vorangingen, in Rom, wo er täglich lange Audienzen beim Papste hatte, Audienzen, welche durch die Zuziehung der Kardinäle Merry del Val und De Lai

den Charakter wichtiger Konferenzen erhielten, so daß kein Zweifel besteht, daß die Aufsehen erregende Rede Rossis hier beraten und jedes Wort derselben aufs genaueste geprüft wurde. Anderseits erschien die Rede Rossis in ihrem vollen Wortlaut an demselben 30. November, an welchem sie der Erzbischof in der Versammlung zu Mailand hielt, im offiziellen Blatt der Kurie, dem römischen „Ogservatore Itumauo", und zwar ohne jeden Kommentar, was nach vatikanischem Brauch nichts Geringeres bedeutet, als daß der betreffende Artikel das volle Plazet der Kurie besitzt.

Plus X. selbst ist also als der Inspirator der Rede des Erzbischofs Rossi anzusehen und muß bereit sein, die Verantwortung für dieselbe zu tragen. Die eminente Bedeutung derselben besteht aber darin, daß der Papst selbst und seine Ratgeber heute einsehen gelernt haben, daß die Hoffnung auf die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papsttums endgültig verraucht ist, und daß der Anspruch auf die Rückgabe Roms oder gar des Kirchenstaates ein Anachronismus ist, durch welchen das Papsttum seine Getreuen in Italien brüskiert und jenen des Auslandes nur endlose Schwierigkeiten bereitet hat.

Pius X. bricht mit dieser Erklärung mit einer Tradition, die über 43 Iahre bestanden hat und an deren Eristenz sich die Welt nachgerade gewöhnt hatte. Freilich reicht die Eristenz der „römischen Frage" schon viel weiter zurück und zwar genau bis zum 25. März 1861, als Graf Camillo Benso di Cavour im subalpinischen Parlament die ideale Einheit Italiens nur dann für abgeschlossen erklärte, wenn auch auf dem römischen Kapitol die grün-weiß-rote Trikolore der Nation siegreich wehe. Die Absicht des Grafen Cavour, dieses Ideal auf friedlichem Wege durch ein staatsrechtliches Übereinkommen mit der Kurie zu erreichen, rief in ganz Italien freudigen Widerhall hervor, nur Papst Pius IX. antwortete auf alle Vorschläge mit seinem stereotypen „Aon possumlis". In der Tat hätte damals der römische Stuhl von Cavour weit mehr erreicht, als ihm später die italienischen Garantiegesetze gaben. Wollte doch Cavour in die Trikolore Italiens neben dem Wappenschild der Savoyen die Tiara und die Schlüssel des römischen Stuhles aufnehmen!

Für die Entwicklung Italiens war freilich der hartnäckige Widerstand Pius IX. ein Glück, denn gerade dieser war es, der den Gang der Dinge, die zu dem tait seeompli des 20. September 1870 führten, beschleunigte!

Aber auch nach diesem Ereignis erkannte Pius IX. und noch weniger der ihn völlig beherrschende Kardinal Antonelli durchaus nicht, daß nur in einer Verständigung mit dem siegreichen Italien der Vorteil für das Papsttum liege. Antonelli verlangte noch am 23. September 1870 ausdrücklich auch die Besetzung des leoninischen Stadtteils, den Italien dem Papst überlassen wollte, von dem italienischen General Cadorna, und noch am 10. Ianuar 1871 erklärte Antonelli dem französischen Botschafter, daß es für den römischen Stuhl keine andere Verständigung mit Italien gebe als die Rückgabe des gesamten Kirchenstaates an

den Papst. So fertigte denn Italien endlich einseitig das vielgenannte Garantie-
gesetz, während Pius IX. mit leeren Protesten die europäischen Kabinette zu
langweilen begann.
Es folgte das Pontifikat Leos XIII. Der Diplomat auf dem Stuhle Petri
reduzierte seine Ansprüche von dem von Pius IX. geforderten „ganzen Kirchen-
staat" auf die Stadt Rom, aber in dieser Forderung blieb er absolut unbeugsam.
Forderte er doch, als man 1888 vertraulich bei ihm anfrug, ob ihm ein Geschenk
des Kömgs von Italien zu seinem goldenen Priesterjubiläum genehm sei, daß
dieses kein anderes sein dürfe als die Schlüssel der Stadt Rom! Sein Nach-
folger Pius X. hat die ersten zehn Iahre seines Pontifikats sich nicht in prä-
ziser Form über die römische Frage geäußert, und so nahm man an, bezw. mußte
man annehmen, daß er an Leos XIII. Standpunkt festhielt. Bei der außer-
ordentlich schwankenden Politik des Pontifikats Pius X. war allerdings ein plötz-
liches Abgehen von der bisherigen Auffassung a priori nicht ausgeschlossen, aber
daß Pius X. so weit gehen würde, heute den Verzicht auf Rom und auf die
weltliche Herrschaft als eine Notwendigkeit für die Lage des Papsttums in
Italien anzuerkennen, das ahnte niemand!
Der Grund für diese Sinnesänderung ist auch ausschließlich in den inner-
italienischen Verhältnissen zu suchen. Die Teilnahme der Katholiken an dem
parlamentarischen Leben der Nation bildete für dieselbe den ersten Anstoß.
Leo XIII. hatte mit scharfer Logik gegenüber allen Versuchen um Aufhebung des
Xon expedit, d. h. des Wahlverbotes für die Katholiken stets geantwortet, daß
kein papsttreuer Katholik den jedem Deputierten vorgeschriebenen Eid auf die
Verfassung ablegen könnte, wenn er die Rückgabe Rom an den Papst als die
erste Forderung an Italien stellen müsse.
Nun aber hat Pius X. das N«n expeäit allmählich, wenn auch nicht formell,
so doch äe lketo beseitigt: die Folge war die Wahl katholischer Abgeordneter.
Im Vatikan überzeugte man sich sehr bald, daß die letzteren nicht das geringste
Verlangen hatten, für die päpstlichen Forderungen nach Wiederherstellung der welt-
lichen Herrschaft einzutreten oder gar die ihnen wie überhaupt allen italienischen
Katholiken äußerst lästig gewordene römische Frage zu behandeln. Im Gegenteil,
die Katholiken zeigten sich sogar als sehr gute italienische Patrioten, und ihre Ab-
geordneten stellten sich resolut auf den Boden der Konstitution des Königreichs.
Bei den jüngsten Wahlen gingen, wie bekannt, die Katholiken in vielen Wahl-
kreisen Hand in Hand mit den Vertretern des bürgerlichen Liberalismus und
unterstützten diesen wechselseitig. Nicht einmal der italienische Episkopat zeigte
in der letzten Zeit mehr Freudigkeit, für die Wiederherstellungsgedanken der welt-
lichen Herrschaft einzutreten. Selbst vormals begeisterte „Temporalisten", wie
z. B. Bischof Giani von Livorno, hatten sich mit dem Königreich und dem Giolitti-
schen Regime völlig ralliert.
Alle diese Umstände und besonders die von den oberitalienischen Bischöfen

ganz offen vertretene Anschauung, daß die Betonung der römischen Frage das Papsttum stetig an Popularität im italienischen Volke einbüßen lasse, führten im Vatikan zu der Überzeugung, daß eine Kundgebung hinsichtlich der römischen Frage nötig sei. Die Kundgebung sollte jedoch mit Rücksicht auf die Gefühle der Katholiken des Auslands keinen offiziellen, sondern nur einen offiziösen Charakter tragen. Aus diesem Grunde wählte man den Erzbischof Rossi von Udine als Sprachrohr, und den sozialen Kongreß in Mailand, wo alle Größen des italienischen katholischen Laienelements sich ein Stelldichein gegeben hatten, als Ort der Kundgebung. Es war eine lange und gelehrte Rede, die an das Constantinische sogenannte Mailänder Edikt anknüpfte und alle Phasen der Stellung des Papsttums in der Geschichte behandelte, in welcher Erzbischof Rossi zu dem Resultat kam, daß der Kirchenstaat in seiner, ein volles Iahrtausend umfassenden Eristenz seine Aufgabe, die Garantie für die Freiheit und Unabhängigkeit des christlichen Pontifer Marimus zu bilden, erfüllt habe: eine Notwendigkeit aber sei der Kirchenstaat nicht, da man auch andere Garantien für jene finden könne. —

Wenn man die Konsequenzen aus diesem Zugeständnis des Vatikans zieht, so kommen wir zu ganz überraschenden Resultaten. Ist der Kirchenstaat nicht, wie bisher von der Höhe des Thrones Petri behauptet wurde, eine absolute Notwendigkeit für die Kirche, so ist dessen Okkupation auch kein „Sakrilegium", sondern ein von der Vorsehung gewollter Wechsel in den Lebensbedingungen der Kirche, und der König, in dessen Staat der Kirchenstaat einverleibt wurde, verdient durchaus nicht mehr die Bezeichnung des „Kirchenräubers" oder gar die Erkommunikation! Noch viel weniger aber ist es dann gerechtfertigt, den katholischen Souveränen Beschränkungen hinsichtlich ihrer Besuche beim König von Italien in dessen Hauptstadt aufzuerlegen, und ebenso liegt für den päpstlichen Stuhl nicht das geringste Hindernis mehr vor, die ihm vom Königreich Italien ausgesetzte Zivilliste anzunehmen.

Natürlich führt dieser einfache ideelle Verzicht des Papsttums auf die weltliche Herrschaft nicht etwa ohne weiteres zu einer Versöhnung mit Italien. Um zu einer solchen zu gelangen, wäre die Anerkennung des italienischen Garanticgesetzes von selten des Vatikans das notwendige Korrelat. Gerade dieses aber erklärt Erzbischof Rossi für ungenügend und seine Garantie für illusorisch, so daß er die Ersetzung desselben durch eine Garantie der Mächte resp. die Internationalisierung des Gesetzes fordert.

Aus der bisherigen „römischen Frage" ist daher eine „vatikanische Garantienfrage" geworden. Die Forderungen Rossis lassen sich unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, nämlich vom italienischen sowie von jenem des Auslands.

Vom italienischen Standpunkt aus hat man dem Erzbischof, wie es nicht anders zu erwarten war, aufs allerentschiedenste geantwortet, daß alle Garantie»

bereits in dem italienischen Garantiegeseß gegeben seien, für dessen strikte Beobachtung der italienische Staat mit seiner ganzen Autorität sich einsetzt. Dagegen liege in dem Verlangen nach einer Internationalisierung des Garantiegesetzes ein entschiedenes Mißtrauen gegen Italien ausgesprochen. Ein Eingehen auf die Forderungen Rossis komme geradezu einer Bankerotterklärung der staatlichen Autorität Italiens gleich! Es ist der verletzte Nationalstolz der Italiener, der sich dagegen aufbäumt, daß ein Gesetz, das seit 42 Iahren unleugbar gute Früchte getragen hat, nunmehr als unzulänglich erklärt und sein Ersat z durch internationale Abmachungen verlangt wird. Ganz anders wird der Vorschlag Rossis von dem Standpunkt aus beurteilt, dem das italienische Nationalgefühl ferner liegt. Hier sagt man sich, daß das italienische Garantiegesetz eben nur ein durch eine Parlamentsmajorität geschaffenes Gesetz ist, das auch eines Tages eiue Parlamentsmajorität wieder abschaffen könne. Selbst die im Iahre 1878 durch Beschluß des Staatsrates erfolgte Gleichstellung des Gesetzes mit dem Staatsgrundgesetz der italienischen Konstitution, dem sogenannten statuta, wodurch die Unaufhebbarkeit des Garantiegesetzes dekretiert wird, ändert hieran nicht viel: diejenigen Parteien der äußersten Linken, welche in ihr Programm eine Modifizierung des „ßtututo" aufgenommen haben, würden auch keineswegs vor einer Aufhebung auch des Garantiegesetzes zurückschrecken. Die Konsequenz hieraus ist die, daß das italienische Garantiegesetz das Geschick des internationalen Papsttums an die Eristenz des heutigen italienischen monarchischen Nationalstaates knüpft. Diese Erwägungen haben den Vatikan zur Forderung einer Internationalisierung des Garantiegesetzes oder vielmehr der Übernahme einer Garantie durch die Großmächte für die Unantastbarkeit des italienischen Garantiegesetzes geführt. Bereits vor vielen Iahrzehnten hat übrigens ein italienischer Staatsmann, der Minister Baron Ricasoli, einen ähnlichen Vorschlag gemacht, aber auch damals forderte dieser Vorschlag nur die Erbitterung der Patrioten heraus, die hierin eine Erniedrigung des Wertes Italiens sahen.

In der Tat hat auch jetzt der vatikanische, von Erzbischof Rossi verkündete Vorschlag in den italienischen Patriotenkreisen die lebhafteste Erregung hervorgerufen, und zwar waren die Äußerungen des über das Verlangen nach einer Hereinziehung des Auslandes in eine inneritalienische Angelegenheit empörten italienischen Nationalstolzes so energisch, daß wenige Tage nach Rossis Rede ein anderer Vertrauensmann der Kurie, Graf della Torre, in der Schlußsitzung der Mailänder Tagung, offenbar mit Autorisation des Vatikans, erklärte, daß man das von Rossi angestrebte Ziel auch auf dem Weg des Parlamentes der Nation erreichen könne. Es ist dies eine weitere Konzession, die aber in der Sache selbst wenig ändert. Der bleibende Erfolg für die Kulturmenschheit wird dadurch nicht berührt, ob die künftige Regelung auf einem internationalen Übereinkommen oder auf einer Ausdehnung des italienischen Garantiegesetzes oder auf einer einfachen Anerkennung des bestehenden Garantiegesetzes beruht: der Erfolg ist der, daß

Rom endlich anerkennt, daß der Besitz der weltlichen Herrschaft nicht mehr „eouäitio sine c>ua, uou" der Eristenz des Papsttums sei. Zur Regelung selbst aber wird noch viel, sehr viel Zeit nötig sein.

Wir werden daher, trotzdem der große Schritt geschehen ist und der päpstliche Stuhl auf die weltliche Herrschaft endgültig verzichtet hat, dennoch die erhoffte Verständigung zwischen Staat und Kirche in Italien nicht so bald erleben. Der tiefe Graben zwischen Vatikan und Quirinal wird auch jetzt nicht überbrückt, aber jedenfalls ist das Eine erreicht, daß durch das Aufgeben der Ansprüche auf den Besitz Roms von selten des Papsttums die Gegensätze zwischen Staat und Kirche in Italien ganz erheblich gemildert werden; die heute noch bleibende Divergenz in der Garantienfrage wird mit der Zeit bei einigem guten Willen sicherlich auch ihre beide Teile befriedigende Lösung finden.

Dr. Friedrich Raab:

Von den Typen politischer Gesinnung.

Wenn jemand zu irgend welchen politischen Einzelfragen Stellung genommen hat und dann vielleicht auch entsprechend handelt, so sprechen wir ihm eine eigentliche politische Gesinnung dennoch ab. Erst dann erkennen wir eine solche bei ihm an, wenn es ihm gelungen ist, alle seine einzelnen Meinungen in einen inneren Begründungszusammenhang zu bringen. Die Art, in der dieser Zusammenhang zustande gekommen ist, wird dann auch für seine politische Gesinnung charakteristisch sein und nicht etwa seine Stellung zu den wechselnden Zielen der Tagespolitik. Die politischen Anschauungen eines Menschen setzen sich nämlich aus drei zum mindestens logisch notwendig scharf trennbaren Momenten zusammen, auch wenn dies ihrem Verfechter gar nicht deutlich zum Bewußtsein gekommen ist: Einmal sind es gewisse letzte Ziele, deren Verwirklichung er zum mindesten, was das Politische angeht, für einen Selbstzweck hält. Ie ausgeprägter sein Denken politisch ist, desto mehr werden sich diese Ziele auch auf den Zweck, die allgemeinen Aufgaben der Gemeinschaft beziehen, um die er sich gerade kümmert. Zu diesen allgemeinen Werturteilen kommen dann ein Reihe theoretischer Kenntnisse hinzu, die als solche gar keine praktische Stellungnahme bedeuten und eben nur sein Wissen um Vergangenheit und Gegenwart, auch wohl um die Zukunftsaussichten und anderweiten Beziehungen seiner Gemeinschaft darstellen. Diese Kenntnisse, an sich richtig oder unrichtig, können natürlich durch jene eben genannten Ziele gefärbt sein, oder in deren Sinne verfälscht dargestellt werden, der Betreffende wird sie, von

solchen bewußten Entstellungen abgesehen, selber für wahr halten, und darauf kommt es uns hier an. Zu diesen beiden Momenten treten nun in charakteristischem teleologischen Zusammenhange einzelne konkrete Forderungen, die ohne Ausnahme Wünsche für die Zukunft vorstellen, wie diese auf Grund der faktischen Kenntnisse des Betreffenden sein könnte und sollte, um jener allgemeinen politischen Idee möglichst zu entsprechen. Diese Programmpunkte sind es, die häufig allein als wesentliche Bestandteile politischer Gesinnung angesehen werden, weil man einzig diese auszusprechen und der Öffentlichkeit mitzuteilen pflegt. Einige Überlegung zeigt aber, daß sie zwar allein einem Menschen bewußt sein können, daß es aber ganz unmöglich ist, daß jemand irgend eine politische Einzelmaßnahme um ihrer selbst willen wollen kann, ohne in ihr einen Weg zu sehen, auf Grund der gegenwärtigen Verhältnisse, so wie er sie beurteilt, seine Gemeinschaft ihrem allgemeinen Ziele irgendwie näher zu führen. Es sei denn, daß der Betreffende überhaupt keine politische Überzeugung hat und, wie es leider nicht selten ist, diese Maßregel dennoch aus persönlichen, egoistischen Zwecken verlangt oder aus Fanatismus, im Dienste ganz anderer, nichtpolitischer Ideen. Von solchen Menschen soll hier nicht die Rede sein, mögen sie auch noch so häufig und einflußreich wirken. Denn da sie keine wahrhaft politischen Ziele besitzen, und seien es auch die beschränktesten, kann ihnen eine eigentliche politische Gesinnung nicht zugesprochen werden. Zu ähnlichem Irrtum darf auch die Tatsache nicht verführen, daß aus wahrhaft politischer Gesinnung entsprungene Forderungen (konkrete Ideale im Gegensatz zu allgemeinen Ideen) von „Egoisten" oder „Fanatikern" gebilligt oder gar leidenschaftlich unterstützt werden. Vielleicht ist sogar unter heutigen Umständen ohne die Unterstützung durch solche Individuen praktisch gar kein politisches Leben möglich, seitdem es fast für selbstverständlich gilt, daß äußere und innere Politik nur Interessenkämpfe darstellen. Iedoch besagt dies nichts gegen unsere Feststellung.

Es ist nun ohne weiteres klar, daß wir die charakteristischen Typen, die es unter den mannigfachen Arten echter politischer Gesinnung gibt, nicht durch eine Betrachtung ihrer möglichen oder wirklichen Einzelziele und Programmpunkte gewinnen können, die ja gerade nur soviel politische Gesinnung widerspiegeln, als sie von dem Geiste jener allgemeinen politischen Ideen ausstrahlen. Selbstverständlich darf bei jenen allgemeinen Ideen nicht etwa an weltfremde Hirngespinste gedacht werden, obwohl auch mancher solche dem Staate zum Ziele setzen mag, sondern auch die allerrealsten Zwecke können darunter begriffen sein. Wer das Wesen des Staates in der Macht erblickt und darum seine höchste Aufgabe in der Stärkung dieser seiner Macht, der wird alle einzelnen politischen Handlungen danach kritisieren, ob sie nach seiner Kenntnis der Tatsachen machtfördernd oder -verringernd wirken. Wie man also auch über diese und andere Staatsauffassungen denken mag, jedenfalls ist sie ein Beispiel politischer Gesinnung in dem Sinne, in dem wir dies Wort hier gebrauchen wollen. Die mehrfach er-

wähnten Kenntnisse können uns nun erst recht keinen Anhalt für unsere Untersuchung geben, denn bei genügender Höhe der Bildung können sie ja bei den Verfechtern der verschiedensten Staatsideen dieselben sein. Solange noch Streit über die tatsächlichen Unterlagen einer politischen Entscheidung herrscht, kämpfen nicht die Gesinnungen, sondern lediglich wissenschaftliche oder durch persönliche Erfahrung begründete Meinungen und Mutmaßungen miteinander. Erst wenn über das Tatsächliche Einigung und Klarheit erzielt ist, kann der eigentliche politische Kampf beginnen. Wir können also sicher sein, erst bei den politischen Ideen die charakteristischen Unterschiede der politischen Gesinnungen zu entdecken.

Der Zweck dieses Aufsatzes ist es nun zu zeigen, daß der grundlegendste und weittragendste Unterschied nicht etwa in der Verschiedenheit der einzelnen Staatsideen als solchen gelegen ist. (Der Einfachheit halber reden wir vom Staat, wo jede Gemeinschaft als Beispiel dienen könnte, ob sie nun über den Staat hinausgreift oder ihm untergeordnet ist.) Die charakteristische Differenz liegt vielmehr in der Art, wie die Gültigkeit der politischen Ideen dem einzelnen begründbar scheint. Nicht etwa, als ob jeder, der sich eine politische Gesinnung erworben, nun auch eine ausgebildete Theorie vortragen könne, wie Ideen zu rechtfertigen seien; dennoch werden wir sehen, daß es, richtige oder unrichtige, prinzipiell verschiedene Begründungsmöglichkeiten gibt, deren Gültigkeit von der Anerkennung jener allgemeinen Ideen logisch vorausgesetzt wird, so daß es eine Frage der philosophischen Bildung, nicht aber der Entschiedenheit politischer Gesinnung wird, wie deutlich sich jemand dieser Voraussetzungen bewußt wird. Dennoch ist es möglich, diese einwandfrei aus der spezifischen Gesinnung zu entwickeln, wenn diese Entwicklung in rein logischem Sinne verstanden wird, so daß ihr Resultat weder metaphysischer noch psychologischer Verdinglichung fähig ist.

Es gibt drei prinzipiell geschiedene Möglichkeiten, Werturteile beliebig allgemeiner Art sich begründet erscheinen zu lassen. Entweder kann man nämlich glauben, daß Werturteile dadurch gerechtfertigt wären, daß ein ihnen entsprechender Zustand bereits verwirklicht ist, d. h. die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit gebe den Rechtsgrund für die Richtigkeit von Werturteilen ab. Ferner kann man überhaupt daran verzweifeln, daß sich Werturteile durch irgend eine Art von Beweis rechtfertigen lassen. Infolgedessen erachtet man sie bereits durch ihr bloßes Vorhandensein als zureichend begründet; d. h. mangels objektiver Kriterien rechtfertige sich das subjektiv erlebte Werturteil, für das erlebende Subjekt wenigstens, durch sich selber, durch die bloße Tatsache seines Erlebtwerdens. Schließlich kann man der ersten Meinung darin recht geben, daß es ein objektives Kriterium für Werturteile gibt, und der zweiten Meinung darin, daß die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit dieses Kriterium nicht bildet. Dann ist man davon überzeugt, daß sich alle Werturteile durch irgend eine rationale Methode werden rechtfertigen oder widerlegen lassen, was schließlich darauf hinausläuft, daß die Leugnung richtiger Werturteile einen Widerspruch ergibt. Zur Unter-

scheidung wollen wir diese drei Standpunkte Wert-Realismus, -Subjektivismus und -Objektivismus nennen. Eine Stellungnahme zu diesen Möglichkeiten, die durchaus nicht so einfach ist, wie es vielleicht scheinen möchte, soll hier nicht gegeben werden, obwohl man immerhin die Überzeugung des Verfassers aus dem Folgenden wird herauslesen können. Wir wollen vielmehr jetzt zu zeigen versuchen, wie sehr sogar bis ins Einzelne hinein die bewußte oder unbewußte Stellung zu dieser Wertbegründungsfrage die politische Gesinnung und damit auch politische Einzelanschauungen zu bestimmen vermag, ja wie alle eigentlich politischen und nicht bloß theoretischen Streitigkeiten auf diesem Gebiete im Prinzip auf diese Spaltung zurückzuführen sind. Selbstverständlich soll damit nun nicht gesagt sein, daß jeder Politiker genau einer dieser Theorien, und sei es auch nur unbewußt, huldigen müsse. Nur bei philosophisch sehr gebildeten Menschen wird vielmehr die Klarheit über das Fundament der eigenen Überzeugungen so weit gediehen sein, daß eine völlig eindeutige und konsequente Haltung eingenommen wird: die Gesinnung der meisten wird eine unklare Mischung zweier oder gar aller drei dieser Möglichkeiten darstellen, deren Zusammenwirken durch nicht spezifisch politische Momente bedingt sein mag und uns hier nicht zu kümmern hat. Genug, wenn die prinzipiellen Möglichkeiten mit unserer Einteilung erschöpft sind. Und es ist schlechterdings nicht einzusehen, wie eine gleich allgemeine und den entwickelten gleichgeordnete Begründungsart möglich sein sollte. Auch darf man in jenen Typen nicht die Charakterisierung bestimmter Parteien erwarten, wenn sich auch Beziehungen dieser Art herausstellen werden, ohne daß irgendwie eine vollkommene Übereinstimmung entdeckbar wäre.

Für den wert-realistischen Standpunkt repräsentiert eine wirklich bestehende Gemeinschaft, vorzüglich, wenn sie ein hohes Alter besitzt, bereits einen Wert durch ihr bloßes Dasein als solches. Ihr Fortbestehen ist also unbedingt wertvoll, ohne daß es hierüber irgendwelcher Reflerion bedürfte. Der Zweck des Staates ist somit seine Selbstbehauptung. Da es nun aber andere Gemeinschaften gibt, auf die dieser Gedankengang ebenso anwendbar ist, so muß es das Ziel jedes Staates sein, sich gegen alle anderen zu behaupten, die Aufgabe seiner Glieder somit, ihren Staat zur Erfüllung seiner Aufgabe fähig zu machen. Dies hat man in die etwas mißverständliche Formel gekleidet: Das Wesen des Staates ist Macht!

Da jedes Aufgeben des Bestehenden als etwas nicht mehr wertvollen, vor allem, wenn es zu Gunsten eines Fremden geschieht, dem Machtbestande und besonders der Anerkennung dieser Macht bei andern Abbruch tun würde, kommt alles darauf an, die Eigenheit des eigenen Staatswesens um ihrer selbst willen festzuhalten und zu verteidigen. Ia der Versuch einer Rechtfertigung muß bereits lähmend wirken und gilt als Verrat. Die Betonung der Eigenart des anderen wird zu einem Angriff auf die eigene nationale Ehre. Da zwischen feindlichen Gemeinschaften (und alle gleichgeordneten Gemeinschaften sind eo ipso Feinde, die eigentlich nur Waffenstillstand kennen können) kein anderes Mittel der Entscheidung als die

Machtprobe übrig bleibt, so ist der Krieg die eigentliche Lebensäußerung des Staates, die Auswirkung seines Wesens. Andere Motive als der Drang nach Behauptung und Stärkung der eigenen Macht dürfen nicht in Betracht kommen, so daß alle Mittel gegen den Feind gelten, dessen bloßes Dasein fast schon wertwidrig ist: Darum kennt die Politik keine Moral. Dasselbe gilt für den Kampf um die Macht innerhalb der Gemeinschaft, sofern nur der Macht des Ganzen nicht Abbruch geschieht, denn das Ganze geht seinen Teilen unbedingt vor. Iedoch steht der Wert des ursprünglichen Gebildes über dem neueren, wenn auch umfassenderen (Partikularismus!). Die wert-realistische Haltung in der äußeren Politik kann jetzt, ohne Mißverständnisse befürchten zu müssen, durch die Worte Nationalismus und Imperialismus gekennzeichnet werden und zwar als Ausdruck der beiden Tendenzen: Behauptung und Stärkung der Macht.

Für den subjektivistischen Standpunkt stellt sich alles ganz anders dar. Selbstwert hat die Gemeinschaft als solche überhaupt nicht, sie ist nur Mittel, die subjektiven Bedürfnisse des Einzelnen, denen objektive ja nicht entgegenstehen, am zweckmäßigsten zu befriedigen. Der Staat ist also berechtigt nur als Interessengemeinschaft nach dem Prinzip des Kompromisses: Ieder gibt möglichst wenige seiner Bedürfnisse auf, um sich dadurch die Befriedigung möglichst vieler zu sichern. Prinzipiell hat jeder das Recht, seine Interessen zu vertreten, sofern der subjektivistische Standpunkt nicht spezifisch egoistisch geformt ist, wovon wir hier absehen wollen. Diese Gleichberechtigung gilt auch für fremde Gemeinschaften. Die die eigenen Interessen am wenigsten schädigende Form der Auseinandersetzung ist der Vertrag. Sobald das Risiko einer gewaltsamen Entscheidung den zu erwartenden Gewinn übersteigt (was in einem bestimmten Momente der Entwicklung einzutreten pflegt), wird der Krieg sinnlos, weil unrentabel, und friedlichschiedliche Vermittlung liegt im Interesse beider Parteien. Die Eigenart des anderen bleibt indifferent, solange sie nicht störend wirkt. Es herrscht der Grundsatz: Leben und leben lassen! Iede überkommene Eigenart wird wertlos, sobald sie die Befriedigung persönlicher Wünsche stört, ebenso ist es gleichgültig, in welcher Gemeinschaft man lebt, wenn sie einem nur die günstigsten Daseinsbedingungen zu bieten vermag: ubi deue, idi Mtriu» Die Schlagworte, die heute diese spezifisch subjektivistische Stimmung kennzeichnen, lauten: Internationalismus und Pazifismus.

Wieder eine ganz andere Stellung zu diesen Fragen nimmt der objektivistisch Gesinnte ein: Wenn es wahr ist, daß alle Werturteile sich objektiv und unabhängig von ihrer Verwirklichung begründen lassen, so können richtige Werturteile nicht im Widerspruch zueinander stehen, es muß darum möglich sein, allgemeingültig, wenn auch formal, die allgemeine und höchste Aufgabe des Menschen anzugeben. Sofern eine Gemeinschaft in höherem Grade den Menschen befähigt, seine Aufgabe im Leben zu erfüllen, kurz ausgedrückt, sittlicher zu sein, als er es allein vermöchte, insoweit ist auch jede Gemeinschaft sittlich und die Mitarbeit

an ihr und in ihr Pflicht eines jeden, in der Art und in dem Maße, wie er es vermag. Der Staat ist also auch weder Selbstzweck noch Interessengemeinschaft, sondern wie jede berechtigte Gemeinschaft ein notwendiges Mittel zur Versittlichung des Menschen. Seine historische Eigenart ist darum an sich weder berechtigt noch überhaupt gleichgültig, sondern soweit, auch gegenüber Abweichungen anderer Staaten, gerechtfertigt, als es die spezifische Aufgabe jedes Staates erheischt. Denn während der Realist den eigenen Staat als höchstberechtigten, der Subjektivist alle als gleichberechtigt ansah, ist nach der Ansicht des Objektivisten die Bedeutung eines jeden davon abhängig, was er gerade für die Versittlichung der ganzen Menschheit zu leisten imstande ist. Da die Fähigkeit der einzelnen Menschen wie auch der Gemeinschaften nach Stärke und Richtung hierin verschieden ist, so kommt jeder Gemeinschaft ein besonderer und keineswegs gleichmäßiger Wert zu, demgemäß sie auch behandelt zu werden verdient. Es kann also in diesem Sinne berechtigt sein, ein Verlangen eines anderen Staates auch da anzuerkennen, wo eigene materielle Interessen dadurch geschädigt werden, ebenso, wie es Pflicht werden kann, gütlich nicht abzuweisende Versuche, die eigene, begründete Leistungsfähigkeit zu hemmen, mit Gewalt zu vereiteln. Die Schwierigkeit der gerechten Entscheidung stößt diesen Standpunkt nicht um, sondern erhöht nur die Verantwortlichkeit der Leitenden. Zur Kennzeichnung wäre im Gegensatz zu Nationalismus und Internationalismus vielleicht Universalismus das richtige Wort, wenn ihm der nivellierende Beiklang genommen wird.

Viel ausgeprägter zeigt sich das Charakteristische der drei Richtungen in den Fragen der inneren Politik.

Iede Regierungsform ist im Prinzip mit jeder unserer Anschauungen verträglich. Der Realist wird eo ip»a das hergebrachte Regiment unterstützen, sei es nun monarchisch oder republikanisch, wie zahlreiche Beispiele der Geschichte beweisen. Für ihn wird es auch stets Herren und Diener geben, denn selbst da, wo ursprünglich geringe Unterschiede waren, heiligt die Tradition die allmählich entstandenen. Bei dem Mangel anderer Kriterien hat eben auch der, der die Macht hat, damit bereits das Recht; nicht im Sinne bewußter Ungerechtigkeit (der Gegensatz moralisch-unmoralisch spielt in unsere Unterscheidung überhaupt nicht hinein), sondern derart, daß das Wissen bei der Macht wohnt und dementsprechend die Beherrschten nur einen beschränkten Untertanenverstand besitzen. Die Herrenklasse trägt die Merkmale des Adels, ihr tatsächlicher Besitz an politischer und wirtschaftlicher Macht begründet ihr Recht und Vorrecht, zumal, wenn er ererbt und nicht selber erworben ist, denn jeder Erwerb scheint subjektivistischer Tauschgesinnung verdächtig. Die Treue gegen den Herrscher im monarchischen oder gegen die Verfassung im republikanischen Staate ist oberste Pflicht, die aber eine Opposition nicht ausschließt, sobald die Regierung ihren „realistischen" Standpunkt vergißt, selbst schon, wenn sie Maßnahmen durch allgemeine Nützlichkeitserwägungen rechtfertigt, denn von der Begründung einer Maßnahme ist nur ein

Schritt zu ihrer Kritik. Zugeständnisse dieser Art, die anderen Gesinnungen gemacht werden, sind dem überzeugten Realisten ein Greuel, denn er denkt über die Berechtigung dessen, das der Macht dient, überhaupt nicht nach, da es keinem höheren Ziele widerstreiten könnte. Darum liegt ihm auch der Eigennutz völlig fern. Was er besitzt, hat er zwar, denn woher käme ein Recht dessen, der da nicht hat? Aber er gibt es hin, wenn das Ganze, das mit dem Wohl der Allgemeinheit freilich nichts zu schaffen hat, es fordert. Eine ständische Gliederung ist darum selbstverständlich, ebenso soziale Abstufung nach dem Machtbesitz, nicht etwa nach der Bildung, die überhaupt niemals Selbstzweck, sondern immer nur Mittel ist. Trotzdem herrscht nicht etwa feindliche Gesinnung gegen den gemeinen Mann, dem man sogar freundlicher begegnen kann, als dem, der gegenüber der Macht auf seine bloße Bildung pocht. Denn er ist stets verdächtig, weil er nachdenkt über das, was ist. Als Devise der inneren Politik kann darum auch gelten: Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk. Im Interesse des Staates ist bei jeder Handlung die Wahrung der Autorität der Herrschenden das wesentliche, die mystische Formen da annehmen kann, wo die Macht des Staates in einer geheiligten Person sinnenfällig verkörpert ist. Das Gottesgnadentum ist der Ausdruck dieser Gesinnung, deren enge Beziehung zu aller traditionalistischen Religion auf der Hand liegt. Sie stützen sich gegenseitig als Geschöpfe eines Geistes und gedeihen zur Vollendung, wo sie in ein Gebilde zusammenfließen.

Nichts von alledem bei dem Subjektivisten. Sein Ziel ist das Glück aller, das größte Glück der größten Zahl, wie die allgemeine Formel des Militarismus lautet. Darum hat er auch für den Wert der Tradition als solcher, sofern er ihren Nutzen nicht mehr einsieht, nicht nur kein Verständnis, sondern ehrlichen Haß. Alle historisch begründete Ungleichheit der Menschen ist ihm ein Greuel, ebenso jede Bevormundung eine Anmaßung des „Racker Staat", der seine Tätigkeit nicht auf das Unvermeidliche beschränkt. Während dem Realisten die Tätigkeit des Staates an sich Freude bereitet, stört sie den Subjektivisten, wo sie ihn auch nicht hindert. Gemäß der Marime des Interessenausgleichs haben im Prinzip alle legislativen, administrativen und juridischen Entscheidungen durch Mehrheitsbeschluß aller irgendwie Beteiligten, also möglichst der Gesamtheit zu geschehen. Alle Ausnahmen sind nur durch zwingende Nützlichkeitserwägungen zu begründen, wie etwa die Ausschaltung der Kinder und Irren. Gleiches und allgemeines Wahlrecht aller Mündigen ist selbstverständliche Forderung. Die Regierungsgewalt ist Funktionärin der Allgemeinheit, die darum auch jederzeit das Recht haben muß, ihr ungehorsame Beamten zu verwarnen oder abzusetzen. Der Parlamentarismus »-in» iidr.ise ist das Ziel, Demokratie seine Form. Diese verträgt sich mit der Monarchie ebenso wie mit der Republik, es kommt vielmehr darauf an, welche Form unter gegebenen Umständen in geringerem Maße eigenen Machtgelüsten Spielraum gewährt. Im ganzen ist die Neigung zur demokratischen Republik jedoch größer, vor allem, weil dann auch das Symbol einer der Volksent-

scheidung entrückten Gewalt geschwunden ist und außerdem alle Beamten ausnahmslos gewählt werden können, ohne daß hierzu eine spezielle Berufsbildung erforderlich wäre, die es ihnen doch immer nur gestattete, Volkswünschen gegenüber sich hinter ihre Fachweisheit zu verstecken. Darum ist auch die Herrschaft des kaienrichtertums erwünscht. Die allgemeine Devise lautet: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, wobei unter Freiheit das geringstmögliche Maß von Beschränkung, unter Gleichheit volle Gleichberechtigung aller und unter Brüderlichkeit durchgehende Solidarität aller Interessen verstanden wird.

Für den Objektivisten ist die Verfassungsfrage eine Bildungsfrage: Allgemein gilt der Grundsatz, daß allein der Kundige herrschen soll, aber dieser auch mit weitgehender Vollmacht. Das Ideal wäre, wenn Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung im weitesten Sinne lediglich von möglichst allgemein gebildeten und für ihre besondere Aufgabe möglichst kenntnisreichen Menschen ausgeübt würde, so daß stets der Tüchtigste herrschte. Diesen zu entdecken, sind aber Prüfungen nicht geeignet, die sich im wesentlichen nur auf Kenntnisse erstrecken können. Sie sind vielmehr eine rein subjektivistische Einrichtung, die mit dem Nachweis genügender Kenntnisse die Erfordernisse für ein Amt als erwiesen ansieht. Ie größer nach den Umständen das Vertrauen in die Einsicht, die Kenntnis und den besten Willen eines jeden sein darf, um so mehr sind alle Kollegialbeschlüsse zu vermeiden und Einzelentscheidungen anzustreben. Erst der Grad, in dem jenes Vertrauen noch versagt werden muß, bestimmt auch das Maß gegenseitiger Korrekturen, das in Gestalt von höheren Instanzen, Plenarbeschlüssen usw. erforderlich wird. Die Volksabstimmung, sofern sie nicht lediglich Erkundung der Volkswünsche sein will, ziemte sich nur für ein völlig ungebildetes Voll, in dem es auf keinem Gebiete tüchtigere Männer gäbe, denn selbst in der Gemeinschaft der Vollkommenen, so unmöglich sie ist, würde tausendfache gegenseitige Bestätigung überflüssig sein. — In einem Satze läßt sich nunmehr zusammenfassen, wie eine jede der drei Gesinnungen über die Verteilung der Rechte und Pflichten gegenüber dem Staate denken muß: Der Realist gibt jedem um so mehr Rechte und um so weniger Pflichten, je mehr er die Macht des Staates verkörpert, der Subjektivist gibt jedem nur Rechte gegen den Staat, außer der Pflicht, die Rechte der anderen zu achten, der Objektivist gibt jedem nur Pflichten gegen den Staat, außer dem Rechte auf Pflichterfüllung aller Art, vorzüglich der Betätigung seiner Fähigkeiten für den Staat.

Sogar für die Wirtschaftspolitik läßt sich aus dem Vorstehenden einiges entnehmen. Der Wert-Realist muß alle Machtmittel des Staates aufbieten dürfen zur Unterstützung der Wirtschaft derer, die traditionell die Macht des Staates verkörpern und in deren Eigenart zu erhalten er die Stütze seiner Autorität sieht. Ob dies nun agrarische oder industrielle oder Handelskreise sind, hängt lediglich von der Geschichte des betreffenden Landes ab. Eines wie das andere kann, wenn

es plötzlich erstarkt, dem alten gleich verdächtig sein. Die egoistische Erwerbung von Sondervorteilen läßt sich freilich auf diesem Wege nicht rechtfertigen, wohl aber ganz allgemein der Protektionismus, wie auch besonders der Zollschut z spezifisch nationaler Wirtschaftszweige: Schutz der nationalen Arbeit. Die wirtschaftliche Unterstützung solcher Berufe, deren Vertreter nicht völlig loyal gesinnt sind, muß stets als schwerer politischer Fehler betrachtet werden, auch wenn die nun nicht unterstützte Wirtschaftsform technische Vorzüge besitzt.

Für den Subjektivisten hat die klassische Nationalökonomie unsere Aufgabe so ziemlich gelöst. Die vollkommene rechtliche Freiheit jeder wirtschaftlichen Betätigung, die nicht die Schädigung der anderen, sondern den eigenen Vorteil bezweckt, ist selbstverständlich, ebenso der Freihandel als bestes Mittel, dort jedes Produkt herstellen zu lassen, wo dies für den jeweiligen Konsumenten am billigsten geschehen kann. Die technische Organisation muß so gefördert werden, daß das persönliche und das allgemeine wirtschaftliche Interesse zusammenfällt. Soziale Maßnahmen sind insofern gerechtfertigt, als ihre Durchführung erst jeden in Wahrheit bei der Betätigung seiner wirtschaftlichen Fähigkeiten von allen durch die Macht der Verhältnisse erzeugten Ungleichheiten befreit.

Iede Stellungnahme in wirtschaftspolitischen Fragen ist für den Objektivismen durch die Einsicht bestimmt, daß alle wirtschaftliche Tätigkeit niemals Selbstzweck ist, sondern immer nur dazu dienen soll, jeden in den Besitz gerade der Mittel zu setzen, die für seine spezifische Ausbildung und Tätigkeit im Dienste seiner eigenen Versittlichung, wie der seiner engeren und weiteren Gemeinschaften erforderlich sind. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Differenzierung in Vermögen und Einkommen kein Schaden, wenn sie nur richtig geschieht, sondern eine Notwendigkeit, nicht im kausalen, sondern im teleologischen Sinne. Wenn jeder das treibt, was am meisten Werte schafft, nicht aber das, was ihm am meisten einbringt, so ist es allerdings auch Sache der Gemeinschaft, den individuell nicht möglichen Ausgleich zu schaffen, es ist aber nicht ihre Aufgabe, jedem die uneingeschränkte Verfolgung seiner wirtschaftlichen Interessen zu ermöglichen oder traditionelle Erwerbsarten gegenüber technisch und sachlich vollkommeneren zu schützen. Eine prinzipielle Stellungnahme zur auswärtigen Handelspolitik ist nicht abzuleiten, höchstens eine Ablehnung jedes Dogmatismus dieser Art und eine Neigung für Erziehungszölle. In der Steuerpolitik ist einziger und höchster Grundsatz der der Verteilung nach der Leistungsfähigkeit unter Ablehnung jeder realistischen Privilegierungs- oder subjektivistischen Versicherungs- und Nutzen-Theorie.

Ganz besonders verschieden verhalten sich aber nun unsere drei Richtungen in allen Fragen der Kulturpolitik. Da für den Realismus der Staat Selbstzweck ist, kann jede Förderung der Kultur (worunter hier jede nichtpolitische oder -wirtschaftliche soziale Tätigkeit verstanden sein soll) nur Mittel für den Staat oder Zweck gegen den Staat sein. Eine kulturelle Bildung der Untertanen ist nur

soweit erwünscht, als die Autorität des Staates darunter nicht leidet. Die Gläubigkeit in der angestammten und daher mit dem Staate verwachsenen Religion ist dagegen so weit zu fordern, als die Selbständigkeit des Staatszwecks noch gewahrt bleibt. Die Freiheit der Kritik, der Kunst und Wissenschaft ist unbegrenzt, sofern diese nicht irgendwelche Gesinnungen offenbaren, die den Trägern der Macht widersprechen oder die Autorität zu untergraben imstande wären. Gegen Vertreter solcher Meinungen ist im Interesse des Ganzen jedes Mittel recht, denn die Wahrung der Macht geht über den Schutz des Rechts und die Förderung der Kultur.

Der Subjektivismus sieht dagegen in allen Kulturbestrebungen Mittel zur besseren Befriedigung berechtigter oder auch sogenannter edler Bedürfnisse des Lebens. Der Staat maßt sich mehr an, als er darf, wenn er irgend eine Vorschrift über die Art dieser Bedürfnisbefriedigung machen will, die er doch gar nicht allgemein beurteilen kann. Da die Tätigkeit des Staates, auch wenn sie fordernd wirkt, nur willkürlich sein kann, hat sie sich auf ein wohlwollendes Gewährenlassen zu beschränken und Toleranz zu üben. Nur eine allgemeine Verbreitung nützlicher Kenntnisse ohne tendenziöse Färbung ist Sache des Staates.

Wieder ganz anders der Objektivismus. Für ihn ist der Staat ja notwendiges Mittel der Kultur, und es ist darum seine vornehmste Pflicht, jedem das Maß an Bildung zu ermöglichen, das er zu erringen vermag, ganz abgesehen von aller bloßen Kenntnis. Das Ideal einer gleichmäßigen Bildung aller wird dabei freilich verworfen gegenüber einer Pflicht aller, möglichst gebildet zu sein, sei es durch eigene Arbeit, sei es durch Unterstützung kleinerer oder größerer Gemeinschaften. Dieser letzte Unterschied spielt eine große Rolle, denn der Objektivismus entscheidet sich nicht prinzipiell für Zentralisation oder Dezentralisation, sondern hält erstere für alle zivilisatorischen Aufgaben, letztere dagegen für rein kulturelle Tätigkeiten am Platze. Er ist auch weder so tolerant, alles zu dulden, noch so intolerant, alles vorzuschreiben, aber er verlangt, daß der Wissenschaftler lediglich Wahrheit, der Künstler allein Schönheit mit seinem Werk erringen will. Darum bekämpft er rücksichtslos jeden, der in diesem Sinne nicht restlos ehrlich ist und Nebenzwecke verfolgt, aber er vermag sachliche Kritik und Streit der Meinungen zu ertragen, weil er nicht auf Macht, sondern auf Einsicht gebaut ist, die darum nicht im Besitz, sondern immer nur im Erstreben der Wahrheit zu sein braucht. —

Unsere Schilderung, wie jede der drei Haupttypen politischer Gesinnung in den wesentlichen Fragen denken muß, ist zu Ende. Nur einige naheliegende Mißverständnisse sollen erörtert werden. Nochmals sei betont: Eine Entscheidung für eine dieser drei Richtungen bedeutet weder eine Entscheidung zwischen ehrlicher und unehrlicher, egoistischer oder nicht-egoistischer, moderner oder nicht-moderner, noch zwischen reaktionärer oder fortschrittlicher Gesinnung. Denn mit innerer Überzeugung, und ohne private Sondervorteile anzustreben, kann man jede dieser

Gesinnungen teilen. Ferner hat historisch keine ein Vorrecht vor der anderen, als gäbe es ein Gesetz, nachdem sie aufeinander folgten; schon in Athen gab es Vertreter einer jeden. Nur das eine kann man vielleicht sagen, daß in der individuellen Entwicklung es nahe liegt, in seinen Ansichten in der Richtung fortzuschreiten, die hier auch beobachtet worden. Es braucht dabei jedoch weder bei der ersten begonnen zu werden, das zu bestimmen ist vielmehr Sache der Umgebung und Erziehung, noch muß die Reihe immer zu Ende oder ohne Sprung durchlebt werden. Iene Entwicklung wird aber, zumal wenn sie in bewußter Selbsterziehung vor sich geht, keine nur politische sein, vielmehr mit einer philosophischen und religiösen Fortentwicklung Hand in Hand gehen. Nur für den oberflächlichen Betrachter, der zu beschränkt ist, um anderen abweichende Gesinnungen zuzutrauen, ohne an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln, kann es so scheinen, als ob die letzte Entscheidung, auf welchen Boden einer sich stelle, religiös indifferent wäre. Denn wer in welchem Sinne auch immer davon überzeugt ist, daß die Wirklichkeit als solche notwendig Wert und Sinn in sich birgt, weil sie Gottes Schöpfung, der muß sich auch, wenn er es ehrlich meint, zur realistischen Ansicht neigen. Wer aber in allem keinen durchgehenden Sinn zu erkennen vermag, der muß zu einer subjektivistischen Gesinnung gelangen. Und wer den Sinn des Lebens darin sieht, daß es seinem Wesen nach in allen seinen Äußerungen einer unbedingten Idee gehorchen soll, sie in Wirklichkeit aber in buntem Wechsel teils erfüllt, teils nicht erfüllt, der wird zu einer objektivistischen Überzeugung geführt, die ihn selbständig in jenen Wechsel handelnd eingreifen heißt.

Doch sind mit diesen angedeuteten Möglichkeiten die Arten religiöser Gesinnung nicht erschöpft, sondern nur die, die zu positiver politischer Gesinnung zu führen vermögen. Es gibt ja auch solche, die die politische Gemeinschaft als solche bereits verwerfen, von denen aber hier nicht zu handeln ist. Das eine aber ist sicher, daß nur Heuchelei oder religiöses Unverständnis die Religion zur politischen Privatangelegenheit stempeln kann. —

Ein vergessenes Germanenvolk Carl Küchler
N. pdil. Carl Küchler:
Ein vergessenes Germanenvolk.
Studien zur Geschichte und zum Volkstum der Färinger.
I.
Wenn in einem neuesten Werke über nordgermanische Kultur"') behauptet wird, daß das erste Kulturland des Nordens in alter Zeit, die ferne Polarinsel Island, von den nordischen Ländern germanischer Zunge am spätesten in den Kreis unserer Vorstellung getreten sei und der Verkehr aus Deutschland dorthin sich erst jetzt etwas reger gestalte, so ist wohl nur das letztere richtig, nicht aber das erstere. Denn es gibt ein zweites Land germanischer Zunge, welches uns geographisch sogar bedeutend näher liegt, von dem noch heute nur erst sehr wenige etwas wissen, mit dem sich noch wenigere bislang beschäftigt haben, und das bis auf diesen Tag von noch weit wenigeren aufgesucht und durchforscht worden ist.
Das sind die auf halbem Wege zwischen Schottland und Island weltvergessen inmitten des einsamen Nordatlantischen Ozeans gelegenen, zu Dänemark gehörenden Färöer, jene trotzigen kleinen Felseninseln, die uns aus unserem Schulatlas nur als winzige schwarze Pünktchen in dem weiten Blau des Weltenmeeres in der Erinnerung stehen, während doch der Flächeninhalt der 18 einzelnen Eilande, die zahllosen sie umpanzernden kleinen Holme, Schären und freistehenden Klippen ungerechnet, 1399 c^Icm umfaßt. Auch sie sind — mit Ausnahme eines einzigen, fast unzugänglichen — von einem wackeren Volke germanischen Stammes bewohnt, das ebenso wie die Isländer seine eigene Geschichte besitzt und sich durch den Lauf der Iahrhunderte seine eigene Sprache und sein eigenes Volkstum bewahrt hat.
Dieses eigentümliche, wenn auch nur 18 (XX) Seelen zählende, so doch in mancherlei Hinsicht interessante langvergessene germanische Brudervölkchen uns gleichfalls näher zu rücken und — nachdem ich an anderer Stelle schon sein Land, eine sehenswerte wahre „Wunderwelt", ausführlicher beschrieben habe""") — vielleicht weiteres Interesse für seine echt germanische Eigenart zu wecken, soll der Zweck dieser Zeilen sein.
Unsere Kenntnis von den Färöern und die Geschichte ihrer Bewohner ist nicht alt, nicht viel älter als unsere Kenntnis und die Geschichte der Bewohner des fernen Island, obwohl die Färöer dem europäischen Festlande und den nordbritischen Inseln doch so viel näher liegen als dieses. Denn eine sichere Nachricht über die Färöer besitzen wir erst aus dem Anfange des 9. Iahrhunderts, während jene

') F. Niedner „Islands Kultur zur Wikingerzeit." Jena, 1913.
") C. Küchler „Die Faeröer. Studien und Wanderfahrten." Mit 100 Illustrationen und 1 Karte. München, 1913.

Erzählung von der ersten Besiedelung des südlichsten Eilandes Suderö von Dänemark aus sowie der Bericht von der Gründung einer friesischen Kolonie in Sumbö an der Südwestküste von Suderö in sagenhaftes Dunkel gehüllt bleiben, wenngleich sich nicht leugnen läßt, daß ein auffallender Unterschied in Gestalt und Gebühren, in ihrem gesamten Charakter und selbst in ihrer Sprache zwischen Süd- und Nord-Färingern immer bestanden hat und noch heute besteht.'*)

Nach diesen sagenhaften Berichten soll es der mythische König und Nationalheld der Dänen Früdi (Frothe), dessen Leben in die Zeit Christi gesetzt wird, gewesen sein, der die Färöer zuerst entdeckte, indem er, nach der Eroberung eines Teiles von Irland auf der Heimfahrt nach Dänemark begriffen, nordwärts nach den damals noch gänzlich unbekannten Eilanden verschlagen worden sei. Mehrere Tage lang hätten seine Schiffe in dichtem Nebel vor den Inseln gelegen, bis man endlich, als sich der Nebel ein wenig lichtete, ein gewaltiges Felsenkap, das noch heute nach König Frode benannte Kap „Frodebö Nypen" in der Mitte der Ostküste von Suderö, entdeckte, um nun Boote auszusetzen und schließlich am Ausgange einer tiefen Schlucht zu landen. Der König selbst war der erste, der das Land betrat und durch diese Schlucht, die „Oldviks gjü", nach der Steilküste emporkletterte. Einen Teil der Kühe und Schafe, die er auf seinen Schiffen mit sich führte, ließ er auf demselben Wege nach der Insel bringen, auf der er einen Hof, „ä Ladi", zu errichten befahl, der sich noch heute hier findet, und auf dem er eine Anzahl der Leute, die er von Irland mitgenommen hatte, zurückließ, um im nächsten Iahre selbst noch einmal mit einer größeren Volksmenge und bedeutend mehr Schafen zur weiteren Besiedelung von „Frodabö" aus Dänemark zurückzukehren.**)

Eine friesische Kolonie soll sich auf der SUdspitze von Suderö in Sumbö und besonders in der Nähe von Akraberg befunden haben, wo noch heute Spuren von alten Wällen und Bodenkultur zu erkennen sein sollen. Diese Friesen aber, die in der Hauptsache Seeräuberei getrieben hätten, seien zum größten Teile durch den Schwarzen Tod wieder ausgerottet worden.***)

Nach den historisch zuverläßlichen Berichten sind es jedoch nicht Germanen gewesen, deren Nachkommen die heutigen Färinger doch sind, von denen die einsamen Eilande zu allererst entdeckt und besiedelt wurden, sondern vielmehr Kelten aus dem westlichsten Europa, während die Germanen erst ungefähr einhundert Iahrs später dorthin kamen.

In dem lateinisch geschriebenen Werte „De menLurg, ordiz terrae" des irischen Mönches Dicuilus vom Iahre 825, das auch für die älteste Geschichte Islands von Wert ist, findet sich ein Bericht, daß in dem nördlich von Britannien gelegenen Meere viele Eilande lägen, die man von den nordbritischen Inseln aus in zwei Tagen

') Vergl.N.Winther „?Hei'ö«i'nes 0I<tticlslilstorj«," «M«nnavn 1875, SS.213—217.

") V«gl. N. Winther a. a. O., SS. 24—32.

") Velgl. N. Winther a, a. O., S. 215.

erreichen könne, wenn man mit vollen Segeln und günstigem Winde nur immer geradeaus hielte. Ein glaubwürdiger Mönch habe ihm selbst erzählt, daß er in zwei Tagen und einer Nacht in einem zweirudrigen Boote nach einer dieser Inseln gekommen sei. Viele von den Eilanden, berichtet Dicuil dann weiter, seien klein; fast alle seien sie durch enge Sunde voneinander geschieden; und etwa hundert Iahre lang wären sie von einer Anzahl Einsiedler bewohnt gewesen, die von Irland aus dorthin gesegelt seien. Wie sie aber vordem seit Erschaffung der Welt einsam und unbewohnt da draußen in dem weiten Weltenmeere gelegen hätten, so seien sie auf Grund der Einfälle normannischer Wikinger auch jetzt wieder von diesen Einsiedlern verlassen und nur noch von zahllosen Schafen und unzähligen Seevögeln allerlei Art bevölkert.*)

Nach diesem Berichte Dicuils, der schließlich hinzufügt, daß er dieser Inseln noch in keinem Werke irgend eines Schriftstellers Erwähnung gefunden habe, läßt sich mit Sicherheit schließen, daß leine andere Inselgruppe von ihm gemeint sein kann als die Färöer, und daß darum jene irischen Einsiedler, die ihre im Ausgange des 7. und Anfang des 8. Iahrhunderts von nordischen Seeräubern arg heimgesuchte und verheerte südlichere Heimat verließen, etwa um das Iahr 725 nach den Färöern gekommen sein müssen. Sie sind es jedenfalls auch gewesen, welche u. a. die Schafe mitbrachten, die sich im Verlaufe des Iahrhunderts ihrer Ansässigkeit so vermehrten, daß Dicuil ihrer neben den unzähligen Seevügeln besonders Erwähnung tut. Und wenn sie nach Dicuils Bericht schließlich im Anfange des 9. Iahrhunderts vor den auch ihre neue Heimat heimsuchenden Wikingern flüchten mußten, so stimmt dies durchaus mit anderen Quellenberichten überein, nach denen wir annehmen dürfen, daß die nordischen Seeräuber um das Iahr 8lX) auch nach den Färöern kamen, um, wie allenthalben in Europa, so auch hier zu rauben und zu plündern.**)

über die Einwanderung von Germanen auf den Färöern, die den Eilanden nach den vielen Schafen, die sie dort vorfanden, auch den Namen gegeben haben, den sie heute noch führen faltnord.-isländ. .kaere^ar', altfär. ,?aerö^ig,r', neufär. .koronar' oder .kori^r', dän. .^aeräer', d. i. „Schafinseln", von altnord. ,taer' ^ Schaf und ,e?' - Insel), über ihre Seßhaftmachung und Ausbreitung über die gesamte Inselgruppe besitzen wir einen durchaus glaubwürdigen ausführlichen Bericht in der altisländischen „?aere^inßazaß2.", d. h. „Geschichte der Färinger", die sich in der zwischen 1387 und 1395 von zwei isländischen Priestern nach alten Quellen kompilierten „^iÄte^jardöli", einem gewaltigen historischen Sammelwerke, in die „(Mt552,ß2, l'r^ßßVH5onar" und die „0latL52,ß2, lielßll" eingeflochten findet, jedenfalls aber schon früher als selbständige zusammenhängende Darstellung eristiert haben muß, da sie bereits von dem berühmten isländischen

") Vergl. Dicuil us „leider 6« mensura orbi» terruv", L«rolini 1870, 8. 44.

") Nergl. B. Th. Melsted „Uppnal vUlinz^släariimar" in dessen „Isl«näinßk 8a8a", I. dincli, XaupmannaKöln 1903, LS. 23—24.

Geschichtsschreiber Snorri Sturluson in seiner jedenfalls seit 1230 fertig vorliegenden großen „Heimzllrinßla," benutzt worden ist.*)

Diese „Geschichte der Färinger" berichtet, daß der norwegische Wiking Grimr Kamban der erste Mann war, der sich auf den Färöern ansiedelte (wahrscheinlich zwischen 810 und 820)**), und daß kurze Zeit nach der Schlacht im Hafrsfjördr (872), durch die sich König Harald Schönhaar von Norwegen die letzten Gaukönige unterwarf und die Alleinherrschaft über das ganze Reich gewann, viele Norweger, die sich seiner Strenge nicht beugen wollten, auswanderten und sich auf ihrem Wege nach Island für einige Zeit oder auch dauernd auf den Färöern niederließen. Unter diesen befand sich auch Audur die Steinreiche, die älteste Tochter des norwegischen Häuptlings Ketill Flatnefr, die einst mit König Olaf dem Weißen in Irland verheiratet gewesen war. Nach dem Tode ihres Mannes (872) und ihres Sohnes Thorsteins des Roten (875) folgte sie nach längerem Aufenthalte auf den Hebriden oder den Orkneys um das Iahr 890 ihren Geschwistern nach Island, verheiratete aber unterwegs auf den Färöern ihre Enkelin Olöf, die durch ihre beiden Söhne Thorbjörn und Sigmundr die Ältermutter des berühmten färöischen Geschlechtes der Gbtusfeggjar werden sollte, die mit ihrer Rauflust die Hauptrolle in der „Ier-e^inßaLaßa" spielen.

Tbrändr i Götu, ein Sohn Thorbjörns Götuskeggs, und Sigmundr Brestisson, ein Enkel Sigmunds Götuskeggs, der Nationalheld der Färinger, sind die beiden Hauptgestalten der Saga, deren Hauptinhalt die Streitigkeiten zwischen diesen beiden nahen Verwandten bilden. Sigmundr, der sich unter Iarl Hakon in Norwegen, wohin er auf Thränds Veranlassung im Iahre 975 mit seinem Vetter Thürir entführt worden war, großen Kriegsruhm durch seine Wilingszüge erwarb, wurde vom Iarl Hakon schließlich zum Häuptling über die Färöer ernannt und brachte als solcher dann jährlich eine Steuer nach Norwegen. Dort ward er endlich als Lehensmann des Königs Olaf Tryggvason Christ und gelobte, auch seine Landsleute auf den Färöern zum Christentums zu bekehren. Aber der starr heidnisch gesinnte und die Unabhängigkeit der Inseln verfechtende TtMndr i Götu stellte sich ihm wiederum als Hauptfeind entgegen; und wenn es Sigmund im Iahre 998 auch gelang, mit einem Siege über Thriind das Christentum auf den Färöern einzuführen, so sah er sich doch beständig den heimlichen Verfolgungen Thränds und harten Kämpfen mit dessen Mitverschworenen ausgesetzt, bis ihn Thrimdr schließlich im

») Als zusammenhängendes selbständiges Werk wieder ausgezogen und in dem altisländischen Grundtexte mit färöischer und dänischer Übersetzung herausgegeben ist die ,,?aer«?in8asa8a" von C. C. Rafn in Kopenhagen 1832; mit einer deutschen Übersetzung 1838. —Wohlfeilere Ausgaben in neufäröischer Sprache erschienen 1884 in Thorshavn un er dem Titel „I^öro^jn^asö8a, ütlö8ä ür isl«näsllum" von V. U. Hammershaimb (pr«lltad l pr«ntusmiclju „DimmÄla«ttin^»") und 1905 in Thorshavn unter dem Titel „?örin8asö8a utlögä av ux8<;julu" (partalßla8iä „?rain's" ?orla8>-

") Vergl. B. Th. Melsted a. a, O., S. 24.

Jahre 1002 auf seinem Hofe auf Skuö übeifiel und zur Flucht zwang, auf der er am Strande von Suderö von dem starken Bauern Thorgrlmr und dessen Söhnen schändlich ermordet wurde.
So endete der noch heute als Nationalheld der Färinger gefeierte Sigmunde Brestisson, die lichteste und edelste Gestalt der „kaere^inßgHÄßI,". Thrändr aber und Leifr Ossursson, ein Enkel des Mörders von Sigmunds Vater, rissen nun die Herrschaft über alle Inseln an sich, und dem listigen Thränd gelang es sogar, eine Heirat zwischen Leif Ossursson und Sigmunds Tochter Thüra zustande zu bringen, durch die er die Interessen der beiden mächtigsten Familien auf den Färöern ve» schmolz. Mit seinem Tode im Iahre 1035 und Leifs Alleinherrschaft über die Färöer, die ihm König Magnus der Gute von Norwegen zum Lehen gab, schließt der Bericht der Saga.
Aus ihrem weiteren Inhalte sind noch von besonderem Interesse jene Stellen, die bereits den Namen der heutigen föröischen Landeshauptstadt Thorshavn verzeichnen, wenn sich auch an der Stätte, wo sie gelegen ist, damals noch durchaus keine Siedelung befunden haben kann. Denn die Saga erzählt wohl, daß die Be» nvohner der Inseln nach ihrer Einwanderung ihre „Thingstätte auf Strömö hatten, und zwar an der Stelle, wo der von ihnen nach dem Gotte Thor benannte Hafen .Thorshavn' gelegen sei"; davon aber, daß hier bereits eine Ansiedlung vorhanden gewesen sei, wird nichts berichtet. Im Gegenteile, als in den Iahren 988 und 990 der aus Norwegen zurückgekehrte Sigmundr Brestisson seinen Widersacher Thränd i Götu nach dem „Thorshafen" zur Thingverhandlung lud, da „versammelte sich zu der festgesetzten Zeit eine Menge Volkes, die alle nach der Thingstätte zogen"; und auch im Jahre 998, da Sigmundr dem Volke König Olaf Tryggvasons Befehl, das Christentum auf den Färöern einzuführen, vortragen wollte, unißte er erst „alles Volk einladen, sich auf der Thingstätte im .Thorshafen' einzufinden".
Demnach hat sich damals nur die zur Thingversammlung so wohl geeignete lahle felsige Landzunge „Tinganaes", auf welcher sich heute der ältere Stadtteil Thorshavns erhebt, hier gefunden, die so weit ins Meer hinausragt, daß man hier ungestört unter freiem Himmel verhandeln konnte, während sich außer der nord-westlich von ihr gelegenen Richtstätte, wo um das Iahr 1006 Sigmunds allgemein verurteilte Mörder, der böse Thorgrimr von Sandvig (heute Kvalvig) auf Suderö und seine Söhne, gehängt wurden, nichts hier fand, dessen die Saga Erwähnung zu tun für nötig hält, — jedenfalls keineswegs eine Siedelung, die etwa den Namen des „Thorshafens" geteilt hätte.
Erst nachdem König Olaf III. der Friedfertige von Norwegen (1069—1093) der von ihm ca. 1075 gegründeten Stadt Bergen das Vorrecht eingeräumt hatte, tnit den Färöern Handel zu treiben, und nachdem um das Iahr 1100 der Bischofssitz

zu Kirkebö auf der Südwestspitze von Strömö errichtet worden war*), legte man auf „Tinganaes" einen Stapelplatz an und führte ein gemauertes Gebäude zur Aufbewahrung der erzbischöflichen und päpstlichen Einkünfte auf, wie sich auch eine Wohnung für die Mönche hier befunden zu haben scheint, welche die Aufsicht über die richtige Erlegung der Abgaben zu führen hatten**). Eine eigentliche Siedelung dagegen scheint erst nach der Einführung der Reformation (ca. 1538) hier entstanden zu sein.

Auf jeden Fall aber haben die Färöer seit dem Tode Thränds i Götu im Jahre 1035 und Leifs Ossurssons Alleinherrschaft über die Inseln zu Norwegen gehört, wenn auch die Macht der norwegischen Könige über sie niemals besonders groß gewesen ist. Olaf m. soll sie zwar selbst besucht und in Bezirke eingeteilt haben; doch dauerte es bei den fortwährenden inneren Streitigkeiten zwischen den Nordländern, die es mit den katholischen Bischöfen von Kirkebö hielten, und den Südländern, die sich nicht in die ihnen von den Bischöfen auferlegten Steuern und Abgaben finden wollten, ziemlich lange, ehe einigermaßen geordnete Zustände eintraten, wenngleich die Inseln schon im 11. Iahrhundert einen Gerichtshof besaßen, der nicht nur Urteile fällte, sondern auch Gesetze ausschrieb, und vor dem die Angelegenheiten des Landes verhandelt wurden.

Als dann im Iahre 1380 Norwegen mit Dänemark vereinigt ward, fielen die Färöer mit an Dänemark, bei dem sie auch, als Norwegen durch den Kieler Frieden im Iahre 1814 wieder von Dänemark getrennt wurde, bis auf den heutigen Tag verblieben sind.

Aus den Iahrhunderten bis zur Einführung der Reformation sind nur spärliche Nachrichten über die Färöer vorhanden. Einige wenige alte Sagen, darunter die von König Sverrir von Norwegen (1184—1202), der m der Priesterschule zu Kirkebö zum Geistlichen ausgebildet worden sein soll, sind wohl aus jener Zeit erhalten. Aber alle diese Nachrichten sind unverbürgt, und erst nach der Einführung der Reformation fließen die historischen Quellen wieder reichlicher, wenn sie auf Grund der Geringfügigkeit der Ereignisse auch nur von geringem allgemeinen Interesse sein können.

Im Vordergrunde stehen die durch den Monopolhandel herbeigeführten Zustände, die von Bedeutung für die gesamte Entwickelung aller Verhältnisse auf den Färöern werden mußten, und deren Nachwirkungen darum noch heute in mancherlei Hinsicht zu spüren sein dürften.

In der älteren Zeit hatten die Inseln ihre eigenen Schiffe, mit denen sie mit Norwegen, namentlich Bergen, Handel trieben. Später ging der Handel mehr

») Siehe C. Küchler „Die Faeröer. Studien und Wanderfahrten", München 1N13, SS. 66—82.

") Vergl. Trap „gtatistiLlc-topo^ralisll LesKriv«ls« «ck Xon^eriss«t vanru«a'K", 3. I^ave, V.: „?aei-ö ^mt". XMennavll, 1904.

und mehr in die Hände hanseatischer Kaufleute in Bergen über, blieb aber doch noch lange frei, bis er endlich, da die Inseln wiederholt von Seeräubern heimgesucht und ausgeplündert wurden und die Färinger nicht mehr imstande waren, ihn auf eigene Faust fortzusetzen, seit dem Iahre 1569 bald an einzelne Personen, Kopenhagener, bergensische und hamburgische Kaufleute, bald an verschiedene Handelsgesellschaften verpachtet ward, die samt und sonders die arme Bevölkerung mehr oder weniger aussogen, so daß beständig Klagen über sie laut wurden, wie jene wiederum Gegenklage erhoben, daß die Färinger das Handelsverbot überträten und anderweitig Handel trieben. Da übernahm endlich im Iahre 1709 die Krone selbst den Handel auf den Färöern, indem sie ihn einer färöischen und grönländischen Handelskommission in Kopenhagen übertrug, die einen Handelsverwalter in der Landeshauptstadt Thorshavn, bis 1836 dem einzigen Verkaufsplatze der Inseln, hatte, wohin die Bewohner ihre Waren bringen, und von wo sie sich holen mußten, was sie brauchten. Erst im Iahre 1836 errichtete man in Trangisvaag auf Suderö und Klaksvig auf Bordö, kurze Zeit später auch in Vestmanhavn auf Nord-Strömö einige weitere Verkaufsstellen. Wie schon seit 1579 der zehn Iahre später wegen angeblicher Seeräuberei in Kopenhagen Hingerichtete Färing Mogens Hejnesen eine Änderung der unleidlichen Zustände herbeizuführen gestrebt hatte, so arbeiteten beständig verschiedene verdienstvolle Männer, so im Anfange des 19. Iahrhunderts der auch als Dichter bekannte Schiffsführer Poul Nolsö (s 1809), an der Einführung des Freihandels, leider aber ohne Erfolg, bis man endlich im Jahre 1856 den Handel wieder freigab und damit das bis dahin von der übrigen Welt vollständig abgeschlossen« und bedrückte kleine Volk einer besseren Zukunft entgegensehen durfte. Bald zeigt sich denn auch ein gewaltiger Aufschwung in der materiellen und ökonomischen Entwickelung der Inseln. Allenthalben errichtete man Handelsplätze; ein Fischerschiff nach dem anderen ward gebaut; nicht nur die Fische, die sie fingen und in der Hauptsache als „Klippfisch" trockneten, sondern auch ihre Schafe, ihre Butter und ihren Käse benutzten die Färinger als Handelsware; und wenn z. B. noch im Jahre 1885 nur 24 Fischerfahrzeuge von zusammen 1279 Tonnen Gehalt vorhanden gewesen waren, so vermag das Iahr 1906 die stattliche Anzahl von 129 Segelschiffen von zusammen 10037 Tonnen Gehalt aufzuweisen*). Die Bevölkerungsziffer, die im Iahre 1801 nur 5265 betrug, hatte sich im Iahre 1901 auf 15230 beinahe verdreifacht und beträgt heute, wie im Eingange erwähnt, reichlich 18000.

Aber die Aufhebung des Handelsmonopols brachte auch in anderer Beziehung Verbesserungen und hatte einen gewaltigen Fortschritt des Volkes zur Folge, was namentlich hinsichtlich des Schulwesens hervorgehoben zu werden verdient. In der katholischen Zeit fand sich nur eine Priesterschule zu Kirkebö, die unter Leitung

») Vergl. DznmarllF 8tatl3ti8k« Luroau „LtatiLtisK ^arboz". IHübendavn. 1907.

des Bischofs die Geistlichen für die Inseln ausbildete. Kurz nach Einführung der Reformation errichtete König Christian HI. in der Landeshauptstadt Thorshavn wohl eine Lateinschule, die für das Studium in Kopenhagen vorbereitete; aber in den schlimmen Zeiten des Monopolhandels ging es damit immer weiter rückwärts, bis man sie im Iahre 18l14 ganz aufhob. Volksschulen gab es überhaupt nicht; die Kinder wurden vielmehr von den Eltern daheim unterrichtet, kamen aber nicht weit über einige Kenntnisse in Religion und im Lesen hinaus. Die wiederholten Versuche, ein geordnetes Schulwesen einzuführen, scheiterten namentlich an dem Widerstande der Bevölkerung, Schulgeld zu zahlen; auch mit Wanderlehrern — wie sie auf Island neben dem Heimunterrichte durch die Eltern heute noch auf dem Lande üblich sind*) — hatte man kein Glück; und nur in Thorshavn vermochte sich seit der Mitte des 17. Iahrhunderts eine Volksschule zu halten, die auch von Kindern vom Lande besucht wurde.

Das alles sollte jedoch nach der Aufhebung des Handelsmonopols, das die Kräfte des Volkes in fast jeder Hinsicht lahmgelegt und in Fesseln gehalten hatte, mit einem Schlage anders werden. Das Volk erkannte jetzt selbst, daß ihm bessere Kenntnisse vonnöten seien; der Freihandel schaffte Arbeit nach allen Richtungen hin, so daß der alte Heimunterricht der Kinder schier zur Unmöglichkeit wurde; und so wandten sich verschiedene Landgemeinden auf mehreren Inseln jetzt von selbst an die Regierung und den Reichstag, ihnen Beihilfen zur Errichtung von Schulen zu gewähren, die denn auch nicht ausblieben. Seit den siebziger Iahren des vorigen Jahrhunderts entstanden nun Volksschulen in fast allen Landgemeinden, wenn auch hier und da noch ein Lehrer in zwei bis drei Schulen an verschiedenen Plätzen tätig sein muß**). Thorshavn, das als Hauptstapel- und Handelsplatz von sämtlichen Ansiedlungen auf den Färöern von vornherein am meisten unter den Überfällen von feiten englischer, französischer und sogar türkischer Seeräuber zu leiden gehabt hat, das während des „Schonischen Krieges" (1675—79) wiederholt von französischen Schiffen heimgesucht und ausgeplündert wurde, und das selbst im Iahre 1808 nach der Kriegserklärung Dänemarks an England nochmals von der englischen Brigg „Clio" gebrandschatzt ward, seit der Aufhebung des Handelsmonopols aber rasch wieder emporkam und tüchtige Fortschritte machte, besitzt bereits seit 1861 sogar eine Realschule, mit der seit 1870 ein dreijähriger Kursus zur Ausbildung von Voltsschullehrern verbunden ist, und in seiner unmittelbaren Nähe findet sich heute auch eine „Volkshochschule", welche die auf der Volksschule erworbenen Kennwisse zu erweitern sucht und auch älteren Leuten ihre Tür öffnet. Eben die Aufhebung des Handelsmonopols im Iahre 1856, das Kommunalgesetz vom Iahre 1866 und

*) Siehe C. Küchler „Wüstenritte und Vullanbesteigungen auf Island", Altenburg 19N9, S. 62.

'*) Vergl. C. Küchler „Die Faeröer. Studien und Wanderfahrten", München 1913, SS, 168—169.

die bereits erwähnte bessere Entwickelung der Schiffsfischerei seit ca. 1880 ließen die Landeshauptstadt, die in den Iahren 1651 und 1709—10 auch noch durch heftige Blatternepidemien heimgesucht und im Iahre 1673 durch eine Feuersbrunst zum großen Teile zerstört worden war, langsam wieder zu Kräften kommen und auf« blühen, so daß ihre Einwohnerzahl, die im Anfange des 17. Iahrhunderts wahrscheinlich nicht viel mehr als ca. 100, gegen Ausgang des Iahrhunderts vielleicht ca. 300 betragen hatte, von 823 im Iahre 1860 schon auf 1303 im Iahre 1890 und auf 1792 im Iahre 1906 stieg, sich heute aber auf reichlich 2000 belauft*). —

II.

So geht es denn unter dem kleinen Volle der Färinger, nachdem man die drückenden Fesseln einmal von ihm genommen, jetzt allenthalben und in allen Beziehungen rüstig vorwärts. Und die Färinger sind wahrlich die Leute dazu, etwas aus sich zu machen!

Schon im Anfange des vorigen Iahrhunderts schrieb ein Deutscher in seinem „Tagebuch auf einer Reise nach den Färöern"**), daß er sich lieber einen halben Tag lang mit einem Färing als nur eine halbe Stunde mit einem deutschen Bauern unterhalten wolle. Und in dieser Äußerung liegt viel Wahrheit! Aus meinen eigenen Erfahrungen während meines wiederholten wochenlangen Aufenthaltes auf den Färöern, insonderheit aus meinen Beobachtungen auf den weiten Wanderungen, die mich 1911 und 1913 durch die nördlichen und südlichen Eilande führten und mit Für« ingern des verschiedensten Standes und Bildungsgrades in Berührung brachten, kann ich bestätigen, daß es ein in seiner Gesamtheit geistig hochstehendes Volk voller Interesse nicht nur für alle Fragen des täglichen Lebens, sondern auch für alle geistigen Errungenschaften und Fortschritte, voll Fassungsvermögens, Begriffsverftändnisses und einer geradezu erstaunlichen Ausdrucksfähigkeit, Darstellungsgabe und Gedankenschärfe ist, das jene fernen einsamen Inseln bewohnt, von deren Vorhandensein mancher sich weit besser Dünkende bei uns nicht einmal eine Ahnung hat. Von den wenigen Fremden, die bislang — auch in neuerer Zeit — zu ihnen gekommen sind und sie etwas mehr als nur oberflächlich kennen gelernt haben, wird im allgemeinen dasselbe Urteil über die wackeren Menschen gefällt. Ein dänischer Geistlicher, der sechs Iahre lang unter ihnen weilte und sie in seiner mannigfachen Wirksamkeit genauer kennen zu lernen vermochte als irgend ein Forschungsreisender, äußert sich in seinen wehmütigen Erinnerungen an seinen ihm unvergeßlichen Aufenthalt unter den Färingern***): „Obwohl die meisten von ihnen nur wenige Bücher-

») Über die seit dem Iah« 1866 getroffenen staatlichen und kommunalen Einrichtungen, Verwaltung usw. findet sich Ausführliche«« in meinem genannten Werle „Die Faeröe r", München 1913.

'*) C. I. Graba „Tagebuch geführt auf einer Reise nach den Färbern im Jahre 1828". Hamburg, 1830.

***) I. F. Rönne „raerüern«". Xjöb«lll»avu, 1900.

lenntnisse besitzen, obwohl ihre Literatur in der Hauptsache aus alten Liedern und Predigtenbüchern besteht, und obwohl ein kleines Fischernest nicht eben besonders reichen Unterhaltungsstoff bietet, langweilt man sich doch niemals in ihrer Gesellschaft; denn sie sind so aufgeweckten Sinnes, ihre Darstellungsweise ist so lebendig und ausdrucksvoll, und sie zeigen sich in ihrem ganzen Auftreten so taktvoll, so liebenswürdig und herzlich, daß sich selbst der steifste Engländer unter ihnen wohl fühlen muß. Was einen besonders überrascht, ist der schnelle, klare Gedankengang und die glänzende Darstellungsgabe, die wiederum unlöslich mit dem tiefen poetischen Sinne des Volkes zusammenhängt. Sie verstehen zu erzählen wie lein anderer, einfach und natürlich wie die Sprache der alten Sagas, und doch mit so viel Phantasie und Gefühl, daß der Zuhörer Personen und Begebenheiten wie ein Gemälde vor seinen Augen sieht, ja oft, als stünden sie leibhaft und lebendig vor ihm." Und eine gebildete Schwedin, die sich einen Sommer lang auf den Färöern aufhielt, um mit feiner Beobachtungsgabe das Volk in seinem Wesen und Treiben zu studieren und genauer kennen zu lernen, schreibt u. a.*): „Die Färinger sind ein begabtes und wißbegieriges Volk, namentlich was die Männer anlangt. Die Natur mit ihren Erscheinungen hat hier wie anderwärts die Volksphantasie in lebhafte Bewegung versetzt, wenn auch der meiste Aberglaube in den letzten fünfzig Iahren geschwunden ist. Die äußeren Verhältnisse üben natürlich einen tiefen Einfluß auf den Färing aus. Seine seelischen Kräfte werden durch die Gefahren, denen er auf dem Lande und auf den» Meere ausgesetzt ist, geweckt und entwickelt. Auch in seinem äußeren Auftreten prägt sich Mut und rasche Besonnenheit aus; denn überall sind ihm Ent» schlossenheit und Geistesgegenwart vonnöten. Die dürftigen Verhältnisse, unter denen er lebt, da ihm der Boden bisweilen nur wenig oder nichts gibt und der Fischfang einmal fehlschlägt, haben ihn Genügsamkeit gelehrt. Die Gefahren, die ihn allenthalben umgeben, haben ihm sogar Resignation gegenüber dem Unvermeidlichen zu eigen gemacht. Man hört kein Schreien und Wehklagen, wenn die Nachricht eintrifft, daß ein lieber Angehöriger den Tod gefunden habe und nicht wiederkehre. Aber trotz einer gewissen Rauheit des Äußeren besitzen die Färinger einen tiefruhenden reichen Schatz von Empfindungen und Gefühlen. Die altnordischen Tugenden der Gastfreundschaft, Treue und Ehrlichkeit sind bei ihnen noch zu Hause."

Solche und ähnliche Zeugnisse, die sich in den wenigen neueren nordischen Schriften über die Färöer finden, bestätigen zur Genüge, daß es ein aufgeweckter, kluger Menschenschlag von schneller Auffassung und Urteilskraft ist, mit dem wir es in den Färingern zu tun haben, wenn sie zunächst auch den Eindruck des Scheuen und Zurückhaltenden erwecken mögen. Aber haben sie die dem Fremden gegenüber gewahrte Zurückhaltung und Scheu einmal überwunden, dann ist des wißbegierigen Fragens kein Ende mehr, wie man ebenso über rasche, kurze Einwendungen von

») Ester Aales so n .Mräarna". Stockholm, 1911.

ihrer Seite und oft sogar verblüffend schnelle und scharfsinnige Aufgreifung und Weiterverfolgung eines Gedankens nicht überrascht zu sein braucht. Man muß sie nur — natürlich in ihrer eigenen, dem Isländischen außerordentlich nahestehenden und heute etwa eine Mittelstellung zwischen Neuisländisch und dem westnorwegischen .dz^äeinaal' einnehmenden, oder in der ihnen allen von der Schule her geläufigen dänischen Sprache — auf Gebieten zu fassen suchen, die ihnen nicht absolut fremd sein können, um bald zu erfahren, daß sie durchaus ihre eigene Meinung und ihr eigenes Urteil besitzen, an denen sie, wie die rauhe Natur ihres Landes und der beständige Kampf mit den rohen Kräften der Natur sie zäh und stahlhart gemacht hat, unverrücklich festhalten, solange sie sich nicht durch augenscheinlich bessere oder über ihre Verhältnisse hinausgreifende Gründe in die Enge getrieben sehen. Aber auch dann werden sie nicht ohne weiteres stillschweigend Nein beigeben, sondern oft genug wird man zu hören bekommen: „Das könnte ja sein. Ich muß erst noch darüber nachdenken", ebenso wie mit einem treuherzig offenen „Das vermag ich nicht zu verstehen", jedoch auch einem entschiedenen „Das würde bei uns nicht gehen!" durchaus nicht hinter dem Berge gehalten wird.

Offenheit und Treuherzigkeit, Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft und im widersprechenden Falle taktvolle Aufrichtigkeit oder bescheidene Zurückhaltung, das sind Tugenden, die den Färingern in hervorragendem Maße eigen sind, wie ihre Gastfreundschaft in ihrer geradezu rührenden Fürsorge für das Wohlbefinden des Fremden, zu dem sie einmal Vertrauen gefaßt haben, beinahe keine Grenzen 5ennt, indem sie oft den eigenen Zeitverlust, die eigene Mühe und Beschwerde verleugnet. Kennt der Färing doch von Iugend auf als erstes Gebot kein anderes, als in dem für ihn besonders rauhen Lebenskampfe seinen, Genossen in Treue und Selbstaufopferung hifsbereit zur Seite zu stehen, da für ihn selbst in allen Verhältnissen von der Zuoerläßlichkeit, der Aufrichtigkeit und Treue des Gefährten so viel abhängt. Darum auch das sichere Auftreten jedes einzelnen und sein Selbstbewußtsein, seine rasche Entschlossenheit und sein zuversichtliches, entschiedenes Handeln, wie auf der anderen Seite seine herzgewinnende Freundlichkeit, seine Biederkeit und sein ganzes einnehmendes Wesen, wenn er einmal erst erkannt hat, daß auch der Fremde ein harmloser Mensch ist wie er selbst, der nicht gekommen ist, um ihn geringschätzig von oben herab anzusehen, sondern der ihn als seinesgleichen betrachtet und seine Art und Sitte, seine Anschauungen und seine Meinung, vor allen Dingen aber seinen Rat und seine Hilfe zu achten und zu schätzen weiß.

Mit einer so tüchtigen Charakterveranlagung und Herzensbildung neben ihrer raschen Auffassung, ihrem klaren Blicke und ihrem gesunden Urteile kann es den Färingern nicht fehlen, zumal sie auch in physischer Hinsicht von der Natur und durch eiserne Selbsterziehung aufs beste ausgestattet sind. Die Männer wenigstens sind meist hohe, kräftige Gestalten mit breiten Schultern, schmalen Hüften und einem leichten, elastischen Gange, der einem jeden sofort in die Augen fallen muß und die Überzeugung weckt, daß in diesen Körpern Gewandtheit und Kraft in hohem Maße

gepaart sein müssen. Von jung auf nach alter Vätersitte daran gewöhnt, selbst die schwersten Lasten an einem über die Stirn gelegten Gurte mit der Kraft des Kopfes und des Nackens auf dem Rücken zu tragen, haben diese Männer eine Entwickelung der Halsmuskeln aufzuweisen, die, wenn irgendwo gerechtfertigt, bei ihnen den Ausdruck „stiernackig" vollkommen angebracht erscheinen lassen muß. Dabei wird die Brust nicht beengt, und die Achseln bleiben von jeglichem Drucke frei, so daß der offenen Atmung kein Abbruch geschieht. Kein Wunder daher, daß der Färing mit einer Zentnerlast auf dem Rücken stundenlang aushalten kann, rüstig auszu» schreiten, obwohl sein Pfad bald bergauf, bald an abschüssiger Felswand hin, bald steil zu Tal führt; und mit der Hand nach dem Stirnband fassend, damit ihm die Last nicht vom Kopfe und Rücken gleite, springt er bei Überschreitung eines Gieß- bachs leicht und sicher von Stein zu Stein, ja wagt ohne Zaudern selbst einen kühnen Satz über eine nicht zu breite Kluft, die den ihm folgenden nicht bepackten fremden Wanderer vielleicht doch zunächst zu einem bedenklichen Halt veranlaßt.

Ia, sie haben Muskeln von Eisen und Sehnen von Stahl, diese Färinger, die auf ihren Bergwanderungen, wenn sie auf schmalem, nur wenig betretenem Pfade die Fährte ihrer im Hochgebirge verstreuten Schafe verfolgen, sicher und fest auf- treten müssen, um nicht auszugleiten und in einen Abgrund zu stürzen; die sich auf der Vogeljagd über schwindelnd hohe Felswände am Seile hinablassen, sich mit den Füßen von der Felswand abstoßend, und dann, vom Seile gelöst, auf oft nur fußbreitem Absatze dahinklettern, um den nistenden Seevögeln beizukommen*); die rasch und sicher springen und mit eiserner Kraft zufassen müssen, wenn es heißt, in der Brandung zwischen den Schären ihrer Küsten nicht nur selbst durch einen gewaltigen Satz aus dem Boote auf eine tangbedeckte schlüpfrige Klippe hinauf» zugelangen, sondern auch das Boot unbeschädigt an Land zu bringen, das ihren Fang und ihre Fischereigerätschaften birgt und selbst einen Hauptteil ihres Besitztums bildet.

Ein so hartes und gefahrvolles Leben bald im Kampfe mit dem wütenden Meere, dessen Fischreichtum seine Haupterwerbsquelle bildet und stets bilden wird, bald auf schwindelndem Pfade an steiler Felswand auf der ihm in nächster Linie Gewinn bringenden Vogeljagd erfordert ganze Männer voller Unerschrockenheit, rascher Besinnung und Tatkraft, die dem Färing darum denn auch im allgemeinen in hohem Maße eigen sind. Frei und ungezwungen ist daher auch seine ganze Haltung, stolz und selbstbewußt sein Gang. Einer der besten Kenner der nordgermanischen Völker schreibt über die Färinger im Gegensatze zu den Isländern**): „Wenn die äußere Erscheinung der Isländer dem Ankommenden eine Überraschung bringt.

») Vergl. C. Küchler „Die Faeröer. Studien und Wanderfahrten", München 1913, SS. 125—134.

") A. Heu « ler „Vilder aus Island" in der „Deutschen Rundschau", XXII. Jahrg., Heft 12, Berlin 1896.

da man heute auf Island wenig Reckenhaftes mehr sieht, so kann man auf den Fäiöern eine ganze Galerie von alten Wikingergestalten erblicken. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn diese germanischen Recken auf ihren Böten heranrudern und sich jetzt auf unserem Dampfer Schulter an Schulter drängen. Wetterharte Seelowen, mit breitem Knochengestell; die struppig-welligen Haare und Bart grau-blond oder rötlich-blond; die Gesichtszüge groß ausgemeißelt; über den hellen Augen der untere Stirnrand stark vorgebaut, mit den buschigen Brauen, die, kaum geschwungen und oftmals weiß-blond, wie Pfeile aus dem Gesicht herausblitzen: dies verleiht den friedlich gesinnten Fischern den Ausdruck des Grimmigen, Trotzigen. Es dürfte kaum eine zweite Landschaft geben, wo man die Vorstellungen von der prachtvollen blonden Bestie der alten Zeit dergestalt verkörpert fände."

Die ebenso zweckmäßige wie kleidsame Tracht der färöischen Männer kann diesen Eindruck nur erhöhen. Sein Fuß, mit dem der Färing ebenso oft auf der schmalen Bootskante wie auf einem einzigen festliegenden kleinen Steine absolut sicher stehen muß, trägt die leichteste Bekleidung, die man sich denken kann: einen einfachen Schuh aus einem vorn über den Zehen und hinten an der Ferse zusammengenähten Stücke gegerbten Rindsleders, den er öfter ins Wasser taucht und naß über den Fuß zieht, damit er sich desto dichter und fester um diesen schmiege. Ein starker weißer Wollfaden, der durch ein kleines rechts- und linksseitig in den Schuh geschnittenes Loch gezogen ist, wird über den Knöcheln Ireuzweis um die straffsitzenden langen braunen Wollstrümpfe geschlungen und etwa in deren Mitte zusammengebunden, während diese selbst durch ein langes buntes Strumpfband, das dicht unter dem Knie viele Male um das Bein gewunden ist, festgehalten werden. Die schwarzen Kniehosen sind seitlich an den Knieen aufgeschlitzt und können mit einer Reihe Messing knöpfen zugeknöpft werden, bleiben jedoch meist offen, damit nichts die freie Bewegung hindere. Eine gleichfalls meist offenstehende dicke braune Wolljacke über einer feingestrickten Unterjacke oder Leibweste und eine spitz zulaufende weiche Klappmütze aus rot- und dunkelblaugestreiftem, bei älteren oder trauernden Männern aus blau- und schwarzgestreiftem Zeuge vervollständigen diese Nationaltracht der Männer, die, stets das scharfe Messer in der an der linken Seite hängenden Scheide, einen ebenso stattlichen Eindruck machen, wie man ihnen Zähigkeit und Ausdauer auf den ersten Blick anzusehen vermag.

Eine Nationaltracht der Frauen, die früher allgemein üblich war und aus einem rot- und dunkelblaugestreiften Rocke nebst rot und schwarz gestrickter Iacke bestand, deren Ärmel über dem Ellenbogen schlossen, während die Festtracht ein rotes Wollenkleid mit silbernem Gürtel, Silberhefteln und sonstigem Silberschmucke war, verschwindet mehr und mehr und macht der gewöhnlichen festländischen Frauenkleidung Platz. Nur die in ähnlicher Weise wie die Fußbekleidung der Männer aus dem weicheren Schafleder hergestellten einfachen Schuhe, welche die Frauen in der Regel mit einem roten, ältere oder trauernde Frauen mit einem dunkelblauen ober schwarzen

um Knöchel und Bein geschlungenen Wollfaden festhalten, und über denen sie außer dem Hause Holzschuhe zu tragen pflegen, haben sich noch gehalten; auch das doppelseitig weiß und grau gestrickte, oft sehr feine, wollene Umschlagetuch scheint alt zu sein.

Aber die wetterfesten hohen und schlanken Männergestalten finden kein Gegenstück in den färöischen Frauen, die, wenn auch nicht eben klein und zart, doch bei weitem nicht den Eindruck von stolzen Nordlandstöchtern erwecken, wie man sie vielleicht erwartet hat. Die tägliche Heimarbeit, das Waschen und Scheuern, Spinnen und Stricken, die langen, beschwerlichen Wege, oft in Nebel und Regen, hinaus nach den Gebirgsweiden zum Melken der Kühe, die Fürsorge für die Kinder, die beständige Angst um den auf dem Meere draußen oder auf den steilen Vogelbergen in steter Lebensgefahr schwebenden Mann und die vielleicht unter Islands ferner Küste auf dem Fischfange weilenden Söhne lassen sie nie recht zur Ruhe kommen und verleihen ihrem Wesen etwas Schweigsames, etwas Scheues und Gedrücktes, so daß es namentlich dem Fremden, auch wenn er ihre Sprache spricht, schwer werden wird, sie in ihrem eigentlichen Werte und Wesen genauer kennen zu lernen. Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, ja eine geradezu rührende Fürsorge für den müde, durchnäßt und hungrig eintreffenden Wanderer habe ich auf meinen Wanderungen in den Iahren 1911 und 1913 durch die in ihrem Inneren völlig unbewohnten einsamen Inseln da droben auch in dem ärmlichsten Hüttchen an der Küste von seiten der Frauen gleichfalls genugsam erfahren; aber sie in ein längeres Gespräch über die und jene Verhältnisse und mir der Aufklärung bedürftig erscheinende Fragen zu ziehen, ist mir kaum jemals recht gelungen. Schweigsam holte die Frau oder die Tochter des Hauses meine durchnäßten Kleider und Schuhe zum Trocknen über dem Herdfeuer; schweigsam trugen sie mir auf, was Küche und Keller barg, um mich zu erfrischen und zu stärken; sogar den Ofen im besten Stübchen heizten sie mitten im Sommer aus eigenem Antriebe an, da sie wohl merkten, daß mich nach dem anstrengenden Marsche zu frösteln begann; aber nur wenige Worte waren es, die ich aus ihnen herauszubringen vermochte, da sie nur scheu zu antworten pflegten und sich meist so rasch wie möglich wieder entfernten, — vielleicht aus höflicher Rücksichtnahme auf den Fremden, dem sie nicht mit neugierigen oder auch nur verstohlenen Blicken lästig fallen wollten, wie ich dies auf meinen Reisen auf Island hin und wieder wohl etwas unangenehm empfunden habe.

Rüstig und arbeitsam aber wie die nicht nur in ihrer Erwerbstätigkeit, sondern auch in allerlei Handwerk und sonstiger Heimarbeit tüchtigen Männer sind die färöischen Frauen ohne Zweifel: davon zeugt die Ordnung und Sauberkeit, die man im allgemeinen auch in einer noch so ärmlichen Hütte findet. Ihre Fürsorge für die Angehörigen kennt keine Grenzen, und ein rührender Zug ist es, daß, wenn die Fischer, die unter frommen Gesängen auf den Dorschfang hinausgezogen sind, mit den ieichgefüllten Booten heimkehren und ihr frommes Dankeslied nach deni Lande herein erschallen lassen, die Frauen, die schon längst nach ihnen ausgeschaut haben,

noch stets mit dem dampfenden Kaffeekessel hinunter an den Strand eilen, damit die ausgefrorenen und durchnäßten Männer zunächst einen warmen Trunk bekommen, ehe sie an das Ausschlachten der Fische gehen, bei deren weiterer Bearbeitung dann auch die Frauen und selbst die Kinder mit zugreifen müssen, um den „Klippfisch" fertigzustellen, der meist von direkten Dampfern in der Hauptsache nach Spanien und Italien abgeholt wird, wo sich gewiß kein Mensch träumen läßt, wie viele Hände da droben auf den fernen Färöern wochenlang haben tätig sein müssen, um den Riesendorsch des Nordatlantischen Ozeans in die Fastenspeise zu verwandeln, die trotz aller damit gehabten Mühe und Arbeit immer noch billig genug ist, um auch dem Ärmsten da unten recht wohlfeil zu erscheinen.

Wenn mir jedoch irgend ein kleiner Zug unter den Färingern besonders an« genehm aufgefallen ist und mich freudig berührt hat, so ist es im Gegensatze zu der auf Island so üblichen und von mir wie von vielen anderen Reisenden oft und laut genug getadelten isländischen Bummelei und Gleichgiltigkeit gegen alle Zeit die pünktliche Zuverläßlichkeit der Färinger, der Männer wie der Frauen, die also mit der Zeit zu rechnen verstehen und die Zeit auszunutzen wissen, so daß sie mit ihrer Tatkraft und Zähigkeit jedenfalls noch Tüchtigeres schaffen und erreichen werden, als sie in der kurzen Spanne Zeit seit ihrer Befreiung von den Fesseln des Monopol« Handels bereits erreicht haben.

Ihre drückenden Lebensverhältnisse und die harten, schweren Zeiten, die das kleine Volk hat durchmachen müssen, haben die Färinger ja kein gefeiertes Literaturvoll werden lassen wie die Isländer, und sie besitzen deshalb auch keine alte Literatur in Gestalt von Sagas wie ihre Verwandten auf Island und in Norwegen. Aber dafür haben sie einen Schatz an Volksweisen, Heldengedichten, Sagen, Sprich« Wörtern, Rätseln und Spottliedern, die sich durch mündliche Tradition fortgepflanzt und erhalten haben, und deren erstere heute noch von jung und alt bei ihrem National« tanze gesungen werden. Dieser eigentümliche Kettentanz, zu dem nicht etwa die Musik aufspielt, sondern die Männer alte Heldensänge und Volkslieder singen, in deren Refrain alle übrigen mit einstimmen, besteht darin, daß man einander an den Händen gefaßt hält und einen Kreis bildet, der sich unter fortwährend wechselnden Tritten in der Runde bewegt, wobei alle Tanzenden mit gespanntem Interesse den Inhalt des Heldensanges oder Volksliedes verfolgen, dessen Eigentümlichkeit sich sowohl in Mienen wie Bewegungen jedes einzelnen ausdrückt, die, je nachdem Kampfgetümmel, Siegeszug oder Heldentod den Inhalt des Gesanges bilden, mehr oder minder lebhaft sind und bald von wildem Stampfen der Füße, bald von jubelnden Sprüngen begleitet werden. Der Reichtum der Färinger an solchen Volksweisen ist erstaunlich. Der bekannte nordische Philolog Svend Grundtvig von der Kopen« hagener Universität hat davon nicht weniger als 16 Ouartbände gesammelt, die handschriftlich noch heute als ,Corpu5 (?arminum ^aeröensium' auf der Großen Königlichen Bibliothek in Kopenhagen der Veröffentlichung harren. Eine reich« haltige und wertvolle Sammlung lieferte, nachdem die „Färöischen Gedichte von

Sigurd Drachentöter" durch den dänischen Geistlichen H. K. Lyngbye aufgezeichnet und veröffentlicht worden waren*), der eigentliche Schöpfer der heutigen färöischen Schriftsprache V. U. Hammershaimb in seiner mit einer Einleitung über die Geschichte und Literatur der Färöer versehenen schätzenswerten „Färöischen Anthologie"**), während die 3 Quartbände umfassende reiche Sammlung färöischer Lieder des ver» dienten Färings I. K. Svabo (1746—1824) ebenso wie die wertvollen Dichtungen, meist Spottweisen, der beiden Färinger Poul Nolsö (1766—1809) und seines jüngeren Zeitgenossen I. K. Djurhuus gleichfalls noch ungedruckt sind.

Die Leichtigkeit, mit der die meisten Färinger — ähnlich wie ihre nördlicheren Stammesgenossen, die Isländer — ihre Worte in Reime und Verse zu kleiden vermögen, ist überhaupt erstaunlich, und an ihnen selbst mit ihrer großen Begabung und lebhaften Phantasie hat es sicher nicht gelegen, daß sich nicht auch unter ihnen schon in älterer Zeit ähnliche Männer wie die alten Sagaschreiber Islands gefunden haben, die ihre Geistesschätze aufgezeichnet hätten. Der harte Lebenskampf, ihr Ringen ums Dasein vielmehr ist es gewesen, was sie jahrhundertelang darniedergehalten hat; denn daß es an Arbeitswilligkeit und Arbeitsfreudigkeit unter den ernsten färöischen Männern und Frauen nicht fehlt, haben wir aus ihren Errungenschaften in der kurzen Zeit seit ihrer Befreiung von den allein ihren Fortschritt hemmenden drückenden Fesseln des Monopolhandels zurGenüge erkannt; und einerder besten isländischen Geschichtsschreiber der Gegenwart hat gewissermaßen recht, wenn er in einer neuesten Schrift***) sein Volk darauf aufmerksam macht, daß es in keiner Beziehung mit den ihm verwandten nordischen Nachbarvölkern Schritt gehalten habe, es auffordert, die Hände nicht in den Schoß zu legen, und ihm niemand anders als dieFäringer vorhält, die in den letzten zwei oder drei Menschenaltern verhältnismäßig ebenso große Fortschritte gemacht hätten wie die übrigen doch bei weitem günstiger gestellten nordischen Völker, — die so recht gezeigt hätten, was auch ein kleines Volk in einem ertraglosen Lande inmitten des einsamen Weltenmeeres zu leisten vermöge.

Mit einer so anerkannten Tüchtigkeit neben allen ihren guten Charaktereigenschaften aber, unter denen ihre Genügsamkeit und Mäßigkeit und die fast völlige Enthaltsamkeit von Alkoholgenuß nicht zu vergessen sind, werden die Färinger jedenfalls rasch noch weiter vorwärts schreiten und sich bald einen besseren Platz an der Sonne sichern, als sie ihn bisher innegehabt haben, — ein leider schon zu lange vergessen gebliebenes kleines begabtes Germanenvolk mit so achtenswerten

*) H. K. Lyngbye ..^aerösk« Xvaeä«r om 3i^urä ?olnesb«m« o^ ^Kan8 X«t", «jöbennavn 1822.

**) V. U. Hammershaimb „raerösk ^i«tnolo^", KMenKavn 1891.

'*') N.TH.M « lsted „NMtur Islßnäin8a l ^or«^uL^orämanna ^ Islancli ä äögum tnjüäv«Iäi»in»". Xaupinanuaböln, 1913.

großen Kräften, dem die alten geschätzten germanischen Kardinaltugenden der Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Treue und Gastfreiheit, des Mutes, des Ernstes, der Kraft und des Edelsinnes in so hohem Maße eigen sind, daß ich ihm hier in so ausführlicher Weise das Wort reden zu dürfen geglaubt habe und es einer lichten Zukunft durchaus für gesichert halte.

Leopold Katscher:

Weltumfassend.

Die Leistungen und der Tätigkeitskreis der Post sind im Laufe der Zeit immer vielfältiger und umfangreicher geworden. Ihre Ausdehnung war längst eine derartige, daß der Boden für die Schaffung des „Weltpostvereins" gehörig vorbereitet erschien, als der Gedanke derselben auftauchte. (Die allererste Anregung gab der dänische Postmeister Iosef Michaelsen bereits im Iahre 1859.) Der Weltpostverein hat mir seit seinem Bestande eine der großartigsten Erscheinungen unseres Kulturlebens, eines der imposantesten und bewundernswertesten Ergebnisse der modernen Gesittung, des fortschrittlichen Zeitgeistes gedünkt. Was man hinsichtlich der Kriegs- und Friedensfrage, der internationalen Schiedsgerichte und Abrüstungen, der Sozialpolitik usw. bislang vergeblich ersehnt, ist im Gebiete des Postwesens längst zur Tatsache geworden: Die Beseitigung der nationalen Schranken, die Verbindung fast aller Länder der Erde zu einer Gemeinschaft. Von den ungeheuren materiellen, moralischen und geistigen Vorteilen einer solchen Vereinigung ganz abgesehen, ist die vorbildliche und symptomatische Bedeutung dieses Friedenswerkes, des Weltpostvereins, nicht zu unterschätzen.

Der Gedanke zu dieser erstaunlichen Schöpfung wurde von Deutschland aufgegriffen, und auch die meisten Vertragsentwürfe bezw. Bestimmungsvorschläge, die den Beratungen der Postkongresse und den Unterhandlungen zugrunde gelegen sind, haben von der deutschen Postverwaltung ihren Ausgang genommen. Der treibende Beweggrund bei Erstrebung jenes schönen Zieles war der Wunsch nach Beseitigung der verwirrenden, verkehrhemmenden Mannigfaltigkeit der Einzelverträge im allgemeinen und der Portosätze, der Transitgelder, der Portoteilungsgrundsätze usw. im besonderen. Waren schon die inneren Tarife mancher Staaten bis zur Mitte des neunzehnten Iahrhunderts von verblüffender Unklarheit, wie erst die internationalen! Da machte sich die nackteste, aber auch kurzsichtigste Selbstsucht breit und bildete die einzige Richtschnur bei Aufstellung der Bestimmungen über die Beschaffenheit, Bezahlung und Behandlung von Postsendungen. Mit der Entwicklung der Verkehrsmittel wurden die Postverhältnisse immer unerquick-

licher und unhaltbarer. Nur der 1850 entstandene „Deutsch-österreichische Postverein" vertrat ausnahmsweise das Prinzip der Einfachheit der postalischen Beziehungen, besonders seit 1868.
Die Umgestaltung des internationalen Postverkehrs erwies sich immer dringender notwendig. Dennoch scheiterten die Verhandlungen einer 1863 zu Paris abgehaltenen und von 17 Staaten beschickten „Postkommission" insofern, als sie ohne praktische Folgen blieben. Immerhin wirkten sie befruchtend und leiteten auf die späteren Bestrebungen v. Stephans hinüber, der den Boden dafür zunächst insofern geebnet fand, als die Gründung des Reiches die Zersplitterung der innerdeutschen Postzustände — freilich nicht ganz — aus der Welt schaffte, wodurch eine radikale Änderung der Vertragsverhältnisse Deutschlands zum Ausland unerläßlich geworden war. „Aber", schreibt Inspektor Iung, „trotz des Bestrebens, hierbei der Einführung einheitlicher Vertragsgrundsätze die Wege zu bahnen, blieb unter den damaligen Verhältnissen die Notwendigkeit des Abschlusses zahlreicher Einzelverträge bestehen. Inzwischen aber brach sich der Gedanke siegreich Bahn, an Stelle der vorhandenen Vielseitigkeit der Vertragsbeziehungen zum Ausland einen Einheitsvertrag zu setzen."
Schon 1868 hatte v. Stephan in einer Denkschrift die Gründung eines Weltpostvereins vorgeschlagen — wahrscheinlich auf Grund der Michaelsenschen Anregung — und dessen Grundlagen und wichtigste Aufgaben angedeutet. Der Norddeutsche Bund setzte sich mit mehreren Regierungen in Verbindung; allein der Ausbruch des Krieges 1870/71 ließ in den Unterhandlungen einen Stillstand eintreten, so daß der erste internationale Postkongreß erst Mitte September 1874 in Bern zusammentreten konnte. Er brachte den Abschluß eines „Allgemeinen Postvereinsvertrages", welcher zunächst 22 Staaten mit rund 350 Millionen Einwohnern, darunter ganz Europa, die nordamerikanische Union, sowie einen großen Teil von Asien und Afrika umfaßte. Der Vertrag beschränkte sich auf die sogenannte „Briefpost" (Briefe, Karten, Drucksachen, Muster, Geschäftspapiere); erst später wurden die Paket- und Geldgeschäfte in den Kreis der internationalen Vereinbarungen gezogen.
Die Grundzüge, auf denen der am 1. Iuli 1875 ins Leben getretene „Allgemeine Postverein" beruhte, waren der Hauptsache nach die folgenden: 1. Zusammenschluß aller Vereinsländer zu einem Postgebiet ohne jede politische Grenze; 2. Freiheit des Transits; 3. Festsetzung gleichmäßiger und niedriger See- und Landtransitgebühren; 4. Vereinheitlichung und Verbilligung der Portosätze; 5. Aufhebung der Teilung und Verrechnung der Porti zwischen den Staaten; 6. planmäßige Regelung der Haftpflicht für verlorene Sendungen; 7. Einrichtung einer Vereinsgeschäftsstelle in Bern („Internationales Postbüro"). Auf dieser Grundlage hat sich seither in natürlicher Fortbildung der gegenwärtige „Weltpostverein" aufgebaut, der fast die ganze Erde umspannt. Die Entwicklung war eine recht rasche, denn die NichtMitglieder unter den Staaten konnten sich dem gewaltigen

Eindruck, den die unerwartet schnell zur Wirklichkeit gewordene Völkervereinigung in der ganzen Welt hervorrief, nicht verschließen.
Der Beitritt neuer Mitglieder machte schon 1876 eine „Konferenz" des Vereins (Bern) und dann 1878 einen zweiten Postkongreß (Paris) erforderlich. Auf dem letzteren trat die Erweiterung zum „Weltpostverein" ein, und in postalischer Hinsicht wurden ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Achtzehn Länder einigten sich trotz aller Schwierigkeiten über den Austausch von Wertbriefen, sechzehn über den von Postanweisungen zu gleichmäßigen und billigen Sätzen. Die übrigen Regierungen wollten vorläufig abwarten, wie die Sache sich bewähren würde. Und sie hat sich wahrlich glänzend bewährt!
Auch in anderen Beziehungen erscheint der vom Pariser Kongreß angenommene, von 32 Staaten (mit 750 Millionen Einwohnern) unterschriebene Weltpostvertrag als eine Summe von Verkehrserleichterungen. In ihm sind die Prinzipien der Einheitlichkeit und Vereinfachung zur weiteren Ausgestaltung gelangt, und er kann daher als eine vortreffliche Kräftigung des v. Stephanschen Grundgedankens („einheitliche Regelung des Weltpostverkehrs vom Standpunkte der Verkehrsfreiheit") bezeichnet werden.
Die Regelung des internationalen Paketverkehrs kam 1878 in Paris wegen der unüberwindlichen Bedenken vieler Regierungen nicht zustande; aber schon in der 1880er Konferenz (Paris) wurde von einer Reihe von Vereinsstaaten ein Abkommen getroffen, welches auf dem dritten Kongreß (1885 zu Lissabon) eine Erweiterung erfuhr. Am Tajostrande vereinbarte man auch die Einführung des Postauftrags-, des Eilsendungs- und des telegraphischen Postanweisungsdienstes in den gegenseitigen Verkehr der betreffenden Länder. Dort traten Bolivia und Slam, kurz darauf der Kongostaat dem Weltpostverein bei. 1888 folgten Tunis und die deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiete, so daß im wesentlichen nur noch China, Korea, Australien und Südafrika „Vereins-Ausland" blieben. Australien erklärte seinen Beitritt auf dem Wiener Kongreß, Kapland und Transvaal hinkten 1893 bezw. 1895 nach, während China (der wirkliche Beitritt Chinas verzögerte sich indes infolge der Wirren, Aufstände und Feldzüge und vollzog sich erst in Rom formell), Korea und der Oranje-Freistaat ihre Angliederung in Washington vollzogen, wo 1897 der fünfte Weltpostkongreß tagte, dessen Beschlüsse jedoch erst Neujahr 1899 bindende Kraft erlangten, weil die nötigen Vorbereitungen nicht früher beendigt werden konnten. 1904 traten bei: die neue Republik Panama und die afrikanischen Niederlassungen Italiens. Gegenwärtig kann man auf die Frage: „Was ist das Vaterland der Post?" mit annähernder Richtigkeit frei nach Arndt antworten: „Der ganze Erdball soll es sein", denn fast nur die Wilden Afrikas und Australiens fehlen noch in dem Bunde, der im Jahre 1910 112111860 Quadratkilometer und rund 1120 Millionen Menschen umfaßte, wobei China nochnicht mitgerechnet ist. Wie stolz könnte Heinrich v. Stephan auf diesen beispiellosen Organisationserfolg sein, wäre der

Wackere uns nicht leider schon längst entrissen worden! Ehre seinem Andenken für immer!
Der vierte Weltkongreß, der vom 20. Mai bis zum 4. Juli 1891 in der Hauptstadt Österreichs tagte, schloß einen ganz neuen „Hauptvertrag", der den inzwischen fühlbar gewordenen Bedürfnissen der Zeit entsprach, sowie eine Anzahl erweiterter Nebenabkommen. Die letzteren betrafen den Austausch von Wertbriefen und Wertkästchen, von Postanweisungen und Postaufträgen, von Paketen und Zeitungsabonnements. Die Wiener Beratungen bauten durch ihre postalischen Ergebnisse und durch den Eintritt der australischen Verwaltungen den Verein nach innen wie nach außen nahezu aus. Iung hatte vollkommen recht, die Mitgliedschaft Australiens als ein hochwichtiges Ereignis zu feiern. „Ist es doch der fünfte, der letzte Weltteil, welcher sich eingliedert in das Band postalischer Weisheit! Für Australien selbst aber bedeutet der Tag des Beitritts das Geburtsfest neuzeitlichen Verkehrs und für die schaffende Kraft im Weltverkehr den Ausgangspunkt kräftig einsetzender Entwicklung. Mit der Erleichterung der Verkehrsbedingungen unter der Ägide des Weltpostvereins wird uns Australien ein großes Stück näher gerückt werden."
Der Austausch von Postkarten mit Antwort innerhalb des Vereins war manchen geographischen Beschränkungen unterworfen. Der Wiener Kongreß machte diesen ein Ende, so daß seither sämtliche Vertragsländer solche internationale Doppelpostkarten ausgeben müssen. Auch die Zulassung von unfrankierten Postkarten zur Beförderung wurde beschlossen, und zwar ist das Strafporto dasselbe wie für unfrankierte Briefe. Dieses Abkommen spricht für die immer größere Beliebtheit dieses modernen Briefersatzes, eine Beliebtheit, die sich ziffernmäßig dahin nachweisen läßt, daß zwischen 1875 und 1903 die Jahresbeförderung von Postkarten im gesamten Weltverkehr um 1407 Prozent (von 310 auf 4670 Millionen) stieg; 1910 betrug sie rund 6300 Millionen. Ein gut Stück dieses ungeheuren Aufschwungs ist auf Rechnung des modernen Bilderkartensports zu setzen.
In Wien wurden die zulässigen Maßverhältnisse der Muster- (Warenproben) Paketchen auf ungefähr das doppelte ausgedehnt und für Drucksachen verschiedene Erleichterungen hinsichtlich handschriftlicher Zusätze geschaffen, ein Umstand von großem Nutzen für die Handelswelt und den allgemeinen Verkehr. Hauptsächlich infolge der Billigkeit und der auch ohnehin schon ziemlich günstigen Verhandlungsbedingungen dieser wichtigen Behelfe von Handel und Industrie (Muster und Drucksachen) konnte in den 28 Iahren von 1875 bis einschließlich 1903 deren im Weltverkehr versandte Anzahl von 1570 auf 10376 Millionen (einschließlich der Geschäftspapiere), also um 561 Prozent, steigen, 1910 sogar auf ca. 18 Milliarden.
Von den bezüglich der „rekommandierten" oder „eingeschriebenen" Sendungen in Wien getroffenen Neuerungen verdient besondere Erwähnung, daß jetzt zwischen

den betreffenden Ländern Einschreibebriefe mit Nachnahme (bis 500 Franks,
400 Mark, 400 Kronen) ausgetauscht werden dürfen, wobei der Betrag dem
Absender durch Postanweisung von amtswegen eingeschickt wird, sowie daß solche
Einschreibebriefe, die trotz des für rekommandierte Sendungen im Weltpostverkehr
herrschenden Frankozwanges nicht oder ungenügend frankiert abgehen, nicht zu-
rückgehalten werden; die Post folgt solche Briefe ohne Strafporto aus und treibt
dieses beim Absender ein.

Hinsichtlich der unbestellbaren Postsachen galt früher eine Lagerzeit von sechs
Monaten; in Wien wurde diese für nicht überseeische Länder erfreulicherweise
auf zwei Monate herabgesetzt. Bedenkt man, daß im internationalen Postverkehr
jährlich rund 10 Millionen unbestellbarer Briefsendungen vorkommen und daß
die rasche Rückkunft im Interesse der Absender liegt, überdies oft den Zweck einer
wirklichen Antwort erfüllt, so muß diese Neuerung als eine sehr wertvolle begrüßt
werden. (Nebenbei: auf der ganzen Erde gibt's jetzt jährlich 83—64 Millionen
unbestellbare Postsendungen!!)

Was die Wertsendungen betrifft, so sind einmal die Versicherungsgebühren
erheblich ermäßigt worden und dann wurde eine ganz neue, zwischen Brief und
Paket stehende Sendungsgattung geschaffen: die „Wertkästchen" (daites i>, valeur)
behufs Verschickung von Iuwelierwaren. Auch dürfen jetzt Wertbriefe und Wert-
kästchen mit Nachnahme (bis 500 Franks) belastet und als „Eilsendungen" ver-
sandt werden. Ferner hat der Absender das Recht, ein abgeschicktes Wertstück
und ebenso eine Postanweisung, solange sie nicht zugestellt sind, gänzlich zurück-
zuziehen oder einem anderen als dem ursprünglichen Adressaten zustellen zu lassen,
eine neue Anerkennung des Grundsatzes, daß Postsachen, bevor sie in die Hände
des Adressaten gelangt sind, als Eigentum des Absenders zu gelten haben.

Nicht minder wichtige Änderungen traf der Wiener Kongreß im Post-
anweisungsdienst. Vor allem wurde — mit glücklicher Überwindung der
Währungsschwierigkeiten — sowohl die unentgeltliche Nachsendung als auch die
Eilbestellung der internationalen Postanweisungen zugelassen. Endlich wurden
die Mindestgebühren auf die Hälfte herabgesetzt und dadurch die bisher verhält-
nismäßig kostspielige Versendung von Beträgen bis 25 Franks bedeutend er-
leichtert. Der Anweisungsverkehr ist infolgedessen beträchtlich angewachsen; war
er schon zwischen 1875 und 1889 um 200 Prozent (von 5 auf 15 Millionen
Stück) gestiegen, so betrug die Zunahme seither bis zum Iahre 1903 im inter-
nationalen Verkehr 36 Millionen Stück. Auf der ganzen Erde wurden 1910
ca. 800 Millionen Postanweisungen befördert im Werte von mehr als 50 Milli-
arden Franks.

Wir gelangen nun zum internationalen Paketverkehr. Auf dem Pariser
Kongreß (1878) scheiterte der Antrag der deutschen Postverwaltung auf Zulassung
und einheitliche Behandlung von Paketen bis zu 3 Kilogramm an der Weigerung
der Länder, welche damals überhaupt keine „Fahrpost" hatten. Aber schon auf

der Pariser Konferenz (1880) kam zwischen einer größeren Anzahl von Staaten ein bezüglicher Vertrag zustande, der die Größe der Pakete mit 20 Kubikdezimeter begrenzte. Da sich die Sache bewährte, traten in Lissabon und Wien andere Länder dem Abkommen bei, während dieses gleichzeitig auch nach innen ausgestaltet wurde. Ietzt erscheint der Umfang auf das dreifache, das Gewicht von 3 auf 5 Kilogramm erhöht, ohne daß die Portosätze (50 Zent. für jedes beteiligte Land) sich geändert hätten. Weiter sind zulässig: sperrige Pakete, Nachnahme bis 500 Franks, Zurückziehung bezw. Adreßänderung wie bei Einschreibsendungen usw., Eilbestellung, endlich Entrichtung der Zollgebühren durch den Absender, falls dieser es wünscht. Die radikalen Bestimmungen ließen einen ungeheuren Aufschwung des Weltpaketverkehrs erwarten. Tatsächlich hob sich dieser, der schon von 1880 bis 1889 von 110 auf 260 Millionen und 1895 auf 330 Millionen Stück im Werte von 13 Milliarden Franks gestiegen, im Iahre 1903 auf 529 Millionen Stück mit einem angegebenen Werte von 19 Milliarden Franks. 1910 zirkulierten im Weltverkehr 573 Millionen gewöhnliche Pakete, sowie 770 Millionen Pakete, Kästchen und Briefe mit Wertangabe von ca. 86 Milliarden Franks. Die Zahl der Paketvertragsländer — in Paris 17, in Lissabon 28 — stieg in Wien auf 34.

Von ganz besonderer Tragweite ist die in Wien vollzogene Reform des internationalen Postauftragswesens. Seither dürfen auch Zinskupons, Dividendenscheine und abgelaufene Wertpapiere eingezogen werden; die Lagerzeit ist von zwei Tagen auf sieben verlängert; dem Absender steht es frei, den Auftrag für den Verweigerungsfall an eine vorher zu bezeichnende zweite Person weitergeben zu lassen; die Nachsendung innerhalb des Bestimmungslandes erfolgt kostenfrei. So erwachsen dem Absender größere Sicherheiten dem Schuldner gegenüber. Das Wiener Abkommen wurde von 18 Staaten unterschrieben, während sich dem Lissaboner bloß 10 angeschlossen hatten.

Schließlich ist noch die ganz neue Vereinbarung bezüglich der Vermittlung des gegenseitigen Zeitungsbezugs hervorzuheben, welcher auf dem Wiener Kongreß bereits 19 Länder beitraten: Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Bulgarien, die Schweiz, die Türkei, Ägypten, Portugal samt seinen Kolonien, Brasilien, Persien, Rumänien, Luremburg, Kolumbien, Liberia und Uruguay. Hinsichtlich der wichtigsten Punkte dieses Abonnements-Abkommens geben wir Herrn Iung das Wort: „1. Die Postverwaltungen .... nehmen Bestellungen auf die in diesen Ländern erscheinenden oder durch dieselben beziehbaren Zeitungen und periodischen Zeitschriften an. 2. Der internationale Zeitungsdienst vollzieht sich durch Vermittlung sogenannter Auswechslungs-Postanstalten. 3. Iede Postverwaltung setzt die Preise fest, zu welchen sie den anderen Verwaltungen . . . abgibt. Diese Preise dürfen aber nicht höher sein als diejenigen, welche von den inländischen Zeitungsbeziehern zu entrichten sind. (Dazu treten noch die Zustellungs- und die etwaigen Stempelgebühren.)"

Mit Recht hat Herr v. Stephan in der letzten Sitzung des Wiener Kongresses den Ausspruch getan: „Der Berner Kongreß hat unser Werl gegründet und das Gebäude errichtet, der Pariser hat es erweitert, der Lissaboner hat es gefestigt, der Wiener hat es vollendet und gekrönt." Immerhin blieb noch mancher Bau- und Eckstein einzufügen, eine Arbeit, die zunächst dem Washingtoner Kongreß (Mai—Iuni 1897) vorbehalten blieb und die dieser zwar auch noch nicht vollständig, wohl aber in recht ergiebiger Weise leistete. Die wichtigsten Neuerungen, welche aus seinen Beratungen hervorgingen und am 1. Ianuar 1899 ins Leben traten, sind, kurz zusammengefaßt, folgende:
Unfrankierte Postkarten, die früher als Briefe tariert wurden, werden nur mit Porto im Betrage der doppelten Frankotare für Postkarten belegt. In bezug auf die äußere Beschaffenheit der Postkarten wurde bestimmt, daß Abbildungen, die bisher nur auf der Rückseite der Karten zulässig waren, auch auf der Adreßseite angebracht werden dürfen.
Das zulässige Höchstgewicht der Warenproben — bisher im allgemeinen 250 Gramm und nur ausnahmsweise zwischen einzelnen Ländern auf 350 Gramm erhöht — wurde allgemein auf 350 Gramm festgesetzt. Warenprobesendungen mit Flüssigkeiten, Fett- und Farbstoffen und lebenden Bienen, die bisher von vielen Weltpostvereinsländern nicht zur Versendung zugelassen wurden, sind im gesamten Vereinsverkehre zulässig. Ferner wurde die Begünstigung des Warenprobentarifs naturwissenschaftlichen Gegenständen (präparierte Insekten, Pflanzen, Mineralien), die entsprechend verpackt sind und deren Versendung nicht zu Handelszwecken erfolgt, zugestanden.
Zur Versendung als Drucksachen wurden Albums mit Photographien und mechanische Vervielfältigungen von mittels Schreibmaschine hergestellten Schriftstücken (die letzteren nur, wenn gleichzeitig mindestens zwanzig vollkommen gleichlautende Eremplare am Postschalter aufgegeben werden) zugelassen. Bezüglich der handschriftlichen Zusätze und Änderungen, welche auf Drucksachen angebracht werden dürfen, wurde neu bestimmt, daß auf Visitenkarten Glückwünsche u. dgl. bis zu fünf Worten, wie auf Weihnachts- und Neujahrskarten handschriftliche Widmungen zugelassen sein sollen. Bei Zeitungsausschnitten darf Titel, Datum, Nummer und Adresse der Zeitung, aus welcher der Ausschnitt entnommen ist, handschriftlich beigesetzt werden.
Der zulässige Höchstbetrag der Nachnahmebelastung auf eingeschriebene Briefsendungen wurde von 500 auf 1000 Franks erhöht. Das gleiche gilt für Nachnahmen auf Briefe und Kästchen mit Wertangabe.
Im Postanweisungsverkehr wurde als allgemeine Regel die Erhöhung des Marimalbetrages der Postanweisungen von 500 auf 1000 Franks angenommen.
Die Gebühr, die bisher einheitlich auf 25 Zentimes für je 25 Franks festgesetzt war, wird dahin ermäßigt, daß bei Beträgen über 100 Franks die Gebühr von 25 Zentimes für 50 Franks ausreichen soll. Telegraphische Postanweisungen können

so wie die gewöhnlichen dem Empfänger nach den Bestimmungsländern nachgeschickt werden.
Im Postpaketverkehrt stand es bislang jedem Lande frei, nur Pakete bis zum Gewicht von 3 Kilogramm zuzulassen. Nunmehr ist die Gewichtsgrenze allgemein auf 5 Kilogramm festgesetzt worden. Auch erhielten die Postverwaltungen der am Postpaketverkehre teilnehmenden Länder das Recht, im Wege besonderer Vereinbarung Postpakete über 5 Kilogramm bei entsprechender Erhöhung der Gebührensätze und Ausdehnung der Grenzen der Verantwortlichkeit zuzulassen. Die Bestimmungen über die Postpakete, welche als Sperrgüter zu behandeln sind und demgemäß einer höheren Tare unterliegen, sind mehrfach gemildert worden. Insbesondere wurde festgesetzt, daß Sendungen mit Regenschirmen, Stöcken, Plänen, Karten, welche die Länge von 1 m und den Durchmesser von 20 em nicht überschreiten, nicht als Sperrgut zu behandeln sind.
Hinsichtlich der internationalen Postaufträge wurde die Zulassung von Zinskupons und gezogenen Wertpapieren zur Einkassierung als allgemeine Regel aufgestellt, während die Übernahme von Wechselprotestierungen und der gerichtlichen Eintreibung der Forderungen der beliebigen Abmachung zwischen den einzelnen Verwaltungen vorbehalten bleibt.
Der Größe des Vereins und der Trefflichkeit seiner Einrichtungen angemessen sind die Vorteile, die er der Gesamtheit wie dem Einzelnen bietet, uud die Ziffern seines Umsatzes. In dieser Beziehung mögen hier einige Daten folgen.
1910 wurde im Gesamtverkehr in runden Ziffern ausgetauscht: 20000 Millionen Briefe, 6300 Millionen Postkarten, 18000 Millionen Drucksachen, Geschäftspapiere, Zeitungsnummern und Warenproben, 573 Millionen Pakete ohne Wert, 800 Millionen Postanweisungen (50 Milliarden Franks), 770 Millionen Wertbriefe, -Pakete und -Kästchen (86 Milliarden Franks). Gesamtverkehr im Weltpostverein weit über 40 Milliarden Stück (1873 erst 3300 Millionen, 1898: 15020 Millionen). Die Postanstalten der ganzen Erde haben sich von 1889 bis 1910 von 35443 auf ca. 300000 vermehrt, deren Personal sich auf ca. 1V, Millionen Köpfe belief, und der Betrag des auf den verschiedensten Sendungen deklarierten Wertes hat die Jahreshöhe von 140 Milliarden Franks überschritten.
Zur Bewältigung einer solchen Hochflut hat sich selbstverständlich eine Vermehrung der Postverbindungen und eine gewaltige Erweiterung aller Einrichtungen als notwendig erwiesen. Hierher gehören u. a. die den Gipfel des bisherigen postalischen Kulturfortschritts bezeichnenden „schwimmenden Postämter", die zwischen Deutschland (Hamburg, Bremen) und Nordamerika (Neuyork) verkehren. Diese an Bord der reichsdeutschen Postdampfer des Norddeutschen Lloyds und der Hamburg-Amerika-Linie eingerichteten Büros bearbeiten die Post während der Fahrt, fertigen direkte Kartenschlüsse auf größere Orte und die wichtigsten Bahnposten ab, und bewirken dadurch eine nicht geringe Beschleunigung des Dienstes. Aus je zwei deutschen und ein bis zwei amerikanischen Beamten bestehend, gilt das

Schiffspostamt auf dem Wege nach Neuyork als eine deutsche, auf dem Wege nach Deutschland als eine amerikanische Anstalt. Das Hauptergebnis dieser echt modernen Reform ist, daß die Zustellung der Sendungen um 6 bis 24 Stunden früher erfolgt; überdies sind die Bahnposten von ihrer Überlastung befreit; auch können die Reisenden an Bord Postsachen und Telegramme aufgeben und empfangen, wobei nötigenfalls die angelaufenen Hafenstationen mit herangezogen werden.
Die vergleichende Weltpost-Statistik für das Iahr 1910, herausgegeben 1912 vom Internationalen Büro des Weltpostvereins, enthält Angaben über 95 Länder; China ist nicht darunter. In bezug auf die Dichtigkeit des .Postnetzes nehmen in der Weltpost-Statistik für 1910 Gibraltar und Macao die ersten Stellen ein, wo eine Postanstalt bereits auf je 5 bezw. 6 Quadratkilometer kommt. Unter den übrigen Ländern steht nach wie vor die Schweiz mit einer Postanstalt auf je 10V« Quadratkilometer voran; es folgen Deutschland und Großbritannien mit einer Postanstalt auf je 13V< und 13V-- Quadratkilometer; weiter (die eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Zahl der Quadratkilometer) Belgien (19,2), die Niederlande (22,1), Luremburg (22,6), Portugal (22,9), Martinique (25,3), Italien (26,2), Österreich (31,7), Serbien (31V°), Dänemark (37V°) und Frankreich (40V°).
Die Vereinigten Staaten von Amerika, die mehr Postanstalten haben als Deutschland und England zusammen, stehen in bezug auf die Dichtigkeit des Postnetzes weit hinter den genannten anderen Ländern zurück, denn sie haben erst auf je 161 Quadratkilometer eine Postanstalt. Weit zurück stehen ferner namentlich Rußland und die Türkei (eine Postanstalt auf je 1474,3 und 3215,4 Quadratkilometer); und an letzter Stelle folgt schließlich Abessinien, wo jede Postanstalt ein Gebiet von 111750 Quadratkilometer, d. h. ein Gebiet, das um 7000 Quadratkilometer größer ist als Belgien, Holland und die Schweiz zusammengerechnet, zu bedienen hat.
Die meisten Briefkasten im Vergleiche zur Größe des Landes haben Deutschland und die Schweiz aufzuweisen. Das Postpersonal ist am größten in Deutschland (305427 Köpfe); es schließen sich an die Vereinigten Staaten von Amerika (259796 Köpfe), England (212814 Köpfe), Frankreich (109191 Köpfe), Britisch-Indien (92163 Köpfe), Rußland (89800 Köpfe) und Iapan (73068 Köpfe).
Die Zahl der Briefpostsendungen des inneren Verkehrs hat in den Vereinigten Staaten im Iahre 1910 ca. 15 Milliarden Stück betragen. Diese Zahl wird von Deutschland, wo fast 5,7 und Großbritannien, wo nahezu 5 Milliarden Briefsendungen durch die Post befördert worden sind, bei weitem nicht erreicht. An fünfter Stelle steht Iapan mit weit über 1V- Milliarden. Im Postkartenverkehr steht Deutschland mit i,55 Milliarden Postkarten weit voran. An zweiter Stelle steht Iapan mit 894,4 Millionen.
Der Drucksachenverkehr ist am lebhaftesten in den Vereinigten Staaten von

Amerika, wo die Post im Iahre 1910 über 6 Milliarden Drucksachen befördert hat. Deutschland kommt an dritter Stelle mit 1,44 Milliarde, wobei allerdings die abonuierten Zeitungen nicht einbegriffen sind. Den stärksten Briefpoftverkehr mit dem Auslande hat Deutschland. Der interne Paketverkehr hat in Deutschland im Iahre 1910: 259 Millionen Sendungen betragen. Es folgen England mit 116V<, Frankreich mit 53V-, Österreich mit 49,2 und die Schweiz mit 28,3 Millionen Paketen. Besonders auffallend ist das Übergewicht Deutschlands beim Postanweisungsverkehr, dessen Gesamtbetrag 12V? Milliarden Franks beträgt (außerdem fast 16 Milliarden Franks im Postscheck-, Zahlkarten- und Postauftragsverkehr), und ebenso groß ist wie der Postanweisungsverkehr der Vereinigten Staaten, Englands, Frankreichs, Österreichs, Ungarns und der Schweiz zusammengenommen. Die höchsten Posteinnahmen und Postausgaben weisen die Vereinigten Staaten von Amerika auf, nämlich 1161V. Millionen Fr. Einnahmen und 1192 Millionen Fr. Ausgaben. Es folgt Deutschland mit 1106V, und 889,089 Millionen Fr. (— Überschuß ca. 117 Mill. Fr.)

Von hohem Wert erweist sich das seit 1. September 1892 bestehende Clearingamt des Berner Weltpostbüros. Obwohl ihm nur 12 Länder angehören (Deutschland, Frankreich, Österreich, Ungarn, Rußland, Großbritannien, Belgien, Holland Schweden, Norwegen, Rumänien, Ägypten), betrug im Iahre 1908 der Umsat z bereits 82V« Millionen, der Saldo 48V. Millionen gegen 43V- (25V.) Millionen nun« 1900.

Bedenkt man die erstaunliche Entwicklung, die das Postwesen seit dem Auftreten Rowland Hills und noch mehr seit demjenigen v. Stephans erfahren hat, so drängt sich mit zwingender Gewalt der Gedanke auf, daß im Schoße der Zukunft noch gar manches verborgen ist, was dieser Entwicklung einen ungeheuren Aufschwung geben wird. Hierfür bürgen die vielen kleinen Reformen, welche ohne Unterlaß eingeführt werden, ferner die stetigen Fortschritte in der Ausgestaltung der Verkehrsmittel und des Tätigkeitsgebiets der Post, endlich die großen, weittragenden Neuerungen, die von vielen Seiten vorgeschlagen werden und zum Teil Aussicht auf Verwirklichung in absehbarer Zeit haben, wie z. B. das vom englischen Parlamentarier Henniker Heaton seit vielen Iahren unermüdlich verfochten« Welt-Pennyporto, mit welchem seit Neujahr 1899 durch Einführung des Pennyportos innerhalb des riesigen britischen Weltreichs und seit 1908 durch Einführung des Pennyportos zwischen England und den Vereinigten Staaten, sowie des Zehnpfennigportos zwischen diesen und Deutschland im Schiffsverkehr schon der Anfang gemacht ist.

Das Welt-Pennyporto wird möglicherweise schon vom nächsten Kongreß angenommen werden, der am 10. September 1914 in Madrid zusammentreten wird. Der sechste Weltpostkongreß, der vom 7. April bis 26. Mai 1906 in Rom tagte und auf welchem, nebenbei bemerkt, Äthiopien seinen Beitritt zum Weltpostverein erklärte, beschloß inzwischen eine lange

Reihe von Neuerungen, die zum Teil von großer Tragweite sind. Obenan stehen:
Die Erhöhung des Gewichts eines „einfachen" Briefes von 15 auf 20 Gramm,
die Ermäßigung des Weltportos für jede weiteren 20 Gramm von 25 auf 15
Zentimes (so daß z. B. ein Brief von 40 Gramm nicht mehr 75, sondern nur
40 Zent losten wird) und die Schaffung einer internationalen Antwortbriefmarke.
Die Einführung der letzteren ist vorläufig fakultativ, doch führte schon im ersten
Iahre die größere Hälfte der Vereinsmitglieder die Reform ein und es wird von
ihr ein recht umfassender Gebrauch gemacht. Der Vorgang erfolgt so. Das
Berner internationale Postbüro stellt Gutscheine im Nennwerte von 25 Zentimes
her und liefert sie auf Verlangen den Einzelstaaten. Diese verkaufen sie an
ihr Publikum mit einem Aufschlag von höchstens 3 Zent. Der Empfänger eine«
Briefes, dem ein solcher Antwortgutschein beiliegt, tauscht letzteren gegen ein
Landeswertzeichen um, mit welchem er sein Antwortschreiben frankiert. Die ein-
gelösten Gutscheine werden von Zeit zu Zeit dem Berner Büro eingesendet, das
die Abrechnung zwischen den beteiligten Verwaltungen besorgt.
Auf dem römischen Kongreß wurden ferner u. a. die folgenden Reformen
angenommen:
Erhebliche Ermäßigungen der Transitgebühren bei gleichzeitiger Neuregelung
und Vereinfachung der Verrechnungen.
Das Recht der einzelnen Verwaltungen, den Höchstbetrag einer Nachnahme
vom 1000 auf 500 Frank zu beschränken, wird aufgehoben.
Kriegsgefangene und Auskunftsstellen für Kriegsgefangene genießen Porto-
freiheit.
Praktische Änderungen im Versicherungswesen des Verkehrs in Wertkästchen
und -briefen. Festsetzung der Höchstgebühr auf V<°/° des angegebenen Wertes.
Wertbriefe und -kästchen mit Unzulässigem Inhalt werden dem Empfänger
ausgehändigt, falls die Gesetzgebung des Bestimmungslandes dem nicht ent-
gegensteht.
Bei Wertbriefen sind Adressenänderungen künftig unbeschränkt gestattet (jetzt
nur bis 10000 Fr.).
Vereinfachung des Postanweisungstarifs bei gleichzeitigen beträchtlichen Er-
mäßigungen; so z. B. dürfen künftig für 25 Zent. 50 (bisher 25) Fr. geschickt
werden.
Während bislang telegraphische Postanweisungen nur per Post nachgeschickt
werden konnten, kann jetzt die Nachsendung auf Verlangen telegraphisch erfolgen;
sogar gewöhnliche Postanweisungen werden auf Wunsch telegraphisch nachgesendet.
Dem Absender eines Postauftrages ist jetzt gestattet, die ganze Sendung oder
einen Teil der dazugehörigen Wertpapiere zurückzuziehen oder unrichtige Angaben
auf dem Postauftragsformular zu berichtigen.
Bei Postaufträgen treten abtrennbare Verrechnungsabschnitte an die Stelle
der jetzigen besonderen Abrechnungszettel über die eingezogenen Gelder.

Das rasche Wachstum des Weltpostvereins hat dessen Schöpfer zu dem Ausspruch veranlaßt: „Man darf kühn behaupten, daß eine solche Einstimmigkeit der Regierungen der großen Mehrheit der Völker des Erdballs eine Tatsache ist, die in der Geschichte ohnegleichen dasteht." Und die Betrachtung der langen Reihe der vom Weltpostverein ins Leben gerufenen Verkehrserleichterungen führt zur Erkenntnis, daß, wie „Veredarius" bemerkt, „die Geschichte des Verkehrswesens nirgends eine Epoche aufzuweisen hat, die den neuesten, in eine so kurze Spanne Zeit fallenden Errungenschaften auch nur annähernd Ähnliches gegenüberzustellen hätte."

Die unablässige Zunahme des Umfauges der postalischen Leistungen ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie üppig ist die Hillsche und v. Stephansche Saat in Halme geschossen! Das allseitige Streben, die Dienste der Post immer vollkommener und billiger zu gestalten, ist von unberechenbarem Segen in wirtschaftlicher, geistiger und sittlicher Beziehung. Das moderne Postwesen gehört zu den besten Mitteln der Förderung von „Bildung, Wohlstand und Freiheit für alle."

Oberlehrer Dr. Erich Merten:

Napoleon auf Elba — 181z und 1814.

Rede, gehalten zu Großherzogs Geburtstag, 10. 6. 1913, in der Aula des Großh. Wilhelm-Ernst-Gymnasiums zu Weimar.

Wir leben in einer jubiläumsfrohen Zeit: wieviele Tage dieses Iahres beleben die Erinnerung an die Heldenzeit unserer Vorfahren, die — ohne Überhebung, mit ruhiger Würde — sich mit den Helden jedweden Zeitalters und jedweden Volkes getrost messen dürfen. — 1915 wird der 100. Geburtstag Otto v. Bismarcks zugleich auch die Erinnerung lebendig werden lassen an jenen anderen 1. April, an dem vor genau einem halben Iahrtausend die Hohenzollern tatsächlichen Besitz ergriffen haben von der Mark Brandenburg, die Stamm und Kern werden sollte des Staates, dem wir, schließlich durch das Lebenswerk Otto v. Bismarcks, die Größe und die Macht des Vaterlandes verdanken. —

1917 wird der 400. Gedenktag der deutscheu Gewissensbefreiung durch den armen Thüringer Bergmannssohn — sich verbinden mit dem Andenken an jenes hoffnungsreiche, schwärmerisch-stürmische W artb u r g f e st von 1817, — die Großtat der akademischen Jugend, vornehmlich unserer Nachbarstadt, die gleichermaßen den Staat ehrt wie den Herrscher, der es gewagt hat, dem allgewaltigen Manne m Wien zu trotzen, dessen Name gefürchtet und gehaßt war,

verwünscht und verflucht, allenthalben, wo es in den 39 Vaterländern, die den ohnmächtigen deutschen Bund ausmachten, noch eine begeisterungsfähige Iugend gab, die sich den fröhlichen Glauben an die Einheit, Kraft und Herrlichkeit des endlich befreiten Vaterlandes nicht aus dem Herzen reißen lassen wollte, den fröhlichen Glauben an die Sonne der Ideale von 1813: — Ehre, Freiheit, Vaterland! —

S o groß und s o reich ist unsere vaterländische — und insbesondere unsere heimatliche Geschichte, und es ist eine trefflich« Sitte, einer jeden nachwachsenden Iugend an hohen Festtagen ein Stück davon zu bringen. — Und doch — die Ehrlichkeit gebietet es zu sagen: wer die deutsche Geschichte, wie sie wirklich war, auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß nur zu oft das edelste Wollen und Streben der Besten durch beschränkten Neid und gleisnerische Untreue, giftige Eifersucht und rachsüchtige Bosheit, schnöden Verrat und gemeine Habsucht vereitelt worden ist, und so beschämend es ist, selbst 1813 ist durchaus nicht frei davon gewesen!

Für heute aber fort mit den Schatten: aufwärts die Herzen, aufwärts den Blick: wir loben und preisen die Ordnung Gottes und seine herrlichen Werke, — wir nehmen es demütig hin, daß seine unerforschliche Weisheit die verheerenden — aber auch reinigenden Gewitterstürme der napoleonischen Zeit hat über unser geliebtes deutsches Vaterland dahinbrausen lassen, aber wir haben es ihm auch heute noch zu danken, daß seine unermeßliche Gnade und Barmherzigkeit dem armen und zertretenen Volke die rechten Männer erweckt hat, auf daß es zu seiner Zeit aus dem Hause der Knechtschaft erlöst würde. —

Gewiß wäre es verlockend, heute zurückzugreifen bis zur Schlacht von Iena, wo erst der friderizianische Stockwerkstaat, der zudem seit der zweiten und dritten Teilung Polens kaum noch deutsch genannt zu werden verdiente, erst in Trümmer geschlagen werden mußte, damit das neue Preußen erstünde durch die hingebende Arbeit der Stein und Hardenberg, Fichte und Iahn, Gneisenau und Scharnhorst, — und dann die Wirklichkeit vorzuführen jenes gewaltigen, jenes heiligen Krieges, den die unbändige Kraft des zum Höchsten und Letzten fähigen Volkes, mit dem unerschütterlichen Glauben an Gottes Allmacht und Gerechtigkeit im Herzen, aber auch mit wilder Wut, Ingrimm und Rachedurst durchgekämpft hat; ungeschminkt müßte dann aber auch das Erbärmliche banaler Alltäglichkeit neben das Erhabene, die naive Eigensucht neben den Opfermut, der kleinmütige Zweifel neben den Glauben, knechtische Kriecherei neben den Nationalstolz treten. —

Gewiß wäre es anziehend, heute auch von dem geistigen Aufschwung zu reden, von den Dichtern der Zorn- und Kampfeslieder, bei denen noch heute das Herz höher schwillt, und weiter vom Reichsfreiherrn vom Stein, dieser Heldenseele, zu dessen wahrlich nicht geringsten Verdiensten gehört, daß er mitten in den Kriegsnöten noch Zeit und Kraft fand, den Plan durchzuberaten, die Geschichts-

quellen der deutschen Vorzeit zu erschließen. Das würde dann hinüberführen zu einer Würdigung jener dichterischen und literarischen Bewegung, die in der Entdeckung, Belebung und Verherrlichung der deutschen Vergangenheit in Geschichte und Sprache so Großes geleistet hat, deren Meister und Iünger schwärmten in blütenduftberauschender, „mondbeglänzter Zaubernach t", — der deutschen Romantik. Klarzustellen wäre dann auch, wie der Große von Weimar, trotz seiner morgenländischen Studien, deren Früchte wir im west-östlichen Diwan genießen, trotz seiner Bewunderung und Verehrung Napoleons, den er seit der Erfurter Begegnung sich kongenial fühlte, trotz seiner äußeren Zurückhaltung — entgegen der gewöhnlichen Meinung sei es betont — im weiteren Verlaufe der Freiheitskriege unter schweren, seelischen Kämpfen sehr wohl inneren und dann auch begeisterten Anteil genommen hat. — Ihm gegenüber, aber doch verschiedene Stufen tiefer, müßte seinen Platz finden einer der leidenschaftlichsten Politiker, die je die deutsche Sprache gemeistert haben, Iohann Iosef Görres, der mit der zündenden Kraft seiner genialen Beredsamkeit, aber auch mit der dämonischen Glut seiner faszinierenden Rhetorik den Kaiser Napoleon vor seiner Abfahrt nach Elba sich mit giftigem Hohne über die verfahrenen Verhältnisse Deutschlands Luft machen läßt. —

Gewiß wäre es reizvoll, heute von der französischen Unterdrückung und Aussaugung, den unaufhörlichen Kriegskontributionen zu reden, die große Teile unseres Vaterlandes und breite Schichten seiner Bevölkerung fast an den Bettelstab gebracht haben, von der Entwertung des Geldes und der Ärmlichkeit der Lebenshaltung, und weiter, wie Iahrzehnte lang Staaten und Gemeinden, auch bei uns hier in Thüringen, haben allmählich die Kriegslasten abtragen müssen, wie der Wohlstand selbst, oder vielmehr gerade der arg geplagten Hansastädte sich nur sehr langsam wieder gehoben hat, und wie die Dürftigkeit des vielgerühmten Biedermeierstils ja doch nur der künstlerische Ausdruck der allgemeinen, materiellen Not gewesen ist. —

Gewiß geziemte es sich auch, heute von den Geschicken Thüringens zu erzählen, wie rücksichtslos die Menschenkräfte im Dienste Napoleons ausgenutzt worden waren, wie von einem ganzen Bataillon fürstlich reußischer Rheinbundtruppen, das 400 Mann stark nach Spanien ausgerückt war, gerade noch ganze 7 Mann die Heimat wiedersahen, und auch diese gebrochen an Leib und Seele*).

Gewiß wäre es interessant, aufzuzeigen, wie stark wir noch heute in beträchtlichen Stücken der napoleonischen Zeitgeschichte unter der Autorität der bonapartistischen Legende stehen, wie er sie z. T. selbst auf Elba und St. Helena, zu seiner Rechtfertigung und zur späteren Belehrung seines Sohnes, des Königs von Rom, diktiert hat. Nur ein Beispiel, aus 1812: Weder der Pyrrhossieg von Borodino,

') Vgl. da« packende Gedicht von Otto Anthes: „Gera 1811".

noch die äußerst klug hinhaltende Politik des Petersburger Kabinettes, weder der Brand von Moskau, noch die Schreckenstage an der Beresina, auch nicht der angeblich über alles Erwarten schwer hereinbrechende russische Winter sind das eigentlich Entscheidende bei der Vereitelung von Napoleons Plänen, sondern vielmehr die bei Witebsk verpaßte Möglichkeit zu schlagen, die ganz unerwartet im August um sich greifenden Seuchen, an denen einmal innerhalb dreier Tage an die Hunderttausend Pferde verendeten, und die vielfach verschleierte Tatsache, daß Napoleon, der mit 363 000 Mann den Niemen überschritten hatte, mit nur noch kaum 95 000 in Moskau ankam. Man darf nun nicht etwa sagen, Napoleons militärisches und organisatorisches Genie habe versagt, im Gegenteil! — vielmehr ist der Feldzug schon Ende August verloren gewesen; nur konnte und durfte der Gebieter der Welt es nicht zugeben, daß er schon verspielt hatte, bevor der Krieg als solcher überhaupt nur richtig begonnen hatte. — Nun wieder zu 1813!

Gewiß wäre es verlockend, all das Treibende und Gärende, das Bitterernste und doch hingebend Freudige, all das Herrliche, das, gleichermaßen riesenhaft im Wagen, und riesenhaft im Vollbringen, als etwas Übermenschliches dauernd vor den Augen der Iugend stehen bleiben soll, — gewiß wäre es verlockend, „Leier und Schwert" und all die geistigen und kulturellen Bestrebungen jenes Völkerfrühlings als eine unteilbare Einheit heute im Vollbilde darzustellen; jedoch wird im weiteren Verlaufe dieses Iahres noch mindestens einmal dazu Gelegenheit sein.

Vielmehr wollen wir heute den besiegten, den gestürzten Napoleon begleiten und ihm folgen nach jener kleinen italienischen Insel, die ihm die Uneinigkeit der Großmächte (England wollte ihn schon damals auf St. Helena unschädlich machen) als Besitz und selbständiges Fürstentum zuwies, nach Elba! —

Zuerst besteigen wir den höchsten Berg der Insel und betrachten aus der Vogelschau Napoleons Miniaturreich, dann hören wir von seiner Ankunft und seinem Regierungsantritte, darauf beobachten wir ihn an einem typischen Arbeitstage, und zuletzt wollen wir bei seiner Abfahrt zugegen sein.

Die Sonne des 1. Oktober — es war im vorigen Iahre — brannte schon in den ersten Vormittagstunden mit südlicher Kraft hernieder, als ich die im frühen Mittelalter gegen Barbareskenüberfälle aufgeführten Mauern des einsamen Bergdorfes Marciana verließ und durch Kastanienwälder dem Gipfel zustrebte. Am Spätnachmittage des vorigen Tages war ich zu dem weltabgeschiedenen Bergdorfe hinaufgestiegen, das in etwa V-, Höhe des Berges liegt und von Weinbergen und Edelkastanien eingerahmt trutzig auf das weite Meer nach Norden schaut. Ein Gasthaus gab es nicht; der Bürgermeister nahm den Fremden mit der entzückenden ^eutile^N auf (das Wort ist unübersetzbar), die auch den einfache,n Mann abseits der großen Verkehrswege auszeichnet. Die

Honoratioren fanden sich abends bei dem goldgelben, aromatischen Wein von Capoliveri und dem schweren, schwarzen, vollmundigen von Aleatico zusammen und waren höchlichst erstaunt, zu hören, daß wir Deutschen auch Christen seien, und daß auch bei uns Nordländern sogar — die Sonne scheint! — Auf Zickzackwegen geht's durch steile Geröllhalden den Berg hinauf; endlich ist der scharfgezackte Gipfel des Monte Capanne erreicht. Von oben, über tausend Meter hoch, ein Vollbild verschwenderischester Fülle südländischer Pracht und Schönheit! Fast die ganze Insel liegt wie ein Relief zu Füßen: nach Süden und Westen stürzen die Felsen teilweise fast senkrecht zum Meere ab; nach Osten das breite Mittelstück der Insel, ein reich gegliedertes Hügelland, größtenteils mit schwerduftenden Macchien, der typischen Mittelmeerflora, bedeckt; am Meere leuchten hin und wieder weiße Dörfchen auf. Weiterhin in einer Entfernung von 20 Kilometern Luftlinie an der Nordseite der in herrlichem Halbrund geschwungene Golf der Hauptstadt Portoferraio, beherrscht von zwei hochragenden Festungen; der Name „Eisenhafen" wie die Anlage um 1550 eine Schöpfung von Cosimo de' Medici, dem ersten Großherzog von Toscana. Dahinter schließt östlich eine Gebirgsmauer mit einem vier Stunden langen, z. T. über 400 Meter hohen Kamme die Insel ab; dort hinten, auf der abgekehrten Seite, die nach dem Festlande blickt, liegen die unerschöpflichen Eisenbergwerke, die seit Etruskerzeiten allen Mittelmeervölkern den Besitz Elbas erstrebenswert gemacht haben. — Ringsum die strahlenden Wunder des südlichen Meeres, dessen Töne immer wieder neu und immer wieder anders sind: schwarz, purpurn, violett, tiefblau, stahlgrau, grünlichschillernd, weißaufschäumend. Eine berauschende Fernsicht voll Farbe und sonnigen Glanzes und Wechsel: im Westen — zum Greifen nahe — die riesige Steinbank von ganz Corsica, die Heimat Napoleons, fern im Osten verschwimmen die Linien des Apennin; dazwischen umspannt der Blick alle Inseln des Tyrrhenermeeres: das hochragende Capraia im Nordwesten, Monte Christo im Süden, und ganz nahe scheint wie ein langgestieltes Baumblatt auf dem Wasser zu schwimmen das kleine Pianosa, lateinisch Planasia, das aus dem Eingang von Tacitus' Annalen als Verbannungsort des Agrippa Postumus vielleicht schon den Primanern bekannt ist. Von da oben erscheint der große Dampfer des Norddeutschen Lloyd wie ein Käferlein, das lautlos auf seiner Straße von Genua nach Neapel vorbeikriecht. —

Auf dieser Insel Elba ist es gewesen, wo der abgesetzte Kaiser Napoleon vom 4. Mai 1814 bis zum 26. Februar 1815 als souveräner Fürst regiert hat. Klingt es nicht wie ein Märchen, daß die Großmächte dem Unersättlichen diese kleine Insel, die er selbst ein mäßiges Rittergut nennt, so nahe der italienischen und auch der französischen Küste angewiesen haben, damit er dort seine Tag« beschließen sollte?,!

Auf der Fahrt von Fontaineblean zum Mittelmeer war Napoleon in der königstreuen Provence in lebensgefährliche und entehrende Lagen geraten, in

denen er eine klägliche Figur machte. Kaum aber hatte er die Küste erreicht, da nahm er auch sofort den hochfahrenden Kommandoton wieder an. —
Am Abend des 3. Mai warf das englische Kriegsschiff „Undaunted" vor Portoferraio Anker. Das goldene Zeitalter Elbas begann. Der Kaiser — dieser Titel war ihm ausdrücklich belassen worden — ging abends nicht an Land; einer Deputation der Behörden versicherte er, daß er sich hinfort nur dem Glücke der Elbaner widmen wolle.
Am andern Vormittage wurde die neue kaiserlich-elbanische Flagge gehißt: drei goldene Bienen in weißem Felde, das von einem glühend roten Bande durchquert wird. Diese Flagge wurde tatsächlich bald im ganzen Mittelmeere mit Achtung behandelt. Kanonen und Evvivas begrüßten die neue Flagge, als der Kaiser auf geschmückter Barke sich dem Ufer näherte. Die heißblütigen Südländer tobten vor Begeisterung. Für den Einzug waren aus der ganzen Insel Gemeindevertreter — man verstehe es buchstäblich — zusammengetrommelt worden. Der Bürgermeister von Portoferraio sollte die Begrüßungsansprache halten, brachte aber kein Wort heraus, so daß der Kaiser ihm die Schlüssel zurückgab, da er sie in keine besseren Hände legen könne. Nun nahm ihn die Geistlichkeit unter einem Prozessionsbaldachin in die Mitte und in feierlichem Zuge ging's zwischen der präsentierenden Nationalgarde durch das dunkle, tiefe Hafen- und Festungstor über die beiden Plätze hinauf zu dem kleinen Dom. Hinter dem Kaiser die getreuen Generale Bertrand, der Oberhofmarschall, und Drouot, der Generalgouverneur der Insel wurde; dahinter die Kriegskommissare, der österreichische Feldmarschalleutnant Baron Koller und der englische Oberst Sir Neigh Campbell, der fortan dem Kaiser allenthalben folgte wie sein Schatten; weiter die gesamten Hofstaaten, Offiziere und Behörden. „Im Dome wurde ein „Te deum" gesungen; aller Augen waren auf den Kaiser gerichtet, der andächtig vor dem Altar kniete. Was mag da durch die Seele des sich mit ganzer Kraft beherrschenden Mannes gegangen sein? Konnte er einstimmen in den Dank gegen Gott, daß er ihn vom größten Throne Europas hierher geführt hatte?" —
Aus dem Dome ging's zum Rathaus, dem vorläufigen Palaste, wo Napoleon auf einem in der Eile mit Goldpapier beklebten Armsessel Platz nahm. Zum offiziellen Regierungsantritte wurden Proklamationen verlesen. Später folgte eine allgemeine Volksspeisung; bis tief in die warme Frühlingsnacht erklangen die Huldigungsrufe für Napoleon.
Wie hat sich nun dieser in seine neue Lage gefunden? Beobachten wir ihn an einem gewöhnlichen Arbeitstage! Er steht sehr früh auf, badet im Meere, macht einen tüchtigen Ritt, besieht dabei die neuen Bauten, Anpflanzungen und die noch heute bewunderungswürdigen Chausseen, frühstückt in Gesellschaft von Madame Möre und Schwester Pauline, Fürstin Borghese, die allein von der ganzen Familie seit August die Verbannung teilten, und nimmt die Meldungen

der Zivil- und Militärautoritäten entgegen. Der ruhelose Mann vertieft sich in die kleinste Einzelheit seiner kleinen Regierung; er hat auch hier seinen Staatsrat, in den auch mehrere angesehene Elbaner berufen wurden. Sein eigenes Haus verwaltete er bis ins Einzelne, wobei er in Geldsachen peinlichste Genauigkeit übte, zumal, da die französische Regierung die vertragsgemäß« Jahresrente von 2 Millionen Franks nicht zahlte. Im Palaste, der heutigen Präfektur, war sein Arbeitskabinett genau wie in Paris eingerichtet; hier diktierte er in gewohnter Hast Befehle, Dekrete, Erlasse, Billette und Briefe. Ein dicker Band solcher Nichtigkeiten liegt gedruckt vor, einmal eine seitenlange Verfügung an den Hofgärtner, der doch vor dem offenen Fenster in Hörweite die Kieswege harkte. — Viel Sorgfalt verwendete er auf die Truppen; ein buntes Völkergemisch von ewa 1500 Mann, 400 alte Gardegrenadiere, ein korsisches Freiwilligenbataillon, polnische Lanzenreiter, elbanische Nationalgarde. Mit Hilfe seiner kleinen Kriegsflottille hatte er in seinem alten Eroberungsdrange schon in der ersten Zeit die nahe gelegenen Inseln Pianosa und Palmajola besetzt. — Nachmittags macht er eine Ausfahrt durch die Weingärten hinaus nach seiner Villeggiatur von San Martino, die an einen steilen Berg angelehnt bei Abendsonne einen Rundblick zauberhaften Glanzes auf den Golf von Portoferraio bietet. Unterwegs begegnet wohl eine Karawane reisender Engländer, die den Kaiser mit den ihnen eigentümlichen Manieren derart mustern, daß selbst der englische Oberst Campbell ungehalten wird. Alle ankommenden Fremden wurden deshalb genau eraminiert und oft zurückgewiesen, besonders, da wiederholt Anschläge auf Napoleons Leben entdeckt wurden. Mindestens von einem ist zu berichten, schon weil er eines gewissen Humors nicht entbehrt. Ein Leipziger Buchhandlungsgehilfe wollte Napoleon eine Auswahl neuer Bücher vorlegen und ihn dabei erdolchen. Natürlich hatten Napoleons Agenten das längst ausgekundschaftet. Man ließ ihn ruhig landen; kaum aber hatte er das Zollbüro betreten, als ihm mehrere Gardisten in geeigneter Weise den Standpunkt klarmachten, so daß er froh sein konnte, als er wieder auf seinem Schiffe war. — Abends verhandelt Napoleon vielfach mit dem Leiter der Eisenbergwerke von Rio, dessen Aufzeichnungen wir die eingehendsten Nachrichten verdanken. — Wer ihn so bei der Arbeit betrachtete, hätte meinen sollen, Napoleon baue für die Ewigkeit und wolle nie von Elba weggehen. Und doch — zu allen möglichen Tag- und Nachtzeiten fertigte er Boten ab, durch die er von allen wichtigen Vorgängen in der politischen Welt, besonders in Wien, schnellstens und genau unterrichtet war. Die Geheimpolizei, sowohl die französische wie die österreichische, wollen davon gehört haben, daß napoleonische Agenten mit Napoleons Schwager Murat, König von Neapel, heimliche Beziehungen unterhielten.

Damit hängt wohl der Plan der italienischen Patriotenliga zusammen, Napoleon zum römischen Kaiser zu erheben. Daß an diesem Plane wirklich etwas gewesen ist, geht wohl daraus hervor, daß die Bankiers in Genua ihm sechs

Millionen bar und weitgehendsten Kredit für diesen Fall zur Verfügung stellen wollten. —

Es liegt noch ein gewisses Dunkel über der Entstehungsgeschichte des Entschlusses Napoleons, Elba zu verlassen; aber immer wird entscheidend bleiben sein unbezähmbarer Drang nach Herrschaft. Am 26. Februar glaubte er die Zeit gekommen, Campbell war gerade auf dem Festlande abwesend; plötzlich befahl er im Staatsrat die Abfahrt, kaum die Nächsten hatten eine Ahnung. Rührende Abschiedsszenen von den getreuen Elbanern; in aller Eile wurde das Nötige besorgt und die begeisterten Truppen eingeschifft: eine Armee von 673 Mann marschierte gegen ganz Europa. In genau derselben abenteuerlichen Weise haben ehemals, im 15. und 16. Iahrhundert, korsische Verbannte versucht, sich aus der Fremde ihres Vaterlandes wieder zu bemächtigen. — Einzelheiten der Überfahrt sind romanhaft übermalt, die Hauptsachen allbekannt. Es folgte die kurze Herrlichkeit der Hundert Tage, ein nochmaliges Aufleuchten des napoleonischen Sternes. Im Iuni 1815 haben dann Wellington, besonders aber Blücher, mit dem Schwerte endgültig bewiesen, daß die Weltgeschichte über den ersten Napoleon unwiderruflich hinweggeschritten war.

Auf Deutschland lasteten Iahrzehnte dumpfen Druckes, — bis dann der Mann kam, den eine jede nachwachsende Iugend auch nur erst einmal von Herzensgrund anstaunen zu lehren heilige Pflicht der deutschen Lehrerschaft ist, — Otto v. Bismarck. Ihm verdanken wir, ihm vor allen anderen, was die Besten 1813 erstrebt, die Einheit und die Größe, die Kraft und die Herrlichkeit des Reiches! —

Alfred Müller:

Das Vdlkerschlachtdenkmal und seine Friedenssymbole.

Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig weist bemerkenswerte Friedenssymbole auf. Es wird zwar manchem als ein Paradoron erscheinen, daß ein Siegesdenkmal, das die Befreiungstat vor 100 Iahren verherrlicht, auch Symbole des Völkerfriedens in sich bergen soll, und vielleicht erinnert er sich der Worte eines sozialdemokratischen Redakteurs, wonach die Siegesdenkmäler nur den Unfrieden vermehren und völkerverhetzend wirken.

Nun steht das Völkerschlachtdenkmal in ehrfurchtgebietender Größe vor uns, jedem kritischen Blicke zugänglich. Und da bin ich der Meinung, daß auch jener Redakteur sich davon überzeugt hat, daß seine Befürchtungen nicht eingetroffen

sind; denn gibt es ein Siegesdenkmal auf der ganzen weiten Welt, das sich in vornehmer Weise von jeder, auch der leisesten Brüskiernng anderer Völker fernhält, das nimmermehr völkerverhetzend wirkt, sondern im Gegenteil Völker zur Eintracht zu erziehen vermag, so ist es das Leipziger Völkerschlachtdenkmal.
Der nationale Gedanke, der in gewaltigem Schwunge jeden Beschauer ergreift und erhebt, durchwehte in den Oktobertagen jede Würdigung des Denkmals. In der vornehmen Festschrift Dr. A. Spitzners, die jedem Teilnehmer an der großen Iahrhundertfeier vom Deutschen Patriotenbund überreicht wurde, tritt dieser nationale Gedanke deutlich zutage. Darum kann und darf ich mich darauf beschränken nachzuweisen, daß das Denkmal nicht ausschließlich der Verherrlichung des Krieges dient, sondern durch seine Symbolik auch für die Friedensidee zu erwärmen vermag.
Der Oberbau, der als Mahnzeichen für kommende Geschlechter gedacht ist, gewährt zunächst allerdings ein kriegerisches Bild. Wie eine herrliche Linkrustatapete schmückt die innere Kuppel ein Zug von 324 Reitern. Gewöhnlich deutet man sie als heimkehrende Krieger. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschließen. Heimkehrende Krieger hätten doch jedenfalls im Mittelbau, dem Ehrenmal für das Volk der Befreiungskriege ihren Platz finden müssen, nicht aber im Oberbau. Und noch ein Moment spricht dagegen: Die kraftvollen Reiter auf ihren massigen Rossen tragen kein Schwert. Nun ist aber nicht einzusehen, warum die Helden aus der Befreiungsschlacht ihr Schwert, die Waffe, mit der sie die Freiheit errangen, nicht triumphierend bei der Heimkehr tragen sollten. Darum ist wohl unsere Meinung zutreffender, daß die Reiter dort oben Iungdeutschland darstellen sollen, wie es durch allseitige Ausbildung und Stählung seiner Kräfte zu tapferen, kraftvollen Männern herangewachsen, jeden Augenblick bereit ist, sein teures Vaterland vor einem Angriff zu schützen. Nur die Absicht zu schützen spricht aus den Gestalten. Denn sie tragen als einzige Wehr einen Schild auf dem Rücken. Denselben Gedanken zeigt auch die Außenseite des Oberbaues. Zwölf kraftvolle Rittergestalten halten Ausschau nach allen Seiten, daß kein Feind sich naht und unser Volk überrascht. Es sind die Hüter der Einheit und Freiheit.
Wie ganz anders hätte der Künstler den Oberbau ausgestalten können! Wir wollen nur an die Irminsul im Teutoburger Walde denken. Vorwärts schreitet der Held, hoch in der Rechten schwingt er triumphierend das breite Schlachtschwert, jeder Zoll ein Held der Vorzeit! Kampfesfreude und Keckheit leuchten aus seinen Mienen und seiner ganzen Haltung. Freudig, ja heiter ist die Stimmung, die uns vom Hermansdenkmal entgegenweht.
Das schwermütige Völkerschlachtdenkmal dagegen kehrt ganz andere Züge hervor. In jeder Einzelheit zeigt sich ein tiefer sittlicher Ernst, der sich der Verantwortung voll bewußt ist. Die Wächter hoch oben und die kraftvollen Reiter innen lassen uns nur an eine treue Wacht, nicht aber an einen leichten und freu-

digen Herzens begonnenen Kampf denken. Wenn jedes Volk ein solches, weithin ragendes Mahnzeichen hätte, wenn jedes Volk nur dann zu den Waffen greift, wenn es seine Eristenz bedroht sieht, dann ist der Krieg nur noch als Schutzmittel der nationalen Güter denkbar.

Noch viel kräftiger als im Oberbau leuchtet uns das Friedenssymbol aus dem Unter- und Mittelbau entgegen. Wie hätte man wohl in früherer Zeit das Ruhmesmal der Befreiungskriege ausgestattet! Wir brauchen nur bei den bisherigen Siegesmä'lern Umschau zu halten: Fanfaren-blasende oder mit entblößtem Schwerte dastehende Cherubim, gewaltige Schlachtenfriese oder -Gemälde, Heroen des Krieges, Herrscher und Feldherrn hätte man früher in diesem Raume dargestellt.

Dafür zeigt uns der Mittelbau des Völkerschlachtdenkmals eine tiefe, inhaltsreiche Symbolik. Vier gewaltige Monumente verkörpern die kraftvollen Tugenden d e s Volks, das um seine Freiheit rang. In einer bisher unbekannten und ungeahnten Weise hat der originelle Künstler, Professor Metzner, die vier Wurzeln jener großen Zeit verherrlicht, ohne die ein Befreiungskampf unmöglich gewesen wäre: Die Opferfreudigkeit, Tapferkeit, Glaubensstärke und die deutsche Volkskraft. Zu den Ursachen und Bedingungen, die den Freiheitskampf ermöglichten, stellte er seine tiefschmerzlichen Folgen. Erschütternde Szenen sind in die Granitsäulen der Riesenfenster eingemeißelt. Alle sechzehn Gruppen erzählen von Jammer und Elend des Kriegs, überall sehen wir Gestalten, von schwerer Last gebeugt, oder gar als ob sie zusammenbrechen wollten: Hier eine Mädchengestalt, die sich förmlich in fassungslosem Iammer windet, sie beklagt den Bräutigam und Bruder. Dort steht ein weinendes Kind vor der schmerzgebeugten Mutter — es verlor den Vater. Eltern trauern um den geliebten Sohn. Die Gattin mit dem Säugling im Arm wartet vergebens auf die Rückkehr des Ernährers. Dort eine Braut, die mit dem Bräutigam auch ihre Mädchenehre verlor. Ebenso erschütternd sind die Szenen der heimkehrenden Krieger. Zwei Gruppen stellen den Vater da, wie er den zum Krüppel gewordenen, an einer Krücke heimkehrenden Sohn unterstützt. Die Gattin mit dem Säugling im Arm begleitet den Gatten nach Hause. Die Rechte, mit der er das Brot für seine Lieben schaffte, trägt er in der Binde.

Ernst und schwer sind die Bilder, die hier Professor Metzner geschaffen hat. Ganz anders am Niederwalddenkmal. Freudig und stolz kehren dort die Krieger heim, Iubel und Siegestaumel überall; hier sehen wir ebenfalls einen heimgekehrten Krieger neben seinem Vater stehen, der dankbar den Blick nach aufwärts richtet. Er hält die zum Gruße gebotene Hand fest in der seinen und hat die andere noch daraufgelegt, so, als ob er sie nicht wieder lassen wollte. Der Sohn hat das Haupt gesenkt, seine Gedanken weilen bei dem grenzenlosen Iammer, den «r erlebte.

Im Unterbau, dem Ehrenmal für die gefallenen Krieger, ist alles weihevoll und harmonisch ausgeglichen. Keine grelle Dissonanz stört den Eindruck tiefen Friedens. Der Künstler schuf hier zum Andenken der gebliebenen Helden eine würdige Krypta. Zu beiden Seiten der acht hohen Schicksals-Masken stehen trauernde Krieger. Sie halten die Totenwacht. Zwei Masken haben die Augen noch geöffnet, bei den nächsten beiden senken sich die Lider mehr und mehr, die vierte hat die Augen völlig geschlossen. Damit gedachte der Künstler den Todeskampf der Gefallenen anzudeuten.

Man suche ein Siegesdenkmal auf der Erde, wo so nachdrücklich und ernst auf die Folgen des Kriegs hingewiesen wird, und man wird kein anderes finden. Visher galt es als unmännlich, so lange und schwer bei diesen Bildern zu verweilen. Ein freudiger Optimismus, der die Nachtseiten des Kriegs nicht sah, erschien allen als größere patriotische Tat, als das Gegenteil.

Das ist anders geworden. Man ist sich der ungeheuren Verantwortung voll bewußt, und es gilt zu unserer Zeit als besserer Patriot, der dem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden sichern will, als der ihm einen ehrenvollen Krieg verschafft. Und da wird das grandiose Völkerschlachtdenkmal ein gewaltiges Memento nicht nur für Deutschlands Volk und seine verantwortlichen Leiter sein. Auch Aber die Grenzen Deutschlands hinaus wird die Symbolik dieses Denkmals wirken.

Und nochmals führt uns das Denkmal zu den Opfern des Kampfes. Der gewaltige Fries an seiner Hauptfront zieht jeden in seinen Bann. Der verstorbene Professor Behrens hat das Schlachtfeld mit seinen Schrecken dargestellt: im Todeskampf sich windende Leiber, Leichen mit schmerzverzerrten Zügen, soweit das Auge reicht. An den Flanken des Frieses entsprießt die deutsche Kiefer dem blutgetränkten Boden und breitet, das Schlachtfeld teilweise überschattend, ihre Zweige aus. Rechts hinten zerstörte Kulturwerte. Der Rauch und Qualm eines brennenden Hauses lagert sich drückend und schwer über den Hintergrund.

Über dieses Feld des Grauens fährt der Kriegsgott der Deutschen, St. Michael, auf seinem Streitwagen, von Adlern gezogen. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, steht er trutzig auf seinen Schild gelehnt, die Rechte hat mit eisernem Griff das breite Schlachtschwert gefaßt. Ob des furchtbaren Elends hat der Gott den Blick in die Ferne gerichtet, seine Stirn ist gerunzelt, das Auge blickt finster: „So viele und gräßliche Opfer haben wir bringen müssen, um die Freiheit zu erringen".

Hinter ihm haben auf seinem Wagen vier Furien Platz genommen; ihr Körper ist bis zu den Knien herunter von Schlangen umzüngelt. Die vorderen halten eine Schlange in der weit ausgestreckten Hand, die hinteren tragen eine Fackel, die das Schlachtfeld beleuchtet. Sie haben sich weit aus dem Wagen herausgebeugt. Es erschauert der Beobachter, wenn er in diese entmenschten Ge-

sichter schaut. Ihr Mund ist weit geöffnet. Wir glauben Schreie des Entsetzens zu vernehmen.

Und einer darf nicht fehlen, der Tod. Wir sehen ihn zur Rechten des Gottes, da, wo die Schwerthand blutige Arbeit verrichtete. Es ist, als ob der Künstler diesen Gedanken noch besonders hätte unterstreichen wollen: das Symbol des Todes, die Sense, ist in ihrer ganzen Breite sichtbar. Und nochmals schweift der Blick zu der furchtbaren Ernte.

Auch andere Künstler haben den Krieg als finstern Dämon oder als eine Ausgeburt der Macht der Finsternis hingestellt: Dürer, Böcklin, Ten Kate, Wereschtschagin, Stuck, Klinger u. A. Aber hier verdient ein Umstand unser höchstes Interesse: Der Deutsche Patriotenbund war es, nach dessen Intentionen der Gesamtplan mit mancher Einzelheit entworfen wurde. Er billigte alles, begeisterte sich dafür und ruhte nicht, bis der Gedanke in würdiger Weise ausgeführt war. Das war nur möglich, weilMiinner an seiner Spitze stehen, die das Wehen unserer Zeit verstanden, weil sie des Vaterlandes Größe und Wohl in tapferer Friedensarbeit sehen und sich der großen Verantwortung voll bewußt sind.

So steht nun das Denkmal groß und gewaltig vor uns, ein ernstes Mahnzeichen für unser Volk, der Väter zu gedenken, alle edlen Kräfte zu entwickeln und in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, aber auch des furchtbaren Elends und Iammers zu gedenken, den ein Krieg über ein Volk verhängt. Und so soll die Symbolik dieses Denkmals als ein gewaltiges Memento dafür dienen, daß niemand sein Vaterland mehr liebt, als derjenige, der unablässig bemüht ist, dem deutschen Reiche einen ehrenvollen Frieden zu sichern.

Geh. Regierungsrat Dr. N. Riedler,
Professor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Verlin, Mitglied des Herrenhauses:

Das Patentgeseh.

.««rnunft wirl, Unsl»!!, Wohltat PIllg« . . . ,-

Gegen das Patentgesetz werden immer lautere Klagen erhoben; nicht nur die Erfinder, viele der Beteiligten sind damit unzufrieden! Manche meinen sogar, es stifte mehr Schaden als Nutzen; tatsächlich enthält das Gesetz unlösbare Widersprüche und Willlürlichkeiten, und gründliche Besserung ist äußerst schwierig.

Zu dieser pessimistischen Auffassung bemerke ich, daß aus mir kein erbittertes Erfindergemüt spricht, daß mir im Gegenteil nur angenehme Erfindererfahrungen beschieden waren, daher könnte ich mich dem rosigsten Optimismus zuwenden, muß aber die Verhältnisse so darstellen, wie sie durchschnittlich sind, wie sie sich auf Grund reicher eigener und fremder Erfahrung zeigen. Dabei beschränke ich mich auf das maschinentechnische Gebiet.

Das Patentgesetz erfüllt unzweifelhaft einen Teil seiner Aufgabe, und zwar den wichtigsten: es zwingt zu Vervollkommnungen, veranlaßt die Erfinder, ihre Ideen zu verwirklichen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen, nötigt, Neues zu schaffen, gewährt dem Erfinder ein Verbietungsrecht und zwingt dadurch die Ausgeschlossenen, neue Wege zu suchen. Es fördert den Fortschritt, die Ausgestaltung lebensfähiger Neuerungen, und diejenigen haben recht, die seinerzeit die Schaffung des deutschen Patentgesetzes als eine Großtat ersten Ranges begrüßten. Staaten, die ohne Patentgesetz auszukommen meinten, wie Holland, haben üble Erfahrungen gemacht und waren bald gezwungen, den anderen Staaten zu folgen.

Die Widersprüche beginnen damit, daß das Patentgesetz nicht sagt, was eine Erfindung ist. Alle Definitionen haben versagt. Das Gesetz verlangt die Neuheit der Anmeldung, und zwar die Neuheit der Mittel oder der Wirkungen, verlangt „Erfindungsqualität", eine schöpferische Leistung und deren gewerblich« Verwertbarkeit. Daraus erwachsen unlösbare Widersprüche, aus denen nur Willkür einen Weg bahnen kann.

Als neuheitswidrig gelten Vorbenutzungen und Druckschriften bis zum Alter von 100 Iahren, wenn sie den Erfindungsgedanken so vorbekannt gemacht haben, daß Durchschnittssachverständige ihn daraus entnehmen können. Wer kennt alle Druckschriften? Niemand! Wer liest sie richtig, entsprechend dem Stand früherer Erkenntnis? Die Sachverständigen lesen sie häufig mit den Augen der Gegenwart und deuten Erkenntnis hinein, die damals nicht vorhanden

»rar. So sind schon beste Erfindungen wegen angeblichen Vorbekanntseins abgewiesen oder zu Falle gebracht worden.
Wenn Patente leistungsfähige Gegner finden, die die Kosten planmäßiger Nachforschungen aufzubringen vermögen, dann können die meisten Patente über alte Druckerschwärze stolpern. Die Patente auf Viertaktgasmaschinen, die zu den besten und haltbarsten gezählt haben, sind durch eine autographierte, gänzlich unbekannt gebliebene Druckschrift zu Fall gekommen! In neuerer Zeit sind Patentamt und Gerichte zu solcher Deutung unbekannter Literatur weniger geneigt und fragen nach der Verwirklichung der vorbekannten Ideen.
Manche Vorprüfer zerlegen zudem die Erfindung in ihre Elemente, weisen jedes einzelne als nicht mehr neu nach und stellen dann die Kombination als etwas Selbstverstandliches hin.
Viele Ansprüche werden mit der Begründung abgewiesen, daß sie „lediglich die sinngemäße Anwendung der Gesetze der technischen Mechanik" zum Ausdruck brächten. Die Anordnung sei „lediglich als eine auf Grund theoretischer, dem Fachmann geläufiger Erwägungen angeordnete bauliche Maßnahme anzusehen". Als ob es eine vernünftige Konstruktion gäbe, die nicht auf sinngemäßer Anwendung der Mechanik beruht!
Ebenso schlimm steht es mit den neuheitsfeindlichen Bekundungen von Zeugen, in den meisten Fällen Mitarbeitern an Versuchen, die nach vielen Iahren aussagen sollen, was ehemals gewollt und erreicht worden ist. Es ist bekannt, wie widerspruchsvoll die Aussagen von Zeugen lauten über leicht faßbare persönliche Erlebnisse; hier sollen sie Vorgänge bekunden, deren Zusammenhang ihnen in der Regel ganz fremd geblieben ist!
Wer ein Patent erlangt und große Mittel aufgewendet hat, um die Erfindung auszugestalten und zu verwerten, läuft daher jederzeit Gefahr, durch eine Nichtigkeitsklage das Patent und den Boden zu verlieren. Daher die neuere willkürliche Bestimmung, daß nach fünfjährigem Bestande kein Patent mehr vernichtet werden kann, auch wenn es zu Unrecht erteilt worden ist. Es kann dann nur noch gerichtlich eingeschränkt werden. Diese Bestimmung ist auf Verlangen eines Teiles der Großindustrie, und zwar bisher nur in Deutschland, Gesetz geworden. Infolgedessen hat jetzt Druckerschwärze bei Nichtigkeitsklagen nur noch innerhalb der ersten fünf Iahre der Patentdauer Beweiskraft.
Die Folgen dieser Willkür sind sehr verschieden: Manchmal ist die Einschränkung ebenso schlimm wie die Vernichtung, manchmal bleibt das Patent im vollen Umfange bestehen, obwohl es in allen Teilen vorbekannt gewesen ist. Das Reichsgericht strebt sogar dahin, Patentansprüche nachträglich zu erweitern, sie so auszulegen, wie der Erfinder sie hätte bekommen können, wie das Patentamt sie hätte erteilen sollen!
Anderseits sind Fälle vorgekommen, daß das Patentamt Patente für nichtig erklärt hat, weil der Zusammenhang, der das Wesen der Erfindung ausmachte,

durch Rechnung gefunden werden kann, und Sachverständige haben eifrig im gleichen Sinne gewirkt. Ich war imstande, das Reichsgericht zu überzeugen, daß die Rechnung nur ein Zweig der Logik ist, daß es gleichgültig ist, durch welche Mittel der Erfinder zu logischen Schlußfolgerungen gelangt, und daß die Rechnung den großen Vorzug hat, daß die behaupteten Wirkungen mit voller Sicherheit nachgewiesen werden können.

Das Gesetz erfordert Neuheit der Mittel, die Zahl der Mittel für eine gewollte Wirkung ist aber endlos. Welche sind nun zulässig, und welche haben „Erfindungsqualität" ? Das Gesetz sagt hierüber nichts. Hier kann wieder nur Willkür Nothelferin sein. Dem Anmelder werden ähnlich scheinende bauliche Anordnungen für ganz andere Zwecke und Wirkungen entgegengehalten und behauptet, die Übertragung auf einen anderen Fall sei keine Erfindung, sondern für den Sachverständigen selbstverständlich. In anderen Fällen wird aber Schutz für längst bekannte Ideen, bekannte Mittel und Wirkungen gewährt, mit angeblich neuer Verwendungsart, obwohl auch diese für jeden Sachkundigen selbstverständlich ist.

Das Patentamt prüft die Neuheit, glaubt sie also feststellen zu können. Eine Unmöglichkeit! Trotz der Schar von Vorprüfern, die in 8000 Gruppen die Neuheit untersuchen sollen! Daher muß wieder die Schablone aushelfen, und man „erledigt", so gut man kann. Wichtige Fälle dauern mehrere Iahre; man hält dem Anmelder alles Mögliche als vorbekannt entgegen, in der Erwartung, er werde sich schon wehren, man engt ein, beschränkt so viel als möglich und übernimmt dann schließlich für die Prüfung keine amtliche Gewähr, so daß oft schon im Amte selbst die vom Vorprüfer bestätigte Neuheit in der nächsten Instanz umgestoßen wird.

Dem Gesetz nach müßten die überladenen Vorprüfer Universalnnsser sein, in Wirklichkeit können sie nur auf einem begrenzten Gebiete wirklich sachkundig sein, und selbst auf diesem fehlt ihnen Erfahrung und lebendiger Zusammenhang mit der schaffenden Welt.

Trotz aller Mängel ist aber das Vorprüfungsverfahren unerläßlich. Es scheidet doch eine große Zahl von ganz wertlosen Anmeldungen oder Wiederholungen aus. Anderseits wird freilich mancher wertvollen Neuerung der Schutz versagt, nur weil das Amt der Meinung ist, die Neuheit oder „Erfindungsqualität" fehle.

Einige Staaten, u. a. die romanischen, prüfen die Neuheit überhaupt nicht; sie haben nur ein Anmeldeverfahren, das alle Einwendungen den Interessenten überläßt. Die Erfahrungen mit diesem System sind weit ungünstiger, als mit der Neuheitsprüfung, denn das Patentdasein beginnt mit dem Zustande völliger Unsicherheit. Diese Staaten gehen daher immer mehr auf das Vorprüfungssystem über, wobei sie mit Vorliebe die Patenterteilung in den prüfenden Staaten abwarten, um sich Mühe und Kosten der Vorprüfung zu sparen.

Gegen die Unzulänglichkeiten der Vorprüfung soll das Einspruchs- und Nichtigkeitsverfahren helfen. Dies setzt voraus, daß alle Interessenten auf die Bedeutung einer Anmeldung rechtzeitig aufmerksam werden, was nicht zutrifft. Alle Interessenten können sich nicht, wie die großen Gesellschaften, kostspielige eigene Patentabteilungen halten, als ständige Wache, die grundsätzlich gegen alles ankämpft, was dem eigenen Arbeitsbereiche nahekommt. Die Regel wird sein, daß die Interessenten bei der Riesenzahl von Anmeldungen auf wichtige Patente erst aufmerksam werden, wenn sie praktische Bedeutung erlangt haben. Sind bis dahin aber fünf Iahre verstrichen, dann sind sie unangreifbar geworden.
Inhaber besonders von schwachen Patenten können dann in den ersten fünf Iahren ruhig Verletzungen ihrer Patente zusehen, ohne einzugreifen, um nach Ablauf der gefährlichen Zeit mit großer Sicherheit vorgehen zu können. Dies führt auch zu moralisch fragwürdigen Handlungen, besonders dann, wenn der Patentverletzende in gutem Glauben gehandelt hat.
Hier zeigen sich auch grelle Interessengegensätze: Die mächtige chemische Großindustrie hat diesen willkürlichen unangreifbaren Schutz nach fünf Iahren durchgesetzt, der elektrotechnischen und Maschinenindustrie ist die Bestimmung überwiegend schädlich, und Ingenieure werden sich hierzu sehr verschieden äußern. Hinzu kommt noch eine Verschiebung der rechtlichen Verhältnisse, die zwar logisch ist, aber weitere schwere Übelstände zur Folge hat.
Das Reichsgericht hat nämlich dem Patentamt alle wesentlichen rechtlichen Entscheidungen abgenommen, die nunmehr den Gerichten vorbehalten sind. Dadurch ist das Patentamt zu einer Unterinstanz nur für Anmeldung und Vorprüfung herabgedrückt.
Das Patentamt hat früher die Abhängigkeit von Patenten von älteren Patenten mit weitergehendem, allgemeinem Schutzumfang ausgesprochen. Das geschieht jetzt nicht mehr, auch wenn dem Anmelder solche älteren Patente entgegengehalten werden. Das Amt prüft gar nicht mehr, ob Neuanmeldungen in ältere Schutzrechte eingreifen. Die Abhängigkeitserklärung ist eine Rechtssache geworden, die nur die Gerichte entscheiden, weil der Grundsatz gilt: keinem Recht darf vorgegriffen werden.
Die Folgen hiervon sind aber sehr üble: Unsicherheit aller Patente bis zur Austragung der Prozesse und Feststellungsklagen. Weil das Patentamt die Abhängigkeit von älteren Schutzrechten nicht mehr ausspricht, sind die Interessenten gezwungen, die vorhandenen Schutzrechte sorgfältig zu verfolgen und jede Neugestaltung, auch wenn sie ganz selbstverständlich ist, erst darauf zu untersuchen, ob sie nicht in Schuhrechte anderer eingreift. Eine große kostspielige und unproduktive Arbeit!
Damit hängt zusammen, daß sich viele mit Gebrauchsmustern begnügen,

selbst wenn es sich um Konstruktionen und deren Wirkung handelt. Daher die Hochflut der Gebrauchsmuster, deren Zahl die halbe Million überschritten hat, und die niemand mehr überschauen kann!

Schwer ins Gewicht fällt die Langsamkeit der Gerichte, die in Iahren entscheiden, was in Wochen möglich wäre, so daß Patentprozesse, die bis zur letzten Instanz geführt werden, einen Zeitaufwand von drei bis fünf Iahren und mehr erfordern können! Inzwischen hat sich die technische und wirtschaftliche Sachlage oft vollständig geändert.

Die Kosten der Prozesse sind für die meisten unerschwinglich geworden. In wichtigen Fällen können sie 20 000 Mark und darüber erreichen! Die Führung von Patentprozessen ist eine Frage des Kapitals geworden, der einzelne ist zu machtlos.

Dazu kommt: die Mächtigen lassen ihre Prozesse kühl durch ihre Sachkundigen führen, die Kleinen fechten sie mit ihrem Blute durch; den Mächtigen kommt es gelegentlich gar nicht darauf an, wie entschieden wird, sondern nur daß endgültig entschieden wird; für den Schwachen ist der Richterspruch oft Lebensfrage.

Auch die gewonnenen Prozesse sind eine schwere Belastung. Die hohen Kosten haben dabei eine relative Bedeutung je nach der Absicht, welcher ein Patent dienen soll. Diese ist nicht immer die Verwertung des Patents, sondern oft nur der Schutz der eigenen Arbeit vor der Inbeschlagnahme eines Erfindungsgedankens durch andere. Patente haben daher oft nur geringen Wert, verursachen aber stets schwere Kosten, wenn sie verteidigt werden müssen.

Iedes Patent, welches große Bedeutung erlangt, ist den Angriffen gerade der Mächtigen ausgesetzt, und jeder Prozeß beginnt, als ob kein Schutzrecht vorhanden wäre, mit der schicksalsschweren Frage: Wie war der Stand der Technik zur Zeit der Patenterteilung? Gegenüber dieser Frage, die nur selten richtig beantwortet werden kann, ist der gewährte Patentanspruch nur ein vorläufiges Scheinrecht, es sei denn, daß das Patent die fünfjährige Ablagerungsfrist schon überdauert hat, dann kann es ja auch zu Unrecht weiterbestehen.

Der Ausgang der Patentprozesse ist ganz unbestimmt. Es kann alles fallen oder alles aufrechterhalten bleiben, je nach der Meinung über den früheren Stand der Technik. Niemand weiß mehr, auch bei genauem Studium der Patentschriften, was eigentlich geschützt ist, und wie der Schutz ausgelegt werden wird, insbesondere angesichts der unglaublichen Unklarheit vieler Patentschriften und ihrer zeichnerischen Darstellungen.

Hier mag man Theorie und Wirklichkeit einander gegenüberstellen. Die Theorie ist: das Reichsgericht, die besten Richter suchen verwickelte Ansprüche zu deuten, und zwar nach einem verflossenen Standpunkte der Technik. Die Wirklichkeit ist, daß vielleicht der Vorsitzende und der Berichterstatter die Akten durch«

gesehen haben, die übrigen lernen die Sache erst in der mündlichen Verhandlung kennen; alle aber sind sachvnkundig in allen 8000 Gruppen der Patente. Nun hören die Richter viele Stunden lang sachverständiges Gerede von Interessenten oder Sachverständigen, denen aber nur bestimmte Fragen vorgelegt werden, dann bilden sie sich eine Meinung und verkünden. Kein Wunder, wenn der Ausgang der Prozesse als reine Glücks- und Zufallssache angesehen wird und doch oft tief in Menschenschicksal eingreift.

So führt schon die Frage der „Neuheit" von Erfindungen zu einer Kette unlösbarer Widersprüche, rechtlicher und menschlicher Unzulänglichkeiten. Es ist daher zwecklos, hier auf die viel schwierigeren und noch widerspruchsvolleren Forderungen der „Erfindungsqualität" und der „schöpferischen" Leistung einzugehen.

Da der Gesetzgeber außerstande ist, anzugeben, was eine Erfindung ist, wie sollen die Vollstrecker des Gesetzes, ohne Willkür und ohne sich auf unsichere Meinungen zu stützen, entscheiden, ob die verlangte „Erfindungsqualität" vorliegt und „überraschende Ideensprünge"? Wie soll die Grenze gezogen werden zwischen Neuem, Überraschendem und Selbstverständlichem in unserer hochentwickelten Zeit, in der gerade das Bedeutende oft selbstverständlich erscheint, weil es einfach und überzeugend ist? Dazu kommt noch, daß eine Trennungslinie zwischen Erfindung und Entdeckung gar nicht gezogen werden kann.

Es genügt hier, darauf hinzuweisen, daß das Patentamt, wenn es tatsächlich nur Patente auf Erfindungen mit Erfindungscharakter und überraschenden Ideensprüngen erteilen wollte, seine Einnahmen gar kläglich schwinden sehen würde, denn die Zahl solcher wirklichen Neuerungen ist nur gering.

Tatsache ist aber, daß das Patentamt auf alles mögliche, auf nächstliegende Selbstverständlichkeiten und Nichtigkeiten und auf allerlei Sächeichen anstandslos Patente erteilt, an denen keine Spur von Gedankensprüngen und schöpferischer Leistung zu erkennen ist, daß sich das Amt dafür jährlicher Millioneneinnahmen erfreut, und daß es als staatliche Einnahmequelle ein Interesse daran hat, viele Patente zu erteilen.

Ebenso unsicher steht es mit der gesetzlich geforderten gewerblichen Anwendbarkeit der Erfindungen. Die läßt sich von vornherein überhaupt nicht nachweisen, sondern nur vermuten, und erst nach der Ausgestaltung für den gewollten gewerblichen Zweck und nach langer praktischer Erprobung läßt sich ein Urteil gewinnen oder wenigstens eine Meinung über die gewerbliche Verwertbarkeit und wirtschaftliche Bedeutung.

Die Wirkung von Erfindungen wird daher nur behauptet. Die tatsächliche Wirkung im wirtschaftlichen Sinne läßt sich überhaupt nicht nachweisen, dazu gehört Erfahrung und genügend lange Zeit. Hier liegt also wieder ein unbegrenzter Tummelplatz für Willkür.

Die Folgen aller dieser Mängel, Widersprüche und Willkürlichkeiten des Patentgesetzes sind erschreckende:
Eine Hochflut von Patenten von immer geringer werdendem Wert und ein äußerst schlechter Wirkungsgrad des Patentgesetzes. In Deutschland erreicht weniger als ein Drittel der Patente ein Alter von fünf Iahren. Nur ein Zehntel erreicht ein Alter von 10 Iahren und nur etwa ein Vierzigste! die volle Lebensdauer.
Prozesse über Patentverletzungs- und Feststellungsklagen werden immer häufiger, und ihre Kosten sind für den einzelnen erdrückend. Schon die Sicherung dagegen, daß der eigene Fortschritt fremde Ansprüche nicht verletzt, die ständige Lauer, kostet bei der Unzahl der herauskommenden Patente sehr viel, noch mehr die Abwehr fremder Ansprüche. Die Prozeßkosten übersteigen immer mehr den Wert und Nutzen der Patente. Zu den Kosten sind die nicht sichtbaren Kosten hinzuzurechnen: die riesige Belastung gerade der leistungsfähigsten Köpfe, der Leiter von Betrieben, die täglich zahlreiche Patentanmeldungen durchsehen und entscheiden müssen, wie dazu Stellung zu nehmen ist, welcher äußerste Schutzbereich als möglich, welche gerichtliche Entscheidung als wahrscheinlich angenommen werden kann. Eigene Gestaltungen, oft ganz selbstverständlicher Art, sind darauf zu prüfen, ob sie nicht in Schutzrechte anderer eingreifen. Mühselige, kostspielige, Tatkraft und Zeit tötende, unproduktive Arbeiten, die aber ohne Verzug gemacht werden müssen! Außerdem müssen oft dem eigenen Wunsche zuwider Neuerungen sofort zum Patent angemeldet werden, nur damit nicht andere kommen und den selbstverständlichen Weg versperren. —
Wer diese und andere Mängel des Patentgesetzes als unabänderlich kennt, mag zu der Frage kommen: ist das bestehende Patentgesetz mehr nützlich oder schädlich, ist es eine Förderung oder ein Hemmnis für gesunden Fortschritt? Tatsächlich sind mehrere Widersprüche und Mängel des Patentgesetzes unheilbar. Außerdem ist vieles überhaupt nicht einseitig zu ändern, da längst internationale Beziehungen in Frage kommen. Änderungen, wie die jetzt geplanten des deutschen Gesetzes, können wohl schaden, aber nicht viel nützen, und die berechtigten Ansprüche der technischen Intelligenz, vertreten durch die Ingenieure, auf möglichst hohe Bewertung dieser Intelligenz werden sich mit den Ansprüchen des Kapitals und des Kaufmanns kaum in einigen Zusatzparagraphen vereinen lassen.
Hier sollen nur einige Voraussetzungen erwähnt werden, die erfüllt werden müßten, wenn wirkliche Besserung erreicht werden soll. Werden diese Voraussetzungen als Utopien angesehen, dann dürfte der Zeitpunkt, wo das Patentgesetz als schädlich überhaupt fallen muß, näher rücken. Daß das Gebrauchsmustergesetz fallen soll, darüber herrscht jetzt schon in weiten Kreisen Übereinstimmung. Diese Voraussetzungen sind:

Die Vorprüfung muß erweitert und verschärft werden, um die Hochflut von Patenten einzudämmen und ihrer Entwertung entgegenzutreten. Die Neuschöpfung muß im Patente unzweifelhaft und völlig eindeutig hervortreten. Wort und Zeichnung müssen von höchster Klarheit sein. Alles Wesentliche muß durch Zeichnung ausgedrückt werden, die eindeutiger ist als die Sprache. Es muß volle Übereinstimmung von Wort und Zeichnung mit dem Patentanspruch hergestellt, jede Auslegung vorausbestimmt werden, und es darf nichts gesagt und nichts dargestellt werden, was nicht mit dem Patentanspruche unmittelbar zusammenhängt.

Die Prüfer müssen erfahrene Fachleute sein, die ihr Gebiet beherrschen und in lebendigem Zusammenhang mit der schaffenden Welt stehen, Persönlichkeiten, die die schaffende Technik nicht bloß durch Vermittlung von Tinte und Druckerschwärze, nicht bloß durch Zusehen, Studienreisen, technische Enzyklopädien und „Lehrkurse", sondern aus eigener schöpferischer Arbeit kennen, also alle Eigenschaften besitzen, die die Industrie für ihre Führer verlangt. Selbstverständlich wären solche Persönlichkeiten entsprechend hoch zu entlohnen, was ja ohne weiteres möglich ist, wenn das Patentamt keine Einnahmequelle sein soll. Die Beamtenhierarchie darf kein Hindernis sein. In den unzureichenden Gehältern liegen oft mehr Unzuträglichkeiten des Patentamtes als im System und im Gesetz. Diese Fachleute müßten dann ohne Überlastung, rasch und in richtiger Stellung zu den Iuristen arbeiten können. Dieselben Forderungen wären von allen Sachverständigen zu erfüllen.

Ähnliche Anforderungen an die Richter zu stellen, wäre zwecklos und würde darauf hinauslaufen, die ganze Richterausbildung zu ändern. Hierfür mögen die gewichtigsten Gründe vorgebracht werden, es bleibt doch völlig unerreichbar. Es ist nichts als Täuschung, wenn man von besonderen „technischen Kursen" für Referendare, von Studienreisen oder gar von „technischen" Richtern und Sondergerichtshöfen irgendwelche Besserung erwartet. Die Richter können nicht das Unmögliche leisten und auf allen Gebieten sachverständig sein. Mag auch ein Heer von Wünschen und Forderungen in dieser Richtung aufgestellt werden, erfüllbar sind sie nicht. Hier soll nur von Erreichbarem gesprochen werden. Die Frage ist, ob der Wille dazu vorhanden ist.

Notwendig ist vor allem, daß die Gruppeneinteilung vollständig geändert wird. Das Patentgesetz darf nicht alles in einen gemeinsamen unmöglichen Rahmen spannen, es muß nach verschiedenen Schaffensgebieten mit verschiedenen Grundlagen und Zielen geteilt werden, und für jede Teilgruppe müssen klare Bestimmungen über die erforderlichen Erfindungsqualitäten aufgestellt werden.

Die Gebühren müssen ermäßigt werden, sie sind für den einzelnen drückend. Das deutsche Patent zudem ist das teuerste. Die Anmeldungen müssen während fünf Iahren gebührenfrei bleiben, die Patentdauer verlängert werden usw.

So ließen sich noch viele andere Wünsche aufstellen. Schon über die genannten werden viele die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen.

Wenn man diese Voraussetzungen der Besserungsmöglichkeit als unerfüllbar ansieht, dann sind die erwähnten oder neue Willkürlichkeiten unvermeidlich, dann werden aber die Folgen der Mängel und Widersprüche immer mehr anschwellen, und das Goethesche Wort, das an die Spitze dieser Zeilen gestellt ist, wird je länger je mehr zutreffen. „ Weh dir, daß du ein Enkel bist!" Die Enkel aber werden sich der Plage schließlich entziehen müssen.

Professor G. A. Leinhaas:

Chamkterzüge der Kaisenn Friedrich»).

Ein ganz besonders warmes Herz hatte die Kaiserin Friedrich für die armen und einfachen Leute: „Ich wünschte, daß es Hunderttausenden armer Leute unendlich viel besser ginge, als es ihnen jetzt geht", sagte sie einmal. Während des griechisch-türkischen Krieges, im Iahre 1897, war ihre Hauptsorge die Pflege der Verwundeten. „Man müsse vor allem aber jetzt an die Verwundeten denken. Das wichtigste sei eine Sendung Eucalyptusöl, Borvaseline, Karbol, Salicylwatte, Borlint und Gummiunterlagen. Ich schreibe noch heute an die Königin Victoria, sie wird auch etwas geben. Es handelt sich besonders auch um Chloroform, die armen Verwundeten werden ohne Chloroform operiert", so äußerte sich die Kaiserin Friedrich.

Bei der Goethefeier in Frankfurt a. M. Ende August 1899 wurden von seiten der Stadt tausend Freibillets zu dem großen Konzert im Hippodrom an die Arbeiter verteilt. Die Kaiserin, welche ebenfalls erschienen war, äußerte am nächsten Tage: „Das hat mich sehr gefreut, es ist damit ein erster Versuch gemacht worden. Sie waren alle so sorglich gekleidet und benahmen sich so

') Im Märzheft 1913 von „Nord und Süd" hat Professor G. A. Leinhaas ein fesselndes Bild der Kaisenn Friedrich entworfen, das warme Anerkennung gefunden hat. De« frühere Bibliothekar der Kaiserin hat seine umfassenden Kenntnisse dazu benutzt, ein feinfühliges Charakter: und Lebensbild der Kaisenn zu entwerfen, das mit 82 Abbildungen, 11 Farbenbildern und 4 Faksimiles bei Jos, C, Huber in Dießen vor München in künstlerischer Ausstattung erschienen ist. Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers geben wir hier ein Kapitel seines Buches über die Charakterzüge der Kaiserin wieder. Wir können das warmherzige, pietätvolle Buch unser« Lesern als treues, von Schönfärberei freies Charakterbild der hohen Frau zur Berichtigung so mancher Vorurteile und falscher Gerüchte aus voller Überzeugung empfehlen. Die Redaktion.

ruhig und anstandsvoll." Wie viele hat die Hohe Frau namenlos glücklich gemacht, indem sie ihnen feinsinnig erdachte Freuden bereitete. Hatte sie zum Beispiel einem Künstler einen Atelierbesuch zugedacht, dann wählte sie, wenn möglich, dessen Geburtstag zu der Ausführung ihres Vorhabens. Wenn die Kaiserin im Frühjahr nach Cronberg zurückkehrte, oder wenn die Schirmherrin dieser Stadt im Herbst diesen Ort verließ, durfte sich jedermann auf dem Bahnhof einfinden, um ihr Lebewohl zuzurufen oder sie bei der Ankunft zu bewillkommnen. Alle wurden auf das freundlichste begrüßt und viele durch Ansprachen ausgezeichnet. Die Kaiserin durchschritt dann den Kreis der versammelten Bekannten, um auch entfernt Stehenden die Hand reichen zu können, und achtete darauf, daß niemand vergessen wurde. Die Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit der Kaiserin wirkte wie warmer Sonnenschein auf alle, die das Glück hatten, ihr nahen zu dürfen. Man dürfte in der ganzen Gegend von Cronberg niemand finden, der nicht den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit, wenn er sich auch nur in der Art ihres Grußes äußerte, empfunden hätte.

Und wie groß war ihre Teilnahme bei Krankheits- und Todesfällen! Des Morgens in aller Frühe ging die Kaiserin oft mit einem Körbchen und einer Schere ganz allein in ihren paradiesischen Rosengarten und schnitt mit eigener Hand Rosen und andere Blumen, die sie dann diesem oder jenem Kranken ins Haus bringen ließ. Außerdem zog sie täglich, oft mehrmals, Erkundigungen nach dem Befinden der Betreffenden ein. Für meine erkrankte Frau ließ sie ihren eigenen Rollstuhl aus Berlin kommen, damit erstere in demselben im Kaiserlichen Park herumgefahren würde; und der traurige Zufall brachte es mit sich, daß die arme Kaiserin diesen Rollstuhl bald selbst für sich gebrauchte, zum Aufenthalt im Parke des Schlosses Friedrichshof während der letzten Monate ihres Lebens. Bei plötzlichen Unfällen griff die Hohe Frau unmittelbar persönlich ein. Einmal hatte eine Hofdame das Unglück, beim Aussteigen aus dem Hofwagen zu fallen und sich nicht unerheblich zu verletzen. Als der sofort herbeigeholte Leibarzt ankam, hatte die Kaiserin bereits nach allen Regeln der Kunst der Hofdame einen Verband angelegt, so daß für den Arzt nichts mehr zu tun blieb. Noch kurz, bevor sie selbst auf das letzte schwere Krankenlager geworfen wurde, brachte die Kaiserin, selbst schon leidend, mit größter Anstrengung persönlich ihrem erkrankten Gartendirektor stärkenden Wein nach seiner Wohnung. Fast täglich erhielt Ihre Majestät Telegramme und Briefe mit Todesnachrichten von nahen und alten Freunden und Bekannten. Viele davon verursachten ihr anfrichtigen Herzenskummer, denn man sah dann die Hohe Frau mit Tränen im Auge herumgehen, und wiederholt kam sie im Gespräch auf die betreffenden Persönlichkeiten zurück: „Ich habe einen großen Verlust erlitten," sagte sie dann wohl. So machte der Tod des Fürsten Bismarck einen tiefen Eindruck auf die Kaiserin, und sie war davon sehr ergriffen. An demselben Tage traf sie auch verschiedene Anordnungen, die schleunige Wetterführung verschiedener Arbeiten betreffend,

indem Ihre Majestät dabei bemerkte: „Damit das alles fertig ist, wenn ich nicht mehr bin."

Im Iuli 1888 kam sie eines Tages sehr betrübt in die Bibliothek und klagte: „Ich habe einen großen Verlust erlitten. Der Kammerdiener Kaiser Friedrichs ist heute nacht gestorben, und dieser war das reine Gold. Ich bin zu traurig über diesen Verlust, denn er wußte die Wahrheit aller Vorgänge." Besonders nahe ging ihr auch der Tod ihres Gartendirektors Hermann Walter, welcher die Parkanlagen von Friedrichshof nach den Angaben der Kaiserin geschaffen hatte. Sie äußerte sich darüber: „Ich glaube, wenn ich durch meinen Park gehe, ihn noch überall zu sehen."

Das tiefe Mitgefühl der Kaiserin kam bei zahllosen Gelegenheiten zum Ausdruck. Wie oft kam sie schmerzlich erregt in die Bibliothek; dann war gewöhnlich ein Todesfall einer von ihr geschätzten Persönlichkeit oder Krankheit und anderes Leid eingetreten.

Als ich im Mai 1898 einmal erwähnte, daß ich auch das Mausoleum bei der Friedenskirche in Potsdam besucht habe, nahm das Antlitz der Hohen Frau einen sehr schmerzlichen Zug an und sie sagte: „Dort ist auch der Platz, wo ich einst ruhen werde."

Die wahrhaft herzliche Liebe zu Kindern bildete ebenfalls einen rührenden Zug ihres Gemütes. In den Sommermonaten weilten fast regelmäßig die drei Kinder der Kronprinzlich Griechischen Herrschaften und die vier, später sechs Söhne der Prinzlich Hessischen Familie im Schlosse Friedrichshof. Ieden Morgen mußte dann die kleine Prinzenschar vor der Erlauchten Großmutter Revue passieren. Dabei kniete die Kaiserin häufig nieder, um die Kleinen bequemer mustern und dann herzen und küssen zu können. Während die Kaiserin nur wenigen Auserwählten das Betreten der festlichen Räume im Erdgeschoß gestattete, ließ sie die Prinzlichen Kinder frei gewähren, wenn dieselben durch alle Räume jagten, einen Heidenlärm machten und auf Trompeten bliesen, daß es hallte.

Eines schönen Tages kamen die kleinen Griechischen Prinzen nach der Bibliothek und ließen dort sogar kleine Ballons steigen. Ein anderes Mal machten sie sich über meine Schreibutensilien, besonders über den Zollstock her, was die Kaiserin sehr belustigte. Mit rührender Geduld ertrug das die Kaiserliche Großmama alles, und mit glückstrahlenden Augen verfolgte sie dann die kleine Schar, wenn diese, von Gouvernanten und Bonnen abgeholt, als lange Karawane die Säle verließen. Wenn zuweilen irgendwo eines der Enkelkinder zum Vorschein kam, pflegte die Kaiserin ihm zuzurufen: „Ob! ^ou au^el." Diese Zuneigung übertrug die Fürstliche Frau aber auch auf Kinder ihr bekannter Familien, sogar auf Kinder aus dem Volke, welchen sie dauernd ihr herzlichstes Interesse bekundete.

Der ganze Verkehr im Schlosse Friedrichshof war auf einen edlen, liete-

vollen und herzlichen Ton gestimmt. Das gilt auch von dem Verkehr der Hohen Frau mit der Dienerschaft. Alle Befehle, welche die Kaiserin ergehen ließ, wurden immer unter zartfühlender, verständnisvoller Berücksichtigung aller sich der Ausführung derselben entgegenstellenden Schwierigkeiten erteilt. Es gab für jeden viel zu tun, da die Schloßherrin viele Aufträge erteilte; aber die reizende Art, in der dieselben gegeben wurden, hatte etwas so Gewinnendes, daß man sich mit Begeisterung an die Arbeit machte. Trotz der schweren Schicksalsschläge, welche Ihre Majestät wiederholt so hart getroffen haben, war die Gemütsstimmung der Kaiserin eine durchaus heitere und bewegliche geblieben. Sie hatte unter Anderem einen schnellen Blick für komische Situationen, und um die Komik im Wesen einer Persönlichkeit besser zur Darstellung zu bringen, ahmte sie dann wohl auch gelegentlich deren Stimme und Haltung nach. Als ich einmal die Herzensworte von Lavater der Kaiserin zur Lektüre mitgeben wollte, meinte sie: „Die kenne ich auswendig, meine Großmutter (und nun ahmte sie die Stimme einer sehr alten Dame nach) hat uns immer mit solchen frommen Büchern traktiert." Man konnte die Hohe Frau zuweilen recht herzlich lachen sehen. Es war jene abgeklärte Gemütsruhe und Heiterkeit der Seele, welche nur einem philosophischen Geiste eigen ist, und welche gewöhnlich nur durch die bittersten, schmerzlichsten Lebenserfahrungen gewonnen wird. Sie entschuldigte die Fehler und Schwächen der Menschen, wo sie nur konnte, und wußte immer doch gute Seiten derselben herauszukehren. Nie duldete sie es, daß in ihrer Ggenwart über irgend jemand etwas Nachteiliges gesprochen wurde, und die Auffassung der Hohen Frau von Menschen und Dingen wurde von Iahr zu Iahr milder. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß das Leben auch Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten mit sich brachte; dieselben aber konnten immer nur ganz vorübergehend die Stimmung trüben. Nichts konnte die Hohe Frau aber mehr verdrießen, als verletzende oder unwahre Artikel in den Zeitungen. Da hieß es einmal, die Kaiserin Friedrich habe verhindert, daß auf dem Altkönig ein Aussichtsturm gebaut werden sollte, dabei hatte sie von dieser Angelegenheit gar nichts gehört. Und so manches andere, woran kein wahres Wort war.

So hatte die Kaiserin Friedrich in ihrem Leben, wie es ja gerade bedeutenden Fürstinnen so oft ergangen ist, mancherlei falsche Beurteilungen und üble, gänzlich unbegründete Nachrede erdulden müssen. Niemand gab sich die Mühe oder war geneigt, die Kaiserin Friedrich unbefangen und gerecht zu beurteilen. Eine andersgeartete Erziehung und Ausbildung, auf älterer Kultur fußend, die Hinneigung zu Fortschritten auf dem Volke damals noch nicht geläufigen Gebieten, wie der Volkserziehung, der öffentlichen Gesundheitspflege, dem Genossenschaftswesen, der Frauenfrage und vielen anderen, riefen eine falsche Beurteilung hervor. Die Kaiserin Friedrich hat wohl auch hier und da in ihrer tüchtigen Art, schnell einzugreifen, wo ein Verzug Schaden bringen konnte, aus Menschen-

freundlichkeit und Mitgefühl die ihrer hohen Stellung gebührende Zurückhaltung und Vorsicht zurückgestellt, denn es war ihrer wahrhaftigen Natur zuwider, durch äußere Erscheinung in Kleidung, Mienen und Gebärden wirken zu wollen, ohne indessen vielleicht dabei zu bedenken, welchen zahllosen, oft kleinlichen Beobachtern und urteilslosen Leuten ihre Hohe Person dabei ausgesetzt war, welche ihre höchsten Herrschaften immer in feierlichem und glanzvollem Lichte zu sehen gewöhnt sind. Auch die verbreitete Legende von einer zweiten Heirat der Kaiserin Friedrich gehört in das Reich der Märchen. Zuweilen äußerte sie wohl den Wunsch, ich möchte doch einmal einen Artikel schreiben, um solche verletzende und unwahre Behauptungen zurückzuweisen, aber der Gedanke, dadurch vielleicht wiederum neue Äußerungen zu veranlassen und Erregung in der Presse hervorzurufen, brachte die feinfühlende Fürstliche Frau bald wieder davon ab.

Abfällige Urteile über England und seine Kolonien empfand sie stets schmerzlich. „Die Engländer richten alle Kolonien schön und praktisch ein, bauen Wege und Eisenbahnen, errichten Post, Telegraphen, Hospitäler, Schulen und Polizei, und dann kann jedermann, welcher Nation er auch angehört, kommen und dort ungestört Handel und Wandel treiben. Und dafür braucht man ihnen doch nicht auf üble Weise zu danken." Es gibt auch Menschen, welchen es wie ein Unrecht erscheint, daß die Kaiserin Friedrich stets warme Sympathie für England bewahrt hat. Wer die Kaiserin Friedrich richtig beurteilen will, muß fest im Auge behalten, daß sie eine Engländerin war, wenn auch nicht durch Abstammung, so doch durch ihre ganze Erziehung und alle Eindrücke, welche sie von der Wiege an empfing.

Ein Engländer und eine Engländerin aber, auch wenn sie das höchste Alter erreichen, geben ihre Nationalität und ihre Zuneigung zum Mutterlande niemals auf, unter welchen Umständen sie sich auch befinden mögen, ganz im Gegensatz zu gar manchen Deutschen, welche, Gott sei es geklagt, viel weniger treu an ihrer Nationalität festhalten. Die Kaiserin Friedrich, das älteste Kind der Königin Victoria von England, führte, wie wir wissen, den Titel einer Prinzeß Royal und sie fühlte sich dadurch als die erste Prinzessin eines mächtigen Weltreiches mit sehr alter Kultur, und dieses stolze Gefühl hat sie nie verlassen. Zur Zeit, als die Prinzeß Royal von England den Preußischen Thronerben heiratete, war England noch auf vielen Gebieten weiter vorgeschritten als Preußen, z. B. in der öffentlichen Gesundheitspflege und Volkswohlfahrt, in der Frauenfrage, besonders aber auch im gesamten Kunstgewerbe, und das Bestreben der damaligen Frau Kronprinzessin war einzig und allein darauf gerichtet, alles Gute und Vortreffliche ihrer Heimat bei uns einzuführen. Man vergesse nicht, daß um 1840 herum Preußen nnter den europäischen Großmächten erst an fünfter Stelle kam, und daß es erst nach dem Kriege 1866 eine wirkliche, den andern ebenbürtige Großmacht wurde.

Unrecht wäre es, von einer englischen Prinzessin etwas anderes zu verlangen, als was wir von unseren deutschen Prinzessinnen als selbstverständlich voraussetzen, daß sie auf einem ausländischen Thron unbedingt deutsch gesinnt bleiben. Und nehmen wir einmal an, die jetzige Kaiserin von Rußland, eine geborene hessische Prinzessin, hätte auch in ihrer neuen Heimat und am russischen Hofe deutsches Wesen, deutsche Sitten und deutsche Sprache völlig beibehalten, dann würde man das in Deutschland ganz in Ordnung finden und sie höchlichst dafür loben und preisen. Und warum denn also bei uns so fremdenfeindlich gegen eine englische Prinzessin? Es haben doch wahrlich genug deutsche Prinzessinnen auf fremdem Thron gesessen und sitzen sogar heute noch, wie auch schon öfters englische Prinzessinnen auf einem deutschen! Die Kaiserin Friedrich war nun einmal eine Engländerin und blieb es bis zu ihrem Tode. Ich kann es aber nicht oft genug ausdrücklich betonen, daß sie auch ihr neues Vaterland von ganzem Herzen liebte und fortwährend bestrebt war, für dasselbe zu wirken. Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Kaiserin Friedrich oft den Eindruck in Deutschland erweckte, als ob sie England ihrer neuen Heimat vorziehe. Näherstehende wußten, daß das eine irrtümliche Meinung war. Dieser scheinbare Widerspruch findet seine Erklärung darin — und ich lege den größten Wert darauf, das hier ausdrücklich auszusprechen —, daß die Kaiserin im Gespräch stets auf der Seite der abwesenden Personen oder Parteien war. In Deutschland konnte sie nicht genng England loben, und in England pries sie wiederum alles Deutsche in allen Ton arten und als vorbildlich in jeder Beziehung.

Die Kaiserin Friedrich selbst gab diese Erklärung noch zwei Iahre vor ihrem Tode.

Als eine Persönlichkeit im Laufe eines Gespräches die Hohe Frau frug, warum sie immer, bei jedem Konflikt zwischen Deutschland und England, bei jedem Vergleiche beider Länder auf selten Englands trete, ja sogar bei der Leistungsabwägung des einzelnen Engländers gegenüber einem Deutschen den ersteren immer als den Tüchtigeren und Besseren hinstelle, erklärte die Kaiserin: „Ich bin immer auf der Seite der Abwesenden, in England mache ich es umgekehr t."

Das große, ihr innewohnende Gerechtigkeiten-

gefiihl, gepaart mit Widerspruchsgeist, waren die Triebfeder zu dieser Eigenart, Abwesenden oft in übertriebener Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sie zu verteidigen; es verriet aber auch zugleich eine seltene Vornehmheit des Herzens und der Gesinnung.

Auf politischem Gebiet war es nun der Herzenswunsch der Kaiserin Friedrich, und sie arbeitete unaufhörlich an dessen Erfüllung, Deutschland mit England in die allerengste Verbindung zu bringen, also gerade das Problem, um das sich die größten Staatsmänner beider Staaten jetzt bemühen. Aber zu ihrem größten Schmerz war all ihr Mühen umsonst.

Hier und da findet man auch Hinweise auf ein wenig gutes Verhältnis unseres regierenden Kaisers zu seiner Mutter. Auch das bedarf einer berichtigenden Erläuterung. Wenn je ernsthafte Gegensätze vorhanden waren, so ergaben sich dieselben bei der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers auf die natürlichste Weise. Die Kaiserin Friedrich mußte nach dem Heimgang des Kaisers, ihres Gemahls, mit einem Schlage allen ihren Plänen, Hoffnungen und Wünschen entsagen; ihre bisherige Lebensarbeit, die Vorbereitung für ihre Kaiserlichen Pflichten war gegenstandslos geworden. Der Besitz einer Kaiserinnenkrone ging mit der Fülle der in ihr liegenden Macht für immer verloren. Das war neben dem Verlust eines geliebten Gemahls eine furchtbare Prüfung für eine so hochstrebende Fürstin. Es lag nun aber einmal in der Natur der Sache, daß alle Macht des Kaiser- und Königshauses sofort an ihren ältesten Sohn überging, so daß sie gleichsam auch diesem Untertan wurde. Wollte die Kaiserin Friedrich z. B. auch nur das Protektorat einer Ausstellung übernehmen, so bedurfte es der Erlaubnis des jetzigen Familienhauptes. Da ist es wohl verständlich, daß sie erst einige Zeit brauchte, sich in so gänzlich veränderte Verhältnisse zu schicken. Aber nach und nach gewann eine gewisse philosophische Art, alle Dinge zu beurteilen, wieder die Oberhand und die Gegensätze milderten sich von Iahr zu Iahr, so daß man wohl berechtigt ist, von einem erneuten, herzlichen Verkehr zwischen Mutter und Sohn in den letzten Lebensjahren der Kaiserin zu sprechen. Dafür gibt es unzählige Beweise und noch mehr Augenzeugen. Der Kaiser hat jede nur denkbare Gelegenheit benutzt, seine Kaiserliche Mutter zu ehren, auszuzeichnen und ihr mancherlei Wünsche zu erfüllen.

Auch die Liebe zu ihrem Gemahl, dem Kaiser Friedrich, wurde hier und da in Zweifel gezogen, und das mit großem Unrecht. Im Hause des damaligen Kronprinzen herrschte allezeit ein herzliches, inniges Familienverhältnis. Die sonnige, strahlende Freundlichkeit unseres „Fritz" im Kreise seiner Lieben zeugte für sein Familienglück und die aufopferude, hingebende Pflege seiner Frau am Krankenlager bei Tag und bei Nacht durch länger als ein Iahr ist ein Beweis

für ihre treue Gesinnung gegen ihn. Wie unzählige Male gedachte die Kaiserin mir gegenüber der glücklichen Zeiten an der Seite ihres Gemahls.
Unzutreffend, wie so vieles, waren auch die Urteile, welche der Hohen Frau eine übertriebene Sparsamkeit nachsagten. Das Vermögen und die jährlichen Einnahmen der Kaiserin sind ganz bedeutend überschätzt worden, und die Anforderungen, welche von allen Seiten an ihre Schatulle gestellt wurden, gingen ins Ungemessene. Die Erbschaft von der Herzogin von Galliera war erheblich geringer, als man allgemein meinte, und wurde für den Bau des Schlosses verwendet. Den ganzen Tag liefen Bittgesuche aus dem ganzen Deutschen Reiche ein. War irgendwo der Familienvater gestorben oder trat Krankheit ein, sofort wendete man sich mit der Bitte um Unterstützung an die Hohe Frau. Dabei war es so schwer, die richtige Auswahl zu treffen. Dann wurden Ehrenpreise für alle möglichen sportlichen Veranstaltungen von ihr erbeten: für Schützenfeste, Blumenkorsos, Lawn-Tennis-Turniere, Sängerfeste usw. Und wie oft spendete die Kaiserin äußerst wertvolle Gegenstände, so unter anderem prachtvolle silberne Ehrengeschenke, verschiedene Pokale in jeder Art! Der Bau des Schlosses Friedrichshof hatte sehr große Summen gefordert und die Kosten der Erhaltung desselben, sowie des Parkes, als auch die Wiederherstellung der alten Burg Cronberg waren sehr bedeutend. Ebenso stellte die vornehme Führung der Kaiserlichen Hof- und Haushaltung, dazu der viele Besuch, große Anforderungen an die Schatulle. Dazu kamen ganz erhebliche Ausgaben für Geschenke und Zuwendungen an die zahlreichen, unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehenden Wohltcitigkeits- und Bildungsanstalten, für Ehrengeschenke an die Regimenter, deren Chef sie war, dann für Kirchenbauten, für Notstände, durch elementare Ereignisse hervorgerufen, für Reisen und dergleichen mehr. Es gehörte ein wahres Talent dazu, allen Anforderungen in dieser Hinsicht gerecht zu werden. Und wer war nicht alles zu beschenken? Außer den Hohen Angehörigen die Hofstaaten, die Dienerschaft, das übrige Personal bis zum letzten Gartenarbeiter, befreundete Familien, gute Bekannte, die Vorstände der unter dem Protektorat Ihrer Majestät stehenden Anstalten usw. Welche Schwierigkeiten boten sich, immer das Zweckentsprechende herauszufinden für so verschiedene Ansprüche und dabei den Betreffenden eine wirkliche Freude zu bereiten. Es verging fast kein Tag, wo die Hohe Frau ihren hochherzigen Wohltätigkeitssinn nicht in reicher Weise betätigte. Die jährlichen Einnahmen mußten aber reichen, und da sah es denn wohl die Kaiserin Friedrich als ihre Pflicht an, gelegentlich in sparsamer Lebensführung mit gutem Beispiel voranzugehen.
Der Abschied von Cronberg im Herbst wurde der Schloßherrin von Friedrichshof jedesmal unendlich schwer. „Der Abschied wird mir so schwer", sagte sie einst, „ich fühle mich wie eine Muschel ohne Schale, welche im Meere herumgeworfen wird, wenn ich auf Reisen bin". Die Kaiserin pflegte dann stets noch einmal kurz zu rekapitulieren, was sie im Laufe des letzten Sommers in Cron-

berg geschaffen habe und was noch zu tun bliebe. „Dieses Iahr ist wieder Manches geschehen. Sogar das letzte Bett im neuen Krankenhaus ist bezahlt. Aber es fehlt noch viel." Und welcher Segen ging von ihrer erhabenen Person aus, vor allem für die Stadt Cronberg! Wie mit dem Zauberstabe berührt verwandelte sich das kleine, bescheidene Landstädtchen in einen stattlichen Villenort, wo die ersten Patrizierfamilien Frankfurts sich prächtige Landhäuser für den Sommeraufenhalt erbauen ließen. Grundlose Wege verwandelten sich in vortrefflich gepflasterte und chaussierte Fahrstraßen, von schattenspendenden Bäumen eingefaßt; der Gesundheitszustand, welcher vordem viel zu wünschen übrig ließ, wurde durch die Anlage einer Kanalisation und Sauberhaltung der Häuser und Straßen ein ausgezeichneter. Dazu kam die Erbauung eines vollendet eingerichteten Krankenhauses, dessen Leitung dem Leibarzt der Kaiserin, Dr. Spielhagen, unterstand, die Errichtung eines Armenhauses, einer Victoria-Schule und einer Volksbibliothek. Ferner die Schaffung und Anlage des Victoria- und Kaiser-Friedrich-Parkes, die Wiederherstellung der alten hochinteressanten Stadtkirche und der alten Burg. Das sind die kostbaren Vermächtnisse, welche die hochgesinnte Kaiserin Friedrich der Stadt Cronberg hinterlassen hat!

Und wenn die Hohe Frau nach einem langen Winter im April oder Mai nach Cronberg zurückkehrte, dann wurde sofort die Tätigkeit auf allen Gebieten wieder aufgenommen. Gleich vom Bahnhof aus ging es zu eifriger, kritischer Umschau in alle Teile ihres Besitztums, in die Gärtnereien mit den Treibhäusern, in die Meierei, in den Park. Mit vom Eifer der rastlosen Tätigkeit leicht geröteten Wangen betrat sie dann schließlich auch das Schloß. Auf ihrem Umgange durch alle Räume kam sie auch in die Bibliothek. Mit herablassendem und zugleich humorvollem Gruß pflegte sie mich dann anzusprechen, und teilnehmend frug die Hohe Frau nach dem Befinden und den Erlebnissen der letzten Zeit.

Und vom ersten Tage der Rückkehr Ihrer Majestät nach Schloß Friedrichshof an begann die rastlose Arbeit an allen Stellen des umfangreichen Betriebes.

Felix Freudenthal:

Bei den Gesundbetern Verlins.

Die religiöse Gesellschaft, in deren Mitte ich eine recht interessante und teilweise erbauliche Abendstunde verlebte, leitet ihre Bezeichnung, dem englischen Ursprung der sogenannten cliristilui 8eit>u<?« folgend, von der christlichen Wissenschaft her. Der Name ist wohl absichtlich etwas farblos und allgemein gehalten, um sich uicht auf ein bestimmtes Mißtrauen erweckendes Schlagwort festzulegen. Für Sektenwesen und Wunderglauben leider ohne rechtes Verständnis, wäre es mir schwerlich in den Sinn gekommen, an der frommen Mittwochsversammlung im Berliner Beethovensaal teilzunehmen, hätte nicht eine hochgebildete Angehörige unserer besten bürgerlichen Kreise mir wiederholt erzählt, der regelmäßige Besuch jener Vereinigung wäre bei ihr von außergewöhnlicher Wirkung gewesen. Sie habe nur dadurch ihre „Seelenruhe" wieder erlangt, Krankheiten und körperliche Leiden seien fortan ihr und ihrer Familie fern geblieben, Ärzte hätten die Schwelle ihres Hauses zu Berufszwecken nie mehr überschritten. Freilich stammte die Dame aus einer psychopathisch nicht ganz sattelfesten Familie; sie neigte selbst sehr zu erzentrischen Anschauungen und begeisterte sich schneller wie andere Sterbliche für Personen und Ideen, um ebenso rasch in entgegengesetzte Ertreme zu geraten. Dazu kam, daß sie mit ihr nahestehenden Personen ungewöhnlich viel Unglück erlebte; namentlich in den letzten Iahren spielte ihr das Schicksal überaus böse mit. So, für suggestive Eindrücke gewissermaßen präpariert, wurde sie auf die Zusammenkünfte der Iünger christlicher Wissenschaft aufmerksam gemacht, deren günstiger Einfluß bei psychischen Depressionen und körperlichem Unbehagen ihr vielseitig gerühmt wurde. Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie gesellte sich zu den gleichgestimmten Seelen und fand, wie sie ernstlich versicherte, im Schoß der gläubigen Gemeinde wirklich den trostreichen Beistand, nach dem sie sich lange vergeblich gesehnt hatte.

Nur der feste Glaube an die unerklärlichen, weil „übernatürlichen" Heilerfolge sowie das inbrünstige Gebet aller Genossen mit dem ihren vereint, so beichtete sie weiter, hätten sie wieder aufgerichtet und ihr frischen Lebensmut eingeflößt. Mit dem seelischen Gleichgewicht (?) sei auch die körperliche Gesundung zu ihr und zu ihren Kindern zurückgekehrt und sonach wäre sie lediglich durch die Bekanntschaft und das Verharren in der von christlicher Liebe erfüllten Gemeinde eine wahrhaft zufriedene Gattin und Mutter geworden.

Durch die packende Schilderung aller dieser Vorzüge neugierig geworden, wollte ich nun auch meinerseits den neuen Tempel der Glückseligkeit kennen lernen. So fuhr ich eines Mittwochs zur Philharmonie, deren geräumiger, in der Köthener Straße belegener, sonst überwiegend musikalischen und oratorischen Aufführungen dienender geschmackvoller Saal seit mehreren Iahren für die Einführung in die

modernen eleusinischen Mysterien bestimmt ist. Schon in der matt erleuchteten Vorhalle traf ich mit vielen Personen, überwiegend Mädchen und Frauen, jeden Alters und Standes zusammen, die hier warten mußten, weil der englische Gottesdienst, der dem deutschen unmittelbar vorhergeht, noch nicht zu Ende war. Natürlich sah ich mir die Anwesenden etwas genauer an. Meine Voreingenommenheit und die Befürchtung an dieser Stelle lediglich auf stupide Gesichter, lang- und schwarzröckige Frömmler, bleichsüchtige augenverdrehende Betschwestern und unsympathische Hallelujabrüder zu stoßen, erwies sich anscheinend als unbegründet. Denn ich erblickte neben einfach gekleideten, nicht übermäßig klug dreinschauenden Alltagsmenschen eine ganze Reihe solcher Gestalten, die der Berliner als „helle" bezeichnet, die also ganz gewiß nicht auf religiös zugeschnittenen und biblisch auffrisierten Hokuspokus hineinzufallen pflegni. Wohl merkte ich aber bei schärferer Beobachtung manchen Personen etwas Anormales, eine schwere Nervenabspannung oder eine nur mit großer Mühe zurückgehaltene seelische Erregung an. Niedergeschlagenheit, bitterer Kampf mit dem Leben malte sich hier und da in den bleichen Mienen aus. Frauen in tiefer Trauer standen neben boch modern gekleideten, fröhlich plaudernden jungen Leuten umher. Die meisten schienen nicht etwa der Unterhaltung wegen, sondern einer innersten Überzeugung folgend, gekommen zu sein. Endlich zeigte sich Bewegung in der geduldig ausharrenden Menge. Die Briten und Amerikaner — eigentlich wurden nur Vertreterinnen des schönen Geschlechts in höheren Semestern sichtbar — verließen jetzt das Hans, und die immer zahlreicher werdenden deutschen Frauen und Männer füllten rasch den festlich erleuchteten Raum. Auf der Vortragsbühne erblickte ich eine einfache, nicht zu hohe Kanzel, umgeben von mehreren Lorbeerbäumen, oben auf der Empore ein gewöhnliches Harmonium, das war die ganze Kultusausstattung dieser interessanten Gemeinde. An den Wänden hängende Bekanntmachungen ersuchten das Publikum, Gespräche und Unterhaltungen zu unterlassen, jedenfalls eine recht vernünftige Aufforderung, die auch streng befolgt wurde.

Einige Aufseher wiesen den Besuchern in höflichster Form Plätze an, und viele von den Erschienenen begrüßten sich gegenseitig als langjährige Bekannte mit lautlosem Kopfnicken und Händedruck. Plaudereien und Dialoge, wie man sie sonst vor Beginn des Gottesdienstes in Kirchen häufig zu hören bekommt, fielen hier völlig weg. Dagegen vertieften sich viele in die kleinen zierlichen Gesangbücher, die sie zu ihrer Erbauung mitgebracht hatten. Einige Eremplare wurden auch auf Wunsch von den Aufsichtsbeamten verteilt. Dann begann ein ziemlich langes choralartiges Vorspiel auf dem Instrument, jedenfalls um die ernste Stimmung und notwendige Sammlung, soweit sie etwa noch fehlte, bei allen Anwesenden hervorzurufen. Gleich darauf bestieg die Leiterin und geistig« Führerin dieser Versammlungen, eine vielleicht 40jährige durchaus sympathische schlanke Dame mit vornehmem, wenn auch etwas asketischem Gesichtsausdruck die

Kanzel, um in klarer, vernehmlicher Sprache ohne die übliche, den Predigern eigentümliche Einleitung und Tonart ein Kapitel aus der Heiligen Schrift zu verlesen, das sie dann frei von dogmatischen Zugaben in natürlicher Weise zu erklären suchte. An dem nicht ganz verleugbaren ausländischen Akzent verriet sich hier und da die Engländerin. Sie war einfach und schmucklos, nicht etwa schwarz gekleidet; ihr Auftreten bei aller Bescheidenheit doch energisch, kraftvoll und so entschieden, daß die Verwunderung, auf hervorragendem, sonst nur Männern vorbehaltenen Priesterplatz eine Angehörige des schwachen Geschlechts amtieren zu sehen, sich kaum einstellte. Sie sprach durchaus nicht in jener unleidlichen, gespreizten und geschwollenen Modulation, die so viele Pastoren an sich haben, vermied es anscheinend absichtlich, über die Gottheit Christi, über Wunder und Zeichen sich auszulassen, ermahnte dagegen um so nachdrücklicher ihre Gemeinde, jederzeit den Glauben an einen allgütigen Schöpfer und dessen Erhörung menschlicher Gebete festzuhalten. Ihrer Weisung entsprechend wurden vor und nach dem Vortrag einige Gesangbuchverse unter Harmoniumbegleitung stehend gesungen; zu einer besonderen ausführlichen Predigt kam es nicht weiter. Das wirklich Merkwürdige an diesem sonst ganz vernünftigen und einwandsfreien Gottesdienst ließ aber nicht lange auf sich warten. Die Rednerin forderte nämlich nach einigen einleitenden Worten über die Vorzüge der christlichen Wissenschaft die Zuhörer auf, ihre persönlichen praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete des Gebets und des Glaubens hier öffentlich zu bekunden. Einer antiken Statue ähnlich, stand sie regungslos, ohne eine Miene zu verziehen, auf ihrer Kanzel, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Zwei, drei, vielleicht fünf Minuten verstrichen, ohne daß sich jemand aus der in stiller Andacht und Erwartung versunkenen Versammlung meldete. Man hätte das Ticken einer Taschenuhr vernehmen können.

Da endlich, eine leise klagende, zögernde Stimme. Hinter mir erhob sich eine ältere Frau, die anfangs in stockender, etwas ängstlicher Sprache, dann in durchaus glatter und gewählter Form erzählte, wie sie lange Zeit von heftigsten Zahnschmerzen gepeinigt worden, aber aus Furcht vor dem Zahnarzt keinen sachverständigen Rat aufgesucht habe. Schließlich sei sie, als das „Reißen" immer unerträglicher wurde, durch anhaltendes Gebet und durch die unerschütterliche Hoffnung auf die himmlische Barmherzigkeit ganz plötzlich, so zu sagen über Nacht, von ihrem Leiden befreit worden. Dankbar und voller Überzeugung pries sie die übernatürliche Gnade, insbesondere die von der Versammlungsleiterin ausgehende Anregung zum zuversichtlichen Abwarten und zum felsenfesten Vertrauen auf die Gebetserhörung; sei ihr doch der ersichtliche Erfolg in so reichem Maße zuteil geworden. In tiefstem, keinen Zweifel gestattenden Schweigen nahm die Gemeinde von der Zahnschmerzenbeichte dieser ohne Kamillenumschläge oder sonstige Hausmittel geheilten schönen Seele gebührend Kenntnis. Bald darauf stand am anderen Ende des Saals eine recht hübsche Blondine auf, die in fließender

gebildeter Ausdrucksweise über eine ähnliche Gebets-Genesung von jahrelangem schweren Magenübel, das kein Arzt beseitigen konnte, eingehend berichtete. Die wunderlichste Geschichte trug jedoch gleich nach ihr eine Dritte vor. Sie habe vor mehreren Tagen eine kostbare, als Andenken an eine teure Verstorbene ihr besonders wertvolle Brosche verloren, gerade als sie, ich glaube „Unter den Linden" und in der Friedrichstraße, spazieren ging. Erst nach einer ganzen Weile habe sie den Verlust bemerkt. Heftig erschrocken sei sie umgekehrt, habe jedoch in dem dichten Menschengewühl, und da sie auch nicht einmal annähernd gewußt, in welcher Straßengegend ihr das Erbstück abhanden gekommen, trotz allen Suchens den Gegenstand nicht gefunden. Ratlos und verzweifelt habe sie zum Gebet und zur „christlichen Wissenschaft", deren eifrige Anhängerin sie sei, ihre letzte Zuflucht genommen. Und wirklich — mitten in ihrer Fürbitte sei ein Herr mit der Frage auf sie zugekommen, ob sie vielleicht vor wenigen Minuten hier eine Brosche verloren habe. Er hätte sie gefunden und sei bereit, wenn sie sich als deren Eigentümerin ausweise, sie ihr sofort zu behändigen. So sei sie wirklich wieder in den Besitz des wertvollen Andenkens gelangt. Mit Dank an die Vorsehung, die ihre Bitten erhört, wollte die Sprecherin diesen Fall augenscheinlicher Gnade den Zuhörern nicht vorenthalten. Ich vermutete, wenigstens ein Teil der Anwesenden würde diese abenteuerliche Geschichte mit bedenklichem Kopfschütteln aufnehmen; aber das war keineswegs der Fall. Selig sind, die da glauben!
Für Zweifler und Opponenten war in diesem Kreise kein Platz. Laute Protestrufe hätten sicher recht unliebsame Erfahrungen gemacht. Und doch bleibt es immer eine sicher nicht leichte psychologische Aufgabe, derartige Massensuggestion erschöpfend zu erklären. Mag auch bei vielen Anwesenden ein hoher Grad von Hysterie und Nervenüberreizung, von phantastischen Vorstellungen und religiöser Schwärmerei zur Erzeugung und Befestigung ihres Wunderglaubens mitspielen, schließlich sind doch nicht alle, die sich hier zusammenfinden, krankhaft veranlagt. Der gegenseitige Zuspruch, das Bewußtsein, einer größeren, denselben Zielen zustrebenden, von gleicher Zuversicht in Wirkung und Erhörung des Gebets erfüllten Gemeinde anzugehören, und nicht am wenigsten die fesselnde Sprache einer von der wundertätigen Heilkraft ihrer „Wissenschaft" felsenfest überzeugten Vorsteherin und Leiterin werden gewiß manches dazu beitragen, die ersehnte geistige oder körperliche Wiederaufrichtung zu fördern. Auch der energische Wille leichter, teils eingebildeter, teils mit der Zeit ohne ärztliche Hilfe heilbarer Krankheiten Herr zu werden, ja die unerschütterliche Hoffnung anf den Beistand einer höheren Macht sind erfahrungsmäßig nicht zu unterschätzen. Wissen wir doch aus dem täglichen Leben, wie besonders Priester, Ärzte und andere ganz besonderes Vertrauen genießende Persönlichkeiten schon durch ihr bloßes Erscheinen, durch Zuspruch und Berühren, durch tröstendes und liebreiches Wesen, namentlich weiblichen Patienten gegenüber, eine geradezu erstaunliche beruhigende und wohltuende Wirkung auszuüben imstande sind. Natürlich, ein zu amputieren-

des Glied wird niemand durch Gesang und Bibelsprüche wieder leistungsfähig machen, und gegen Tuberkulose, Zuckerkrankheit, Krebs und sonstige verheerende Leiden würden Psalmen und Frömmigkeit gewiß nicht viel ausrichten. Das chirurgische Messer kann kein Kanzelredner ersetzen und hoffnungsloses Siechtum läßt sich durch keine christliche „Wissenschaft", durch keine noch so schöne Predigt aus der Welt schaffen. Ebensowenig läßt sich eine Art Telepathie dadurch herstellen, daß sogar für dritte, nicht anwesende Schwerleidende eine „Konzentration" frommer Betrachtungen, wie der Kunstausdruck wohl lautet, erfolgen soll. Gewiß steht diese wunderliche Art des Gesundbetens mit jenem feierlichen und tiefernsten Gottesdienst in einiger Verwandtschaft, der bei hoffnungsloser Erkrankung hoher Persönlichkeiten kurz vor ihrem Hinscheiden angeordnet wird. Der Hauptunterschied besteht freilich darin, daß hier der Himmel erst angerufen wird, wenn alle ärztliche und menschliche Kunst versagt, während die christliche „Wissenschaft" der medizinischen Wissenschaft gegenüber einen durchaus feindlichen Standpunkt einnimmt und die Besserung und Heilung lediglich von der religiösen Konzentration, von dem Versenken in die göttliche Güte erwartet. Welch' schwere Verantwortung die Führer und Leiter der gläubigen Sekte mit ihrer verführerischen Irrlehre übernehmen, welch' verhängnisvollem Ausgang organische Erkrankungen entgegengehen, die unter Abweisung heilkundiger Sachverständiger nur durch Gebet geheilt werden sollen, ist jedem, nur nicht den fanatischen Anhängern jener Pseudowissenschaft klar. Selbst wenn man bei einer ganzen Kollektion von Leiden naiven Gemütern gern entgegenkommt und ihrer Hoffnung gegenüber, durch ein Wunder und Erhörung geheilt zu werden, willig e i n kritisches Auge, mitunter sogar beide zudrückt, so kann doch selbst der blödeste Mensch zwischen einer abhanden gekommenen Brosche und der göttlichen Allbarmherzigkeit einen logisch unanfechtbaren Zusammenhang nicht konstruieren. Die Fackel der Aufklärung und Erkenntnis werden wir leider vergeblich in eine phantastisch und schwärmerisch erregte Gemeinde hineintragen; sie würde auch sehr bald erlöschen, denn nichts ist schwerer, als von der Richtigkeit ihres Glaubens überzeugte, sich über die ehernen Gesetze der Natur hinwegsetzende Menschen in die Nüchternheit und Realität des irdischen Daseins zurückzuführen. Übrigens hatte die priesterliche Vorsitzende der Versammlung, in der ich anwesend war, darin ganz recht: Zweiflern und Ungläubigen wird die christliche Wissenschaft wenig nützen. Sie verlassen den Saal, ohne in ihrer Anschauung, daß Arzt und Arznei, Natur und Diät wichtigere Heilfaktoren sind als alle „Konzentration" auch nur im geringsten irre zu werden. Sie werden sich in Krankheitsfällen nach wie vor an medizinische Sachverständige wenden, und wenn sie das Glück haben, durch deren Diagnose und Behandlung geheilt zu werden, der ärztlichen Kunst dankbar sein, das gefährliche Erperiment des Gesundbetens aber ruhig den Aposteln der eKri»ti2^ »eieuee überlassen.

Martin Feuchnvanger „Der Bogen des Odysseus"

Martin Feuchtwanger:

„Der Bogen des Odysseus".

Ein neues Drama von Gerhart Hauptmann.

Niemals hat man mit größerer Spannung auf ein neues Schauspiel von Gerhart Hauptmann gewartet als jetzt. Die stillose, nicht ausgearbeitete „Griechische Reise", das unkünstlerische Jahrhundertfestspiel und die beiden ahnungslosen Kinderbücher ließen in allen, die Gerhart Hauptmann geschätzt und »erehrt hatten, Zweifel an seinem Können aufkommen. Und nun zeigt es sich, daß das Resultat der griechischen Reise doch mehr war als ein hingeworfenes Tagebuch, daß uns der Dichter nach langem, innerem, ehrlichem Ringen wieder ein Drama vorlegen kann, das zwar nicht frei von Fehlern ist, das aber immerhin zu seinen bedeutendsten Werken gehört, das zweifelsohne eine Bereicherung der dramatischen Literatur bedeutet und das Produkt mühseliger Arbeit mit sorgfältiger Nachfeile ist.

Das Griechenland von heute hat dem Dichter Interesse für die Antike beigebracht; er hat sich in den Geist der griechischen Dichtung hineingefunden und er hat eines der bedeutendsten Werke des Altertums zum Vorwurf für ein Schauspiel genommen. Er hat aus dem Stoff, den er im zweiten Teil der Odyssee fand, das Drama „Der Bogen des Odysseus" geschmiedet, das im Ianuarheft der „Neuen Rundschau" veröffentlicht und noch in diesem Spieljahr aufgeführt werden wird.

Vor. wenigen Iahren schon hat die Odyssee einen anderen deutschen, Gerhart Hauptmann in jeder Hinsicht fremden Dichter zu einem Drama angeregt. Friß Lienhards „Odysseus" war dessen stärkstes und geschlossenstes Drama. Hauptmann behandelt denselben Teil der Odyssee wie Lienhard: Die Heimkehr deo Odysseus und die Säuberung seines Palastes von den Freiern. Obwohl der Dichter den Geist Homers im Drama wieder aufleben läßt, schafft er, wenigstens was die Höhepunkte betrifft, frei. Er führt von ihm selbst erfundene Personen ein, seine Menschen sind anders geartet als die Homers und auch die Handlung weicht von der der Odyssee ab. Gerhart Hauptmanns Drama spielt sich vom Anfang bis zum Ende auf dem Hof des Schweinehirten Eumaios ab. Alles geschieht an einem Tag. Odysseus kehrt als ein gehetzter, wahnsinniger, schmutziger Bettler nach zwanzigjähriger Irrfahrt an dem Tag nach Ithaka zurück, an dem auch Telemach von seiner Fahrt nach Pylos heimkehrt. Die Freier der Penelopeia haben Telemach aufgelauert, ihn zu töten; aber er ist heimlich an Land gegangen und so den Feinden entronnen. Weder Eumaios, noch Telemach, noch des

Heimgekehrten Vater Laertes erkennen Odysseus. Doch allerlei Wunderzeichen zeigen an, daß der große Tag, da die Herrschaft den Freiern entrissen wird, gekommen ist. Eumaios hat einen seltsamen Traum gehabt, Pallas Athene hat ihm befohlen, den Bogen seines Herrn bereit zu halten und einzufetten. Die Wässer auf dem Boden Odysseus', die lange Zeit versiegt waren, beginnen machtvoll zu rauschen. Zeus tut seinen Willen im Donner kund. Und allmählich merken sie alle, daß Odysseus zurückgekehrt ist. Nur die Freier wiegen sich in Sicherheit. Die vier Mächtigsten und Prahlerischsten finden sich im Haus des Eumaios ein, um hier zu prassen, Kunde über Telemachs Verbleib zu erhalten und mit der Dirne Melanto zu buhlen. Tierisch betrunken und lüstern treiben sie mit Telemach Spott, sie beschimpfen Penelopeia und höhnen den toten Odysseus. Sie wollen seinen Bogen spannen und sehen, daß ihre Kraft kläglich versagt. Da ergreift der ekle Bettler die Waffe; sie erkennen Odysseus und der streckt sie nieder. Mit dem Ausblick auf viele Arbeit, die noch zu tun sei, endet das Drama.
Man darf Gerhart Hauptmann nicht zum Vorwurf machen, daß er die Vernichtung der Freier und die Wiedererrichtung von Odysseus' Herrschaft nicht zu Ende geführt habe. Der Übersicht und der Ordnung halber läßt der Dichter nur vier Freier auftreten. Es ist selbstverständlich, daß das begonnene Werk in Bälde und mit Kraft zu Ende geführt wird. Der letzte Spatenstich gehört nicht auf die Bühne; vollendete Odysseus sein Werk auf der Szene, es wäre ein grober Kunstfehler. Bedenklicher ist es, daß Hauptmann das Zusammentreffen des Odysseus mit Penelopeia gänzlich außer acht läßt. Penelopeia, die seltsamerweise in dem Stück überhaupt nicht in Erscheinung tritt, ist von dem Dichter durchaus unklar gezeichnet. Bald scheint es, daß sie ihrem Gemahl die 20 Iahre hindurch treu war und die Freier nur widerwillig duldete, daß ihre Güte und ihre Sanftmut sie davon abhielten, die ungebetenen Gäste vor die Türe zu setzen. Bald aber ist es, als ob Penelopeia nur aus Furcht und einem Rest von Pflichtbewußtsein sich noch keinem von den Freiern geschenkt hätte; sie hat sich dann schon recht weit mit den Herren eingelassen und freut sich zum mindesten über die Abwechslung an ihrem Hof, die die Freier mitbringen. Der Naturalist Hauptmann haßt die Übertreibung. Ein deutliches und konsequent durchgeführtes Ia oder Nein kennt er nicht. Zweifel und Mißtrauen sind bei ihm Voraussetzung. Niemand vertraut bei ihm ganz, niemand liebt hingebungsvoll, nur zaghaft malt er Restlos-Schlechte. Und leider ist auch niemand bei ihm ein Mann von felsenfesten Entschlüssen. So kommt es, daß Penelopeia so unklar wurde; Gerhart Hauptmann wollte es wohl gar nicht anders. So kommt es auch, daß bei ihm Odysseus nicht der schwergebeugte Bettler ist, der sich angesichts der Heimat wieder aufrichtet und mit gigantischer Macht ans Werk geht, sondern eine merkwürdig zerfahrene Gestalt, die so gelitten hat, daß sie schmutzig-hündisch und wahnsinnig sich gebärdet. Diese Gestalt kann nicht mehr der homerische Held werden. Gerhart Hauptmann hat aus Odysseus eine Doppelfigur gemacht. Er ist kein Gebeugter,

sondern ein räudiger Hund und er ist kein Held, sondern ein Halbgott. Bei Homer wächst der eine aus dem anderen heraus, bei Gerhart Hauptmann ist er beides zugleich und er wechselt in seinen beiden Gestalten; er wechselt so oft, daß von einer Entwicklung nicht mehr die Rede sein kann. Ein Drama etwa im Sinn Schillers oder Goethes zu schaffen ist Hauptmann unmöglich. Stürmische Bewegtheit gilt ihm mehr als sichere Linien. Sein neues Stück ist ungemein spannend und aufregend, ungemein dramatisch und theatralisch, aber nicht groß und geschlossen, trotz der guten Ansätze, die in den beiden ersten Akten gemacht werden.

In der Sprache hat der Dichter den Naturalisten streckenweise gänzlich niedergekämpft. Er achtet auf schöne, gleichmäßig anschauliche und edle Iamben. Wenn er auch starke, fast rohe Eindrücke einfließen läßt, so geben seine Schilderungen doch häufig große und dichterische Bilder. Meisterlich sind beispielsweise die Worte des Telemach, die er vor dem Erkennen an Odysseus richtet:

Seit ich zum erstenmal dich sah, ward ich
Erregt zum Mitleid halb und halb zum Grauen,
Du starrst von Unflat, dein« Augen quellen
Aus blut'gen Rändern, deine Brauen sind
Verfilzt und buschig. Deine Lippe trieft
Und feuchtet dein verwirrtes Bartgestrüpp,
Das lein Schermesser sah seit vielen Jahren,
Spärlich bedecken Lumpen deinen Leib,
Den ausgemergelten, von Hunger, Siechtum und
Alter gekrümmten. Deines Mundes Laute
Sind stammelnd. Deiner Brust entringt sich pfeifend
Und röchelnd ein verdorbner Atem. Du
Starrst grinsend bald und blöde vor dich hin,
Bald blökst du laut und blöd« wie ein Tier,
Kurz, scheinst besessen und entwürdigt und
Gebunden in unheilbaren Wahnsinns Nacht.
Doch dann auf einmal ist e« mir, als wärest
Du weder alt noch tränt, noch arm, noch hilflos,
Und aus dem Grunde deiner Seele winl«
Mir etwas heimlich zu: 'ne Weisheit,
'ne Wahrheit, durch den Gaullerwirrwarr, der
Mir vor den Augen steht und mich anelelt.

Erst in den beiden letzten Akten verfällt der Dichter wieder in seine alte, übertrieben naturalistische Ausdrucksweise. Er lehnt sich gern an Shakespeare an; was aber bei Shakespeare kraftvoll herauskommt, erscheint bei Hauptmann überreizt und häßlich. Einige Verse des Dramas sind so kraß und widerlich, daß sie wohl auf keiner Bühne gesprochen werden. Genug sagt folgende szenische Bemerkung: „Die vier Freier treten wiederum ein, von Trunk, Haß, Erotik und Nacht in einen furchtbaren Wahnwitz gehüllt." Auch die Reden, die die Freier in ihre» Trunkenheit über Penelopeia an deren Sohn richten, stören jedes künstlerische

Gebilde. Indes, es scheint Hauptmann mehr auf die Bühnenwirkung anzukommen als auf den künstlerischen Gehalt. Daß sein Drama auf der Bühne einen gewaltigen, aufregenden Eindruck machen wird, ist sicher. So starke dramatische Effekte, wie in seinem „Bogen des Odysseus" hat Gerhart Hauptmann bis jetzt noch nie erreicht.

vi-. Georg Wolss:

Bewußtsein und Traum.

Nicht immer, wenn wir den Mechanismus unseres Großhirns ausschalten, wenn wir den überanstrengten Ganglienzellen im Schlaf Ruhe verschaffen wollen, vermögen wir das Bewußtsein darin vollständig zu löschen. Geringe Bewußtseinsreste bleiben uns zuweilen auch im Schlafe und haften als Träume in unserer Erinnerung. Prinzipiell unterscheidet sich das Traumbewußtsein nicht vom Nachbewußtsein; wie letzteres zeigt es uns an, daß Leitungsvorgänge in den feinsten Elementen des Gehirns, den Ganglienzellen und Nervenfasern, statthaben. Nur dem Grade nach sind die beiden Zustände voneinander verschieden; das Traumbewußtsein ist gewissermaßen ein unvollständiger Wachzustand des Gehirns, ein durch die Sinnesreize der Außenwelt nicht beeinflußter, nicht an die Schranken der Wirklichkeit gebundener Bewußtseinszustand. Dem Traume fehlt die Kontrolle durch die Wirklichkeit; darum nehmen die Vorgänge in ihm einen so regellosen Verlauf, darum entstehen oft so bizarre und phantastische Gebilde, die, wenn wir völlig wach sind, unsere Verwunderung herausfordern und intellektuell wenig geschulte Menschen oft zur Mystifikation ihrer Traumvorstellungen veranlaßt haben.

Während wir im wachen Zustand unsere Vorstellungen stets durch die Vernunft beherrschen lernen, die wir als Bewußtseinsresultante der durch Sinnesreize in unserem Gehirn eingegrabenen Erinnerungen und der Fähigkeit, sie zu neuen Vorstellungen miteinander zu kombinieren, auffassen, fehlt uns im Traum jede bewußte Regulation unserer Vorstellungen. Die Großhirnrinde als der eigentliche Sitz unserer Seelentätigkeit befindet sich auch im Traum in einem gewissen Erregungszustand; die in ihren Ganglienzellen seit langem aufgespeicherten Vorstellungen nehmen keinen geordneten Verlauf, sondern verbinden sich miteinander zu Assoziationen, die ohne bestimmte Reihenfolge zusammengetreten sind. Das unendlich komplizierte Getriebe des Hirnmechanismus liegt brach, es fehlt die ordnende Vernunft, die unter kritischer Würdigung der von außen auf uns einstürmenden Sinnesreize die Unzahl der aufgespeicherten Vorstellungen kombiniert. Vorstellungen, die aus irgend einem Grunde an der Oberfläche des Traumbewußtseins schweben, verbinden sich mit anderen, lösen vielleicht auch neue

aus, die noch nicht bis zur Schwelle des Bewußtseins vorgedrungen waren, und erzeugen dadurch die wunderlichen Traumgebilde, die meist voll Farbe und Phantasie sind, aber jeden vernunftgemäßen Aufbau vermissen lassen im Gegensatz zu den logisch aneinander gereihten Kombinationen, die uns die nüchterne Überlegung des wachen Bewußtseins allein ermöglicht.

Die Beherrschung des gewaltigen Räderwerkes durch die Vernunft fehlt; noch sind die Räder aber nicht alle in Ruhe, noch ist das eine oder andere in Bewegung und macht sich durch sinnloses Gellapper bemerkbar.

Freilich gibt es zuweilen auch Ausnahmen. Es ist schon richtig, daß etwa ein sehr erregter Schachspieler im Traum eine angefangene Partie weiter spielt, auch vielleicht die Lösung eines Problems findet, die er im Wachen vergeblich suchte. Bei ihm ist die Erregung eines eng begrenzten Rindengebietes seines Gehirns so groß, daß sie auch im Schlaf noch nicht abklingt; die Assoziationen nehmen im gleichen Sinne wie vorher im Wachen ihren Fortgang und werden durch andere Vorstellungen nicht gestört, da der übrige Teil des Gehirns ansgeschaltet ist, im Schlafe Erholung sucht. So kann sich in seltenen Fällen die Bewußtseinserhaltung im Traum auf einen kleinen Kreis von Gedankenvorgängen, von Assoziationen, beschränken, ohne daß andere Gebiete der Hirnrinde an den Traumleistungen teilnehmen. Dann kommt es gewissermaßen zu «vernünftigen Träumen"; aber sie bilden zweifellos die Ausnahme. Meist verläuft der Mechanismus des Traumlebens, des Traumbewußtseins, nicht in geordneten, vom Verstande gerichteten Bahnen.

Unser Bewußtsein ist im normalen Wachzustande des Gehirns dadurch charakterisiert, daß es die Eindrücke der Außenwelt zu verarbeiten vermag. Die Sinnesreize unserer Umgebung, optische, akustische, Berührungsreize rufen in den entsprechenden Sinnesorganen spezifische Empfindungen hervor, die auf besonderen Nervenbahnen zentralwärts nach dem Gehirn geleitet werden und hier an bestimmten Stellen eine Vorstellung des betreffenden Sinnesreizes erwecken. Alle Dinge, die wir mit unseren Sinnesorganen wahrgenommen, die wir gesehen, gehört, gefühlt haben, hinterlassen an bestimmter Stelle der Großhirnrinde, der Sehsphäre, der Hörsphäre, der Fühlsphäre, die wir auf Grund eingehender Tierexperimente und kritischer Krankenbeobachtungen heute ziemlich genau lokalisieren können, ein Erinnerungsbild; erst dadurch gelangt die Empfindung, die irgendein Sinnesreiz ausgelöst hat, etwa die Lichtstrahlen, die von einem sichtbaren Gegenstand ausgehen, in unser Bewußtsein und wird hier als Erinnerungsbild deponiert. Diese Bilder haben wir ständig zu unserer Verfügung und können sie so, wie wir wollen, miteinander kombinieren; sie sind ein fester Besitz unseres Bewußtseins geworden und bedürfen zu ihrer Auslösung keiner Sinnesreize mehr.

Der Träumende verfügt in seinen Traumhalluzinationen, in den ungeordneten Assoziationen seines Traumbewußtseins natürlich nur über solche Erinne»

rungsbilder; neue Bilder kann er nicht empfangen, da seine Sinne schlafen.
Wohl aber scheint es, als ob der Träumende in seinen Phantasiegebilden produktiv sei. Das ist nur bedingt richtig, insofern als aus den einzelnen Atomen seiner Erinnerung neuartige Komplere, ähnlich wie sie die künstlerische Phantasie in allerdings mehr bewußter Weise schafft, entstehen; die atomistischen Partialbilder müssen aber als Erinnerungen in dem träumenden Hirn schon deponiert sein. Es ist geradezu eine logische Unmöglichkeit, wenn jemand von Dingen geträumt haben will, die niemals seine Vorstellungswelt berührt, die niemals Erinnerungsbilder irgend welcher Art in ihm hervorgerufen haben. Natürlich kann ich von einem Menschen träumen, den ich persönlich nie gekannt habe; nur ist es töricht, etwa zu glauben, daß diese Traumvorstellung zum wirklichen Aussehen des Betreffenden irgend eine Beziehung hat. Vielmehr ist das Traumbild lediglich aus den Erinnerungselementen entstanden, die in meiner Seherinnerungssphäre von anderen Sinneseindrücken zurückgeblieben sind. Darum können auch nur die Kritiklosigkeiten unklarer Köpfe Traumvorstellungen eine Bedeutung an Dingen zumessen, die räumlich und zeitlich außerhalb unseres Wahrnehmungsvermögens liegen; ebenso ist jede Traumauslegung, die von einem besonderen Sinn der Traumerlebnisse ausgeht, etwa gar die Vorhersage künftiger Ereignisse zu ihrer Aufgabe macht, von vornherein als abergläubische Narretei zu verwerfen.
Ganz anders ist freilich der Versuch zu bewerten, die besonderen Ursachen eines Traumes zu ergründen. Ieder bewußte Vorstellungsprozeß hat eine Ursache; sicher hat sie auch der Traum, so zusammenhanglos er uns zunächst auch erscheint.
Der Wiener Psychologe Freud hat es als erster unternommen, aus der Analyse des Traumes auf die Ursache, die ihn im einzelnen Falle ausgelöst hat, zu schließen.
Er glaubt, daß mit jedem Traum ein psychisches Erlebnis der vorangegangenen Zeit in Beziehung steht, daß ganz allgemein der Traum die Erfüllung eines Wunsches wiedergibt, der in Wirklichkeit nicht erfüllt wurde. Das Traumerlebnis ist nach Freud eine versteckte Wunscherfüllung. Wählen wir ein einfaches Beispiel: Ein Kind sieht am Tage einen Korb mit schönen roten Kirschen, darf sie aber nicht essen, weil sie für eine Gesellschaft bestimmt sind. Es träumt in der folgenden Nacht, daß es sich durch einen großen Berg von Kirschen hindurchgegessen habe. Im Traum ist ihm ein Wunsch in Erfüllung gegangen, der seine Vorstellungswelt tags zuvor lebhaft beschäftigt hat. Freilich wird die Ausführung in mannigfachster Weise während des Traumerlebnisses transformiert, weil die Kontrolle der Traumbilder durch unsere auf den Sinneseindrücken der Wirklichkeit fußende Kritik fehlt.
Wohl zweifellos trifft die Freudsche Erklärung für viele Träume zu. Wenn wir sie im einzelnen analysieren, werden wir uns nicht selten dabei ertappen, daß wir uns im Reich der Träume einen Wunsch erfüllt haben, den uns die nüchterne Wirklichkeit versagt hat. Iedes Traumerlebnis dadurch zu erklären, ist aber gewiß nicht richtig; dazu ist die Vorstellungswelt im Traum viel zu

mannigfach und unbestimmt. Zum mindesten können wir nur sagen, daß sich der Traumbeginn als eine versteckte Wunscherfüllung im Sinne Freuds erklären läßt, daß aber die im Verlauf eines Traumes auftretenden, oft sehr wechselvollen, nicht selten um Iahre zurückliegenden Erinnerungsbilder meist durch ganz äußerliche Gründe, durch Gleichklänge, an die auch im Wachbewußtsein die Phantasie oft anknüpft, und andere ursächliche Momente, die wir im einzelnen nicht immer übersehen können, hervorgerufen werden.

Auch im wachen Zustande werden durch Namen, an die wir fest eingewurzelte Vorstellungen knüpfen, durch gleich oder ähnlich klingende Worte oft genug Vorstellungen von Dingen in uns erweckt, die außerhalb unserer eigentlichen Denkrichtung liegen. Mich fragt etwa ein Bekannter, ob ich mit ihm ein Glas Tee im Cafs „Monte Carlo" trinken wolle; sofort werden in mir Vorstellungen von Monte Carlo, der Spielbank, der Riviera, einem Automobilunfall, den ich dort erlebt habe, wach. Erkennen wir bei unseren Wacherinnerungen immer noch einen verhältnismäßig deutlichen Zusammenhang zwischen den einzelnen, sich aufdrängenden Vorstellungen, so sind die Traumbilder ganz besonders dadurch ausgezeichnet, daß sie nur einen ganz losen Zusammenhang haben, daß sie gewissermaßen von einer Vorstellung zur anderen springen und oft nur noch mit größter Mühe ihre Zusammengehörigkeit erkennen lassen.

Manche, nicht selten etwas psychopathisch veranlagte Menschen haben auch im Wachzustande eine so labile Vorstellungswelt, transformieren ihre Erlebnisse in so phantastischer Weise, daß ihre Assoziationen die größte Ähnlichkeit mit dem Mechanismus der Traumumbildungen bekommen. Ein mir sehr gut bekannter Iunge, der zu jener Kategorie von Kindern gehört, die durch eine äußerst lebhafte Vorstellungswelt infolge einer überreichen Phantasietätigkeit ausgezeichnet sind, die für ihre Spiele stets eine besondere Geschichte erfinden und auch, wenn sie allein sind, sich nie langweilen, wird von der Mutter nach dem Namen eines neuen Lehrers gefragt. Er sagt, der neue Lehrer heiße „Herr Kakao". Der Mutter, die das Innenleben ihres Sohnes sehr gut kennt, erscheint der Name nicht ganz geheuer; sie fragt deshalb den um ein Iahr älteren Bruder, bei dem im Gegensat z zur Phantasie die intellektuelle Begabung viel stärker hervortritt, nach dem Namen des Lehrers und erhält die Antwort, daß er „Herr Hildebrand" heiße. Zugleich ist er über seinen jüngeren Bruder empört, weil er glaubt, er habe lügen wollen. Davon ist natürlich keine Rede; vielmehr hat der jüngere durch den Namen „Hildebrand" sofort die Vorstellung „Hildebrands Kakao und Schokolade", die ihm wahrscheinlich sehr vertraut ist, bekommen und in seiner Zerstreutheit den Namen so transformiert. Diese Kinder stehen bei Eltern und Lehrern ständig im Verdacht zu lügen; von einem vorsätzlichen Lügen kann aber bei ihnen keine Rede sein. Es gehört nur ein liebevolles Eingehen und feines psychologisches Verständnis dazu, um die angeblichen Lügen als abgeirrte Assoziationen, als Transformationen einer lebhaften Phantasietätigkeit zu entpuppen. Ein ander-

mal fragt derselbe Iunge die Mutter, ob er von einem Freunde eine Trommel als Geschenk annehmen dürfe; da die Mutter das verneint, sagt er indigniert: «Schön, dann bekommt es der Harz". Gemeint war von ihm die „Brocken-sammlung".

In derselben sprunghaften Form arbeitet die Traumphantasie; kein Wunder also, daß, wie wir es ständig erleben, im gleichen Traum ganz heterogene Vorstellungsbilder auftauchen. Im Traum fehlt uns eben auch der nüchterne Verstand, der streng logisch und geordnet, kontrolliert von den unverrückbaren Bildern der Wirklichkeit, unsere Gedanken leitet.

Unser Bewußtsein ist die allgemeinste Funktion des Gehirns; von allem, was wir erleben, bleibt uns eine Vorstellung, eine Erinnerung im Bewußtsein zurück. Wir müssen annehmen, daß alle Reize, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, an bestimmten Stellen unseres Hirnes einen nie mehr ganz weglöschbaren Eindruck hinterlassen. Darum können Erlebnisse, die oft um viele Iahre zurückliegen, durch ein geeignetes Moment wieder in unser Bewußtsein kommen; die Erinnerungsbilder waren lange Zeit nur latent, unter der Schwelle unseres Bewußtseins, können aber aus dem Meer der Vergessenheit, in dem sie unter der erdrückenden Fülle neuer Vorstellungen versunken waren, immer wieder auftauchen. Sie brauchen nur durch einen geeigneten Anstoß aus der Vergessenheit emporgehoben zu werden.

Wir haben Erinnerungen auch von den Bewußtseinsvorgängen, die sich im Traumleben abspielen. So flüchtig wie die Traumbilder, so schnell sind allerdings die Erinnerungen daran zerronnen. Immerhin wissen wir des Morgens, wenn wir erwachen, von den Bewußtseinsvorgängen unseres Traumlebens. D i e T ra u m erinn eru n g dokumentiert uns die Wirklichkeit unseresTraumbewußtseins. Wenn wir aus tiefem Schlaf erwachen, wissen wir nichts von dem, was mit uns während dessen geschehen ist. Wir haben gelebt, wir können es aber nicht beweisen; der Träumende hat nicht nur gelebt, er weiß auch, daß er gelebt hat. Durch die Erinnerung, die er von den Traumvorgängen hat, beweist er sich selbst die Wirklichkeit seines Traumbewußtseins; denn Erinnerungen hinterlassen nur solche Erlebnisse, die bis zur Schwelle unseres Bewußtseins vorgedrungen sind.

Der Träumende hat also bei Bewußtsein geschlafen. Er weiß, daß er auch während des Schlafes am Leben gewesen ist; das weiß der in tiefem Schlaf Versenkte nicht, da er keine Erinnerung von der Zeit besitzt, die er verschlafen hat. Sein Gehirn war währenddessen vollkommen ausgeschaltet und funktionslos, während im Traum eine gewisse, wenn auch nicht normale Erregtheit der Rindensubstanz noch vorhanden war. Deshalb ist auch nur der traumlose Schlaf wirklich erquickend, bringt dem Gehirn die erwünschte Ruhe und macht es zu neuen Leistungen seiner Ganglienzellen, zu neuen Bewußtseinsproduktionen, fähig. Das weiß jeder aus seiner eigenen Erfahrung.

Wir haben also im Traum einen echten Bewußtseinsvorgang, der sich allerdings vom normalen Bewußtsein erheblich unterscheidet. Ihm fehlt jede Hemmung, jede Regulation durch die Vernunft, die im Wachen unsere Gedanken ordnet. Die Traumbilder haben auch keine enge Gliederung wie die an sich in gesetzmäßiger Folge auf uns einwirkenden Bilder der Außenwelt, sie sind Erinnerungsbilder, die sich sprunghaft aneinander reihen und nur mit großer Mühe den Faden, der sie verbindet, erkennen lassen.

Wir können den Traum wohl als einen Willensausdruck auffassen und nähern uns dann der Freudschen Erklärung, die in dem Trauminhalt die Erfüllung eines in der Wirklichkeit unerfüllten Wunsches erblickt. Alles, was wir wollen, was wir zu tun vorhaben, tragen wir in unserem Bewußtsein; sehr oft aber stellen wir unsere Wünsche aus mancherlei Rücksichten zurück, wir hemmen sie und bringen sie nicht so zur Ausführung, wie es ursprünglich in unserer Absicht lag. Die uns anerzogene Beherrschung unserer ursprünglichen Empfindungen hemmt unsere Willensgestaltung. Die Hemmungen fallen fort, sobald nicht mehr die Vernunft unsere Vorstellungen leitet und damit die Kontrolle unserer Handlungen fortfällt. Das ist der Fall im Traum. Darum können seine Vorstellungen ein Ausdruck dessen sein, was bisher latent als Wille in unserem Bewußtsein lag. Was wir in Wirklichkeit tun, entspricht unserem eigenen Wunsch nicht immer; im hemmungslosen Traume handeln wir dagegen nur danach. Freilich wird der ursprüngliche Willensausdruck bald durch die Vorstellungen, die sich sprunghaft im weiteren Verlauf aneinander ketten, derart verschleiert, daß meist das resultierende Traumgebilde ein Gemälde voll wunderlicher Bizarrerien wird, die zur Traumursache kaum noch in Beziehung stehen und auch untereinander nur sehr schwer in Zusammenhang zu bringen sind.

Dr. Willy Moog:

Die philosophische Bildung und der Schulunterricht.

Es ist heutzutage kaum mehr zweifelhaft, daß sich nicht nur die Philosophie als Wissenschaft nach einer Zeit des Niedergangs wieder in einem Stadium des Aufstiegs befindet, sondern daß auch das philosophische Interesse überhaupt unter den Gebildeten erheblich zugenommen hat. Ie mehr gegenüber den mannigfachen zersplitterten Tendenzen des modernen Menschen die Frage nach der Vereinigung all der Einzelheiten, nach einem zusammenhängenden Ganzen, nach einer Kultur in den Vordergrund tritt, um so mehr muß auch die Frage nach der Bedeutung der Philosophie für Wissenschaft und «eben wieder sich geltend machen. Es ist

nicht mehr möglich, tiefer liegende Fragen nach Wesen und Zweck ohne weiteres abzuweisen, das Bedürfnis nach einer Welt- und Lebensanschauung kann nicht mehr durch oberflächliche Erklärungen befriedigt werden, deren Unzulänglichkeit bei verwickelten Problemen, wie sie sich heute überall darbieten, sogleich fühlbar wird. Die Philosophie ihrerseits sucht wieder eine engere Verbindung mit dem praktischen Leben, neben die Wissenschaft der Studierstube tritt die Lebensphilosophie. Wenn schon das individuelle Leben, sobald es in seiner Tiefe betrachtet wird, nach einer Philosophie verlangt, so macht sich dies Bedürfnis noch stärker geltend bei den Fragen des sozialen Lebens. Eine tiefere Einsicht in das Wesen der Gesellschaft, der Kultur usw. ist ohne eine philosophische Grundlage nicht denkbar. In unserer Zeit, wo solche Fragen immer brennender werden, zeigt sich daher auch immer mehr die Notwendigkeit einer Philosophie. Eine Lebensphilosophie, die eine Vertiefung und Bereicherung des Lebens bedeutet, ist ein unentbehrlicher Grundbestandteil jeder Bildung überhaupt.
Eine Erziehung, die zu einer richtigen Bildung des Menschen hinführen soll, darf daher auch das philosophische Moment des Bildungsideals nicht unberücksichtigt lassen. Gerade bei der Erziehung offenbaren sich die Schäden einer neuen Zeit am ersten und am deutlichsten, aber die notwendigen vorteilhaften Veränderungen des Lebens kommen hier viel schwerer zum Durchbruch. Denn Erziehung und Unterricht müssen einen gewissen konservativen Zug bewahren und hinken daher den Fortschritten des Lebens nach. Heute sucht auch die Schule der veränderten Sachlage in den Wissenschaften sich mehr anzupassen. Von den verschiedensten Seiten her werden sowohl neue pädagogische Methoden wie neue Unterrichtsgegenstände gefordert. Aber durch solche Erweiterungen und Umgestaltungen hat man meist die Einheit des alten Schulwesens zerstört. Das neue Schulwesen gewinnt den Charakter einer uneinheitlichen Mannigfaltigkeit von Tendenzen, die sich nicht zu einem systematischen Ganzen zusammenschließen wollen, ein Zustand, der etwa einem ausgedehnten bloßen Spezialistentum in den Wissenschaften entsprechen würde. Von einem humanistischen Bildungsideal will man vielfach nicht mehr sprechen, ein realistisches Bildungsideal aber ist noch nicht verwirklicht. Denn die Bildung, welche unsere heutigen Realanstalten bieten, stellt eben nur eine andere Seite der Bildung dar, aber sie ist kein Ersatz für eine humanistische Bildung und keine einheitliche Gesamtbildung.
Es fehlt dem heutigen Unterricht ebenso wie dem Bildungsideal im wesentlichen eine einheitliche Grundlage und ein einheitliches Ziel. Über der Menge und der Vielseitigkeit des Stoffes werden die großen Zusammenhänge und die Richtlinien der Bildung oft außer Acht gelassen. Und der Schüler besitzt nicht die Fähigkeit, die einzelnen Bruchstücke zusammenzufügen. Nur durch eine richtige Vertiefung, nicht durch eine Erweiterung des Unterrichts läßt sich diesem Übelstand entgegenarbeiten.
Die Frage: gehört die Wissenschaft in die Schule? wird in der Regel ziem-

lich sinnlos gestellt. Der wissenschaftliche Betrieb als solcher verträgt sich allerdings nicht mit den Aufgaben der Schule. Aber selbstverständlich muß die Schule mit der Wissenschaft Fühlung haben und aus den wissenschaftlichen Ergebnissen den geistigen Lebensgehalt, der für die Gesamtbildung des Menschen von Bedeutung ist, in sich aufnehmen. Durch popularisierende Darstellungen dringen Resultate der Wissenschaft immer mehr in weitere Kreise, und besonders nimmt auch die Iugend von ihnen Kenntnis. So verdienstlich das Bestreben sein kann, auf solche Weise die WissensÄ)aft volkstümlich zu machen, so gefährlich kann es wirken. Namentlich auf naturwissenschaftlichem und philosophischem Gebiet wird dadurch vielfach nur einer seichten Aufklärung der Weg geebnet. Es ist eine wichtige Aufgabe des Unterrichts, dieser Gefahr entgegenzutreten, und er kann das nur, wenn er es versteht, die wissenschaftlichen Ergebnisse in sachgemäßer Weise aufzunehmen, wenn er mit mehr philosophischem Geist erfüllt wird.
Die Notwendigkeit einer philosophischen Allgemeinbildung ergibt sich aus den Forderungen der Zeit und des geistigen Lebens überhaupt ebensosehr wie aus der Art des heutigen Unterrichts selbst. Die philosophische Bildung muß eine formale und eine inhaltliche sein. In formaler Hinsicht soll der Unterricht eine Erziehung zum philosophischen Denken bieten. Alle Fächer weisen in Menge Punkte auf, an denen der Geist zur schärferen Erfassung des Gedachten, zur Selbstbesinnung über das Denken und seine Gesetze gezwungen ist, wo das richtige Verständnis des Stoffes von selbst eine Übung des Denkens darstellt. Iede Erziehung zum Denken muß bis zu einem gewissen Grad auch eine Erziehung zum philosophischen Denken sein, denn philosophisches Denken ist die Grundlage zum wissenschaftlichen Denken, zum richtigen Denken überhaupt. Auch in inhaltlicher Hinsicht kann jedes Fach zur philosophischen Bildung beitragen, wenn man die philosophischen Probleme, die sich aus der Behandlung fast jedes wissenschaftlichen Stoffes ergeben, heraushebt. Die Berücksichtigung der Philosophie im Unterricht bedeutet also eine Vertiefung, eine stärkere Fruchtbarmachung des Unterrichts überhaupt. Dazu sind kaum äußere Umgestaltungen des Lehrplans nötig, wohl aber wird damit eine innere Belebung der Methode und des Stoffes gefordert. Durch jene Beziehung auf die philosophischen Momente wird einer Zersplitterung des Unterrichts vorgebeugt. Die Philosophie erscheint als einheitschaffende Macht, die philosophische Bildung des Menschen wird in diesem Sinn zur Grundlage und zum Ziel des Unterrichts. Was zu einem solchen philosophisch vertieften Unterricht verlangt wird, ist keine Schulphilosophie, sondern eine Lebensphilosophie, die eine Hinleitung zum Ideal einer allgemeinen Geistesbildung sein soll. Allerdings wird der philosophisch gerichtete Fachunterricht nicht allein diese Aufgaben erfüllen können, er bedarf zu seiner Ergänzung einen besonderen philosophisch-propädeutischen Unterricht, der das einheitliche Ziel auch äußerlich dokumentiert. Auch er soll keine philosophische Dogmatil sein, sondern eine freie Erörterung philosophischer Probleme, die für die Bildung einer Welt- und Lebens-

anschauung wichtig sind. Die mannigfachen Fäden, die im Fachunterricht auf die Philosophie hinführen, werden hier verknüpft und weitergeleitet. Wichtiger als etwa die Behandlung einiger Kapitel aus Logik und Psychologie ist eine Betrachtung der philosophischen Standpunkte, wie wir sie bei großen Denkern finden, eine Entwicklung der bedeutendsten philosophischen Probleme aus der Geschichte der Philosophie heraus. Ein solcher Unterricht in Philosophie und ein philosophisch vertiefter Unterricht bedingen und stützen sich wechselseitig, beide sind notwendige Bestandteile eines allgemeinbildenden Unterrichts*).

Therese Lehmann-Haupt:
Griechische Reisebriefe.

IV.

Athen, den 12. April.

Heute, am letzten Arbeitstag des Kongresses, bin ich fleißig gewesen und habe einige, mich besonders interessierende Vorträge gehört. Erwähnen möchte ich den von Heisenberg, der aus bisher mißverstandenen Darstellungen eines im Vatikan aufbewahrten Sarkophags fein und scharfsinnig die Örtlichkeit und die Anlage der über dem heiligen Grabe errichteten Kirche und anderer früh-byzantinischer Bauten auf dem Ölberge erschloß.

Nachmittags 5 Uhr war der Empfang in Frau Schliemanns wundervollem Haus. Ein weißer Marmorpalast in einem mit Rosen überblühten Palmengarten. Für jedes Zimmer brauchte man eigentlich Stunden und Stunden, um alles in sich aufnehmen und genießen zu können. Nur schade, daß diese Unmenge von Menschen überall umherflutete. Endlich landeten wir oben auf der weit ausholenden weißen Marmorterrasse, dem Dach des Hauses, wo wir gerade recht kamen, die Sonne untergehen zu sehen hinter der Akropolis, — die Berge, besonders den ruinengekrönten Lykabettos rosig beleuchtend.

Nachdem die weihevolle Stimmung verklungen war, konnten wir die zwei bekannten Forscherinnen, etwa siebzigjährige Damen, Zwillinge, Mrs. Gibbons und Mrs. Lewis, die den berühmten syrischen Koder des neuen Testamentes auf dem Sinai entdeckt haben und Ehrendoktorinnen von Halle und Cambridge sind,

*) Vgl. meine Aufsähe: „Die Behandlung der philos. Propädeutik" (Päd. Archiv, 1911. Heft 11) und „Der philosophisch vertiefte Unterricht" (in dem Jahrb. d. Ver. f. wiss. Päd. 1914).

dem Kronprinzen, als Vizepräsidenten des Kongresses, vorstellen, was ihnen viele Freude machte. Ein Herr G. S. und Frau aus London, die viele archäologische Interessen haben und alljährliche und begeisterte Athenbesucher sind, hatten auch den Wunsch, und Frau Lambros wurde auf unsere Bitte sofort zur liebenswürdigen Vermittlerin. Als nach erfolgter Vorstellung Herr S . . . ., ein gesund aussehender, kräftig muskulöser Sechziger, die Treppe hinabgehen wollte, befiel ihn plötzlich ein leichter Schwindel.

Wenn man sich hier an dieser Stelle Schliemanns Leben überdachte, so konnte einem wohl der Neid kommen, — aber mehr noch warme Freude, daß einem Menschen von Schliemanns Bedeutung das beschieden war: So Großes geleistet zu haben, die in ihrer überwältigenden Vielseitigkeit und eigenartigen Schönheit unerreichbare Welt Homers der neuen näher gerückt und wiedergegeben zu haben, — von Palmen, Orangen und Rosen umblüht auf dem Dach eines solchen Hauses zu sitzen, — vor sich die Akropolis, und über das Meer hinüberschimmernd die fernen Bergzüge des Peloponnes, hinter denen Mykene und Tiryns, die durch ihn lebendig gewordenen homerischen Stätten, liegen: — das war Leben — nur viel zu kurz und zu jäh abgebrochen. Auch mit Schliemanns Sohn, der schönen Schwiegertochter, einer Dänin, und seiner Tochter Andromache wurden wir bekannt.

Nach gemeinsamem Abendessen gingen wir alle in den Kinematographen, wo wir außer allerlei lustigen Sachen auch den Kongreß an uns vorüberziehen ließen, und es war spaßhaft, sich oder seine Freunde flüchtig zu erkennen. Beim Anblick der Universität, Lambros', des Königs oder des Kronprinzen wurde dann laut Beifall geklatscht, was letzterem in seiner Loge großen Spaß machte.

Sonntag, den 14. April.

Ein gesellschaftlich bewegter Tag schloß gestern mit einem Mahl der dankbaren Deutschen zu Ehren von Lambros und einer Vorführung griechischer Tänze; letztere hatten wir zum Teil neulich schon in Eleusis gesehen, nun führten auch die Mädchen von Megara ihre Ostertänze vor.

Wir rüsten jetzt zur Inselreise; wie lockend klingt das, und doch ist mir der Gedanke bedrückend, noch wieder so viel weiter von den Kindern daheim entfernt zu sein, ja, man steht auf den Inseln nicht einmal in regelmäßiger Verbindung mit dem Festlande, so daß einem nur das Telegraphieren bleibt. Ägina, Kap Sunion, Delos, Thera, Kreta; aber nun heißt es: mitgefangen, mitgehangen. Wir werden auf dem griechischen Schiff wohnen und von Insel zu Insel fahren — fünf Tage lang. Wenn nun ein Sturm kommt, brrr!

Gestern, Sonntag morgen, gingen wir ins Nationalmuseum, wo mein Mann mir und unsern Freunden zum Führer wurde. Aber wie uns das packte, all die wundervollen Kunstwerke, den Nestor- und die Vaphio-Becher, die eingelegten

Waffen, Ringe, Masken, die ich Stück für Stück aus den Nachahmungen, die mein Mann bei seinen Vorträgen zu zeigen pflegt, kenne, so in ursprünglichen Originalen in dem wundervollen Golde zu sehen! Und dann der Hermes von Andros und die Fülle der übrigen Skulpturen, die Grabstelen in ihrer ergreifenden Schlichtheit; die lebensvollen Bronzen, die Tanagra-Figuren, die herrlichen bemalten Vasen von den ältesten mykenischen bis zu den rotfigurigen der attischen Blütezeit: — das Ganze wirkte wie ein Traum, der plötzlich wahr wird. Endlich schlug unsere Mittagsstunde und es galt ein Losreißen.
Aber nach dem Essen und einer ganz kurzen Ruhe wurde es fast noch schöner: einige Freunde holten uns ab, und wir gingen ins Museum der Akropolis, wo uns Professor Sotiriadis und andere erwarteten. Er ist nächst Dörpfeld sicher der beste Führer hier, und es war ein unbeschreiblicher Genuß, die ganze Akropolis mit den Propyläen, dem Parthenon, dem Erechtheion, dem Tempel der Nike Apteros wieder aufleben zu sehen, — aus den zum Teil wundervoll erhaltenen Bruchstücken und den ergänzenden Zeichnungen. Und was Professor S. so ganz von dem Durchschnitt der Archäologen unterscheidet: Er hat die begeisterte Liebe für die große, wundervolle Vergangenheit, — er fühlt sich als Grieche und als Sohn des Volkes, das die Perser besiegt und das Vollkommenste in Kunst und Schönheit geleistet hat. Und was er alles in dem kalten Marmor gefunden hat! Aber er findet ihn nicht kalt, er sagte: „Fühlen Sie doch, ist er nicht weich und warm — ist dieser Arm des schönen Iünglings nicht jugendfrisch und doch so muskulös? Und dieses Lächeln auf dem Antlitz der Iungfrau aus der Zeit vor den Perserkriegen — ist er nicht lebendig und leise schelmisch?" Dann die Rekonstruktion der uns aus London so wohl vertrauten großen Giebelskulpturen des Parthenon. Wie lebendig ersteht Hephästos vor uns, wie er den Schlag auf das Haupt des Zeus führt, aus dem nun Athene entspringt. Nie innerlich fühlen wir uns beteiligt bei dem Kampf zwischen Athene und Poseidon, — wer der Menschheit das Höhere gibt: Poseidon, der die salzige Meerflut spendet, unterliegt gegen Athene, die den fruchtbringenden und segenspendenden Ölbaum bringt, der ja fast die einzige Erwerbsquelle des steinigen Landes war. — Der kleine hagere Mann glühte so vor Begeisterung, daß er schön wurde, — und es war uns sehr schwer, ihn schließlich bitten zu müssen, nur beim Wichtigsten zu bleiben, denn wir wollten in die Schlußvorstellung und Preisverteilung ins Stadion zu den olympischen Spielen.
Dort trafen wir — zwei Stunden nach Beginn — gerade noch rechtzeitig ein. In derselben Reihe mit uns saß der ganze Hof mit den liebreizenden Kindern, die ihre Ungeduld bei den schier endlosen Zeremonien nur mühsam, aber erfolgreich bekämpften. Ein gewisses Kinderpärchen im fernen Pommernlande hätte sicher nicht so rührend still gesessen, wie der achtjährige Prinz und seine Schwestern.
Endlich trat Lambros, der auch Präsident der olympischen Spiele war, zum

König, begleitet von Dienern, die in großen Körben die Preise: Ölzweige, die an Diplome festgebunden waren, — trugen. Die Namen der Sieger wurden aufgerufen, und der König überreichte jedem seine Auszeichnung. Ein einfacher Soldat erhielt sechs Preise, und das Hochrufen und Klatschen der Tausende von Zuschauern steigerte sich mit jedem Male. Der Hauptpreis war eine große Statue der Athene in grüner Bronze. Wohl über hundert Sieger wurden so belohnt, während des ganzen Aktes mußten alle stehen. Einmal las der Ausrufer eine ganze Reihe von Namen vor, auf die sich niemand meldete, — darauf sprach Lambros einige bedauernde Worte zum König, dieser winkte ab, lächelte klug, — es sollen die Sozialdemokraten gewesen sein, die auf den Lohn aus des Königs Hand keinen Wert legten. Ich möchte nicht der König sein. Seine Stellung ist so unsicher, daß er alles tun muß, was das Volk wünscht. Sonst würde er sich nach derartigen Erfahrungen auch wohl lieber von solchen Volksfesten fernhalten. Aber es war doch sehr eindrucksvoll, und ich wurde nicht müde, zuzusehen. Und dann so frohe Szenen, z. B.: Ein bildhübscher, prächtig gewachsener Iunge von etwa 14 Iahren hatte 3 Diplomrollen mit Ölzweigen bekommen und zeigte sie strahlend seiner Mutter, die unter uns im Gedränge stand. Und wie die ihm zunickte, — so stolz und so warm! Ein anderer Iunge, Führer einer Turnriege, brachte dieser den von ihr gewonnenen Preis: dieser Iubel der Iungen, — alle warfen jauchzend die Mützen in die Luft und schwenkten hoch ihre blauweiße Fahne! Mit der schönen Nationalhymne schloß die Feier. Der Hof schritt durch die Arena, von den spalierbildenden Kämpfern, Turnern, Läufern und Werfern stürmisch begrüßt, und die ungeheure Menschenmenge flutete ihnen nach.

Aber wie anständig geht es hier bei solchem Gedränge zu: Kein Stoßen und Drängeln, und als wir einmal, um zur Bahn zu gelangen, den Zug durchqueren mußten, machten uns alle höflich Platz. Auch hier alte Kultur!! — Wie liebenswürdig ist das Volk überhaupt. Ich hatte mir die einfachen Griechen lange nicht so erfreulich gedacht, glaubte sie gewinnsüchtig, aufdringlich, kurz, schlimmer als die Italiener, aber keine Spur. Die Bettelei ist äußerst selten. Und außer, daß manche starke Neigung zum Falschherausgeben haben, sind sie durchaus Ehrenmänner. — Gestern warteten wir auf die elektrische Bahn. Sofort machten uns ein paar einfache Männer auf einer Bank Platz, und eine dazugehörige Frau, die einen großen Strauß Orangenblüten hatte, brach mir, als ich mich neben sie setzte, einen herrlichen Zweig daraus und schenkte ihn mir. — Ein Freund ließ sich neulich von einem Schuhmacher in seiner Bude etwas flicken, was ca. 20 Minuten in Anspruch nahm. An Bezahlen war nicht zu denken. Sobald er nach seinem Portemonnaie greifen wollte, wehrte der Schuster mit echt orientalischer Lebhaftigkeit ab: „Xenos" („Fremder" und gleichzeitig „Gast"). — Ein junger griechischer Professor, der uns ein rührend getreuer Führer war, schickte mir noch obendrein einen wundervollen Rosenstrauß. — Heute kauften

wir in einer weitentfernten Straße von einem kleinen Straßenhändler einige Bilder, bezahlten sie und sagten: „Hotel Imperial-tessara! (Nr. 4)". Er machte eine Bewegung mit der Hand, — als wollte er sagen: Eher, daß ich sie nicht richtig abliefere, lasse ich mich töten! Wir fanden die Bilder richtig vor.
Die Griechen haben ein Talent, einem jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Man spricht es noch nicht aus, so ist es da.
Nach den herzerfrischenden olympischen Spielen folgte ich einer Einladung des Lyzeumklubs zum Tee. Die alte Mrs. L — sie hat einen regelrechten Kinnbart — redete in ihrem Cambridge Gown ganz leise, aber dafür stundenlang, und ich verzog mich bald, und wir brachten noch eine frohe Stunde am deutschen Tisch zu.
Heute, Montag, war der erste unbesetzte Tag, den wir, selig der Freiheit, gründlich genossen haben; auch fuhren wir zum Osterreichischen Lloyd, die Plätze für die Rückkehr zu belegen. Wir wollten über Konstantinopel heimfahren, doch scheinen die Türken uns mit ihren gelegten Minen die Freude verderben zu wollen. Dann haben wir alles zur morgigen Inselreise geordnet, die wir früh um sieben antreten.
Darauf bummelten wir durch das alte Athen mit seinen interessanten Bazaren zum Turm der Winde, dann zum Theseion, dem besterhaltenen Tempel der ganzen griechischen Welt, dann zum Pnyr-HUgel, mit seinen vielen Felsbearbeitungen. Ach, und die wundervolle Stille dort nach allem Tumult, nur vereinzelt kamen noch einige Kongressisten, — die meisten sind schon abgereist. Dann wanderten wir wieder auf den Hügel des Philopappos, von wo man den wundervollsten Rundblick hat: Zu Füßen die Stadt, bis zum Meer sich hinstreckend. Mächtig weit gelagert das alte und das neue Athen, — drunten dae Theseion, — dann all die neuen prächtigen Gebäude im Stil der alten, — dazu das breite Königsschloß, und über allem, auf ewigen Felsen lagernd, die Akropolis. Und wandte man sich um: das Meer, so weit man blicken konnte, und daraus aufragend: Salamis, Agina und drüben die Küste des Peloponnes. Weiß schimmerten die Marmorbrüche des Pentelikon, und nun, bei der untergehenden Sonne, wurde der Hymettos violett beleuchtet, und so wurde uns das veilchenumgürtete Athen zum Erlebnis. Während mein Mann das Denkmal des Philopappos und dessen Inschriften näher besichtigte, spielte ich, auf dem Felsen sitzend, ein wundervolles Spiel: Ich schloß die Augen und tat, als ob ich in unserem rauchigen, englischen Wohnort wäre; dachte an den Square mit seinen kärglichen Bäumen, an die unsauberen Straßen, die qualmenden Schornsteine, und dann öffnete ich plötzlich die Augen gegen die Akropolis auf: Und mein Herz jauchzte.
Und dann mußte ich doch traurig sein, meines Vaters gedenkend, der es mit größerem Verständnis und in manchem Sinne noch tiefer genossen hätte:

Warum war's ihm nicht vergönnt gewesen. Hatte er sich doch in seinen letzten Lebensjahren nur mit den griechischen Dramen beschäftigt, und ich sehe ihn noch deutlich vor mir, wie er, als ich einmal in seinem Sommerasyl, Berchtesgaden, zu ihm ins Zimmer trat, den schönen Kopf mit dem silberleuchtenden Haar von dem Buche hob, mich mit den Augen, die so tiefblau waren, wie man sie sonst nur bei Kindern findet, strahlend und weltentrückt ansah und sagte: „Ia Griechenland, Töchterchen — wer dort hinlann!" Und ich nickte und lächelte und dachte: Wi« kann man nur so weit schweifende Wünsche haben! Nun ruht er lange unter'm wuchernden Efeu, und sein Grabstein trägt die schlichte Inschrift: „Hlors error."
Von der griechischen Abendsonne duftfarben übergossen, hatte ein armer Händler den Hügel erklommen mit einem Korb voll Dretzeln und Kuchen. Wie die Griechen alles schmücken, — oft recht kindlich, — so hatte er einen roten Gazeschleier um den Korb drapiert. Er bot niemand seine Ware an, sondern ging still zu einem schroffen Felsstück hart am Abhang, setzte sich hin und schaute, gleich mir, dem Farbenspiel des Sonnenunterganges zu. Vier hübsche Griechenkinder, blond und schwarz, spielten still umher, auch sichtlich die Schönheit genießend. Wir schickten sie zu dem Händler, und sie wählten lange und wichtig und tauschten immer wieder und zogen dann glücklich, jeder mit einer Bretzel, weiter.
Als wir auf dem Heimweg am Hotel Grande Bretagne vorüberkamen, winkte uns Frau S hinein und sagte uns, daß ihr Mann erkrankt sei. Leichte plötzliche Ohnmacht und geminderte Beweglichkeit, doch erkläre der Arzt, es sei nur Ermüdung. Ich versprach ihr, sobald wir von der Inselfahrt zurück seien, sie aufzusuchen. Mein Mann meint, ihm käme der Fall gar nicht leicht vor.
Und nun einen vorläufig letzten Gruß aus Athen.

Else Hosser:
Sieger. Roman.

(Fortsetzung.)

2. K a p l t e l.

In dem dunklen, romanischen Eßzimmer der Villa Torbeck stand der Früh-stückstisch gedeckt. Frau Torbeck, im lila Morgenkleid, das sehr weich um ihre hübsche Figur floß, hantierte leise und graziös mit dem Geschirr. In ihren Be-wegungen lag eine gewollte und bewußte Harmonie. Sie war auffallend hübsch, ihr Gesicht war ganz glatt und faltenlos, und wenige bemerkten, daß es ein wenig leer war, um den Mund hatte sie einen sorglosen, fast kindlichen Zug. Sie sah aus wie ein Mensch, dem dunkles Leid nichts anhaben kann, weil e> gar kein Organ dafür hat, es zu erfassen, und das war es wohl auch, was sie so jugendlich und unberührt erscheinen ließ.

Sie legte die Hand prüfend an die Teekanne, und als sie im Nebenzimmer den raschen, etwas heftigen Schritt ihres Mannes hörte, füllte sie seine Tasse und begann ihm sorgfältig und bedächtig die Brötchen zu streichen. Sie tat es, wie man eine jahrelang gewohnte Arbeit verrichtet, erakt und appetitlich.

Torbeck trat ein und schloß die Tür sehr energisch hinter sich. Die Frau runzelte ein wenig die Brauen und sie dachte: „Ich habe ihm in der 22 Iahre langen Ehe den Lärm noch nicht abgewöhnen können." Aber sie schwieg, sie wollte den Tag nicht mit einem Mißklang beginnen.

Er setzte sich und trank hastig, dazwischen nahm er mit kurzem Nicken die Brötchen aus ihrer Hand.

„Wo warst du denn gestern abend?" fragte sie freundlich, aber ohne be-sonderes Interesse.

„In einer Arbeiterversammlung", sagte er und sah sie scharf an. Wußte sie von Margas Streich?

Sie hielt die Augen gesenkt. „Und darum mußten wir bei Vredos ab-sagen? Schade!"

Er lächelte spöttisch und zuckte die Achseln. Sie fragte nicht weiter: wie war es? Was hast du erlebt? Sie hatte keine Spur von Verständnis für seine Interessen, und er erwartete das auch gar nicht anders, er wußte kaum, daß die Frau oft dem Manne die geistige Kameradin sein kann und mit ihm durch alle Wirrnisse seiner Arbeit und seiner Sehnsucht schreitet. Er kannte es

nicht anders, als daß die Frau ein Schmuck und Lurusgegenstand ist, und so bewertete er sie.
Er würde wohl sehr verlegen geworden sein, wenn er seiner Frau hätte von sich und seinen Plänen, von seinen Kämpfen und Hoffnungen sprechen sollen.
Er wußte: sie war vollkommen glücklich, mochte sie von ihm das gleiche glauben.
War er es vielleicht nicht?
Er sah nachdenklich auf den Grund der Tasse, und ein ganz schattenhaftes Lächeln zog um seinen Mund.
Ia, jetzt war er wieder glücklich, denn jetzt hatte er ein Ziel! Das Ziel — das Ziel hatte ihm jahrelang gefehlt, da er nur mouov nlllkei- für die Seinen gewesen war. Ietzt hatte er das Ziel und die Idee, die das Leben un0 den Kampf lohnten!
Er dachte an den kahlen Saal, in dem seine Stimme so energisch und klar geklungen hatte, und an das jubelnde Brausen dachte er, das ihm gezeigt hatte, daß er gezündet. Und dann sah er Margas bleiches Gesicht mit den lodernden Augen. —
„Wo ist denn Marga?" fragte er unvermittelt. Frau Torbeck sah auf das große Messingzifferblatt der Standuhr. „Es ist noch früh, sie sind noch nicht auf."
„Wo waren sie gestern abend?" fragte Torbeck.
Sie besann sich. „Im Wohltätigkeitskonzert des Frauenvereins."
„So, so, im Wohltätigkeitskonzert —." Er lächelte vor sich hin. Eigentlich imponierte es ihm, daß seine Töchter ihre eigenen Wege gingen. Ob sie das öfter taten? Oder war dies nur eine Laune, kein tieferes Interesse oder gar Verstehen seines Wollens! Es war ja auch unmöglich, daß so etwas hätte in dieser Umgebung gedeihen können! Seine Töchter waren sehr hübsche, scbr liebenswürdige Gesellschaftsdamen, wie hätten sie auch anders werden können unter den weichen applanierenden Händen der Mutter, die alles in harmonische korrekte Formen zwang, was wild wuchern wollte! Auch ihn — jahrelang.
Er sah um sich, und die glatte Harmonie seiner Umgebung erschien ihm auf einmal charakterlos und seelenlos. Ieder Gegenstand war auf seinem Platze, den das sichere Schönheitsgefühl der Frau vor Iahren für ihn bestimmt hatte. Es war einfach undenkbar, daß irgend etwas in der Anordnung nicht stimmte, denn sie bemerkte jede Nuance und korrigierte sie sofort. Mit ihrer ruhigen Willenskraft zwang und erzog sie ihre Umgebung, ihre Familie und ihre Dienerschaft zur Ordnung.
Ihr Haushalt galt für musterhaft, und obwohl sie ^r^uäe 6ame in jeder Linie und Bewegung war, war sie doch eine sehr tüchtige und tatkräftige Hausfrau. —
„Ich könnte die Domestikenstuben scheuern und doch Dame bleiben, und Frau

Bankier Meyer kann Prinzen und Erzellenzen auf ihren jourß empfangen, und wird niemals Dame sein —"
Das hatte sie vor kurzem gesagt mit ruhigem Selbstbewußtsein, und er hatte ihr recht gegeben.
„Warum mußte er jetzt daran denken?" Weil „Dame sein" ihr Lebenszweck war, weil das gerade ihn, den jungen Proletarier, einst so geblendet und berauscht hatte, daß er darin die Vollendung einer sehr alten und guten Kultur sah, die sich in den Familien von Generation zu Generation forterbt und verfeinert und sich verrät in der kleinsten Bewegung des Körpers, in der Kopfhaltung, in der Sprechweise, — und die ihm als das Wundervollste und Erstrebenswerteste erschienen war, so daß er sich seines klobigen Körpers schämte und seiner Vergangenheit, bis er den Träumen seiner Iugend untreu wurde und Knie und Herz vor der alten Kultur beugte.
Er biß die Zähne aufeinander, und die harten Muskeln und Sehnen strammten sich an seinen Kiefern.
Oder kam das, weil er gestern so deutlich seine Mutter gesehen hatte, ein verwüstetes, elendes, schamloses Weib, die eine Höllenllnft von der „Dame" trennte, die ihm da so licht und anmutig gegenübersaß?
Ein würgendes Gefühl saß ihm in der Kehle. Zu diesem elenden Weibe, der Mutter, hatte er sich bekannt, gestern vor den Hunderten. Alle hatten es gehört und ihm darob zugejubelt, — würde ihn das nicht trennen von dieser Frau, die niemals mit einem Worte an seine Vergangenheit rührte?
Er fühlte, daß bald Konflikte ihn hart umdrängen würden, aber er hatte ja den Kampf gewollt und ersehnt, er war ja fast erstickt in der Seelenruhe und der Fronarbeit ums Geld. Daß der Kampf auch die weiße Villa umbranden würde, hatte er nicht bedacht, er war eben gar nicht gewöhnt gewesen, sein Familienleben mit seiner Gedankenwelt und seinem Streben zu verbinden.
Sollte er seine Frau aufklären?
Er hob den Blick zu ihr. Ihre Stirne war faltenlos wie aus Marmor, und ihre steinerne Ruhe schien jeden Sturm, jede Erregung abzuwehren. Der Mann fublte instinktiv, daß sie ihn niemals verstehen würde, und es widerstrebte ihm, ihr sein Wollen zu erklären und zu deuteln, er wollte nicht klein machen mit Worten, was ihm eine große und heilige Sache war.
Er stand auf. „Also leb' wohl", sagte er hastig. In der Türe blieb er stehen und fragte über die Schultern zurück: „Ist heute etwas Besonderes los? Ich habe gar kein Gedächtnis für das Vergnügungsprogramm."
„Ball bei Geheimrat Bellmann", sagte seine Frau mit leisem Vorwurf und stellte seine Tasse auf das silberne Tablett auf dem Serviertisch. Er nickte. Nach zwei Minuten hörte sie das Auto leise surrend die Lindenallee hinabrollen.
Im gleichen Augenblick traten die Töchter ein. Sie hatten ohne Verab-

redung mit der Toilette gezögert und hatten erst ihre Zimmer verlassen, als das Auto davonfuhr.

Sie hatten beide nicht die Kraft, dem Vater zu begegnen. Io, weil sie noch zu tief ergriffen war von seiner schweren Vergangenheit, und weil ihr Herz ihn ganz verstand und mit ihm fühlte, und Marga, weil sie in einem tollen Strudel der wirrsten Gefühle lebte. Ihr Herz begriff wohl sein Leid, und ihre Intelligenz verstand sein Wollen, aber ihr Hochmut bäumte sich auf, und in hartem Vorurteil dachte sie immer wieder: Man gibt sein eigen Schicksal nicht der Öffentlichkeit preis, das ist unvornehm, das ist eine Bestechung des Pöbele. Er hat geworben, und uns alle hat er bloßgestellt.

Frau Torbeck sah ihren Töchtern entgegen, und sofort bemerkte sie die matteren Farben der beiden, ihr scharfer Blick forschte in den Gesichtern. „Ihr seht abgespannt aus, habt ihr schlecht geschlafen? Ihr legt euch nach Tisch hin, damit ihr frisch seid zum Balle. Ich will doch hübsche Töchter haben", sagte sie scherzend. „Iedenfalls zieht ihr die hellgrünen Toiletten nicht an, dazu seid ihr wirklich zu blaß heute."

Da sagte Marga ganz unvermittelt: „Sag mal, Mutter, warum hast du uns nie gesagt, daß unser Großvater Fabrikarbeiter war — und unsere Großmutter —"

Ihre Stimme versagte, ihr Mund war bitter verzogen, ihre Hand lag zusammengekrampft auf dem hellen Tischtuch.

Frau Torbeck stellte die Tasse ganz erschrocken hin. „Aber Kind — was redest du denn? Dein Großvater war Hofrat, das weißt du doch —"

Marga machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Den meine ich nicht, den andern —"

„Den andern" — wiederholte die Mutter mechanisch, und durch ihre Seele ging ein Erstaunen, daß der „andere" auch der Großvater ihrer Kinder war, nicht nur der Herr Hofrat. Sie war wirklich verwirrt.

„Ia," sagte Marga voll Ungeduld, „Vaters Vater war Arbeiter. Warum hat man uns das nie gesagt?"

„Aber ich habe ihn doch nie gekannt", verteidigte sich die Frau.

„Aber du hast es doch bestimmt gewußt, Vater hat es dir sicher gesagt, früher."

Frau Torbeck war um einen Schein blasser, sie schob die Tasse zurück. „Natürlich habe ich das gewußt! Aber ich habe nie mehr daran gedacht, oder denkst du, daß der Gedanke gerade sehr angenehm ist?"

Marga wollte antworten: „Darauf kommt es ja nicht an, ob er angenehm ist, wenn es wahr ist." Aber sie schwieg, sie kannte die Art der Mutter, die auch in Gedanken vor allen Schwierigkeiten abbog.

Ios Hände zitterten ein wenig, und sie sagte warm: „Ich bin froh, daß ich es jetzt weiß. Ich habe nun noch viel mehr Bewunderung für den Vater,

weil er sich aus eigener Kraft emporgearbeitet hat, und dies alles — sie machte eine kleine Handbewegung in der Runde — für uns erworben hat."
Frau Torbeck schob die Teller zusammen und drückte auf die Klingel. Sie wollte das Gespräch abbrechen, sie fragte gar nicht: „Woher wißt ihr das so plötzlich?" Weil sie eine längere Erörterung vermeiden wollte.
Das eintretende Zimmermädchen brachte ihr eine zierliche Gießkanne, und sie trat in den angebauten Wintergarten, um die Blumen zu besorgen, das war ihre tägliche Arbeit nach dem Frühstück. Nach wenigen Minuten war ihre Stirn wieder hell und sorglos, sie erlaubte sich selbst keinen unangenehmen Gedanken.
Marga ging in das Herrenzimmer des Vaters und trat an den mächtigen Schreibtisch. Dort lagen durcheinandergeschoben die Morgenzeitungen. Hier hatte die peinliche Ordnungsliebe der Hausfrau keine Macht.
Mit gerunzelten Brauen starrte Marga auf die hellen Blätter, da stand nun schon alles gedruckt, für die neugierigen Philister. — Alle hatten es wohl schon beim Morgenkaffee gelesen. — Nun wußte die ganze Stadt ihre — Schande.
Ein starkes, gesundes Gefühl in ihr wehrte sich. „Es ist doch keine Schande! O könnte ich fühlen wie Io und stolz sein, stolz — aber die Mutter —" Sie schüttelte sich, „das ist doch eine Schande. O, warum hat er das gesagt? Warum hat er uns dies angetan?"
Sie schob die Blätter zusammen mit einem scheuen Griff und stieg rasch die Treppe zu ihrem Wohnzimmer hinauf.
In dem hochgetäfelten Vorplatz stand Io am Telephon. Als Marga vorüberging, hängte sie den Hörer ab.
„Iutta Hersfeld rief uns eben an. Wir möchten heute nicht zum Tee kommen, sie sei stark erkältet."
Wie ein tückischer Blitz zuckte ein Gedanke durch Margas Hirn, aber sie erstickte ihn sofort.
„Es ist auch besser so", sagte sie gleichmütig. „Wenn abends ein Ball ist, gehe ich nachmittags doch nicht gern aus. Ich bin ohnedies heute so unfrisch."
Io nickte. Sie traten in ihr helles Zimmer, und schweigend nahmen sie die Zeitungen auf.
Io las mit heißen Wangen, und wenn sie zu der Schwester hinübersah, war in ihren Augen ein Strahlen tiefsten Stolzes. Sie las das Parteiorgan, das den Dr. Torbeck feierte wie einen Messias, auf den man lange geharrt hatte. Die Worte weckten einen gewaltigen Widerhall in ihrer Brust, und sie glaubte an eine heilige Mission des Vaters. Sie begann zu ahnen, daß auch von ihnen Opfer gefordert wurden, und sie war mit Begeisterung bereit, jedes Opfer zu bringen.
Ob der Vater wohl mit ihnen über seine Pläne sprechen würde? Ob sie wohl teilnehmen durften? Sie trat auf den Ballon binaus und ließ sich die schneidende Winterluft um die Stirn streichen. Sie dachte an ihr Leben, das sie

bis gestern geführt, und es erschien ihr ganz leer und zwecklos, gemessen an dem Großen, das sie jetzt erleben durfte.
„Ich möchte, daß Marga fühlte wie ich", dachte sie inständig. Wie ihr Blick über die rauchenden, schweratmenden Schlote der Stadt ging, erkannte auch sie, was sich Marga gestern offenbarte. Die Arbeit, die Not, den Kampf und den Fortschritt. Und ihr Herz schlug höher.
„Teilnehmen dürfen an einem großen Werk. Für eine Idee leben—" dachte sie unklar und leidenschaftlich.
Sie ging in das Zimmer zurück und schloß die Türe. Marga saß immer noch in ihrem Sessel und hielt die Zeitung ausgebreitet in den Händen, und das große, leichte Blatt vibrierte, als hätte sich ihm der Pulsschlag des erregten Blntes mitgeteilt. Io kauerte auf der Sessellehne nieder und schlang den Ar« um die Schultern der Schwester, sie preßte ihr Gesicht an das duftigbraune Haar Margas. Dann las auch sie.
Überall trat ihr der großgedruckte Name des Vaters entgegen. Und sie las auch hier eine Besprechung seiner Rede, kühl waren die Worte, und ein tiefes Erstaunen war in ihnen, eine verächtliche Beurteilung „dieses Schlages aus dem Hinterhalt", denn man hatte nicht gewußt, daß Torbeck „ein Feind der Regierung sei", man hatte bisher nicht geahnt, daß „er einen Dolch in dem Gewande trug".
„Wie töricht", sagte Io.
„Aber wahr", antwortete Marga.
„Ieder wird Mißdeutungen erfahren, der vor die Öffentlichkeit tritt, es ist Feigheit, sich davor zu fürchten."
Marga schwieg, und Io fühlte wohl, daß ihre Worte nicht bis zum Herzen der Schwester drangen. Da wies Marga auf ein kleines Feuilleton, und beide erröteten dunkel.
Der Aufsatz war im Plaudertone gehalten, so recht für sentimentale Damen zugeschnitten. Er hieß: „Die Töchter des Volkstribunen".
„O," sagte Marga erstickt, „das hat der blonde Iournalist geschrieben, der uns so frech gemustert hat!"
Sie lasen atemlos.
Die graue, staubige Empore war geschildert, die öde Stimmung. Dann sie selbst, hinter dem Vorhang verborgen, vor neugierigen Blicken versteckt. Es folgte eine Schildernng ihrer Erscheinungen, ihrer Toiletten. „Schön und temperamentvoll die eine — von einer kühlen, klaren Anmut die andere. Ergreifend wirkte die Freundschaft, die die Töchter des Volkstribunen mit dem Kind des höchsten Regierungsvertreters der Stadt verbindet. Die Väter bald im Feuer des Kampfes als Gegner, die Kinder durch Freundschaft geeint —."
Das Blatt bebte in Margas Hand. Wieder hatte sie das Gefühl am Pranger zu stehen, vor tausend neugierigen Augen, die sie betasteten. Sie brauchte ihre ganze Willenskraft, um weiterzulesen.

„Als Torbeck sein Schicksal schilderte, als er seine Herkunft aus der tiefsten da»»« dasse enthüllte und damit mit einem Schlage die Massen für sich gewann, — da senkte die eine ihre Stirn und weinte leise, und die andere — ja, wer vermag den Eindruck zu schildern? Sie stand aufrecht, und ihre Augen loderten zum Vater hinab. War es Empörung, gekränkter Hochmut, oder Begeisterung? Auf dem Gesichtchen der jungen Aristokratin aber stand — es läßt sich nicht leugnen — die peinlichste Verlegenheit."
Marga stöhnte auf, „das ist schamlos, das ist gemein! Auch uns — auch unser Fühlen ist vor alle Blicke gezerrt. O Io, — ich schäme mich. Wie ist das häßlich, wie niedrig ist das!"
Sie preßte die Hand vor die Augen. — „Warum läßt man uns nicht in Ruhe? Wir haben doch nichts damit zu schaffen."
„Wir gehören doch zu ihm", sagte Io sanft, aber die Tränen der Scham liefen über ihr Gesicht.
„Ich will aber nicht — nein, damit haben wir nichts gemein. O, wie bereue ich, daß wir hingegangen sind. Wie ist das furchtbar. Vor all den neugierigen, blöden Augen zu stehen. — Wie werden sie tuscheln und lachen —."
Dann saßen sie lange schweigend, nur der rasche Atem ging durch die Stille.
Io versuchte ganz vorsichtig, die Schwester und sich zu trösten. „Es ist nur der Anfang, glaub' mir! Nur weil es ihnen neu und überraschend ist, daß Vater sich zur Volkspartei schlägt. Und weil es gewiß außerordentlich ist, daß Damen in Arbeiterversammlungen gehen. Wir hätten es wohl auch nicht tun sollen. Wenn sie sich erst daran gewöhnt haben, werden sie gar nicht mehr darüber schreiben und für uns erst recht kein Interesse haben!"
Marga faltete die Blätter mit kurzen, energischen Bewegungen zusammen. „Ich will keine Zeitungen mehr lesen. Ich will wieder so leben, als ob dies alles gar nicht wäre. Es soll nicht in unser Leben dringen, es ist zn häßlich."
Dann ging sie zu dem Nähtisch am Fenster und nahm eine Arbeit auf.
Io setzte sich an den Schreibtisch, und eine müde Stille war in dem hellen Raum. Der Regen klirrte wieder gegen die Scheiben, und der Wind stieß mit wilden Atemzügen gegen das Haus. Den unruhigen Nerven tat das Toben draußen wohl, und sie empfanden die Stille des Raumes süß und tröstlich.
„Es wird sich alles ebnen", dachte Marga. /
Und Io sprach zn sich: „Es ist nur die erste Erregung, die uns alles so düster erscheinen läßt. Andere Menschen haben auch einmal Unannehmlichkeiten."
Sie kannten es eben nicht anders, als daß es in der weißen Villa keine Konflikte und Stürme gab, und sie meinten, es müsse stets so bleiben, das Schicksal habe die Pflicht, ihr Leben glatt und klar zu erhalten.
Langsam krochen die Stunden, die jungen Mädchen konnten sich nicht entschließen, in die Stadt zu gehen und Besorgungen zu machen, wie sie sonst wohl in den Morgenstunden taten. Sie meinten, neugierige Augen würden sie ver-

folgen, lächelnde Gesichter ihnen verraten, daß jeder schon die Ereignisse des gestrigen Tages kannte. Mit einer Umständlichkeit, nur um die Stunden zu füllen, machten sie die Vorbereitungen zum Balle, und dabei fühlten beide zum ersten Male, daß ihnen jede ernste Beschäftigung fehlte, die sie hätte ausfüllen und von ihren Gedanken ablenken können, und wieder dachte Io: „Es ist vollkommen leer, unser Leben —."
Torbeck war nicht zu Tisch gekommen, er telephonierte, dringende Arbeit hielte ihn auf dem Bureau, man möge nicht auf ihn warten, er werde auch abends spät kommen und sich kurz vor Beginn des Balles umziehen.
Frau Torbeck ordnete an, daß alles für ihn bereit gelegt würde, sie vergaß nichts und bedachte alles, was für seine Bequemlichkeit notwendig war. Sie überlegte nie, daß er sich ihre Fürsorge stillschweigend und gedankenlos gefallen ließ, denn sie tat das alles eigentlich nicht für ihn, wenigstens ohne den bestimmten Gedanken an ihn. Im Grunde sorgte sie nur vor, damit im letzten Augenblick keine Hast, Unruhe und üble Laune die Stille des Hauses und die Stimmung für das Fest störe. So vereitelte sie stets von vornherein mit kluger Voraussicht alle Mißstimmungen und Ärgernisse, und das war es auch, was ihre Ehe, trotz des heftigen Temperaments des Gatten, so glatt und friedlich erhalten hatte.
Torbeck hatte oft den trotzigen Wunsch, sie zu reizen und aus ihrer klaren Ruhe zu reißen, aber es gelang ihm nicht. „Sie hat keine Angriffsflächen," dachte er oft resigniert, „nirgends ist in ihrem Wesen Stahl oder Stein, aus oem man Funken schlagen könnte."
Frau Torbeck trank den Tee in dem hellen Mädchenzimmer ihrer Töchter.
Es war sonst die behaglichste Stunde des Tages, in der alle kleinen Ereignisse des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens besprochen wurden. Oft erschien irgend eine der vielen Freudinnen, und Frau Torbeck fühlte sich wohl in dem jugendlichen Kreise, dessen kleine Interessen und Sorgen die ihren geblieben waren. Sie war bei den jungen Mädchen sehr beliebt um ihrer jugendlichen Sorglosigkeit willen, und viele schwärmten für die schöne Frau.
Heute wollte kein harmloses Gespräch aufkommen, Marga und Io waren gedrückt und schweigsam, nur die Mutter plauderte unbefangen, mit ihrer ruhigen Energie hatte sie die Mißstimmung des Morgens längst überwunden und zwang nun auch die Töchter über die trüben Gedanken hinweg. „Habt ihr geschlafen nach Tisch? Um sechs Uhr kommt der Friseur, seid pünktlich, er hat nicht lange Zeit. Ihr nehmt doch heute die frischen Blumen ins Haar?"
Marga nickte mechanisch zu den Fragen, und Io versah stillschweigend den Dienst am Teetisch.
Da klopfte es diskret an die Türe. Das Stubenmädchen brachte ein langes Paket, um das sich weißes Seidenpapier bauschte. Sie reichte es Marga. „Der Diener von Herrn von Schwanstedt hat es gebracht mit einer Empfehlung an

das gnädige Fräulein." Als das Mädchen ging, war ein kaum merkliches, verständnisvolles Lächeln um ihren Mund.
Marga war rasch errötet, und ganz langsam mit sonderbar unsicheren Händen löste sie die Hülle. Wunderbare, lichtrosa Rosen lagen lose zusammengeschlungen in ihrem Schoß. Sie nahm die Karte auf und las flüchtig. Dann sagte sie mit einer kleinen Verlegenheit in der Stimme: „Von Immo Schwanstedt, er bittet mich um die erste Quadrille heute abend."
Dann legte sie die Rosen sorglich auf den Nebentisch, und ihr Gesicht wurde wieder ganz ruhig, fast gleichgültig. Sie war Huldigungen gewöhnt.
Frau Torbeck, in der Freude, eine Ablenkung für die Gedanken, die sie unklar fühlte, zu finden, griff das Gespräch auf.
„Immo Schwanstedt ist ein fabelhaft aufmerksamer Mensch."
Io lächelte ein wenig. „Es ist, glaube ich, mehr wie bloße Aufmerksamkeit für Marga."
„Meinst du?" sagte die Mutter sehr interessiert, und ihre hellen Augen wurden um einen Schein wärmer.
Marga trank mit gesenkten Augen, dann setzte sie ihre Tasse hin mit einer energischen, abschließenden Bewegung.
„Ia," sagte sie mit einem Aufatmen, „ich glaube auch —"
Und sie lächelte zaghaft, aber mit einem Hauch von geschmeichelter Eitelkeit.
Frau Torbeck fühlte ein Beben in ihren Händen. Sie bekämpfte es sofort und sprach mit erzwungener Ruhe: „Und du, Marga, dann mußt du dir doch klar sein, mein Kind?"
Marga saß nachdenklich mit gerunzelten Brauen und sie dachte: „Welch eine korrekte Art, solche Fragen zu erörtern! Kalt und korrekt. Ich dachte, Mütter wären anders in solchen Augenblicken."
Frau Torbeck sah sie aufmerksam an mit einer kleinen Unruhe im Blick. Sie konnte sich nicht erklären, was in der Tochter vorging. Marga sah ihr in die Augen und sagte langsam: „Ich müßte mir klar sein, meinst du? Das ist nicht so einfach, Mama."
„Aber —", sagte die Mutter fassungslos. Sie begriff nicht, daß es bei einer so klaren Sache Wirrnisse und Dunkelheiten geben sollte. „Ist er dir sympathisch oder nicht? Das ist die einzige Frage. Die übrigen Begleitumstände sind tadellos."
Sie war zu taktvoll, ihre raschen und beglückten Gedanken auszusprechen, aber sie dachte: „Der Vater Regierungspräsident, adelig, reich — alles ist wundervoll, es wäre ein großes Glück —."
Und aus diesem freudigen Gedanken heraus fragte sie weich, fast bittend:
„Er ist dir doch sympathisch, Marga?"
Marga lächelte, und in dem Lächeln war leiser Spott und leiser Schmerz.
„Sympathisch? Ia, sehr sympathisch ist er mir. Er ist ein rücksichtsvoller, sebr

zarter, sehr vornehmer Mensch." Sie überlegte einen Augenblick. „Ich mag keinen andern lieber als ihn, das ist sicher."
„Ia dann —" sagte Frau Torbeck mit strahlendem Lächeln und richtete den schlanken Oberkörper straffer auf. „Dann ist ja alles gut."
Marga spielte mit dem Teelöffelchen und zeichnete das Muster des Tellers nach.
„Das weiß ich eben nicht", sagte sie mühsam.
Da legte Io die kühle Hand auf die nervöse der Schwester und sah ihr mit den klaren Augen in das unruhige Gesicht und zwang den Blick der anderen zum Standhalten. „Liebst du ihn denn, Marga?" fragte sie ernsthaft.
Marga versuchte sachte ihre Hand zu lösen. „Ich habe noch so wenig Zeit gehabt, darüber nachzudenken", sagte sie ausweichend.
Frau Torbeck fühlte, daß das Gespräch sich ihr entzog.
„Io, was machst du für Unterschiede, das sind doch bloß Worte, du hörst doch, daß er ihr sehr sympathisch ist. Man kann doch nichts Besseres von einem Manne denken, als daß er rücksichtsvoll und von vornehmer Gesinnung ist."
Die beiden Mädchen schwiegen, sie fühlten, daß die klare, nüchterne Art der Mutter, die alle Konflikte und Zweifel ignorierte, es ihnen unmöglich machte, weiterzusprechen.
Marga stand auf und nahm eine Kristallvase aus der Vitrine, dann trat sie in das Anrichtezimmer, um die Vase mit Wasser zu füllen. Mit leichter Hand ordnete sie die Rosen.
Frau Torbeck dachte unruhig: „Wenn alles so klar ist, warum zögert sie? (5s ist doch alles so wundervoll. Immo übernimmt das schöne Gut des Onkels, es ist ein herrliches Schloß ganz in der Nähe, ich brauche sie nicht weit her-zugeben. — So schön wäre alles. Warum nur zögert sie? Hat sie vielleicht von dem schweren Blut ihres Vaters?"
Der Gedanke war ihr sehr unbehaglich, mit neuen, schärferen Blicken sah sie die Tochter an. Und wie sie die scharf gerunzelten Brauen und den fest-geschlossenen Mund sah, um den sich eine energische Linie legte, da gewahrte sie eine Ähnlichkeit mit dem Vater, die sie bis jetzt noch nie gesehen hatte.
Sie hatte auf einmal das Gefühl, daß die Tochter sich langsam ihrem Ein-fluß entzog, ihr Schweigen erschien ihr ein Trotz. Der überraschte sie so, daß es sie fast hilflos machte, und es klang ängstlich und bittend, als sie sagte: „Ich würde mich so sehr freuen —"
Da lächelte Marga ihr zu, und sie dachte: Das ist doch selbstverständlich, daß Mutter sich über diese Verlobung freute. So etwas muß sie doch immer ersehnt haben. Aber ich? Habe ich das ersehnt? Nur das?
Ihr Herz klopfte in starken Schlägen.
Wenn Immo Schwanstedt sie heute wieder bei der Quadrille mit leisen, heißen Worten umwarb, wollte sie ihn bitten, Geduld zu haben. —

Sie atmete befreit auf.
Frau Torbeck hätte das Gespräch gern weiter gesponnen, aber in Margas Gesicht las sie eine Ablehnung. Io hatte die langen, matten Ballhandschuhe vom Nähtisch aufgenommen und nähte sorgfältig die Knöpfe fest. Das brachte die Mutter wieder zum Bewußtsein des Alltags. Sie stand gelassen auf.
„Also um sechs — fangt rechtzeitig an, damit es keine Hetzerei gibt. Ihr wißt, ich mag das nicht."
In der Türe zauderte sie und fragte leise: „Wirst du die Rosen tragen, Marga?" Es war ein letzter Versuch, das Gespräch festzuhalten und Margas Vertrauen zu erlangen.
„Ich weiß nicht, Mama, wenn sie zur Toilette passen, vielleicht —."
Dann ging Frau Torbeck.
Die Schwestern stellten das Teegeschirr zusammen und gingen dann ins Ankleidezimmer, das zwischen ihrem Wohn- und Schlafzimmer lag. Es war ganz weiß gehalten wie das Schlafzimmer, von einer schneeigen, leuchtenden Reinlichkeit. Zwischen den beiden Fenstern stand ein Frisiertisch, dessen großer, drei» teiliger und leichtbeweglicher Spiegel den Refler der elektrischen Birnen auffing und zurückwarf. Auf der Platte blitzte es von Silber und Kristall. Ein heller Smyrnateppich dämpfte die Schritte, zwei niedrige Bambussesselchen, ein mächtiger weißer Kleiderschrank und zwei Kleiderständer, von denen die duftigen, flimmernden Balltoiletten niederflofsen, vervollständigten die Einrichtung. In dem Raum war eine behagliche Wärme und ein diskreter Duft von Puder und Eau de Cologne.
Schweigend und geräuschlos begannen die jungen Mädchen ihre Toilette.
Einmal sagte Marga aus ihren Gedanken heraus:
„Es ist ein Glück, daß Mutter niemals Zeitungen liest."
Io nickte. Sie überlegte: „Muß sie nicht alles erfahren? Oder ist es nicht nötig? Es ist wohl nur ein vorübergehender Sturm, von dem sie nichts bemerken wird."
Und dann waren ihre Gedanken wieder bei Marga. Sie stand aus dem Sesselchen auf und legte den Arm um die Schulter der Schwester und sah sie aus guten Augen an. „Es muß schwer sein, Marga, nicht mit sich im reinen zu sein —"
Marga nickte und sah an Io's klaren Augen vorbei, dann sagte sie gequält: „Ich habe die Empfindung, als müsse irgend etwas Großes eintreten und mich auf den rechten Weg stellen. Ich weiß nur nicht, was das sein wird. Ich fühle nur so."
Io sah vor sich hin. „Er ist ein lieber Mensch, und er hängt mit ganzer Seele an dir. Er verdient viel Liebe."
Margas Lippen zuckten, und ganz plötzlich preßte sie ihr Gesicht an die kühle Wange der Schwester, und ihr Atem flog. „Io", stieß sie hervor, „ich habe

noch so wenig über mich nachgedacht. Erst seit heute. — Und da ist mir, als sei mein Herz ganz kühl und nur voller Hochmut. Vielleicht bin ich kalt. — Ich weiß es nicht, weiß nichts von mir —."

Io umschlang sie fester. „Du bist nicht kalt, Marga, sicher nicht. Aber deine Wärme liegt in der Tiefe unter einer Eisschicht. Ich habe heute auch so viel gegrübelt. Vielleicht fehlten uns bisher große und schwere Erlebnisse, an denen wir prüfen und messen konnten, was wir wert sind. Vielleicht sollten wir uns Schwierigkeiten wünschen, um unsere Kräfte zu regen —."

Marga schüttelte den Kopf. „Nein, Io — wenn ich an heute morgen denke, an die Zeitungen — nein, das wünsche ich mir nicht."

Sie lösten sich voneinander und vollendeten ihre Toiletten, und als der Friseur zaghaft pochte, saßen sie schon in langen Kimonos bereit.

Io lächelte ohne Bitterkeit, nachsichtig, als sie sah, mit welcher Kunst und Sorgfalt der Friseur das Haar der Schwester ordnete, wie er zurücktrat und immer wieder prüfte, die lichtbraunen Wellen weicher legte und die Schildpattnadeln vorteilhafter steckte.

Als sie an die Reihe kam, vollendete er sein Werk flink und geschickt, aber ohne sonderliches Interesse. Sie hatte diese kleine Nuance bemerkt schon am ersten Tage des gemeinschaftlichen Ausgehens mit Marga; bei der Toilette begann schon der feine Unterschied zwischen ihnen, und die größere Sorgfalt des Friseurs betonte schon, daß Marga die bei weitem Schönere war. Und nachher im Ballsaale fühlte sie den Unterschied schärfer.

Marga hatte Bewunderer, leidenschaftliche Verehrer, die sie heiß umwarben. Io hatte gute Freunde, die sich auf ein Plauderstündchen mit dem netten, verständigen Mädchen freuten, in denen viel Hochachtung und warme Sympathie war, aber niemals ihr heiß entgegenstrahlten, daß eine Hand sie beim Tanze fester umschloß und der Atem sie warm umwallte. Sie hatte das auch nie entbehrt, aber zuweilen dachte sie darüber nach, woher es kommen mochte, daß kein Mann über das kameradschaftliche Gefühl hinwegkam und mehr von ihr begehrte.

Und heute, da ihre Gedanken, ausgelöst von den starken Erlebnissen, in rascheren Schwingungen gingen, da sie fühlte, daß in Marga Zweifel und Kämpfe wogten, stand die Frage wieder vor ihrer Seele.

„Warum ist alles bei mir anders wie bei andern Mädchen, die oft häßlicher und törichter sind wie ich? Die Erklärung muß tief in meinem Wesen ruhen."

Sie saß vor dem hellblitzeuden Spiegel und sah nachdenklich in ihr eigenes Antlitz. Und da kam ihr leise eine Erkenntnis.

„Mein Gesicht ist zu klar, — es verbirgt nichts, das reizte, es spiegelt zu deutlich mein Wesen in seiner Schlichtheit. Meine Augen sind hell, ohne Rätsel, ohne Gluten, sie locken nicht, sie versprechen nichts. — Mein Mund ist herb und lächelt selten, in ihm ist keine Verheißung von Glück und Leidenschaft — und mein Körper —"

Sie stand langsam auf, und ihr Blick ging ruhig prüfend über die steilen Linien ihrer Gestalt. „Meinem Körper fehlt die Grazie, die berauscht und entzückt, es fehlt ihm die Weichheit in Form und Linie, die sich anschmiegt und deren Bewegung Zärtlichkeit bedeutet. — Und so ist auch mein Wesen, ohne Leidenschaft, ohne Tiefen, ohne Rätsel. Wer mein Gesicht sieht, der kennt mich, wie ich bin, der sehnt sich nicht mehr nach der Erforschung meiner Art, der wittert nicht tausend lockende, süße Möglichkeiten oder dämonische Glut und schicksalsschweres Verhängnis."
Sie lächelte sich zu. „Nein, in mir ist nichts von der Sphinr. Und das ist die Lösung der Frage. Darum bin ich den Männern ein guter Kamerad oder lieber Freund. Darum habe ich keine begeisterten Freunde und neidvoUe Feinde. Darum bin ich vielen sympathisch und entflamme keinen. Diese Art ist ein Erbteil der Mutter —." Sie stand mit gesenkter Stirn und grübelte schwer.
„Das, was Margas Wesen so betörend macht, ist nicht nur ihre Schönheit, es ist das heiße Blut, das man ahnt, das ihre Bewegungen durchpulst und ihre Augen durchleuchtet. Es ist das Erbe des Vaters."
Sie dachte daran, wie die Persönlichkeit des Vaters und seine Worte die Masse der Versammlung entzündet und mitgerissen hatte. „Der Funke ist es, der Funke im Körper, im Geist, im Temperament — das fehlt mir."
Sie strich sich über ihre Stirn, sie fühlte eine feine Neugierde in sich.
„Wird die Schlichtheit und Ruhe meines Wesens mich vor Kämpfen bewahren? Werde ich selbst, da ich Leidenschaft nicht wecken kann, nie Leidenschaft fühlen?"
Sie lächelte scheu. Da traf ihr Blick ihr Spiegelbild, sie sah das scheue, feine Lächeln um ihren Mund, und es ging ein Erschrecken durch sie.
Welch sonderbares Lächeln. — So lächeln junge Mütter — dies mütterliche Lächeln lag auf ihrem Gesicht wie mit verklärender Anmut. „Ist dies Lächeln eine Antwort auf meine Frage nach Leidenschaft?" dachte sie.
„Vielleicht —."
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ch
a
u

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Friedrich Raab, Frankfurt am Main.

Wilhelm Wundt's neueste Schrift.

In den Kreisen Deutschlands, in denen man sich um philosophische Fragen wenig oder gar nicht zu kümmern pflegt, ist im allgemeinen der Name Wundt (wenn überhaupt der eines lebenden Philosophen) noch einigermaßen bekannt. Das liegt sicher nicht nur daran, daß Wundt bereits seit mehreren Iahrzehnten dauernd in Leipzig, also einer unserer größten Universitäten, wirkt und Auszeichnungen empfangen hat wie kein anderer Philosoph der Gegenwart. Schon etwas mehr mag zur Verbreitung seines Rufes die außerordentlich große Zahl seiner Werke und besonders seine erfolgreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der erperimentellen Psychologie beigetragen haben. Hat er doch das erste Institut für erperimentelle Psychologie in Deutschland eingerichtet, nach dessen Vorbild dann zahlreiche weitere im In- und Ausland geschaffen und vielfach mit seinen Schülern besetzt wurden. Entscheidend für die Breite seiner Wirkung dürfte es aber gewesen sein, daß das Verständnis seiner Philosophie verhältnismäßig weit geringeren Schwierigkeiten begegnet als etwa das Studium der neukantischen „Marburger" Schule oder der Husserlschen (von der ich in meiner letzten Rundschau berichtet habe). An und für sich ist eine solch umfassende Wirkung einer Philosophie gewiß recht willkommen zu heißen, und darum wird es auch sicher von vielen Seiten begrüßt werden, daß Wundt in seinem soeben erschienenen Buche: „Sinnliche und übersinnlich« Welt" (Alfred Kröner. Leipzig, 1914) eine für weitere Kreise berechnete Zusammenfassung seiner philosophischen Grundgedanken gibt, nachdem er dies in strengerer Form bereits früher in seinem jetzt in dritter Auflage vorliegenden, zweibändigen „System der Philosophie" (Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1907) getan.

Zwei sachliche (über die leichte Verständlichkeit hinausgehende) Vorzüge

haben ferner noch der Wundtschen Philosophie ein verbreitetes und in dieser Hinsicht sicher berechtigtes Ansehen verschafft: Die Universalität ihrer Betrachtung und das ausgesprochene Bemühen, möglichst jede Einseitigkeit zu vermeiden. In den siebziger und achtziger Iahren des vorigen Iahrhunderts beschäftigte sich jeder Philosoph mehr oder weniger ausschließlich mit Einzelfragen oder nur einzelnen philosophischen Gebieten. Kaum einer beachtete, daß jedes philosophische Problem nur im systematischen Zusammenhange mit der Gesamtheit aller philosophischen Fragen richtig behandelt und gelöst werden kann, und von vornherein der Blick des Denkers auf diese Totalität des Systems gerichtet sein muß, wenngleich auch dies niemals vollständig erreicht werden wird. Nicht aber darf, wie es so oft geschieht, das Ergebnis der einen philosophischen Disziplin, etwa der Naturphilosophie, mehr oder minder äußerlich auf andere, etwa die Geschichts-Philosophie, übertragen werden; denn

dadurch muß die Gesamtanschauung notwendig einseitig werden. — Wenn auch kaum mit dem größten sachlichen, so eben doch mit dem größten äußeren Erfolge hat Wundt dies aus aller unphilosophischen Beschränktheit befreiende Streben nach Universalität der Betrachtung betätigt.

Wie ist aber nun bei alledem die unleugbare Tatsache zu erklären, daß Wundts Philosophie trotz ihres Ansehens in n i ch t spezifisch philosophischen Kreisen dem Interesse der fachphilosophisch Gebildeten merkwürdig fern steht, so daß der Einfluß der Wundtschen Philosophie auf die gegenwärtige kräftige Entwicklung des philosophischen Denkens in Deutschland und darüber hinaus verhältnismäßig gering ist? (Von Wundts großer Bedeutung auf dem Gebiete der erperimentellen Psychologie sehen wir dabei ganz ab.) Wie konnte es kommen, daß nach dem Zeugnis der philosophischen Literatur der Gegenwart wohl vielfach nicht-philosophische, aber nur ziemlich selten von Grund aus philosophisch Gebildete für oder auch nur gegen Wundts Philosophie Stellung nehmen?

Die Gründe für dieses sonderbare Verhalten, das doch beinahe darauf schließen läßt, daß man Wundts Philosophie nicht überall für ganz voll ansieht, scheinen mir in seinem eigentümlichen Eklektizismus zu liegen.

Ich verstehe dabei unter Eklektizismus jedes Philosophem, in dem einander widerstreitende, historisch nur getrennt vertretene Denkmotive ohne zureichende kritische Prüfung ihrer relativen Berechtigung zu einem in sich widerspruchsvollen Ganzen zusammenwirken.

Der Grundgedanke der Wundtschen Philosophie besteht darin, daß eigentlich alle Menschen, bevor sie denken und reflektieren, ein naives Weltbild besitzen, in dem es keinerlei Unterschiede zwischen Physischem und Psychischem gibt, während die beginnende Reflerion durch verschiedenartige Behandlung und Betrachtung der Gegenstände dieses naiven Weltbildes dasselbe zerteilt und in widersprechende Einzelreiche, etwa das der Natur, der Seele etc., aufspaltet.

Da sei es nun die Aufgabe der Philosophie, die widerspruchsvollen Ergebnisse der Einzelwissenschaften nach Möglichkeit auszugleichen und unter möglichster Beibehaltung der einzelwissen-

schaftlichen Methoden zu einem einheitlichen metaphysischen Weltbilde über die Erfahrung hinaus ins Unbedingte fortzuführen und zu vollenden. Die Wundtsche Metaphysik, die sich der Lösung dieser Aufgabe unterzogen hat, gipfelt denn auch schließlich in der These, daß eigentlich nur das reine Tun, nur Willenserlebnisse, wirklich wären, die Bewußtsein darstellten, wenn sie „verbunden" wären, Natur dagegen, wenn sie „unverbunden" blieben. — Der Anfang dieses Philosophierens ist kraß positivistisch: Durch die doch rein hypothetische Annahme eines naiven Weltbildes, das ohne Denken und Reflerion auszukommen vermöge, werden kritiklos und dogmatisch alle nicht-positivistischen Erkenntnistheorien beiseite geschoben. Dann aber werden die einzelwissenschaftlichen Methoden nicht etwa, wie es die Aufgabe einer kritischen Philosophie wäre, auf ihre Berechtigung hin untersucht, sondern, in ganz unpositivistischer Weise, mit den Widersprüchen, die Wundt ihnen ganz ohne Not beilegt, festgehalten. Darin zeigt sich eine Konzession an den einzelwissenschaftlichen Dogmatismus, die dessen Vertreter auch bereits empfunden haben! Schließlich werden dann unter vielfachen ausdrücklichen Widersprüchen in einer angeblich das Gemüt befriedigenden Weise die widerstrebenden Einzelwissenschaften zusammengebogen, um dann das Ganze durch eine Metaphysik alten Schlages zu krönen. Das vielfach Willkürliche und Widerspruchsvolle dieses Verfahrens zeigt sich unter anderem

darin, daß einmal die Psychologie als Wissenschaft vom unmittelbar Wirklichen gilt, dann aber, bei der Bestimmung des metaphysisch Wirklichen, alle Empfindungen als bloße Konstruktionen beiseite geschoben werden und nun nicht mehr unmittelbare Wirklichkeit sind.

Wie wenig der Wundtsche Versuch einer Synthese im Grunde heterogener Gedankenrichtungen gelungen ist, beweist am klarsten vielleicht seine Ethik: Sie verspricht das ethisch Wertvolle durch Untersuchung der historischen Entwicklung feststellen zu wollen (wenngleich auf diesem Wege mangels eines begründeten Maßstabes auch nur dogmatische Ergebnisse gewonnen werden können), biegt dann aber plötzlich aus dieser positivistischen Bahn aus, indem sie zur Rettung ihrer ethischen Ideale zugibt, die „überindividuellen Willensentwicklungen (auf die es Wundt zur Bestimmung der ethischen Normen allein ankommt) seien freilich nur Willensideale" und „damit zugleich nur sittliche Postulate"! —

Es liegt mir fern, das Werk eines auf vielen Gebieten verdienten Mannes verkleinern zu wollen, aber es ist unter allen Umständen geboten, gegen die Schrift gerade eines solchen Mannes Bedenken auszusprechen, wenn sie geeignet ist, die philosophische Unklarheit und Kritiklosigkeit weiter Kreise, gestützt auf das Ansehen ihres Verfassers, noch über das gewohnte Maß hinaus zu vermehren.

WissenschaftlicheRundschau.

Von Nr. Gustav Wahl, Direktor der Deutschen Bücherei.

Die Deutsche Bücherei in Leipzig.

Später als anderen Kulturnationen wird dem deutschen Volke, dem die Welt die Erfindung der Buchdruckerkunst dankt, eine Zentralsammelstelle für das nationale Schrifttum zuteil. Damit wird aber nicht neben den bestehenden älteren Bibliotheken mit ihren die Gesamtheit der nationalen Literatur bis zur Gegenwart umfassenden Bücherbeständen eine neue gleicher Richtung geschaffen. Die Deutsche Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig, zu der am 19. Oktober 1913 in Gegenwart des Königs von Sachsen der Grundstein gelegt worden ist, sammelt nicht, wie jene, mit

Auswahl, sondern vollständig; sie setzt als Beginn für ihre Sammeltätigkeit den 1. Ianuar 1913 fest, während jene soweit auf die ältere Literatur zurückgreifen, als es die Mittel gestatten und der Wert der Bücher verlangt; sie stellt ihre Bestände endlich nur in ihrem eigenen Hause zur Benutzung bereit, als erste Präsenzbibliothek großen Stils in Deutschland. Durch Generationen hindurch war in Deutschland der Wunsch nach einem solchen Mittel- und Sammelpunkt des deutschen Schrifttums lebendig, aber alle Versuche eine „National-" oder „Reichsbibliothek' zu schaffen, schlugen fehl, mußten bei der staatsrechtlichen Struktur des Deutschen Reiches und der von der Reichsregierung vertretenen Auffassung, daß die Unterhaltung von Bibliotheken Aufgabe der Einzelstaaten sei, fehlschlagen. Auch Friedrich Althoff, dem weitblickenden Anreger und Förderer kultureller Bestrebungen im Preußischen Kultusministerium, der sich des Planes mit großer Wärme annahm, gelang seine Durchführung nicht. Erst dem einmütigen Zusammenwirken des sächsischen Staates, der Stadt Leipzig und des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler in Leipzig war es beschieden, diese Zentralsammelstelle als „Deutsche Bücherei" in Leipzig mit klar umrissenem Programm ins Leben zu rufen. Am 3. Oktober 1912 wurde von dem Königl. Staatsfiskus, der Stadtgemeinde Leipzig und dem Börsenverein ein Vertrag über die Errichtung der

Deutschen Bücherei abgeschlossen, der fast einstimmig die Genehmigung der sächsischen Ständeversammlung gefunden hat.

Die Deutsche Bücherei hat drei Hauptaufgaben: als Archiv des deutschen Schrifttums und des deutschen Buchhandels soll sie eine lückenlose Sammlung der vom 1. Ianuar 1913 ab in Deutschland erscheinenden deutschen und fremdsprachigen Literatur sowie der außerhalb Deutschlands erscheinenden deutschen Literatur vornehmen und für alle Zeiten aufbewahren. Dabei wird der Begriff „Literatur" ausgedehnt auf Erzeugnisse der Druckerpresse, die gemeinhin nicht darunter verstanden werden; z. B. Schul- und Vereinsschriften; Veröffentlichungen von Behörden u. dgl. Mit alleinigem Ausschluß von Musikalien und politischen Zeitungen sammelt die Deutsche Bücherei alle Erzeugnisse des deutschen Buchhandels, die amtlichen Veröffentlichungen der Behörden Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und endlich die große Fülle der Privatdrucke, die am leichtesten dem Untergang geweiht sind. Für die Aufbewahrung der Musikalien ist durch die der Königlichen Bibliothek in Berlin angegliederte Deutsche Musiksammlung bereits gesorgt; die Einbeziehung der politischen Zeitungen in das Sammelgebiet der Deutschen Bücherei mußte aus Rücksicht auf den dadurch bedingten ungeheuern Raumaufwand unterbleiben, so wichtig auch nach der übereinstimmenden Meinung aller Sachkenner gerade eine solche Sammlung wäre. Es besteht indes die sichere Aussicht, daß eine planmäßige Lösung dieser Frage unter der Führung des Preußischen Staates vorgenommen wird.

Der deutsche Verlagsbuchhandel schafft sich in der Deutschen Bücherei ein lückenloses Archiv seiner Veröffentlichungen vom 1. Ianuar 1913 ab, ein Archiv, das den denkbar größten Schutz gegen Feuersgefahr bietet und nach den vorgesehenen Bestimmungen den beteiligten Firmen ihre Werke auf Wunsch leihweise ins Haus sendet. Unter denselben Bedingungen werden auch die früheren Verlagsartikel entgegengenommen und vor Schaden und Vernichtung bewahrt. In den Zugangslisten der Deutschen Bücherei entsteht ein vollständiger, stets ergänzter Katalog des deutschen Verlags, der den Umfang der

Iahresproduktion eines Hauses nach der Zahl und Art der Werke wie nach der Summe der Preise bequem übersehen läßt. Aber auch für diejenigen Druckwerke, welche nicht durch den Buchhandel gehen, gestatten die Sammlungen der Deutschen Bücherei sichere Unterlagen und Verzeichnisse zu schaffen. Das gilt insbesondere von zahlreichen Zeitschriften, die nur einem bestimmten Personenkreise zugeführt werden und großenteils auf keiner öffentlichen Bibliothek bisher gesammelt wurden, auch der bibliographischen Verzeichnung entgangen sind; z. B. Zeitschriften von Sammlervereinen, von Organisationen von Arbeitgebern, Arbeitnehmern, Berufsständen usw.

Alle diese Bestände den Interessenten jederzeit zur unentgeltlichen Benutzung in den Lesesälen bereit zu halten, ist eine weitere Hauptaufgabe der Deutschen Bücherei, die damit als Bibliothek in den Kreis ihrer älteren Schwestern tritt. Die vielen Lichtseiten einer Präsenzbibliothek auch für die Benutzer sind unverkennbar; so wird die Deutsche Bücherei ihren Besuchern ein rasches Arbeitstempo ermöglichen. Werke, die nicht in das Sammelgebiet der Deutschen Bücherei fallen, können für den Gelehrten aus anderen Bibliotheken leihweise beschafft werden. Zahlreiche Veröffentlichungen fremder Sprachen werden in deutschen Übersetzungen zugänglich sein, die wertvollsten Schätze unserer Nationalliteratur im engeren Sinne werden nicht fehlen, da immer neue Ausgaben erscheinen, die der Deutschen Bücherei zugeführt werden.

Alle Eingänge der Deutschen Bücherei zusammen werden das deutsche Schrifttum, gleichviel, ob es im Handel ist oder nicht, in seiner Vollständigkeit darstellen. Auf dieser Grundlage kann eine vollständige Bibliographie der deutschen Druckwerke Deutschlands und des Auslandes und der fremdsprachigen Druckwerke Deutschlands gewährleistet werden, wie sie in diesem Umfange noch nicht besteht. Die oft erörterte Frage der Nutzbarmachung der bibliographischen Titelaufnahme für die Katalogisierungszwecke der Bibliotheken tritt durch die Begründung der Deutschen Bücherei in ein neues verheißungsvolles Stadium. Auch die bestehenden Fachbibliographien — Bibliographie der Naturwissenschaften, der Sozialwissenschaften, der Zeitschriftenliteraiur usw. — dürfen der tätigsten Forderung durch die Bestände der Deutschen Bücherei gewiß sein.
Der Rechtsform nach ist die Deutsche Bücherei eine Veranstaltung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, dem die zur Errichtung und Verwaltung der Bücherei erforderlichen Mittel von seiten des sächsischen Staates und der Stadtgemeinde Leipzig durch den oben erwähnten Vertrag zur Verfügung gestellt sind. In hochherzigem Entgegenkommen überweisen die Behörden des Reichs sowie diejenigen der Deutschen Staaten ihre amtlichen Drucksachen. Zahlreiche Körperschaften, Gesellschaften, Vereine haben sich dem angeschlossen. Das deutschsprechende Ausland steht nicht zurück. In großartiger Liberalität, die sich der Bedeutung der Deutschen Bücherei für den Buchhandel und das ganze geistige Leben des deutschen Volkes bewußt ist, haben über 2000 deutsche, österreichische und schweizer Verleger sich zur Stiftung ihrer Verlagsproduktion bereit erklärt, annähernd ebensoviel Verleger von Zeitschriften sind in gleicher Opferwilligkeit ihrem Beispiel gefolgt, und mehrere Tausend deutscher Buchdruckereien haben der Deutschen Bücherei ihre wertvolle Unterstützung bei der Erlangung der Privatdrucke freudig und voller Interesse zugesagt.
Die in der Satzung der Deutschen Bücherei vorgesehenen Verwaltungsorgane sind die folgenden: der Geschäftsführende Ausschuß, aus 8 Mitgliedern bestehend, der Verwaltungsrat,

bestehend aus 31 Mitgliedern, die Hauptversammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Der von modernem Geist erfüllte Gedanke des einmütigen Zusammenwirkens von Behörde und freier Berufsorganisation, der sich bereits bei der Begründung der Deutschen Bücherei bewährt hat, war auch für die Zusammensetzung der beiden erstgenannten Verwaltungsorgane der Deutschen Bücherei maßgebend; in ihnen sind zu gemeiner Arbeit vereinigt die Vertreter der Königlich Sächsischen Staatsregierung, der Sächsischen Ständeversammlung, der Stadtgemeinde Leipzig und Buchhändler aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Hinzu traten eine Zahl hervorragender bibliothekarischer Fachmänner aus den Bundesstaaten Sachsen, Preußen, Banern, Württemberg, Baden und Hessen, sowie aus Österreich, die eine enge Verbindung der Deutschen Bücherei mit den deutschen Regierungen darstellen.

Den Vorsitz in beiden Körperschaften führt der jeweilige Erste Vorsteher des Börsenvereins oder sein Stellvertreter, zurzeit Herr Geheimer Hofrat Karl Siegismund- Berlin, der sich um das endliche Gelingen des großen Plans die größten Verdienste erworben hat. In zahlreichen Sitzungen hat der Geschäftsfübrende Ausschuß die Organisation der Deutschen Bücherei beraten und aufgebaut: er hat die Entwürfe der Grundsätze für die Umgrenzung des Sammelgebietes sowie für die Katalogisierung der Bücherbestände festgestellt, die von dem Verwaltungsrat genehmigt worden sind; er hat das Bau-

Programm für die zu errichtenden Verwaltungen und Magazingebäude in Gemeinschaft mit dem Baumeister der Deutschen Bücherei, Herrn Geheimen Rat Dr.-Ing. Wald ow-Dresden aufgestellt und die Baupläne auf das reiflichste erwogen; er hat die Anstellungsbedingungen der Beamten der Deutschen Bücherei festgestellt und die zunächst angestellten Beamten aus der Zahl der Bewerber ausgewählt.

Der für die Deutsche Bücherei von der Stadtgemeinde Leipzig zur Verfügung gestellte Bauplatz, der 12 258,7 Quadratmeter groß ist, befindet sich im Südosten an der Karl Siegismund-Straße in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals, nicht weit vom Deutschen Buchhändlerhaus entfernt. Er grenzt auf der einen Seite an die Kgl. Sachs. Taubstummenanstalt, auf der Rückseite an den Iohannisfriedhof, so daß für eine spätere Erweiterung der Gebäude Raum vorhanden ist. Die Baukosten, die im ganzen auf 3 Millionen Mark veranschlagt sind, werden vom Sächsischen Staat getragen. Zunächst werden jedoch nur das Verwaltungsgebäude und ein den großen Lesesaal enthaltender Mittelflügel gebaut. Es werden hier Magazinräume für 500 000 Bände geschaffen; nach Fertigstellung des ganzen Gebäudes wird die Deutsche Bücherei 5 Millionen Bände aufnehmen können. Die Pläne sind im engsten Einvernehmen mit den bibliothekarischen Fachleuten bearbeitet worden; überall ist in der Verteilung der Räume wie in der Ausgestaltung der Fassade auf die zukünftige Zweckbestimmung des Hauses die weiteste Rücksicht genommen worden. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Deutsche Bücherei nicht nur ein monumentales, dem im Entstehen begriffenen Stadtteil zur Zierde gereichendes, sondern auch wirklich praktisches und zweckmäßiges Heim erhalten wird.

Die Gründung der Deutschen Bücherei ist als das bedeutsamste Ereignis auf dem Gebiet der Bibliotheksgeschichte der letzten Iahre bezeichnet worden; man könnte vielleicht sogar sagen, daß seit der Erneuerung der alten Universitätsbibliothek in Straßburg in dem wiedergewonnenen Elsaß vor vierzig Iahren keine Neugründung auf diesem Gebiete von solcher Großzügigkeit und Weite der Ausblicke, von solcher Tragweite für das ganze

deutsche Geistesleben, für Wissenschaft, Schrifttum und Buchhandel zu verzeichnen ist. Weit über die Mauern der Stadt Leipzig hinaus, in der damit gleichzeitig der deutsche Buchhandel von neuem fest verankert ist, weit über das Königreich Sachsen hinaus reicht seine Bedeutung als Sammelstätte der geistigen, im Schrifttum niedergelegten Schätze der Nation, als Band, das die Deutschen jenseits der Reichsgrenzen und der Ozeane mit der alten Heimat verknüpft, als zukünftiger Mittelpunkt der zu straffer Organisation zusammenzufassenden bibliographischen Unternehmungen, die sich im Wettstreit der Völker bereits jetzt die höchste Anerkennung errungen haben. Ein lebendiger Ausdruck für die opferwillige und begeisterte Hingabe an die Bestrebungen der Deutschen Bücherei ist die bereits nach Tausenden zählende Schar der Förderer der Deutschen Bücherei, die sich auf den Aufruf des Geschäftsführenden Ausschusses hin zu einer „Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei" zusammengeschlossen haben. Diese Gesellschaft, deren Protektorat Se. Majestät König Friedrich August von Sachsen zu übernehmen geruht hat, bezweckt, die Aufgaben der Deutschen Bücherei nach jeder Richtung und in der wirksamsten Weise zu fördern und alle die Kreise, die an dem großen Kulturwerk der Deutschen Bücherei lebendigen Anteil nehmen, in engster Fühlung miteinander zu halten.

Möge es der Deutschen Bücherei des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler vergönnt sein, die hochgespann-

ten Hoffnungen zu erfüllen, die an ihre Begründung geknüpft sind, und sich damit des Vertrauens und der hochherzigen Förderung wert zu erzeigen, die ihr von allen Seiten entgegengebracht worden sind. Dann ist der Dank der Nation und der Nachwelt sicher den hohen Behörden, Körperschaften und Privatpersonen, die sie ins Leben gerufen haben: der Königlich Sächsischen Staatsregierung und ihren Vertretern bei den vorbereitenden Verhandlungen, den Herren Erzellenz Dr. Schroeder, Erzellenz Dr. Roscher und Geheimen Rat I)r. Schmaltz, der Sächsischen Ständeversammlung, der Stadtgemeinde Leipzigs und insbesondere ihrem Oberhaupt, Herrn Oberbürgermeister Dr. Dittrich, dem Börsen-Verein der Deutschen Buchhändler und dem deutschen Verlegerverein und vor allem seinen Mitgliedern Albert Brockhaus, Dr. Erich Eh ler-nt an n, Arthur Meiner und Geheimen Hofrat Karl Siegismund.

Religiöse Rundschau.

Von Albert Bach (Neustadt an der Haardt).

Die Staatsreligion.

Der Staat hat die Aufgabe, die Menschen so zu erziehen, daß sie die Gesetze achten und die soziale Entwicklung fördern.

Die bestehenden sozialen Verhältnisse beweisen, daß diese Aufgabe durch die jetzige Erziehung nicht erfüllt wird. Die politischen, wirtschaftlichen und religiösen Gegensätze erzeugen sehr viel Haß. Die besser gewordenen Umgangsformen dienen oft zur Verschleierung unschöner Gesinnungen. Die Gefängnisse sind überfüllt von Verbrechern aller Art. Namentlich die Zahl der Raubmörder hat in letzter Zeit auffallend zugenommen.

Dennoch muß in höchstem Grade anerkannt werden, daß die Prediger und Religionslehrer redlich bemüht sind, die Menschen sittlich zu heben. Aber gegenüber dem materiellen und geistigen Einfluß der modernen Technik fehlt den heutigen religiösen Belehrungen die nötige Wirkung. Diese zu verstärken, ohne jemand in der religiösen Überzeugung zu verletzen, ist mithin ein Bedürf« nis. Und diesem Bedürfnis kann abgeholfen werden.

Wenn wir schon bei vielen Tieren beobachten können, daß sie aus Liebe

ihre Iungen füttern und deren Leben verteidigen, so dürfen wir beim Menschen mit Bestimmtheit voraussetzen, daß er zu einer hohen sozialen Kultur befähigt ist. Diese Voraussetzung befindet sich in Übereinstimmung mit dem Volksempfinden, das sich in einem Neujahrsgruß äußert, welcher lautet: „Ein glückseliges neues Jahr, Gesundheit und langes Leben." Ein Streben, diese vernünftigen Wünsche zu verwirklichen, ist gleichbedeutend mit dem Streben, die sozialen Zustände zu bessern. Der Organismus des Menschen ist derart veranlagt, daß, wer froh und gesund leben will, arbeitsam, mäßig und menschenfreundlich sein muß. Trägheit, Unmäßigkeit, Haß, Neid und Verbrechen führen zur Verstimmung und Krankheit. Diese Wirkungen rationell zu verwerten, ist Sache der Erziehung.

Sind auch gegenwärtig die Menschen im Großen und Ganzen vom Trieb zum materiellen Genuß beherrscht, Tatsache bleibt es doch, daß der Trieb zur Erhaltung des Lebens noch viel mächtiger ist. Goethe sagt darüber: „Das Leben zu hegen und zu pflegen ist einem jeden unverwüstlich eingeboren"'). Diese Wahrheit empfindet jeder an sich selbst. Sie äußert sich auch in den zahlreich vorhandenen, gesundheitlichen Bestrebungen. Es ist demnach darauf hinzuwirken, den Erhaltungstrieb zu entwickeln und den Trieb zum materiellen

») Sprüche in Prosa.

Genuß zurückzudrängen. Hier wird der Anschauungsunterricht vortreffliche Dienste leisten. Die Schäden der Unmäßigfeit, abschreckende Krankheiten müssen vor Augen geführt werden, aber auch die schönen Formen der Gesundheit als Nutzen der Mäßigkeit. Die günstige Wirkung kann noch wesentlich erhöht werden durch einen gründlichen Anschauungsunterricht, der sich mit dem menschlichen Organismus befaßt. Der heutige Unterricht hierin ist nicht eingehend genug.

Die Kenntnis von der Großartigkeit des Organismus leitet zu einer hohen Lebensbewertung und verstärkt die Neigung, dem Leben zu dienen. Dazu hat uns die Natur mit Geist ausgestattet. Und nur wenn der Geist dem Leben dient, erfüllt er seinen Zweck.

Eine Lebensführung, die dem Leben dient, ist naturgemäß als „Lebensdienst" zu bezeichnen. Der Gegensatz von Lebensdienst ist „Todesdienst". Hierzu folgende Erläuterung:

1. Die Ausübung des Guten macht froh, nützt der Gesundheit, verlängert die Lebensdauer und bedeutet „Lebensdienst".

2. Der Lebensdienst umfaßt alles, was der Gesundheit nützt, und besteht vorwiegend in Arbeit, Mäßigkeit und Menschenfreundlichkeit.

3. Die Ausübung des Bösen verstimmt, schadet der Gesundheit, kürzt die Lebensdauer und bedeutet „Todesdienst".

4. Der Todesdienst umfaßt alles, was der Gesundheit schadet, und besteht vorwiegend in Trägheit, Unmäßigkeit, Haß, Neid und Verbrechen.

Die erzieherische Wirksamkeit der Belehrung über den Lebensdienst und Todesdienst wird noch gesteigert durch Aufklärung über die Vererbung. Das Gute wie das Böse vererbt sich. Haben darüber die Eltern schon in der Schule Klarheit erlangt, so werden sie auch aus Liebe zum Kinde geneigt sein, den Lebensdienst auszuüben; um so mehr, als es kein größeres Glück für Eltern geben kann, als brave, gesunde und frohe Kinder zu haben.

Die Vererbung guter Eigenschaften wird das soziale Empfinden von Generation zu Generation beständig entwickeln. Diese Entwicklung wird noch gefördert durch die Erkenntnis vom Einklang im gesunden Organismus. Das

beglückende Gefühl der Gesundheit, die Wirkung des Einklangs erleichtert dem Menschen, den sozialen Vorteil zu begreifen, der am Willen haftet, sich dem Ganzen unterzuordnen. Der soziale Fortgang verlangt nicht nur gute Gesetze, sondern auch gute Menschen. Gute Gesetze haben nicht vermocht, das römische Reich vor dem Untergang zu bewahren.

Der Lebensdienst verhütet gewaltsame Umwälzungen. Der Mensch, welcher zur Ausübung des Lebensdienstes erzogen ist, weiß, daß der Haß dem Leben schadet, die Menschenfreundlichkeit dagegen dem Leben nützt. Der Haß wird zurückgehen und die Menschenfreundlichkeit zunehmen. Der Lebensdienst sichert damit eine friedliche, soziale Entwicklung und hätte sonach die erforderliche Wirkung einer Staatsreligion.

Eine solche Staatsreligion würde also den ethischen Bestrebungen der bestehenden Religionen eine vorzüglich« Stütze bieten.

Es darf daher als eine Notwendigkeit betrachtet werden, die gegenwärtige Erziehung im Geiste dieser Staatsreligion durch systematische Belehrungen über den Lebensdienst zu ergänzen.

Literarische Rundschau.

Von Dr. Aurelia Horovitz.

Wie verworren und endlos uns das Weltgetriebe auch erscheint, so gibt es doch nur eine bestimmte — und sogar eine ganz minimale Anzahl von

Triebrädern, deren Schwung „Geisterreich und Körperweltgewühle" lenkt; zu wie hohen Bergen die Literaturen auch anwachsen, es ist stets dasselbe Häuflein menschlicher Freuden und Leiden, von Sehnen und Hoffen, von Sünde und Reue, von Kämpfen und Entsagen, das immer aufs neue gestaltet und umgestaltet wird. Und nicht bloß die Probleme bleiben dieselben, auch die Gestalten, die sie verkörpern. Sie sind alle in der Geschichte der Menschheit schon dagewesen. In sehr weiten Zeiträumen tritt ihnen die geniale Urschöpfung eines Gottbegnadeten an die Seite. Iener Gottbegnadeten, für die ein Volk nicht dankbar genug sein kann, wenn ihm in einem Iahrhundert einer geschenkt wird, und die doch von ihrem Volke verkannt und auf die eine oder andere Weise gemartert werden. So wiederholt sich selbst die Tragik des Seins, und gibt in ihrer Tiefe und Erhabenheit der Kunst alte Vorbilder und Aufgaben, fordert jedoch immer neue Formen und Lösungen. Und diese Forderung zu erfüllen, ist eine Tat.

Eine solche Tat hat Friedrich Nietzsche vollbracht, und der ihm nun ein Denkmal setzt*), hat diese Tat für uns vollendet. Mit feinem Verständnis der Eigenart dieses genialen Kranken hat sich R. M. Meyer bestrebt, dort, wo die schärfsten Widersprüche dieses großen Geistes wohnen, das tiefe Geheimnis seines Wesens zu finden. Er ist dem Rationalisten und Aufklärer Nietzsche, dessen „aristokratischem Radikalismus", wie G. Brandes diese Anschauung kennzeichnete, ebenso gerecht geworden, wie dem Romantiker Nietzsche mit der „schönsten und gefährlichsten Leidenschaft der Romantik", der Sehnsucht nach dem hohen Moment. Auf diese Weise trennt und vereinigt R. M. Meyer die treibenden Urkräfte in Nietzsches Wesen und Denken, Leben und Dichten, um uns die Persönlichkeit nach allen Richtungen und in ihrer Ganzheit zu zeigen. Und dies mit einer Durchsichtigkeit der Sprache und Künstlerschaft des Stils, wie sie des Meisters würdig sind. Der Materialreichtum des Literarhistorikers des 19. Iahrhunderts kommt dem Nietzscheforscher glücklich und ergänzend zu statten. Doch das größte Verdienst des Buches bleibt die

') Nielse, von M. M. Meyer. C, H. Beckscke Verlagsbuchhandlung, München 1913.

kristallisierte Persönlichkeit Nietzsches. Sie wächst sich zu epischer Größe aus. Wir sehen den Ästheten Nietzsche in den scheinbar unbedeutendsten Zügen von der fast pedantischen Sauberkeit und Achtung für gewisse äußere Formen an bis zu seinen Geschmacksrichtungen auf den differenziertesten Kunstgebieten, wie ihm die Lektüre Schopenhauers und die Musik Schumanns die einzigen Erholungen sind. Wir begleiten ihn auf einsamen Spaziergängen, und wir erleben die Tragödie seines Lebens vom ersten bis zum letzten Akt mit, wie er durch den Klavierauszug des Tristan Wagnerianer wird, um nach Iahren enttäuscht zu konstatieren, daß Wagner im Umgange die Menschen nicht frei und groß mache. Da ist der Kernpunkt der grundsätzlichen Verschiedenheit dieser beiden Antipoden. Wagner, der alle, die um ihn sind, abhängig macht, der als Reformator anderer Glück seinem Werke, als Herrschernatnr die, die er liebt, seinem Ideale opfert, der sinnlich genießt und dramatisch lebt und schafft. Nietzsche, der durch die Macht seiner Persönlichkeit Liebe erzeugt, von den Baseler Schülern angefangen, von denen die Trägsten bei ihm fleißig sind, bis zu R. M. Meyer, dessen Werk feinster Interpretierung ohne Liebe nicht denkbar ist. Aber diese Liebe wirkt befreiend. Im Gegensatz zu Wagners dramatischer Gestalt ist die Nietzsches eine epische, wie sein Leben ein Epos ist, in welchem die großartige Schöpfung „Zarathustra" wurzelt. So werden die Worte wahr: „Nietzsche und sein Werk sind eins", oder ist an Nietzsche, nach

Meyers Darstellung, mehr als an seinem Werk, wie die Definition des Propheten selber lautet: „An einem Philosophen ist mehr als an einer Philosophie: der große Mensch." Dieser große Mensch ist nötig, damit ein großes Werk entsteht. Schon Heine hat es seinen Gegnern zugerufen, als sie gegen seine Dichtergroße nicht ankämpfen konnten, ihn als Menschen klein zu machen versuchten.

Professor Christian von Ehrenfels scheint durchaus anderer Meinung zu sein. Trotzdem seiner — Festschrift — „Richard Wagner und seine Apostaten" (Hugo Heller A Co., Wien, Leipzig) eine Anbetung zugrunde liegt, wie sie nur von einer fast unglaublich jugendlichen Begeisterungsfähigkeit hervorgerufen wird, macht er doch eine scharfe Trennung zwischen Wagner, dem wirklichen Menschen und Wagner, dem Phantasiemenschen — dem Künstler. Wie hoch Prof. von Ehrenfels auch Wagner stellt — z. B. fängt das Buch u. a. mit der Frage an, ob nicht eine Zeit kommen werde, die es für das deutsche Volk als größere Ehre ansehen wird, Wagner hervorgebracht als die Leipziger Schlacht geschlagen zu haben — und schließt mit den Worten: „Und so schuf ich meinen Parsifal". — Iede Spur von Blasphemie entweicht für mein Qhr, wenn es in dieser Stimme weitertönt: „Ich bin der größte Mensch seit Christus." — Trotz dieser und ähnlicher enthusiastischer Äußerungen betont Ehrenfels ausdrücklich, daß Wagner sittliche Größe nur in seinen Phantasietaten als Künstler besitze (Seite 58), während er dem „Apostaten" Nietzsche, dem „Wahnsinnigen", dem „Narren" „Uninteressiertheit der Gesinnung" und „männliche Härte gegen sich selber" absolut zugesteht (Seite 48). Er gibt auch zu, daß Friedrich Nietzsche auf die deutsche Literatur weitaus größeren Einfluß genommen habe als Wagner. Wagner der Mensch zeigt durchaus keine sittliche Größe, Wagner der Dichter keine richtige Wirkung; es bleibt ihm also nur das unstreitig große Verdienst, das musikalische Drama geschaffen, die inneren Formenelemente des Dramas musikalisch veranschaulicht zu haben. Wir verstehen also kaum, wie er sich bloß dieses Verdienstes wegen „ohne Blasphemie" den größten Menschen seit Christus nennen durfte.

Herr von Ehrenfels ist nicht objektiv genug, um sein Wagnerstudium rein sachlich wiederzugeben, ist nicht subjektiv genug, um einseitig-blind zu urteilen — und viel zu ehrlich, um nicht gegen sich selber zu zeugen.

So oder so — Nietzsche und Wagner gehören zu den Gottbegnadeten; Zarathustra und Parsifal sind symbolische Figuren geworden wie Faust, — der ewige Iude. —

Ich habe ein Buch vor mir, das den ewigen Iuden des 20. Iahrhunderts auf drei Stationen seiner rastlosen Wanderschaft in drei Momentaufnahmen wiedergibt. „Tragische Momente" von Bertha Pappenheim (Verlag I. Kaufmann, Frankfurt a. M. 1913).

Der alte Ahasver erlebt als russischer Student Uri Gurewitsch in seiner Vaterstadt — Kischinew, Homel u. a. — einen Pogrom. Uri verliert Mutter und Schwester, ist Zeuge der entsetzlichsten Greuel, und, wie Wilhelm Teil, erschlägt er ohne Gewissenskampf und Gewissensbisse das gefährliche Untier, den Urheber des Pogroms. Er kommt über Bern nach Frankfurt a. M., wird der Pclizei angezeigt und flieht nach — Palästina, in das Land seiner Wünsche und Träume. Nach 25jähriger aufopferungsvoller Arbeit sieht er sein Lebenswerk vernichtet, den mit hingebungsvoller Liebe urbar gemachten Bodenbesitz von Beduinen verwüstet, den heimgekehrten Sohn dem Lebensideal, dem Zionismus, entfremdet. — Diesen letzten Schlag kann Uri nicht mehr ertragen, und er erschießt sich.

Sind die zwei ersten Bilder an Le-

benstreue viel zu wirklich, um wahr zu sein, so ist das dritte ein gewolltes. Uns Selbstmord ist unmotiviert. Denn ist ihm der Zionismus wahrhaftes Lebensideal, so können die nichtigen Gründe seines Sohnes, der sich mit der europäischen Kultur zu sehr verwachsen fühlt, um fern von ihr leben zu können, — als ob in der Zeit des Dampfes, der Elektrizität und Aeroplane von abgegrenzten Kulturgütern die Rede sein könnte! — nicht an diesem Ideal und Glauben rütteln. Erschießt er sich aber als enttäuschter Vater, so wäre der Abschluß in zu losem Zusammenhang mit den ersten zwei Bildern. Der Wert des Buches ist ein kulturhistorischer. Vielleicht wird trotz Schlangen und Vipern doch eine Zeit kommen, wo man solche tragischen Momente nur aus Büchern kennt, und da werden die zwei ersten Lebensbilder ihrer Prägnanz und Wirklichkeitstreue wegen zur Kenntnis der Kulturgeschichte des 20. Iahrhunderts gewiß beitragen.

Ein anderes uraltes Problem, das Opfer einer reinen Iungfrau, ist der Inhalt eines Schauspiels von Kerim^e Hanoum: „Macboul<5" (Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.) — „Die Iphigenie des Orients ist diese Macboul^", sagt Carmen Sylva in ihrem Vorwort. Iedoch weist Macboul^ mehr Ähnlichkeit mit Ieanne d'Arc auf. Gleich dieser ist sie es selbst, die die schwere Aufgabe auf sich nimmt, ihrem Lande und Volke zu helfen, indem sie, wie Iohanna, der Liebe und jedem anderen Glück des Weibes zu entsagen gelobt. Und wieder wie Iohanna macht sie sich strafbar, weil sie menschlich ist. Dennoch! Die tragische Schuld, die uns in der Iungfrau von Orleans, bei aller Reinheit und Vollkommenheit der Heldin, ihr Schicksal begreiflich macht, fehlt Macboul<5. Schiller führt die Vaterlandserretterin auf eine Höhe, die sie schwindlig macht — und von da erst abwärts. Iohanna will ihr Schwert nicht einstecken, solange der letzte Feind Frankreichs nicht ausgerottet ist. Diese Worte in dem Munde eines zarten jungen Mädchens lassen uns vor ihrem Patriotismus erschaudern, und wir freuen uns fast, daß er vor einer stärkeren Naturgewalt versagt.

Macboul^ dagegen bleibt rein und makellos. Wie die Iungfrau von Orleans schweigt sie auf die ungerechten

Anschuldigungen, obwohl auch sie ein einziges Wort retten könnte. Aber sir will „die Sehnsucht nach dem Glück", die in ihrem Herzen erwacht, und „so alt ist wie das Leid", mit dem Tode büßen. Frau Maria von Hobe — Kerim^e Hanoum — hat lange in der Türkei gelebt, und ihre Dichtung ist der Dankbarkeit und Liebe entsprossen. Man fühlt es und ist angenehm berührt.

Theater-Rundschau.

Von Otto Neumann-Hofer.

Das Bild, das die Berliner Theater in der ersten Hälfte dieses Spieljahres (bis etwa Mitte Ianuar) bieten, ist dieses: der Nachdruck liegt auf den Nebensachen. Insofern nämlich, als er nicht auf dem liegt, was als die Hauptsache gilt in Zeitläuften, wo das Theater mehr als ein Beruf für die Spielmacher, und mehr als eine Abendunterhaltung für das Publikum ist: die Verlebendigung des heimischen Gegenwartschaffens. Oder, um im Bilde des Bildes zu bleiben: der Hintergrund, richtiger: die Hintergründe liegen in strahlendem Licht; der Vordergrund ist dunkel: man kann die Figuren kaum erkennen. Das ist die Perspektive des Fernen, des Unsicheren, des Unbestimmten, des Phantastischen, kurz der Romantik. So ist es nicht erst seit diesem Winter, so ist es seit einem Iahrzehnt.

Das Gegenwartschaffen ist nickt mehr bühnenreif. Das heißt: es feh-

len ihm zwei Durchdrungenheiten: mit Leben; und mit Technik. Mit Leben: was uns an Herz und Nieren geht, uns, die wir leben und recht haben, das ist dem Drama von heute gleichgültig. Das Drama von 1889 gab uns gewiß meist nur den Körper, seltener die Seele unseres Seins; aber es war doch unser Sein. Das heutige Drama gibt uns die eingebildete Welt weltabgeschiedener und rückwärts gewandter Artisten. Mit Technik: die tüchtige handwerkliche Arbeit ist in Verruf gekommen. Das Geschlecht von 1889 war durchweg vom Ausland abhängig; von ihm lernte es arbeiten. Das neudeutsche Geschlecht hat sich auf die germanische Tugend der Bärenhäuterei besonnen; der neudeutsche Dichter schafft als Romantiker, d. h. er improvisiert. Dabei kann ein Lied gelingen; ein richtiges Theaterstück niemals. Siehe das romantische Drama von Tieck bis Eulenberg.

Das Publikum also will das neue Drama nicht; darum müssen die Berliner Theater, die vom Publikum leben, ihm Vorsicht beweisen und die einst rühmlichste Aufgabe der sogenannten deutschen Theaterhauptstadt: das Neue, das Werdende, das Wachsende ans Licht zu ziehen, der einst nur achselzuckend genannten Provinz überlassen. Früher wagte der Provinzdirektor nichts aufzuführen, was nickt in Berlin seinen Stempel erhalten hatte; heute pfeift er auf Berlin und fühlt sich ihm überlegen. Tatsächlich erblicken drei Viertel aller neuen Erscheinungen heut in der Provinz zuerst das Rampenlicht.

In Berlin stand Eulenberg der Zahl der Stücke nach voran: Die „Zeitwende" im Lessing-Theater, „Paul und Paula" und „Belinde" im Kleinen Theater; alle drei tot. Bei den Sozietären „Schirm und Gertraude" von Ernst Hardt, das den Graf von Gleichen-Stoff komisch auseinanderwalzt zu einem ebenso endlosen dünnen Kuchenteig, wie es die früheren tragischen Auseinanderwalzungen des Gudrun- und Isoldestoffes waren: die Hand zierlich, oberflächlich streichelnd, wie sie einem eleganten und geschmackvollen Dilettanten gut ansteht, der indes selbstgefällig und kritiklos genug ist, alles dreimal zu sagen. „Die Sippe" von Ludwig Thoma und „Iettchen Ge» bert" von Georg Hermann im „Kleinen

Theater". Letzteres eine Dialogisierung des bekannten Romans, in der die Mischung von jüdischer Selbstironie und biedermeierischer Sentimentalität nebst den dazu gehörigen, an die eben verrauschte Kabarettmode anklingenden Kostümen und Möbeln und den altberlinischen Erinnerungen, dem Publikum freundlich stimmende lokalkoloristische Einzelheiten für ein Drama bot; ersteres eine kalenderhafte Moralität, bei der Thoma seinen satirischen Witz wie seine theatralische Pfiffigkeit vergessen hatte. „Der verlorene Sohn" von Wilhelm Schmidtbonn in den Kammerspie'len. Ohne Nachwirkung, obwohl eine Dichtung. Ohne Nachwirkung, weil improvisiert, nicht gearbeitet. Es fehlt der dritte Akt, der den verlorenen Sohn in der Erniedrigung zeigt, und es ist der (trotzdem ergreifende) Aufschwung der Vaterliebe im letzten Akt, statt in die Seele des Vaters, echt romantisch, in den musikalischen Klang des Wortes „Heimgekehrt" gelegt. Die Improvisation eines Dichters, obwohl Romantikers. Auch sogar das Königliche Schauspielhaus hatte zwei neue Stücke: „Die drei Brüder von Damaskus" von Alerander Zinn, der vielleicht einmal ein kluger und glücklicher Theatermann wird, wenn er die Banalität zu vermeiden imstande ist, und „Graf Ehrenfried" von Otto Hinnerk, eine hoftheaterhafte eomdinntiou (Kombiußngrli'n) von Eulenbergscher Traumtrottelei und Holdrio» Romantik. Das ist alles (Amüsierstücke, die nicht nur die Wirkung, sondern sogar die Absicht haben, nach dem letzten vergnügten Fallen des Vorhangs

sofort vergessen zu werden, übergehe ich dabei ebenso wie ein paar dialogisierte Wiener Feuilletons); und alles, oder fast alles verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Allein Wedekind macht eine Ausnahme. Seinem Alter nach gehört er in die Reihe der Neunundachtziger, aber er fing erst an zu wirken, als die Wirklichkeitsdichtung verblich. Er ist nur zwei Iahre jünger als Arthur Schnitzler, der schon längst zu den Aufhörern gehört, der aber doch in gewissem Sinne Wedekinds Vorläufer war. Vorläufer in der gewollten (oder gemußten?) Verengerung des Weltbildes zu einem Tummelplatz serueller Zuckungen. Schnitzler stattete seine dichterischen Aphrodisiasmen mit Wirklichkeitszügen und einer mondän-ironischen Lyrik aus; er konnte darum zur Zeit der Wirklichkeitsdichtung Figur machen. Wedekind sieht von allen Wirklichkeitszügen und von aller Lyrik ab; er lebt in einer selbst erschaffenen Welt, wie nur irgend ein Romantiker oder Phantast, und konnte darum erst zur Geltung kommen, als die Wirklichkeitsdichtung geächtet war. Schnitzler endete mit einem Geflenne über die Unmöglichkeit der allgemeinen Promiskuität in der heutigen Welt; Wedekind endigt mit der Darstellung des bewohnten Universums als eines Riesenbordells. Nach Schnitzler ist der Mensch ein Tierchen im perpetuierlichen Phantasiespasmus; nach Wedekind ganz einfach ein Vieh in der Brunst. Das ist handgreiflich, und, trotz aller unvorhergesehenen Clownerien, die er gern für Phantasie ausgeben möchte, ein recht einfaches Schema. Ist erst die polizeiliche Scheu überwunden, so läßt sich das die Menge eine Weile gern gefallen; selbst jene derben Biedermänner, die am Tage den Stolz der Nation ausmachen und abends am Biertisch an der saftigen Zote sich erholen, werden dadurch vorübergehend der Literatur gewonnen. Der auf der wirklichen Bühne noch nie erlebte Jahrmarktsaplomb, womit das Ehepaar Wedekind seine schauspielerische Unzulänglichkeit, er seinen vollkommenen, sie ihren durch Anmut und einige fachliche Routine gemilderten Dilettantismus, als einzig mögliche Ausdrucksform Wedekindscher Höhenkunst dem Publikum aufredet, tut das übrige, um Wedekind auf der Bühne zu

erhalten. Eine Wirkung des Bluffs und Folge der Verblüffung. Dem Wedekind-Zyklus auf dem Deutschen Theater im vorigen Spieljahr folgte in diesem die „Franciska" und die „Musik" in den Kammerspielen; demnächst soll der „Simson" am Lessing-Theater steigen. Dann wird noch für einige zusammenfassende Worte über diese merkwürdigste Erscheinung unseres Theaterlebens Gelegenheit sein.

Der Mangel eines heimischen Gegenwartsrepertoires, das an unsere Interessen rührt, muß durch andere Dinge ersetzt werden, und das sind eben die Nebensachen, die in Zeiten, wie wir sie jetzt durchmachen müssen, die Hauptsachen werden. Ein niemals unverdächtiges Surrogat ist das Gegenwartsrepertoire der Fremde. Solange sein Haupt Ibsen war, blieben wir, nach kurzer Akklimatisierungsfrist, im Heimischen: Ibsen wurde uns schon zu seinen Lebzeiten, wie Shakespeare zweihundert Iahre nach seinem Tode, zum deutschen Dichter. Heut herrschen vor: Strindberg und Shaw. Das deutsche Schauspielhaus, soweit es sich künstlerische Arbeit erlauben darf, ist ganz auf Strindberg eingestellt: es gab in diesem Spieljahr Fräulein Iulie und die Erste Warnung. Die Sozietät birgt in ihrem Busen den Plan eines Zyklus aller historischen Stücke Strindbergs. In den Kammerspielen erschien das „Wetterleuchten", im Hebbel-Theater die „Kronbraut", und sogar das Königliche Schauspielhaus leistete sich „Schwanenweiß". Shaw erschien mit „Pygmalion" im Lessing-Theater, mit „Androklus und der Löwe" in den

Kammerspielen. Beide sind „wer" und
jeder ein anderer. Strindberg ist ein
Dichter, Shaw ein Satiriker hohen
Ranges; wer wäre nicht gern in ihrer
Gesellschaft? Das heißt: von Zeit zu
Zeit. Auf die Dauer sind beide uner-
träglich. Denn Strindberg ist immer
Monomane; welch' eine Seele, welch'
eine Lage er auch schildere, sie erscheint
immer verzerrt; immer verzerrt zum
Sonderbaren, Absonderlichen, Irren,
Wahnsinnigen oder zum Häßlichen, Wi-
derlichen, Abscheulichen, Scheußlichen.
Denn Shaw ist niemals Dichter; welch'
eine Seele, welch' eine Lage er auch
schildere, sie erscheint immer leblos,
künstlich, mechanisch, etwa wie Grammo-
phone, die das Phonogramm eines von
geistvollen, geistreichen, satirisch-treff-
sicheren, satirisch-spaßigen, ulkigen Be<
merkungen übersprudelnden witzigen
Kopfes wiedergeben, bei welchen man
nicht immer gewiß ist, ob ihnen eine so-
zialreformatorische Absicht oder die Lust
des Zweifels an allem und noch einigem
zugrunde liegt. Dramatiker sind beide
nicht — wie soll unserem Drama Heil
von ihnen kommen. Ibsen schuf unser
Drama von 1889 (will sagen: er haupt-
sächlich). Wer erwartet von Strind-
berg oder Shaw eine Befruchtung un-
seres Dramas?

Das zweite Surrogat sind die
Klassiker. Surrogat? Ia, Surrogat.
Wäre das Theater nur Kunst (wie das
gedruckte Dichtwerk, die gedruckte Oper)
— dann wären die Klassiker die Haupt-
sache; wären sie nicht die bewährtesten
Kunstwerke, durch Generationen ge-
stempelt, würden sie eben nicht die
Klassiker sein. Aber das Theater ist
nicht ein reines Kunstinstitut, wie etwa
eine Gemäldegalerie; das Theater ist
zugleich ein Forum, ein Forum, auf
dem unsere inneren (zuweilen auch un-
sere äußeren) Angelegenheiten verhan-
delt werden, und zwar eines der weni-
gen, und von diesen wenigen das wir-
kungsvollste, wo diese Angelegenheiten
in künstlerischer Form verhandelt wer-
den. Zwar haben wir die Klassiker in
uns aufgenommen; zwar sind die An-
gelegenheiten, die sie verhandeln, die
unsrigen; hört einer vor unserem Be-
wußtsein auf, solche Angelegenheiten zu
verhandeln, so hört er auf, uns Klassi-
ker zu sein. Aber es sind ererbte An-
gelegenheiten, nicht von uns geschaffene;
es sind unsere Angelegenheiten aus zwei-

ter Hand. Darum können die Klassiker dem lebendigen Theater niemals die bedeutungsvolle Gegenwartsdramatik ersetzen, die die Zeit deutet und die Mitlebenden. Darum sind auch die Klassiker ein Surrogat.

Als wir eine bedeutungsvolle Gegenwartsdramatik hatten — in den neunziger Iahren —: hat sie da nicht mehr „Kultur" gemacht, als alle von höfischer und von pädagogischer Autorität anbefohlene Pflege der Klassiker?

Ein Forum, auf dem unser Kulturgewissen in künstlerischer Gestaltung seine leidenschaftlichen Kämpfe ausficht, kann das Theater für viele sein; hört es auf, dieses zu sein, dann kann es manchmal für manche eine Stätte reines Kunstgenießens sein — mancherlei muß zusammenkommen, um solch selten« Wirkung zu formen —; für die vielen wird es eine Abendunterhaltung werden. Auch wenn es die Klassiker gibt. Die Klassiker werden dann, um sie für die Unterhaltungsbedürftigen aus der Sphäre des absolut Langweiligen in die des Pikanten zu versetzen, das lammfromme stillhaltende Objekt für die Kunststücke des Komödiantentums . . .

Ich wollte nun zu dem neuen Shakespeare-Zyklus des „Deutschen Theaters" übergehen, der bereits den Sommernachtstraum, Viel Lärm um Nichts, Hamlet, Kaufmann von Venedig und König Lear ergriffen hat. Aber mein Platz ist zu Ende. Lassen wir den Zyklus sich ruhig vollenden; er ist so sehr Eines Geistes, daß er in seiner Gesamtheit als Ein Werk behandelt werden kann.

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. Kuno Mittenzwey (München).

Der moderne Arbeitsprozeß und die Produktionsveredelung.

Es muß uns immer wieder rätselhaft vorkommen, woran es denn liegt, daß das 19. Iahrhundert, das uns unvergleichliche Errungenschaften und Fortschritte auf allen möglichen Gebieten gebracht hat, zugleich das Iahrhundert der großen Verhaßlichung geworden ist. Denn wir mögen unsern Blick zurückwenden in welche Zeiten wir wollen: wir finden eventuell den Ausdruck der Unbeholfenheit oder aber einer unsicher gewordenen Dekadenz, nirgends aber, auch in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges nicht, die ja immer als die Zeit des größten Darniederliegens Deutschlands genannt wird, eine derartige Geschmacklosigkeit, ein solches Verlassensein von allen guten Geistern, wie in der zweiten Hälfte des 19. Iahrhunderts. Man hat gesagt, die Leistungen dieses Iahrhunderts lägen vorwiegend auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und Technik, und Kunst und Wissenschaft seien feindliche Schwestern. Aber die naturwissenschaftlichen Leistungen des 16. und 17. Iahrhunderts stehen denen des 19. an schöpferischer Kraft nicht nach, ohne daß die wissenschaftliche Einstellung zur Welt die künstlerische Gestaltungskraft dieser Zeiten irgendwie beeinträchtigt hätte. Man hat von einer „Übergangszeit", von dem Zerbrechen der ständischen Gesellschaftsordnung und was allem gesprochen. Aber die Überwindung der klerikal-feudalen Kultur am Ausgang des Mittelalters und das Aufkommen des städtischen Bürgertums, sowie die Zuwendung zu dem Formenkreis der Antike zu Beginn der sogenannten Renaissance sind sicher nicht minder starke Übergänge gewesen, ohne daß sie eine gleiche Ratlosigkeit des künstlerischen Ausdrucks gezeitigt hätten. Das ist eben das Geheimnisvolle: In früheren Zeiten geschieht die Zuwendung zu neuen Inhalten und die Bewältigung neuer Aufgaben stets mit einem unfehlbaren schöpferischen Instinkt; keinen Augenblick ist z. B. die Aneignung klassischer Formen in der Renaissance zum klassizistischen Imitieren geworden. Nur im 19. Iahrhundert scheint da irgend eine Kraft zu versagen. Anderseits zeigt dieses Iahr-

hundert doch aber in der Erneuerung des Nationalgefühls, in der Neugestaltung der staatlichen Lebensformen sicherlich das Walten einer Menge schöpferischer Kräfte.

Man muß die Lösung vor allem wohl darin finden, daß im 19. Iahrhundert der Prozeß der Gütererzeugung selbst rationalisiert wurde. Von Ratio war das 18. Iahrhundert sicher mehr angefüllt als die Zeit, die auf einen Kant und Hegel folgte, aber damals blieb die Ratio bloß eine Sache der Weltanschauung und richtete künstlerisch weiter keinen Schaden an. Ietzt war das Neue, daß sich diese Ratio auf den Prozeß der gewerblichen Arbeit richtete. Nach den Anforderungen der Maschinentechnik zerspaltete sie den Herstellungsprozeß in viele Phasen und verteilte ihn auf viele Hände, nach den Lehren der bürgerlichen Nationalökonomie lernte sie, die ganze Erzeugung auf Massenherstellung abzustellen. Das ist alles oft genug geschildert worden.

Demgegenüber scheint die Herstellung eines edel und organisch gebildeten Produkts nur möglich, wenn es mit einer gewissen Liebe angefaßt wird. Kein Werkkünstler, (wenn er wirklich ein solcher ist), der nicht eine Liebe hätte zu dem Material, das er verarbeitet, zu der Form, die er ihm verleiht. Diese Liebe war in dem Betrieb der alten Gewerbe selbstverständlich, war in der Lebensordnung dieser Gewerbe und in dem ganzen Tempo der Zeit unvermerkt mitgegeben. In unserem modernen Arbeitsprozeß scheint dafür kein Platz mehr

zu sein, ja überhaupt nur in einer solchen wirtschaftlichen Betrachtung das Wort Liebe zu gebrauchen, wird manchem schon deplaziert vorkommen. Wie sehr der Geist unserer industriellen Produktion dieser Liebe entgegen ist, das kann, wer es sonst nicht sieht, an dem jetzt so viel genannten Taylor-System ersehen. Es ist ganz gut, daß einmal der Gedanke unserer industriellen Arbeit mit äußerster Konsequenz bis zu Ende gedacht ist: sieht man doch daran, bei welcher Härte und Lieblosigkeit des Arbeitsgedankens wir angekommen sind. — Aber ich denke hier gar nicht bloß an den in der industriellen Massenfabrikation beschäftigten Arbeiter: daß dieser, der immer nur dieselbe Phase eines Produkts zu behandeln bekommt und diese in ertötender Wiederholung, keine Liebe zu seinem Produkt haben kann, ist traurig, aber nicht weiter verwunderlich. Aber auch der selbständige Gewerbetreibende muß heutzutage zuerst an Konkurrenz und Nachfrage und Reklame denken, und da bleibt für Liebe zum Werk keine Zeit.

Aus dieser Lage ist ein romantischer Pessimismus erwachsen, den man gerade bei recht feinen und sensiblen Köpfen antreffen kann. Man hat gesagt: Die schöpferischen Kräfte unserer Werkkunst sind mit dem Hereinbrechen des Industriezeitalters endgültig erloschen, weil der moderne Arbeitsprozeß der Betätigung dieser Kräfte direkt entgegengesetzt ist. Was hat uns denn die vielgenannte Erneuerung des Kunstgewerbes gebracht? Nichts weiter als die Beschneidung des Überflüssigen, des Überladenen. Aber wo ist denn nun das Eigene, der „neue Stil"? Nichts weiter hat unsere Zeit im Grunde hervorgebracht als den nüchternen „Zweckstil", angesichts dessen uns doch nicht recht wohl und behaglich werden will. Und doch ist er schließlich der ganz angemessene Ausdruck des Rationalismus unseres „Zeitalters der Technik". Alles, was darüber hinausgeht, sind Anleihen bei der Vergangenheit und umfangen uns nicht mit der Einheit eines Zeitstils.

Wir glauben nicht, daß wir zu diesem Pessimismus verurteilt sind. Wir verkennen allerdings nicht, daß im modernen Wirtschaftsprozeß Kräfte und Tendenzen walten, die geeignet sind, das Erstarken der gestaltenden Kräfte und die Veredelung der Produktion

immer wieder zu beeinträchtigen. In diesem Sinne wirkt z. B. die Sucht nach Modernität, nach „Neuheit", durch die alles kaum Erstandene, noch ehe es gereift ist, sofort von zweitrangigen Geistern in die Breite getrieben und verkitscht wird. Das Unausstehliche am „Iugendstil" waren ja nicht so sehr die Produktionen der paar führenden Geister, die in ihrer Naivität, neue Formen einfach aus der Erde zu stampfen, immer wieder etwas Rührendes hatten, sondern die große Flut der verrenkten Massenerzeugnisse. Das scheint weit zurückzuliegen, aber man denke an die „Futuristenblusen" oder an die pseudo-Wiener Druckstoffe: immer wieder dasselbe, daß aus jedem Neuen sofort eine neue Mode und eine neue Banalität gemacht wird.

Solche Betrachtungen führen darauf, daß viel mehr als nach einem Stil zu rufen, es not tut, über manche produktionsverderbenden Tendenzen unseres Wirtschaftslebens eine Besinnung herbeizuführen. Wie soll ein Produzent die „Liebe" zum Produkt haben, wenn er seine Produktion nur unter dem Gesichtswinkel der geringsten Herstellungskosten betrachtet, wenn es ihm nur darauf ankommt, die neuesten Dessins möglichst bald auf den Markt zu werfen, und wenn er von vornherein damit rechnen muß, die Hälfte der Produkte nach Ablauf der Saison als unverkäuflich zurückzuerhalten?

Soll die Liebe zum Produkt wiederkommen, beim Produzenten wie beim Publikum, so muß die erste Forderung sein: Veredelung der Qualität des Produktes, Beseitigung alles Unechten, Fal-

schen, Scheinhaften, kurz Ausstattung mit allen Eigenschaften, die wir von einem Gegenstand fordern, der unserer Liebe wert sein soll. Diese Forderungen sind gewiß nicht neu, und wir freuen uns, daß sie nicht neu sind. Auf ihrer Grundlage ist im Iahre 1907 der Deutsche Werkbund gegründet worden, und seither hat er in regelmäßigen Tagungen den Gedanken der Produktionsveredelung vielfach verkündet.

Wo aber ansetzen, um diesen Gedanken in großem Umfange zur Tat zu bringen? Wir haben ja gesehen, wie große Gegenkräfte in der Natur des modernen Arbeitsprozesses gegeben sind. — Wie die Einheit der Herstellung zumeist zerspalten ist in eine Vielheit der Phasen, die das Produkt von einer Hand zur anderen durchläuft, ebenso ist in unserer Zeit bekanntlich die Einheit des Verhältnisses von Produzent und Abnehmer zersprengt worden. Der Produzent arbeitet nicht mehr für den bekannten Besteller, von dem er weiß, daß er die Qualität seines Produktes zu schätzen weiß, sondern für den unbekannten Markt. Soll nun eine Anerkennung der Qualitätsproduktion wieder erreicht werden, so muß auf alle Faktoren eingewirkt werden, die an dem wirtschaftlichen Phänomen des Marktes beteiligt sind. Es nützt nichts, im kunstgewerblichen Unterricht eine Hebung des Niveaus zu erstreben, wenn dann der junge Gewerbezeichner mit seinen Entwürfen nur der überlegenen Ablehnung des Fabrikanten begegnet, der ihm vorwirft, er verstünde nichts davon, was verlangt wird. Es nützt die idealste Propaganda nichts, wenn ein wirklich wohlbesirebter Produzent an seinen Umsatzziffern spüren muß, wie hart er auf die Verständnislosigkeit des Publikums stößt.

Soll auf den Markt in allen seinen beteiligten Faktoren mit der Kraft der Anschauung eingewirkt werden, so gibt es nur ein Mittel: Die Ausstellung.

So hat sich der Deutsche Werkbund entschlossen, im kommenden Iahre 1914 auf einer Ausstellung in Köln zu zeigen, was an Qualitätsveredelung heute bereits geleistet wird. Man darf auf die Ausstellung füglich gespannt sein. Das Zeichen des D. W. B. ist heute

schon eine Kennmarke, die zum äußer-
sten verpflichtet. Man darf mit Span-
nung erwarten, ob sich eine genügend
große Anzahl von Ausstellern findet, die
diese Verpflichtung an Qualität und
Geschmack zu bestreiten vermögen und
dabei ökonomisch auf ihre Rechnung
kommen.

Die Ausstellung 1914 wird ge-
wissermaßen die Entscheidung über den
Werkbundgedanken bringen. Denn die-
ser Gedanke enthält, verhehlen wir es
nicht, eine doppelte Tendenz: einerseits
strebt er nach allgemeinster Verwirk-
lichung und möchte alle Arbeit in seinem
Zeichen einen, andererseits enthält er
ein aristokratisches Moment, eben die
Qualitätsforderung. Viele Meldungen
werden kommen, nicht alle werden ge-
nügen, und die Iury wird keine leichte
Arbeit haben, um die Verwirklichung
weitherzig durchzuführen und doch jenes
Niveau herzustellen, das der Besucher zu
fordern berechtigt ist, wenn er den
Bannkreis des D. W. B.-Zeichens be-
tritt. Ohne Kompromisse wird es nicht
abgehen, und wir können nur wünschen,
daß die richtige Linie gefunden wird.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Mückporto beiliegt.
8«au^«b« »no !Ni»fr«dae,«eur: Prof, Dr. Ludwl« V»«ln w «««l» ^ IN, lücho»»»« 5» !T«I«<»» »m»
lwMil«5lr.«U»i.—V«»ntworMch«'!?edllIU«ur: »l. Lylolu» »ruck w »«»lau. — In Rußland für dl» R«d»Ktt»»
«rantwortllch: vi-, Adrian P»lly> Lt. Vet«»tmra. «»l»nplIltz 1. — «M«In>V«N»»!ma für Ungarn:
«rüNch« K, i. yosbuchhandluna <I. Ventd), Vud»p«li V, Vorotlya-uteza ?. — Mr den In!«r»t«n»«<I
«xramwortüch: ßelnrlch Nlttmann w «n»l»u m. — V«rla» und Druck dn Lchlefilck«! Vuchdruckenl
». S. 8ch»ttla«»der. «,««., Vr»!»» NI.

^N5W^
ln8er»ten-^nnakme
suroli uu»er« a«soliHltst«ll«, L«rlill >v. 10. I^ütlowul«r 5«: sured Ull3eru
Verla^ Lr«sl«m III; l«n»«r äurob <li« k'irma: Nuäoll lilo»« un<l äie
ln»«stlon»plel»: pro 46 mm dr«it« 2«il« <Nu6ull zlu««'8 worma!-
2«ilenm«888r X<». 5> 70 pl.

//.^^/
Leine Ercellenz der scheidende Bulgarische Gesandte I. S. Ghschow.

?W
«
ÄGÜli
"> < ^^
'pwttssor Dr. >!udwm Stein
' '..f.,^. ^.i'vi' und Verlag^HnsiM
.->Bender, A.-G., Breslau.
'VV.io B^'.^,'osst Koptli!-'. 7,,
«nll'lch» », ll «>!!buchh«n»I. «»l» il '^ ^Ich.
. > ,> ! l.^',«^« NN» ««!,», H»«,, Lm«nchof is.
«. ««>vonnm«n,<y« »««»leb für Ruhland i«i d» »«lellfchaft «. «. »olff, Hofbuchhandlungen ln V««»»»««:
l>»twll7^ v»»r 18 ». «e»»U kr<i»p«llt 13, Vt«««u: schmiedebrllcke 12 u. Llloedov^» 22.
38. Jahrgang. Band 148. Heft 474 März 1914

X
^.
Â»
,//.^<^/
,>e ^^,. ',,!! der i,!>'i>'ndÂ« Bulg^ns'^c >'.'>

Eine öeuOMmatWH
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. st«ln»ck«r. »««hold sutter. <8rM1ch«K.l!.8ofbuchhaM. <tnl«» H 2»n«lb«!lch,
Stockholm Christiania London Konstantinopel
I.«. Fritz«, I^ldnllrl« II»!»l«. 2»c«b D,b»«d Vuchhdlg. lNMIam» j^ ül»rg»t«. Internat, Vuchh»ndl. Ott« ««U.
stir dl« Pr»»lnz«n I» Schnxlxn und tn DIn«m«K: «»«»»« «li«. Urstn» »l«chl«l««r. ««v«uh«<««.
ftr dl« Tch»«lz: «l»d««. «u«»«. u. »nchli«n»luna «. v«n »»««u, Jürich I.
Vn«rlll!i«tr«tun« fUt ß»ll«md: «.V» »«»«<«<u« und ««liu« H«a«, VultrnlMZs.
«« b»chhllndl«rllch« V«rtri«b sllr Rußland b«i d«r l»«l«lllch»ft Vl. 0. w«lll« tzostuchhandlungen I n V«<««<b«»«l
(Xi»llimij v»»r 18 ». H«»,U ?r«,p«Kt 13, M«»l»u: schmi«d«brü<l«« 12 n. 8lcoeli«,^« «2.
38. Jahrgang. Band 148. Heft 474 März 1914

Dr. Gustav Ritter v. Roßkowski,
Hofrat, Prof. der Lemberger Universität, Mitglied des Völkerrechtlichen Institutes:

Über das Programm der z. Friedenskonferenz in Haag.

Im Iahre 1899, als zum ersten Male die Friedenskonferenz in Haag zusammentreten sollte, hat man auf ihre Beschlüsse kein großes Gewicht gelegt. Es hatte dies seine Gründe. Die erwähnte Konferenz war, wie bekannt, der Initiative des russischen Zaren Nikolaus II. zu danken.

Das war einer der Gründe, weshalb in diplomatischen wie in wissenschaftlichen Kreisen das ganze Unternehmen nicht recht ernst genommen wurde. Wem die Geschichte der internationalen Staatenverhältnisse bekannt ist, der weiß, daß seit dem Ende des 18. Iahrhunderts Rußland bestrebt ist, im Internationalen Staatenverbande die Rolle des Beschützers der Rechte, des Friedens und der Ordnung zu spielen. Das hat jedoch der Welt keinen Nutzen gebracht, weil alle diese Versuche Rußlands ausschließlich im Interesse der russischen Monarchie, nicht aber in dem der Allgemeinheit unternommen wurden.

Schon im Iahre 1780 hat Rußland die Initiative zu einer bewaffneten Neutralität ergriffen, an welche man große Hoffnungen geknüpft hat, welche jedoch keine oder so gut wie keine praktische Bedeutung hatte. — Im Iahre 1815 ist unter Mitwirkung Rußlands die „Heilige Liga" entstanden, welche, anstatt der Menschheit den Frieden zu sichern, eine Reihe von Kriegen und Vergewaltigungen des Völkerrechts herbeigeführt hat. — Der Pariser Kongreß im Iahre 1856 hat den bekannten Beschluß betreffend „Kons ottiees" gefaßt, welcher sich nur auf die Orientfrage bezogen hat. Die öffentliche Meinung der zivilisierten Völker hat in der Anwendung der „bon» oltice»" ein mächtiges Mittel gesehen, den Kriegen vorzubeugen, und deshalb die Ausdehnung des obigen Beschlusses auf alle Streitfälle der Staaten verlangt. Rußland hat gemeinschaftlich mit Preußen und Österreich die Annahme dieses berechtigten Wunsches auf dem Pariser Kongreß verhindert. — Im Iahre 1864 hat Rußland bei der Votierung der Genfer Konvention mitgewirkt, und im Orientkriege vom Iahre 1877 hat

die russische Armee die Vorschriften der Genfer Konvention in der Behandlung der türlischen Soldaten mißachtet, was von der englischen Regierung im Parlament nachgewiesen wurde. — Im Iahre 1879 hat es die Brüsseler Konferenz zu feinem definitiven Resultate gebracht, hauptsächlichst deswegen, weil Rußland für die Olkupations-Armee derartige Berechtigungen verlangte, welche dem bisherigen Gewohnheitsrechte gänzlich fremd waren. — Endlich hat Rußland im Iahre 1899 allen Staaten der Welt vorgeschlagen, die Vermehrung der Rüstungen auf eine Reihe von Iahren hinanzuhalten, ohne in seinen eigenen Rüstungen stillzustehen.

Der gegenwärtige Zustand der internationalen Verhältnisse der Staaten hat auch nicht zu den rosigen Erwartungen berechtigt, daß die Haager Friedenskonferenz ihr Ziel erreichen wird. — Es gibt doch heutzutage fast keinen Staat, an dessen Grenze nicht irgend ein Streit mit einem Nachbar um den Besitz eines Teiles seines Territoriums vorhanden wäre. Bei der gegenwärtigen Bedeutung der nationalen Fragen ist kein Staat imstande, auf seinen Anspruch bezüglich eines Teiles des fremden Territoriums zu verzichten. — Das ist eine der wichtigsten Ursachen des gegenwärtigen bewaffneten Friedens, und über die Abrüstung oder auch nur über die Hintanhaltung der Rüstungen kann heute nicht ernstlich gesprochen werden. — Aus diesen Gründen ist klar, daß die erste Haager Konferenz, welche gerade über die letztgenannte Frage beraten sollte, nicht ernst genommen wurde. — Dagegen haben die Beschlüsse der beiden Haager Konferenzen vom Iahre 1899 und 1907 die Welt überzeugt, daß dieselben ernst und mit Nutzen für die Allgemeinheit arbeiten. Die Konventionen, welche in diesen Konferenzen ausgearbeitet wurden, bilden einen wichtigen Beitrag zur Kodifikation des Völkerrechts, und der ständige Schiedsgerichtshof im Haag hat schon zahlreiche und wichtige Dienste für die Menschheit geleistet. Infolgedessen wird gegenwärtig die Haager Konferenz hoch geschätzt. Die öffentliche Meinung betrachtet sie als ständige Institution des Internationalen Staatenverbandes und verlangt, daß sie von Zeit zu Zeit zur Tagung einberufen werde.

Gerade jetzt erwarten wir den Zusammentritt der 3. Haager Konferenz.

Mit großem Eifer hat der gewesene Präsident der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika Taft das Zustandekommen der 3. Haager Konferenz verfochten. Seinen Spuren folgen jetzt Wilson und Bryan. Es wird jetzt die Einberufung der Konferenz für das Iahr 1915 gefordert.

Verschiedene Kongresse und Konferenzen, welche der Friedensfrage gewidmet sind, befassen sich mit der Frage: welche Gegenstände auf die Tagesordnung der 3. Haager Konferenz gestellt werden sollen. — Es wurde meist verlangt: die Bildung der speziellen Kommissionen zur Ausarbeitung dieser Tagesordnung, und in der Fachpresse finden wir mehrere Aufsätze, welche dieser Frage gewidmet sind. Ohne die bis jetzt in dieser Hinsicht gemachten Vorschläge näher zu prüfen,

sind wir der Ansicht, daß auf die Tagesordnung der nächsten Haager Konferenz folgende Fragen gestellt werden sollen:

i. Das See-Kriegsrecht. Die Kodifikation dieses Rechtes ist wichtig und dringlich, und die Erledigung dieser Aufgabe läßt sich ohne besondere Schwierigkeiten herbeiführen, auf Grund der Beschlüsse der Londoner Konferenz und der Arbeiten des Institut äe 6rc»it iut«inutioua1. Alle Staaten sind für die Kodifikation des maritimen Kriegsrechtes, und wenn die Londoner Beschlüsse bis jetzt nicht ratifiziert wurden, so ist das nur dem Umstande zuzuschreiben, daß dieselben die Vorschriften enthalten, welche dem Geiste unserer Zeit nicht entsprechen. — Die Revision der Londoner Beschlüsse wird leichter durchzuführen sein, als ein neues Projekt auszuarbeiten. —

2. Das Verbot, die Ballone oder Aeroplane zu Kriegszwecken zu verwenden.

In der 1. Haager Konferenz wurden drei Deklarationen votiert, und zwar: a) das Verbot, im Kriege die sogenannte Dum-dum-Kugel zu gebrauchen; b) das Verbot, aus den Ballonen erplosive Stoffe herunterzuwerfen; <H das Verbot, die Geschosse zu gebrauchen, welche giftige Gase enthalten. Diese Deklaration 6 wurde auf 5 Iahre votiert. Die 2. Haager Konferenz hat die genannte Deklaration zum zweiten Male wiederholt.

Im vitalsten Interesse der zivilisierten Menschheit liegt es, daß die genannte Deklaration auch von der 3. Haager Konferenz angenommen werde, nnd zwar nicht wieder auf fünf Iahre, sondern ohne Zeitbeschränkung, und nicht in der Form einer Deklaration, sondern einer Konvention. Es wird nicht leicht sein, dieses Ziel zu erlangen, weil es allgemein bekannt ist, daß die Großmächte viele Millionen dazu verwendet haben, eine Luftflotte zu schaffen. Trotzdem muß man sehr energisch auftreten, um die praktische Verwendung dieser Luftflotte während der Kriege zu verhindern — und zwar aus zweifachen Gründen. Erstens deswegen, weil der Kampf, welcher von den Ballonen und Aeroplanen aus geführt wird, den schrecklichsten Krieg darstellt, in welchem Hekatomben von Opfern fallen würden und ganze Städte mit den unschätzbaren Denkmälern der geschichtlichen und kulturellen Entwickelung der Menschheit eingeäschert würden. Andererseits wäre ein Krieg unter Zuhilfenahme der Luftflotte im krassen Widerspruche mit dem Geiste des gegenwärtigen Kriegsrechtes. Das letztere gestattet nur die Kämpfe der Armeen unter den streitführenden Staaten. Die Bevölkerung soll vor den Folgen des Kampfes geschützt werden. Die Geschosse aber, welche aus den Ballonen und Aeroplanen geschleudert werden, sind nicht imstande, einen Unterschied zwischen den Armeen und der friedlichen Bevölkerung zu machen; sie vernichten unterschiedslos alles, was von ihnen getroffen wird.

Es wäre überflüssig zu erwähnen, daß ein in so gräßlicher Weise geführter Kampf von der öffentlichen Meinung der gesamten zivilisierten Staaten verabscheut wird.

3. Einführung einer Strafsanktion für die Verletzung des Kriegsrechts.

Iedes Recht soll sich mit den Bedürfnissen des Lebens und mit der Kultur des Volkes, für welches es bestimmt ist, im Einklang befinden. Mit der Abänderung der Lebensbedingungen soll auch das Recht abgeändert werden. Die Bestätigung dieser Marime finden wir im Kriegsrechte. Mit dem Fortschritte der Zivilisation hat das Gewohnheitskriegsrecht begonnen, seine Vorschriften zu veredeln, und das gegenwärtige Kriegsrecht in den Beschlüssen der 2.. Haager Konferenz (1907) ist eine treue Widerspiegelung des Geistes unserer Epoche.

Leider haben die neuesten Kriege gezeigt, daß während des Kampfes die wildesten Instinkte des Menschen die Oberhand über die Forderung seiner Kultur gewinnen, als wenn man nachweisen wollte, daß der Krieg mit der Kultur nichts Gemeinsames besitzt. Im ersten und zweiten Balkankriege wurden entsetzliche Greueltaten verübt, von denen man nur mit Abscheu und Schrecken sprechen kann. Nachdem die erste nnd die zweite Haager Konferenz die Rechtsregeln des Landkrieges festgelegt hat, soll die dritte Haager Konferenz es als ihre eminente Aufgabe betrachten, Erekutionsnormen für das Landkriegsrecht zu beschließen, damit seine Beschlüsse respektiert würden und unserem Iahrhundert die Schande erspart bliebe, daß derartige verbrecherische Ausbrüche tierischer Wildheit ungestraft geduldet würden.

Auf meinen Antrag hat die Interparlamentarische Union im Haag im Iahre 1913 anerkannt, daß die dritte Haager Konferenz mit der obigen Frage sich zu befassen hat.

4. Die Erweiterung des Wirkungskreises der Haager Konferenz.

Bis jetzt befaßt sich die Konferenz mit der Ausarbeitung der Projekte der Konventionen in den wichtigsten Materien des Völkerrechts. Diese Arbeit zeitigt die besten Früchte. Die von den beiden Haager Konferenzen votierten Konventionen haben jetzt obligatorische Rechtskraft. In der internationalen Staatengemeinschaft fehlt jedoch eine Institution, deren Ausgestaltung geradezu eine dringende Notwendigkeit ist. Diese Institution hätte zur Aufgabe: die laufenden politischen Fragen zu erwägen. Um den Kriegen vorzubeugen, hat man den ständigen Schiedsgerichtshof in Haag errichtet, und heute verlangt die öffentliche Meinung immer dringlicher, daß die Streitigkeiten unter den Staaten ohne Blutvergießen entschieden werden sollen. Man muß jedoch dafür sorgen, daß eine Institution ins Leben trete, welche imstande wäre, dem Ausbruche der Staatsstreitigkeiten vorzubeugen. Das könnte auf diese Weise geschehen, daß die Vertreter der Mächte, Staatsmänner und Diplomaten, von Zeit zu Zeit im Haag zusammentreten und über die Fragen der laufenden Politik beraten, bevor die Streitigkeiten der Staaten untereinander zum Ausbruch

gelangen. Napoleon III. war der Ansicht, daß diese Aufgabe einem Internationalen Kongreß zufallen müßte. Es ist dazu nicht gekommen, weil man damalo nicht geglaubt hat, die internationalen Streitobjekte ohne Blutvergießen zu erledigen. Der Vorschlag Napoleons wurde nicht angenommen, auch wegen der Schwierigkeiten, die Kongresse periodisch zusammenzuberufen. Da indes die Haager Konferenz eine stabile internationale Institution geworden ist, könnte und sollte diese Aufgabe das Haager Institut lösen. Die Mitglieder der Haager Konferenz sollen sich in zwei Abteilungen spalten. Der erste Teil soll sich, wie jetzt, mit der Kodifikation des Völkerrechts befassen, der zweite soll die Angelegenheiten der laufenden Politik in ernste Erwägung ziehen, und, ohne den Staaten seine Ansichten aufzudrängen, dieselben nur aussprechen, damit die interessierten Staaten die Meinung der anderen Länder kennen lernen und in Erwägung zu ziehen in der Lage wären. Die Schaffung einer derartigen Institution wäre eine Wohltat für die Menschheit, ein mächtiges Mittel, Kriege hintanzuhalten, und ein bedeutungsvoller Anfang der ersehnten Organisation des internationalen Staatenverbandes.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Die Tragik des modernen Individualismus.

Seit vier Iahrhunderten arbeitet der europäische Kulturkreis unermüdlich daran, dem Individualismus die Bahn frei zu machen. Was Goethe als höchstes Glück der Erdenkinder empfand — die Persönlichkeit —, das haben wir seit Humanismus, Renaissance und Reformation, seit der englischen und französischen Revolution Schritt für Schritt erkämpft. Frei wollende Individualitäten kannte und duldete die mittelalterliche Weltanschauung nicht. Karl Lamprecht behält mit seiner Formel recht: das Feudalsystem des Mittelalters kennt keine eigentliche Gesellschaft. Denn in jenem Zeitalter will nicht das Individuum, sondern sein Stand, seine Korporation, seine Bruderschaft, Gilde oder Zunft, endlich und insbesondere seine Konfession in ihm und durch ihn. Das Durchschnittsindividuum ist da nur das passive Medium seines näheren oder weiteren Kollektivums. Iedermann trägt gleichsam seelische Uniform; er handelt in der Regel so, wie seine „Mitwelt" oder „Umwelt" von ihm fordert. Und wer sich dieser Schablone des Denkens, Fühlens nnd Handelns nicht unterwirft, sondern eine Eigenpersönlichkeit zu sein beansprucht, wird nicht etwa als interessante Spielart von Mensch milde geduldet, sondern als Neuerer, Sektierer, Abtrünniger, Keyer, Revolutionär behandelt. Die Individualität wird in Acht

und Bann getan, aus ihrem sozialen Kreise gewaltsam entfernt, verfemt und geächtet, im besten Falle für vogelfrei erklärt, im schlimmsten Rad, Galgen oder Scheiterhaufen überantwortet.

Diese Gebundenheit des Durchschnittsmenschen im Mittelalter machte den Einzelnen flügellahm und unterdrückte jede Regung nach freier Entfaltung seiner Schwingen. Daher erklärt sich der völlige Stillstand auf allen Gebieten von Wissenschaft, Kunst, Technik und Industrie. Denn hier vermag nur die freie Persönlichkeit Schöpferisches hervorzubringen. Jeder Kultus der Persönlichkeit birgt indes schwere soziale Gefahren in sich. Die Tragik des Individualismus liegt in seiner verführerischen Hinneigung zu einem egozentrischen Weltbilde, zu einer Art von Hypertrophie des Ich-Bewußtseins. Statt sich als Glied der Gesamtheit zu fühlen und seine Kräfte in deren Dienst zu stellen, neigt der starke Individualist vielfach dazu, alles um sein eigenes Ich kreisen zu lassen. Und doch ist es ein ewiger Irrtum, als ob irgend ein Mensch ein Einzelner sei. In jedem Blutstropfen des Menschen rinnt die Geschichte seiner Gattung. Wir tragen in unseren Instinkten und automatischen Akten die Erbschaft unserer Vorfahrenreihe unaufgebbar in uns. Ein vollständig isoliert lebender Mensch vollends ist eine soziologische Robinsonade. Durch unser Blut sind wir unabtrennbar mit unseren Vorfahren, durch unsere Interessen der Selbst- und Arterhaltung unaufhebbar mit unserer Mitwelt verbunden.

Hier setzt die Tragik des modernen Individualismus ein. Der heutige Mensch pendelt ruhelos und unsicher zwischen einer kräftigen Selbstbehauptung, die ihn zum Abheben vom „Heillos-Mittelmäßigen", von „der Fabrikware der Natur" drängt, und einem unstillbaren Verlangen nach seinen Mitmenschen, ohne deren Hilfe und Mitarbeit et schlechterdings nicht weiterzuleben vermag. Im Naturzustande, da man keine Bedürfnisse hatte oder doch seine primitiven Lebensansprüche — in der tropischen Zone zumal — in Nahrung, Kleidung und Behausung zur Not selbst befriedigen konnte, war eine Isolierung des Individuums theoretisch zwar denkbar, wenn auch praktisch kaum durchführbar. Aber im heutigen Kulturzustande, wo wir auf den Wechselverkehr und Wechseldienst von Menschen jede Stunde unseres Daseins unausweichlich angewiesen sind, ist eine Loslösung des Individuums von irgend einer sozialen Gruppe nicht nur nicht durchführbar, sondern nicht einmal theoretisch denkbar. Auf der einen Seite macht also das moderne Individuum, das durch die Schule: Stirner—Nietzsche gegangen ist, krampfhafte Anstrengungen zur unbedingten Behauptung der eigenen Individualität, auf der anderen aber sieht es sich infolge seiner unübersehbaren Bedürfnisse genötigt, m i t anderen, von anderen, durch andere zn leben. Schon im eigenen wohlverstandenen Interesse muß der Egoist Altruismus betätigen oder zum mindesten heucheln, ansonst er von der Wirklichkeit erbarmungslos zermalmt wird. Mag man sich theoretisch noch so wildegoistisch gebärden und das Stirnersche „Mir geht nichts über mich" als Lebensmotto ständig

im Munde führen, so wird man sich an den Ecken und Kanten des wirklichen Lebens unfehlbar blutig ritzen und, wie Stirner selbst, der Herold des krassesten Individualismus, zugrunde gehen. Wir sind eben schon von Hause aus keine Raubtiere, sondern Herdentiere. Die sozialen Instinkte sitzen uns im Blut. Die Gattungserfahrung hat sie uns als bewährtestes Schutzmittel der Selbst- und Arterhaltung angezüchtet. Selbst der größte Egoist findet in der sozialen Gemeinschaft seine Rechnung besser, als in der Isoliertheit. Diese elementaren Erfahrungen unserer Vorfahren haben uns eingeübte soziale Gewohnheiten, vererbte Instinkte des wohlwollenden Einstehens für andere hinterlassen, welche später in Sitte, Moral, Religion und Recht ihren reglementierenden Niederschlag gefunden haben.

Die hier aufgezeigte Tragik des Individualiemus kompliziert sich von Tag zu Tage. Solange wir religiöse oder staatliche Bindungen zur Niederhaltung ichsüchtiger, also antisozialer Gesinnungen und Handlungen besaßen, konnte man den für den Fortschritt des Menschengeschlechts notwendigen Individualismus so weit eindämmen, als es für die Aufrechterhaltung des sozialen Gleichgewichts geboten erschien. Diese Hemmungen ultra-individualistischer Betätigung haben sich indes in den westlichen Kulturländern je länger, desto ausgesprochener als unwirksam erwiesen. Die kirchlichen Ahndungen treten mehr und mehr in den Hintergrund, die staatlichen aber können nur Handlungen, nie Gesinnungen oder deren literarische Äußerungen und schriftliche oder mündliche Propagierungen treffen. Preß- und Redefreiheit heißen jene Errungenschaften, die den Stolz unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems ausmachen. Unsere größten Denker, Dichter und Forscher haben uns ja die wissenschaftliche Überzeugung beigebracht, daß die Herausarbeitung der harmonischen Einzelpersönlichkeit und die Freiheit des Individuums in der ungehemmten Entwicklungsmöglichkeit seiner Begabungen, Fähigkeiten und Kenntnisse den tiefsten Sinn der Geschichte ausmachen.

Auf der anderen Seite aber ist keine Persönlichkeit so souverän-selbstherrlich, daß sie ohne jede Wegleitung und vorgedachte Zielbestimmung auszukommen vermöchte. Kein Individuum wird sich ungestraft aus dem Mutterboden gewaltsam loslösen, in welchem es wurzelt. Ohne ein System von Unter- und Überordnung vermögen die Menschen schlechterdings nicht miteinander auszukommen. Will Ieder Befehlender oder „Eigener" sein, so wird er nur zum Sklaven seiner stärkeren oder machtvolleren Nachbaren. Der zu Ende gedachte Individualismus führt unaufhaltsam zum Kriege aller gegen alle. Sobald die Menschen den Urzustand des führerlosen Nomadentums überschreiten, so daß sie aus dem Chaos der Herrschaftslosigkeit hinauswachsen, müssen sie sich unweigerlich in Befehlende und Gehorchende spalten, eben damit aber ein Gefüge von Über- und Unterordnung schaffen.

Die volle Autonomie des Individuums, von welcher Stirner und seine

geistigen Stammväter (Proudhon, Helvetius, Mandeville) fabeln, ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Seine „moralinfreie anarchistische Doktrin", die Karl Marr einmal köstlich als „Schinderhannesstandpunkt" gebrandmarkt hat, kann nur als Ausgeburt des Ich-Wahnes angesprochen werden. Die egozentrische Weltanschauung Stirners, wie sie in seinem Werke „Der Einzige und sein Eigentum" niedergelegt ist, habe ich einmal als Vagabundenphilosophie bezeichnet, die als Rauschesäußerung einer trunken gemachten Logik ebensogut ihren aparten Reiz haben mag, wie das burschikose „Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt". Man genießt dieses Werk etwa wie die Vagantenlieder der fahrenden Scholaren von ehemals und die Rinnsteinpoesie oder Gossenlprik von heute. Es wird daher neuerdings zwischen Persönlichkeit, von welcher Goethe als höchstem Gut aller Erdenkinder spricht, und Individualität scharf unterschieden: Die Persönlichkeit ist, nach Walter Cals und Graf Keyserling, der gerade Gegensatz von Individualität. Persönlichkeit, sagt Keyserling, ist eine Idee, eine zeitlose, ewige Macht, eine Kraft, die alle Grenzen leugnet. „Individuum" dagegen ist ein wesentlich Begrenztes und Vergängliches, unzulänglich und schwach, gleichgültig und irrelevant. Wer die „Persönlichkeit" in echtem Sinne verehrt, der verehrt das Überindividuelle, die Idee, die Menschheit. Denn der „Allzu-Einzige" bleibt steril. Die Isolierung des Individuums wirkt zuletzt zerstörend auf dieses selbst zurück. Der Solipsismus (von „»olu»" und „ip»e" gebildet) ist als erkenntnistheoretischer Standpunkt zwar diskutabel, aber völlig unfruchtbar. Schopenhauer sagt gelegentlich von diesem erkenntnistheoretischen Solipsismus, er sei logisch nicht zu widerlegen, aber eine kalte Brause täte ihm gut. Der soziologische Solipsismus, der Ichwahn, die Einigkeitsmanie, 'der krasse, wildegoistische Individualismus mit seiner „Mir geht nichts über Mich"-Lehre ist eine gemeinschädliche Fieberphantasie. Wer die biologischen Forschungen von Hering über das „Gattungsgedächtnis", vollends die Theorie von Semon über die „Mneme" wissenschaftlich verfolgt hat, dem wird der unzerreißbare Zusammenhang des Individuums mit der Gattung, insbesondere mit seiner Vorfahrenreihe, zur unumstößlichen Gewißheit. In dieser biologischen Durchleuchtung des Verhältnisses der Individuen zu ihrer Gattung empfängt das von Schopenhauer galvanisierte buddhistische Merkwort „ta,t t^um nsi" (das bist du) einen völlig neuen Aspekt.

Die Tragik des Individualismus ist letzten Endes in der animalischen Stammesnatur des Menschen begründet. Die Natur hat uns zu Kannibalen gemacht, die Kultur aber hat das ehemalige Raubtier zu einem Haustier umgezüchtet. Im Naturzustande heißt die Lebensparole: Ieder für sich; im Kulturzustande dagegen gebietet die Arterhaltung: alle für einen und einer für alle. Die Selbsterhaltung ist ein Natur-Imperativ, die Arterhaltung, die schon in der höheren Tierwelt wie punktiert angedeutet erscheint, ist der Kultur-Imperativ. Wir schwanken nun vielfach zwischen der Wildheit unserer tierischen Urinstinkte

und der Gemeinbürgschaft unserer angelernten sozialen Gefühle. Deshalb sind zeitweilige atavistische Rückfälle des zahmen Haustiers in den Zustand der „blonden Bestie des Urwaldes" psychologisch begreiflich, wenn auch nicht ethisch verzeihlich. Die Kultur hat uns, wie ich in einer Reihe von Schriften nachgewiesen zu haben glaube, Hemmungsvorstellungen und Gegenmotive angezüchtet, die unseren angeborenen Raubtierinstinkten das Gegengewicht halten. Im Naturzustande sind wir auf unsere Nebenmenschen so wenig angewiesen, daß wir unsere bescheidenen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Behausung zur Not selbst befriedigen lönnen. Anders im Kulturzustande. Hier herrscht, wie schon angedeutet, notgedrungen ein ständiger Wechselaustausch von Leistung und Gegenleistung. Hier ist niemand unabhängig genug, auf die Dienste seiner Nebenmenschen verzichten zu können. Aus diesem Aufeinanderangewiesensein erwächst allgemach jene Solidarität des Menschengeschlechts, die darauf bedacht ist, widerstreitende Interessen wettzumachen und übereinstimmende gesetzlich zu regeln. Gesetze aber sind Imperative (staatliche Befehle), die namens der Gesamtheit an das Individuum in dessen eigenem wohlverstandenen Interesse ergehen.

Ietzt verstehen wir erst die Tragik des modernen Individualismus. Er verwechselt Freiheit mit Gesetzlosigkeit und Individualität mit Persönlichkeit. Im Urwalde mag jene ichsüchtige Selbstherrlichkeit, von welcher die krassen Individualisten fabeln, heimisch sein; aber in unserem geschlossenen Kultursystem ist sie weder denkbar, noch wünschbar, am allerwenigsten durchführbar. Wollen wir nicht vn dnncznt> spielen und alle Errungenschaften unserer mehrtausendjährigen Kultur auf die eine Karte des zu Ende geführten Individualismus setzen, dann müssen wir unsere Raubtierinstinkte zügeln, unsere ichsüchtigen Triebe niederhalten, unsere egozentrischen Gelüste bändigen, um die widerstrebenden Interessen des Individuums mit seinem Kollektivum auszugleichen und zu harmonisieren. Das Befehlen muß ebenso methodisch gelernt sein, wie das Gehorchen. Ohne ein festgefügtes System von Befehlenden und Gehorchenden ist unser ganzes Kultursystem nicht zu behaupten. Die Tragik jener Hypertrophie des Individualismus, unter deren Ausschreitungen wir alle zu leiden haben, besteht darin, daß unbeherrschte Individualitäten, denen jede Selbstzucht abgeht, meist dort befehlen möchten, wo sie im Gattungsinteresse, in welches sie ja als Individuen letzten Endes mit eingeschlossen sind, zu gehorchen hätten, und umgekehrt dort gehorchen, wo sie befehlen sollten.

Fritz Engel Theaterkritik

Friß Engel:

Theaterkritik.

Vortrag im Deutschen Lyzeum-Club, 19. Ianuar 1914.

Sie haben mir erlaubt, hier über einen Gegenstand der dramatischen Knnst, über die Theaterkritik, ein wenig zu theoretisieren und zugleich aus der Praris zu sprechen, und Sie haben vielleicht nicht bedacht, daß Sie von mir nur Steine statt Brot, nur Worte statt der bunten, vieltausendfältig bunten Welt des Theaters empfangen können. Alles Schreiben und Sprechen über die Bühne bleibt ja immer hinter der plastischen Fülle des Gegenstandes zurück, ist nur der Widerschein eines Widerscheins, und alle Betrachtung wird dem nach Kunst Begierigen niemals die Kunst selber ersetzen können. Aber sie wird und will ihn erst recht hungrig danach machen.

Wenn Sie also nicht fürchten wollen, ernüchtert zu werden, dann vergessen Sie diesen Saal, vergessen Sie dieses Rednerpult, schließen Sie die Augen und vergegenwärtigen Sie sich, daß in solchen Abendstunden hier in dieser Stadt, im ganzen Vaterlande, in Europa und wo immer größere städtische Ansiedlungen sind, Menschenscharen zusammengepfropft in Theaterhäusern sitzen und suggestiv gespannt auf ein Bretterpodium starren, auf dem .... ja, was geschieht auf diesen Brettern? Ia, geschieht denn überhaupt etwas? Man lügt und trügt uns vor, daß etwas geschehe. Man reißt uns in ein unerhörtes Gaukelspiel hinein, redet uns vor, daß diese verkleideten Männer und Frauen Menschen seien, deren Liebe und Haß uns rühren und erregen soll; man beschwatzt uns, zu glauben, daß Weltanschauungen aufeinanderplatzen, und daß sich in drei Theaterstunden ganze Menschenschicksale erfüllen. Man will uns glauben machen: das ist ein Bettler, das ist ein König! Das ist eine Maria! Das ist eine Magdalena! Und wir erleben die letzten, heftigsten Äußerungen der menschlichen Kreatur: den Mord, und glauben daran und zweifeln nicht, daß dieser Odipus, den wir da vor uns sehen, seinen Vater erschlagen, und Rose Bernd ihr Kind erdrosselt hat.

Und diese organisierte Täuschung, dieses durch Iahrhunderte fortgesetzte Betrugsmanöver nennen wir mit tiefer Inbrunst und heißer Dankbarkeit Kunst, nnd unser Dasein wäre ein in Nebel eingehüllter Alltag, wenn der Glanz dieser Visionen sich nicht darüber ergösse.

So sitzen Hunderttausende in den Bühnenhäusern, so zieht es Sie selber mit geheimnisvoller Kraft immer wieder durch Regen und Schnee in die engen Sitzreihen, und dann kommt es vor, daß sich der Theaterkritiker neben Sie setzt,

auffällig durch eine Sicherheit, wie man sie nur dort zeigt, wo man sich zu Hause fühlt, und auch durch die Spuren eines gewissen Selbstbewußtseins auf dem mehr oder minder durchgeistigten Antlitz. Leugnen Sie es nicht, auch nicht aus Höflichkeit, daß Sie uns mit einem Gemisch von Gefühlen neben sich sehen, in denen das Mißtrauen schließlich überwiegt. Wir sind eine unbeliebte Menschenklaffe: Nörgler, Besserwisser, Zerstörer unschuldiger Unterhaltungsfreuden. Oft finden wir stark, was im Sinne des großen Publikums schwach ist, und langweilig, was ihm kurzweilig erscheint. Darüber wollen wir uns nicht täuschen: zwischen diesem großen Publikum, ohne das die Theater nicht leben können, und der Kritik herrscht keine Harmonie; Übereinstimmung höchstens, aber auch dann nicht immer, wenn es sich um die großen Unsterblichen handelt; jedoch in der Bewertung dessen, was die Gegenwart hervorbringt, gehen die Meinungen sehr oft auseinander. Nur wenn das Nene nicht mehr völlig neu ist, wenn sich ein zeitgenössischer Dichter — lassen Sie mich nur die Namen Ibsen oder etwa Wedekind nennen — durch die Kinderkrankheit des Unverstandenseins und des Mißverstandenwerdens durchgerungen hat, dann hat die Kritik die Genugtuung, der Arzt dieser Krankheit gewesen zu sein, und während sie selbst vielleicht bereits weiter späht, wahrzunehmen, daß sie nicht vergeblich gegen das große Massengefühl aufgetrotzt hat. Aber nur, wenn das Glück es will, das ich nicht erwarte, aber erhoffe, daß wir in absehbarer Zeit wieder einmal einen Dichter von ganz großem Format bekommen, eine zwingende Genialität, die wie etwa Shakespeare dem nach Geist Verlangenden Geist, dem nach Handlung Verlangenden Handlung bringt, die den Nerven, dem Verstand und dem Gefühl zugleich Nahrung zuträgt, danu vielleicht wird ein Zustand vertrauensvoller Ruhe zwischen jenen beiden Großmächten, zwischen Publikum und Kritik, eintreten.

Sie werden in dem, was ich gesagt habe, vielleicht von neuem bestätigt sehen, daß es der Kritik nicht an Selbstgefühl mangelt, aber seien Sie gewiß: es ist mir durchaus gegenwärtig, daß eine solche im großen Sinne des Wortes führende Theaterkritik immer selten gewesen und in den Büchern der Literatur nicht viele Male verzeichnet ist.

Dieser Mann auf dem Parkettplatz neben Ihnen muß, wenn ich einmal mit pedantischem Zahlenwerk aufwarten darf, ein sechsfaches Auge und ein sechsfaches Gefühl besitzen. Er muß die einzelnen Bestandteile, aus denen sich ein Theaterabend zusammensetzt, jeden für sich prüfen, natürlich nur, um sie schließlich zu einem Gesamteindruck zusammenzufassen. Ein sechsfaches Bild soll er jedesmal geben, das sich wiederum zu drei Gruppen zusammenschließt, und zwar von Stück und Autor, von Regie und Darstellung, vom Publikum und von sich selbst. Auch von sich selbst? Mißverstehen Sie mich nicht. Ich meine nicht, daß der Kritiker von sich selber reden soll. Ich meine nicht, daß er nach Schluß der Vorstellung in seiner Kritik noch für sich selbst eine Helden- oder Clownrolle schreiben möge, und ich will damit nicht sagen, er soll mit dem Schatten feiner ge-

wichtigen Persönlichkeit so vor das Bühnenwerk treten, daß es verdunkelt wird. Aber er soll das Werk durchschimmern lassen durch seine eigene Natur und seine Natur durch die Schilderung des Werkes. Er soll den Ichton anwenden, der den sehr überheblichen plnralis majestatis, das stolze „Wir sind der Meinung" früherer Kritikergenerationen abgelöst hat, nicht um noch überheblicher zu sein, nein, um damit kund zu tun, daß es eben nur ein einzelnes Ich ist, das sich hier äußern darf.

Aber darauf komme ich noch später zu sprechen. Vorerst sehen wir uns das Stück und den Autor an. Diese beiden Dinge gehören eng zusammen. Unser aller kritischer Vater, Gotthold Ephraim Lessing, den selbst das Ausland den größten Kritiker Europas genannt hat, war freilich noch der Meinung, man könne und müsse sie trennen. Er sagt ungefähr, man möge jedes dramatische Werk eines Dichters als ein Ding für sich betrachten und sich von dem, was er vorher geschaffen, nicht beeinflussen lassen. Das war seine Theorie: er hat freilich nicht immer danach handeln können. Er ist es ja gerade gewesen, der das Recht der Persönlichkeit proklamiert, und der darüber hinaus auf der anderen Seite nicht nur einzelne Persönlichkeiten, sondern ganze Schulen vernichtet hat.

Im Für und Wider steht uns die Persönlichkeit über allem anderen. Sie interessiert uns fast mehr, als ihre einzelnen Ausstrahlungen. Wir glauben, daß ein Genie sich auch noch in einem mißlungenen Werk offenbart, und wir lassen uns nicht verblüffen, wenn ein kleines Talent plötzlich einen sogenannten großen Erfolg hat. Wir fragen: was hast du, Autor, als ganzer Mensch, der Gegenwart zu sagen? Und wir sind froh, wenn er ihr überhaupt etwas zu sagen hat. Wir fragen: was hast du, Autor, der Zukunft zu sagen? Und wir sind mehr als froh, wenn wir ahnen, denn wissen können wir es ja nicht, daß er ihr etwas zu sagen haben wird. Als Söhne des naturwissenschaftlichen Zeitalters fragen wir mit biologischem Wissensdrang den Bühnendichter: wie ist dein Talent entstanden? Aus welcher Umwelt stammt es? Welchen Einflüssen war es unterworfen? Marschiert es in der Reihe der Mitschaffenden oder außer der Reihe? Bereicherst du uns rein poetisch oder darüber hinaus auch geistig? Wirst du neben dichterischen Eindrücken auch einmal Kultureindrücke hinterlassen? Denn auch darauf kommt es an. Es gibt Theaterfanatiker, auch kritisch beamtete, die im Theater eine abgeschlossene Welt für sich sehen und die glauben, die Bühnenkunst sei eine Insel der Seligen, die in irgend einem Ienseits liegt. Nein, wir müssen diese Kunst immer auffassen als einen Teil, ja nnr als ein kleines Teilchen der großen Kultur, und wir werden immer zu prüfen haben, wie tief sich, hemmend oder fördernd, ein dramatisches Talent in den Kreis dieser Kultur stellt. Wir werden die Bühne stets im Hamletschen Sinne als eine Chronik der Zeit ansprechen und auch noch im Stildramatiker, der in Iamben spricht und mit Symbolen arbeitet, den Mann zu suchen haben, der unser Leid und unsere Sehnsucht lebendig macht. Aber damit ist nicht ge-

sagt, daß wir Autoren lieben, die die weithinschallenden Mittel der Bühne für brutale Tagesinteressen oder Parteiwünsche mißbrauchen, und noch mehr: wir werden es ablehnen, daß man uns belehren und erziehen will. Das sind gute Dinge, die in die Schule und in die Kirche gehören, und wenn Lessing wenigstens in jüngeren Iahren, nicht ohne den Widerspruch Goethes, noch der Meinung war, daß in jeder Dichtung auch „etwas Nützliches" stecken müsse, so sind wir anspruchsloser oder anspruchsvoller geworden. Wir werden immer daran festhalten, daß Kunst Selbstzweck ist, und daß sie nur sich selbst zu genügen braucht, und wir werden eine soziale, eine politische, eine nationale Tendenz nur dann akzeptieren, wenn sie in der vollendeten, künstlerischen Gestalt vor uns hintritt. Hunderte von sogenannten sozialen und patriotischen Dichtern sind mit Recht vergessen, weil sie Dichter eben nicht waren. Hauptmanns „Weber", Kleistens „Prinz von Homburg" werden Tag und Stunde überdauern, weil der soziale Geist hier, und dort der vaterländische Geist Kunstform, d. h. Menschenform, d. h. Unsterblichkeitsform angenommen hat. Verlangen dürfen wir jedenfalls vom Autor nur, daß er künstlerisch wahr und darum künstlerisch schön sei. Wenn er uns an sich gekettet, wenn er uns dazu vermocht hat, in ihm ein schöpferisches Ebenbild der großen Schöpferin Natur zu sehen, hat er uns ohnehin alle Poren des Geistes geöffnet, und wir sind nicht für irgend eine einzelne Moral, aber für das große Ethos der Menschenseele empfänglich geworden.

Nach solchen Beziehungen soll der Kritiker sich ein Bild des Autors machen, um es an Sie weiterzugeben. Ich weiß, das sind hohe Forderungen, die im Dienst des Tages oft vernachlässigt werden. Der Kritiker soll dann das einzelne Stück dieses Autors schildern, und es zugleich ästhetisch bewerten. Es ist seinem Können oder Nichtkönnen vorbehalten, wie weit ihm das eOe oder das andere, wie weit ihm gar beides zugleich gelingt. Der Kritiker muß einen Instinkt für den Ton haben, in dem er die Handlung eines Schauspiels widergibt. Er braucht das jetzt noch mehr als früher, wo noch ein philologisch breiter Raum selbst den Tageskritikern zur Verfügung stand. Ietzt heißt es, oft in wenigen Zeilen den jedem Stück in anderer Weise eigentümlichen Inhalt zu referieren. Ich könnte Ihnen den Inhalt von Goethes „Faust" so hanebüchen erzählen, daß Sie glauben, ich hätte gestern im anreißerischen Kino ein Drama gesehen: „Die Verjüngungskur" oder „Die Kindesmörderin", und ich will Ihnen noch den Inhalt eines Operettentertbuches so emphatisch verbrämen, daß Sie meinen, ich hätte ein großes dichterisches Erlebnis hinter mir. Nein, der Kritiker muß den Stil eines Stückes begreifen, um es richtig wiedergeben zu können. Seine Kunst ist wie die des Schauspielers eine reproduktive Kunst. Darum kann sie natürlich höher stehen, als die manches Dramatikers, der ewig verwundet und „unverstanden" in der Kritikerzunft nur ein krakeelsüchtiges Gesindel erblickt. Der Kritiker muß diesen Stil vollends begreifen, um das Werk über das bloße

Referendierende hinaus ästhetisch würdigen, das heißt eben, um es kritisieren zu können.
Unsere Dutzendstückeschreiber legen den größten Wert auf den „richtigen Bau" ihrer Arbeiten und sie wundern sich, wenn man nicht schon deshalb ihr Talent über die Maßen bestaunt. Aber so viel Fertigkeit dazu gehört, ein Schauspiel richtig in die Höhe zu zimmern, so handelt es sich doch hier um ein Können, das vielfach erlernbar geworden ist. Wir haben ja nun schon eine lange Schule der dramatischen Technik hinter uns, der Musterbeispiele gibt es unzählige, die allgemeine Bildung erweckt und belebt Talente viel rascher als ehedem, und auch das Instrument der Sprache, vor Zeiten ein Werkzeug nur in der Hand weniger Auserwählter, ist nun beinahe Allerweltsbesitz geworden. Den Maßstab dieses äußeren Könnens werden wir deshalb immer nur an Werke anlegen dürfen, die schließlich auch nur auf einen äußeren Eindruck zielen. Hier kommt es in der Tat nur darauf an, daß der Stoff richtig gruppiert wird, daß den schwächeren Wirlungen die stärkeren folgen, und daß wenigstens für drei kurze Theaterstunden die gewünschte Rührung oder die gewünschte Heiterkeit oder die sehr beliebte Miscnung von beiden ununterbrochen festgehalten wird. Aber fast an aller großen Bühnenkunst hat diese Art der Prüfung versagt. Es wäre lächerlich, nach den strengen Paragraphen der llrs zwetiea eben jenen „Faust" Wolfgang Goethes oder den „Lear" William Shakespeares zu sondieren. Es wäre töricht, die berühmten ewigen Kunstregeln, wie es die sehr bezopften Vorgänger Lessings verlangt haben, auf das ganze tausendfarbige Feld der Kunst anzuwenden. Das hieße den Geist mit dem Buchstaben töten und die Form, die gewiß nicht unterschätzt werden soll, über den Inhalt setzen. Die Völker der Erde reden verschiedene Sprachen, die Vögel auf den Zweigen singen hundertfach verschieden: sehen wir uns auch»msere Poeten zuerst daraufhin an, ob sie überhaupt singen und sagen können, und ob ihnen das eine, allerdings unsterbliche dramatische llrgesetz bekannt ist, daß die Gestalten mit menschlichen Leidenschaften erfüllt sein müssen, und daß aus dem Zusammenprall von Gegensätzen der elektrische Funke erzeugt werden soll, der im blauen Bogen von ihren Herzen in unser Herz hinüberspringt. Darum — so denke ich mir — wird der Theaterkritiker der beste sein, der seinen Lesern sagt: dieses Stück ist ungeschickt gemacht; es hat sozusagen schlechte Manieren, aber es hat die innere Harmonie eines großen Geschöpfes! Geht hin und belauschet sie!
Es gibt übrigens in den Bühnenhäusern Instanzen, die wenigstens bis zu einem gewissen Grade Mängel der Form auszugleichen vermögen. Das sind die Regisseure und Dramaturgen, die man auch Schreibtischregisieure nennen kann. Diese beiden, deren Tätigkeit der Kritiker zusammenfassend als Regie bezeichnen wird, haben vor den Proben und auf den Proben dem Werk des Dichters diejenige Gestalt zu geben, die für die allgemeinen Darstellungszwecke und im besonderen für das Wesen der betreffenden Bühne, für ihr Personal und für ihr

Publikum die richtige wäre. Sie übernehmen vom Dichter — wenn der Ausdruck nicht mißverstanden wird — das Rohmaterial und machen das Halbzeug daraus, aus dem dann die Darstellerschaft, immer unter Leitung der Regie, das fertige Produkt herausarbeitet. Sie lassen Szenen fort, ziehen mehrere Schauplätze, um Zeit oder Kulissen zu sparen, in einen zusammen, und es soll sogar vorkommen, daß ganze Figuren gestrichen werden. Man hat ja oft über jene Schmieren-anekdote gelacht, wonach in den „Räubern" für den Kosinski nur ein Statist zur Verfügung stand, der nicht sprechen konnte, und Karl Moor ihm die berühmte Erzählung seines Lebenslaufes — „So höre die Geschichte meines Unglücks!" — mit den Worten abschnitt: „Danke, junger Freund, dein Schicksal ist allgemein bekannt".

Die Grenzen zwischen dem, was Autor, Regisseur und Schauspieler zum Gelinges eines Theaterabends beigetragen haben, sind oft sehr schwer zu ziehen. Leicht sind sie nachzuprüfen in Werken, die man genau kennt, die man oft gesehen hat und von denen wenigstens in den großen Zügen ein festes Darstellungsbild eristiert. Bei den Stücken unserer Klassiker wird jeder Primaner es bemerken, wenn der Regisseur sich allzu harte Eingriffe gestattet hat, und es liegt nahe, an die jüngste Aufführung des „Wilhelm Tell" zu erinnern, der unter der Regie Gerhart Hauptmanns aus einem geschlossenen Stildrama in einen Mischmaschtorso halb naturalistischer, halb idealistischer Art umgemodelt wurde. Solche Versuche werden immer lebhafte Debatten hervorrufen, und die Parteien werden sich spalten. Aber es ist sicher, daß jeder Besucher zuerst einmal dasjenige Bild Wilhelm Tells oder Arnold Melchthals in das Theater mitbringt, das er früher gewonnen hat. Wir alle tragen solche Erinnerungsbilder mit uns herum und wir lösen uns ungern von ihnen, auch wenn eine andere Darstellungsweise auf uns einzudringen versucht. So erklärt es sich auch, daß ältere Leute stets die lebende Schauspielergeneration zugunsten einer früheren herabsetzen und jede neue Individualität und jede neue Spielweise von vornherein als schlecht ablehnen.

Von dieser „Pietät", die das Wort „dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" vielfach Lügen straft, und die ohne Zweifel in sehr schönen Motiven wurzelt, hat der Kritiker sich zuerst völlig einmal frei zu machen. Er muß auch da sagen: jede Zeit hat ihr Recht, und jeder Regisseur und jeder Darsteller muß für sich geprüft werden, ob er ein Schauspiel mitunserem Leben erfüllt oder nicht.

Aber ich will noch von der Regie sprechen. Der Kritiker ist nicht verpflichtet, ein neues Bühnenwerk zu kennen, ehe es den ihm vom Dichter vorbestimmten Platz, nämlich den auf der Bühne, eingenommen hat. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß ein Drama vom Manuskript oder vom Buch aus anders wirkt, als auf den Brettern. Buchdramen wirken stärker, wenn sie sehr gedankenreich sind oder besondere sprachliche Feinheiten enthalten oder die Phantasie des Lesers mehr beflügeln, als auch die beste Inszenierung es kann. Sie wirken schwächer gerade dann, wenn sie ausgesprochene Bühnenqualitäten haben.

Wenn das anders wäre, und wenn sich aus dem Buch ein definitives UrteN über den Wert eines Stückes gewinnen ließe, wie wäre es dann möglich, daß so viele schlechte Stücke, um dieses summarische Wort zu gebrauchen, angenommen und aufgeführt würden? Das Bühnenwerk muß sich erst in ein Werk der Bühnen leute verwandeln, ehe es sein Licht und seinen Schatten zeigt. Deshalb mag der Kritiker gut daran tun, unvorbereitet und darum unvoreingenommen seine eigentliche Arbeit erst im Zuschauerraum zu beginnen. Besonders bei ganz neuen dichterischen Erscheinungen soll er versuchen, was er allerdings völlig nimmermehr kann: plötzlich hereingeschneit zu sein! Dem Wesen und Willen des Theaters wird er damit gewiß gerecht werden. Aber um darauf zurückzukommen, es wird in solchen Fällen nicht bequem für ihn sein, empfindungsmäßig festzustellen, wie weit Regie und Darstellung das Werk gesteigert oder gemindert, wie weit sie es verstanden, mißverstanden oder überhaupt nicht verstanden haben. Auch hier wird es deshalb immer die Hauptaufgabe des Kritikers sein, sich zum Stil des Dichters durÄMfühlen. Wenn er diese Besonderheit erkannt hat, besitzt er den Punkt, von dem aus er den Regisseur und die Darsteller einzuschätzen hat. Und wie im Dichter, so wird er auch in dessen Hilfskräften die Persönlichkeit zu suchen haben. Nur wo sie vorhanden ist, und wo ihr Wollen stark genug ist, um Können zu werden, nur dort werden Regie und Darstellung die rechten Diener am Kunstwerk sein. Das freilich läßt sich nicht definieren, aber es läßt sich herausspüren, wofern der Kritiker überhaupt die für sein Amt nötigen Tastorgane besitzt. Dann wird es ihm ohne besondere Verstandesanstrengung sonnenhell klar sein, wie er die Geister zu scheiden hat, und wem von den Dreien, dem Dichter, dem Regisseur, dem Darsteller, er den Preis überreichen will.

Glücklich der Dichter, glücklich der Kritiker, wenn die Schöpfer und die Nachschöpfer eines Bühnenwerkes kongeniale Naturen sind. Ein seltener Fall, ein goldhaltiges Meteor, ein großer Gewinn aus der nietenreichen Lotterie des Kunstlebens! Wir haben bei Brahm Ibsen-Abende gehabt, wo dieser Glanz der vollendeten Übereinstimmung sich enthüllte, wo die künstlerisch verstärkte Wahrheit der Bühne zugleich die lückenlose Wahrheit des Lebens gewesen ist. Etwas eigenwilliger, selbstherrlicher, angeschlossen wiederum mehr an die älteren Überlieferungen des Theaters und dabei doch von Neuheit funkelnd, reformfreudig, mit einem Überfluß von quellender, gärender Kraft, hat Mar Reinhardt uns alle oft hingerissen und in die Kinder verwandelt, die mit offenem Munde vor diesem dummen Leinwandding von Vorhang sitzen. Brahm und Reinhardt — zwei Regisseure durch eine Welt voneinander getrennt und doch der jüngere ohne den älteren nicht denkbar. Ich habe nicht des näheren hier von ihnen zu sprechen, es sind nur Beispiele, um die Aufgaben der Theaterkritik zu firieren. Dem großen Regisseur Brahm mußte oft die Gefahr der Nüchternheit vor Augen geführt und seine etwas trockene Spielweise ins Farbige gelenkt werden. Den großen Regisseur Reinhardt muß man wiederum als den übertrieben Phantastischen zur Beruhigung

führen. Dort mußte man sagen: sei nicht zu leise; hier: sei nicht zu laut. Brahm gegenüber war das Recht des Schauspielers zu betonen, dieses Recht, sich „auszuleben", wie man es nennt; bei dem wundervoll feurigen Reinhardt dagegen ist hier und da der Wink nötig, daß Regisseur und Schauspieler dem Dichter immer nur als Schrittmacher, nie aber als Hofmeister vorangehen sollen.
Ich habe es schon angedeutet, daß der Kritiker, wie im Autor und Regisseur, so auch im Schauspieler allezeit die Eigennote aufsuchen muß. Es ist selbstverständlich, daß wir in einem Bühnenensemble niemals lauter darstellerische Genies erwarten dürfen. Es wäre nicht einmal gut so, denn es liegt im Wesen des Schauspielers, der sich tagtäglich produziert und täglich neu für sich kämpft, daß er voll ewiger Unzufriedenheit und steter Angst auf seinen Ruhm bedacht ist. Man kann schon darum den begabten Schauspieler fast nie in sogenannten kleinen Rollen festhalten. Er wirft sie hin, oder er spielt über ihre Grenzen hinaus und stört das Zusammenspiel. Im Mikrokosmos einer Dichtung gibt es — wie im Kosmos des Sonnensystems große und kleine Lichter — große und kleine Aufgaben, und für die Welt einer Theatertruppe gilt das Gleiche.
Es gibt die Stars, die Sterne, wie man sie ja auch nach dem kosmischen Vorbilde nennt, und es gibt die utilit^s, die ohne großen Aufwand an Begabung mit angeborener und anerzogener Sicherheit alles mögliche spielen, und es gibt die kleinen, halb- oder ganzstummen Helfer. An diese zuletzt genannten nützlichen Mitglieder der theatralischen Gesellschaft wendet sich der Kritiker nur mit dem Verlangen, daß sie ehrlich und selbstlos den Blick aufs Ganze richten. Von den großen Schauspielern verlangt er das natürlich auch, und er verlangt es oft stürmisch, wenn sie sich eitel vordrängen. Aber darüber hinaus forden er von ihnen auch, daß sie aus ihrer eigenen Natur der Dichtung eine höhere Einheit schaffen. Er will den Dichter durch den Schauspieler, den Schauspieler durch den Dichter gesteigert sehen. Er will die stärkste poetische Empfindung aus der Hand der stärksten Nachempfindung doppelt zurückempfangen. Dabei gestattet der Kritiker dem großen Schauspieler zugleich die persönlichste Auffassung, nur darf sie dem Dichter in den entscheidenden Punkten keine Gewalt antun. Ich erinnere Sie daran, wie reizvoll es ist, solche Auffassungen nebeneinander zu stellen. Es hat noch nie zwei gleiche „Fanste", noch nie zwei gleiche „Hamlets", noch nie zwei gleiche „Shvlocks" gegeben. Wenn diese Rollen, die prachtvollen Strömen gleichen, durch große Schauspielernaturen hindurchfließen, so reißen sie hier diese Empfindung, dort jene stärker mit sich fort, färben sich durch sie und werden reicher an der einen Stelle, vielleicht um an einer anderen etwas zu verlieren. Ich glaube, daß der Kritiker dann zwar vergleichen, nicht aber Zensuren austeilen soll. Es wäre ein Unterfangen, als ob man einen sonnigen Morgen an «iner traumhaften Mondscheinnacht, oder eine Mailandschaft an einer Szenerie im vereisten Gletschergebirge abmessen und nun sagen wollte, das eine sei schöner oder gar es sei richtiger gewesen, als das andere.

Von dieser Auffassung aus bin ich auch nicht der Meinung, daß wir auf Schauspieler sehr erzieherisch wirken können; wir können ihnen Unarten abgewöhnen, das ist richtig, und wir können sie vielleicht noch in ihren Anfängerjahren etwas anleiten, aber schwache Talente können wir niemals stark machen, und die starken Talente, die man an den Fingern zweier Hände abzählen kann, die wenigen, auf die es schließlich immer wieder allein ankommt, weil sie die Träger der apollinischen Sendung sind, sie kümmern sich — ich sage das rückhaltlos und ohne Verstimmung —, sie kümmern sich um uns nur wenig. Nicht aus Hochmut und Übelwollen, obschon solche Motive mitspielen können, sondern im wesentlichen, weil jedes Genie nun einmal sein eigenes Gesetz in sich trägt, dem es zwangsweise folgt. Hat sich Matkowsk», hat sich Ioseph Kainz von der kritischen öffentlichen Meinung beeinflussen lassen? Es gab Kritiker, die ihnen dutzendmal mit den schönsten Argumenten klargemacht haben, daß sie etwas „falsch" gespielt hätten. Sie lächelten und spielten weiter falsch und waren in aller Falschheit hundertmal besser, als ihre Minderbegabten, allerrichtigsten Kollegen. Den großen Schauspielern können wir nicht viel antun, nicht im guten und auch nicht im bösen, solange sie Treue halten. Wenn sie sich selber untreu werden, wenn sie sich vernachlässigen, wenn sie in ihrem Spiel erstarren und sich träge von der Woge des Ruhmes treiben lassen, dann haben wir die Pflicht, das Publikum aufmerksam zu machen, damit es nicht mehr wahllos seine Gunst und seinen Beifall verschwendet. Dann müssen wir den Autoritätsglauben, der sich im Zuschauerraum so leicht erzeugt und so rasch befestigt, erschüttern, und müssen sagen und wieder sagen, daß dieser urteilslos hingegebene Iubel nicht mehr begründet ist.

Ia, das ist gewiß wahr: daß wir auf alles, was zur Bühnenkunst gehört, am besten durch das Medium der Zuhörerschaft wirken, und damit komme ich zur dritten und letzten Gruppe, mit der sich der Kritiker zu beschäftigen hat, zum Publikum und zu des Kritikers Beziehungen zu sich selber. An dieser Schar von Menschen, die das Theater allabendlich füllen, kann der Kritiker achtlos nicht vorübergehen. Er wird sich zwar vergeblich darum bemühen, eine für alle Fälle gültige Erklärung dieses Begriffes Publikum zu gewinnen. Es gab Zeiten, wo man das eher wußte und wissen konnte. Die Hamburger Schaubühne in ihren großen Tagen hatte ihr Publikum, und Mannheim, Weimar und das Berliner Hoftheater hatten es nicht minder. Auch heute noch kann der Leiter einer Hof- oder Stadtbühne draußen im Reiche mit einer Art von festem Publikum rechnen. Er kennt seine Abonnenten, er kennt seine Stammgäste, er kennt die Schichten der Bevölkerung, aus denen sich seine Zuhörerschaft zusammensetzt. Im heutigen Berlin ist das ja nun anders. Die Unrast dieses riesenhaften Gemeinwesens, der Kampf um den Vorrang und um den materiellen Erfolg, die Lust am Neuen und Neuesten haben auch in unser Bühnenleben eine oft bewunderungswürdige, eine oft qualvolle Lebendigkeit gebracht. Friedrich Nicolai hat noch im Interesse

der dramatischen Kunst den Mangel einer Hauptstadt beklagt. W i r haben — dem großen Werk der Reichsgründung sei es gedankt — diese gewaltige Hauptstadt, aber wir haben es auch erfahren Iahrzehnte hindurch, daß dieses Berlin die Führung der theatralischen Dinge völlig an sich gerissen hatte. Wer es mit der deutschen Kunst, wer es mit der deutschen Wissenschaft und überhaupt mit dem ganzen nationalen Kulturleben gut meint, kann eine Konzentration dieser und ähnlicher Art nur beklagen. Als einzig willkommenes Erbstück aus der Zeit, da man den deutschen Wald vor Schlagbäumen nicht sah, haben wir diese Vielfältigkeit der geistigen Zentren an Hochschulen, Museen und Kunstbühnen, wir haben und wollen haben den kühleren Norden und den weicheren Süden, und es ist ein unbezweifelbarer Gewinn der letzten Iahre, daß Dresden und Hamburg, Bremen und Stuttgart, ja selbst viele mittlere Bühnen wiederum das Recht auf künstlerische Initiative für sich in Anspruch nehmen.
Trotzdem strömt Berlin noch von theatralischen Dingen über. Die Theater, wenn wir von einigen Volksbühnen absehen, vielleicht auch vom Königlichen Schauspielhaus, haben nun ein durcheinandergequirltes Publikum von der seltsamsten Mischung. Da sind Einheimische, die grundsätzlich in dieses Theater gehen und in jenes nicht. Da sind andere, die jedem „Erfolg" nachrennen und sich Stücke ansehen, nur weil die liebe Schwägerin sie sich angesehen hat. Da sind wieder andere, die durch irgend eine momentane Stimmung, durch den Zufall der Litfaß-Säule oder durch eine bequeme Straßenbahnverbindung in ein Theater geraten, und da sind die Fremden, die umbuhlten Lieblinge unserer Theaterdirektoren, die den vollen Kassenpreis zahlen und sich manchmal ein X vor ein U machen und einen grasgrünen, zappelnden Heuschreck aus der Theaterschule für einen Moissi sich vorführen lassen.
Das alles ist „Publikum". Nur in den Premieren der sogenannten literarischen Theater kommt etwas Ordnung in dieses Wirrsal von Menschen, in diesen Knäuel von Gehirnen und Herzen. Es gibt ein Premiörenpublikum, das von jeder neuservierten Schüssel zuerst kosten will und immer wieder dabei ist; außerdem hat jede Bühne noch ihre eigenen zahlenden oder eingeladenen Gäste, wenn sie einen neuen Dichter oder ein neues Stück vorführt. Sie haben ja gewiß mit tiefem Schauder davon gehört, daß in diesem Premi^renpublikum die Premi^rentiger lauern, blutdürstiger, als die Löwen von Leipzig, merkwürdige Bestien, von keinem Brehm noch beschrieben, die nicht fauchen, sondern hüsteln, die nicht brüllen, sondern zischen, und für die es keine größere Wonne geben soll, als die, einen jungen Poeten bis zur Unkenntlichkeit zu zerfetzen. Meine Er-» fahrung täuscht mich vielleicht nicht, wenn ich sage, daß diese Tiger, wofern sie überhaupt je in dem Maße, in dem man es annimmt, eristiert haben, heute alt und zahnlos sind. Wir haben einige von ihnen bei ihrer blutlechzenden Arbeit gesehen damals, als der Kampf zwischen der sogenannten neuen und alten Richtung tobte. Ietzt werden auf unseren Bühnen keine großen dramatischen

Probleme mehr verhandelt. Wir sind in die Epoche der Regieprobleme geraten, welche die Gemüter naturgemäß nicht in die gleiche stürmische Wallung bringen. Aber auf jene Tage, da die Tiger in den Dschungeln der Parketträume kauerten, wollen wir nicht einmal mit allzu großer Entrüstung zurückblicken. Ein kämpfendes Publikum ist immer noch besser, als ein träges, und aus der Reibung der Gegensätze springt das Feuer neuen Lebens. Etwas reizbar — ich meine das nicht im schlimmen Sinne des Wortes — ist das Berliner Publikum immer noch geblieben, und wenn ich eben vom kühleren Norden sprach, so muß ich mich beinahe dementieren. Der Berliner, kritisch wie jeder Weltstädter, und gezwungen, immer auf der Hut vor Übervorteilung zu sein, ist von der Illusion der Bühne schwer zu erobern. Er sagt sich, wenn Sie mir das grobe Wort gestatten, zuerst wohl immer: na, was wird das wieder für ein Schwindel sein. Aber h a t es ihn einmal gepackt, so ist er voll Schwung und Begeisterung, und seine immer etwas laute Art drückt sich demgemäß in sehr lebhaftem Beifall aus. Und wenn man von ihm behauptet, daß er mehr burschikos als taktvoll sei, so haben wir alle doch auch Theaterabende erlebt, in denen es diesem bösen, guten Berliner vollkommen die Rede und jede andere Äußerung verschlug. Ich denke nicht allein — weil dieses Beispiel ja sehr nahe liegt — an die erste Parsifal-Aufführung im Dpernhause, sondern auch an manche andere Gelegenheit, wenn ich sage, daß dieses Berliner Theaterpublikum auch still und fromm und lautlos ergriffen sein kann, wie nur je die Gläubigen, wenn sie die Wunder ihrer Religion erleben. Das ist nicht oft der Fall, aber es kommt immerhin vor, und es wäre ja auch unmöglich, daß es sich häufig ereignet. Es gibt natürlicherweise viele andere Fälle, an die ich schon vorhin dachte, als ich auf die Divergenzen zwischen Kritik und Publikum hinwies: das sind die Fälle, in denen es nur einige kleine Bruchteile des Publikums, darunter zumeist der Kritiker, sind, die den Beifallsäußerungen und Mißfallenszeichen der Majorität verständnislos und mit kaum verhehltem Groll gegenüberstehen.

Und von diesem Publikum, wechselnd wie Wind und Wetter, soll der Theaterkritiker sich selbst ein Bild machen und es wohl auch an seinen Leserkreis weitergeben. Warum? Ist es nur Neugierde oder nur die Pflichterfüllung eines getreuen Chronisten? Tut er es nur, damit die Bühnenleiter einen Fingerzeig bekommen, ob sie das neue Stück aufführen sollen, oder nur deshalb, damit das Publikum, das nicht im Hause gewesen ist, wisse, ob es bei Wiederholungen hineingehen solle oder nicht? Ich möchte da doch noch etwas höhere Gesichtspunkte für den Kritiker in Anspruch nehmen, der seinem Publikum den Puls fühlt, der den Applaus oder das Schweigen der Premiörenzuhörerschaft richtig zu deuten versucht, den echten Beifall von dem Beifall der Claque und der Freunde absondert, der da feststellt, welche Teile des Publikums sich für oder wider geäußert haben, das Publikum der teuren oder der minder teuren Plätze, die Snobs oder die Naiven, und der aus oft beinahe ungreifbaren Nuancen den Schluß

zieht, ob ein dramatisches Werk Dauer haben wird oder nicht. Es gibt viele Autoren, welche behaupten, sie schrieben nur für sich und nicht für das Publikum. Für wenige, für sehr wenige trifft das zu. Diese sind zwar oft die zartesten Künstler, nicht immer aber die erfolgreichsten Dramatiker. Die Mehrzahl will auf das Publikum wirken, bewußt und instinktiv. Es gehört zum Rausch des Schaffens, sich vorzustellen, daß poetische Worte und die dichterische Empfindung sich wie die Wellen des Lichtes ausbreiten und Autor, Darstellung und Publikum in einen magisch leuchtenden Zauberkreis zusammenspannen. Gleich dem Prediger und dem Redner, gleich den Heerführern und den Häuptern der Parteien, werfen auch die dramatischen Autoren ihre Arme riesenweit um eine fast unbekannte und doch geliebte Masse, und sie brennen vor Sehnsucht, ein Echo zu vernehmen. Deshalb müssen wir danach hinhorchen, wie dieses Echo lautet.
Wir müssen versuchen, den Dichter aus seinem Publikum, das Publikum aus seinen Dichtern zu begreifen. Wir können und müssen daraus den Schluß ziehen, wie weit ein Poet den guten künstlerischen Trieben seiner Zeit, wie weit den minder guten entgegenkommt. Und wir haben festzustellen, ob das Publikum ihn begriffen hat oder nicht. Dieses alles müssen wir im Hinblick auf die Gegenwart und auch auf die Zukunft, so sehr wir auch wissen, daß die Geschichte der Bühnenerfolge eine Geschichte der Irrtümer ist. Auf dem Felde der Augenblickserfolge, die zur Überschätzung einzelner Autoren führten, sind hunderte von Opfern gefallen. Lorbeer ist verwelkt, der unvergänglich schien, und Überglückliche verwandelten sich in Tiefbekümmerte. Ebenso sind auf dem Felde der Mißerfolge, die nicht verdient waren, so viele Poeten verblutet, und manche konnten nur von einem Häuflein Getreuer gerettet werden. Unsere Literatur starrt von Totenkreuzen, an denen erst spätere Geschlechter die Palme des Dankes befestigt haben. Das edelste dieser Denkmäler trägt den Namen Heinrichs von Kleist.
Und indem wir Kritiker unsere Pflicht erfüllen, und täglich von Erfolg und Mißerfolg, d. h. von nichts anderem als vom Publikum sprechen, würden wir diese Pflicht vor unserem eigenen Gewissen nicht ganz erfüllen, wenn wir nicht hinzufügten: wir geben diesen Bericht in die Zukunft hinein mit allen nur möglichen Zweifeln an seiner Richtigkeit. Das ästhetische Urteil kennt nicht wie das richterliche zwei oder drei Instanzen. Ihre Zahl ist Legion. Selbst die Unsterblichen sind nicht sicher davor, daß Zeiten schwächeren Nachhalls kommen. Ich erinnere nur an Schiller, der, als der Naturalismus aufkam, in eine blüten- und fruchtlose Eiszeit geraten zu sein schien, um dann wieder mit Lenzesgewalt in die Höhe zu wachsen und um seine Pracht vollends, wie schon früher einmal, gewiß erst dann zu entfalten, wenn die großen Fragen der Nation in der Schale des Schicksals gewogen werden.
Wir sind und sollen überzeugt sein von der Relativität alles menschlichen und besonders alles künstlerischen Urteils. Aber darum brauchen wir nicht minder tapfer für einen Dichter, für einen Regisseur, für einen Schauspieler, für einen

Teil des Publikums einzutreten, die wir auf dem rechten Wege glauben. Das Publikum einer jeden Epoche ist von dem Publikum einer späteren Zeit belächelt und als rückständig ironisiert worden. Auch der Kritik ist es immer ebenso gegangen. Sollen Publikum und Kritik deshalb schweigen oder sich vorsichtige Hintertüren offen lassen? Nein, wir wollen den Mut unseres Geschmackes und unserer Überzeugung haben, und wir wollen sogar, wie Ialob Grimm das sehr gut ausgedrückt hat, den „Mut des Fehlens" besitzen. Wir wollen auf die Gefahr hin, llä aKsuräuiil geführt zu werden, es laut hinausrufen, wenn unsere Seele von einem Eindruck voll ist. Und wir wollen den Erdengang eines Dichters, der als solcher uns erscheint, nach Möglichkeit glätten, unbesorgt, wie die Nachwelt, die wiederum einer späteren Nachwelt verantwortlich sein wird, darüber denkt. Wir wollen, solange wir leben, Subjekt sein, höchst subjektives Subjekt, und geruhsam warten, bis Kinder und Kindeskinder uns zum Objekt ihrer eigenen Studien, ihrer Bejahung oder ihrer Verneinung machen.
Ein Kritiker, der diese Gesinnung hat, ein Kritiker, der überhaupt eine Gesinnung hat, gibt in allem, was er niederschreibt, ganz von selbst ein Bild seiner eigenen Person. Seine Resignation, daß er nur ein persönlich Urteilender ist, wird zugleich sein Stolz sein. Wenn er überhaupt Leser und mehr als nur flüchtige hat, darf und wird er beanspruchen dürfen, daß bei der Bewertung der Kritik von seiten dieses Kreises seine eigene Persönlichkeit mit ins Kalkül gezogen wird. Ich meine das so: es liegt im besonderen Interesse des Lesers, mag er sich nun aus der Kritik über die Erscheinungen und Strömungen des dramatischen Lebens eine Vorstellung mehr theoretischer Natur machen wollen, mag er daraus Antrieb oder Warnung entnehmen, wenn es sich darum handelt, diese oder jene Vorstellung zu besuchen, ich sage, es liegt im besonderen Interesse des Lesers, zu erwägen, wie weit er sich auf seinen Kritiker verlassen darf. Der Leser wird dabei übrigens ganz empirisch vorgehen, er wird bald daran gewöhnt sein, Abzüge auf das Temperament des Kritikers zu machen, wenn dieser alle oder bestimmte Erscheinungen erzessiv lobt oder tadelt, wenn er die eine regelmäßig überschätzt, um eine andere ebenso regelmäßig zu unterschätzen, wenn er sich pro oder kontra in irgend ein Phänomen der Bühnenwelt verbissen oder den Beweis geliefert hat, daß er mehr, als gut, von Stimmungen abhängig ist.
Es kann nicht oft genug gesagt werden: wie der Kritiker die Dinge der Bühne nicht urteilslos aufnehmen darf, so darf das Publikum die Äußerungen der Kritik nicht blind empfangen und sich zu eigen machen. Wir Kritiker erschrecken ja oft und in vielfacher Weise über die Wirkung dessen, was wir schreiben. Da uns, prinzipiell gesprochen, die wirtschaftlichen Bedingungen der Bühne, ihr materielles Gedeihen und Nichtgedeihen nichts angehen, so sind wir oft bestürzt darüber und können es doch nicht ändern, wenn wir einem oft sehr ernsthaften und künstlerisch wertvollen Unternehmen eine Reihe von äußerlich verunglückten Abenden notieren müssen und es damit zum Ruin treiben. Wir er-

schrecken, wenn Theaterdirektoren den gelegentlichen Tadel gegen einen Schauspieler mit einem Hinweis auf die „hochgeschätzte Presse" dazu benutzen, den Mann zu drangsalieren oder aus dem Brot zu werfen, und es ist uns nicht sehr sympathisch, wenn umgekehrt ein Schauspieler ein gelegentliches Lob der Kritik dazu ausnützt, seine Gagenforderungen in die Höhe zu schrauben. Das alles ist jenseits unserer Tätigkeit, und dennoch eng mit ihr verbunden, und gerade im Hinblick auf diese Dinge ist es gewiß nicht unsere geringste Besorgnis, wenn wir wahrnehmen, daß das Publikum trotz der Abneigung, die wir als Zunft genießen, dem Einzelnen hier und da einen ganz töricht uneingeschränkten Glauben entgegenbringt. An einem Publikum, das uns gegenüber urteilslos ist, kann uns gar nichts gelegen sein, weil dieses Publikum sich dann auch wieder vom Theater, das im Vergleich mit uns denn doch das stärkere Schallrohr ist, ebenso leicht umstimmen und in die entgegengesetzte Urteilslosigkeit einfangen läßt. Dann aber gewinnen nur die unkünstlerischen, die nur mit dem Namen der Kunst falsch etikettierten, im Grunde wertlosen Darbietungen der Bühne. Unsere Aufgabe ist ein für alle Male nicht, absolute Urteile abzugeben und sie auf Gesetzestafeln einzumeißeln, damit das Volk sich gläubig davor auf die Knie werfe. Unsere Aufgabe kann nur sein, Urteilsfähigkeit zu verbreiten, und wir fordern, daß sich diese an uns selber erprobe. Ie schärfer wir das Publikum in diesem Sinne erziehen, desto eher wird es unser Mitarbeiter in allen Geschmacksfragen, desto besser werden wir es benutzen können, um Theaterleiter zu kurieren, die mehr auf Geldgewinn, als auf Kunstgewinn bedacht sind, und um Schauspieler, die sich gehen lassen, zu ihrer Pflicht zurückzurufen. Desto mehr wird das Publikum lernen, das Echte in der Kunst vom Unechten zu unterscheiden, das schlechthin Banale abzulehnen, einem jungen aufkeimenden Talent gegenüber Geduld zu beweisen, und schließlich — o, das ist ein weit in die Zukunft reichender Wunsch — eine große Kunstgemeinde zu werden.

Und damit bin ich bei der Frage, mit der ich mich zugleich dem Schlusse meiner Betrachtungen nähere. Ich bin bei der Frage, die für viele die Kardinalfrage des ganzen kritischen Betriebes ist: soll die Kritik scharf sein?

Ieder Kritiker, auch der, dessen Gemütsorganisation ihn persönlich zur Milde drängt, muß diese Frage mit einem lauten und vernehmlichen Ia beantworten. Nur wollen wir sachliche Schärfe nicht mit Brutalität verwechseln, nur wollen wir dem Kritiker keinen Freibrief dafür ausstellen, daß er persönlichen Gehässigkeiten Luft machen darf. Er soll kein Vergnügen darin finden, Menschen zu quälen, wie ein unreifer Bengel ein wehrloses Tier peinigt. Er soll die Person eines Autors und eines Schauspielers nur so weit beachten, als sie ihm öffentlich gegenübertritt, eben als Verfasser und Darsteller eines Stückes. Und vor allem: er soll nicht die große Sünde am heiligen Geist seines Berufes begehen und sich nicht den eigenen Ruhm schmieden an dem Feuer, an dem er wehrlose Bühnenmenschen röstet. Und er soll den Namen, nach dem er strebt,

nicht aufbauen auf Gräber, die er leichtfertig für andere geschaufelt hat. Man kann das ganz kurz dahin ausdrücken, daß er ein Ehrenmann sein soll. Darin ist inbegriffen, daß er bürgerlich unbestechlich sein muß. Wir können mit Stolz sagen, daß wir in Deutschland, wie wir einen unzugänglichen Richterstand haben, so auch einen durchaus inkorrupten Kunstrichterstand besitzen. Seltene Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Urteile sind bei uns nicht käuflich, wie es wohl in anderen Ländern der Fall sein mag. Neben der blanken, klaren, metallhaltigen Bestechung gibt es freilich noch andere Mittel zu dem Versuche, das Urteil eines Kritikers zu biegen. Wie oft wird das Mitleid für unglückliche Eristenzen rege gemacht, und das ist gewiß noch eine diskutable Art der Beeinflussung, wie oft naht sich dem Kritiker irgend ein Nichtskönner unter dem schützenden Fittich einer hochmögenden Protektion, und die moralische Festigung eines Kritikers muß schon ziemlich groß sein, damit er immer mit kalter Höflichkeit an all den Anfechtungen minder greifbarer Art vorbeikomme, die ihm aus der Kulisse entgegentreten. An all' den Schmeichelbriefen schlechter Komödianten und den überaus gütigen und ungemein seelenvollen Blicken derjenigen Damen vom Theater, die weniger ihrem Talent, als ihren weiblichen Reizen vertrauen. Den Blick nur auf die Sache gerichtet, soll der Kritiker scharf sein, weil er nur dann das Schlechte oder Mittelmäßige ausscheiden und nur dann dem Guten die Stätte bereiten kann. Sie werden sich noch des Feldzuges erinnern, den Hermann Sudermann vor elf oder zwölf Iahren gegen die sogenannte verrohte Kritik geführt hat. Seiner männlichen Tapferkeit hat dieser Kampf alle Ehre gemacht, denn er mußte erwarten, was dann auch eintrat, daß er persönliche Empfindungen reizte und einigen seiner Gegner die schärfste kritische Lupe, so oft es sich um ein neues Stück aus seiner Feder handelte, in die Hand drückte. Er hat trotzdem — und auch das ist sein Verdienst — zur Unterdrückung einiger Auswüchse mit beigetragen, aber wenn er nun meinte und mit vielen Beispielen zu belegen versuchte, daß diese sogenannte Verrohung der Kritik ein besonderes Merkmal unserer gegenwärtigen Epoche sei, so war das ein großer Irrtum. Madame de Staöl, die ja eine der gescheitesten Frauen gewesen ist, und deren Buch über Deutschland noch heute mit unverwüstlicher Frische wirkt, hat darin das kluge Wort gesprochen: die deutsche Literatur sei von allen Literaturen vielleicht die einzige, die mit der Kritik angefangen habe. Und diesem Rang der Kritik entspricht es, daß alle führenden Köpfe des deutschen Geisteslebens von jeher und immer auf eine rücksichtslos scharfe Kritik hingedrängt haben. Alle haben sie empfunden, daß die Kritik Werte nur schaffen kann, wenn sie Unwerte zertrümmert. Dazu genügt nicht allein der trockene Ton des Magisters, der da sagt: dieses hier ist gut, jenes aber ist schlecht. Nicht nur dem Dichter, nein, auch dem Kritiker ist Leidenschaft unentbehrlich. Auch ihm gab ein Gott zu sagen, was er leidet. Alle literarischen Mittel sind ihm dazu gegeben und erlaubt; neben der ruhigen Darlegung auch das Pathos der Ent-

rüstung, wie das der Begeisterung, neben dem Pathos auch die Satire. Er muß donnern und blitzen dürfen, es muß ihm erlaubt sein, Pech und Schwefel regnen zu lassen. Er muß durchaus das Recht haben, die Pfeile des Spottes auf ihre äußerste Treffsicherheit zuzuspitzen. Wenn Schopenhauer gesagt hat: durch Tadeln des Schlechten setze man sich immer gewissermaßen au uiv^liu mit ihm, so wollte er damit bekunden, daß man das Schlechte nicht einfach nur schlecht nennen, sondern mit allen Mitteln der Dialektik vernichten müsse. Ich sagte schon, daß selbst die Duldung des Mittelmäßigen bereits eine Schädigung des Guten sei, und so wurde auch der Kritik oft vorgeworfen, daß sie auf Kosten des künstlerisch Großen den Durchschnitt allzusehr gelten lasse, dieses Mittelgute, das sich erfahrungsgemäß auch ohne Förderung durch die Kritik sehr leicht durchsetzt. Diese Klagen sind sehr alt. Es sind bald hundert Iahre her, daß Platen die Verse geschrieben hat:

Mittelmäß'gem klatscht ihr Beifall, duldet das Erhabne blos,
Und verdammet fast schon alles, was nicht ganz gedankenlos.
Ja, in einer Stadt des Nordens, die so manchen Übels Quell,
Preist man Claurens Albernheiten und verbietet Wilhelm Teil.

Solche Gedanken ziehen sich durch alle Betrachtungen über das Wesen der Kritik. Theodor Fontane, ein deutscher Dichter, der indessen immer etwas von der französischen Politesse seiner Vorfahren im Blute behalten, sicherlich kein Berserker, im Gegenteil ein Mann von sehr gelinden Sitten, zugleich der Mitschöpfer der impressionistischen Schule in unserer Kritik, die nicht mehr dauernd gültige Kunstgesetze ausstellen, sondern persönliche Eindrücke wiedergeben will, dieser Theodor Fontane wird so recht grob nur dann, wenn man ihm zumutet, als Kritiker auf jederlei Grobheit zu verzichten. Er sagt an einer Stelle:

„Man soll artig, verbindlich, galant sein, keiner schönen Dame den Erfolg .... verderben, aber was unsereinem alles verdorben wird, darum kümmert sich niemand; und wenn man auch halbtot geödet wird; dazu ist man da!"

Ein andermal meint er:

„Es ist furchtbar billig und bequem, immer von den Anstandsverpflichtungen der Kritik zu sprechen; zum Himmelwetter, erfüllt selber erst durch Eure Leistungen diese Verpflichtungen."

Und in diesem Himmeldonnerwetterton sagt er dann ein anderes Mal, er sei absolut nicht dazu da, öffentliche Billetdour zu schreiben, sondern die Wahrheit zu sagen, oder doch das, was ihm als Wahrheit erscheint.

Nein, wir sind nicht dazu da, öffentliche Billetdour zu schreiben, wir sind dazu da, die Wahrheit zu sagen, so wie wir sie sehen, nach bestem Gewissen, nichts hinzuzusetzen und nichts zu verschweigen. Das ist auch unser Eid, und das ist das Bild, das wir von uns selber in uns tragen und an das Publikum

weitergeben sollen. Auf dieser Basis sollen wir etwas von unserer Sache verstehen, und jene oft zitierte und in Wahrheit unerläßliche „Andacht zur Kunst" mitbringen. Dann wollen wir nicht ohne Stolz unsere Unbeliebtheit wie ein Privileg verteidigen, und wir wollen nicht einmal bitter werden, wenn sich irgend ein kleiner Kunstspekulant das Wort des größten deutschen Künstlers aneignet und seine Zeitgenossen liebevoll gegen uns aufmuntert mit dem Goethe-Wort: „Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent!"

Klaus Pringsheim.

Siegfrieds Verrat.

Im zweiten Aufzug der Götterdämmerung begibt sich bekanntermaßen folgendes: Brünhilde erblickt an Siegfrieds Hand den Ring, durch den sie sich, nach nutzloser Gegenwehr überwältigt, Gunther — wir wissen: Siegfried in Gunthers Gestalt — vermählt hat; der Gatte ist seit der Werbung nicht von ihrer Seite gewichen; so wird es ihr, wie in augenblicklicher Erleuchtung, mit einemmal klar: Siegfried war der trugvolle Dieb, der ihr den Ring entriß. Er aber, von dem allein Aufklärung zu erwarten ist, nachdem er lange geschwiegen, läßt sich vernehmen: mit dem Reif, den er keineswegs einem Weib abgewonnen, sei es vielmehr so bewandt, daß er um seinen Preis einst Fafner erschlagen habe. Also: ein anderer Ring; nicht der, welcher in dieser Nacht Brünhilden abgerungen wurde. Ist dies eine Ausrede, bewußte Lüge? Die Psychologie des ganzen Falles ist dunkel: denn Siegfried (der dennoch ein ganzer Mensch — ja, mehr als das, der dennoch ganz Siegfried bleibt) ist auf höchst abenteuerlich-märchenhafte Weise um die freie Verfügung über sein Gedächtnis, das heißt: um einen Teil seiner selbst betrogen worden; und dichterische Willkür scheint sich nun die Entscheidung vorbehalten zu wollen, wie weit der Held in jener Szene als zurechnungsfähig, für sein Tun verantwortlich zu gelten habe. Immerhin steht fest: der Vergessenstrank soll nur frühere Erinnerungen auslöschen (soweit ein Weib im Spiel ist), nirgends erfahren wir, daß seine Wirkung sich auf spätere Erlebnisse nachträglich ausdehnen könne; in der Tat: daß er Brünhilde früher gesehen, weiß Siegfried nicht mehr; das Geschehen der jüngsten Nacht haftet mühelos in seinem Gedächtnis: eben erst hat er ja Gutrunen wahrheitsgemäß über alle Einzelheiten der Werbung berichtet; vom Ring war zufällig nicht die Rede. Zufällig: denn weshalb müßte er sich scheuen, gerade auf dies sichtbare Pfand seines Erfolges hinzuweisen? Es war freilich gedankenlos genug, daß er versäumte, sich rechtzeitig seiner zu erinnern, und daher unterließ, den verräterischen Reif abzulegen, um ihn

bei geeigneter Gelegenheit seinem offiziellen Eigentümer — Gunther — zuzustecken, war sozusagen verhängnisvolle Vergeßlichkeit. Nun aber erblickt er Brünhilde, und sein Interesse wird, durch ihre Anklage, ganz auf das Geschmeide konzentriert, seine gesammelte Aufmerksamkeit der Vorstellung des gestrigen Ringerlebnisses zugewandt; und dieses sollte er jetzt geradezu — vergessen haben? Vielleicht: weil er es vergessen will? Doch der Wunsch, etwas zu vergessen, ist ja im Gegenteil das sicherste Mittel, es nicht zu vergessen. Eines kommt ihm scheinbar zu Hilfe: die Erinnerung, wie er einst den Ring erworben, wird ausgelost. Wie der dann später in Brünhildes Besitz gelangt ist, vermag Siegfried, durch die Wirkung des Trankes gehindert, nicht zurückzurufen; daß er ihn aber vor weniger als vierundzwanzig Stunden in ihrem Besitz gefunden, ihr nicht ohne Mühe abgerungen hat: kann dies darum spurlos aus seinem Gedächtnis verschwunden sein? Älteres Wissen protestiert: aber je mehr es ihn nun drängt, den ihm unbegreiflichen Widerspruch aufzuklären, um so weniger konnte er ja umhin, sich auch die jüngere Erinnerung fortwährend bewußt zu halten. Unser Gedächtnis mit all seinen Aufzeichnungen, erwünschten und ungebetenen, ist da, ob wir wollen oder nicht, gleichviel, was wir damit anzufangen wissen. Was hier Siegfried begegnet, geschieht uns alle Tage, und es ist keineswegs wunderbar: zwischen zwei Erinnerungen fehlt die notwendige Verbindung, gerade dasjenige Element, welches die Lücke ausfüllen müßte, will sich, aus irgend welchen Gründen, nicht einstellen. Alles mögliche kann dann wohl geschehen; nur eben dies eine nicht: daß aus einem Erinnerungsgefüge, welches sich gestern dem Gedächtnis eingeprägt hat, ein einzelnes Glied sich willkürlich unterschlagen ließe und nun unwiederbringlich verloren bliebe, wenn sich der ganze Kompler, mit vollkommener Deutlichkeit reproduziert, dem Bewußtsein erneuert. Uns derlei zur Rechtfertigung Siegfrieds glauben zu machen, wird keinem Psychologen der Welt gelingen. Märchen, Opernlogik, Zaubertheater, alles, was man will: hier gibt es nichts zu drehen und zu deuten; das vom Kampfeslohn, den er eben jetzt, im Augenblick der höchsten Verlegenheit, genau erkennt, war lügenhaftes Geflunker. Iedem sagt es der gesunde Menschenverstand, und fortan mögen, in dieser einen Szene wenigstens, alle Siegfrieddarsteller die strahlende Helläugigkeit des Heldentenors beiseite lassen und scheu-verwirrt, wie die Situation es gebietet, den Blick zu Boden senken.

Wie nun aber, wenn dennoch der Instinkt derjenigen, welche auch in der Götterdämmerung ganz Siegfried bleiben wollen, auf irgend eine Weise recht behalten könnte vor den unabweisbaren Forderungen des gesunden Menschenverstandes? Denn, kein Zweifel: Wagner hat es nicht so gemeint. Man kennt die gewissenhaft-gründliche Art seiner auf äußerste Klarheit bedachten Regiebemerkungen. Warum lesen wir nicht, daß Siegfried „peinlich betroffen", „verlegen", „schuldbewußt" erscheinen solle, „nach einer Ausflucht suchend" oder dergleichen; oder wenigstens, daß er, wie einer, der sich nur nichts anmerken läßt,

„unbeirrt", „ohne aus der Fassung zu geraten", „sicher" aufzutreten habe? Auch der Musiker, in psychologischen Dingen meist aufschlußreicher als der Dichter, deutet nichts von all dem an, bestätigt nur, soweit sein Zeugnis in Frage kommt, den Sinn der tatsächlich gegebenen Vorschriften: „Siegfried, aufmerksam den Ring an seiner Hand betrachtend . . ." heißt es erst: als er sich vor Brünhilde rechtfertigen soll, wie er ihn von Gunther empfangen habe. Und später: „Siegfried, der über der Betrachtung des Ringes in fernes Sinnen entrückt war . . ." Das ist alles. Und das bedeutet: im Augenblick, da er, durch Brünhildes Worte, an den Ring gemahnt wird, regt sich die Erinnerung an das Abenteuer seiner jungen Tage; diese zieht ihn mehr und mehr in den Bann jener früheren, seiner eigentlichen Welt, der kein böser Zauber ihn je entfremden konnte; und nun, durch diese Erinnerung der Gibichungenwelt entführt, nur ganz Siegfried, weiß er, allem gegenwärtigen Geschehen abgewandt, nur mehr von dem, was ihn ganz erfüllt. So fügen sich ihm die Worte: „Von keinem Weib kam mir der Reif; noch war's ein Weib, dem ich ihn abgewann: genau erkenn' ich des Kampfes Lohn, den vor Neidhöhl' einst ich bestand, als den starken Wurm ich erschlug." Also: keine Lüge. Siegfried lügt nicht; könnte er lügen: Siegfried würde es ganz tun, nicht auf so jesuitisch-schlaue Art: bewußt den Effekt der Lüge hervorzurufen, ohne doch absolut Unwahres auszusprechen. Dem Nibelungendichter muß alles daran gelegen sein, daß nicht hier, aus Verlegenheit oder gar für eine Verlegenheit des Dramatikers büßend, sein Held zum kleinen Lügner werde. Bisher ist er ja vor Unlauterkeit bewahrt worden: vom Tarnhelmbetrug spricht nicht nur die Moral der Sagenzeit ihn frei; offen, ohne Reue, ohne Schuldbewußtsein, bekennt er sich dazu, als allgemeine Verwirrung ihn zum Worte drängt. Durch Zaubermacht zum Werkzeug seines Feindes erniedrigt, ist er dennoch in all seinem bewußten Handeln seiner Art ganz treu geblieben. So nur kann es von Wagner gemeint sein: ohne Wehr dem Nibelungenhaß dargeboten, von Hagens Falschheit belauert, von seinem verderblichen Willen gelenkt, doch unempfänglich für den kleinsten Teil seiner Bosheit, die seinem eigenen Wesen fremd ist — wie ein Schlafwandler, der gefeit ist gegen die Gefahr, die er nicht kennt, gerade eben: weil er sie nicht kennt, nicht gewärtigt, sie nicht herausfordert, indem er ihr trotzt, nicht, indem er sie scheut, ihre Drohung beglaubigt — unbewußt und unberührt muß Siegfried durch Alberichs Reich gehen, das, von Hagen heraufbeschworen, ihn unsichtbar umgibt; wie aus einem Traum, der ungeschehen ist, wenn er ausgeträumt ist, erwacht er, ohne von einer Veränderung zu wissen, noch einmal zu ungetrübtem, vollem Bewußtsein seiner selbst: um noch einmal, vor seinem Tode, für kurze Augenblicke ganz der Welt Hagens entrückt, ganz nur Siegfried zu sein. Das Bild des Kindlich-Unbeschwerten, Furchtlos-Geraden, der im Trauermarsch gefeiert wird wie noch kein Held der Dichtung, wäre unvollkommen, wäre stümperhaft verpfuscht, müßten wir erfahren, daß er je, bewußt und verantwortlich, einer Erwägung zuliebe, seine helläugige Art verleugnet hätte.

„Einer nur, der freier als ich, der Gott": er hätte zugleich die Verheißung Wotans und die künstlerische Sehnsucht seines Schöpfers verraten; nicht ein sittliches Schema — ein ästhetisches Ideal wäre zerstört.
Was sollen wir also tun? Wie soll es der Darsteller halten? Soll er, dem gesunden Menschenverstand zum Hohn, den Willen des Dichters ehren, oder soll er, seinem Tenoristeninstinkt entgegen, unsere Logik triumphieren lassen? Wie nun aber, wenn es hier etwas wie einen Kompromiß geben könnte, wie nun, wenn gerade jenes märchenhaft-absurde Qpernmotiv des Vergessenstrankes eine Lösung unseres Zweifels ermöglichte, ja, mehr als dies, sie mit unabweisbarer Logik forderte: wenn etwa das übernatürliche Zaubermittel zugleich Symbol einer durchaus menschlich-natürlichen, höchst psychologischen Angelegenheit sein könnte? Wie nun, wenn Hagen, anstatt durch Gutrune dem Gast das Gefäß mit dem fatalen Inhalt reichen zu lassen — wenn der mit damonischer Willenskraft Begabte, mit übermenschlicher Intensität auf das Ziel seines Wollens gerichtet, auf eine uns geläufigere Art dem Arglosen, Offenen das lähmende Gift seines Willens einflößte, ihn durch hypnotische Suggestion der freien Verfügung über sein Gedächtnis beraubte? Durch Suggestion: man sieht, solches Vorgehen, das für den Nibelungendichter nicht minder wie für das Nibelungenzeitalter die Bedeutung eines durchaus okkulten Geschehens haben mag, könnten wir uns in der Gibichungenhalle kaum anders als durch einen wundertätigen Trank symbolisiert denken. Siegfried also, ich versuche die Annahme, sei durch Hagen hypnotisiert worden — wohl ohne später davon zu wissen (auch dies, wie ich höre, kann sebr wohl geschehen); und der Befehl, der nun „posthypnotisch" in ihm wirksam bleibt, lautet: zu vergessen, daß vor Gutrune ein Weib er ersah, daß je ein Weib ihm genaht. Wie also — denn nur auf Siegfrieds psychischen Zustand kommt es uns an — würde er sich in der fraglichen Situation des zweiten Aktes benehmen? Zunächst scheint es, daß er, ganz wie der Normale, vor der Alternative steht, angesichts eines unerklärlichen Widerspruches sich irgendwie für eine der beiden Erinnerungen zu entscheiden: die eine als gültig anzuerkennen, die andere als trügerisch abzulehnen. Tatsächlich aber darf es bei ihm zu solchem bewußten Abwägen überhaupt nicht kommen. Denn dem müßte zum mindesten die erfolglose Bemühung vorausgegangen sein, den Konflikt auf dem natürlichen Wege eines Ausgleiches zu lösen: indem, zum Zweck der Vermittlung gewissermaßen, eine aufklärende Vorstellung herangezogen wird; dies wiederum wäre nur möglich, wenn jenes Erinnerungsgebiet aufgesucht würde, das gerade, kraft des hypnotischen Befehles — richtiger: des hypnotischen Verbotes der assoziativen Tätigkeit gesperrt ist. Auch gegen solche Versuchung, nicht nur gegen den Versuch der Übertretung, weiß aber das Verbot sich zu schützen; zugleich Gesetz und Gesetzeshüter dehnt es seine Wirksamkeit auf all jene Vorstellungen aus, welche die Sicherheit seiner Durchführung zu gefährden scheinen. Es handelt sich also sozusagen um eine prohibitive Maßregel des hypnotischen Befehles, vermöge deren

in unserem Falle eine der beiden widersprechenden Erinnerungen aus der Sphäre des bewußten Denkens verschwinden muß. Eine von beiden: immerhin kann nun, angesichts der Wahl, die, unbewußt also, von Siegfried getroffen wurde, die Frage sich erheben, ob es nicht einfacher, begreiflicher, wenn auch dem Dichter unbequemer, mit einem Wort: ob es nicht richtiger wäre, wenn, unter dem Druck jenes Verbotes, das ältere, dem gegenwärtigen Zusammenhang völlig fremde, nur eben durch die Ringassoziation verknüpfte Geschehen erinnerungsunfähig bliebe, so daß sich das rezente, weit aktuellere Erlebnis ohne Widerstand ins Gedächtnis rufen ließe. Auch gegen solche Bedenken eines allzu Besorgten scheint der Dichter gesichert: durch den Umstand zunächst, daß jene ältere Erinnerung die bei weitem gewichtigere, intensiver verwobene, psychisch wertvollere ist, deren Verdrängung demgemäß einen viel größeren Energieaufwand fordern würde. Anderseits zeigt sich, daß dieselbe Schutzvorrichtung, welche die Unterdrückung einer der beiden Erinnerungen gebietet, es obendrein gerade auf die jüngere Erinnerung abgesehen haben muß. Denn während im wirklich gegebenen Fall nun alles aufs beste geordnet ist — Siegfried sieht sich im Besitz des Ringes, und es ist nach seiner Meinung nie anders gewesen — würde in der Vorstellung, daß dieser sich gestern an Brünhildens Finger befunden habe, immer die verfängliche Frage sich bergen: wie er wohl in ihren Besitz gelangt sein möge; und diese Frage lockt so verdächtig in die Nähe des abgesperrten Bezirkes, daß es in jedem Fall tunlich scheint, jene Vorstellung und jegliche Erinnerung daran gleichfalls aus dem Bewußtsein zu verbannen. Vielleicht kann nun sogar supponiert werden, daß diese Erinnerung schon viel früher, als es durch Siegfrieds Benehmen deutlich wird, verurteilt war bewußtseinsunfähig zu werden: so daß es eben nicht nur ein verhängnisvoller Zufall wäre, wenn Siegfried in der kurzen Szene mit Gutrune die Erwähnung des Ringes unterläßt und ihn abzustreifen versäumt. Nun gewinnen auch die knappen Erläuterungen, mit denen de' Dichter die — übrigens auffallend sparsamen Reden Siegfrieds begleitet, prägnantere Bedeutung: die Arbeit, die sich, ihm unbewußt, in seinem Inneren vollendet, nimmt dennoch einen Teil seiner psychischen Kraft in Anspruch und entzieht seine Aufmerksamkeit der Außenwelt; doch nur langsam, nicht ohne Anstrengung, wird seinem Bewußtsein, in welchem sich, unbestimmt geahnt, der innere Vorgang spiegelt, das ehemalige Erinnerungsbild lebendig, das, allmählich Gestalt gewinnend, seiner Herrschaft erst volle Geltung verschaffen muß.

Märchenzauber oder Hypnotismus — wiederum steht außer Zweifel: so hat es Wagner gewiß nicht gemeint. Oder richtiger: s o würde er seine Meinung nicht verteidigt haben. Das aber, denke ich, ist sozusagen Nebensache; denn es ist das Vorrecht des Dichters, nicht eigentlich zu wissen, wie seine Meinung analytisch zu begründen und zu rechtfertigen sei. Sicher ist auch der Darsteller zu umständlicher Nachprüfung dessen, was sein künstlerischer Takt ihn erraten läßt,

keineswegs verpflichtet. Aber es ist unser gutes Recht, dem Dichter all unsere geistigen Hilfsmittel zu leihen, wenn das Verständnis seiner Absicht dadurch irgendwie gefördert scheint; genug, wenn sich sein Werk solcher Betrachtungsweise willig fügt. Hätten wir selbst nichts weiter gewonnen als nur eine wirksame Waffe gegen das wohlfeile Gerede: in der Götterdämmerung habe sich Wagner bekanntlich nicht mehr anders zu helfen gewußt, als indem er zu opernhaften Unmöglichkeiten seine Zuflucht nahm. Halten wir das Gleichnis der Hypnose fest, so haben wir es mit einem psychologisch lückenlosen Vorgang zu tun. Der Träger der Handlung bleibt freilich passiv, jedenfalls aber ist nun der Konflikt, in den wir ihn verwickelt sehen, um nichts weniger tragisch und um nichts weniger menschlich als etwa der, welcher für Ferdinand und Luise die Katastrophe herbeiführt: auch da sehen wir den Dichter bemüht, uns auf jede Art plausibel zu machen, daß seine Heldin keinen Teil an dem Verbrechen habe, dessen Bild sie, durch den erzwungenen Brief, in der Tat wissentlich realisiert, und dessen also Ferdinand sie mit gleichem Recht, wie Brünhilde Siegfried des Treubruches, schuldig spricht. Dort die kunstvolle Kabale des höfischen Intriganten, hier der würzige Trank im Schrein: beides ist gleichsam nur dichterische Form, die jeder „Moderne", psychologisch gewissenhafter und psychologisch unterrichteter, mit geringer Mühe durch „Zeitgemäßeres" zu ersetzen vermöchte. Ähnlich wie den Vergessenstrank bemäkelt man wohl auch den Tarnhelm, der in der Götterdämmerung so schätzbare Dienste leistet; müßte in der Tat auch das Tarnhelmmotiv — etwa auf jene Weise, in welcher der Dichter des Cyrano sich seiner bedient — umgebildet werden, damit es nicht schlechthin märchenhaft — und darum für das psychologische Drama untauglich scheine?

Endlich könnte es uns im Ernst vielleicht gleichgültig sein, ob wir der Kunst Wagners gegenüber durchaus mit dem Begriff des ästhetisch Einwandfreien auskommen. Weit bedeutsamer ist die Erkenntnis, in welchem Maße sein Werk unserer psychologisierenden Untersuchung nicht nur standhält, sondern, indem es ihr standhält, sie rechtfertigt, ja beinahe zu gebieten scheint. Sicher könnte man auf solchem Wege seinem Wesen und seiner Größe nicht gerecht werden; gleichwohl läßt sich denken, daß Wagner ein wenig auch zur Rechtfertigung vor sich selbst, vor der Zeit und vor dem Theater, zumal der geträumten nationalen Festspielbühne, gerade die dem Psychologen schwer zugängliche mythische Welt aufgesucht hat, in welcher Wollen Bestimmung, Handeln Erfüllung ist; und es könnte mehr als nur eine unbeweisbare Hypothese sein: Wagner wäre vielleicht Begründer des künstlerischen Psychologismus, der Künstler des Psychopathischen geworden, wäre er nicht — Wagner geworden. Dennoch: kommt gerade das Gebiet der nordischen Sage dem für seine Art wie nichts anderes bezeichnenden Hang zum Kolossalen, Überlebensgroßen entgegen, der Neigung, alles Menschliche ins Übermenschliche, Maßlose, Typisch-Große zu steigern: anderseits ist alles Psychopathische letzten Endes isoliertes, übermäßiges Hervortreten an sich nor-

maler Bedingungen und schließt in sich die Tendenz zu solcher Vergrößerung, wie sie jener unhistorischen Welt gemäßer scheint als dem Leben. So verstanden i st Wagner Künstler des Psychopathischen.
Kein Zweifel, Senta wäre ohne weiteres befugt, in Iakob Wassermanns modern-künstlerischer Apotheose der Hysterie als vierte der Schwestern zu figurieren; und Elsas krankhafte Disposition ist, wenn man sie statuieren will, sicher ebenso deutlich gekennzeichnet wie das Leiden Oswald Alvings. Wenn man sie statuieren will: ich bin weit entfernt zu beklagen, daß die verbreitete Unsitte, dichterische Gestalten vom „medizinisch-wissenschaftlichen" Standpunkte zu betrachten, Bildungsbeflissenen eine willkommene Unterhaltung, sich nur ausnahmsweise in Wagners Welt gewagt hat. Es sind unsere besten Instinkt«, Geschmack, Schicklichkeitsgefühl und selbst auch eine Art gläubiger Scheu, welche allzu indiskrete Wißbegier zügeln und nicht zulassen, daß wir uns mit frivol-nüchternem Behagen im Reich des Künstlers ganz zu Hause fühlen. Solcke Regungen, in denen sich die Ehrfurcht vor dem Kunstwerk ausspricht, dienen der Erhaltung unserer naiven Empfänglichkeit. Entschließen wir uns aber doch einmal, widerruflich und versuchsweise, alle Hemmungen aufzuheben und mit den Wagnerischen Helden zu verfahren, als wären sie schlechthin unseresgleichen, so werden wir gewahr, daß es nicht allein das Verlangen nach künstlerischer Form, daß es höchste künstlerische Weisheit war, welche hier allzu Menschliches respektlos forschenden Blicken sorgsam verhüllt, alles Menschliche dichterisch verklärt hat.
Das psychologische Raffinement ist bewunderungswert, vermöge dessen Wagners Menschen, deren Tun durch den Willen einer vom Dichter geforderten höheren Ordnung geregelt scheint, in Wahrheit nur nach den ihnen eigenen Gesetzen gebildet sind und nur diesen Gesetzen gehorchen. Ich denke etwa an dasjenige Werk, welches dem modernen Dramatiker nicht viel mehr als den Namen „Frühlings Erwachen" übriggelassen hat, und im Iung-Siegfried-Drama wieder an eine ganz bestimmte Tatsache: die eigenartige, nicht ganz aufgeklärte Rolle, welcbe darin dem „Fürchten" zugewiesen ist. Seine Bedeutung für die äußere Handlung, deren Fäden das Fatum der Dichtung nicht ohne Ironie in Mimes Hand gelegt hat, bedarf keiner Erläuterung. Aber hier gibt es noch etwas anderes zu beachten. Man erinnert sich des ungestümen Interesses, mit welchem Siegfried Belehrung verlangt: was es mit dem Fürchten sei; erinnert sich der unbestimmten Sensation, welche durch Mimes Schilderung hervorgerufen wird; des heftigen Dranges, nun das Fürchten kennen zu lernen; der deutlicheren Sehnsucht, welche aus der Enttäuschung folgt, daß Fafner es ihn nicht lehren konnte; und endlich des jähen Ausbruches einer ihm unverständlichen Furcht, als er zum erstenmal ein „Menschenweib" erblickt. Was der Dichter nicht ausspricht, läßt der Musiker um so sicherer ahnen, an zwei Stellen zumal (an denen zugleich das ästhetische Prinzip des Leitmotives seine unvergleichliche Leistungsfähigkeit im Dienste des Psychologen bewährt): einmal als, durch Mimes krampfhaft eindringliche Be-

schreibung geweckt, das Erlebnis des Fürchtens sich in Siegfrieds Vorstellung zu vollenden strebt: hier macht der Komponist, im Sinne einer Verheißung gewissermaßen, das Bild der schlafenden Brünhilde lebendig, dessen Vision er in Mimes Erzählung formal-musikalisch, keinesfalls ohne Absicht, vorbereitet hat. Und später, als Brünhilde gewillt ist, sich Siegfried hinzugeben, bei ihren Worten: „Wie mein Blick dich verzehrt, erblindest du nicht? Wie mein Arm dich preßt, entbrennst du mir nicht?" Beidemal, zu ihrer Frage, erklingt deutlich hervorgehoben aus dem Orchester das Motiv Fafners, das zum musikalischen Symbol des Fürchtens geworden ist: hier ohne musikalisch-motivische Nötigung, ja beinahe dem Zusammenhang fremd, dies gleichsam einer Verwunderung Siegfried entsprechend, was denn Fafner, von dem er das Fürchten lernen sollte, mit alldem zu schaffen habe. Iene erste Stelle gibt auf die Frage, was es mit dem Fürchten sei, die wahre Antwort, die der Dichter seinem Helden — und vielleicht auch uns vorenthalten wollte; die andere bestätigt uns zum mindesten den Sinn der früheren Worte Siegfrieds: „Wie ist mir Feigem? Ist es das Fürchten?
O Mutter! Mutter! Dein mutiges Kind! Im Schlafe liegt eine Frau: —
Die hat ihn das Fürästen gelehrt!" Und nun wage ich, unvermittelt und ohne Kommentar, neben diese Verse Siegfrieds den Lehrsatz der modernen Neurologie zu stellen, daß „alle neurotische Angst aus seruellen Quellen stammt". Man muß ja keineswegs Nervenarzt sein, um von den wissenschaftlichen Bemühungen gehört zu haben sals deren Urheber vor allen Dingen wohl der Wiener Gelehrte Eiegmund Freud zu gelten hat): das Phänomen der nicht äußerlich begründeten Angst, das gewiß nicht nur Psychopathen und Pathopsychologen angeht, als ein eminent seruales Problem zu erfassen und den tiefen rätselhaften Zusammenhang aufzuklären, der zwischen Furcht und verwandten Affekten einerseits, unbewußter Serualität anderseits besteht; und man staunt über die wahrhaft geniale Sicherheit, mit der, vor einem halben Iahrhundert, der Schöpfer der Nibelungen eine so typisch moderne Idee künstlerisch vorgebildet oder vorgeahnt hat.

Es handelt sich ja nicht allein um das Fürchten und nicht allein um ein einzelnes Forschungsgebiet, welches, etwa zufällig, gerade heute aktuelles Interesse der Fachkreise besitzt; vielmehr allgemein um eine tief in unserem Wesen haftende Anschauungsart, die nur eben besonders deutlich in jüngsten Vorstößen der Neurologie — richtiger: Neuropsychologie, in ihrem Bestreben, mehr und mehr alle Gebiete des Lebens zu erobern, erponiert ist: eine Anschauungsart, die noch zu sehr in der Entwicklung begriffen, um schon durch einen geläufigen Namen firiert zu sein, in ihrem jetzigen Stadium am ehesten vielleicht als „psychoanalytischer Determinismus" zu bezeichnen wäre. An Ähnliches mag ein Dichter unserer Tage gedacht haben, wenn er vom „Psychologismus der Zeit" spricht; ich meine dieses der Gegenwart so gemäße Bemühen, in welchem, wenn man näher zusieht, zwei unterschiedene Tendenzen zusammenfließen: alle unerklärlichen Leistungen des

Lebens auf neuropathologische Ursachen zurückzuführen; und: jedes neurotische Symptom irgendwie dem Einfluß verdrängter, nicht vom Bewußtsein kontrollierter serueller Kräfte zuzuschreiben. Auf solchem Wege müßten wir schließlich zu dem Ariom gelangen, daß in all unseren affektiven Lebensäußerungen — und das heißt schließlich: in all unseren affektiv bedingten Handlungen Umformungen psycho-serueller Energien zu erblicken seien: in dem Sinn etwa, wie alles äußere Geschehen im Siegfried, nicht am wenigsten der Hieb, der Wotans Speer in Stücke schlägt, auf dem Wege des Helden zu Brünhilde liegt und psychologisch einzig verursacht erscheint durch seine unbezwingbare Sehnsucht nach dem Fürchten; oder, wie in der dämonischen Kraft des Vernichtungstriebes, den Alberich in unersättlicher Machtgier hegt, jenes ebenso starke Verlangen, das wir in der ersten Rheingoldszene kennen gelernt haben, umgebildet ist; oder umgekehrt — es bedarf wohl eines weiteren Entschlusses, damit wir uns in diesem Zusammenhang an die Tristandichtung erinnern — wie Isoldens im Augenblick der Todesbereitschaft übermächtig erwachende Liebe durch die Rückverwandlung ihres Hasses erklärt werden muß, der nie etwas anderes war als Liebe: hier ist es der Liebesttank, dort der Liebesflnch, welcher den Vorgang der Umformung symbolisiert. Will man bei dem angeregten Gedanken noch länger verweilen und seine Folgerungen aus der individuell-psychischen in die soziale Sphäre übertragen, so zeichnet sich in seinen Grundzügen das Bild einer Lebensauffassung, die wir wiederum naiv-vollkommen in den Versen ausgeprägt finden: „Ein Glühwurm fand sein Weibchen nicht; der hat den Schaden angericht'". Hans Sachs spricht also, und es ist, nach dem tollen Treiben der Iohannisnacht, seiner Weisheit letzter Schluß. Und damit will ich endlich sagen, daß die heutige Serualphilosophie, deren sittliche Voraussetzungen zu erörtern ich geflissentlich versäume, deren Bedeutung für unsere Zeit aber nur träger Unverstand leugnen könnte, durch das Bekenntnis vorweggenommen ist, das Wagner in seinem Werk künstlerisch niedergelegt hat. In dem Maße, als solche Einsicht seine Modernität erweist, verpflichtet sie uns, Wagners Kunst in den Bereich des besonderen, aktuellen Interesses zu ziehen, für welches eben Wagners Kunst uns vor allem empfänglich macht.

Nur wenige scheinen sich einer ähnlichen Verpflichtung bewußt zu werden. Wagnermüdigkeit ist ein Modeschlagwort geworden, überall meldet sich Übersöttigung und Überdruß. Das Verlangen ist ja wohl gerechtfertigt, dreißig Iahre nach Wagners Tod Abstand zu gewinnen; Abstand, nicht um sich ihm zu verschließen, sondern um ihn neu zu erschließen. Ist es aber im Grunde nicht unbewußt gerade dieses Verlangen, für welches der Wunsch, sich von Wagner abzukehren, nur einen allzu bequemen Ersatz bildet? Denn es ist eben nicht Wagner, der unserer Zeit nicht mehr gemäß ist, nur unser Verhältnis zu Wagner, das zeitgemäßer Berichtigung bedarf. Man will sich nicht mehr von heroischen Gebärden und Attitüden blenden lassen, will den Glauben an die Gesten dieser Heldenmarionetten verloren haben, deren Geschicke durch Flüche und Ver-

heißungen bestimmt, durch Wundertränke, Zauberwaffen und allerlei verdächtiges Märchengerät vollendet werden. Warum versuchen wir nicht, wie im Fall von Siegfrieds Verrat, mit unseren Augen, mit dem Blick unserer Zeit, Menschen nach unserem Bilde zu sehen? Die darum doch nichts von ihrer Größe verlieren müßten: in denen der Gesunde seine eigenen Antriebe und Affekte, alle Möglichkeiten seines Lebens, in die überlebensgroßen Dimensionen des Sagengedichtes gesteigert, wiederfindet, und die doch nur dem Psychopathen, der das Spiegelbild seiner eigenen Eraltationen erkennt, verwerflich scheinen können. Es gilt ja weder, Gestalten des Dramas zu pathologischen Ungeheuern zu verzerren, noch etwa, sie durch trockenes Erklären auf das Niveau unserer Alltäglichkeit herabzuziehen, sie schlechthin zu unseresgleichen zu verkleinern, wohl aber: Zugang zu ihrer Menschlichkeit zu finden. „Unanständig" hat Thomas Mann den Psychologismus der Zeit genannt, und er hat vielleicht nicht nur von seinem angenommenen Standpunkt recht; aller Psychologismus, in der Betrachtung der Kunst zumal, verdient in der Tat unanständig genannt zu werden, der sozusagen ohne Konzession geübt, aus Liebhaberei oder frivoler Neugier betrieben wird; ja ruchlos, in der Betrachtung der Kunst und des Lebens, wo psychopathischer Zerstörungsdrang sich seiner zweckbewußt als eines Mittels bedient, um Grundlagen zu untergraben, Ordnung und Zucht zu lockern, Bestehendes aufzulösen. Ich gedenke nicht, mich gegen solche Verdächtigung zu rüsten: denn ist es letzten Endes etwas anderes als Scheu vor Psychologismus, die gerade dem Modernen Wagner zu entfremden droht, den überdrüssigen dazu treibt, zugleich mit der Wagnertradition Wagner zu verwerfen? Trachten wir also unsere Auffassung zu modernisieren, damit nicht Wagner uns veralte: uns zu veralten scheine, während mißverstandenes, mißverstehendes Wagnertum sich zwischen ihn und uns schiebt. Darum — nicht etwa: Nieder die Überlieferung! Nieder der Respekt! Bahn frei den Psychoanalytikern! Nur: widersetzen wir uns nicht, Wagner so zu verstehen, wie er sehr wohl verstanden werden kann, und wie wir ihn vielleicht ohne weiteres verstehen würden: wenn er ein Moderner wäre.

Immer liegt es ja an uns, wie wir uns innerlich zu einem Künstler verhalten wollen. Wir sind von vornherein anders eingestellt, je nachdem es Fra Angelico, Holbein oder Goya ist, vor dessen Werk wir treten. Solche Einstellung dem dramatischen Kunstwerk gegenüber bewirkt die Bühne: durch die nicht nur der Dichter unmittelbar zum Naiv-genießenden spricht, die zugleich auch unser Wahrnehmungsorgan ist, vermöge dessen wir, nach unserem Vermögen, seinen Willen erkennen und umsetzen, ähnlich wie wir mit Hilfe unserer Sinne die Eindrücke der Umwelt zu einem sinnvollen Ganzen ordnen. Im Reich der Bühne also, die in Einem Ort und Kriterium unserer Apperzeption ist, hat sich vor allem jene Modernisierung zu verwirklichen. Auch hier aber, wenn man von gelegentlichen Anregungen und vereinzelten Versuchen absieht, scheinen sich mit den Hütern der Tradition diejenigen, welche sie als überlebt empfinden,

dennoch darin einig zu sein, daß ihre Erneuerung aus dem Geiste unserer Zeit keineswegs am Platze sei: unbrauchbar Gewordenes wird immer wieder ausgebessert, nicht durch Neues ersetzt. Wo sind die führenden Männer der Bühnenreformation, die Künstler der modernen Inszenierung, um Bayreuther Überlieferung unbekümmerte, doch aus ihrem Geist belehrte, deren mißglückte Versuche erst erweisen könnten, daß, vom Standpunkt des Theaters, Wagners Werk heutigen Forderungen nicht mehr standhalte: nur mehr als Denkmal seiner Zeit bestehen könne, ein Stück vergangener Theaterkultur, gewissermaßen fürs Museum reif geworden? Man gebraucht Schlagworte wie „Makartismus", „Ausstattungstheater" und begnügt sich im übrigen wohl, den erfinderischen Mechanisator zu bewundern, der aus Prospekten, Kulissen, Versenkungen, Schleiern, Dampfen und Lichteffekten eine Welt hat erstehen lassen, an deren unbedingte künstlerische Wahrheit heute noch Rückständig-Unaufgeklärte glauben wollen. Nein, es kommt eben nicht vor allen Dingen auf den gemalten Regenbogen an, nicht auf die Lichtbilder der vorüberreitenden Walküren und auf das bißchen Feuerwerk und nicht auf die furchtbare Detonation, mit der die Flammen von Siegfrieds Scheiterhaufen eher in ein Pulvermagazin als in die Götterburg zu schlagen scheinen; nicht mehr, als auf Alberichs eng an den Körper gedrückte Arme mit den unentwegt geballten Fäusten, oder auf Mimes krummbeiniges Getrippel, oder darauf, daß Fafner und Fasolt bei jedem Schritt ein Stück Dekoration mitzureißen drohen, oder darauf endlich, daß Loge keinen Augenblick versäume, durch flackeriges Tänzeln die Götter und uns nervös zu machen. Gewiß kommt es anch auf all das irgendwie an; nur nicht eben darauf, daß gerade all das uns vor allem anderen wichtig erscheine. Es galt, alles Märchenhafte zu „psychologisieren": doch nicht um die Bühne in eine psychiatrische Versuchsstätte zu verwandeln; und es gilt zunächst nun ebenso, wiederum nicht zu eine» künstlerisch negativen Zweck, alles Kulissenmäßige zu „naturalisieren", aus unserem künstlerischen Bedürfnis, in dem sich der Geist unserer Zeit — und das sich im Geist des modernen Theaters spiegelt. Denn hierauf endlich kommt es an: zu erkennen, daß es sich bei Wagner allemal um Symbolisieren handelt, und nicht gerade um das Symbol — so, wie es der Sagendichter bewußtnaiv dargestellt, der Theatraliker einer vergangenen Epoche auf seine Art bewußt verwirklicht hat. Auf das unbewußt Gewollte kommt es an; und Sache unseres Theaters ist es, die Symbole zu verstehen, sie aufzulösen, um sie auf unsere An umzusetzen.

In Wahrheit, wie steht es mit „unserer Art'? In Schillers Wilhelm Tell finden sich drei Zeilen, denen der Literarhistoriker füglich die Qualifikation zur Unsterblichkeit absprechen möge, da sie nichts weiter sind als nur eine Regiebemerkung; wir lesen also, am Ende des zweiten Aufzuges: „Indem sie zu drei verschiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen, fällt das Orchester mit eine» prachtvollen Schwnng ein; die leere Szene bleibt noch einige Zeit lang offen

und zeigt das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen." Mit anderen Worten: Prospekt und Soffiten sollen rötlich angeleuchtet werden; in einem ordinären Bühneneffekt also soll die theatralisch größte Szene kulminieren, die unser größter Dramatiker je geschaffen hat — eine höchst deprimierende Erkenntnis fürwahr! Warum mußte, in seinem reifsten Werk, Schiller sich in den Augen aller Literarisch-Ernsten so schmachvoll kompromittieren? Es war ja keineswegs vonnöten: der Alt könnte mit Stauffachers bekannten Versen schließen, der Vorhang würde sich senken, niemand würde etwas vermissen und alles wäre in schönster Ordnung. Und obendrein: das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Schweizer Eisgebirgen hat Schiller bekanntlich nie gesehen: wozu in aller Welt will er es nun auf die Szene bringen? Nun, ich meine, daß hier in einem Satz die Aufgaben der modernen Bühnenkunst summarisch vorweggenommen sind. Dreierlei jedenfalls: daß das Bühnenbild nicht, wie man gemeinhin annimmt, nur Rahmen sein soll, Ausstattung >— ein notwendiges Übel wie im Faust, oder, ohne Notwendigkeit, wie bei Meyerbeer, ein Übel an sich — vielmehr Bestandteil, ästhetisch mitwirkender Faktor des Dramas; und weiter, daß zum Zweck solcher Mitwirkung das Bild befugt ist, nicht immer nur „Bild" zu sein, sondern sich zum lebendigen Vorgang zu wandeln, und wiederum solcher Vorgang befugt, dramatisches Geschehen nicht nur zu begleiten, sondern abzulösen und zu ersetzen, oder: selbst dramatisches Geschehen zu sein; endlich aber, und dies ist vor allem hervorzuheben: solch ein lebendiger Bühnenvorgang — zumeist wohl die Darstellung eines elementaren Lichtgeschehens — kann die Kraft besitzen, das Letzte und Höchste des Dramas zu symbolisieren: wenn durch die Mittel der dramatischen Wortkunst das Drama an den Punkt geführt worden ist, an welchem nur mehr Letztes und Höchstes auszudrücken ist. So großes Vertrauen also hat Schiller zu seinem Sonnenaufgang. Und wir wissen alle, daß es keinesfalls unkünstlerische Sehnsucht nach einer Kulissenwirkung oder gar dichterisches Unvermögen war, wenn er seinen zweiten Akt nicht lieber durch einen symbolischen Hymnus „an die aufgehende Sonne über den Eisgebirgen" gekrönt hat. Der Sinn, den jene kurze Regiebemerkung uns enthüllt, läßt aber den Streit aller, die dergleichen in unseren Tagen entdecken — und anderer, die es verwerfen zu müssen glauben, als nicht eben zeitgemäß erscheinen.

Ich habe mich hier an Wilhelm Tell erinnert, weil aus dem einen Beispiel in der Tat das Problem der modernen Wagner-Inszenierung zu verstehen ist. Es war Wagner eben nicht um theatralisches Beiwerk, um Dekorations- und Beleuchtungskünste zu tun, und seine Kunst stellt an jeden, der sie erkennen will, gerade all diese Forderungen, welche die „Modernen" ganz für sich in Anspruch nehmen wollen. Wir besitzen kaum ein Werk, in welchem so vielfältig wie in den Nibelungen außermenschlich-elementares Geschehen in das psychologische Drama verwoben ist, und wiederum geschah es gewiß nicht nur aus theaterpraktischen Erwägungen, sondern vor allem aus der tieferen Einsicht in die

künstlerischen Ausdrucksmöglichkeit?n der Bühne, daß alles Wirken der Natur für unsere Wahrnehmung durch Lichtereignisse symbolisiert erscheint — nicht allein in den Nibelungen, sondern in allen Werken, vom Holländer angefangen: in dem allgemeineren Sinne, in welchem etwa auch der Schneefall oder das Rosenwunder bei Maeterlinck, vom malerischen und vom dichterischen Standpunkt, als Lichtoffenbarungen zu gelten haben: das Herabfallen der Blumen oder der Wettervorgang an sich sind dabei ebenso bedeutungslos wie der Aggregatszustand der Nebelsäule, in welche Alberich sich verwandelt. Lichtkunst also, wenn wir nach einem Namen suchen, ist es, deren Hilfsmittel und deren ästhetische Begriffe wir aufzuwenden haben: Lichterscheinungen sind es vor allem, die in Wagners Bühnenwelt menschliches Geschehen symbolisch begleiten oder ablösen, und in Lichtwirkungen muß vorzüglich jene symbolistische Funktion des Szenischen beruhen, die dem Wort „Ausstattung" die Daseinsberechtigung — oder zum mindesten den fatalen Beigeschmack des Unwürdigen, ja Verächtlichen genommen hat.

Mehr als der Dichter sucht der Musiker, im Auftrag des Dichters sozusagen, mit den ihm eigenen die Ausdrucksmittel der Bühne zu verbinden, indem er auf seine zwingendere Art darstellt, was das szenische Bild uns unmittelbar erleben läßt: so geschieht es, daß erst durch die Wirkung des Orchesters jene symbolistische Aufgabe der Bühne vollkommen gelöst zu werden scheint. Das Orchester soll mit einem prachtvollen Schwung einfallen, fordert Schiller, der stets musikalisch-symbolistischer Ahnungen voll war. Gerade in unseren Tagen hat man nun gelegentlich der Tatsache gedacht, daß Apollo in Einem Gott des Lichtes und der Musik war; und wieder sind es, wie in Hellerau, Versuche der neuesten Zeit, welche, im Dienste des Theaters, gewissermaßen das Problem der apollinischen Gottheit künstlerisch umsetzen sollen: mit dem Ziel, die Wirkungen des Lichtes und der Musik in solchem Grade zu einer Einheit zu verschmelzen, daß beide von einem Willen befehligt scheinen, von demjenigen, welchen die Musik uns erkennen lehrt. Müssen wir in Wagners Musik erst nach einem Willen forschen, der alles Lichtgeschehen zu befehligen strebt? Ich denke an ganz populäre Dinge wie „Feuerzauber", „Waldweben", „Walkürenritt" (der ja auch, ohne unkünstlerischen Rationalismus, als Lichtereignis zu verwirklichen ist); solche Stücke enthalten wohl nicht das musikalisch Tiefste, sicher aber das Eindringlichste, unmittelbarer Wirkung Sicherste, aus dem gleichen Grunde, aus dem sie die populärsten werden konnten: weil sie allemal der Symbolisierung allgemeinster, wenn man will: volkstümlichster Naturphänomene dienen. Und weiter, handelt es sich hier nicht geradezu um die musikalische Symbolisierung solcher elementaren Lichtphänomene — ich meine: darum, daß eigentlich erst die Musik uns erleben läßt, was wir szenisch dargestellt sehen? Iedenfalls also: um das Zusammenwirken von Licht und Musik; und das, so oft es sich um Naturvorgänge handelt. Im Rheingold, insofern dies Werk die natur-

phänomenologische Erposition der Tetralogie bildet und zugleich wie kein anderes den Natursymbolismus seines Schöpfers erponiert, gibt es darum vor allen Dingen Lichtgeschehen: für den Szeniker und für den Musiker. Für den Szeniker und also auch für den Musiker — das Verhältnis vermag sich auch umzukehren: für den Musiker und also für den Szeniker. Im Parsifal hat es sich umgekehrt: denn hier ist es in der Tat nicht der Dichter, sondern allein der Musiker, der, im Auftrage des Dichters, alles szenische Geschehen befehligt. Vom Gesetz der Natur losgelöst, nicht durch das Wirken ihrer Kräfte hervorgerufen, dem nur sichtbar, dem es sich offenbart, scheint hier das Leuchten des Grales, ohne Geheiß des Dichters, nur durch musikalische Notwendigkeit ausgelöst zu werden: dem nur sichtbar, dem es sich durch die Musik offenbart, indem die Musik ihn für solche Vision empfänglich macht. Hier, im Werk der bewußtesten Kunst und der sichersten Meisterschaft, ist das Licht ein letztes Ausdrucksmittel des Musikers geworden, der durch das Theater Höchstes und Äußerstes zu symbolisieren strebt. Von hier aus begreift sich, daß „Musikalische Lichtkunst" vielleicht ein Schlagwort der nächsten Zukunft werden soll.

Und von hier aus, behaupte ich, müßte die Arbeit der Erneuerung begonnen werden. Dies freilich kann nicht Gegenstand der Beschreibung sein, bevor es eine Angelegenheit der Tat geworden ist. Es ist aber für uns eine Pflicht kulturgeschichtlicher Gewissenhaftigkeit, nun unsere modernen Möglichkeiten, im technischen und im ästhetischen Sinne, im Werke Wagners zugleich zu erproben und zu erfüllen. Dabei ist der Einwand nicht viel wert, daß Wagners Art etwa nicht mit der absichtlichen Enthaltsamkeit der „modernen Stilbühne" in Einklang zu bringen sei. Es ist wahr, sein Bedürfnis nach Üppigkeit und dekorativem Reichtum, gleichviel ob es an Rubens oder nur an Makart gemahnt, könnte kaum in jener allzu sparsamen Welt befriedigt werden, in welcher sich, jeder auf seine Art, Hebbel oder Gluck am Platz fühlen mögen. Aber hat man ein Recht, eben nur dies „modernen Bühnenstil" zu nennen? Ist Lohengrin „unmodern", nur weil ein Ibsen-Regisseur vielleicht nichts damit anzufangen wüßte? Modern, meine ich — ist ja gerade, daß es nicht einen modernen Bühnenstil gibt; daß man vielmehr die Nötigung erkennt, durch die Szene den besonderen Stil, der in jedem Werk ausgeprägt ist, nachzubilden. Wenn sich der Vorhang von der Reinhardtschen Bühne hebt, wissen wir sogleich, welcher Art der Dichter ist, der hier zu Worte kommen soll; es sind nur die Allernaivsten, die glauben, die „Errungenschaften der Neuzeit" müßten in gleicher Weise den fünf Frankfurtern und den Nibelungen zugute kommen. Den Nibelungen aber ihren Stil zu geben — ihren modernen Stil: dies zum Beispiel könnte Aufgabe des modernen Theaters sein.

Eine Pflicht kulturhistorischer Gewissenhaftigkeit: denn das moderne Theater mit all seinen Möglichkeiten — nicht zuletzt der Möglichkeit, daß Wagner darin in modernem Gewande und dennoch ganz in eigener Gestalt erscheinen könne —

das moderne Theater ist in Wahrheit eine Schöpfung Wagners. Daß in unseren Tagen das Spiel sich selbst so überaus ernst nimmt; und daß alle anderen es so ernst nehmen; daß jeder etwas dazu beitragen, irgendwie dazugehören, damit zu tun haben will; das Bedürfnis aller Bürger, ins Theater oder zum Theater zu gehen; und das Bedürfnis des Theaters, alles an sich zu reißen, in sich aufzunehmen, alles hervorzubringen — mit einem Wort: die Allseitigkeit der Wünsche, die es hegt und erfüllt; und weiter: Maifestspiele, Frühjahrsfestspiele, Operettenfestspiele, Hellerauer Schulfeste, Wiener Musikwoche, Münchener Sommersaison: all dergleichen wäre ohne Wagner nicht zu denken. Sei es auch, daß Richard Strauß, Hugo von Hofmannsthal, Mar Reinhardt unter uns wären, sicher gäbe es nicht die Dreiheit Strauß-Hofmannsthal-Reinhardt, die, gleichviel auf wielange Zeit, den Begriff „Modernes Theater" und den anderen „Moderne Kunst" — nicht erschöpft, doch vollkommen repräsentiert. Die wirtschaftlich-soziale Energie des heutigen Theaters, seine künstlerische Macht und endlich jene auf Größtes und Allgemeinstes gerichtete festlich-repräsentative Tendenz, in welcher sich eine Tendenz der Zeit repräsentiert, sich ihrerseits durch das Theater zu repräsentieren: dies sind letzten Endes Erfüllungen dessen, was Wagner gewollt — oder geahnt hat. Noch ein, mal — und immer wieder stehen wir, wie angesichts der Freudschen Angsttheorie, vor dieser Frage, die im Grunde keine Antwort zuläßt: ob hier ein Großer, seine Zeit Überragender, indem er ihn wissend vorwegnahm, den Geist unserer Zeit in sich trug, oder ob wir es sind, die seinen Geist aufgenommen haben.

Den Standpunkt unserer Zeit zu präzisieren obliegt uns. Mehr vermögen wir nicht. Denn unserem Blick, der aus der Fülle sich darbietender Erscheinungen Bilder nach den Gesetzen unseres Geistes — doch eben nur unseres Geistes gestaltet, geben sich nicht, irgendwie hervorgehoben, jene Punkte zu erkennen, von denen vielleicht, wie von einer geeigneten Uferstelle aus, über unsere Zeit hinweg eine Brücke in eine uns verschlossene Zukunft zu schlagen sein wird: aus Wagners Werk in eine Welt, deren Einstellung nicht unsere Sache ist. Für seine Unsterblichkeit, ja selbst für seine Größe ist freilich wenig bewiesen, wenn seine Modernität dargetan ist. Folgen wir aber der Erkenntnis, wie wir uns zu ihm zu verhalten haben, so mag nun sein Werk dafür sorgen, daß seine Größe uns nicht vergehe. Und offenbart er sich in Wahrheit als ein Großer unserer Zeit, so ist Wagner uns den Beweis seiner Unsterblichkeit nicht schuldig geblieben.

Und Siegfrieds Verrat? Ich sehe nun selbst, der Eifer des Anwaltes hat mich weiter geführt, als mein Gegenstand zu rechtfertigen scheint. Genug also. Was Wagner uns sein könnte, hat mich beschäftigt; was er uns ist, haben wir, im Iahre neunzehnhundertdreizehn, mehr als einmal zu hören bekommen. Ich für meinen Teil verzichte darauf, noch etwas zu seinem Lobe hinzuzufügen —

auf die Gefahr hin, nicht eigentlich als Wagnerianer zu erscheinen. Man muß ja, um sich heute ausdrücklich als Wagnerianer zu bekennen, zum mindesten wohl aus dem Lande Bernard Shaws stammen. Immerhin, es gibt wieder Antiwagnerianer — wieder: denn die heutigen haben nichts mit jenen gemein, die wir alle aus Erzählungen kennen; das waren Aufrechte, die sich nicht beugen wollten, wo sie nichts begreifen konnten, außerstande, sich dem Zauber hinzugeben, von dem sie nicht ergriffen wurden. Die heutigen, ganz im Gegenteil, sind Unterworfene, die sich erheben wollen, sind aus dem Rausch Erwachte, Ernüchterte, Wissendgewordene. Ihr Wissen? Es gibt ja nichts, das nicht verneint, nichts, das nicht behauptet — und irgendwie bewiesen werden könnte. Aber die Abgeschmacktheit des Versuches, mit biographischen Argumenten ein halbes Jahrhundert Geschichte widerlegen zu wollen, ist ohne Beispiel. Auch ehe der Wortführer der Entzauberten seine Bekenntnisschrift herausgegeben hatte, wußte man, daß es in Wagners Persönlichkeit allerlei Befremdendes, Unharmonisches, Unerfreuliches gebe; immerhin konnte Wißbegierigen das Merkwürdige gezeigt werden, wie im Lebensbild dieses Großen der Künstler durch die Gebärde des Theatralikers, die Geste des Demagogen häufig entstellt, ja, zuweilen von Äußerungen wahrhaft „unkünstlerischer" Antriebe gänzlich überlagert erscheint. Dies mußte nicht — es durfte gezeigt werden. Den Künstler aber, um ihn leugnen zu können, aus dem Bilde geradewegs hinauszueskamotieren, ist frevelhafter Aberwitz. Nun, der Beweis, daß Wagner „kein Künstler" gewesen sei, ist um fünfzig Jahre zu spät gekommen. Dem Zeitalter, dessen Beginn das Erlöschen des Bayreuther Familienmonopoles bezeichnet, ist Wagners Person nur mehr Symbol — Symbol seines Werkes und seiner Wirkung. Unter heutigen Menschen werden darum die Wagnerbekämpfer vergeblich nach Gegnern Umschau halten; jener Begnadete allenfalls wird sich ihren Kriegsruf zu Herzen nehmen, dem es einfiel, Siegfried Wagner mit den Worten zu begrüßen: „Ich bin ein glühender Verehrer Ihres seligen Papas".

Kurt Walter Goldschmidt:

Aus „HalbMaste"*).

Eine tragische Philosophie in Bekenntnissen.

I. Aus: „Zur Naturgeschichte des Ich s."

Seelischen Schmerz, wie ja so oft auch körperlichen, spürt man zumeist weit lebendiger und peinlicher in der Nachwirkung als in der Wirkung. Dieses Wundgefühl muß sich erst langsam ausbreiten, erst Zeit zum Wirken finden, auch erst halb und halb ins Bewußtsein treten, seine feinsten Essenzen zum Hirn emporwölken lassen, ohne sich etwa deshalb im Unbewußten zu verflüchtigen — dann erst empfinden wir deutlich das Weh und die Leere, den dumpfen Druck und das nagende Unbehagen, die verschütteten Brunnen und die vom Frost geschlagenen Blüten in einem großen Teile unseres Inneren. Es bleibt uns dann nichts übrig, als abzuwarten, bis die Wundstelle sich wieder mit einer leichten, schützenden Haut umgeben hat, um sich aus der Fülle des zuströmenden äußeren und inneren Lebens leidlich wiederherzustellen. Die vi» natura« moälearrix tut unbewußt auch im Seelischen schon das Ihrige. — Wieviel Süßigkeit und Trauer vermag schon ein verhältnismäßig kurzes Leben in sich einzusaugen! Man geht wie taumlig, von Erinnerungsfülle beschwert, unter einer wollüstigen und martervollen Last nachgeisternder Erlebnisse, daher. Die Länge tut's ja freilich überhaupt nicht. Das kürzeste Leben des höheren Menschen ist sicher tausendfach reicher als das längste des primitiven. Auch ein großer, ins Mark unseres Daseins greifender Schmerz hat doch das Gute, daß er uns bewußter und darum intensiver, freilich auch tragischer leben lehrt. Unsere Iugend schritt mit spielerischer Gedankenlosigkeit durch den goldenen und blutigen Dunst ihrer Träume und Räusche, und ehe sie es sich versieht, liegt ihre Welt oder doch ein gut Teil von ihr in Trümmern, und sie steht auf der Brücke zu einem ernsten, ungewissen Ienseits. Eine Rückkehr gibt es nicht, unten gähnt der Abgrund, und vorwärts liegt das Neue im Nebel. Da packt sie Schauder über die ahnungslos zurückgelegte Bahn, über die Welt versunkener Iahre und Schicksale, über all das Ungreifbar-Zerfließende, das doch eben noch ihr ganzes Wesen umklammert hielt — und Grauen vor dem Kommenden, das ihr wieder Wirklichkeit vortäuschen, sie mit Unsagbarem überschütten und wieder wie Seifenblasen zerplatzen wird; vor dem gewandelten Dasein, das neue Sonnen für sie im Nebelschoße bereit

*) Unser geschätzter Mitarbeiter, der bekannte Essayist und Dichter-Philosoph Kurt Walt« Goldschmidt, veröffentlicht demnächst im Verlage Walter Markgraf, Leipzig eine Sammlung von Aphorismen und Impressionen unter dem Titel „HalbMa«le". C« gereicht uns zur Genugtuung, unseren Lesern einen besonder« gelungenen Abschnitt dieser bedeutsamen Veröffentlichung jetzt schon darbieten zu konnen. Die Redaktion.

hält — und am letzten Ende die große Nacht. Aber die Zeit rollt; das Leben drängt; es gilt kein Zaudern und Zittern mehr: unsichtbare Schergen stoßen uns vorwärts — durch tag-gespenstische Traum-Wirklichkeit — wohin?!

Ihre reiche Lebenserfahrung und ihren großen Lebenstakt hat die katholische Kirche vor allem durch die Einrichtung der Beichte bewiesen. Freilich genügt sie in dieser Form doch nur den Massenbedürfnisseu; denn einem bestallten, fremden, gleichgültigen Menschen das Herz seines Herzens auszuschütten, ist nicht jedermanns Sache, und am wenigsten der besseren. Obwohl gerade die Fremdheit auch wiederum die Scheu herabzumindern vermag und es eigentlich überhaupt mehr auf das Beichten als solches als auf den Empfänger der Beichte ankommt. Den höheren und losgelösten Einzelnen aber fehlt diese Möglichkeit der Beichte, der Entladung und Erleichterung der Seele gänzlich. Sich einem anderen Menschen restlos zu eröffnen und hinzugeben, muß den allerseltensten Glücksfällen des unbedingten Vertrauens vorbehalten bleiben. Wahrheitsfanatismus ist oft einfach nur dumm; Leben ist nie ganz ohne Lüge möglich; im Wesentlichen, Persönlichen ehrlich zu sein und zu bleibe» ist auch viel wichtiger als in den kleinen banalen Erzwungenheiten des Alltags; jeder Mensch hat überdies viel Häßliches und Lächerliches zu verschweigen, und man ehrt den Freund und Geliebten auch gerade dadurch, daß man ihm nicht geflissentlich seine Partie» lionwuses weist. Außerdem ist jedes Verhältnis zwischen Menschen — bis in die besten und notwendigsten hinein — so gebrechlich und hinfällig, so tausend Unwägbarkeiten ausgesetzt; die Nächsten stehen sich plötzlich so seltsam-fremd gegenüber, und Liebe gleitet in so unmerklichen Übergängen in Haß hinüber, um mit einem Male als ihr eigenes Gegenteil aufzuflammen — daß das weise Mißtrauen des Römers recht hat: „Liebe so, als ob du einst hassen würdest." — Mit jedem Geheimnis, das man preisgibt, drückt man der Welt eine Waffe gegen sich in die Hand. „Kennt man dich ganz, so verlierst du, paß' auf, alle Bedeutung im irdischen Lauf" (Liliencron). Und doch braucht der Mensch, der höhere Mensch vor allem mit seinem so viel reicheren und gequälteren Innenleben, ein „Seelenzentrum Nr. II" (Garborg), auf das er seine Pein abwälzen, vor dem er sich in Höhen und Tiefen, im Reinsten, Erhabensten und im Verworrensten, Schmutzigsten entschleiern kann. — In diesem Bedürfnis der seelischen Ausströmung ist alle Religion vielleicht am tiefsten verwurzelt. Darum ist der moderne Mensch unselig geworden, weil er Gott verloren hat und ihn im Menschen sucht und ihn da natürlich nicht finden kann. Fremd und kalt gehen Mensch und Mensch an einander vorüber, wie die Insassen eines großen Hauses, die sich kennen und nicht kennen, und, Wand an Wand wohnend, doch nichts von einander wissen und wissen wollen, bald auch wieder anderen Platz machen und rätselhaft entschwinden, wie sie rätselhaft ge-

kommen sind. So ist der moderne Mensch zeitlebens zur unausdenklichen Qual verdammt, seinen Inhalt in sich verschließen, unmitgeteilt und unerlöst mit sich weiterschleppen zu müssen. Tagebücher, Dichtung, Kunst, Vielgeschäftigkeit jeder Art sind nur ein Versuch, diese Unrast und diese Leiden zu betäuben, unter der Maske zu beichten, seinem Unerlösten die Erlösung vorzutäuschen. Kurz, es sind Surrogate der Religion. Vielleicht aber ist es einer späteren Kultur doch möglich, neue Formen der Beichte zu schaffen; vielleicht verlieren für einen höheren Typus Menschen die Heimlichkeiten des heutigen Menschen ihre Würze von Verruchtheit und Gefahr; vielleicht vermag dann einer des anderen „Wahrheit" duldsamer, mitleidiger, tückeloser zu ertragen. Damit wäre viel für eine Gesundung und Erstarrung des inneren Menschen gewonnen. Ietzt leidet gerade der Freund am Freunde, weil bei aller Annäherung der unüberwindliche Abstand doppelt schmerzlich fühlbar bleibt; und gewiß kann es zur Verzweiflung treiben, unmitgeteilte, unmitteilbare Schicksale und Erlebnisse hinter der Stirn des Freundes und der Geliebten zu wissen, in den Nächsten plötzlich undurchdringliche Geheimnisse wahrzunehmen. Doch ist es nun einmal der Lauf der Welt, und es wird nur bedingt zu ändern sein: stößt man doch immer bei einem Menschen, einem Buche, dem man sich innigst vertraut, ja eins und gleich fühlte, zuletzt auf einen Punkt, wo das persönliche Begreifen versagt, und dies ist der Keimpunkt des fremden Ichs.

» « »

Der tiefe Mensch wohnt eigentlich immer bei den „Müttern"; daher sein großes, ratloses Starren und Staunen, wenn ihn immer wieder das Leben zwingt, einmal zur Oberfläche hinaufzusteigen; daher jene Fremdheit und Hilflosigkeit den Dingen gegenüber, die ihn von den Geheimnissen der Gründe abzulenken suchen. Was dem blöden Durchschnitt als „unpraktisch" erscheint, das ist diese Lichtscheu und Weltverirrtheit des in welttiefe Rätsel und Wunder versonnenen Menschen.

II. Aus: „Vom Absoluten."

Denken und Sein entsprechen sich zwar nicht im Sinne Hegels; denn darin liegt eine kindliche Überschätzung der Logik; aber allerdings muß jedem innerlich notwendigen Gedanken auch eine äußerlich notwendige Wirklichkeit entsprechen. In diesem bedingten und eingeschränkten Sinn ergibt sich also allerdings eine Übereinstimmung zwischen Geist und Welt, und daher ist der Geist insofern wohl imstande, die Welt aus sich zu erschließen, wie denn in jedem echten philosophischen Typus, eben weil er sich zu allen Zeiten mit innerer Notwendigkeit aufdrängt, also aus Geist- und Welt-Natur selbst fließt, auch ein Stück Wahrheit enthalten ist. Philosophie ist also doch keine nur müßige Spielerei des Geistes; in ihren Strahlungen bricht sich vielmehr das Urlicht der Wahrheit und des Seins.

» » »

Aus „Halb-Maske" Kurt Walter Goldschmidt

Wir haben kein Recht, uns skeptisch oder spöttisch über den Okkultismus hinwegzusetzen, da ja das Leben im Ganzen ein okkultes Phänomen ist. Wir gebieten den Naturkräften, wir spielen mit ihnen, aber wir wissen nicht das geringste Wesentliche von ihnen, und ein seltsames Gefühl ergreift uns, wenn wir etwa einer Elektrisiermaschine bläulich knisternde Funken entlocken oder Eisenteilchen in langer Kette von der zähen Kraft des Magneten anziehen oder festhalten lassen. — Denn da haben wir sie ja sichtbar-fühlbar vor uns, die gleichsam traulich gewordenen, zum Scherz geneigten oder doch vom Menschen dazu angeschirrten gewaltigen Urmächte, die im Innersten der ganzen Schöpfung glühen und weben, die auch unser Sein erfüllen, sich uns hier bis auf Schritt-weite nähern, sich kindhaft von uns treiben und foppen lassen — bis wir uns schließlich wieder mit dunklem Schauer ihrer undurchdringlichen Larven, ihrer erdrückenden Übermacht entsinnen, die uns gängelt und zerbricht — die uns auch aus dem Nichts, dem Ienseits, der Unbewußtheit auf launischer Woge zum Lichte des persönlichen Einzeldaseins emporgehoben, uns aus den dumpfesten Ursprüngen zur verwickeltsten Höhe hinaufgesteigert hat. Der nachdenkliche, tief-lebende Mensch ist stets im Mittelpunkte dieser Allkraft, wenn er sich auch gleich den anderen einmal gedankenlos in ihren Umkreis entfernen mag.

III. Aus: „Geschlecht und Übergeschlecht."

Die eigentümlich reizvolle und erschreckende Kontrapunktik der Individuen läßt sich gerade in der Freundschaft und mehr noch in der Liebe am besten studieren. Die Zeit ist da ein gutes Wertmaß. Und es spiegelt sich in diesen Freundschafts- und Liebesschicksalen Welt und All mit allen Fremd-heiten, Zufällen, Wirbeln, Kreuzungen, Lösungen, Aufschwüngen, Traurigkeiten und allem leidenschaftlichen, sinnvollen Unsinn des Lebens. Da schneiden sich zwei Lebensbahnen für einen Augenblick, für kürzere oder längere Zeit, für Iahre, für ein ganzes Leben — je nach der Bindekraft der Persönlichleiten und der Verhältnisse. Unsere Iugend suchte immer Alles in Einem; später gewöhnten wir uns, jedem oder doch auserwählten Wenigen das gerade uns Entsprechende, Zuträgliche abzugewinnen — und so vermögen uns immerhin manche noch etwas zu geben, die wir früher verwarfen, weil sie uns nicht alles, nicht viel, nicht das Eigentliche zu geben vermochten. Keine Sonnen mehr, sondern nur noch Einzelstrahlen leuchten uns — die aber immerhin zum Bündel zusammenschießen, uns ein Herd des Lichtes und der Wärme werden. Der eigentümliche Egoismus der Freundschaft wirkt auch darin, daß wir am Einzelnen eben immer nur das zu nutzen suchen — und auch gar nicht anders können —, was zu unserm Wesen stimmt, sich mit ihm sympathisch vermählt. — Aber wieviel Abstufungen und Verwicklungen birgt nicht die ungeheure Skala von „Freundschaft" und „Liebe"! Denkt man sich das eigene Schicksal in seiner Verwobenheit mit fremden Lebens-läufen graphisch dargestellt — so wird man von einem ästhetischen Interesse

an diesem bizarren Spiel der Kurven, diesem tollen, ungleichmäßigen und dennoch ornamentalen Reiz der Arabesken und zugleich von einer halb-ehrfürchtigen mystischen Verwunderung vor diesem Sinn-Unsinn, diesem Plan-Wirrsal suchender, fliehender, durcheinanderstiebender Menschlichkeiten erfüllt.

Wer möchte noch an der Beseelung des Alls und aller seiner Daseinsformen zweifeln, wenn er etwa das köstliche Aroma und den Wohlgeschmack einer Südlandsfrucht genießt? Ist das nicht Seele, was ihm da in Wellen von Duft und Würze entgegenströmt und sich ihm einverleibt, einver se e lt?I Und hat nicht jedes Ding so seine stärkere oder schwächere, köstlichere oder gewöhnlichere „Duft-Seele"? Und ist nicht alle Sinnlichkeit, vor allem auch die erotische, ein All-Hunger, ein Seelen-Hunger — ein ungestilltes Sehnen, den süßesten Wesenssaft des Alls in seinen unzähligen Verkörperungen zu kosten? Der rechte und riefe „Don Iuan" ist ein Enthusiast des Alls, der Seele, der im Reiz nie zu erschöpfenden Persönlichkeit, — so gut wie er ein Enthusiast der Sinne und der Schönheit ist.

Unsere ganze Kultur nimmt das Geschlechtliche zu wenig wichtig und zu wichtig zugleich. Denn einerseits mißhandelt, besudelt, vergiftet sie es — und andererseits dreht sich ihr Denken und Wünschen mit ungesund überreizter Ausschließlichkeit um diesen einen Punkt. Diese Dinge zugleich edler und leichter nehmen: das wird eine künftige Kultur lernen müssen. Denn die Gebundenheit, die Bewußtheit, die Spannung und Schwere tragen wir erst in diese einfachen und naiven natürlichen Grundvorgänge hinein — die Gesellschaft, weil sie noch unter dem Berechtigt-Tierischen ist; der höhere Mensch, weil er schon wieder allzu weit über das Berechtigt-Tierische hinaus ist, — überpersönlich, überzart, naturfremd und verwickelt.

IV. Aus: „Kultur."

Die Dekadenz des Dramas in unserer Zeit gibt zu denken. Vieles, was sich heut als Dramatik gibt, ist gewiß zumeist maskierte Lyrik, Epik, Psychologie, Soziologie, nur nicht Dramatik. Aber gibt es überhaupt einen feststehenden Typus des Dramatischen? Darf man die künstlerische Gestaltung Schablonen und Dogmen unterwerfen? Bildet sich nicht auch hier alles in ewigem Flusse um?! — Es ließe sich mit einem gewissen Rechte dagegen einwenden, daß Stilformen aus bleibenden Notwendigkeiten hervorgegangen sind und sich nicht so ohne weiteres umbiegen, anpassen, eintauschen lassen, zumal sie bestimmten, nicht nur künstlerischen, sondern natürlichen und menschlichen Anlagen und Bedürfnissen entsprechen. Man ist eben Dramatiker oder man ist es nicht — so gut wie man

Lyriker und Epiker ist, und das künstlerische Schaffen hat seine objektive wie seine subjektive Seite: der reichste menschliche und künstlerische Gehalt als solcher tut es nicht, wenn er nicht auch in die organisch entsprechende Stilform eingegangen ist. Andererseits aber sind auch die Stilformen gewissen Wandlungen zugänglich und unterworfen, wenn sich ihnen auch immer wieder bestimmte und dauernde Wesensgrenzen ziehen, und vor allem darf man die große Gegenfrage stellen: ob nickt auch die Formen des Geistes und der Kunst dem allgemeinen Prozeß des natürlichen Abblühens und Verwelkens opfern müssen. Weil der neue Mensch im Kern undramatisch geworden ist, darum hat sich das Drama ins Lyrisch-Psychologische erweitert, und diese Erweiterung ist zugleich eine maskierte oder doch bedingte Auflösung.

Das Universalmenschentum der Renaissance ist nirgends deutlicher wieder aufgelebt als in der Romantik. Aber es ist ein Unterschied. Denn jenes Ideal kann aus Fülle, Stärke, Iugendlichkeit und Einfachheit — aber auch aus einer gewissen Schwäche, Vielförmigkeit und Wurzellosigkeit erwachsen sein. Und so subaltern auch der größte Teil des modernen Spezialismus sein mag: bei dem Umfang und Reichtum unseres Weltbildes kommen wir einfach nicht mehr ohne ihn aus; ja, je mehr ein Typus sich entwickelt, desto mehr besondert und begrenzt er sich auch aus eigenem Wollen und Müssen. Vielleicht erwächst uns aber geradezu wieder ein neues, höheres, in aller Weite dennoch grenzenbewußtes Universalmenschentum, und die Romantik wäre dann nur die gärende und prophetische Vorbereitung darauf. Goethe, der zugleich Universale und Begrenzte, hat ja auch dieses Ideal schon bedingt vorweggenommen; aber man darf ihn weder kopieren noch bei ihm stehen bleiben — denn was nicht immer wieder in neuen Persönlichkeiten zum Erlebnis wird, das hat weder Wert noch Dauer; und auch Goethe ist ferner kein unüberbietbares Vorbild — die Romantik selbst hat ihn ja schon im neuen Inhalt, wenn auch eben nicht in der Ganzheit der Kunstform und des Lebensstiles überboten — sondern nur ein Beweis der Möglichkeit, daß sich das Universum auch in der weltweitesten Persönlichkeit in Grenzen und nur in Grenzen darstellt.

V. Aus: „Stimmungen."

Sonntag: ein Tag wie tausend andere Tage, und doch etwas Seltsames, Unsagbares in der Luft. Weltruhe, Menschenruhe, Gottesruhe. Schöpferblick auf die vollendete, in sich beseligte, Gott entgegenlächelnde Schöpfung. Reines Licht in den Höhen und anschwellende, verebbende Glockentonflut. Irdisch-trauliches Vogelgezwitscher und Psalmodieren unsichtbarer Engelschöre. Mystisch-klare Goldströme aus riesiger Tempelkuppel niederrinnend, nnd zartestes Opfer-

gewölk der Maienlüfte, blendendes Kerzengeflimmer des Maiengrüns vom Welten-Altare des Erdgestirns. Sternenfeierreigen . . .

Qrgelklänge — auch in der Süßigkeit noch wuchtend und feierlich, in ihrem Anschwellen wie die Urstimme des Seins; wie der gebietende, zürnende Gott, der in Gewittern spricht — und sich sanft im Säuseln neigt; die getürmten Gewölbe, die krönende Rundkuppel hebend, weitend, durchbrechend; ins All hinausbrausend: des Menschen Antwort auf Gottes Rnf; immer höher in siebente Himmel mit aufgewühlter Inbrunst sich hinaufrankend, und jedes andere Instrument von ihrer lichten oder dunklen Majestät sich abhebend, wie die Welle vom Meer, wie die Kreatur von der Schöpfung, wie das Ich von Gott.

Vorfrühling im Park. — Die kleinen Vogelkehlen tirilieren schon den Frühling ein, und die erneuerte Erde bebt auch wirklich schon der erlösenden Sonnenkraft entgegen; aber die Natur atmet noch etwas von winterlich-herber Unberührtheit; durch die jungen Helligkeiten faucht noch in kurzen, harten Stößen der verbrausende Föhn, und alle Farben haben noch scheuen und gebundenen Glanz. Dünnes Goldlicht quillt aus fahlem Blau, und im Farbenkranze herrscht das strenge, duftige Weiß: das unsäglich reine Weiß der hingehauchten Wolkenkissen und das ins Grün versprengte immerliebliche Weiß der Birken.

Für eindrucksfähige, vibrierende Nerven ist die Stadt, die Groß- und Weltstadt vor allem, ein Erlebnis, das von unnervösen Naturen nicht im gleichen Maße nachgelebt werden kann. Ein vom Menschen für den Menschen geschaffenes Erlebnis, dem sich als köstliche Würze die Stimmungen der Natur verweben. Das Rascheln des Abendlaubs, das Hinunterlächeln des Maimonds, die laue und ein wenig pikante Mischung von hergewehten Fliederdüften und Asphaltdünsten, das Durcheinanderblinken der Straßenlampen, der Automobillaternen, der Hochbahnlichter, das Klirren und Rasen des sinnlos fiebernden Verkehrs — alles ist eine Symphonie, e i n Rhythmus, der betäubend, zielvortäuschend über die Leer« des Daseins rauscht.

I. v. Pflugk-Harttung:

Über Diebinnen.

Vor einiger Zeit veröffentlichte die Deutsche Iuristen-Zeitung eine Statistik über die Kriminalität weiblicher Personen, welche in die Tageszeitungen überging. Die Darstellung gelangte zu dem Ergebnisse, die Strafgesetzverstöße seien entschieden gesunken. Sie bewies dies mit bestimmten Zahlen, welche ergeben, daß ein Vergleich der Iahre 1884 und 1909 eine Steigerung des Prozentsatzes männlicher Verurteilten von 81,4 auf 84,2 ergibt, wogegen er beim weiblichen Geschlechte von 18,6 auf 15,8 zurückgegangen ist. Man meinte weiter, wie die Abnahme der Verbrechen und Vergehen weiblicher Personen gegen das Vermögen geradezu auffällig wirke, da sie von 24,3 auf 17,6 sanken. Diese erfreuliche Erscheinung hat man dann auf die allmählich eingetretene Besserung der Erwerbsverhältnisie zurückgeführt.

Wir glauben, daß es sich hier um eine Selbsttäuschung handelt, und daß gerade in diesem Falle eine Irreführung der an sich so erakten statistischen Wissenschaft vorliegt. Es sind nämlich zwei Dinge verwechselt, bezw. als entsprechend hingestellt, die in Wirklichkeit völlig verschieden sind: die Vergehen gegen das Eigentum und die Bestrafung für das Vergehen. Diese beiden decken sich durchaus nicht, denn nur die Bestrafungen kann man zählen, die Vergehen als solche aber nicht. Sie haben unseres Erachtens zugenommen und zwar in weitem Umfange. Wenn sie weniger in die Erscheinung treten, so liegt es daran, daß Diebstähle, zumal kleinere, heutzutage weit seltener polizeilich angezeigt werden als früher, und daß die Anzeige keineswegs immer zur Verurteilung führt. Ersteres beruht auf verschiedenen Gründen: vor allem ist das Rechtsgefühl gegen früher ungemein erlahmt und hat der Nützlichkeitsempfindung Platz gemacht. Auf Seiten des Bestohlenen fehlt der Zorn des Rechts, der Idealgedanke: ein Vergehen muß aus moralischen und Überzeugungsgründen bestraft werden. An seine Stelle ist die Überlegung getreten, welche sagt: bei unserer jetzigen Gerichtshandhabung, wo jeder Diebstahl haarklein bewiesen werden soll, fällt es oft sehr schwer oder gar unmöglich, einen vollgültigen Beweis zu erbringen. Und mehr noch: wie vielen Weitläufigkeiten, Unannehmlichkeiten nnd Kosten sieht man sich bei einer Rechts- bezw. Strafverfolgung ausgesetzt. Da hat man mit der Polizei, mit dem Gerichte und mit Rechtsanwälten zu tun, verliert viel Zeit und sieht sich meistens von den Verteidigern der Gegenpartei noch allerlei Verdächtigungen und Beschuldigungen ausgesetzt. Zu derartigen Unznträglichkeiten steht das Ergebnis bei untergeordneten Diebstählen in keinem Verhältnisse, denn man erlangt nichts wieder, und

geschieht es doch, so erweist sich der Wert zu gering. Als Strafe wird höchstens etwas Gefängnis verhängt, und das zu einer Zeit, wo der Diebstahl längst verschmerzt und die Diebin ziemlich vergessen ist. Ia, wenn sich die Beschuldigungen nicht nachweisen lassen, setzt sich der Geschädigte noch unter Umständen einer Beleidigungs- oder Schadenersatzklage aus. So auf Seiten der Bestohlenen, wenn es sich z. B. um Herrschaft und Bedienstete handelt; ein Verhältnis, das wir hier zunächst im Auge haben, namentlich soweit es die Großstadt betrifft.

Die gewöhnliche Diebin, d. h. die Tochter des vierten Standes, lebt heutzutage durchweg in sozialdemokratischen Anschauungen, welch« in letzter Linie auf dem Kommunismus, also auf der Gleichheit aller Menschen beruhen. Streng genommen ist ihnen zufolge der Privatbesitz ein Verbrechen gegen die Gesamtheit. Wenn sich eine Arme also von dem Überfluß des Reichen etwas aneignet, oder von dem, was sie als Überfluß erachtet, so begeht sie keine strafwürdige Handlung, sondern nimmt nur für sich, was dem Nebenmenschen eigentlich garnicht zusteht. Freilich wird dieser Gedankengang der Durchschnittsdiebin keineswegs klar sein, aber das macht sie nicht besser, sondern nur noch schlimmer, weil sie nach unbestimmten Instinkten handelt, oft mit echter Proletenfrechheit, die ihr alles erlaubt scheinen läßt, was sie gegen die Herrschaft unternimmt. Gewissen und Pflichtgefühl hat die Sozialdemokratie gründlich erstickt. So tritt auch bei dem Mädchen die Nützlichkeitsfrage in den Vordergrund. Sie fragt sich, ob sie sich etwas aneignen kann, ohne daß es bemerkt wird oder bewiesen werden kann, d. h. ohne daß sie mit der Polizei oder gar mit dem Strafrichter in Berührung kommt. Hält sie dies für unwahrscheinlich oder ausgeschlossen, so findet sich für viele kein Grund, ihren Gelüsten Zwang anzutun. Bei dem Hasse gegen besser Gestellte finden sie unschwer Hehler und Falschzeugen. Die Scheu der Herrschaft vor Anzeige und Gericht ist ihr bekannt, bestärkt sie also nur. Selbst im ungünstigen Falle stehen ihre Aussichten nicht schlecht, denn in der Großstadt taucht sie leicht unter, läßt sich jedes verhältnismäßig leicht vertuschen und ableugnen oder gar gegenbeweisen.

Einerseits hat die Zahl der wohlhabenden Familien sehr zugenommen. Einrichtung, Kleidung, Nahrung der Herrschaften, alles ist reicher und reichlicher geworden. Andrerseits entspricht aber die Tüchtigkeit der Hausfrauen keineswegs immer der häuslichen Steigerung. Viele suchen ihre Tätigkeit mehr außer als in dem Hause: in Tees, Gesellschaften, Veranstaltungen, Vereinen, Theatern, Lichtspielen, selbst in den Warenhäusern. Die Folge ist, daß sie geringen Sinn für Heim und Kinder besitzen, daß sie beides vernachlässigen oder ihnen doch möglichst wenig Zeit widmen, um so mehr aber übrig haben für ihre Toilette und Nebenwünsche, weshalb diese zu Hauptinteressen werden können. Naturgemäß leidet darunter Ordnung und Pünktlichkeit in der Wohnung. Viele Dinge, selbst wertvolle Schmucksachen und Geldbörsen treiben sich umher, die Schränke bleiben offen und in den Kästen liegen die Gegenstände durcheinander,

womit ihre Übersichtlichkeit schwindet. Alle diese Umstände führen in Versuchung. Manche Dame ist so reich, daß sie des Diebstahls nicht achtet: sie kann es sich leisten; andere dünken sich so vornehm, daß es gegen ihre Würde verstößt, Anzeige zu erstatten, ja, sie meinen sogar, es sei standesgemäß, sich bestehlen zu lassen. Es handelt sich da um Anschauungen, die unseres Erachtens ebenso töricht wie schädlich sind und auf beiden Seiten den Eigentumsbegriff schädigen. Will die Herrschaft einer Bediensteten etwas zuwenden, so steht nichts der Schenkung im Wege.

Das Mädchen drängen allerlei Umstände zur widerrechtlichen Aneignung. Sie hat kein Herz für ihre Herrschaft, sondern fühlt sich ihr gegenüber rein im Lohnverhältnisse, welches es auszunutzen gilt. Ihr Lohn steht zu ihrer Putz- und Vergnügungssucht in keinem Verhältnisse. Oft hat sie einen „Bräutigam", der Geld oder sonstige Unterstützungen gebraucht und sie ihr nicht selten geradezu abpreßt; bisweilen ist sogar schon ein Pfand der Liebe vorhanden, welches Kosten verursacht, Wäsche, Kleidchen und Spielzeug gebraucht. Auch arme Eltern oder sonstige Verwandte können das Mädchen auf die Bahn des Unerlaubten bringen. Außerdem ist in unserer Überkultur der Sinn für Wahrheit und Ehrlichkeit reißend geschwunden. Man sieht ihn als überlebt und veraltet an. Der Geist der Habsucht und der Lüge durchschreitet das Zeitalter mit zermalmenden Tritten. Das wahre Ehr- und Rechtsgefühl sind vielen Menschcn lächerliche Begriffe geworden. Selbstsucht und Schein traten nur zu oft an Stelle des Wesens. Namentlich in Großstädten ist Diebstahl der Dienstboten ganz alltäglich.

Wie manche Köchin findet nichts darin, daß sie die eingekauften Gegenstände höher berechnet, als sie sie bezahlt hat. Sie glaubt sogar, dies als ein ihr zustehendes Recht betrachten zu dürfen, und verläßt kalt lächelnd die Stelle, wo ihr dieses Recht verkürzt wird. In solcher Auffassung wird sie bestärkt durch das allgemein Übliche und durch das Entgegenkommen vieler Lieferanten, welches sich harmlos in Gestalt einer Zugabe von Schokolade, Bonbons, Seife u. dergl., doch ebensogut in festen Prozenten von allem Eingekauften äußern kann. Es wird über diese Dinge von einigen Kaufleuten, Schlächtern, Bäckern etc. sogar Buch oder doppeltes Konto geführt: eins für die Herrschaft, das andere für die Bedienstete.

Neben dem Übervorteilen kann noch eine zweite Heimlichkeit gehen, darin bestehend, daß die Köchin von allen Küchenvorräten und Lieferungen etwas nimmt, um es armen Verwandten, bisweilen selbst bloßen Hintermietern oder dem Portier zuzustecken, mit denen sich gut zu stellen sie Grund hat. Es handelt sich da namentlich um Kaffee, Reis, Mehl, Salz u. dergl., doch ebenso um Feuerung u. a. Aus „Versehen" läßt die Bedienstete auch wohl den Schlüssel im Kohlenkeller stecken, worauf freundliche Mitbenutzer erscheinen und sich Vorräte aneignen. Hinzu gesellt sich, daß unenthaltsame Dienstboten meinen,

von den Eßwaren gehöre ihnen stets eine Ertrawurst; sie nehmen das beste Stück Fleisch für sich in Anspruch, trinken den stärksten Kaffee und einen Teil der Milch, naschen Zucker, Kompott und Früchte. Die Herrschaft wundert sich dann über den dünnen Kaffee, die wenige Milch und den schnellen Verbrauch der Kohlen, aber über die Verwunderung kommt sie nicht hinaus, bis die Hausfrau oder die Tochter den Kaffe« selber macht. Aber auch das nützt nicht immer, denn bevor er auf den Tisch kommt, gießt die Hausgenossin für sich ab und füllt Wasser nach. Das Ergebnis ist dann, daß der Kaffee ebenso schwach bleibt, und man meint, es müßten die Bohnen nichts taugen oder im gemahlenen Zustande seien sie abgedunstet.
Solche Aneignung kann geradezu verbrecherisch wirken. Ein 6 Monate altes Kind magerte immer mehr ab, fast bis zum Gerippe, und konnte schließlich nichts mehr vertragen, sondern gab alles von sich. In ihrer Angst übernahm die Mutter die Pflege selbst, und nun erholte sich das arme Wurm langsam wieder.
Schließlich kam heraus, daß die Kinderwärterin stets die Milch ausgetrunken und dem ihr anvertrauten hilflosen Wesen nur Wasser gegeben hatte. Als die Familie die Sache anzeigen wollte, riet der Arzt wegen der vielen Unannehmlichkeiten davon ab. Später erfuhr man, daß die Kinder, welche das Mädchen früher „gepflegt" hatte, gestorben seien. Wie viele mag sie noch sonst haben verhungern lassen! — Bedenklich ist, wenn das Dienstmädchen selber mit einem Kinde den Segen der Nachkommenschaft genießt, was der Herrschaft natürlich möglichst verschwiegen wird. Dann verschwindet bald dies, bald das, zumal in kinderreichen Familien, ohne daß die Hausfrau recht begreift, wo die Sachen bleiben, weil die Mädchen sie doch nicht gebrauchen können. Und erkennt jene die Sachlage, so bleibt sie weitgehend wehrlos, denn alle Umsicht und jedes Verschließen schützen nicht gegen die Unverfrorenheit einer hartgesottenen Hausdiebin.
Eine andere Überschreitung des Rechtsgefühls besteht darin, daß Dienstboten die Kleidung der Hausfrau oder der Tochter tragen. Auch dieser Fall ist häufiger, als man gemeinhin annimmt. Am meisten kommt er vor, wenn die Herrschaften in die Sommerfrische gereist sind und ihre Wohnung dem oder den Mädchen überlassen haben.
Mit Vorliebe wird natürlich bar Geld genommen, wofür sich mancherlei Gelegenheiten bieten. Viele Hausfrauen lassen ihre Börse im Schlafzimmer oder in der Handtasche liegen, andere führen eine offene Wechselkasse oder rechnen bei gemachten Einkäufen nicht genau nach, lassen Schubladen mit Geld unverschlossen u. dgl. Auch in den Kleidertaschen des Hausherrn findet sich nicht selten Geld, wenn er sich umgezogen, Rock und Hose hängen gelassen oder zum Reinigen hinausgegeben hat. Eine geübte Hand findet da allerlei Möglichkeiten zu geschickten Griffen. Selbst der Zufall macht zum Diebe. Geldentwendungen lassen sich am schwersten beweisen.
Ferner gibt es eine Menge Kleinigkeiten, die jedes weibliche Wesen ge-

brauchen kann: Sicherheitsnadeln, Kämme, Schleifen, künstliche Blumen, Schmucksachen, Parfums, kurz: allerlei Toiletten- und ähnliche Gegenstände. Es sind Dinge, die die Herrschaft nicht allzusehr vermißt, deren Abhandensein sie nicht gleich bemerkt; oder wenn es geschieht, ist sie nicht sicher, ob dieselben nicht verlegt oder verloren wurden. Selbst Gummischuhe, Schirme und Handtaschen können in unordentlichen oder großen Haushalten als gute Beute erscheinen. Besonders stark wird in Herrenpensionen entwendet. Ein Mädchen, welches solch eine Pension zur rechten Zeit verlassen hatte, besaß einen ganzen Koffer voll seidener und anderer Taschentücher mit verschiedenen Namen, Schreibmappen, Krawattennadeln, Männerhemden und sonstigen für sie völlig wertlosen Gegenständen. Ein anderer Dienstbote wechselte seine Stelle. Sehr bald bemerkte die frühere Herrschaft, daß eine Menge Bett- und Leibwäsche fehlte. Als sie nachforschte, erfuhr sie, daß das Mädchen ihrer neuen Herrschaft inzwischen ein Kind beschert hatte. Gefährlich ist es auch, Betten in einem Bettsacke zu verwahren. Dieser steht abseits und wird in langen Zwischenzeiten nicht untersucht. Geschieht dies schließlich, kann man die unliebsame Entdeckung machen, daß die Betten aufgeschnitten und einer Menge Federn beraubt worden sind. Ein Mädchen war mit einem Schutzmanne verlobt. Die Herrschaft verreiste im Sommer, und nach der Rückkehr heiratete das Mädchen. Allmählich fiel der Hausfrau auf, daß die Betten so luftig seien. Als sie genauer nachforschte, entdeckte sie, daß alle ein Loch anfwiesen, welches sorgfältig wieder zugenäht worden. Wer hatte es getan? Beweise waren nicht vorhanden. Ein andermal bemerkte die Hausfrau wiederholt einzelne Federn im Schlafzimmer. Sie befragte die „Hausgenossin" und erhielt zur Antwort, die Überzüge seien nicht dicht. Als letztere fort war und die Frau zufällig die Betten im Mädchenzimmer nachsah, erkannte sie, daß dieselben wesentlich dünner geworden waren. Sie zeigte dies der Polizei an, welche eine Nachsuchung in der Wohnung der Eltern des Mädchens machte, aber natürlich nichts fand.

Wenn etwas unbemerkt aus dem Hause getragen und dann bei Verwandten, Freundinnen oder selbst als Paket bei einem vertrauten Grünwarenhändler oder Portier untergebracht ist, läßt sich schwer ein Nachweis des Diebstahls führen. Einmal verließ ein Mädchen den Dienst. Die Hausfrau blickte aus dem Fenster und bemerkte, daß ein Handwagen voll Gerätschaften fortgebracht wurde. Erst dachte sie sich nichts dabei, als sie jedoch einige Tage später den Boden betrat, erkannte sie, daß er ausgeräumt war. Sie benachrichtigte die Polizei. Das Mädchen war aber zunächst nicht aufzufinden, und als es endlich gelang, befaß sie nachweislich nur noch unbedeutende Gegenstände, welche eine Strafanzeige nicht lohnten.

Bisweilen wird auch unter fremdem Einflusse, zumal unter dem von Geliebten, gehandelt. Die holden Wesen sind im Verschenken ihrer Zuneigung oft un-

glaublich leichtfertig. Wer einige Male mit ihnen getanzt hat oder sie in eine Konditorei führte, den Mund vollzunehmen und etwas zu schmeicheln versteht, hat sie gewöhnlich nur allzubald. Die hieraus entstehenden Eigentumsvergehen können ohne, mit halbem, aber auch mit vollem Wissen der Angebeteten erfolgen. Bei einem höheren Beamten kamen wiederholt Diebstähle vor, wenn niemand, auch das Mädchen nicht, zu Hause war, einmal sogar des Vormittags, als die Hausfrau mit der Bediensteten zum Einkaufen fortgegangen war. Ein andermal verschwanden die besten Herrenhemden, obwohl das Mädchen behauptete, keinen Schatz, sondern nur einen Bruder zu haben.

Sind die Mädchen noch jung oder furchtsam, gelingt es durch festes Auftreten und die Zusage von Straflosigkeit bisweilen, den entwendeten Gegenstand wieder zu bekommen. Ganz unerwartet findet er sich dann an einer Stelle wieder, die vorher vergeblich durchsucht wurde. So war ein goldenes Armband der Hausfrau verschwunden. Sie hatte die Köchin in Verdacht und ließ deren Sachen durch einen Polizeibeamten untersuchen. Noch während dessen Tätigkeit kam das jugendliche Kindermädchen herbei und berichtete, sie habe das verlorene in der Gardine steckend gefunden — ausgerechnet ein Armband in der Gardine. Im Ganzen blüht unter dem Dienstpersonal der „Kleindiebstahl", das „Mausen", in erschreckendem Umfange, weniger der schwere Diebstahl, weil er gefährlich ist und nicht bloß Frechheit, sondern auch Mut erfordert.

Während die Mehrzahl der Dienstboten trotz aller Machenschaften arm bleibt, wie Kirchenmäuse, weil sie nicht zu rechnen und nicht hauszuhalten verstehen, haben andere hunderte, ja tausende selbst viele Tausende von Mark auf den Sparkassen. Vergebens fragt man, wie konnte das Mädchen in den Besitz so vielen Geldes kommen; es läßt aber wichtige Rückschlüsse auf unsere Frage zu. Die Herrschaft ahnt gewöhnlich nichts von den großen „Ersparnissen". Um so geschäftiger und kundiger sind die Heiratsschwindler, bei deren Entlarvung oft die unglaublichsten Dinge von weiblichem Privatvermögen zum Vorscheine kommen.

Auch bei „Aushilfen" und Reinemachfrauen hat das Entwenden ungemein zugenommen. Viele kommen stets mit einem Korbe und gehen mit einem solchen, obwohl sie ihn für ihre Arbeit schlechterdings nicht gebrauchen. Mir ist der Fall bekannt, daß eine Abwaschfrau den Korb zu einer bestimmten Zeit zur Tür hinaussetzte, worauf ihre kleine Tochter kam und ihn geheim forttrug. Der Umstand, daß Aufwartefrauen gewöhnlich allein arbeiten ohne Dienstboten zur Seite, erleichtert ihr Bestreben. Vorsichtige Hausfrauen geben deshalb auch nicht mehr Wirtschaftssachen heraus, als sie übersehen können, schließen die Speisekammer zu und lassen die Behälter für Reis, Salz, Mehl usw. möglichst leer.

Das ganze Diebstahlwesen wird sehr durch die Hintertreppen erleichtert, weil die Herrschaft nicht sieht und nicht sehen kann, was sich auf ihnen ereignet, sie diese selten betritt und deshalb dort ziemlich fremd ist, wogegen die Bediensteten sich auf ihr und in ihrer Umgebung zu Hause fühlen.
Einen üppigen Wucherplatz für die weibliche Fingerfertigkeit bildet bekanntlich das Warenhaus. Hier wird in weitestem Umfange entwendet: mit Diebestaschen, Umschlagetüchern, Muffen usw. gewirtschaftet, selbst der Abort bleibt vor Verschwindenlassen unter den Kleidern nicht sicher. Die großen Warenhäuser wußten sich deshalb auch nicht anders als durch gesteigerte Aufsicht, durch eigene Geheimbeobachter zu helfen und haben einen besonderen Raum für Kleiderunter» suchungszwecke.
Die Putzsucht verführt bisweilen auch die Verkäuferinnen und Packerinnen zu kühnen Griffen, selbst ihrer mehrere zum Zusammenarbeiten, und manche schlaue Schneiderin weiß mit großem Geschicke von Stoffen und Zutaten etwas für sich zu erübrigen.
Nach alledem halten wir den vorne beregten Satz von der Abnahme der Eigentumsvergehen für nicht zutreffend, obwohl er auf statistischer Berechnung zu beruhen scheint. Wie beim männlichen Geschlechte haben auch beim weiblichen die Vergehen zugenommen, nur ihre Äußerungen und damit ihre Folgen sind verschieden. Bei den Männern führen sie zu gesteigerter Roheit, Gewalttätigkeit und Verwegenheit, die leicht Zusammenstöße mit dem Gesetze bewirken. Anders bei Frauen und Mädchen: da steigert sich die Heimlichkeit, die Hinterhaltigkeit und die Technik des Diebstahls, verbunden mit der vermehrten Möglichkeit der Vertuschung und Verschleierung. Hinzu gesellt sich der meistens geringe Wert des Entwendeten, welcher die Anzeige lähmt. Der Zahl der Eigentumsvergehen entspricht weitaus nicht die der Bestrafungen. Unsere ganzen Zustände und die steigenden Ansprüche bilden eine Brutstätte für Stehlen und Entwenden. Einen Schluß von den Strafen auf die Taten zu ziehen, ist unzulässig, ist geradezu falsch.

Werner Köhler:

Goethe und Napoleon.

Das Iahr 1913 feierte die hundertjährigen Gedenktage jener großen Ereignisse, die schließlich zur Befreiung Deutschlands von der napoleonischen Herrschaft und zur Entthronung des Korsen führten. Es dürfte trotzdem nicht uninteressant sein, eine Episode zurückzurufen aus jenen Tagen, in denen der Imperator auf der Höhe seiner Macht stand und wo der Genius unseres größten Dichters bewundernd zu seinem Gestirn emporblickte.

Als das Unwetter der französischen Revolution den politischen Himmel Europas verdunkelte und die Blicke der Bewohner dieses Erdteils sich bangend nach Westen richteten, stand Goethe in der Vollkraft seiner Iahre, oder wie der Volksmund es nennt, im Schwabenalter. Von dem Stürmer und Dränger, der sich einst in Straßburg an der deutschen Baukunst des Mittelalters berauscht hatte, dessen „Götz von Berlichingen" der stärkste Ausdruck echt deutscher Art, das Vorbild und der Abgott eines neuen deutschen Dichtergeschlechtes geworden war, war wenig übrig geblieben. Die Reise nach Italien, sagt Kluge, bildet den Hauptwendepunkt in Goethes Leben, und er selbst bezeichnet den Aufenthalt unter dem südlichen Himmel als die Zeit seiner Wiedergeburt. Und die neuen künstlerischen Ansichten, von denen jetzt sein ganzes Wesen erfüllt war, mußten natürlich auch auf seine politischen Anschauungen hinübergreifen und machen es erklärlich, daß die französische Revolution nie einen Verehrer an Goethe gefunden hat. Hatten Schiller und Nieland sie anfangs begeistert als das Morgenrot der neuen Völker- und Menschenfreiheit begrüßt, um sich später schaudernd von ihren Blutströmen wegzuwenden, so blieb Goethe ein solcher Wandel der Gesinnung erspart, denn neben der Kunstanschauung des gereiften Mannes hat zu seiner Ablehnung der französischen Revolution noch ein anderes Moment schon bei ihrem Beginn beigetragen. Das ist der tief in Goethescher Wesensart ruhende aristokratische Zug und das Bewußtsein staatsmännischer Überlegenheit über die Unkenntnis der Menge, das sich in Goethe während des 1V- Iahrzehnts, das er im Dienste Karl Augusts stand, entwickelt hatte.

Ein Mann, der eine solche Gesinnung hegte, konnte sich allerdings nicht für die blutige Selbsthilfe des französischen Volkes begeistern. Und als es dann deutlich zutage trat, daß die Gewalthaber der Revolution das Volk immer mehr an den Rand des Abgrunds gebracht hatten, als, nachdem jegliches Band der Sitte und Ordnung zerrissen war, sich schließlich vor dem Wirrsal chaotischer Zustände unter Schlachtenlärm und Kanonendonner der Held des Tages emporschwang, um mit eiserner Faust die wilden, dämonischen Gewalten zu bannen,

war es da nicht natürlich, daß auch der Blick Goethes zu jenem Mächtigen bewundernd emporschweifte? —

Immer von neuem sind Geschichtsschreiber aufgetreten, die über Goethes unpatriotische Sympathien für Napoleon sich bitter beklagt haben. Aber mau darf nicht vergessen, daß große Persönlichkeiten auch große Maßstäbe verlang.n. Einen solchen aber wendet Goethe auf Napoleon an, wenn er von ihm 1807 sagt: „Außerordentliche Menschen wie Napoleon treten aus der Moralität heraus, sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser."

Oder er drückt denselben Gedanken 1806 kurz nach der Invasion der Franzosen etwa folgendermaßen aus: „Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, sondern vielmehr zu dem größten Verkehr; der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst, führt uns dazu."

Ende September 1808 findet sich in den Tag- und Jahresheften Goethes, die als Ergänzung seiner sonstigen Bekenntnisse dienen, folgende Notiz: „Der im September in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Kongreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte!"

In der Tat reihte sich vom 27. September ab in Erfurt Fest an Fest. Am 25. war Zar Alerander in Weimar eingetroffen und am folgenden Tage von seinem kaiserlichen Freund bei Münchenholzen empfangen und nach Erfurt geleitet worden. Am 29. September wurde auch Goethe vom Herzog Karl August nach Weimar berufen. Wir ersehen dann aus seinen Tagebüchern, daß er an den Veranstaltungen teilgenommen und am neunundzwanzigsten und dreißigsten abends die Aufführungen des „l'd^tr« trau^ai»«", wo „Andromache" und „Britanniens" gegeben wurden, besucht hat. Am 2. Oktober ist er dann, nachdem er morgens beim Lever des Kaisers zugegen gewesen war, von diesem, der seinen Namen im Rapport des 30. unter den Neuangekommenen gelesen hatte und wohl auch von Marschall Lannes und Minister Maret auf den Dichter aufmerksam gemacht worden war, um elf Uhr zur Audienz befohlen worden.

Hatte Goethe in seinen Tag- und Jahresheften die schon erwähnte Absicht geäußert, selbst ein Bild der Erfurter Vorgänge zu entwerfen, so müssen wir bedauern, daß sie nur in jener unvollkommenen Weise zur Ausführung gebracht wurde, wie es am 15. Februar 1824 auf das Drängen des Kanzlers Müller bin geschah. Wir meinen die Skizze, die im 20. Band IV der Weimarer Ausgabe Platz gefunden hat. Immerhin, wenn auch 16 Iahre nach dem Ereignis selbst geschrieben, wird sie doch für uns eines der wichtigsten Dokumente bei der Darstellung dieser Dinge sein.

Das ergiebigste und zugleich doch auch bis auf gewisse Einzelheiten durchaus glaubhafte Zeugnis besitzen wir in dem Werk des Kanzlers Müller, des

Weimaraner Geschäftsträgers in den Erfurter Tagen und Freundes Goethes: Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1806—1814. Müller hat allerdings nicht zu denen gehört, denen es vergönnt war, der Unterredung des Kaisers und des Dichters beizuwohnen, sondern mußte im Vorzimmer auf Goethes Rückkunft warten, er erzählt aber dann Folgendes:
„Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den Hergang der Unterredung, sei es, weil es in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delikatesse.
Erst lange nachher teilte er mir nach und nach die Einzelheiten jener Unterredung mit, aber erst kurz vor seinem Tode konnte ich ihn bewegen, darüber die immer noch sehr lakonische Niederschrift zu machen, die ich aus seinen mündlichen Mitteilungen zu ergänzen mich bemüht habe."
Wir sehen also, daß Müllers Bericht aus der zuständigsten Quelle, nämlich von Goethe selbst stammt. Was uns nun noch an weiteren Zeugnissen bleibt, sind gelegentliche Äußerungen Goethes in Briefen oder mündliche Mitteilungen an Riemer oder Eckermann, die von diesen aufgezeichnet worden sind, und dann: die Memoiren Talleyrands, der selbst Zeuge des Gespräches gewesen ist.
Als vor nunmehr ungefähr zweiundzwanzig Iahren die Memoiren Talleyrands von dem Herzog von Broglie herausgegeben wurden, wurden sie natürlich auch von der Goetheforschung freudig begrüßt, erwartete man doch von dem Augenzeugen noch näheren Aufschluß über die Unterredung Goethes und Napoleons. Und in der Tat enthält der Bericht Dinge, von denen die uns bisher bekannten Quellen nichts zu melden wissen. Aber die Kritik zeigte sehr bald, daß der „Vater der Lüge", wie Talleyrand schon von seinen Zeitgenossen genannt wurde, sich auch hier seines Beinamens würdig erwiesen hatte.
Ludwig Geiger hat in seinem Werk: „Aus Alt-Weimar" in geistreicher Weise die völlige Unwahrhaftigkeit des Talleyrandschen Berichtes nachgewiesen, und wir können uns hier damit begnügen, einige besonders krasse Unmöglichkeiten als Beispiel anzuführen.
Der Kaiser, sagt Talleyrand, habe während der Unterredung Goethe aufgefordert, am heutigen Abend (2. Oktober) das herzogliche Theater zu besuchen, wo „Iphigenie" aufgeführt wurde. In Wirklichkeit aber wissen wir, daß man „Mithridate" gab.
Auf die Frage des Kaisers, ob Goethe den Zar Alerander schon gesehen habe, habe der Dichter geantwortet: „Nein, niemals, aber ich hoffe ihm vorgestellt zu werden." In der Tat hatte er ihn schon am fünfundzwanzigsten in Weimar gesehen. Ferner schildert Talleyrand das Ende der Unterredung so, als ob er selbst dabei zugegen gewesen sei, während Goethe ausdrücklich erwähnt, daß der

Fürst vorher das Zimmer verlassen hatte. Dann setzt er hinzu: „Ich folgte Herrn Goethe und lud ihn ein, bei mir zu speisen. Als ich wieder zurückkam, schrieb ich diese erste Unterhaltung nieder, und während des Diners versicherte ich mich durch verschiedene Fragen, die ich an ihn richtete, daß sich alles vollkommen genau so verhielt, wie ich es hier schreibe."

Das ist nun eine offenbare grobe Lüge; denn wir finden im Tagebuch Goethes verzeichnet, daß er an diesem Tage beim Herzog gespeist habe.

Vor allem aber wissen die Memoiren des französischen Staatsmannes nichts von einem Gespräch über den „Werther", das Talleyrand auch nach Goethes Skizze noch mit angehört haben muß. Diese Beispiele ließen sich noch beliebig fortführen.

Zu diesen äußeren falschen Tatsachen treten aber noch innere Unwahrscheinlichkeiten, aus denen klar hervorgeht, daß Goethe und Napoleon nicht in der von Talleyrand geschilderten Art gesprochen haben können.

Zudem hat Bernhard Suphan im 15. Goethejahrbuch die nachweislich früheste zusammenhängende Aufzeichnung über die berühmten Gespräche veröffentlicht, die nach Talleyrands Auftrag diesem vom Kanzler Müller einige Tage nach der Unterredung überreicht worden ist und die den Kern der späteren Müllerschen Erinnerungen über diesen Punkt schon enthält.

Mit vollem Recht urteilt daher Geiger in seinem schon erwähnten Werk:

„Alle seine (Talleyrands) Seltsamkeiten und groben Verstöße beweisen, daß der Berichterstatter die Wahrheit nicht kannte oder nicht sagen wollte. Rührt der Bericht von Talleyrand selbst her — was bei dem Mangel an Überlieferung nicht zu beweisen ist — so zeigt er eine bei ihm oft bemerkte Flunkerei, vielleicht auch die Absicht, mit Wissen zu prunken. Das Schweigen über den „Werther" könnte man auch als bestimmte Tendenz auffassen, der deutschen Literatur die ihr vom Kaiser erwiesene Ehre nicht zu gönnen."

So können die Memoiren Talleyrands einem vorsichtigen Geschichtsschreiber über die Unterredung Goethes und Napoleons also nichts Neues bieten, da ihre Zuverlässigkeit nur so weit erwiesen ist, wie sie mit den beiden andern vorhandenen Berichten, auf die sich nun unsere Darstellung beschränken muß, übereinstimmen.

Als Goethe zu der angegebenen Zeit erschien, forderte ihn ein dicker Kammerherr, ein Pole, zum Verweilen auf. Der Dichter wird Savary und Talleyrand vorgestellt und dann, nachdem die Menge sich verlaufen hatte, in das Kabinett des Kaisers gerufen. In demselben Augenblick meldete sich Daru, der sogleich eingelassen wird. Der Kaiser saß frühstückend an einem großen runden Tisch. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe näherzukommen, und nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, sagte er: «Vou» ötes un bomme!" Dann fragte er den Dichter nach seinem

Alter. Als er erfuhr, daß dieser im sechzigsten Lebensjahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethes Trauerspielen über. Hier nahm Daru, der, wie Goethe meint, um den Deutschen, denen er sonst so wehe tun mußte, zu schmeicheln, das Wort und ließ sich über Goethes dichterische Tätigkeit aus.

„Er sprach von mir," sagt Goethe, „wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben, wenigstens erkannte ich daran ihre Denkweise und Gesinnung."

Auch die Übersetzung von Voltaires „Mahomet" durch Goethe erwähnte er lobend. „Das ist kein gutes Stück", sagte der Kaiser, und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Er wandte das Gespräch dann auf den „Werther", den er siebenmal gelesen hatte. Zum Beweise dessen machte er eine tief eindringende Analyse des Romans, bezeichnete schließlich eine gewisse Stelle und sagte, daß er hierin eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe fände. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das getan?" —

Goethe hörte mit heiterem Gesicht zu, fand aber die weitere Begründung des kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel die fein versteckte Naht entdeckt. Dem Kaiser erwiderte er mit vergnüglichem Lächeln, es hätte ihm noch niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als richtig anerkennen. Einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichen Wege nicht hervorbringen zu können glaube. Der Kaiser schien damit zufrieden zu sein und kam auf das Drama zurück. Über dieses machte Napoleon sehr bedeutende Anmerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleichsam wie ein Kriminalrichter betrachtete, und die deutlich zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke übergehend, mißbilligte er sie höchlichst: „Sie haben einer dunkleren Zeit angehört; was will man jetzt mit dem Schicksal, die Politik ist das Schicksal!"

Hierauf sprach der Kaiser lange mit Daru über Kontributionsangelegenheiten, Goethe trat zurück und hatte Muße zu bemerken, daß er an dem Erker stand, in dem er vor mehr als dreißig Iahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt hatte. Talleyrand hatte das Zimmer verlassen, aber der Marschall Soult war eingetreten. Der Kaiser fragte ihn scherzend nach einigen unangenehmen Ereignissen in Polen. Schließlich stand er auf und schritt auf

Goethe zu, indem er ihn durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe abschnitt. Er kehrte den andern den Rücken und fragte mit gemäßigterer Stimme den Dichter nach seiner Familie und seinen Beziehungen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiedene Urteile.
Goethe bemerkt dabei, daß er überhaupt Gelegenheit hatte, während des ganzen Gesprächs die Mannigfaltigkeit der kaiserlichen Beifallsäußerungen zu bewundern. Denn selten hörte Napoleon unbeweglich zu; entweder nickte er mit dem Kopfe oder sagte c»ii oder e'e^t dien oder dergleichen. Auch fügte er gewöhnlich, wenn er ausgesprochen hatte, hinzu: „(ju'en äit >lou8ie«r <3«6tli?"
Schließlich fragte Goethe durch eine Gebärde bei dem Kammerdiener an, ob er sich beurlauben dürfe. Als das bejahend erwidert wurde, nahm der Dichter ohne weiteres seinen Abschied und vernehmlich hörte man den Kaiser zu Berthier und Darn sagen: „Voilä uu Iiouiiu«!" Das ist der Verlauf der Unterredung, in der die beiden größten Geister ihres Zeitalters bewundernd einander gegenübertraten. Es hat aber noch eine zweite stattgefunden und zwar in Weimar am 6. Oktober bei dem Ball, den der Herzog nach einer Aufführung der französischen Schauspieler den beiden Majestäten gab und bei dem auch Wieland von dem Kaiser gewürdigt wurde. Es war Voltaires „IH mort ä« <ü68ar" gegeben worden. Talma, in der Rolle des Iunius Brutus, hatte sich selbst übertroffen.
Gleich nach dem Schlusse des Theaters begann der herzogliche Hofball. Der Kaiser, der sich mit Goethe unterhielt, knüpfte an die Vorführung des „^lort, äe O^sar" an und sprach noch einmal seine Gedanken über die Tragödie aus. Das Trauerspiel sollte nach seiner Meinung die Lehrschule der Könige und Völker sein, das sei das Höchste, was der Dichter erreichen könne. Er forderte Goethe auf, den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, zu schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe seines Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Die Beziehung auf den großen Weltbezwinger selbst ist ja wohl unverkennbar. Und dann: „Kommen Sie nach Paris. Ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es eine größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden." —
Es interessiert wohl noch, die Frage zu erörtern, welche Stelle des „Werther" der Kaiser getadelt hat. Eine Vermischung des gekränkten Ehrgefühls mit der leidenschaftlichen Liebe, so daß beim Leser der Eindruck der letzteren geschwächt wird, war es, was der Kaiser dem Dichter zum Vorwurf machte. Lange ist daran herumgerätselt und die sonderbarsten Theorien sind von den deutschen Gelehrten aufgestellt worden, da Goethe in dieser Hinsicht sehr verschwiegen war und selbst Eckermann gegenüber nicht mit der Sprache heraus wollte.

Schließlich ist es aber einem französischen Gelehrten Sklover in seinem Buche: „Nutikvne 6<? Xapoleou «t 6« 6o<?t!,?" gelungen, das Rätsel zu lösen. Die Stelle, die den Kaiser zu seinem Urteil veranlaßte, befand sich in der Übersetzung, die Napoleon nach Ägypten mitgenommen hatte, und lautete: „Der Kummer, den er als Gesandtschaftssekretär erduldet hatte, verwischte sich niemals in seinem Gedächtnis. Wenn er davon zu sprechen begann, was selten geschah, fühlte man leicht, daß er seine Ehre durch dieses Abenteuer unheilbar verletzt glaubte und daß er den Geschmack an allen politischen Angelegenheiten und Beschäftigungen verloren hatte. Er überließ sich dann gänzlich den seltsamen Gedanken und Gefühlen, die sich in seinen Briefen ausgedrückt finden, und einer grenzenlosen Leidenschaft, die schließlich alles verzehren mußte, was ihm an K?aft bleiben konnte. Die ewige Einförmigkeit eines traurigen Handels mit der liebenswürdigsten und angebetetsten Frau, deren Ruhe er störte, seine Anfälle, seine Kämpfe, seine ziel- und zwecklosen Arbeiten trieben ihn schließlich dazu, seine Tage zu beendigen."

Nehmen wir heute eine Ausgabe des „Werther" zur Hand, so finden wir statt jenes Absatzes nur die wenigen Worte: „Endlich war er mit den traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet und sein Vorsatz fest und unwiderruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an seinen Freund schrieb, ein Zeugnis abgibt."

Wir sehen also, daß die den Korsen zu seiner Kritik herausfordernde Stelle fortgeblieben ist, und sie war es bereits, als sie Napoleon im Iahre 1808 tadelte. Denn schon die Ausgabe des Iahres 1787, die unter Beistand von Herder und Wieland hergestellt wurde, hatte sie beseitigt. Die französischen Übersetzer aber waren erst viel später der neuen Version gefolgt, so daß der Kaiser sie 1808 ebenfalls noch nicht kannte. „Man könnte nun erstaunt sein," wirft Sklover ein, „daß Goethe nicht dem Kaiser geantwortet hat, daß seine Kritik sich nicht auf die letzten Ausgaben des „Werter" beziehen könne, aber man darf nicht vergessen, daß mehr als zwanzig Iahre seit der Publikation von 1787 vergangen waren. Der Dichter erinnerte sich also im Iahre 1808 gerade im Augenblick der Unterredung nicht daran, daß er dieser Kritik schon zuvorgekommen war, indem er die fragliche Stelle aus seinem Werk verschwinden ließ."

Im November des Iahres 1808 hat dann Riemer in einem langen Brief an Cotta eine Art offiziöser Kundgabe, die für die Freunde Goethes bestimmt war, in die Feder diktiert erhalten. Es heißt darin:

„Ich will gern gestehen, daß mir in meinem langen Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen hat, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des

Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei; wie er mich denn auch mit besonderer Gewogenheit entließ und das zweite Mal in Weimar die Unterhaltung in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß, wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herrn finden werde.

Wie wert muß mir in dieser Betrachtung das hinterlassen« Zeichen sein und wie höchst vergnüglich das demselben zugefügte russische. Denn wer möchte nicht gern ein Denkmal jener wichtigen Epoche besitzen, ein Zeichen der Vereinigung zweier so großen als entfernten Mächte, wenn es auch weniger schmeichelhaft wäre."

Hieraus ersehen wir deutlich, die persönliche Begegnung mit Napoleon hat die schon vorher vorhandene Bewunderung bei Goethe nicht verringert, sondern sie vielmehr noch erhöht. Wie eine übermenschliche, dämonische Erscheinung tritt uns der Kaiser noch aus den späteren Äußerungen des Dichters entgegen, und auch der gefallene Held büßte nichts in den Augen Goethes von seinem früheren Glanze ein.

Die poetische Gerechtigkeit sei eine Absurdität, das allein Tragische ist das Injustum und Prämaturum, aus diesem Gesichtspunkt betrachte Napoleon sein Auftreten und glaube, daß er das Fatum spiele, sagte Goethe einmal zu Eckermann. So dachte Goethe sich seinen Helden, so lebte dessen Bild in seiner Seele.

Dem patriotischen Empfinden unserer Tage wird es freilich nicht entsprechen und man wird das Gefühl des Bedauerns über den politischen Indifferentismus des größten deutschen Genius kaum unterdrücken können. Objektive Geschichtsforschung aber kennt als höchstes Gebot nur die Wahrheit.

Wir schließen mit den Worten von Andreas Fischer, der demselben Gegenstand eine eingehende Studie gewidmet hat:

„Goethe hat sich seinen Napoleon selbst zurechtgelegt, ohne Hilfe der Legende; der Korse war die große Figur in seinem Leben, die ließ er sich nicht klein hauen. Was falsch war und widerwärtig in Napoleon, der Scharlatanismus, ist dem Dichter nicht entgangen; aber er hielt sich an die Hauptzüge und die genügten zu seinem Heldenbilde."

Iustizrat E. B. Auerbach:
Friedrich der Große als Ehestifter.

Getreu seinem Grundsatz, „es sei für Preußen die Hauptsache, Rußland für sich zu haben, und diese Verbindung so fest einzurichten, daß unsere Feinde sie nicht zerstören können", hatte Friedrich mit Vergnügen wiederholt Gelegenheit ergriffen, um sich Rußland gefällig zu zeigen und zwar auch in Familienangelegenheiten. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland suchte damals für ihren Neffen, den Thronfolger Peter, eine Frau; es waren bereits Verhandlungen mit Kur-Sachsen angeknüpft worden, die nicht ohne Aussicht schienen, dem König behagte dies aber nicht, er wollte auch nicht eine preußische Prinzessin in Vorschlag bringen, „weil es wider alles natürliche Gefühl sei, eine kur-sächsische Prinzessin durch eine solche aus dem königlichen Geblüt überwinden zu lassen", aber er fand eine andere geeignete Prinzessin. In seinem Heere dienten die Fürsten von Anhalt, und derjenige von Zerbst hatte eine Tochter Sophie, welche passend erschien; es gelang dem König, diese Heirat zustande zu bringen, wenn es auch, wie er selbst schreibt, „mehr Mühe gekostet hat, als wenn es die wichtigste Sache von der Welt gewesen wäre".

Außer der Verschiedenheit der Religion war noch die Verwandtschaft zwischen den zukünftigen Eheleuten hinderlich, da beide von Christian August und Friedrich IV. von Holstein-Gottorp abstammten, welche Brüder gewesen waren. Der ganze Plan mußte auch wegen der drohenden Intrigen oer anderen Höfe durchaus geheim gehalten werden, so daß sogar der Vater der Braut nicht mit nach Rußland reiste, und daß die Brautmutter als Vorwand zu dieser Reise lediglich, wie ihr der König riet, den Wunsch aussprechen solle: der Kaiserin mündlich für die ganz besondere ihrem Bruder und ihrer ganzen Familie er» wiesene Güte zu danken. In zwei Briefen vom 30. 12. 1743 und 6. 1. 1744 macht der große König das strengste Geheimnis der Fürstin Zerbst nachdrücklichst zur Pflicht.

Der Hofklatsch konnte sich natürlich nicht versagen, hier auch noch andere Motive unterzuschieben, daß nämlich diese Prinzessin die eigene Tochter des Königs gewesen sei. Der Graf Werthern, sächsischer Gesandter in Paris, „soll" am 16. September 1780 an den Grafen S . . . ., Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Dresden, einen Brief geschrieben haben, welcher sich noch im königlichen Archiv in Dresden befinden „soll" und in dem es heißen „soll":

Man weiß, daß die Kaiserin von Rußland für eine Tochter des Königs von Preußen gilt, der, als er 17 Iahre alt, im Iahre 1729 vom Hofe aus Berlin entwich, sich an den der Prinzessin Anhalt begab und sich dort gerade 9 Monate vor der Geburt der Semiramis des Nordens befand.

Diesen Klatsch beseitigt für jeden nicht Voreingenommenen überzeugend die einfach-höfliche Form, in der der König Braut und Brautmutter der Kaiserin empfiehlt; er schreibt am 30. Dezember 1743 an sie:

Meine gnädige Frau Schwester! Ich konnte die Fürstin von Zerbst und deren liebenswürdige Tochter nicht abreisen sehen, ohne diese Gelegenheit zu benutzen, Ihrer kaiserlichen Majestät gegenüber dem Gefühl meiner vollen Anhänglichkeit Ausdruck zu geben. Ich wage Ihnen Mutter und Tochter als Personen zu empfehlen, welche mir wahrhaft theuer sind und für deren Verdienste ich E. K. M. bürgen kann. Die junge Prinzessin vereinigt mit aller Munterkeit und Fröhlichkeit ihres Alters Gaben des Geistes und Verdienste des Herzens. Ich schmeichele mir, daß E. K. M. mit Ihrer Wahl zufrieden sein wird, und daß Sie diesen beiden Fürstinnen gern eine Güte beweisen werden, welcher sich sicher diese nicht unwürdig zeigen werden. Ich bin mit allen Gefühlen der vollkommensten Hochachtung

meine gnädige Frau Schwester
Euer kaiserlichen Majestät
freundwilliger Bruder und treuer
Bundesgenosse
F<5deric.

So (Fsderic) liebte der große König bekanntlich lange Zeit seinen Namen des Wohlklangs wegen zu schreiben.

Am 10. Iuli 1745 fand die Verlobung statt, wobei die Prinzessin von Zerbst Sophie Auguste Friederike zur Kaiserlichen Hoheit unter dem ihr in der griechischen Taufe gegebenen Namen Katharina Alerejewna ernannt wurde.

Aus der Zwischenzeit sind noch zwei Briefe des Königs an die Kaiserin Elisabeth vom 25. 11. 1744 und 6. 12. 1744 vorhanden, in deren ersterem er die Kaiserin vor gefährlichen Verschwörungen warnt, welche ihre Feinde gegen sie selbst und gegen den Thronfolger planen, während er im letzteren mit Schmerz die Pläne seiner eigenen Feinde erwähnt, welche bestrebt seien, das gute Einvernehmen zwischen ihm und Rußland zu zerstören. Von der Heirat selbst ist in diesen beiden Briefen nicht mehr die Rede.

Übrigens war das Geschäft wichtiger für die Beziehungen der beiden Länder, als Friedrich selbst damals dachte oder ahnen konnte. Eine Hauptschwierigkeit war die, den Vater der Prinzessin von Zerbst zu bestimmen, die Religionsänderung seiner Tochter zu bewilligen. Wie dies gelang, werden wir weiter unten sehen, wo es Friedrich selbst mit einer Art von grimmigem Humor schildert.

Dieser erste „Kuppelpelz", den sich Friedrich, um sein eigenes, in seinem sonst französisch geschriebenen Brief deutsch geschriebenes Wort zu erwähnen, verdiente, war der Anlaß zu einem zweiten ähnlichen Vorfall, der in über-

raschender Weise der Heirat, welche der jetzt regierende russische Kaiser geschlossen hat, hinsichtlich der Familienverhältnisse gleicht.

Kaiserin Katharina selbst, die frühere Prinzessin von Zerbst, wünschte nun, ihren Sohn, den Thronfolger Paul zu verheiraten, und knüpfte hierüber mit dem König an. Dessen Bruder Wilhelm, den der König am 30. Iuni 1744 zum Prinzen von Preußen, also mutmaßlichen Thronfolger, ernannte, war seit 6. Ianuar 1742 mit der Prinzessin Luise von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, und aus dieser Ehe war als ältester Sohn der Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere direkte Nachfolger Friedrichs des Großen, hervorgegangen. Dieser war mit der Prinzessin von Darmstadt, welche noch drei unverheiratete Schwestern besaß, verheiratet. Eine nahe Verschwägerung und Freundschaftsbeziehung dahin, daß der Thronfolger von Rußland also eine dieser Schwestern, Schwägerinnen des Thronfolgers von Preußen, heirate, konnte daher dem König bei seinen Grundsätzen über die Notwendigkeit derartiger Verbindungen mit Rußland nur angenehm sein.

Wir besitzen nun die hierüber zwischen dem König und der Mutter der zukünftigen Braut gewechselten Briefe (an den Vater hat der König anscheinend gar nicht geschrieben), welche in ihrer Mischung von Höflichkeit, Ernst, Humor, Vertrauen, Zurückhaltung, Vorsicht und Offenheit das Zeitleben und den Charakter des großen Königs so getreu widerspiegeln und so köstlich sind, daß ihre vollkommene Mitteilung sich wohl lohnt.

Die Korrespondenz zwischen dem König und der Landgräfin von Hessen-Darmstadt beginnt bereits im Iahre 1757. Damals verließ ihr Mann, wahrscheinlich auf Betreiben des österreichischen Hofes, den Dienst des Königs, und die Landgräfin dankte dem König für die bisher erwiesene Güte. Dann folgt eine Pause von zehn Iahren, nach welcher die Landgräfin den König bittet, ihren Neffen in seinen Dienst zu nehmen, was der König am 2. April 1767 mit dem Bemerken zusagt, daß, wenn der österreichische Hof ihn abberufen sollte, er doch in seinen Diensten bleiben müsse.

Am 4. Iuli 1769 dankt die Landgräfin für die Wahl, die auf ihre Tochter Friederike zur Gemahlin Seiner Königlichen Hoheit des russischen Thronfolgers gefallen sei, bittet um Nachsicht für die Unerfahrenheit ihrer Tochter, verspricht „das Unmögliche möglich" zu machen, um die Reise nach Charlottenburg zu der vom König gewünschten Zeit zu vollbringen.

Der König antwortet ihr am 12. Iuni 1769 sehr liebenswürdig und bedeutsam:

Ich gestehe Ihnen offen, meine liebe Landgräfin, daß der Eindruck der Verdienste der Mutter einen entscheidenden Einfluß auf die Wahl Ihrer Tochter gehabt hat. Ich danke Ihnen aufrichtig für das Vergnügen, das Sie mir machen, indem Sie die Braut hierher begleiten es giebt

übrigens so viele Dinge, die man sich nur sagen und nicht dem Papier anvertrauen kann, und über die ich mit Ihnen sprechen möchte

Nachdem inzwischen die Hochzeit stattgefunden hat, sendet ihr der König am 26. Iuli 1769 sein Bild mit einem Brief, in welchem er sich entschuldigt, daß ein „unter dem Harnisch ergrauter und unter der Last der Iahre seufzender Greis sein Bild einer so großen Fürstin zu senden wage; die Sendung sei unentschuldbar, wenn man ihm nicht zugesichert habe, daß die große Fürstin es zu haben wünsche. Wenn das Bild sprechen könnte, so würde es nur sagen, wie sehr das Original sie achte und schätze; kühner als der Dargestellte selbst würde das Bild eine unendliche Menge hinzufügen, die er selbst unterdrücke, um ihre außerordentliche Bescheidenheit zu schonen. Der König hofft, daß diese Darstellung seiner Gebrechlichkeit sie an einen Mann erinnern möge, welcher den Wert ihrer Freundschaft kennt und sich eine Pflicht daraus macht, sie zu verdienen. Die Markgräfin dankt ihm am selben Tage für das großartige Geschenk, welches durch den beigefügten Brief einen unschätzbaren Wert erhalten habe. Nichts auf der Welt könne ihr mehr Vergnügen machen, als das Bild des Größten der Sterblichen, welchen sie verehre und, wie sie wage hinzuzufügen, anbete.

Im Iuni 1770 kommt die Markgräfin, freundlich von zwei kleineren Briefen des Königs empfangen, zur Entbindung ihrer Tochter nach Berlin, am 3. August 1770 wird der nachmalige König Friedrich Wilhelm der Dritte, der Urgroßvater des jetzigen Kaisers von Deutschland, geboren.

Vom selben Tage datiert ein graziöses Blatt des Königs, welches wie folgt lautet:

Meine theuere Großmama! Ich bin Ihnen so verpflichtet für das Licht, welches ich erblicke, daß ich nicht umhin kann, Ihnen dafür meine Dankbarkeit zu bezeugen. Anbei dasjenige, was ich Ihnen von dem Ort bringe, von dem ich komme, und der, ich weiß nicht wo, liegt. Bewahren Sie es bitte, meine gute Großmama, damit Sie sich meiner erinnern. Wenn ich erst sprechen kann, werde ich Ihnen mehr darüber sagen.

Der neue Ankömmling.

Offenbar war hier ein kostbares Geschenk beigefügt, mit dem der sonst sparsame König der Markgräfin gegenüber freigebiger gewesen zu sein scheint, die auch über den reichen Rahmen des früher erwähnten Bildes ihr Erstaunen kundgegeben hatte.

Vom gleichen Tage stammen auch die beiden Briefe der Markgräfin an ihren Gatten, in welchen sie ihm die genauen Details über die Ereignisse der Wochenstube mitteilt: der König sei zwei Stunden nach der Geburt bei der jungen Mutter erschienen, habe sich sehr erfreut gezeigt, ihr die liebenswürdigsten Sachen gesagt und sich sehr viel mit dem Kinde beschäftigt, dessen große auf ihn gerichtete Augen ihn offenbar amüsiert hätten. Schließlich habe er die Größe des Kindes

an seinem Spazierstock gemessen und seiner Nichte, der Mutter des Kindes, eine prachtvolle Diamantnadel geschenkt.
Es folgt nun ein Abschiedsbrief des Königs an die Markgräfin vom 11. August 1770 und ein ablehnender Dankbrief an sie vom 5. Dezember 1770 für die Empfehlung eines berühmten Ballettmeisters: „Diese Ballette sind schön, aber zu theuer und die Österreicher, Russen und Franzosen haben uns sieben aufeinanderfolgende Iahre tanzen lassen, daß wir einigermaßen den Geschmack an Theatertanz verloren haben oder wenigstens uns die Ausgaben dafür sparen".
Endlich am 7. Mai 1772 folgt nach diesen, die wechselseitige Achtung und Freundschaft des Königs und der Markgräfin zeigenden Briefen und Geschenken die für die russische Heirat so entscheidende Mitteilung: Der König schreibt aus Potsdam kräftig und energisch mitten in die Sache hineingehend:
„Meine gnädige Frau Base! Es bietet sich eine günstige Gelegenheit, gnädige Frau, zur Verheiratung einer Ihrer Prinzessin Töchter. Ich habe natürlich demgemäß geglaubt, daß man vor Allem in dieser Hinsicht den Willen der verehrungswürdigen Mutter erforschen müsse. Es handelt sich nicht, gnädige Frau, um eine Kleinigkeit, sondern darum, eine Ihrer Töchter auf den Thron von Rußland zu bringen oder nicht. Die Sache ist sehr wohl zu machen. Ich weiß wohl, daß diese großen Glücksfälle immer gewissen Zufälligkeiten unterworfen sind. Indessen kann man stärker darauf rechnen, daß die Angelegenheit ein gutes, als daß sie ein ärgerliches Ende nehmen werde. E. H. wird selbst darüber urteilen, welche Vortheile eine solche Heirath für Ihr Haus bringen wird. Ich bitte Sie, darüber mit Sich zu Rathe zu gehen und mich dann Ihren Entschluß wissen zu lassen. Es ist keine Zeit zu verlieren, und ich bin beinahe sicher, daß mir die Sache gelingt, wenn Sie, gnädige Frau, sie gut heißen. Ich würde glücklich sein, wenn ich durch Ergreifen dieser sich bietenden Gelegenheit Ihnen, gnädige Frau, einige Dienste leisten kann und Ihnen ein Zeichen der Achtung und Wertschätzung geben kann, mit der ich bin usw.
Offenbar umgehend erwidert darauf die Landgräfin, die doch echt weiblich nicht eingestehen will, daß sie von der Sache gar nichts wisse, aus Darmstadt am 18. Mai 1772:
Majestät! Ich empfinde sehr den Werth der Güte, mit welcher E. M. mich beehrt, Sie geben mir in diesem Augenblick einen starken Beweis davon, indem Sie mir die Ehre erzeigen, Sich mit der Heirath einer meiner Töchter zu beschäftigen. Diese Angelegenheit ist mir keineswegs durchaus unbekannt, und da Ew. Majestät mir die Ehre erzeigen, davon als einer Sache zu sprechen, welche möglich ist, so antworte ich mit aller Offenheit meines Charakters, daß ich keineswegs eine so glänzende Heirath ablehne, die ich als günstig für mich und meine Familie erkenne.

Außer der Genugthuung, die ich haben würde, eine meiner Töchter der Kaiserin von Rußland verschwägert werden zu sehen, machen meine Gefühle für diese große Fürstin mir diese Vereinigung noch nm so viel werthvoller. Ich vertraue mich vollständig Ew. Majestät an und bin gerührt von Ihrer Güte und glücklich, auf Ihre Zustimmung rechnen zu können. Könnte ich doch alle wichtigen Handlungen meines Lebens der Entscheidung Ew. Majestät unterwerfen, der ich das unbedingteste Vertrauen, die unerschütterlichste Anhänglichkeit und die tiefste Achtung gelobt habe. Ich bin usw.

Der König übersieht liebenswürdig die nicht sehr höfliche Wendung, daß die Sache der Landgräfin schon bekannt gewesen sei, und schreibt am 24. Mai 1772, über den peinlichsten Punkt, den der Religionsänderung, gewandt hinweggleitend und die Vorteile der Verbindung sehr stark betonend:

Meine gnädige Frau Base! Ich bin entzückt, meine theuere Landgräfin, bei Ihnen derselben Denkungsart zu begegnen. Ietzt, da ich Ihres Einverständnisses sicher bin, werde ich die Eisen ins Feuer legen, um diese Angelegenheit zu beschleunigen und ihrem Ende zuzuführen. Dies wird mir sicher das Vergnügen verschaffen, Sie wiederzusehen, denn ich denke mir, daß Sie selber Ihre Prinzessin Tochter in ihr neues Vaterland werden führen wollen. Ich glaube, daß diese Angelegenheit schneller zu Ende kommen wird, als Sie selbst glauben, und daß Sie, gnädige Frau, Veranlassung haben werden, damit zufrieden zu sein. Ich erinnere mich, daß, als ich eine ähnliche Heirath dem verstorbenen Fürsten von Zerbst vorschlug, ich viele Mühe hatte, um seine Religionszweifel zu besiegen; er antwortete auf alle meine Vorstellungen mit: „meine Tochter nicht griechisch werden". (Im Tert deutsch.) Ich hoffe, daß ähnliche Zweifel bei der gegenwärtigen Angelegenheit nicht stattfinden, um so mehr, als man ihm bewies, daß die griechische Religion genau dasselbe sei wie „lutherisch". Er war liebenswürdig genug, es zu glauben, und dadurch ist es gekommen, daß seine Tochter gegenwärtig Kaiserin von Rußland ist. Sie sehen, gnädige Frau, wovon oft das Eintreten der größten Glücksfälle abhängt. Ich wünsche, daß meine Bemühungen Erfolg, und daß ich die Genugtuung haben kann, Ihnen, gnädige Frau, dies bald ankündigen zu können. Ich bin mit ebensoviel Achtung als Freundschaft, meine gnädige Frau Base usw.

Die Landgräfin versteht sehr wohl seine Andeutung, daß der Religionswechsel der schwierigste Punkt sei, und erwidert am 5. Iuni 1772:

Sire! Wie sehr bin ich von der Erkenntlichkeit für die Güte durchdrungen, mit welcher E. M. Sich mit dem Schicksal meiner Familie beschäftigt! Ich danke Ihnen unterthänigst tausendmal, daß Sie mir die Gnade erzeigt haben, mich durch den Brief vom 24. wissen zu lassen, daß

Sie die Eisen ins Feuer legen werden. E. M. allein können bewirken, daß die Frage sich zugunsten einer meiner Töchter neigt. Mehrere Prinzessinnen sind vorgeschlagen, und ich besitze nicht so viel Eigenliebe, um zu glauben, daß meine Töchter denselben an Reizen und Annehmlichkeiten gleichkommen. Ich wage nicht zu fragen, welche derselben erwählt werden könnte, aber ich stehe dafür ein, daß meine Tochter Wilhelmine ohne jede Schwierigkeit diesem Geschick sich unterziehen würde, und daß die griechische Religion sie keineswegs erschreckt. Ich bin der Zustimmung des Landgrafen sicher, ich habe ihn über diese Heirath sondiert. Allerdings habe ich ihm keineswegs gesagt, „daß seine Tochter sollte griechisch werden" (im Tert deutsch), aber ich habe Grund zu glauben, daß er im Hinblick auf die Vortheile, die er sich von dieser Vereinigung verspricht, diesen Schritt verzeihen wird, welcher bis nach der Abreise unbekannt bleiben kann. Wenn irgend etwas in mir den Wunsch erregt, meine Tochter in ihr neues Vaterland führen zu können, so ist es die Erlaubnis E. M., sie Ihnen in Potsdam vorzustellen und das Glück zu haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; diese Augenblicke waren die glücklichsten meines Lebens und werden es immer sein. E. M. kennt den ganzen Umfang meiner Gefühle, die ich Ihnen weihe; erfüllt von Eifer, Anhänglichkeit und von der tiefsten Ehrfurcht bin ich, Sire, usw.

Der König erwidert schon am 13. Iuni t772, seinen bekannten indifferenten Standpunkt gegenüber den verschiedenen Bekenntnissen betonend:

Meine gnädige Frau Base! Ich bin sehr erfreut, gnädige Frau, mit Ihren Meinungen über die Verheirathung einer Ihrer Prinzessinnen-Töchter so gut zusammenzustimmen, so daß ich jetzt diese Angelegenheit als beinahe beendet ansehen kann. Was die Wahl anbetrifft, die man hinsichtlich der Prinzessinnen treffen kann, so glaube ich, daß man sich für die entscheiden wird, deren Alter am besten zu dem des Großfürsten paßt; und übrigens, gnädige Frau, kommt dies auf dasselbe hinaus, vorausgesetzt, daß Sie Schwiegermutter eines Kaisers von Rußland werden. Sie bereiten mir ein großes Vergnügen dadurch, daß Sie mir mittheilen, daß die Bekehrung zur griechischen Religion kein Hinderniß sein wird. Mein guter Fürst von Zerbst war widerspänstiger in Bezug hierauf, und irgend ein Geistlicher, welchen ich zu jener Zeit zu gewinnen wußte, war liebenswürdig genug, ihn zu überreden, daß der griechische Ritus dem der Lutheraner gleich sei, und er wiederholte unaufhörlich: „Lutherisch griechisch, griechisch lutherisch, das geht an". (Im Tert deutsch.) Nach einigen Mummereien und einigen Erbärmlichkeiten von dieser Art reiste seine Tochter nach Rußland ab; da ist sie nun Kaiserin und große Kaiserin. Ich wünsche, gnädige Frau, daß die dunkle Zukunft den Wünschen entspreche, welche ich für Sie selbst und für die glücklichen Folgen dieser großen Angelegenheit hege. Meine

ma<zuer6lIaSe (Kuppelei) wird gut belohnt sein, wenn Sie mir, während Sie Ihre Tochter begleiten, um sie auf den Thron zu setzen, das Vergnügen machen, mich im Vorbeigehen zu besuchen und mich in den Stand zu setzen, Ihnen von Mund zu Mund die Versicherung der Freundschaft und der wahren Hochachtung zu wiederholen, mit welcher ich verbleibe, usw.

Entgegen dieser Hoffnungsfreudigkeit scheinen sich doch einige Hindernisse gezeigt zu haben, denn am 3. August 1772, als der Thronfolger von Preußen, der Enkel der Landgräfin, zwei Iahre alt wurde, schrieb der König, ein in der Sammlung nicht vorhandenes Schreiben der Landgräfin beantwortend, sehr offen:

Meine verehrte gnädige Frau Base! Ich sehe, Gnädige, daß Sie sich Ungethüme erdichten, um sie zu bekämpfen. Seien Sie sicher: entweder ich habe keinen Einfluß oder eine Ihrer Töchter wird den Großfürsten heirathen. Ich weiß im großen Ganzen, daß man von der Zukünftigen Sanftmuth, eine ehrenhafte Haltung und Fruchtbarkeit verlangt. Was den letzten Punkt betrifft, so muß man sich auf die Wahrscheinlichkeit verlassen; Erfahrung würde bei einem so zarten Gegenstand nicht zulässig sein. Ich hoffe also, Sie auf der Durchreise bei uns zu sehen, während Sie Ihre Tochter im Triumph auf den Thron führen, welcher Sie erwartet. Assenburg ist ein mir sehr ergebener Mensch, der in dieser Angelegenheit nichts verderben wird.

Ich bin sicher, gnädige Frau, daß, wenn er Ihre Prinzessinnen-Töchter sieht, und besonders, wenn er von ihrer verehrungswürdigen Mutter auf sie schließt, Sie gewonnenes Spiel haben werden. Übrigens können Sie sich auf meine Fürsorge verlassen, ich arbeite für Sie mehr, als wenn ich Ihr Diener wäre; die Sache wird gelingen oder ich verstehe nichts. Sie werden von allem Wesentlichen benachrichtigt werden, was ich höre, und ich verlasse mich hierin ganz auf Ihre Verschwiegenheit.

Am 2. Dezember 1772 schreibt der König weiter:

Meine gnädige Frau Base! Ich habe nichts Eiligeres zu tun, meine theuere Landgräfin, als Sie zu bitten, ohne Aufschub das anzunehmen, was Ihnen die Kaiserin anbietet; hegen Sie keine Zweifel und laden Sie alles auf meine schwachen Rathschläge ab, was Ihnen Verlegenheit bereitet. Sie brauchen mir bloß anzudeuten, wann es Ihnen angenehm sein wird, hierher zu kommen, und ich werde Sie sofort einladen, worauf wir zusammen berathen werden, um einen passenden Vorwand für Ihre Reise nach Rußland zu finden. Iedenfalls müssen Sie hingehen und dem Urtheil des schönen Paris beiwohnen, welcher den Apfel einer von Ihren drei Göttinnen geben wird.

Sie sehen, gnädige Frau, daß meine Vorgefühle recht sicher sind, und Sie werden über das Herz eines jungen Fürsten triumphieren, welcher ein sehr glückliches Loos mit einer Ihrer Prinzessinnen haben wird.

Ich will den Courier nicht aufhalten. Ich umarme Sie, meine theuer? Landgräfin, und versichere Sie meiner vollständigen Anhänglichkeit, mit der ich bin, usw.
Dann am 19. Dezember 1772:
Meine gnädige Frau Base! Ich versichere Sie, meine theuere Landgräfin, daß niemand aufrichtiger an Ihrem Glück Theil nimmt, als Ihr sehr ergebener Diener, nnd ich bereue den Rath nicht, den ich Ihnen gegeben habe. Ich begreife, daß diese Reise Sie ein wenig in Verlegenheit bringt, aber Sie haben hier eine Tochter und Freunde, welche sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen beizustehen und, wenn es auch davon nicht abhängt, so wird alles Übrige von selbst gehen. Ihre Prinzessinnen sind ohne Zweifel schüchtern; wünschen Sie denn, daß dieselben in ihrem Alter anders seien? Fürchten Sie nichts, gnädige Frau! so weit ich den Landesbrauch kenne, liebt man sie eher sanft als keck; Sie wissen übrigens, wie sehr ein Iahr des Verheirathetseins die Zungen der jungen Damen löst; ich habe solche gesehen und auch die Kaiserin selbst, welche man für Kräutchen Rührmichnichtan gehalten haben würde, und welche in der Folge Anderen Veranlassung gegeben haben, sich wohl vor ihnen zu hüten. Ich werde Ihre Befehle erwarten, um hier Ihren Empfang vorzubereiten, und ich werde Ihnen erst dann schreiben, wenn Sie mich benachrichtigt haben werden. Inzwischen werde ich mich an zwei Zeitabschnitten erfreuen, an dem Ihrer Hinreise und an dem Ihrer Rückkunft. Dies wird mein „Kuppelpelz" (deutsch) sein.
Ich bitte Sie, meine theuere Landgräfin, überzeugt zu sein, daß ich mit aller möglichen Hochschätzung und Freundschaft bin, Ihr usw.
Sein Versprechen, einen unauffälligen Vorwand zur Reise zu geben, löst der König dann ein, er schreibt am 19. Februar 1773:
Meine gnädige Frau Base! Da schon seit recht langer Zeit weder die Prinzessin von Preußen, noch die Schaar Ihrer getreuen Anbeter das Glück gehabt hat, Sie zu sehen, glaube ich, meine theuere Landgräfin, wird es Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich Sie bitte, uns mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen. Ich hoffe, es ist mir vergönnt, hinzuzufügen, daß der Anfang des Monats Mai vielleicht die geeigneteste Zeit für diese Reise ist, die bequemste für Sie und zugleich die von der Iahreszeit am meisten begünstigte. Die Prinzessin von Preußen wird im Voraus sich auf diesen Augenblick freuen, und wenn Sie deren Zufriedenheit vollkommen machen wollen, so würden Sie ihr ihre Schwestern zuführen, die sie zärtlich liebt. Sie werden Herrin darüber sein, meine theuere Landgräfin, Ihre Zeit, so wie Sie es am Passendsten erachten werden, zwischen Berlin und Potsdam zu theilen und so abwechselnd mit Ihrer Gegenwart Freunde zu begünstigen,

welche Ihnen wahrhaft anhänglich sind. Ich hoffe, daß Sie mich zum Ersten davon rechnen, und bin mit vollkommenster Hochschätzung und in wahrster Freundschaft, meine gnädige Frau Base usw.

Die Landgräfin kommt nun auch mit ihren Töchtern, scheint aber wegen des Reisegeldes nach Rußland doch einigermaßen in Verlegenheit zu sein. Dasselbe war übrigens auch mit der Fürstin Zerbst der Fall gewesen, die ebenso wie die Landgräfin veranlaßt wurde, ihre Tochter selbst zur Brautschau nach Rußland zu bringen. Denn bereits im ersten die Verhandlungen einleitenden Brief an diese schrieb der König am 30. Dezember 1743, daß die Kaiserin für sie an Reisekosten in Petersburg 10 000 Rubel und für die Weiterreise nach Moskau fernere 1000 Dukaten angewiesen habe.

Eine solche Freigebigkeit des russischen Hofes wiederholt sich jetzt aber offenbar nicht, denn der König, hier wie in früheren Fällen für seine Pläne seine sonstige Sparsamkeit beiseite setzend, schreibt der Landgräfin am 19. Mai 1773:

Meine gnädige Frau Base! Es scheint mir, daß wir in Nothlagen die Hülfe unserer Freunde erwarten sollen, und daß gerade bei solchen Gelegenheiten ihre Anhänglichkeit sich am Meisten zeigen muß. Überzeugt von dieser Behauptung sehe ich es als eine meiner Pflichten an, so denjenigen gegenüber zu handeln, welche ich achte und schätze. Aber, meine gnädige Frau, die Prinzessin von Preußen denkt ebenso, und ich unternehme es keineswegs, ihr das Verdienst der Beweise der Anhänglichkeit zu rauben, welche sie Ihnen gegeben hat. Im Gegenteil, ich schenke ihr hierin Beifall und ich bin überzeugt, daß, wenn der Fall eintritt, es ihrer verehrungswürdigen Mutter nicht an Hülfsquellen in einem Lande fehlen wird, in welchem sich die Notwendigkeit herausstellt, Ausgaben zu machen, welche Ihre Mittel übersteigen. Inzwischen, gnädige Frau, seien Sie überzeugt, daß meine guten Wünsche Sie überall hin begleiten, und daß Ihnen nichts zustoßen kann, woran ich nicht als Ihr wahrer Freund Theil nehme.

Ich bin mit ebenso viel Achtung als Wertschätzung usw.

Die Geldmittel, welche der König selbst zu geben in diesem, auch am Schlusse merklich kühleren Briefe ablehnt, scheinen sich doch gefunden zu haben, denn am 31. Mai 1773 zeigt ihm die Landgräfin ihre am 4. Iuni bevorstehende Abreise an und bemerkt dazu:

Ich reise ab, tief durchdrungen von aller Gnade, mit welcher E. M. mich und meine Kinder überhäuft haben. Ich flehe Sie an, uns weiter Ihren Schutz zu gewähren und überzeugt zu sein, daß in der ganzen Welt, und ich übertreibe durchaus nicht, Niemand Ihnen, Sire, treuer ergeben sein kann, als ich es bin. Meine Anhänglichkeit besteht jede Probe, und meine Seele ist durchdrungen vom Gefühl der lebhaftesten Dankbarkeit.

Ich bin in tiefster Ehrfurcht usw.

Am 3. August 1773 schreibt der König ihr noch nach Potsdam; er bedauert, daß sie erkrankt gewesen sei, versichert ihr, daß sie ihre Tochter dort in so guten Händen lasse, daß sie ruhig abreisen konne, und kündigt ihr an, daß er als einen Tribut, den alle Reisenden zahlen müssen, die genauesten Berichte von ihr bei ihrer Durchfahrt auf der Reise erfordern werde.

Es folgen in der Sammlung nur noch zwei kurze Briefe, einer der Landgräfin vom 21. Oktober 1773 aus St. Petersburg, der nur als Bruchstück mitgeteilt, die Ernennung ihres Sohnes zum Brigadegeneral und die Verleihung des Ordens der heiligen Katharina an die Prinzessin von Preußen meldet, während der letzte vom 27. März 1774 eine freundschaftliche und zarte Erkundigung nach dem Befinden der erkrankten Landgräfin ist. Dieser Brief traf sie wohl nicht mehr am Leben, denn sie starb bereits am 30. März 1774.

Auch ihre Tochter, welche von der Mutter mit so großen Hoffnungen nach Rußland begleitet worden war, mußte ihr junges Leben früh beschließen.

Und noch einmal unterzieht sich der große König der Mühe, für eine Frau des Thronfolgers zu sorgen.

Am 9. Mai 1776 schreibt er seinem Bruder Heinrich mit zum Teil an Ironie streifender llberschwenglichkeit:

Mein sehr lieber Bruder! Dein lieber Brief hat in mir zwei sehr verschiedene Gefühle erregt; das eine Mal war ich durchdrungen von Schmerz, da ich den Tod einer jungen Fürstin erfuhr, deren Charakter und Tugend schätzenswerth war, das andere Mal schwoll mein von Dankbarkeit erfülltes Herz, indem ich von dem Vertrauen erfuhr, welches Ihre Majestät die Kaiserin und ihr würdiger Sohn freundlichst in mich setzen. Gewiß werden sie sich nicht täuschen, und bei dieser Gelegenheit sowohl wie bei allen denen, welche sich während meines Lebens darbieten können, werden sie mich immer an Leib und Seele bereit finden, ihnen alle Dienste zu erweisen, welche von mir abhängen. Um Dich nicht mit Vorreden aufzuhalten, welche Deine Geduld ermüden würden, theile ich Dir im Allgemeinen mit, daß ich in dem, was das Schwierigste bei meiner Unterhandlung war, nämlich was den Erbprinzen von Darmstadt betrifft, Erfolg gehabt habe. Ich gestehe, daß er mich zu Thränen gerührt hat. Das Herz noch voll von dem unerwarteten Tod seiner Schwester, niedergedrückt von diesem Verlust sagte er nir: „Ich verstehe, daß der Großfürst sich schnell wiederverheirathen muß; die heirath, welche ihm am Besten gefällt, ist die mit meiner Braut. Ich liebe sie, ich hatte gehofft, glückliche Tage mit ihr zu verleben, aber ich liebe den Großfürsten noch mehr und ich opfere ihm meine Braut und würde ihm selbst mein Leben geben, wenn es ihm nützlich sein könnte". Nein, Pnlades hätte nicht mehr für Orestes gethan, noch Nisus für Euryalus. Gebe der Himmel, daß diese neuen Bande, die sich schließen

werden, zur Zufriedenheit der erhabenen kaiserlichen Familie beitragen, und daß eine lange Nachkommenschaft, welche deren Folge sein möge, den Glanz der ausgezeichneten Vorfahren aufrecht erhalte. Da ich ein Miniaturbild der Prinzessin von Württemberg (welche nebenbei gesagt 17 Iahre ist) gefunden habe, schicke ich es Dir.

Diesmal wurde die Braut nicht nach Rußland gebracht, sondern der Thronfolger kam nach Berlin, um mit ihr zusammenzutreffen. Der König war außerordentlich besorgt für ihn, er schrieb seinem Bruder am 7. Iuni 1776, er habe eine unglückliche Vorahnung, als wenn der Großfürst in Berlin erkranken könnte, der Bruder möge doch sorgen, daß sein Leibarzt mitkäme, und daß er möglichst wenig reite. Am 19. Iuli 1776 beruhigt der Prinz Heinrich seinen Bruder über die Gesundheit des Großfürsten in einem Brief, der schon aus Schweden datiert, und fügt hinzu, der Großfürst und sein Gefolge sei zufrieden: „in allen Dörfern hätten die jungen Mädchen ihm Blumen angeboten und in den Städten habe man einige Leute herzugeholt, um Hurrah zu schreien". Die feierliche Verlobung fand in Berlin, wo der König nach seinen Briefen persönlich überwacht hatte, daß alles auf das prächtigste geschmückt sei, am 23. Iuli 1776 statt, und schon am 1. Oktober 1776 kann der König seinem Bruder Heinrich berichten: „Die Kaiserin (von Rußland) ist außerordentlich mit der Prinzessin von Württemberg zufrieden; sie hat Mittel gefunden, den ganzen Hof zu gewinnen, und wenn sie fortfährt, sich so zu benehmen, wird ihr Einfluß von Tag zu Tag bei der Kaiserin wachsen".

Diese dritte Vermittelung war die letzte, durch welche der große König seiner Freundschaft für das russische Kaiserhaus Ausdruck gab.

Friedrich Alafberg: '

Conrad Ferdinand Meyer und das Romantische.

Das Werf Conrad Ferdinand Meyers, vor allem seine Gedichte, umfangen mit einer seltsamen Wirkung. Sie erschüttern durch die edle Größe und elementare Wucht, mit der die ewigen Werte der Seele, das unabänderliche Auf und Ab des Menschenlebens in eherne Formen gepreßt ist. Und sie erregen durch die betörende Bewegtheit dieser großen Linie, durch die schwingenden Unter- und Zwischentöne, unter denen der lapidare Bau vibriert. Sie ergreifen bald mit jener beruhigenden und aufrichtenden Zeitlosigkeit, wie sie den Werken aus den Höhepunkten vergangener Entwicklungen eigen ist, und bald reißen sie hin durch

die Kraft, mit der unsere Sehnsüchte nnd unsere Nöte emporklingen.
Ist es möglich, das Dunkel dieser Doppelwirkung zu erhellen?
Der Fortgang der Dichtung im abgelaufenen Iahrhundert bewegt sich zwischen zwei Polen, die wir mit den Worten: klassisch und romantisch bezeichnen wollen. Wir nennen klassisch und romantisch jene Enden, die das Auf und Ab der Entwicklung des Menschengeistes markieren wie Höhe und Tal. Wir nennen klassisch jene Epochen der Reife, der Abgeklärtheit, des Alters, in denen das Wollen voraufgegangener Zeiten restlos zu Ewigkeitswerten sich verdichtet und in denen das Sehnen früherer Generationen seine Erfüllung findet. Und wir nennen romantisch jene Epochen der Verheißung, der Morgenröte, der Iugend, in denen die überkommenen Formen und Normen über Bord geworfen werden und die Lust zu neuem Leben und neuen Taten ihr Recht sich von den Sternen holt. Von diesen beiden Polen nun scheint mir die Literatur im 19. Iahrhundert getragen und bewegt. Das Erbe der deutschen Klassik setzt sich fort und lebt stets wieder in neuen Erscheinungen auf. Und die Gegenströmung, die mit den genialen Anfängen jener jugendheißen Köpfe — die wir unter dem Namen der älteren Romantik zusammenfassen — einsetzt, bricht immer energischer sich Bahn und gewinnt immer klarere, reinere Form. Hölderlin, Hebbel, Ibsen, Dehmel sind die Etappen auf diesem Wege. Während Kleist, Freytag, Keller, Ricarda Huch die andere Spur bezeichnen. Diesen letzten pflegt man auch Conrad Ferdinand Meyer zuzuzählen.
Mit gutem Recht. Denn die besten Traditionen der Klassik — und nicht bloß der deutschen — gewinnen bei ihm neues Leben. Seine Welt umspannt die Abgründe und Gipfel des Menschengeschlechts, das ewig Wahre und Große des irdischen Daseins, die immer gleichen Triebe, Leiden, Wallungen der Menschenbrust. Es ist bei ihm kein Raum für die überfeinerten Regungen einer differenzierten Psyche. Das Elementare, Ursprüngliche, Zeitlose ist seine Welt. Und diese Welt fußt auf einem Boden, der zutiefst mit dem letzten Sinn alles Irdischen und Überirdischen verwurzelt ist: dem Sittlichen. Hier liegt das letzte Geheimnis seiner Kraft. Darum findet er immer wieder neue Töne für alles das, was viele vor ihm gesungen oder in Stein gemeißelt oder in Farben festgehalten. Für die Liebe znr Heimat, zur Alpenwelt, für Freundschaft, Tod, Vergänglichkeit, Größe, die Iahreszeiten, den Abend, den Morgen, die Sonne, Iugend, Alter. Und darum ist er auch mit der Naivität des Kindes mit der Natur verschmolzen.
Und wie ist diese Welt, belebt von dem Feueratem einer großen Seele, Form geworden! Wie ist sie alles Stofflichen entledigt und doch der letzt-mögliche Ausdruck des Gestalteten! Wie ist alles Irdische, Schwere zu schwebendem Leben erhoben! Meyers Kunst ist wie der reife, volle, überströmende Herbst. Sie ist wie ausgetragene Früchte; ausgewogen und schwellend. Sie ist feierlich und

gedrungen, voll wuchtiger Prägnanz; monumental wie aus Marmor gehauen und strahlend wie aus Erz gegossen. Darum erinnert sie auch nicht so sehr an Goethe als an Phidias und Michelangelo. Seine Lyrik ist nicht auf betörende Melodik und fortreißende Rhythmik allein aufgebaut, sondern vor allem auf die Größe und Wucht plastischer Schöpfung. Ich erinnere nur an die eherne Größe des Gedichtes „Firnelicht".

„Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Da« große stille Leuchten."

Und an die monumentale Ruhe von „Eingelegte Ruder":

„Meine eingelegten Rüder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.
Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt «in schmerzenloses Heute!"

Und doch redet die Kunst C. F. Meyers zu uns nicht allein mit diesen Tönen über den Zeiten schwebender, restlos allem Irdischen enthobener Ewigkeitswerke. Es werden auch durch sie unsere eigensten, persönlichsten Erlebnisse, aus unserer Zeit entspringend und aus unserem Schicksal geboren, aufgeweckt und kommen zu warmem Leben. Das macht, seiner Dichtung fehlt jene Kälte des klassischen Kunstwerks, die nur zu leicht aus der Loslösung von allem Individuellen, Zeitgebundenen entspringt. Meyer lebte ja auch mit einer Generation, die wohl die Traditionen eines Höhepunkts der Entwicklung noch mit auf den Weg bekam, die aber schon die Flügel zu neuen Taten machtvoll reckte. Und wenn auch in ihm der klassische Gedanke noch einmal zu einer ganz seltenen Reife, Reinheit und Schönheit zu Worte kam, so verband ihn doch sein ungeheures Temperament zu sehr mit den Tiefen seiner Zeit, hörte seine so zarte Seele schon die feinen Glocken einer neuen Zeit. So erklärt diese Stellung des Dichters zwischen zwei Zeitaltern, einem noch nicht ganz versunkenen und einem nur mählich empordämmernden, das Geheimnis seiner Doppelwirkung. Das romantische Moment ist in ihm nicht minder lebendig als das klassische.

Wir verehren in der Kunst und Weltanschauung der klassischen Epochen das Maß der Lebenshaltung, die Ausgeglichenheit der Leidenschaften, die Harmonie des Wollens und Sollens. In Meyer aber werden Töne laut, die singen von der Maßlosigkeit seines Gefühls, von der Überschwenglichkeit seines Lebenstriebes: „Genug kann nie und nimmermehr genüge«." Und auch sein Ich, gleich einem unversiegbaren Vulkan, wälzt immer neue Gluten ungezügelter Kraft empor, die überschäumend nicht zur Ruhe gelangen können. Nicht ist es dem Dichter gegeben, sein ungeheueres Temperament in stille, feste Bahnen restlos zu zwingen:

„Mein unbändiges Geblüte
Strotzend von der Scholle Kraft,
Trunken von des Himmels Güte
Sprengte schier der Hülse Kraft."

Und so ist auch sein Leben bis ans Ende durchwühlt von der Leidenschaft des in ihm brennenden Lebens- und Schaffensdranges:

„Nein, in Flammen werd' ich älter
Und in Flammen wieder jung."

Die Klassik als die Kunst der gebändigten Kraft, der reinen Harmonie feiert den hohen Mittag des Lebens, die stille Heiterkeit, die strahlende Sonne. Auch Meyer ist durchdrungen von dem Firnelicht seiner Gletscherwelt. Daneben aber brodelt es in ihm von viel Schwermut, lastet auf ihm der Hang zur Einsamkeit, beängstigt ihn das Düstere, Trübe der irdischen Bahn. Nur zu oft verliert er sich in banges Träumen, beschweren ihn die Stunden der Dämmerung mit ihren dunklen Geheimnissen. Er seufzt dann unter der Schwüle dieser Zwischenstimmungen, bis er sich losreißt mit dem qualvollen Aufschrei nach der Klarheit der Sterne. Aber er liebt auch dieses matte Versinken des Tages und berauscht sich an dem fahlen Streifen Licht, der auf Sekunden die langsam dahinziehenden Gondeln im Oan«,! ^rauäe erhellt. Und wie in den Dichtern der „blauen Blume", lebt auch in ihm ungestillt die ewige Sehnsucht des Menschen. Auch in ihm schluchzt dieses eigenste Geschenk der Großen in verhaltenen Lauten oder es steigert sich zu qualvollen Aufschreien des Schmerzes.

Und es ist nur natürlich, daß diese Seele, die so empfänglich ist für die Zwischen- und Untertöne des Lebensliedes, auch Worte und Bilder gebiert voll heimlich leuchtenden Lichtes. Gleich einer dunklen Kraft vibriert es zwischen den Zeilen seiner Gedichte. Sei es, daß es durch den Ton ganzer Strophen dringt:

„Mit edlen Purpurröten
Und Hellem Amselschlag,
Mit Rosen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag."

Sei es, daß es aus einzelnen Worten quillt: müde Lache, heißes Schweigen, wandernd Herdgetön, gezackte Schatten, wunderkühle Pfade, harscher Wind; das Segel bauscht, das Geheimnis einer Ferne blaut.

Und endlich zeigt C. F. Meyer neben seiner Vorliebe für die großen Zeiten der Antike einen merkwürdigen Hang zu jenen Epochen, die gleich der unseren ein Anfang waren. Vor allem zu jener, in der der Mensch geboren wurde: zur Renaissance. Ulrich Hutten hat er ein großes Lied geweiht; Iulius II., Michelangelo Buonarroti, Cesare Borgia hat er in Gedichten und Novellen wie keiner vor und nach ihm gestaltet. Und ganz besonders bedeutsam ist, wie Goethe und wie er Italien erlebten. Für jenen wurde es zum Durchgang, zur völligen Hingabe an

die Welt der Griechen. Für ihn aber hat die Renaissance ihr eigenes Leben, ist der Himmel Italiens, die Schönheit Venedigs, Roms um ihrer selbst willen schön. Der neue Lebenswille, das ungestüme Kraftbewußtsein der Renaissance-schöpfungen gilt ihm ebenso viel wie ihre klassische Form. Und darum übernahm er von ihnen — wie der große kongeniale Marses — nicht allein die monumentale, adelige Linie; er füllte sie auch mit jenem lebensheißen Feueratem, der uns Heutige so maßlos berückt.

Lotte Stadthagen-Pugge:

Die Rettung.

Vor der Tür des Pfarrhauses steht der Schlitten zur Ausfahrt bereit. Nicht der neue Staatsschlitten, den der Pfarrer als Weihnachtsüberraschung für Frau und Töchterchen von jenseits der nahen russischen Grenze kommen ließ, sondern der alte, behäbige mit dem Sitz aus Kalbfell, in dem die Pfarrfrau nicht gern fährt, weil er so sehr stuckert, der dem Pfarrer aber gerade recht ist, wenn er in die Stadt will, um Einkäufe zu machen, weil man in seinem geräumigen Kasten ordentlich etwas unterbringen kann. Christoph, der alte Kutscher, steht neben dem Schlitten und bemüht sich, Körbe und Säcke so zu rücken, daß sie den Pfarrer nachher beim Sitzen nicht beengen. Das eine der Pferde scharrt ungeduldig im Schnee: der Schlitten gleitet ein wenig vorwärts. „Stah, Liese, stah", beruhigt es in dem den Litauern eigentümlichen, singenden Tonfall der Kutscher und kramt weiter. Da spitzt das andere Tier die Ohren und wirft den Hals herum, nach der Tür zu, so daß an seinem Geschirr alle Glöckchen klingeln. Es ist des Pfarrers Reitpferd, ein prächtiger Wallach.

„Wenn der kickt, denn kommt er", murmelt Christoph, schwingt sich auf den Bock und wickelt die Beine sorgsam in die Pferdedecken. Und da geht auch schon die Tür auf, und heraus tritt die Hünengestalt des jungen Pfarrers in Pelzmütze und langem, schwarzem Reisepelz mit breitem, in bunter Wolle gesticktem Gürtel. Vergeblich müht sich der Pfarrer im Gehen, ihn zuzumachen; jetzt, so unmittelbar nach dem Mittagessen ist er ein wenig eng, und die eiserne Schnalle will nicht fassen.

„Erlaub mal, Schatz", sagt die kleine blonde Frau, die hinter ihm kommt, und zieht lachend den Gürtel zusammen. „Dank schön, Liebchen, und adieu!"

Wie sich der Pfarrer bücken muß, um seine kleine Frau zu küssen! Dann klappt er den Kragen in die Höhe und zieht aus der Pelztasche die dicken, wollenen Handschuhe, litauische, mit buntgestricktem Handrücken.

Lotte StadthagewPuggs Die Rettung
„Hurra, jetzt fahr ich ganz alleine los!" Das fünfjährige Lenchen, Pfarrers Einzige, hat sich an den Eltern vorbeigedrängt, ist in den Schlitten geklettert und strampelt lustig auf dem Sitz herum. Die Blauaugen strahlen, die weißblonden Mauseschwänzchen fliegen. „Hopp, hopp, Pferdchen, lauf galopp!"
„Hast du den Fischeimer mit, Christoph?" wendet sich die Pfarrfrau an den Kutscher. „Vergeßt ja die Fische für die Gesellschaft nicht! Und daß du keinen Schnaps in der Stadt trinkst, Christoph, hörst du? Und Grog höchstens zwei Glas, sonst findest du nicht die richtige Überfahrt über den Strom, und ihr geratet in die unsicheren Stellen." Christoph murmelt etwas Unverständliches.
„Und beeilt euch, daß ihr zurück über den Strom seid, ehe es ganz dunkel wird. Nenn's nur nicht stiemt!" fügt sie hinzu, besorgt den schneeschweren Himmel musternd, der grau und tief über der weißen Landschaft hängt.
Noch einmal beugt sich der Pfarrer zärtlich über seine Frau: „Nicht ängstigen, Herzblatt, steh'n wir nicht alle in Seinem Schutz? Komm, Lenchen!"
Er hebt das Töchterchen aus dem Schlitten und läßt es in seinen Armen hoch in die Luft fliegen, daß es aufjauchzt. „Bonbons soll ich doch keine mitbringen?" fragt er neckend.
„Doch, viele, und Rosinen und Backpflaumen! Und komm bald wieder, Vater, ja?"
Der Pfarrer stellt das Kind hin, steigt ein, los! und lustig klingelnd saust der Schlitten davon. —
Die Besorgungen in der Stadt sind verhältnismäßig schnell erledigt, und früher als gewöhnlich befindet sich der Pfarrschlitten auf dem Heimweg. Es ist noch ziemlich hell, als er das Ufer des Stromes erreicht, die eintönige, trübselige Helle des späten Februarnachmittags bei tiefverhängtem Schneehimmel.
Der Strom ist weiß verschneit wie das Land umher, und läge er nicht tiefer als die Ufer, würde man kaum merken, wo das Land aufhört und das Wasser anfängt. An der Stelle der überfahrt sind vom Ufer zum Fluß einige Bündel Besenreisig gelegt, damit der Schlitten beim Hinabfahren nicht einen zu heftigen Ruck gibt. Wenn der Fluß eisfrei ist, geht hier die Fähre, ein aus Bohlen gezimmertes Floß, das, an beiden Ufern mit eisernen Ketten befestigt, von kräftigen Fischern, denen ein Nebenverdienst willkommen ist, mittelst Gurten je nach Bedarf herüber- und hinübergezogen wird. Ietzt liegt die Fähre eingefroren und verschneit im Fluß; nur die Geländer an den Seiten ragen heraus.
Hinter dem Pfarrschlitten ertönt das Geläut eines anderen Schlittens.
Christoph dreht sich um. „Das is doch dem Iakobeit aus Pommerischken sein alter Brauner", meint er. „Was fährt der denn so schnell? Will der uns überholen, der Lausekerl?"
„Jakobeit, Jakobeit", murmelt der Pfarrer, „kenn ich doch gar nicht ...."'
„Nei, das glaub ich, inne Kirch jeht der nich, und inne Schenk jehn S i e

«ich, da wer'n Se 'n wohl nich kennen lernen, wenn er auch zu Ihrem Kirchspiel gehört!"
„Er trinkt wohl?"
„Trinken!" lacht Christoph grimmig. „Saufen tut er, bis er lang unterm Tisch liegt. War 'n scheenes Bauerngut, alles der Frau ihrs, und jetz nuscht wie Schulden. Alles versoffen und verludert. Na, die Frau läg längst im Wasser, wenn's nich wejen dem Kind wär', 'n sießes Marjellchen, die Ertme, wird nu . . . ., na ja, sechs Iahr wird se ran sein. Das is der Frau ihr Ein und ihr Alles, da rackert se sich ab von früh bis spät, daß bloß das Kind mal nich soll betteln jehn." Er drehte sich auf dem Kutschbock herum und spähte nach hinten. „Na ja, da is se drin, das arme Weib, bei der Kälte! Iewiß hat er 'n Kalb nach der Stadt jefahren oder 'n Schwein; da muß se mit, sonst bringt er keinen Pfennig nach Haus'. — Mein Gott, wie die kleine Ertme Diphtheritis jehabt hat, vor'jen Winter, die Angst von der Frau! das Herz konnt' sich einem im Leib rumdrehn. Wenn das Kind gestorben wär, die Frau wär ins Wasser jegangen. Und sone Kinder, die das Einzigste sind von soner armen Mutter, die sterben immer."
Den letzten Satz sagte er mit besonderer Betonung und sah den Pfarrer von der Seite bissig an; es klang wie eine Herausforderung.
„Aber Christoph", erwiderte besänftigend der Pfarrer, „es ist doch nicht gestorben".
„Nei, diesmal nich, aber keiner weiß, was noch kommt, Ierechtigkeit jiebt's nich, hätt se sonst den Kerl auf'em Hals?"
„Gottes Wege sind unerforschlich, er legt uns Schweres auf; aber es ist nicht zum Bösen. Der Mann kann sich ändern; Gott wird helfen, wird ihn wieder auf den richtigen Weg bringen."
„Der Deiwel wär besser!" knurrte Christoph.
„Der Teufel?"
„Na ja, wenn der'n holt, is se ihn los."
Der Pfarrer konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und sah sich nach dem Schlitten um.
„Nanu, der fährt ja rechts ab!" rief er erstaunt.
„Is näher da nach Pommerischken."
„Aber dort kommen sie durch die unsichern Stellen! Wenn sie einbrechen!"
„Wern schon nich. Er is drauf. Unkraut verjeht nich."
Aber der Pfarrer kann den Blick nicht von dem fremden Schlitten abwenden, der sich auf der freien Fläche des Stromes unnatürlich groß gegen das Grau des Himmels abhebt. Mit schier magischer Gewalt zieht er ihn an.
Plötzlich scheint der Schlitten zu halten. Er beginnt zu schwanken, als

hätte er sich in eine Wiege verwandelt, das Pferd steigt hoch empor und verschwindet. Gleichzeitig ertönt ein markerschütternder Schrei.
„Halt! halt! sie sind eingebrochen!" Noch ehe der Schlitten hält, ist der Pfarrer herausgesprungen.
„Nimm den Pferden die Leine ab und komm nach, aber schnell, um Gottes Willen, schnell!"
Damit stürmt er davon, der Unglücksstelle zu. Ihm schwimmt es vor den Augen, er sieht etwas sich bewegen, und kann doch nichts deutlich unterscheiden. Nur daß es immer weniger wird, was sich oberhalb des Eises befindet, das sieht er. Gott, mein Gott, hilf, daß ich nicht zu spät komme, ist alles was er denkt! Der Pelz hindert ihn am Laufen, er wirft ihn ab. Nur vorwärts, retten, helfen! Pferd und Schlitten sind verschwunden, nur zwei Gegenstände noch heben sich an der Unglücksstelle von der hellen Eisfläche ab, ein grellroter und ein dunkler weiter stromabwärts. Das sind die Menschen, denkt der Pfarrer, die mit dem Wasser um ihr Leben kämpfen. Schneller noch stürzt er vorwärts. Da, ein verdächtiges Knarren unter seinen Füßen .... Er wirft sich zu Boden und schiebt sich auf Knieen und Unterarmen vorwärts. Ietzt hat er es erreicht, das wogende Eisgetrümmer, und hebt sich, um es übersehen zu können, auf die Knie: Das Rote ist ein gebundenes Kopftuch, das, auf einer größeren Eisscholle liegend, mit dieser auf und ab tanzt, das Dunkle etwas weiter stromabwärts der Oberkörper der Frau, die mit ausgebreiteten Armen und vornübergesunkenem Kopf regungslos im Eise hängt. Die Ohnmächtige schwebt nicht in unmittelbarer Lebensgefahr, da die ausgebreiteten Arme sie vor dem Untergehen schützen; aber wo ist der Bauer? Angstvoll spähend blickt der Pfarrer in das schwarze, wirbelnde Wasser. Eisstücke tauchen empor, Stroh, ein Brett, eine Mütze . . . da, dicht vor dem Knieenden ein Kopf, Schultern .... Der Pfarrer packt zu und zieht mit schier übermenschlicher Anstrengung den Bauer aufs Eis. Die Scholle mit dem Tuch treibt dabei an den Rand des Loches, gleichsam, als zöge der Körper des Bauern sie an. Mechanisch greift der Pfarrer nach dem Tuch und steckt es in die Tasche; dann schiebt er sich rückwärts, den Geretteten mit sich ziehend.
Keuchend kommt Christoph gelaufen, über einem Arm die Pferdeleine, über dem andern des Pfarrers Pelz tragend, den er unterwegs aufgehoben und mitgebracht hat.
„Wenn Sie sich schon nich zu schad' sind, Herr Pfarrer", stößt er atemlos hervor, „wejen sonem Kerl zu versaufen, denn denken Se wenigstens dran, daß Se Frau und Kind haben!"
Unwillkürlich wendet der Pfarrer den Kopf nach der Stätte der soeben überstandenen Gefahr: Es ist wahr, nach menschlichem Ermessen hätte der brüchige Eisrand in Stücke gehen müssen, als ihm plötzlich die doppelte Last zu-

gemutet wurde; Gott hat ein Wunder getan, durch ein Wunder ist er und der Bauer gerettet. Kein Grausen schüttelt ihn bei dem Gedanken an das Wagnis; daß es hätte anders ausgehen, daß er dabei sein Leben hätte lassen können, kommt ihm gar nicht in den Sinn.
„An die Meinen hat ein Anderer gedacht, Christoph, ein Stärkerer, der uns den Verunglückten zu Hilfe gesandt hat!"
„Zu Hilfe gesandt!" knurrt Christoph, „hätt' se nich brauchen reinfallen lassen!"
Der Bauer liegt stocksteif da, mit zurückgebogenem Kopf und geschlossenen Augen. Die blauen Lippen stehen auseinander, stoßweise hebt ein keuchendes Atmen seine Brust. Der Pfarrer drückt ihm das Wasser aus Haar und Kleidern.
„Er war schon unterm Eis", sagt er. „Gerade als ich kam, tauchte er wieder auf. Nennst du das etwa nicht Gottes Fügung?"
„Schon unterm Eis! Der Kerl! Den will nich mal der Deiwel haben!
Wenn wir man erst die Frau raushätten! Das Eis scheint da mächtig dünn zu sein, lauter graue Stellen. Man gut, daß se ohnmächtig is: da hält se still, und wir können in Ruh rankriechen. Aber wenn se nu nich wieder aufwacht!"
„Das wird sie gewiß!" sagt zuversichtlich der Pfarrer.
„Durch Gottes unendliche Güte ist ihr der Kampf und die Angst um ihr Leben erspart geblieben: sie hat sofort, al? sie einbrach, das Bewußtsein verloren; hätte sie gekämpft, müßte ja der Rand des Loches zerbröckelt sein. Hilf mir rasch den Bauer in den Pelz wickeln .... so ... . nein, oben etwas offener, sonst erstickt er . . . ."
„Wär grad kein Landschaden! Der Lausekerl in den schönen Pelz ....
So, nu sieht er aus wie 'ne riesje Schmetterlingspupp."
Der Pfarrer nimmt die Leine und knotet sich das eine Ende um den Leib, das andere reicht er Christoph: „Sei nicht zu ängstlich! Wenn ich auch ein bißchen naß werde, das schadet nichts."
„Was an mir liegt, werd' ich Se nich versaufen lassen", sagt der alte Kutscher sehr bestimmt.
Kriechend bewegen sich die beiden Männer dem Loch zu, in dem die Frau hängt; der Pfarrer voran, Christoph so weit dahinter, wie die Leine ausgibt. Zoll für Zoll schieben sie sich vorwärts. Das Eis knarrt, die äußerste Vorsicht ist geboten: wenn es bricht, ist die Rettung der Frau so gut wie ausgeschlossen. Ietzt ist der Pfarrer nur noch eine Armlänge von der Frau entfernt; wenn er sich auf die Brust sinken ließe, könnte er sie mit den Fingerspitzen berühren. Weiter schiebt er sich vor, zentimeterweise, sein Auge ist auf die Ohnmächtige gerichtet, sein Sinn nur auf ihre Rettung, jeder Gedanke an

die eigene Sicherheit ist ausgelöscht. Schon glaubt er sie fassen zu können, da, ein langgezogenes quietschendes Knarren — das Eis senkt sich, eine Welle eiskalten Wassers aus dem Loch netzt dem Pfarrer die Hände.
Der Kutscher zieht, der Pfarrer gleitet zurück.
„Ich war so nahe dran", sagt er kleinlaut. „Wir müssen von der andern Seite versuchen."
„Sie sind zu schwer, Herr Pfarrer, lassen Se mich mal!"
„Du wolltest, Christoph?"
„Is ja die Frau! Wenns der Kerl wär, nich de Finger macht ich mir naß!"
Es ist nicht leicht, mit den klammen Fingern die Leine aufzuknoten und sie dem Kutscher sicher anzulegen, und in dem Bestreben, es recht schnell zu machen, dauert es noch länger.
„Mein Gott, mein Gott, die arme Frau", murmelt bekümmert der Pfarrer, „so lange in dem eiskalten Wasser!" Endlich ist es so weit. Der Pfarrer hat die Leine fest um den einen Arm geschlungen, im Fall die klammen Hände den Dienst versagen sollten, wenn es not tut. Die Ärmel seines schwarzen Rockes werden schon grau und steif.
Wieder kriechen die beiden Männer dem Loch zu, diesmal Christoph voran, der Pfarrer dahinter. Der Kutscher ist bedeutend leichter und trotz seines höheren Alters gelenkiger als der Pfarrer. Wie eine Schlange windet er sich vorwärts, atemlos folgt der Andere jeder seiner Bewegungen. Das Eis hält stand. Ietzt ist Christoph nahe genug. Er streckt sich ganz flach aus, um das Gewicht zu verteilen, dann packt er die Frau. „Rückwärts! Ziehen!" Der Pfarrer zieht, Christophs Arme strecken sich, das ist alles, die Frau bleibt an ihrem Platz. Ihre Kleider haben sich voll Wasser gesogen, sie ist zu schwer, nur fester wird sie gegen die Eiskante gedrückt. Christoph, der sie mit beiden Händen hält, hat, flach auf dem Eise liegend, keinen Stützpunkt, weder um die Frau herauszuheben, noch um sich selbst aus eigener Kraft rückwärts zu bewegen.
„So geht's nich," stößt er hervor, „ich muß loslassen!"
„Halt fest!" ruft der Pfarrer, „ich komme". Er kriecht näher heran, die Leine mehr und mehr aufwickelnd, und packt den Kutscher bei den Füßen. „Halt fest!" schreit er noch einmal. Ein Ruck — der Oberkörper der Frau liegt auf dem Eise. Das Eis knarrt und biegt sich, Wasser quillt darüber, ergießt sich in Christophs Ärmel. Der Kutscher hält wacker stand, und der Pfarrer zieht, Ruck um Ruck. Die Nägel brechen, und auf der Stirn steht ihm der Schweiß. Er betet laut und zieht und fleht Christoph an, fest zu halten. Endlich sind sie auf festem Grund. Die beiden Männer erheben sich und reiben die blauroten, zerschundenen Hände. Ihr Blick ruht auf der so schwer errungenen Beute. Der oberste Rock der Flau, nach litauischer Art weit mit vielen Falten, ist bei der

Bergung aufgerissen und hat sich weit über die Füße gezogen, so daß sie riesengroß erscheint.
„Das Iesicht is ganz wie bei ^ner Doten", meint Christoph kopfschüttelnd, „wie sollen wir die bloß wieder ins Leben kriejen?"
„Wenn wir sie nur erwärmen könnten!"
„Ich wer man rasch laufen, di? Pferdedecken holen."
„Ia, lauf, was du kannst." v
Der Pfarrer ist erschöpft, aber tzr ruht nicht. Schon kniet er neben der Ohnmächtigen im Schnee und faßt nach ihrem Puls. Er fühlt nichts, aber das mag an seinen klammen, gefühllosen Fingern liegen. Tot kann sie nicht sein, nein, nein, das kann Gott nicht wollen, um des Kindes willen. Er faßt in seine Tasche nach den wollenen Handschuhen, um das eiskalte Gesicht, die eiskalten Hände zu reiben, und zieht das rote Tuch heraus, das er bei des Bauern Rettung vom Eise genommen hat. Damit reibt er ihr Hände und Gesicht; dann knetet er ihre Glieder, streift den zerrissenen Rock vollends ab, schneidet die Schuhsenkel auf und drückt das Wasser aus den Kleidern. An dem totenähnlichen Aussehen der Frau ändert sich nichts. In höchster Besorgnis faßt der Pfarrer wieder nach der starren Hand, um den Puls herauszufühlen. So intensiv ist seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, daß er nicht einmal das Klingeln des sich nähernden Schlittens hört. Da leuchtet sein Auge auf: eben hat er das Klopfen gefühlt .... wieder .... noch einmal, sehr schwach, aber es ist da.
„Sie lebt!" sagt er freudig und richtet sich auf. Ietzt sieht er den Schlitten.
„Sie lebt!" ruft er Christoph entgegen, „gut, daß du mit dem Schlitten kommst. Nun rasch die Decken um sie geschlagen und nach Hause!"
Schnell werden die Geretteten in den Schlitten gehoben. Um sie bequem unterbringen zu können, hat man den hintern Sitz herausnehmen müssen, desgleichen den großen Sack mit Futtermehl; Christoph soll beides am nächsten Morgen holen. Der Pfarrer setzt sich neben Christoph auf den Kutschersitz, und fort saust der Schlitten.
Der Pfarrer ist wie in einem Champagnerrausch. Ihm ist so leicht, so wohl zumute; ihm ist warm trotz Kälte und Nässe. Ein Iauchzen erfüllt seine Brust, ein Iubilieren, das sie schier zu sprengen droht. Es ist nicht die Rettung der beiden Menschen allein, Hie ihn so hoch beglückt, oder die Tatsache, daß e r es war, der sie rettete. Er sieht weiter, in die Zukunft hinein, glaubt zu erfassen, warum die göttlich Weisheit das Ereignis des heutigen Nachmittags geschehen ließ: Muß der Bauer nicht in seiner wunderbaren Rettung Gottes Hand erkennen? Wird er nicht umkehren von seinem bösen Wandel, wieder arbeiten, der Frau eine Stütze, dem Kind ein Vater werden? Und die Frau? Wird sie nicht dem Höchsten darob die Ehre geben, dankbar und voll Vertrauen zu Ihm aufschauen und das Kind in diesem Sinne erziehen? Und Christoph?

Für das Wort hatte der sonst so brave, prächtige Mensch nur Widerspruch und Unglauben, aber kann er sich diesen Tatsachen verschließen? Und wie vielen in der Gemeinde, die schwach sind im Glauben, kann diese Rettung zu einer Quelle werden, an der sie Trost und Hoffnung schöpfen, indem sie sehen, wie das Übel in Gottes Hand zum großen Segen wird! Dem Pfarrer ist's, als hätte Gott ihn heute in das System schauen lassen, nach dem die für sterbliche Augen unentwirrbaren Schicksalsfäden zu einem glatten, leuchtenden Band gewebt werden, das zum ewigen Heil zieht. Alles scheint ihm so leicht, Unglück, Not, alles nur ein Werkzeug zum Guten in Gottes Hand. Wie ist doch das Leben so schön und so leicht, wenn man ganz Ihm vertraut!

Der Pfarrer ist keine weiche Natur, das stumme Dankgebet, das er gen Himmel schickt, kein rührseliges Gestammel, vielmehr ein Triumphgeschrei zu Ehren von Gottes Weisheit und Güte.

Mit seinem verbissensten Gesicht sitzt Christoph neben dem Pfarrer. „Mich wundert bloß", sagt er plötzlich mitten in die lichten Phantasien des Pfarrers hinein, „wo das andre Loch herjekommen is."

„Welches Loch?" fragt zerstreut der Pfarrer.

„Na Se wissen doch, Herr Pfarrer, bißche seitwärts weg von dem großen Loch, wo der Schlitten drin versunken is, war das Loch, wo die Frau drin stak, und wieder 'n Endche seitwärts, da war doch noch'n Loch."

„Darauf hab ich nicht geachtet", entgegnet der Pfarrer fast ärgerlich und spinnt seine Träume weiter.

Es ist ganz dunkel, als der Schlitten vor dem Pfarrhause hält. Das Klingeln der Schellen hat die Pfarrfrau auf die Schwelle gelockt, durch die geöffnete Tür fällt ein Lichtschein.

Lenchen kommt gesprungen: „Vater! Vater!"

„Habt ihr die Fische?" fragt die Pfarrfrau.

„Und was für welche!" lacht fröhlich der Pfarrer, aus dem Schlitten steigend. „Ein paar richtige Gottesfische", fügt er ernst und leiser hinzu.

„Was hast du?" fragt die Pfarrfrau erstaunt. Allmählich gewöhnen sich ihre Augen an das Dunkel. „Wie siehst du aus? Wo hast du deinen Pelz? Mein Gott, du bist ja ganz naß! Was ist mit dem Schlitten? Seid ihr eingebrochen?" überstürzen sich die Flogen.

„Wir haben zwei Menschen das Leben gerettet und, so Gott will, mehr als das Leben. Ach du, wie glücklich ich bin!"

Er umhalst und küßt sie. „Meine liebe, liebe Hedwig, du wirst mir helfen!"

Rasch werden die nötigen Vorbereitungen und Anordnungen getroffen, die Geretteten ins Haus, ins Warme gebracht. In Kürze erzählt dabei der Pfarrer seiner Frau den Hergang der Rettung. Klein-Lenchen trippelt, an des Vaters

Rock geklammert, überallhin mit und hört mit großen Augen der wunderbaren Geschichte zu, die Vater erzählt.
Für den Bauer wird in des Pfarrers Studierstube ein Bett hergerichtet.
Als der Pfarrer und Christoph ihn aus dem Pelz wickeln, dampft er. Das kalte Bad und der warme Pelz haben wie ein nasser Umschlag gewirkt, wie man ihn um einen kranken Körperteil zu machen pflegt, um starke Wärme in ihm zu erzeugen. Seine Kleider fühlen sich für die kalten Hände der beiden Retter ordentlich heiß an. Der Bauer schläft. Seinem offenen Mund mit den häßlichen, gelben Zähnen entströmt starker Branntweingeruch. Die nassen Sachen lassen sich schwer ausziehen; aber soviel er auch hin- und hergezerrt wird, er wacht nicht auf. Als er in das kalte Bett gelegt wird, zittert er ein wenig. Da holt der Pfarrer aus dem Nebenzimmer eine Flasche Kognak und flößt ihm mit einem Teelöffel ein paar Tropfen ein, die der Bauer schmatzend schluckt.
„Um den brauchen wir uns nicht zu sorgen", meint lächelnd der Pfarrer, „wenn nur die Frau erst ebensoweit wäre!"
„Wer weiß, ob der nicht der Tod am besten wär!" sagt sonderbar feierlich der Kutscher.
Im Schlafzimmer mit den beiden großen Betten und dem Kinderbettchen sind die Pfarrfrau und die robuste Magd um die Bäuerin beschäftigt. Starr und kalt ist sie und wie eine Tote anzusehen, als sie in das Bett der Pfarrfrau gelegt wird. Als man den Körper mit heißen Tüchern reibt, erschauert er, als empfände er jetzt erst die Kälte. Nach und nach mehren sich die Zeichen des wiederkehrenden Lebens, ein wenig Farbe tritt in das Gesicht, das Atmen wird wahrnehmbar. Voller Freude konstatiert es Frau Hedwig.
„Geh du jetzt in die Küche, Wasser aufsetzen, Edwicke", sagt sie zur Magd, „der Frau wird heißer Tee gut tun, wenn sie aufwacht, und auch dem Herrn und Christoph ist etwas Warmes sicher willkommen."
„Herr Ieses, da muß ich man machen; ich hab' gar kein Wasser drin, und's Feuer is woll auch all aus." Damit eilt die Magd geschäftig aus dem Zimmer.
Frau Hedwig setzt ihre Bemühungen um die Ohnmächtige fort. Plötzlich hält sie inne. Ihr ist eingefallen, daß sie ein kräftiges Riechsalz besitzt; wenn sie nur wüßte, wo sie es verwahrt hat! „Lenchen", sagt sie zu der Kleinen, „Munchen geht in die grüne Stube etwas suchen; bleib du hier und paß hübsch auf die kranke Frau auf! Wenn sie aufwacht, komm gleich Muttchen holen, hörst du? Die Lampe nehme ich mit; warte, ich stecke dir die Nachtlampe an. So! Sieh mal, da liegt ein rotes Kopftuch an der Erde, da, neben dem Stuhl, wo Vaters nasser Rock hängt. Es wird der fremden Frau gehören, häng' es zum Trocknen über die Ofentür, und paß hübsch auf, hörst du?"
Lenchen nickt mit ernster Miene; aber als die Mutter mit der Lampe hinaus ist, wird es ihr unheimlich in dem spärlich erleuchteten Zimmer. Die fremde

Frau ist so still. Sie steckt den Finger in den Mund. Soll sie ihren Posten verlassen und der Mutter nachlaufen? Da fällt von draußen ein Lichtschein ins Zimmer. Er rührt von Edwickes Laterne her, die an den Brunnen kommt, um Wasser zu schöpfen. Erleichtert klettert Lenchen auf den Stuhl am Fenster und preßt, darauf knieend, das Gesichtchen gegen die kalte Scheibe; so fühlt sie sich Edwicke und dem Licht näher. Der Brunnen, ein Ziehbrunnen mit langer Querstange und klobigem Gegengewicht, ist dem Fenster gerade gegenüber. Lenchen kann sehen, wie die Magd den Eimer anhakt und herunterläßt. Wenn er doch abrutschen möchte! denkt sie; bis Edwicke ihn dann wieder auf dem Haken hat, dauert's lange; da kommt gewiß Muttchen unterdessen.

Horch, was war das? Hat die fremde Frau nicht eben geseufzt? Lenchen dreht sich nach dem Bett um.

„Ertme!" Der Ruf klingt so ängstlich, so dringend.

Lenchen springt vom Stuhl und trippelt zum Bett tun.

„Da kommt sie .... sie lebt .... es war nur ein Traum", flüstert abgebrochen die Bäuerin. Ihre Augen sind noch geschlossen.

„Komm zu mir, Ertme!"

„Ich heiße nicht Ertme", sagt die Kleine, „ich heiße Lenchen." Die Frau öffnet die Augen und blickt verwirrt um sich.

„Wo bin ich?" stammelt sie erschreckt.

„Du bist bei uns", erklärt das Kind, „Vater und unser Christoph haben dich aus dem Wasser gezogen und den fremden Mann auch, er liegt in Vaters Studierstub', und euer armes Hottopferdchen und euer Schlitten, die sind vertrunken."

Die Frau hat sich aufgerichtet. „Wo ist Ertme? Meine Ertme!" stößt sie hervor.

„Ich weiß nicht. Vater hat sie nicht mitgebracht, bestimmt nicht."

Die Frau macht ein schreckliches Gesicht. Lenchen weiß nicht, was es ausdrückt, aber sie fühlt, daß sie trösten muß.

„Sei nicht traurig," sagt sie mitleidig, „Vater schenkt dir ein neues Hottopferd, ich will ihn bitten, und sieh mal, dein schönes Tuch ist auch bald trocken."

Sie läuft zum Ofen und bringt der Bäuerin das rote Kopftuch.

Da schreit die Frau auf, so furchtbar, so gellend ....

Weinend und „Mutter! Mutter!" rufend läuft Lenchen hinaus. — Noch ein gellender Schrei tönt durch die Winterabendstille. Er kommt vom Brunnen her: Edwicke hat ihn ausgestoßen, als eine weiße Gestalt sie vom Brunnenrand wegstieß und sich kopfüber ins Wasser stürzte.

Es ist Nacht. Draußen rieselt der Schnee herab, und Flocke um Flocke schichtet sich zu einem neuen Leichentuch über das schlafende Land. Im Wohn-

zimmer des Pfarrhauses brennt noch Licht, das Ehepaar ist noch nicht zur RuKe gegangen. Frau Hedwig sitzt auf dem Fensterplatz, Klein-Lenchen schläft in ihrem Schoß. Mit schweren Schritten, das Haupt gesenkt, die Lippen zusammengepreßt, geht der Pfarrer auf und ab, hin und zurück, hin und zurück. Zuweilen drückt er die krampfhaft geballten Hände gegen die Augen und stöhnt auf.

Immer wieder durchlebt er jene Schreckensszene, die Szene, die sich vor seinem Eintreffen an der Unglücksstelle abgespielt haben muß: Das Eis knarrt und kracht, der Schlitten schwankt, die Mutter hat nur den einen Gedanken: Das Kind! Sie reißt es aus Stroh und Decken zu ihren Füßen und wirft es aus dem gefährdeten Schlitten hinaus, in den Schnee: „Lauf fort, lauf!" Das Kind, von der Kälte betäubt, schlafbefangen, taumelt geradeaus, bricht ein und versinkt vor den Augen der Mutter. Mit einem Schrei, der weit übers Eis hallt, stürzt die Mutter nach, ein paar Schritte nur, ein Krachen, und sie bleibt ohnmächtig im Eise hängen.

Warum mußte sie erwachen? Warum legte Gott ihr eine Last auf, die zu schwer für sie war? Warum mußte sie erwachen? Diese Frage wird dem Pfarrer zu einem Labyrinth, in dem seine Seele umherirrt, ohne einen Ausweg zu finden. Spähend flattert sie im Kreise, immer scheuer, immer ängstlicher; ermattet hält sie inne, um sogleich das irrende Suchen von neuem zu beginnen. Und sie ruft und fleht und schreit — Keine Antwort, keine Hilfe.

Die Lampe brennt trübe. Im Zimmer wird es lalt: an das Heizen hat heute abend niemand gedacht. Frau Hedwig zieht das Tuch fester um ihre Schultern und wickelt die Beinchen des schlafenden Kindes ein. Es wäre besser, das Kind zu Bett zu bringen; aber der Pfarrer kann seine Lieben nicht von sich lassen, er muß sie nah, ganz nah bei sich haben. An sich drücken möchte er sie und nicht wieder los lassen, als wäre Gefahr im Verzuge, daß sie ihm genommen würden. Der Besitz dessen, was ihm alles Glück auf Erden ist, scheint ihm heute so unsicher, so furchtbar leicht einzubüßen. Er denkt daran, daß seine Frau zart und Lenchen sein einziges Kind ist ... . Immer wieder bleibt er vor ihnen stehen, faßt seines Weibes Hand oder streichelt über das weiche Köpfchen des schlafenden Kindes. Und dann nimmt er seine Wanderung wieder auf, hin und zurück, hin und zurück. Die Frau folgt ihm mit den Augen. Unablässig hängen sie an der geliebten Gestalt. Ihr geht ihres Mannes Verzweiflung über das entsetzliche Ereignis näher als dieses Ereignis selbst. Warum er, der sonst so aufrecht und gefaßt war, an den sie sich lehnen konnte in jeder Trauer, der Vielen, Vielen ein Trostspender geworden, dessen Schmerz, wenn er ihn einmal packte, so schnell wich wie der eines Kindes, sich heute gebärdet wie ein Verzweifelter, darüber gibt sie sich keine Rechenschaft, von ganzer Seele wünscht sie nur, ihn beruhigen, ihm helfen zu können; aber woher einen Trost nehmen, den er nicht schon selbst gefunden hätte? Alles, was sie tun kann, ist: bei ihm bleiben und mit ihm wachen, bis er zur Ruhe kommt.

Wann wird das sein? Des Pfarrers Gedanken irren weiter, immer weiter, von einem Eindruck des heutigen Ereignisses zum andern. Er denkt auch an die Worte, die der Bauer sprach, als man ihn weckte und ihm mitteilte, was geschehen war, höhnische Worte der Freude darüber, daß er jetzt frei wäre und tun könnte, was er wollte.
Und plötzlich steht dem Pfarrer die waghalsige Rettung des Bauern vor Augen, und ein Grausen erfaßt ihn. Wenn das Eis gebrochen wäre? Wenn er versunken wäre in der schwarzen, gurgelnden Flut und nie wieder zurückgekehrt zu seinem Weib, seinem Kind?! Das, was ihm vor wenig Stunden undenkbar schien, wird ihm jetzt zur grausigen Möglichkeit. Nein, so leichtsinnig darf er nicht wieder sein!
Armer Pfarrer! In deines Glaubens Mantel, der dich so warm, so schützend umhüllte, hat heute das Ungeheuer Lebenserfahrung ein Loch gerissen. Du siehst es nicht, aber die Furcht hat es erspäht und bläst dich an mit ihrem eisigen Atem. Und das Ungeheuer wird seine Krallen dort einhaken und weiterreißen, immer weiter, kreuz und quer, bis der Mantel dich in Fetzen umflattert, und sei es, daß du die Fetzen mutig von dir wirfst und dem Sturm deine nackte Brust darbietest, sei es, daß du die Fetzen ängstlich um dich ziehst, um deine Blöße zu verbergen, das eine oder das andere, der Tag wird kommen, wo du sagst: Wie ist das Leben doch so schwer ....

Sieger Else Hösser
Else Hdffer:
Sieger. Roman.
v. 3. LoKotUa«nä«!', X.-»., Li°ß8lau.
(Fortsetzung.)

Marga trat aus dem Schlafzimmer. „Beeile dich, Io, eben kommt Vater mit dem Auto. Bis er die Post durchgesehen und sich umgezogen hat, müssen wir fertig sein. Du kennst Mamas Pünktlichkeit."

Io war so gedankenbefangen, daß sie sich mühsam ermannen mußte. Marga war schon fertig angezogen. Das mattrosa Kleid floß in langer, wundervoller Linie an ihrem Körper herab und zeigte die stolzen und weichen Formen ihrer Glieder. Sie sah wunderschön aus. Ihre Farben waren wärmer, ihre Haltung freier. Sie fühlte schon die festliche Stimmung des weißen Saales, fühlte die bewundernden Blicke und ahnte die schmeichelnden Walzerklänge.

Io betrachtete sie entzückt. „An den leuchtenden Augen liegt der Zauber, in dem tiefen Lächeln des Mundes, der gleich wieder so hochmütig zucken kann, in dem Wechsel des Ausdrucks, in den Kontrasten ihres Wesens —."

Marga hielt die Rosen lose in der Hand. Sie trat vor den Spiegel. In ihren Bewegungen war eine Unentschlossenheit. Sie hob die Rosen in ihr Haar. Sie versanken in den duftigen Wellen, es war ein wunderhübsches Zusammenstimmen mit der Farbe des Kleides.

„Wenn ich sie trage, binde ich mich", dachte sie beklommen. „Das darf ich noch nicht, will ich noch nicht! Das, was ich fühle, kann nicht alles sein, was ich geben kann, es muß noch etwas kommen, das größer ist, stärker, als dies warme, freundliche Gefühl. Ich kenne mich ja gar nicht."

Sie ließ die Rosen sinken. Der süße Duft stieg zu ihr auf und umschmeichelte sie und warb. —

Auf der Treppe klang, vom Läufer kaum gedämpft, ein rascher, heftiger Schritt. Beide Mädchen dachten: „Der Vater! Was will er?" Da trat der Vater ein, nach kurzem Anklopfen, wie einer, der nicht gewöhnt ist, auf Erlaubnis zu warten.

Einen Augenblick stand er auf der Schwelle und sah über den anmutigen Raum, und dieser eine Augenblick genügte, um seinen Töchtern zu zeigen, daß sein Gesicht auffallend bleich, fast verstört war, und die Augen ganz dunkel und flackernd. Eine lastende Stille war zwischen ihnen. Dann trat er über die Schwelle und schloß hart die Türe.

Er blickte langsam von einer zur andern, dann blieben seine Augen auf den Rosen in Margas Hand haften.

Er trat auf sie zu und nahm ihr die Rosen aus der Hand mit einer leidenschaftlichen, brutalen Bewegung. Er schleuderte die Rosen auf den Toilettentisch zwischen all das Silber und Kristall, ein ganz feines Klingen tönte nach.
Und dann sprach er, und seine Stimmen war schneidend kalt.
„Ihr wollt auf den Ball heute abend? Auf einen Geheimratsball? Ihr habt euch schon geputzt? Ihr habt euch schon gefreut? Nun, ich will euch etwas sagen — zieht euch aus! Geht in Sack und Asche und meidet die Menschen und ihre Feste — besonders die Geheimratsbälle!"
Er lachte hohnvoll.
Marga und Io sahen den Vater angstvoll an. Sie verstanden ihn nicht, sie hatten ihn so noch nie gesehen, so zügellos, so höhnisch und bitter.
„Ihr versteht mich nicht? Ia, wißt ihr denn nicht, daß ihr seit gestern Parias seid? Wißt ihr denn nicht, daß ihr nicht mehr auf die Geheimratsbälle gehört — weil euer Vater sich zum Volke bekannt hat, weil er eine Rede gehalten hat, die der Regierung nicht „genehm" ist, die die Herren Geheimräte in Angst und Schrecken versetzt hat?"
Marga nahm ihren ganzen Mut zusammen. „Vater, sie haben recht, wenn sie überrascht waren! Sie haben recht, wenn sie dich für einen Feind halten!"
Mit einem Schlage erlosch die leidenschaftliche Erregung des Mannes. Sein Gesicht wurde noch bleicher, seine Augen blickten ganz kalt.
„Nun, dann ist es ja gut. Dann wirst du ja die Konsequenzen ruhig tragen. Nur um euretwillen war ich gekränkt und empört, für meine Person — pah, ich war auf den Kampf gefaßt. Also bleibt mir nur die Tatsache mitzuteilen, daß der Geheimrat Bellmann in einem sehr höflichen und taktvollen Schreiben seine Einladung zum heutigen Balle zurücknimmt, „in unserm und im Interesse der Geladenen". Weiter ist da nichts hinzuzufügen."
Er wandte sich zur Türe. Da machte Marga einen schwankenden Schritt vorwärts und hob die Hand. „Vater —," es war wie ein Schrei der Angst, „Vater — das heißt —"
„Das heißt, daß ihr ausgestoßen seid aus euerer gesellschaftlichen Kaste —", wieder steigerte sich seine Stimme zu leidenschaftlicher Erregung, auf seiner mächtigen Stirne wetterleuchtete es. „Das heißt, daß euer Vater ein Mann ist, mit dem man von nun an nicht mehr verkehrt, daß ihr sein Schicksal mit ihm tragen müßt. Das heißt, daß man keinen Unterschied macht zwischen euch und ihm, das heißt, daß euere Tänzer verlegen zur Seite sehen werden, wenn sie euch begegnen, und euere Freundinnen werden von euch abbröckeln, eine nach der andern, denn die Väter werden ihnen den Verkehr verbieten, und die Mütter werden sich freuen, daß sie die Konkurrenz los werden."
Er trat dicht vor Marga. „Aus allen Ecken werden die Schlangen der Schadenfreude züngeln, und wie Geier wird der Neid auf euch loshacken, denn ihr seid meine Kinder — und ihr seid wehrlos, denn ich kann nicht für euch

eintreten und mit der Waffe in der Hand ‚Kavalier gegen Kavalier'" — er lachte wieder.
„Nein, ihr müßt es tragen mit aufrechter Stirn, daß man euch einfach ausstößt, wie Aussätzige." Er strich sich über die Augen und wurde weicher.
„Ich verliere nichts, keinen Freund, keinen Gesinnungsgenossen. Ich bekomme nun die langersehnte Ellbogenfreiheit, ich stehe mit einem Schlage mitten im Kampfe, den ich selbst gerufen. Hier ich — dort die andern, denen ich ein Fremder geblieben bin mein Leben lang, denn ich bin ein Proletarier, und ich bin stolz daranf. —
Aber ihr — euch trifft es am Lebensnerv, denn ihre Feste, ihr Urteil, ihre Freundschaft waren der Inhalt eueres Lebens, der einzige — was wird aus euch, da euere Hände leer geworden sind?" Er sah auf sie voll Mitleid und leiser Geringschätzung.
Da preßte Marga die Hand auf die Brust. „Ich gehe nicht mit dir und deinen Genossen. Ich werde kämpfen um meine Stellung in der Welt. Ich gebe den Posten noch nicht verloren —." Er sah sie streng an. „Du brauchst nicht mit mir zu gehen, der Weg ist nicht für euresgleichen. Aber dein Posten ist verloren, du mußt ihn verloren geben, ich breche alle Brücken hinter mir ab, und ihr gehört zu mir —."
„Nein", sagte Marga erstickt.
„Die andern werden es euch schon beibringen", er lächelte bitter. Da trat Io zu ihm, sie sah ihn mit ernsten Augen an, sie wollte ihm sagen: „Ich verstehe dich und dein Wollen. Ich bringe das Opfer gern —."
Aber der Vater hob abwehrend die Hand und ging von ihnen. Sie blieb stehen in tiefer Beschämung, und sie dachte gedemütigt: „Es interessiert ihn nicht, was ich denke, es ist ganz belanglos für ihn. Er geht seinen Weg, ob mit, ob ohne uns, oder über uns hinweg."
Marga stand immer noch wie gelähmt an derselben Stelle, und ein Schauer ging über ihre Glieder, daß die Seide des Ballkleides leise knisterte. Sie hatte die Augen geschlossen und hob langsam die Hand gegen die Stirn. Und auf einmal lachte sie kurz auf. „Ah — darum hat Iutta Herzfeld uns auch abbestellt — darum —." Und dann öffnete sie die Augen und sah Io flimmernd an. „Klang ihre Stimme am Telephon nicht verlegen oder höhnisch oder schadenfroh? Hast du nichts bemerkt? Du mußt das doch gefühlt haben, Io?"
Io wandte sich ab. „Ich habe nichts gemerkt. Sei nicht so mißtrauisch, Marga, — vielleicht tust du ihr unrecht!"
„Unrecht!? Oh, du wirst ja sehen, du wirst ja sehen, wie sie über uns herfallen werden und mit Füßen treten. Wie alle versteckte unterdrückte Bosheit ans Licht brechen wird. — Wie sie lachen und höhnen werden — und froh sein, daß es mal einen Skandal gibt — und es uns gönnen, daß uns alle

Türen verschlossen sind. — Oh, du wirst sehen, wie schlecht die Menschen sind, wie hämisch, keinem wird es leid tun, freuen werden sie sich —."
Sie schluchzte auf, aber ihre Augen blieben trocken und brannten wie im Fieber. Sie preßte die Hände gegen die Schläfen. Auf einmal brach sie in die Knie und drückte die Stirn gegen die Kante des niederen Sessels, und ihr Körper zuckte und bebte.
„Ich will mich nicht ausstoßen lassen — ich will bleiben, wohin ich gehöre. — Ich kann nicht leben, wenn man uns so tief gedemütigt hat. Ich will nicht mit dem Vater gehen, ich kenne ihn nicht, er ist mir nichts. Er gehört nur seinen Plänen und fragt nicht, was er zerbricht. Er will uns einsam machen —."
Io weinte leise vor sich hin, sie weinte, weil die Gleichgültigkeit des Vaters sie tief gekränkt hatte.
Sic sah auf die zusammengebrochene Gestalt der Schwester, die unter der gewaltigen Erregung zuckte. „Marga, denke an Immos Rosen. — Alle haben dich nicht verlassen —."
Marga richtete sich langsam auf, ihre Augen blickten weit und heiß, dann lächelte sie matt. „Vielleicht hat er noch nichts gewußt — vielleicht war es Mitleid —."
„Vielleicht war es Liebe", sagte Io.
Marga senkte den Kopf und sah auf ihre gefalteten Hände. „Ia, vielleicht ist es Liebe —" dachte sie schwer, aber keine jubelnde Freude stand auf in ihr, nur ein harter, starrer Entschluß. Sie dachte ganz klar:
„Wenn es Liebe ist, dann ergreife ich seine Hand, — und niemand wird mich ausstoßen können." Dann wurde sie ganz still, und sie zwang ihre raschen Atemstöße zur Ruhe, und immer wieder dachte sie den Gedanken ganz klar und fest: „Wenn er mir die Hand reicht, fasse ich sie, und keiner wird wagen, mich zu kränken."
Sie schwankte nicht, sie sah den Weg ganz klar, den sie gehen wollte, und immer kälter wurde ihre Ruhe. Sie starrte auf das geradlinige Teppichmuster und dachte voll Angst: „Liebt er mich so stark, daß er sich über alles dies hinwegsetzen kann? Kann er sich mit mir verloben ohne Nachteil: Er ist Landwirt, er ist frei und unabhängig, er wird den Mut haben zu dem Schritt — aber sein Vater —." Ihr Herz klopfte stürmisch.
Sie sah den alten weißhaarigen Präsidenten mit dem vornehmen Diplomatengesicht und den klugen Augen, die so warmherzig leuchten konnten, wenn sie ihrem Blick begegneten. Sie wußte, er hatte sie stets gern gehabt, er hatte Freude an ihrer blühenden Schönheit und ihrem starken Temperament, Maria hatte es ihr oftmals lachend verraten. Es hatte eine fröhliche Freundschaft bestanden zwischen dem alten Kavalier und dem jungen Mädchen, und sie hatte wohl bemerkt, wie er leise lächelte, wenn er die zärtlichen Augen seines Sohnes sah, die sie umwarben? Würde er sich nun gegen sie wenden? War nun mit

einem Schlage alles anders in ihrem Leben? Würde sie nun von allen anders beurteilt werden? Und was dann, wenn die Bande zerrissen, die sie mit dem Hause Echwanstedt verbanden? Dann war sie ganz verlassen und preisgegeben. —

Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie litt unendlich bei der Vorstellung, aber sie fühlte deutlich, daß es nicht ihr Herz war, das litt. Es muß anders sein, wenn man um Liebe leidet — dachte sie dunkel. Sie bemühte sich an Immo von Schwanstedt zu denken, aber seine Gestalt trat nicht klar vor ihre Seele. Ihre Gedanken hatten sich bisher nur flüchtig mit ihm beschäftigt, sie hatte gewußt, daß er sie liebte, sie hatte gefühlt, daß er zart und heiß um sie warb, und sie hatte die Empfindung, daß seine Art dem vornehmen, gütigen Wesen seines Vaters ähnlich war, aber den Kern seines Wesens hatte sie noch nicht erfaßt. Daher kam es, daß sie sich in dieser verzweifelten Stunde keinen Begriff davon machen konnte, wie er handeln und wie er ihr helfen würde, nur daß er helfen würde, d«s fühlte sie gläubig, weil sie es so heiß ersehnte, und er schien ihr als Retter in ihrer Not, und ein schwärmerisches Dankgefühl wallte in ihr auf.

Sie schloß die Augen, und die Spannung ihrer Nerven löste sich, eine weiche Mattigkeit kam über sie.

Io hatte geräuschlos das Ballkleid abgestreift, aber ihre Hände hatten doch ein wenig gezittert dabei. Sie spürte scharf die Demütigung dieses Tages. Sie liebte Bälle nicht, und es wäre ihr kein Opfer gewesen, auf das Fest zu verzichten, sie würde wohl keinen Gedanken daran verschwendet haben, wenn sie aus irgend einem Grunde im letzten Augenblick hätte absagen müssen, aber daß die andern sie nicht mehr wollten, daß die andern sie zwangen fern zu bleiben — das fühlte sie wie einen Schimpf.

„Wenn Vater uns wenigstens einen Ersatz gäbe, — wenn er uns teilnehmen ließe an seinen Gedanken, — dann würde man alle Bitterkeiten leicht tragen. Aber er hat ganz recht: unsere Hände sind leer, weil er sie uns nicht füllen will, nun fühlen wir nur den Schmerz um das Verlorene und nicht die Freude an dem Neuen —."

Sie löste die seidenen Blüten aus ihrem Haar und zog die Nadeln aus den Flechten. Sie sah in dem hellen Raume umher, in dem überall die Spuren waren von den Fesivorbereitungen, es war, als hätte eine rohe Hand plötzlich alles im Werden vernichtet. Auf dem Teppich lagen die langen Handschuhe zerdrückt und zerknüllt, ein Fächer lag halb geöffnet auf einem Hocker, und der weiße Abendmantel Margas war vom Ständer geglitten, Immos Rosen dufteten süß und schwer zwischen den Kristallflacons des Frisiertisches.

Es war ein Bild häßlicher Unordnung, die das lichte Behagen des Raumes zerstörte. Io seufzte leise.

„Wie waren wir gestern noch so fröhlich — und heute sind wir mitten im Leide —" dachte sie.
Da schlug die kleine, weiße Standuhr mit acht feinen, zirpenden Schlägen die Stunde. Die beiden Mädchen zuckten zusammen.
Ietzt öffneten sich die Flügeltüren des weißen Saales und die Gäste strömten herein, die schimmernden Toiletten, die schwarzen Fracks und bunten Uniformen wogten durcheinander in wirrem, anmutigem Chaos; man verbeugte sich, reichte sich die Hand, lächelte sich zu und grüßte mit den Augen, man suchte sich in dem Gewirr von Menschen, fand sich, freute sich — und dann löste sich das Gewoge in einzelne Gruppen auf. Die befreundeten Kreise fanden sich zusammen, plauderten, lästerten — steckten nicht alle die Köpfe zusammen? Klang der Name Torbeck nicht durch das Gemurmel der gedämpften Stimmen? Schüttelte man nicht die Köpfe in Empörung und lächelte man nicht in Schadenfreude?
Und stand unter dem Kronleuchter nicht die statiöse Gestalt des Geheimrat Bellmann, lächelte sein volles Gesicht nicht im vergnügten Bewußtsein, eine Meistertat des Taktes vollbracht zu haben?
O, er hatte seinen Gästen den unangenehmen Moment des Ausweichens und Ignorierens erspart, der Abend konnte sich abwickeln ohne Mißstimmung, ohne Konflikte. Und neben ihm stand seine kleine, gutmütige Frau, und ihr gutes Her; kämpfte noch ein wenig gegen die bittere Notwendigkeit, aber sie war gut gezogen, sie wußte, daß das oberste Gebot die Rücksicht auf die Stellung ihres Mannes war. Darum nahm sie sich zusammen und tat die Familie Torbeck ab.
Marga stöhnte und Io biß sich auf die Lippen. Sie wußten beide, jetzt war die Stunde, in der sich viele —, vielleicht alle — von ihnen wandten. Einer hatte den ersten Schritt getan, sie aus seinem Hause zu bannen. Nun würden die andern, die stets ein Beispiel brauchten, um den Mut zu einer Tat zu finden, ihm folgen. —
Draußen, vor der Türe, klang das Rascheln und Knistern von Seide, die sich um einen hastigen Schritt bauschte.
„Die Mutter—" sagte Io erschreckt. Ietzt erst dachte sie an die Mutter, und sie fragte sich staunend: „Wie wird sie es tragen? Was wird sie tun?"
Frau Torbeck stand einen Augenblick auf der Schwelle und überschaute den Raum, wie vorhin ihr Gatte, mit einem orientierenden Blick. Sie trug eine silbergraue Balltoilette, und ihre schönen Schultern leuchteten blendend weiß über dem matten Silber des Besatzes, auf der rasch atmenden Brust blitzte ein Brillantanhänger in kaltem Feuer.
Leise schloß sie die Türe, wie das ihre Art war, und wieder flog ihr Blick fragend über die Unordnung ringsum.
„Wie sieht das hier aus" sagte sie rasch, sie räusperte sich, weil ihre Stimme

tonlos war. Dann bückte sie sich und hob den weißen Mantel auf und hängte ihn vorsorglich an den Ständer.
„Marga, warum kauerst du auf dem Teppich? Denke doch an deine Toilette!"
Marga stand langsam auf. „Warum soll ich sie schonen, Mama? Ich werde wohl kaum wieder in die Verlegenheit kommen, sie zu tragen —." Ihre Stimme klang apathisch und bitter.
Frau Torbeck setzte sich in einen Sessel. „Aber Kind —" sagte sie fassungslos. „Aber Kind —." Dann besann sie sich.
„Versteht ihr das alles? Ich verstehe nichts davon, gar nichts, — gar nichts — Vater war vorhin bei mir und hat mir flüchtig alles erklärt, d. h. er hat mir ein paar Erklärungen hingeworfen. Ich habe sie nicht begriffen. — Da sagte er, ihr solltet mir alles erklären, er könne das nicht so schonend. — Er hat eine Rede gehalten in der Arbeiterversammlung, Geheimrat Bellmann hat seine Einladung zurückgenommen. — Aber ich sehe da keine Zusammenhänge! Was kümmert uns, was Vater für Reden hält, das tun andere doch auch! Und daß Bellmann das gewagt hat, ist eine Beleidigung und Vater muß ihn fordern, das ist mir sofort klar geworden. Warum lächelst du, Io? Du meinst wohl, das ginge nicht? Ich erinnere mich genau, daß mein Vater auch einmal einen Major forderte wegen eines Geredes. Also wird Vater das auch tun."
Sie fuhr sich mit dem Spitzentaschentuch über die Stirn. „Es tut mir leid um den Verkehr bei Bellmanns, es war ein sehr elegantes Haus! Aber ich denke, wenn Gras über diese Zwistigkeit gewachsen ist, kann ich die Sache «dressieren, Frauen können das ja leichter, ohne daß sich die Männer etwas vergeben müssen."
Sie dachte dabei an die kleine, runde Frau Bellmann, die keinen eigenen Willen besaß, und die gewiß froh sein würde, wenn wieder alles beim alten war, und die Verstimmung vergessen.
„Mutter, es handelt sich nicht um Bellmanns allein —" sagte Marga, „aber auch die andern Familien unseres Kreises — wahrscheinlich alle — werden sich von uns zurückziehen."
Die Mutter sah sie starr an. „Das ist unmöglich", sagte sie mit unerschütterlichem Optimismus. „Das habe ich noch nie erlebt. Noch nie, so lange ich denken kann —." Sie dachte angestrengt nach. „Doch — vor zwei Iahren, als der Bankier Nordhausen wegen der großen Unterschlagungen ins Zuchthaus kam, da zog man sich von der jungen Frau zurück."
„Nun zieht man sich eben von uns zurück", sagte Marga, sie hatte das quälerische Bedürfnis, sich selbst noch tiefer zu demütigen.
Frau Torbeck wurde sehr ärgerlich. „Kind — sei nicht unvernünftig, das ist doch gar kein Vergleich. Zuchthaus und eine öffentliche Rede, die irgend einem nicht gepaßt hat! Wahrscheinlich haben Bellmanns einen andern Grund,

haben irgend etwas übel genommen, und dies ist nur der Vorwand. Im übrigen kann Vater ja alles öffentlich zurücknehmen oder sich entschuldigen, dann ist die Angelegenheit erledigt."

„Sie will es nicht begreifen," dachte Io verzweifelt. „Sie wird sich dagegen wehren, wie einer, dem man sagt: „Höre auf zu leben." Und für sie bedeutet es fast dasselbe."

„Mutter," sagte sie leise, „das ist ganz unmöglich, Vater kann doch seine Überzeugung nicht totschlagen. Und dann handelt es sich doch nicht nur um eine harmlose Rede, Vater hat seine politische Gesinnung klargelegt, und die eben ist es, die ihn von unserm Kreise trennt. Er hat sich zu der feindlichen Partei geschlagen, und sein Wunsch ist es, ihr Führer zu werden, ihr Vertreter im Reichstag. Die Rede war nur ein erster Schritt auf dieser Bahn."

„Das ist doch ganz unmöglich", sagte die Frau beklommen. „Früher —", ihre Gedanken suchten in fernen Erinnerungen. „Früher war es sein Ziel, sich von seiner trüben Vergangenheit zu lösen und unsere ästhetische Kultur zu erreichen. Das war sein Traum — darum liebte er mich." — Sie lächelte ein wenig, glücklich und selbstbewußt.

„Und nun — nun sollte er sich doch nicht losgelöst haben? Oder ist er zurückgekehrt? Das kann doch nicht sein, es geht doch keiner freiwillig bergab im Leben." Sie sah fragend in Margas Gesicht. Die zuckte die Achseln.

„Ich verstehe ihn nicht", sagte sie kühl. „Ich weiß nichts von ihm. Nur das eine weiß ich, daß alles viel schlimmer ist, als du dir denkst. Er hat vor all diesen Menschen von seinem Vater und seiner Mutter gesprochen, er hat gesagt, er sei ihresgleichen, und sie haben ihm zugejubelt."

Das traf die Frau. Zum ersten Male stand in ihrem Blick ein heißes Erschrecken. „Das hat er gesagt?" murmelte sie fassungslos. „Von seiner Jugend —? Von seiner Mutter —? Alles, alles?"

Sie war ganz blaß geworden, und ihre Lippen zuckten. Sie verlor ihre korrekte Haltung und sank zusammen, sie sah hilflos und traurig aus. „Und nun wissen es alle? O, darum haben Bellmanns sich von uns gewandt, nur darum. O Gott."

Io streichelte tröstend ihre Hand, und Marga sagte mühsam:

„Vielleicht verlassen uns nicht alle."

Frau Torbeck saß unbeweglich und dachte angestrengt nach, aber sie fühlte, daß sie nicht gewöhnt war, sich aus einem Wirrsal herauszuarbeiten, ihre ungeschulten Kräfte versagten. Ihre Blicke suchten Hilfe bei den Töchtern, doch als sie Margas blasses Gesicht sah, löste sich ein neuer erschreckender Gedanke in ihr aus.

„Marga, Kind — gerade jetzt! Was wird nun werden? Wie wird er sich verhalten?"

Marga hielt mühsam die Tränen zurück, und Io sagte still: „Wenn er sie liebt, so kann ihn das doch nicht beirren!"
Frau Torbeck atmete auf. Sie war überzeugt, daß Immo Schwanstedt als Gentleman handeln würde. Aber sie fühlte sich unfähig, selbständig zu handeln. „Wir müssen doch Vater bewegen, daß er diese Pläne aufgibt!" sagte sie zaghaft. „Ich werde Onkel Gerhard hierher rufen, der muß mit ihm sprechen und alles einrenken."
Sie stand auf und lächelte wieder freundlich. Die dunklen Gedanken waren niedergeschlagen, sie dachte nicht einmal mit Groll an den Gatten, sie glaubte fest, daß durch die energische Hilfe ihres Bruders, des Superintendenten Jannssen, die Angelegenheit beigelegt werden würde.
Sie strich den Töchtern zärtlich über das Haar. „Legt euch zu Bett, es wird sicher alles wieder gut, und morgen ist vielleicht ein wichtiger Tag!" Sie lächelte mit den Augen zu Marga hin, doch die hatte die dunklen Brauen zusammengezogen und dachte mit Inbrunst immer wieder den einen Gedanken: „Wenn er mich fragt, sage ich ‚ja'".
„Gute Nacht, Mutter", sagte Io und begleitete sie bis an die Treppe. Die lichtgraue Schleppe huschte hinter Frau Torbecks schlanker Gestalt her, wie eine flinke Schlange. Die Frau atmete erleichtert in dem Bewußtsein, ihren Kindern über eine kritische Stunde hinweggeholfen zu haben. „Wenn Marga Immos Braut ist, ist alles anders, und was Gerhard nicht gelingt, gelingt sicher dem Präsidenten von Schwanstedt." Und sie lächelte und dachte voll Zutrauen an das vornehme, gütige Greisengesicht mit den hellen zielbewußten Augen.

3. Kapitel.

Dr. Torbeck ging langsam über den Perserteppich seines Arbeitszimmers auf und ab. Es war, als kostete jeder Schritt ihn Überwindung, als löse er den Fuß nur mühselig vom Boden. Die Gedanken wuchteten schwer auf ihm, er hatte das Gefühl des Feldherrn vor der großen Schlacht. Sein politischer Sieg war fast gesichert, die Wahlen in der nächsten Woche mußten ihn bringen. Dann stand er am Ziel seiner Wünsche, seiner Iugendträume, und am Ziel seiner besten Mannessehnsucht. Dann begann die große Arbeit — die Arbeit, die keinem persönlichen Vorteil galt, sondern der großen Masse, — deren dumpfe Not sich in seiner Iugend tief in seine Seele gegraben hatte.
Denn diese Not, die hatte er erlebt mit jedem Nerv seiner Seele, sie war ein Stück seines Schicksals, seiner selbst geworden, doch das Leben, das dann kam, zwischen dem Kampf um das Geld und dem Behagen seiner Häuslichkeit — das hatte er nicht erlebt mit seiner Seele, das war an ihm vorübergeglitten, wie ein lauer Strom, der ihm nie das Blut wahrhaft gewärmt hatte, aber der ihn auch nie hatte bis ins Mark frieren lassen.

Lau. —

Er blieb in seinem rastlosen Schreiten stehen und sagte laut und hart: „Lau —" wie eine Verurteilung. Und sein Mund zuckte dabei.

Ia, lau war alles, was er erlebt hatte, seit er seine Iugendideale begraben, seit er seine Wurzeln losgelöst hatte aus dem Boden, in dem sie gewachsen waren.

Lau war die Leidenschaft seines Blutes geworden, zu korrekter Harmonie herabgesunken, weil niemals, auch in den Stunden des heißesten Glückes sein Wesen einen Widerhall weckte in der Brust des Weibes, das er so hingebend liebte. Da erlebte er die gewaltige Enttäuschung, und die Frau erschien ihm als die Verkörperung der guten, alten Kultur, die ihn geblendet. Diese Kultur erschien ihm blutlos und verlogen, ein hohler Eitelkeitskram, mit seelenlosen Formen — geschminkten Gefühlen, liebenswürdiger Flachheit.

Leer war sein Leben geworden, aber er hatte es nicht gewußt, weil der laue Strom ihn müde gemacht und seine Kraft gefesselt hatte. Aber ganz allmählich, durch viele Iahre hindurch war dies Gefühl der Leere gewachsen. Bis die Menschen seines Kreises ihm feige und erbärmlich schienen, weil sie schwiegen, wo sie hätten reden sollen, weil sie lächelten, wo sie hätten weinen müssen. Leer erschien ihm seine Frau, weil ihre glatte Stirn nur kleine und alltägliche Gedanken barg, und unbedeutend waren ihm seine Kinder, weil sie mit den anderen im flachen Strom schwammen und sich darin wohl fühlten.

Da hatte sich eine lähmende Einsamkeit um den Mann gelegt, und er hatte erkannt, daß er sich selbst verloren hatte, daß er ein wahrhaft Verwaister, Heimatloser sei. Er hatte seine stählerne Kraft auf die Arbeit gerichtet, er hatte jede Stunde seines Tages mit ihr ausgefüllt, aber die Arbeit hatte ihn angewidert, denn sie hatte nur ein Ziel: das Geld. Es fehlte ihr die große Idee, die sie heiligte.

Dann war er in das Land der Knnst geirrt. —

Er blieb vor der hohen Bibliothek stehen und sah auf die Bände und Mappen der Kunstgeschichte, die sich nebeneinander reihten. In seinen Augen war ein schmerzliches Lächeln. Es war ein schüchterner Versuch gewesen, die Kunst ward ihm zur lindernden Arznei, heilen konnte sie ihn nicht. Denn sein heißes Temperament verlangte nicht nach Genuß und stillen Freuden, es drängte zu starker Betätigung, zum Kampf.

Das erkannte er langsam, und Schritt vor Schritt kehrte er zu den Zielen seiner Iugend zurück, und ganz vorsichtig senkte er seine Wurzeln wieder in den Mutterboden, dem er sie einst entrissen hatte. Und die Wurzeln griffen um sich und krallten sich fest, — und nun kam der erste Sturm und schüttelte die Krone, um zu prüfen, ob der Baum feststehe in seinem Grunde.

Torbeck blieb stehen und atmete tief. Er drückte die Schultern nach hinten, daß auf seiner mächtigen Brust die Muskeln aufsprangen und die Sehnen sich

stählern spannten. Mochte der Sturm kommen, er kannte den Kampf, er kannte das harte Ringen um ein Ziel.

Er sah im Geiste seine armselige Studentenbude, in der er frierend ge< sessen, die dünne Bettdecke um die Knie, und dicht an die Fensterscheiben gedrückt, damit der Schein der Straßenlaterne ihm noch die Seiten, des Buches beleuchte.

Langsam ging sein Blick durch den hohen, vornehmen Raum, sein Mund lächelte nicht, als er dachte: „Dies alles gehörte zu meinem Ziel damals; ein eigenes Haus, ein vornehmes Heim und darin die schöne Frau. Ich habe das Ziel erreicht nach hartem Kampf, und nun ich alles halte, was ich einst gewollt — nun will ich es freudig wieder aufs Spiel setzen, um den Kampf wieder zu erleben und die große Lebensnot. Denn nur der Kampf macht das Leben lebenswert, wer am Ziel ist, wird faul und satt."

Wieder ging er auf und nieder, die Hände lose in den Taschen seines Jackettanzugs vergraben. Seine Schritte wurden elastischer, eine jugendliche Kraft kam in seine Bewegungen. Wenn er den Sieg errungen hatte, dann kam die große, die wundervolle Arbeit.

Seine Stirne färbte sich von einer raschen Blutwelle. Er überdachte noch einmal alle Chancen seiner Kandidatur, und dann versanken seine Gedanken in die Pläne, die er rasch und feurig vor sich aufbaute.

Es war eine tiefe Stille in dem Zimmer, nur der starke schwingende Pendelschlag der großen Uhr füllt mit seinem Rhythmus die Stille. Den Mann störte der Ton seiner Schritte, er hatte ein unklares Sehnen nach einer feierlichen Stimmung.

Er blieb stehen und lehnte sich leicht an den Schreibtisch, die Füße etwas vorgestemmt, den Kopf frei erhoben, daß der Blick durch die Scheiben ging, durch die graue Winterkühle nach der Stadt hinab, die die Tausende barg, die in ihm den Führer sehen wollten.

Torbeck war zum ersten Male seit vielen Iahren so tief glücklich, und dies neue überraschende Gefühl überfiel ihn so plötzlich, so jäh, daß es ihn weich machte, bevor er es mit dem Verstande niederringen konnte. Und er gab sich auf Augenblicke willenlos hin und horchte in sich hinein, auf alle die stolzen und zukunftsfrohen Gedanken, die kamen und gingen. Und nicht einen Augenblick fühlte er das Bedürfnis, sich einem Menschen mitzuteilen, sein Wesen war durch die lange Gewöhnung herb in sich abgeschlossen, er war sich selbst genug in der Freude und im Leide. Die Stunden, in denen er sich leidenschaftlich nach einem Echo gesehnt hatte, lagen weit hinter ihm.

Es klopfte diskret an die Türe, die dicke Portiere hielt den Ton gedämpft zurück.

Torbeck fuhr auf. Er war sofort ganz nüchtern und gesammelt, mit einer kleinen Willensanstrengung schob er die weiche Stimmung von sich.

„Herein."
Das Stubenmädchen ließ den alten Bureaudiener eintreten,' sie meldete ihn nicht erst, sie nahm an, er sei dienstlich bestellt.
Torbeck war verwundert, aber er reichte dem Alten freundlich die Hand. Der nahm sie zögernd.
„Guten Tag, Huber, Sie sind ein seltener Gast hier oben! Was führt Sie her? Es ist gewiß etwas Besonderes, da Sie mich nicht drunten und nicht telephonisch sprechen wollen."
Er setzte sich in den breiten Schreibsessel und wies mit der Hand auf einen Lederstuhl.
Huber machte einige unbeholfene Schritte und blieb dann steif neben dem Stuhl stehen.
„Danke, Herr Doktor", sagte er mit trockener Stimme.
Torbeck sah rasch auf und gewahrte mit einem Blicke, daß der Alte ganz verfallen aussah.
„Sie sind doch nicht krank?" fragte er warm. „Was ist Ihnen denn?"
Huber wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn, und in dem alten Sergeantengesicht zuckte es wie ein Wetterleuchten. Torbeck sah, es war ein Aufruhr in ihm, den er mit aller Energie niederzwingen mußte, bevor er sprechen konnte. Torbeck wartete und dachte teilnehmend:
„Was ist dem treuen Menschen nur widerfahren?"
Huber räusperte sich und zog den Rock zurecht.
„Herr Doktor —", er schluckte, dann sprach er ganz fest und unbeirrt, aber er sah seinen Herrn nicht an dabei, er blickte starr auf eine klobige, kupferne Aschenschale.
„Herr Doktor — es geht nicht. Ich hab' mich ehrlich bemüht, um einen Ausweg zu finden. Ich habe einen ganzen Tag und zwei Nächte mit den Gedanken gekämpft. Aber es ist geblieben, wie es im ersten Augenblick war. Es geht nicht."
Er atmete einmal ganz schwer und richtete seine Augen nicht auf den Herrn.
„Ich bin 25 Iahre mit dem Herrn Doktor gegangen, immer im gleichen' Tritt, und es war ein guter Weg. Aber jetzt muß ich mir einen andern suchen. Ich war auch in der Versammlung und habe die Rede gehört — den Weg, den der Herr Doktor jetzt geht, kann ich nicht mehr mitgehen."
Er schloß die Lippen fest, um den zitternden Seufzer niederzuhalten.
Torbeck saß mit gesenkten Lidern, in jäher Überraschung.
„So, so", sagte er, und er wunderte sich, daß seine Stimme so gepreßt klang. „So, so."
Dann waren die beiden ganz still, nur die große Uhr tickte friedlich.
Huber hatte sich gedacht, er würde die Hand seines Herrn ergreifen und

ihm ernsthaft sagen: „Herr Doktor, lieber Herr Doktor, nicht wahr, es war eine Verirrung, das alles, was Sie gesagt haben, war nicht in Ihrem Herzen."
Aber jetzt war er wie gelähmt. Er sah scheu auf die eiserne Stirn des Mannes und wußte, daß es keine Verirrung war, sondern etwas anderes, das er nicht verstand.
Torbeck stand auf, es sah ein wenig mühsam aus.
„Huber, es tut mir leid — sehr leid. Ich brauche Ihnen das nicht erst zu sagen. Ich verstehe Sie und gebe Ihnen recht. Wenn man weißes Haar hat, ändert man seine Gesinnung nicht von heute auf morgen. Sie müssen Ihren Weg gehen, ich den meinen. Ieder muß sich selbst treu bleiben, und ich ehre es an Ihnen, daß Sie nicht einem Herrn dienen wollen, mit dem Sie nicht einverstanden sind."
Huber bemühte sich qualvoll Worte zu finden, seine Lippen bewegten sich lautlos.
„Ich werde Sie sehr vermissen", sagte Torbeck mit einem resignierten Lächeln. „Sie haben Ihre Pension, Huber, das wissen Sie." Der Alte wollte etwas einwenden, aber ein herrischer Blick Torbecks verbot ihm den Einwand. „Ich wünsche Ihnen einen recht friedlichen Lebensabend und danke Ihnen für Ihre treuen Dienste."
Er reichte ihm die Hand und fühlte, wie die alte runzelige in seiner bebte. Huber stöhnte leise, er brachte kein Wort hervor, mit unsicheren Schritten ging er zur Türe. Er wandte sich noch einmal um, er wollte es doch sagen: „Herr Doktor, ist es nicht ein falscher Weg?" Doch der Mann erschien ihm auf einmal ganz fremd, in seinen Augen war ein so starkes Leuchten von Glück und Schmerz, daß Huber auf dem Heimwege über das eigene Leid hinweg immer wieder denken mußte: „Was hat ihn so verwandelt? Er sah ja glücklich aus."
Torbeck sah einen Augenblick unverwandt auf die Portiere, die noch leise schwankte. „Opfer müssen fallen —" dachte er, und der Gedanke an den Alten tat ihm weh, aber seine stolze Schaffensfreude berührte dies Weh nicht.
„Ich habe ja den Kampf gewollt auf der ganzen Linie —"
Fortsetzung folgt.

Politische Rundschau.

Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Europa atmet wieder auf. Die Börse, dieses Stimmungsbarometer der internationalen Politik, hat wieder Zuversicht. Man beginnt an ein Aufwärts zu glauben. Der zweijährige Druck der Balkankriege, der auf Handel und Wandel der ganzen Welt, insbesondere aber auf Europa erdrückend lastete, hat merklich nachgelassen. Wir sind wieder bei normalen Zinssätzen angelangt, wie wir sie seit zwei Iahren nicht mehr kannten. Das wirkt belebend auf den Welthandel und beflügelnd auf die wirtschaftliche Phantasie, die völlig lahmgelegt war.

Deutschland hat in diesen beiden Krisenjahren eine innere Machtfülle entfaltet, deren furchteinflößender Logik kein fremder Staat sich entziehen kann. Die Kraftprobe einer finanziellen „»Ilsuüicl Isolation" hat das Deutsche Reich über alle Erwartung glänzend bestanden. Frankreich, der Bankier der Welt, glaubte das Deutsche Reich finanziell auf die Knie zwingen zu können. Nicht bloß die französischen und englischen Gelder wurden allgemach dem deutschen Markt entzogen, sondern auch Rußland sah sich veranlaßt, den größten Teil seiner Guthaben aus Berlin zurückzuziehen. Das Deutsche Reich mußte aber nicht bloß finanziell auf eigenen Füßen stehen, sondern auch die österreichischen und ungarischen Anleihen in der Form von Schatzscheinen aufnehmen und dem befreundeten Rumänien den Geldmarkt öffnen. Trotzalledem war der Status unserer Reichsbank am Ende des Krisenjahres 1913 günstiger denn vor Ausbruch des Balkankrieges, und wir erlebten im Dezember einen Rückgang des Bankdiskonts — eine vollständige Umkehrung aller bisherigen wirtschaftlichen Erfahrung. Natürlich gebührt der gesunden Diskontopolitik der Reichsbank ein wesentliches Verdienst an diesem finanziellen Sieg des Deutschen Reiches. Aber diese Diskontopolitik wäre unwirksam geblieben, wenn ihr die deutsche Reichspolitik nicht die Wege geebnet hätte. Durch das Zusammengehen mit

England in der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens war die finanzielle Entspannung Europas möglich geworden. Solange ein europäischer Krieg drohte, verkroch sich das Geld. Sobald aber die Überzeugung sich allenthalben Bahn brach, daß der Zusammenstoß zwischen den beiden Mächtegruppen, der unmittelbar bevorzustehen schien, durch den entschiedenen Wille»

Deutschlands und Englands hintangehalten wird, kam das versteckte Geld wieder zum Vorschein. Unsere wirtschaftliche Zuversicht beruht letzten Endes auf dem Vertrauen, daß wir jetzt dem Zusammengehen der beiden Mächtegruppen entgegenbringen.
Aber noch ein zweiter Gesichtspunkt ist für die Machtstellung des Deutschen Reiches von grundlegender Bedeutung. Im selben Krisenjahre 1913 nämlich, in welchem die unerschwinglich scheinenden Diskontsätze Handel und Industrie den Atem zu rauben schienen, hat Deutschlands Erport den Rekord geschlagen und zum ersten Male die Erportziffer Englands erreicht. Das ist ein weltwirtschaftlicher Erfolg des Reiches, der dem finanziellen der Reichsbank würdig zur Seite steht. Daß im kritischesten Iahre die Ausfuhr gewaltig steigt und der Zinsfuß merklich zurückgeht, das ist ein Triumph der deutschen Wirtschaftspolitik, die ihrerseits mit der deutschen Weltpolitik aufs engste verwachsen ist. In den letzten Iahren hat sich nämlich auch in der Ententegruppe die Überzeugung befestigt, daß das Deutsche Reich nur seinen Besitzstand behaupten will, aber keinerlei Angriffspläne im Schilde führe. Man sollte meinen, daß ein mehr als vierzigjähriger Friede schon die Gewähr in sich trüge, daß Ausdehnungs- oder Eroberungsgelüste dem Reiche und seinem Kaiser fernliegen. Allein die Rüstungen zu Land und zur See machten die Entente-Mächte immer wieder stutzig und im höchsten Grade mißtrauisch. Sie wollten nicht einsehen, daß die geographische Lage diese militärische und maritime Stärke Deutschlands im Interesse seiner Selbstbehauptung zur gebieterischen Notwendigkeit mache. Als nun vollends der Milliarden-Kredit für die neugeschaffene Lage vom Reichstag bewilligt wurde, da züngelte die Flamme des Mißtrauens allüberall empor. Aber auch dieser Schrecken hat sich gelegt. Das Reich zahlt seine Milliarde, ohne sich wirtschaftlich zu erschöpfen. Im Gegenteil: im Momente der Selbsteinschätzung zur Wehrsteuer sinkt der Bank» diskont auf 4 Prozent. Das Reich vermag also offenkundig auch diese Last zu tragen, ohne in seinen finanziellen Grundlagen erschüttert zu werden. Ia, der preußische Finanzminister konnte ein Budget vorlegen, das die Finanzen

Preußens mit vollem Recht als „glänzende" bezeichnete. Im selben Augenblick, da alle Welt über Geldnot klagt, die Balkanstaaten und Meriko vor dem finanziellen Zusammenbruch stehen, ja selbst das reiche Belgien an alle Türen pocht, hat die preußische Anleihe einen Erfolg, der die kühnsten Erwartungen weit hinter sich läßt. Woher dieser plötzliche Umschwung? Anfang Dezember noch zu Tode betrübt, und Ende Ianuar himmelhoch jauchzend! Die psychologische Erklärung dieses durchgreifenden Gesinnungswechsels kann nur darin gesucht und gefunden werden, daß man sich iutra muro» et extra. endlich davon überzeugt hat, daß das Deutsche Reich ernstlich den Frieden will.

Wie in der Volkswirtschaft, so kommt auch in der hohen Politik alles auf Vertrauen an. In der Volkswirtschaft heißt der Erponent dieses Vertrauens: Kredit; in der Politik: Glaube an die Ehrlichkeit der Absichten. Die auswärtige Politik des Reichskanzlers hat es verstanden, diesen Glauben den Entente-Mächten nicht bloß vorübergehend einzuflößen, sondern auch dauernd bei ihnen zu befestigen. Sir Edward Grey hält den Reichskanzler von Bethmann für einen Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, Poincar6 spricht von ihm als zuverlässigen Mann, Kokvwzow und Sazonow erklärten jedem Eingeweihten, auf den Reichskanzler sei Verlaß. Die Ehrlichkeit ist jenes politische Kapital von Bethmann's, das uns reichen Segen gebracht hat.

Ohne dieses Zutrauen der führenden Politiker der Entente-Mächte zur unbedingten Geradlinigkeit des Reichskanzlers hätten wir weder die Londoner Botschafter-Konferenz, noch die albanische Lösung, noch endlich jenen Frieden in Europa, dessen wir bedurften, wenn wir die Hegemonie der Kultuv für die alte Welt behaupten und nicht an die neue abtreten wollten. Die Ministerstürzer von rechts und links haben in den letzten Wochen dieses politische Kapital des Reichskanzlers an Achtung und Vertrauen — selbst bei den Gegnern des Dreibundes — nicht in Anschlag gebracht. Gibt es im Reiche einen Mann von solcher Durchschlagskraft und Sieghaftigkeit, dem man heute die Erbschaft an europäischem Vertrauen bedenklos anvertrauen könnte? Lebt irgendwo im Verborgenen ein unentdeckter Bismarck? Wer wagt es, einen Namen als Nachfolger von Bethmann's zu nennen, dem alle Berufenen vorbehaltlos zujubeln würden? Hat irgend Einer auch nur im Lande selbst das Vertrauen aller derer, auf die es ankommt? Vom Standpunkte der internationalen Politik ist das Sturmrennen gegen den Reichskanzler ebenso kurzsichtig wie verhängnisvoll.

Dramatische Rundschau.

Von Alice Lesser (Berlin).

Der Graf von Gleichen.

(Zur Aufführung von Ernst Hardts „Schirm und Gertraude".)

In der Tiefe des deutschen Volksbewußtseins liegt wie ein Märchen die Geschichte vom Grafen von Gleichen. Von dem Manne, der das Unmögliche möglich machte und mit zwei Frauen in ehelicher Gemeinschaft lebte. Im Gegensatz zu den althergebrachten Sitten der Germanen, die durch jahrhundertelanges Heilighalten schon Naturursprünglichkeit geworden schienen und, mit der neuen Ethik des Christentums verschmolzen, zu religiösem Gesetz geworden waren. Dieser Graf von Gleichen verging sich an dem allen, schob mit kühner Hand die Versteinerungen der Iahrhunderte beiseite und überzeugte den Papst, den Hüter dieses Gesetzes, von der inneren Notwendigkeit seines Handelns, so daß der Stellvertreter Gottes darin eine von Gott gewollte Fügung erkannte. Er gab seinen kirchlichen Segen, und der Graf von Gleichen

brachte die Türkenfrau, die ihm nach zehnjähriger Gefangenschaft die Freiheit beschert hatte, zu seiner zurückgelassenen deutschen Gräfin. „Und sie lebten in Friede und Freude bis an ihr seliges Ende." Das ist das Außergewöhnliche, das sich schwer einreihen lassen will in das Egoistisch-Triebhafte, in das Seruell-Besessene einer Kultur, die mit dem Ideal der Einehe andere Grenzen und andere Möglichkeiten geschaffen hat.

Dieser Graf von Gleichen ist zwar der typische Fall, aber nicht der einzige seiner Art. Das Verhältnis — ein Mann, zwei Frauen —, die versuchen, ihr Leben gegenseitig in Harmonie aufzubauen, begegnet uns häufig. Freilich bleibt es meistens bei einem Versuchen. Aber es sind nicht die gewöhnlichsten Naturen, denen dies Schicksal widerfährt. Nicht die roh-seruellen. Man könnte grade das Gegenteil behaupten. Man braucht nur an Namen wie Storm, Hebbel, Zola zu erinnern. Sie alle versuchten, im Einverständnis mit den beteiligten Frauen, dieses Verhängnis befriedigend zu lösen. Es kam nicht zu Friede und Freude. Aber es kam zur Duldung. Das Menschliche siegte über Konvention und scheinbare Unnatürlichkeit. Die Frauen, die Verarmten, um ihr Ganzes Betrogenen,

fügten sich. Sie wollten lieber teilen, als den Mann verlieren.

Anders liegt der umgekehrte Graf von Gleichen-Fall. Das „dreieckige Verhältnis". Nicht ein Mann, der zwei Frauen will, sondern zwei Männer, die nach einer Frau verlangen. Er ist natürlich ebenso oft da wie der andere. Vielleicht sogar häufiger. Aber die Grundbedingungen sind doch ganz verschieden von einander. Hölderlin, Goethe, Wagner, sie lebten mit den Frauen anderer Männer, aber nicht im eigentlichen Sinne einer Ehe zu Dreien. Die Frauen teilten zwischen Seele und Körper, gaben dem Neuhinzutretenden das Beste und dem Ersten nur das, was er als Pflicht zu fordern hatte. So umgingen sie die gewöhnliche Ehebruch-Tragödie, in der es immer zum Kampfe um die Frau kommt und am Ende einer von den Männern das Feld räumen muß. Aber ehrliche Beziehungen zu einander waren doch nicht recht herzustellen. Die Männer mieden sich, im günstigsten Falle kam es zur Gleichgültigkeit. Nirgends in der Geschichte oder in der Literatur ist mir ein Fall bekannt, wo zwei Männer auch nur den Versuch machen, nebeneinander einer Frau zu gehören.

Diese verschiedene innere Gestaltung scheinbar gleichartiger, äußerer Verhältnisse hat natürlich ihren Grund in dem heutigen Geschlechtscharakter von Mann und Frau. Eine andere Lösung erscheint uns auch noch heute aus der seruellen Psychologie des Mannes heraus als ganz unmöglich. Ich sage: heute. Zur Zeit des Mutterrechtes war es anders, und was morgen sein wird, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß die seruelle Ethik sich mit Zeit und Raum ändert. Die Vielehe, die im Orient noch imm<-r selbstverständlich ist, bei Völkern, deren Aristokratie wenigstens auf einer hohen Kulturstufe steht, wird unmöglich, sie wird allenfalls Ausnahme, Einzelfall bei uns. Die Persönlichkeit der nordischen Frau hat aus der Ehe eine Lebenskameradschaft gemacht. Gerade, weil sie den Mann seelisch besitzt, als persönliches Individuum, nicht als Geschlechtswesen gemeinhin, kann sie ihn mit keiner anderen Frau teilen. Muß sie es aber einmal, muß sie die Gefühle preisgeben, die ihre eigene Entwickelung ihr in Fleisch und Seele vererbt hat, so steht sie vor einem Schicksal, das sie bis an

den Lebensnerv trifft. Und der Kampf zwischen Gottnatur und Menschnatur bricht aus.
Die deutsche Frau in der Legende vom Grafen von Gleichen hat gesiegt. Wie und wodurch, das wissen wir nicht. Wir kennen die Tatsache oder wir erfanden die Tatsache, und sie scheint uns wie ein Märchenwunder der Wirklichkeit. Darum hat dieser Graf von Gleichen immer die Volksseele beschäftigt, die Märchen braucht, in denen die Menschen selig werden, in denen ist, was sein könnte. Alles, was sein könnte, lockt den Künstler, es zum Sein zu zwingen, das Außergewöhnliche in unsere natürlich-notwendige Empfindungswelt einzureihen. Darum hat auch der Graf von Gleichen von jeher die Dichter gereizt. Auch Goethe konnte an ihm nicht vorbeigehen. Er legt ihn seiner „Stella, Ein Schauspiel für Liebende", zugrunde. Und mit der voraussetzungslosen Kindhaftigkeit des Genies sieht er das Unwahrscheinliche wahrscheinlich: „Er fühlte Menschheit! — Er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit." „Und Gott im Himmel freute sich der Liebe." So fast demütig einfach ist das! Und Cäcilie löst den Konflikt: „Du hast ihn gerettet, von ihm selbst gerettet — du gibst mir ihn wieder." „Wir sind dein." Zu dieser Selbstverständlichkeit konnte ein Kleiner an Wuchs, — Schmidtbonn — der vor einigen Iahren einen Grafen von Gleichen schrieb, nicht kommen. Er bog den Stoff zu einer „Tragödie", weil Kraft und Mut fehlten, das Märchenhafte der

Erfüllung glaubhaft zu machen. Die deutsche Frau will den Mann allein haben und mordet die türkische Nebenbuhlerin. Damit ist das Schöne und Wesentliche der Legende verwischt. Schmidtbonn sah das Problem mit den Augen einer schwachen Mittelmäßigkeit, und kam über das Ästhetentum nicht zum lebendigen Kern hinweg.

Nun hat in diesen Tagen Ernst Hardt in „Schirm und Gertraude" wieder den Versuch gemacht, das Schicksal des Grafen von Gleichen auf die Bühne zu stellen. Schon einmal griff dieser Dichter zu einer nordischen Volkssage, die so heiter und versöhnlich ausklingt, wie die Geschichte von dem Mann mit den zwei Frauen, — zum Gudrunliede. Aber er vergewaltigte es so, wie Schmidtbonn seinen Grafen von Gleichen. Die Gudrun, die nach der Überlieferung am Ende versöhnend zwischen den beiden Männern steht und sie zu Freunden macht, stirbt bei Hardt an der Zwiespältigkeit ihrer Gefühle. Auch hier fehlte dem Dichter geniale Natürlichkeit, um zu gestalten, was die kindliche Volksseele vor ihm in Einfalt getan. Und weil es an der Einfalt mangelt, mangelt es auch an der Echtheit.

In Schirm und Gertraude aber ist der Dichter wieder naiv geworden. Und bescheiden. Er macht aus dem Grafen von Gleichen ein Scherzspiel. Damit setzt er sich von vornherein eine Begrenzung, kein Breit-Gewolltes zwingt ihn zu geschicktem Bühnenpathos, und so packt er herzhaft zu, unbeschwert von Sentimentalität, und so kommt eine heitere Selbstverständlichkeit, eine kleine, lachende Wahrheit heraus. „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen." Dieser Graf von Gleichen ist keine Kampfnatur. Von Aktivität weiß er wenig. Ganz passiv ist er in sein Schicksal hereingeraten. Es hat ihn halt grade getroffen. Ia, er ist wirklich ein Kind, dieser verfettete Graf von Gleichen, der die Frauen als Schmetterlinge nimmt, der so wild schimpfen kann und ein so gutes Herz hat, der die Eifersucht aus der Welt wegleugnen möchte und doch so rasch von ihr gequält wird, dieser Mann, der aller Sitte ins Gesicht schlägt und doch nicht vertragen kann, daß eine Frau, die bis dahin Kleider trug, sich vor andern Männern in Türkenhosen zeigt.

Und ein Kind ist die sanfte Türkin Schirm, die daheim den Eheherrn mit mehr als einer teilen muß, und die gar nichts weiter will, als da sein dürfen. Und das größte Kind ist die blonde Frau Gertraude, die während der zehnjährigen Abwesenheit des Grafen sich die Zeit mit Puppenspielen vertrieb, und die eigentlich herzlich froh ist, in Schirm die Spielgefährtin dazu gefunden zu haben. An der Urmütterlichkeit dieses Kindweibes werden alle drohenden Gefahren zunichte. Einen Mann braucht sie, um ein Kind zu bekommen, keinen Geliebten. Und davon weiß Schirm auch. Und aus der gemeinsamen Mütterlichkeit heraus verstehen sich die beiden. Darum können sie den Mann miteinander teilen, denn der ist ja für eine Mutter ganz unwesentlich. Das Spielen, das Lachen, wie man es einmal mit einem kleinen Kinde tun muß, ist ja viel wichtiger! Und der arme Graf von Gleichen fühlt, daß er statt zwei Frauen nicht eine hat; sie vertragen sich so gut, daß für ihn gar keine Zeit übrig ist. Wenn sie sich nur einmal gründlich zanken möchten! In seiner Einsamkeit kommt er sogar auf den schwarzen Gedanken, sich einen dritten Schmetterling, die niedliche Base Ursula, einzufangen. Aber Schirm und Gertraude sinnen Rache. Sie stellen sich nach einer vorgespielten Zankszene überhaupt nicht ein. Der arme Mann greift zu der List, zu erproben, ob sein toter Leib fesselnder wirkt als sein lebendiger. An der vermeintlichen Leiche kommt es dann auch zwischen den Franen zu den ersten hef-

tigen Anklagen, aber als der Graf, ent, zückt über die Wirkung, sie beide in die geöffneten Arme schließen will, fliegen sie an ihm vorbei, einander um Verzeihung bittend, an den Hals und verlassen das Schlafzimmer. Der Ehemann mit den zwei Frauen löscht das Licht und steigt für diesmal allein in das vorher für drei so sorgfältig ausgemessene Ehebett.

So die Legende in der Bearbeitung von Ernst Hardt. Der Dichter hat allzu geschickt alle Wege gemieden, die zu Tiefen führen könnten. Aber er ist doch aus Ehrfurcht vor dem, was in den Tiefen schlummert, liebevoll mit dem Stoff umgegangen. Er hat den Kern nicht gefälscht. Dieser Kern aber mag warten, bis er ans Licht geholt wird von einem Großen, der ihn mit neuen Augen sehen wird, der zu den Weisen gehören mag, von denen Maeterlinck sagt, daß es in ihrer Nähe keine Tragödien gibt.

Das Künstlertheater holte sich mit der Aufführung seinen ersten großen, wohlverdienten Erfolg.

Belletristische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Richard Serau läßt in seinem neuen Roman „Ewiger Durst"*) vollendete belebte Greifbarkeit erstehen. Es wirkt an ihr neben glücklichster Anschauungswiedergabe, in die sich ein begnadetes Anschauungsvermögen umsetzt, und die Großes und Kleines und Kleinstes durch Verweilen ehrt, die psychologische Enthüllung. In dem Zusammen einer äußeren und inneren Welt, die sich vor uns öffnet, die uns anzieht und erregt, erleben wir jene Fülle, die immer da ist im Wirklichen. So erlöst der Dichter in seinem Werl die Wirklichkeit; denn erlöst sein heißt: zur eigenen Fülle gelangt sein. Dem äußeren und inneren Geschehen dient wie demütig der Stil; vor dem Bewegtsein, das die Menschen und die Dinge ergreift, vergißt man fast seiner. Nur da etwa, wo sich zwischen und um ereignisgedrängtes Menschenleben in künstlerischer Absicht die trotz aller ihrer Bewegtheit mehr ruhedurchflossenen Naturbilder lagern, freut man sich an seinem feinen und starken Glanz. Das Schicksal der Frau, die der Dichter am unstillbaren Durst der Sinne zerrinnen läßt, erschüttert als nicht nur nach

*) Axel Juncker Verlag, Berlin^harlottenbürg.

aristotelischer, sondern auch rein mensch-
licher Deutung höchste Tragödie. Denn
an eigener Schuld geht die Heldin zu-
grunde, so daß unser gerechtes Herz
ihren Untergang zu ertragen vermag;
doch nicht ihr allein gehört alle Schuld,
so daß wir genug mit ihr leiden. Und
genug Furcht gibt sie, über die der
Dichter alle Härte, allen schamvollen
Schmer; der Wahrhaftigkeit gießt, uns
ein; für sie fürchten wir von Erlebnis
zu Erlebnis; für uns fürchten wir, als
könnten wir auch so sein, wenn die
Sterne in unserer Brust sich einmal
verdunkeln würden. Und das weiß der
Dichter von uns. Und sein Wissen von
dieser unserer Furcht, deren Wurzeln ge-
senkt sind in abgründige Seelentiefe,
hat ihn seine Frauengestalt, die liebe-
dürstende, zum Typus steigern lassen,
zur wohl auch heiligen, schönen, doch so
verhängnisreichen Erhabenheit des
Typus. Und auch das Schicksal der
Frau, die nicht Herrin wird über das
Dürsten — und das Dürsten der Sinne
nicht umzusetzen weiß in reines Dürsten
des Geistes und Herzens, steigt empor
zur schreckenden Erhabenheit des Typus.
Was an Negativem der dichterischen
Frauengestalt individuell angehört, die
sich krankhaft steigernde Sensibilität,
das alles überwuchernde, unfruchtbare,

erotische Traumleben, das verkümmerte mütterliche Fühlen, scheint gerechtfertigt; denn es tötet nicht unsere Liebe, die wir ihren schönen lebensteigernden Gaben und ihrem Leiden entgegenbringen. Die Komposition des Werkes hat wundervolle Schönheiten. Aber mit der Szene aus arabischem Leben in Tunis hat uns der Dichter tief verletzt; denn hier wird dem Geist ganz bange; hier sieht er keine Aufgabe mehr für sich.

Tiefstes, Letztes, Innerlichstes läßt Clara Sudermann erklingen in ihrer Sammlung von Erzählungen „An geöffneter Tür'*). In einer jeden dieser sechs Geschichten, deren erste dem Buch ihren Namen lieh, zittert Menschenheimweh nach irgend einem köstlichen Seelengut, sei es sich selbst verleugnende, werktätige Menschenliebe, die errungen werden soll, sei es süßes, wehmutsvolles Iugenderinnern, zu dem man zurückwandert wie zu einem labenden Quell, oder auf dem neue Wirklichkeit sich erheben soll, oder dem man dennoch widerstrebt, weil es allzu tief verstrickt ist mit Schwäche oder Schuld. Eine Frau mit differenzierter Seele läßt hier Seelenstimmungen erbeben; sie führt nns aus dem falschen Lärm und dem falschen Gleißen des Alltags vor die geöffneten Seelentüren, an denen wir nun, unsere eigene innere Bereicherung feiernd, stehen. Über Komposition und Stil liegt das Licht der Intelligenz, die Kraft der Anschauung, die Feinheit ästhetischen Empfindens.

Gertrud Epstein offenbart sich in ihrem neuen Buch „Hiob"**) als Dichterin, die wir so warm begrüßen, wie nns feinste Herzenswärme aus ihren Worten entgegenschlägt. Die wenig bewegte Handlung, die den Mann zeigt, den Gott schlug, wie er einst Hiob schlug, den Mann, der wiedergesegnet wird wie der Mann im Lande Uz, weil er wiedergesegnet sein will, den Mann, dem sein zweites Glück plötzlich ein Verrat dünkt am ersten, bis er erstes Glück und seinen Verlust ganz hineinbettet ins zweite, ist schwer und stark von Empfindung. In ihrer dichterischen Schöpfung der Mannesgestalt verrät sie, daß sie viel weiß von jenem köstlichen Zusammen von frischer starker Sinnenfreude und Seelentiefe und Seelenreizbarkeit. Ihre Geschichte, die nie gewöhnlicher Alltag

ist, steigert sich zur Weihe seltenen inneren Erlebens, das nur die ganz seltene Seele aufbringen kann.

Um die drängendste der Fragen nach einer Versöhnung der fundamentalsten Scheidungen: Gott und Welt, Natur und Geist, Körper und Seele, um die Frage, die in dieser neuen Helle des Iahres uns unerbittlich treibt, die selten ganz verstummt — vielleicht nur in einer düfteschweren Sommernacht und im weihnachtlichen Winterabend — geht esinMargareteSusmans Buch „Vom Sinn der Liebe"*),

Liebe, also die schöpferische Tat der Seele, ist in diesen von Gedankeninhalt schweren, von Erhebung und Erbauung starken, von poetischen Sternen funkelnden Zeilen die große einigende Macht zwischen dem Nichtseienden und dem Seienden, dem Zeitlichen und dem Ewigen. Daß alles, was dem Menschen in bitteren gegensätzlichen Formen auseinanderfällt, vor ihr und in ihr in einer großen Einheit zusammenglüht, darin ist ihr Wesen am umfassendsten begriffen. Sie kommt aus den Tiefen des dunklen Lebens; ihr Sieg über Leben und Tod ist das Individuum, ihre Richtung in ihm ist die zum Unendlichen. Ganz ist sie ans Individuum gebunden: „wenn nie ein Individuum mehr entstände: die Welten der Er-

*) Felir Lehmann Verlag, Berlin >V,

") Verlag von Heinrich Minden, Dresden nnd Leipzig.

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1912.

kenntnis, des Schauens blieben unangetastet — die Welt der Liebe müßte erlöschen, wäre auf ewig verloren." Im Individuum tut die Liebe den ersten Schritt sich selbst entgegen, nämlich ihrer Unendlichkeit, ihrem Allumfassen, das Gott genannt wird oder genannt wurde; denn es ist ihr Sinn, „daß ihr nichts, nicht das Einzelne, nicht das Ganze entgleiten, daß ihr nichts verloren gehen kann. Ihr durfte sich das haltlos zwischen den beiden Welten des Lebens und des Seins entgleitende Individuum zu ewigem Bewahrtsein vertrauen: den trüben Ursprung der Liebe, in dem sie zuerst sich findet und nennt — die Liebe selbst muß ihn aufnehmen und bewahren, muß ihn enträtseln und kennen." Liebe ist Sehnsucht im Menschen, ist sein Mehr, wie sie das Mehr auch des Lebens ist. Liebe ist Drang, ist Überfluß, ist Göttlichkeit. Ist das Unerschöpfliche, steht über der Moral. Liebe wohnt nicht im Fortstreben vom Leben, nicht im Vereinzeln, sondern im Hineinversenken in alle Strudel und Strömungen des Lebens.

Es ist ein hohes Lied der Liebe;
es rauscht einher, wie es aus tiefstgefühltem Sein und heiß durchdachtem Leben, die innig ineinander verschlungen sind, gerauscht ist. Von seinem Ursprung kommt es, daß es dithyrambisch ist. Da steht eine Frau, eine Philosophin und Dichterin, und ihr Herzblut verströmt sie in ihren Worten. Weil sie will und muß. Um ihretwillen; denn ihr selbst ist die Liebe zu Halt und Wert und Weihe geworden. Um der anderen willen; denn sie sollen die Schöne der Liebe erkennen, die in ihrem wahren Sinne blüht, damit sie sich immerdar sehnen, sie zu halten — damit sie sich erhöhen durch sie. Da steht ein Weib und kündet Bitterstes, Erhabenstes von der Liebe zwischen Mann und Weib, und versöhnt das Weib mit der Eigenart seiner Liebe und macht es wahr gegen sich selbst und mutig gegen die anderen, demütig gegen den Mann und doch auch stolz zugleich. Da steht ein mütterliches Weib und weiß unsagbar Hohes von Mutterschaft: „Die Verkündigung lautet nicht: Du sollst den Menschen gebären; sie lautet: Du sollst Gott gebären. Und dies ist die Bestimmung der weiblichen Seele. Der Gott, den wir alle verhüllt in uns tragen, der Mann muß ihn enthüllen in

gestaltender Tat, die Frau muß ihn in Liebe und Schmerz gebären."

Es ist durch Zeiten und Kulturen die Philosophin gewandert von geschichtlichem Anfang her und hat die Liebe in ihren Formen und Wandlungen als Trägerin erkannt der Aufgabe, der Menschheit ewigen Besitz zu erringen. Der Liebe reinste Form hat sie in der Caritas gefunden; ihre Tragik als Liebe von Individuum zu Individuum hat sie tiefen Sinnes erklärt; ihr ist das Stirb und Werde des Menschen, sein Zerbrechen in der Liebe aufgegangen; als einzige soziale Form, die der Liebe in Wahrheit entspricht, gilt ihr die Gemeinde. Als solche sollen wir uns wieder begreifen, sollen begreifen die große menschliche Bestimmung zur Liebe: „des gemeinsamen Schlummerns und Erwachens unter dem Sternenhimmel der Ewigkeit." Es spricht auch die feinste Interpret!n der modernen Liebe, die der Sprache der großen Menschenseelen der Zeiten gelauscht hat, die ihre Offenbarungen in Philosophie. Dichtung und Kunst uns gaben.

Margarete Susmans Buch trägt werbend den reinsten Eros. Eros ist hier Ethos. So will es heute der Teil der Menschheit, der um die Verinnerlichung und wahrste Bereicherung des Seins ringt. So wird im Wellenzug menschlicher Versittlichung wieder einmal einem Wellenberge zugestrebt, mag es scheinen. Und gern wird er sich grüßen mit den anderen, die ihm vorangingen, wird gern sich grüßen mit einem, der sehr alt ist und

sich sehr hoch türmte, mit Alt-Indiens Leidenschaft für das Ethos. In den „Indischen Sagen"'), die Adolf Holtzmann übertrug und jetzt neu von M. Winternit z herausgegeben und eingeleitet werden, webt es — und weckt es unendliche Sehnsucht. Heilige, stille, ruhende Sehnsucht, die schon halb Erfüllung und Besitz ist. Schon fühlen wir, daß wir hier immer wieder Kraft uns holen werden, die aus diesem Inhalt in solcher Form kommt. Ie mehr in einem Kunstwerk die Kunst rein zum Ausdruck gelangt, die in sich ruhende, in sich geschlossene Kunst, die nichts begehrt, als da zu sein, um so elementarer ergreift sie Menschensinn. Zum ganz Großen der Poesie sind die Heldengesänge des Mahabharata und des Ramajana zugehörig. Sie stellen sich in ihrer ergreifenden Macht der Epik, die den Zuhörer von seinem Eigenen loslöst, sein Eigenes auslöscht, um sein Interesse an Größeres und Allgemeineres zu ketten, neben Ilias und Odyssee. Aber wenn diese uns der Natur und Erde näherbringen, so verbinden uns jene mehr dem Himmel. Rama, Usinar, Damajanti sind die besten der Menschen; denn immer wird das Opfer des Selbst das Höchste bleiben; aber Sawitri, wie sie Satjawats, des Gemahls, Leben vom Tod, vom großen Jam erbittet, den sie preist und mit ihren Worten erquickt, „ist göttlich". Zu fühlbar, als daß Worte sie erklären könnten, ist die Poesie, die Indien blühend, die Wälder mit den Siedeleien der frommen Büßer rauschend, seine Städte und ihre Sitten und Gebräuche wirklich werden läßt.

Auch persische Poesie grüßt herüber zu uns, das Gute feiernd. Paul Eberhard! vermittelt sie im Buch „Das Rufen des Zarathushtra" (Die Gathas des Awesta)*). Weil hier reinste Lyrik ist, hemmt nichts, daß wir überwältigt den Gleichklang der Seele des so fernen großen Frommen mit der modernen Seele vernehmen: Fragen und Suchen nach Ursache, Wesen und Sinn des Seins, Entschließung zum Guten, Vollendung im Zeitlichen für das Ewige, Göttliche. Es ist die blühende, starke Poesie des Orients in den Versen. Vers an Vers ist schwer von Empfindung und heiß von ihr. Packend ist die Unmittelbarkeit, hier das Zeichen des religiösen

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1913,

Genies, mit welcher der verlangende Rufer sich zu seinem Gotte wendet. Klagend hallen daneben die Töne, die vom Bösen, vom Feind des Guten reden, und es lebt das heilige Eifern dawider.

Studentische Rundschau.

Von Werner Köhler.

Es ist ein fröhliches und ein bedenkliches Wort zugleich, welches wir an die Spitze unserer Bettachtung gestellt haben. Ein fröhliches — denn wer dächte nicht dabei an Schlägerschwirren und Gläserklingen, an Blütenduft und Iugendpoesie — ein bedenkliches, wenn wir der Ausschreitungen des Verbindungslebens uns erinnern, das schon so manchen Sohn deutscher Eltern sich bis zum materiellen und moralischen Bankerott hat verlieren lassen.

„Student sein, wenn die Veilchen blüh'n,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Der Sommersonne heißes Glüh'n
Tnebweckend in die Erde dringt.
Student sein, wenn vom blauen Himmel
Die weißen Schleier niederweh'n —
Das ist des Lebens schönste Feier,
Herr, laß sie nie zu Ende geh'».''

Haben wir es nicht alle, die uns das bunte Band einst schmückte, mit Begeisterung als Kraßfur gesungen? Glaubten wir nicht das Leben erst recht zu erkennen, als sich uns der neue

Freundeskreis erschloß, und schauten wir nicht mit Geringschätzung in unserer Furenwürde auf das protuuuiu vul^u» ohne Band und Bierzipfel herab?
Nicht lange aber vielleicht hielt diese Begeisterung vor, es kam der Tag, da wir die Abzeichen des „Couleurstudenten" schweigend niederlegten, und heute haben wir nur noch ein bedenkliches Achselzucken für unser altes Ideal. Jedesmal aber, wenn der Frühling von neuem übers Land zieht oder die Novemberstürme brausen, sehen wir neue Scharen zur ^Ima mater strömen und sich mit Band und Mütze schmücken, Ein großer Teil von ihnen aber, und nicht die Schlechtesten, legt beides, so wie es wir auch einst getan haben, nach längerer oder kürzerer Zeit wieder ab mit dem bitteren Gefühl der Enttäuschung, des Unbefriedigtseins, auch sie sind um eine Iugendillusion ärmer.
Welches ist der Grund? Um diese Frage, warum gerade so viel ernste und strebsame Menschen sich von unserm traditionellen Verbindungsleben fernhalten oder nach verhältnismäßig kurzer Zeit von ihm abgestoßen werden, zu beantworten, müssen wir uns erst über zwei Dinge klar werden, über das Studententum an sich und über das Wesen unseres heutigen, angeblich historisch gewordenen Verbindungslebens. —
Iakob Lenz, der Straßburger Freund Goethes aus der Sturm- und Drangzeit, läßt einmal in seinem Drama „Der Hofmeister" einen biedern Schneidermeister sagen, er liebe die Studenten darum, „weil sie Menschen wären, die noch nichts sind, aber noch alles werden könnten." Von hier aus glauben wir in das Wesen wahren Studententums dringen zu können. Von einem jungen Menschen, der soeben von der Schulbank kommt, wird kein Einsichtiger erwarten, daß er nun nach den Qualen des Abituriums sich sogleich in ein tiefgründiges Studium seines Faches versenken soll, er wird vielmehr die goldene akademische Freiheit in vollen Zügen genießen. Auch diese Zeit kann ein wertvolles Gut an Erkenntnis für die Zukunft in sich bergen. Ist aber das Tasten und Tappen der ersten Semester vorüber, hat sich der Fur eingefügt in den festen Rahmen akademischer Tradition, dann wird man von ihm verlangen müssen, daß er neben einem gesunden Fortschritt in seinem Fachstudium sich

mit der Fülle der Ideen und Probleme bekannt gemacht hat, die das Leben unseres herrlichen Volkes durchfluten und ihren Brennpunkt eben auf seinen hohen Schulen finden. Nie aber kann es im Sinne echten Studententums liegen, daß seine Vertreter sich bereits im öffentlichen Leben, sei es in politisch-religiösen oder andern Korporationen, betätigen und so Vorspanndienst für gewisse Ideen leisten, zu denen eine ganze und fertige Lebensanschauung gehört, die ein junger Student noch nicht haben kann und nicht haben darf! Das einzige Feld, das ihm, immer wohlgemerkt neben einer treuen Erfüllung seiner engeren Berufspflichten, offen stehen soll, ist das der sozialen Arbeit, weil es ihn mit Volksschichten in Berührung bringt, deren Kenntnis für den späteren Beruf und vor allem für die Bildung einer toleranten und humanen Weltanschauung von allergrößtem Wert sein kann. Wer einmal hineingesehen hat in das Leben und Treiben der Unterschichten unseres Volkes, in ihre geistige und leibliche Not, der muß sich verantwortlich fühlen, an seinem Teile mitzuarbeiten, daß es besser werde zur Ehre der Menschheit und unseres engeren Vaterlandes. Er wird vor allem herabsteigen von dem Sockel eingebildeter Größe und erkennen, daß, damit wenige Tausende studieren und forschen können, Millionen Tag für Tag unter der schwersten Arbeit seufzen müssen. Studieren ist kein Privileg, Studieren heißt, in harter Geistesarbeit die höchsten Stufen der Bildung erklimmen, um

einst mitzuarbeiten an unseres Volkes Wohl, ein jeder an seiner Stelle nu« ein Rädchen im unendlichen Getriebe, ohne welches aber der Gang der großen Mühle stockt. Wem es nicht gelingt, aus seinen Studentenjahren den Geist der Objektivität, der das schönste Erzeugnis deutscher Forschung ist, mit sich in das Leben hinüberzunehmen, wem die Vielheit seines Wissens nicht zur Einheit einer geschlossenen Lebensanschauung werden kann, die bei aller Festigkeit persönlicher Überzeugung von den Idealen der Humanität und Toleranz getragen ist, der hat diese Iahre schlecht genützt, er ist nie in unserm Sinne wahrhaft „Student" gewesen.

Sind nun die bestehenden Studentenverbindungen die Institutionen, in denen wir dieses Ideal, wie wir es eben in wenigen Strichen gezeichnet haben, am besten erreichen können? — Das soll die nächste Frage sein.

Wir müssen dabei zwischen einer Theorie und Praris unserer Verbindungen unterscheiden. Die burschenschaftliche Bewegung vor hundert Iahren schrieb auf ihre schwarz - rot - goldene Fahne die Worte: „Ehre, Freiheit, Vaterland", sie bildeten gewissermaßen ihr theoretisches Programm. Die heutigen Verbände in ihren mannigfaltigen Schattierungen haben zum großen Teil diese Parole übernommen, nur daß der Begriff der Ehre bei den einzelnen Verbindungen, ja man kann sagen Korporationen, je nach dem geistigen Hochstand oder Tiefstand ihrer Mitglieder einer sehr subjektiven Deutung unterliegt. Das kann man besonders daran erkennen, in wie leichtfertiger Weise oft selbst schwere Forderungen zustande kommen. Ob eine klarere Vorstellung bezüglich der beiden andern Begriffe Freiheit, Vaterland obwaltet, lassen wir dahingestellt; so viel steht fest, daß sie im altburschenschaftlichen Sinne einer Betätigung zur Erringung eines neuer, freien deutschen Reiches nicht aufgefaßt werden können, da dieses hohe Ziel uns bereits durch das Blut unserer Väter errungen ist. In einem Ideal aber sind sämtliche Verbindungen, farbentragende und nicht farbentragende, theoretisch einig, sie bezwecken wie jede wahre Pädagogik die Ausbildung des Einzelnen zu einer Persönlichkeit, einem Charakter durch die engere Gemeinschaft.

Sehen wir uns die Mittel oder die Praris an, mit denen die Studentenverbindungen diesem Ideal sich zu nähern glauben. Es führen viele Wege nach Rom, und wir werden nicht erwarten dürfen, daß zur Erfüllung einer so großen Aufgabe alle denselben einschlagen, gewisse gemeinsame Grundlinien aber werden wir erkennen müssen, wenn wir an eine ernsthafte Bemühung um den vorgesetzten Endzweck glauben sollen.

Wer zunächst einmal, ohne eine Ahnung vom Verbindungsleben zu haben, eine der zahlreichen Vereinszeitschriften in die Hand nimmt, muß erstaunt sein über die Fülle der Pflichten, die einem Angehörigen dieser Vereine aus seiner Mitgliedschaft erwachsen. Zu einer Zeit, wo man den Studenten im Kolleg erwarten sollte, muß er beim Frühschoppen oder auf dem Paukboden sein, die Nachmittage sind dem Erbummel und den „Familienkonventen" gewidmet, oder man ist gezwungen, sich die nötigen Kräfte für den „offiziellen Abend" durch einen längeren Schlaf zu holen, wenn nicht wieder der Paukboden winkt. Eltern, die in der Universitätsstadt wohnen, sehen ihren nennzehnjährigen Sohn, der bis vor einem halben Iahr kein Lokal besuchen und keine Zigarre auf der Straße rauchen durfte, plötzlich Nacht für Nacht, meist aber erst am frühen Morgen, und nicht selten in einem wenig erfreulichen Zustand, in den heimatlichen Penaten anlangen, oft von einem oder mehreren (5ouleurbrüdern eskortiert, die sich an

das unmäßige Trinken schon mehr gewöhnt haben. Was aber das Schlimmste ist, in dem jungen Menschen, der aus dem Nichts der Schülerzeit sich plötzlich in den Mittelpunkt des Daseins gerückt glaubt, entwickelt sich ein sozialer Hochmut, um den ihn mancher Gardeleutnant beneiden könnte. Während er in dieser Zeit sich an eine objektive Betrachtung der Dinge und Menschen gewöhnen sollte, wird ihm gesagt, daß die übrigen Studenten, mit denen er von Rechts wegen doch als ein Selbstwerdender im geistigen Austausch stehen sollte, vor allem aber die nichtfarbentragenden Studenten zweiter Klasse seien, da sie nicht denselben — selbstverständlich einzig richtigen — Anschauungen der jeweiligen Korporationen huldigen, in die der Betreffende zufällig, meist gänzlich ohne sein Zutun, geraten ist. Höchstens die Mitglieder einiger nahe verwandter Vereinigungen finden Gnade vor den Augen dieser jugendlichen Richter, denen Achtung auch vor dem Gegner ein Begriff ist, der ihnen ebenso unbekannt ist, wie leider anch manchem Dozenten, bei dem sie hören oder — belegen. Zu welchen erquicklichen Zuständen dieser jedem halbwegs modernen Geist entgegengesetzte Partikularismus unserer Studenten führt, kann man bei den Vorverhandlungen zu Beratungen gemeinsamer studentischer Feiern zur Genüge kennen lernen. Dieses Treiben setzt sich nnn vier oder fünf Semester fort, bis schließlich die bittere Notwendigkeit zu einiger Arbeit zwingt, mit deren Mindestmaß man dann den Anforderungen des jeweiligen Eramens zu entsprechen sucht. Das gelingt oder gelingt nicht. Viele kommen gar nicht bis dahin. Von einer wirklichen allgemeinen Bildung, deren Erreichung 'wir als das Ideal wahren Studententums hinstellten, kann unter solchen Umständen höchstens bei einigen von Haus aus besonders charakterfesten und tüchtigen Menschen die Rede sein, das ganze Prinzip an sich erzieht nur Durchschnittsmenschen. Es verhindert vor allem die Wertschätzung der Ideen und Persönlichkeiten anderer, da man sich Iahre hindurch gewöhnt hat, nach den äußerlichsten Maßstäben, nach der Fähigkeit des Einzelnen im Raufen und Trinken zu urteilen.

Dieses jahrelange Wägen mit fal-

schem Gewicht hat vielfach auf den Einzelnen einen Einfluß, der sich oft noch auf lange Zeit in das Philisterium hinein nicht gerade zugunsten des Betreffenden bemerkbar macht. — Alles das, was meist zur Verteidigung des historischen Verbindungsstudententums gesagt wird — daß es zum Mut, zum Charakter, zur Freundschaft erziehe, ja durch seine Disziplin zum werktätigen Leben im Staate überhaupt heranbilde — bedeutet, wenn man mit offenen Augen in die Praris der Verbände hineinsieht, nicht viel mehr als die Weihrauchwolke, durch die der Priester sich und seine Gläubigen zu narkotisieren sucht. Alle diese für unser Volk, unser Vaterland und uns selbst so wichtigen Ideale lassen sich, so behaupten wir, weit eher ohne als mit den Studentenverbindungen in ihrer heutigen Verfassung erreichen, weil in ihnen die Form über den Inhalt gestellt wird und die Phrase nur eine allzu hohle Praris zu bemänteln sucht. —

Man wird uns vielleicht den Vorwurf machen, daß wir zu hart urteilen, daß unsere Meinung vom Verbindungsstudententnm wenigstens nur auf einen Teil desselben zutrifft. In der Tat wollen wir nicht verkennen, daß es eine Anzahl von Bestrebungen gibt, die eine Verbesserung dieser akademischen Institution anstrebt. Da sind unter den farbentragenden Verbindungen die konfessionellen, unter den schwarzen die Turnverbindungen und vor allem die wissenschaftlichen Verbände, die ein reineres, geläuterteres Studententum

anstreben. Bei den Turnverbindungen aber ist das Prinzip der dauernden Aktivität, bei den konfessionellen farbentragenden der gesamte Apparat des veralteten Couleurstudententums, der das Übel nur kleiner erscheinen läßt, nicht aber beseitigt. Was die konfessionellen Korporationen, katholische und protestantische (es gibt doch solche) anbetrifft, so bergen sie außerdem den großen Nachteil in sich, daß sie durch Verpflichtung ihrer Mitglieder auf einen religiösen Grundsatz und «in beschränkt sittliches Prinzip die Ausbildung einer freien und weiten Lebensauffassung verhindern, indem sie das Denken des Einzelnen in einen fertigen religiös-sittlichen Rahmen zwängen wollen, was wiederum dem Geiste wahren Studententums widerspricht.

Sollen wir zum Schluß aber eine Meinung äußern, welcher Weg der Entwicklung uns bei der Abfassung dieser Zeilen vorgeschwebt hat, so geben wir den Bestrebungen der wissenschaftlichen Vereine den Vorzug, sofern sie sich von allzu großer Fachsimpelei fernhalten und allgemein bildende Elemente in sich aufzunehmen bemüht sind. Ob ihre Entwicklung mit oder ohne den Glanz der Farben^ die doch immer von einer gewissen Poesie umschwebt sind, vor sich gehen wird, ist eine Frage zweiten Ranges. Die Verbindungen bezeichnen nur den Weg, das Ziel ist der harmonisch gebildete Mensch, der ein werktätiges Mitglied seines Volkes sein kann.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Die „Frauenbank".

Als eine der bemerkenswertesten und interessantesten Erscheinungen der Frauenbewegung ist sicherlich die Gründung der „Frauenbank" anzusehen. Schon in dem Worte: Gründung, dies im durchaus positiven und finanziellen Sinne aufgefaßt, ergibt sich eine gewisse Sicherheit und Bedeutung, die weit hinausragt über viele andere Strebungen und Unternehmungen, die aus der Frauenbewegung hervorgegangen sind, und bei allen, mit voller Würdigung ihrer Ziele und Absichten anzusprechenden bisher erreichten Resultaten, doch noch immer nicht frei sind und wohl auch nicht frei sein konnen von utopistischen Ideen und Hoffnungen. Ideen, Wünsche, Kämpfe — hauptsächlich tapfere Kämpfe haben zu Siegen

geführt, die bewunderungswert sind, ohne daß sie in so bestimmter Form ausgeprägt in die Erscheinung traten, wie diese Frauenbank. Allerdings dürfen die Frauen dabei nie außer acht lassen, daß diese Bankgründung nur möglich wurde durch die Energie und den Fleiß, mit denen die Frauenrechtlerinnen den wirtschaftlichen Boden gedüngt haben, der solchem Unternehmen gedeihliche und fruchttragende Ernte verheißt. Es geht dabei nicht mehr allein um die Wahrung idealer Interessen, deren Ausbau jeder einzelnen Frau und für sich selbst anheimgegeben ist. Die große Verantwortung für die Verwaltung und Fruktifizierung eines Kapitals, das Hunderten, ja Tausenden gemeinsam gehört und eine große, gewissermaßen verpflichtende Bewertung heischt, steht dann an erster Stelle. Ein Kapital von den Einzelnen, herbeigeschafft aus den Mitteln, die Arbeit, Sparsamkeit, Willenskraft ermöglichten. Ein Symbol der Einsicht, eine deutlich sprechende Tatsache des Erwerbsinnes und der Erwerbsfähigkeit der Frau. Mehr als 4500 Mitglieder, die in Anteilscheinen von 100 Mark das Grundkapital der Frauenbank aufbrachten, zählt diese heute. Das Kapital hat jetzt bereits die Höhe von einer Million erreicht.

Die ursprüngliche Gründung führte zunächst die Firma: „Genossenschaftsbank selbständiger Frauen". Unter „selbständige Frauen" werden im allgemeinen nur beruflich tätige Frauen verstanden. Doch erweiterte sich der Begriff rasch, als Frauen aller Stände sich zur Mitgliedschaft meldeten, auch solche, die weniger aus geschäftlichen Gesichtspunkten, als von sozial-wirtschaftlichem Standpunkt aus Förderung dieser eigenartigen Schöpfung für wichtig hielten. Der Erfolg gab ihnen recht, gleichviel aus welchem Sehfelde sie die Sache betrachteten. Schon nach einigen Iahren konnte nach eingreifender Erweiterung ihres Arbeitsgebietes die „Genossenschaftsbank selbständiger Frauen" ihre Firma in „Frauenbank" umändern. Die finanziellen Ergebnisse entsprachen den gehegten Erwartungen, für die eingezahlten Anteile, der am Geschäftsgewinn Partizipierenden, wurde eine Dividende von 5 Prozent erzielt. Die Geschäftspraris erwies sich also als gut, und die Mitglieder durften ihre Spargroschen — denn als solche sind die Einzahlungen und Beteiligungen der erwerbenden Frauen wohl im wesentlichen anzusehen — in zuverlässigen Händen wissen.
Die übernommene Haftpflicht der Beteiligten braucht auch zu keinerlei Bedenken zu führen, solange gewissenhaften und geschulten Kräften die Leitung obliegt, denen eine tüchtige erfahrene Beamtenschaft untersteht, und die „Frauenbank" jederlei spekulative Transaktionen ausschließt. Und hier erweist sich als ein Vorzug, was vielleicht manchen Orts als eine enge, kleinliche Geschäftsgebahrung angesehen, wohl gar mitleidig oder überlegen bespöttelt werden mag. Die Kleinlichkeit der Frauen! Man bedenke wohl, daß in diesem Falle das Kleinliche das Große in sich schließt: die Ruhe und Sicherheit für die materiell Haftenden, an einem ansehnlichen finanziellen Unternehmen, als welches die „Frauenbank" doch jedenfalls anzusprechen ist und angesprochen sein will.
Aus dem Bericht, den die „Frauenbank" vor kurzem herausgab, seien hier einige besonders bemerkenswerte Mitteilungen über ihre Begründung und Entwickelung wiedergegeben:
„Im Iahre 1908 kam die Gründerin der Bank zu mir (Frau Dr. ^uri» Marie

Raschke), um mit mir eine Idee zu besprechen, die ihren Erfahrungen im Geschäftsleben entsprungen war. Sie gipfelte in dem Plan der Gründung eines Instituts auf genossenschaftlicher Grundlage als Stütze und Hilfsquell für im Leben stehende Frauen.

In kurzen, knappen Worten entrollte sie einen Ausschnitt aus dem Leben der im Kampfe ums Dasein sich befindenden Frau. Die Frau, besonders jene, welche auf sich selbst und ihrer Hände Arbeit angewiesen, stände im Streben nach Vorwärtskommen oft hilflos da, weil es den Frauen zurzeit noch doppelt schwer gemacht würde, sich Hilfsquellen zu erschließen und erforderliche Geldmittel zu erhalten.

Es müsse eine Bank ins Leben gerufen werden, welche die Frauen wirtschaftlich zusammenfaßt, ihnen im Bedarfsfalle Kredit gegen Sicherheit gibt, sie veranlaßt, ihr Geld durch il,r eigenes Institut zu verwalten, und sie lehrt, selbständig zu disponieren und ihre Geld- und Vermögensgeschäfte nicht lediglich durch die Hände der Männer gehen zu lassen.

Der ausgesprochene Gedanke wurde sehr bald in die Tat umgesetzt und die Gründung einer Genossenschaft vollzogen.

Es wurden zuerst engere, dann weitere Kreise für die Frauengenossenschaft interessiert und gewonnen. Die Presse begann sich mit dem Unternehmen zu beschäftigen, und zwar sprachen sich sowohl inländische, als

auch ausländische Blätter sehr günstig darüber aus. Nach und nach schlössen sich immer mehr Frauen der Genossenschaft an.
Nachdem der Geschäftsbetrieb, wenn auch zuerst nur in kleinem Maßstabe, eröffnet wurde, strömten die Mitglieder aus allen Schichten der Bevölkerung zu. Auch vermögende Frauen, welche die Notwendigkeit des Unternehmens erkannten, schlossen sich aus Interesse der guten Sache an und traten als Mitglieder bei.
Die Bank arbeitete zuerst mit dem Gelde, welches ihr von privater Seite zur Verfügung gestellt war. Dann mußte versucht werden, Anschluß an größere Banken zu erhalten. Dank den.Verbindungen, welche die Leitung in Bankkreisen besaß, und dank dem wohlwollenden Verständnis, welches man ihren Bestrebungen entgegenbrachte, gelang es, Anschluß an einige Banken und dadurch neue flüssige Mittel zu erlangen. So kam die Bank in die Lage, ihren Betrieb weiter auszudehnen.
Heute hat die Frauenbank bereits einen Teil ihrer Bankverbindlichkeiten abgelöst und wird voraussichtlich in absehbarer Zeit völlig auf eigenen Füßen stehen.
Wir wollen noch betonen, daß in erster Linie die Männer, und zwar Männer vom Fach es gewesen sind, welche für unser Werk eintraten und demselben verständnisvolles Interesse entgegenbrachten.
Die Bank nimmt heute ungefähr 50 Räume ein, und mehr als 60 Personen werden innerhalb und außerhalb derselben beschäftigt.
Ter Geschäftsbetrieb unterscheidet sich von dem anderer Genossenschaften im wesentlichen dadurch, daß individueller verfahren, auf die Eigenart und die Verhältnisse der Genossinnen möglichst Rücksicht genommen wird.
Die Mitglieder schließen sich unserer Genossenschaft nicht nur zu Kreditzwecken an, sondern ein großer Teil hat aus sozialen Gründen, um der allgemeinen Frauensache willen, die Mitgliedschaft erworben, Anteile eingezahlt und die Haftsummen übernommen.
Wieder andere sind Mitglied geworden, um in Hypotheken-, juristischen Angelegenheiten usw. beraten zu werden.
Mitglieder können alle Frauen werden, die einen Geschäftsanteil in Höhe

von 100 Mark zeichnen, der mit einem Male oder in Raten eingezahlt werden kann. Iede Genossin ist berechtigt, mehr als einen, jedoch nicht mehr als tausend Geschäftsanteile zu erwerben.
Wir gewähren unseren Mitgliedern nicht nur Kredite gegen Sicherheiten, sondern stehen ihnen auch in anderer Weise zur Seite; deshalb waren wir gezwungen, verschiedene Abteilungen einzurichten, und zwar:

t. Die juristische Abteilung:

In derselben werden unsere Mitglieder kostenlos beraten, ihre Prozesse vorschußlos geführt und die Termine durch eigene oder verpflichtete Anwälte wahrgenommen. Ferner vertreten wir unsere Mitglieder vor allen Behörden und bereiten ihre Notariatsakte durch unseren eigenen Notar vor. In unserer juristischen Abteilung arbeiten gegenwärtig drei Rechtsanwälte, «in weiblicher Iurist, ein Notar, ein Bureauvorsteher und zwei Damen.

2. Die Hypotheken-
Abteilung:

Dieselbe befaßt sich mit der Beschaffung und Regulierung von Hypotheken für Frauen, Anlage von Hypothekengeldern, Beleihung von Hypotheken, An- und Verkauf von Grundstücken und Häusern.
Drei Herren und einige Damen sind hier beschäftigt.

3. Die Hausverwaltungs-
Äbte < l u n g:

Sie hat die Aufgab«, Häuser und Grundbesitz zu verwalten. In ihr Gebiet fällt auch die Überweisung von Hypothekenzinsen und Steuern durch unsere Bank, die Einziehung von Mieten, Pachten und Renten.

Die Hausverwaltungs - Abteilung beschäftigt einen Herrn und sechs Damen.

4. Die Kredit-Abteilung:

Sie gewährt Kredit gegen Unterlagen wie jede andere Bank. Außerdem werden kleinere Darlehen gegen Bürgschaft oder sonstige Sicherheitsleistung auf sozialer Basis gegeben. Den Mitgliedern, welche diese kleineren Darlehen in Anspruch nehmen, wird ein Iahr, eventuell auch noch länger, Zeit gelassen, das Geld in monatlichen Raten zurückzuzahlen. Für diese kleineren Darlehen ist ein bestimmter Fonds vorhanden, welcher zur Ausleihung gelangt, über diesen Fonds darf die Bank nicht hinausgehen, da die Genossenschaft sich durch Ausleihen größerer Kapitalien auf lange Termine sonst zu sehr festlegen würde. Der Ansturm auf diese kleineren Kredite ist ein sehr großer.

Der Fonds für die kleineren Darlehen wird von Iahr zu Iahr gemäß dem Wachsen der Genossenschaft vergrößert, so daß derselbe im richtigen Verhältnis zu dem Geschäftsvermögen der Genossenschaft steht.

8. Die Effekten-Abt eilung:

Sie besorgt den An- und Verkauf von Wertpapieren usw., Ausführung von Börsenaufträgen, Beleihung von börsenfähigen Wertpapieren, Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren, Rat und Auskunftserteilung über Wertpapiere, Effekten usw.

Das Effektengeschäft bewegt sich in ruhigen Bahnen. Die Ausführung von gewagten Spekulationsaufträgen lehnt die Bank ab.

8. Die Treuhand-
Abte i lu n g:

Diese schützt in erster Linie gefährdete Vermögen unserer Mitglieder. Wie bekannt, legen Frauen häufig ihr Geld auf zweite oder dritte Hypotheken an und werden in Subhastationen verwickelt. In diesen Fällen verhandeln wir mit den vorstehenden Hypothekengläubigern, nehmen die Versteigerungs-

termine wahr und versuchen, das Kapital oder einen Teil desselben zu retten. Gerade nach dieser Richtung hin haben wir große Erfolge aufzuweisen. Auch den Hauseigentümerinnen stehen wir mit Rat und Tat zur Seite, verhandeln, falls sie in Differenzen mit ihren Hypothekengläubigern geraten sind, mit diesen und suchen die Angelegenheit in Güte zu ordnen.

In den Iahren des Bestehens hat sich die Richtigkeit dessen herausgestellt, was zur Gründung veranlaßte, nämlich, daß die Bank der Frauen eine soziale Notwendigkeit ist. Sie hat geleistet, was sie versprochen: sie gibt den Frauen einen starken, sicheren Rückhalt, festigt ihren Besitz, fördert ihre Arbeit, hält sie von waghalsigen Unternehmungen ab und steht ihnen in allen Lebenslagen und Nöten zur Seite.

Die Entwicklung, die das Institut bisher genommen hat, gibt die Gewähr für den weiteren Aufstieg der Frauenbank bis, so hoffen wir, hinaus in die Sphäre der Großbanken, die einen Machtfaktor im Volkswirtschaftsleben bilden.

Wie von unseren Großbanken das Wohl und Wehe nicht nur der kleinen und großen Geschäftsbetriebe, sondern auch des Staates in seinen volkswirtschaftlichen Unternehmungen abhängt, wie über Krieg und Frieden in den Bureaus der großen Bankhäuser mit entschieden wird, so soll und wird die

Frauenbank sich als Grundpfeiler des gesamten Frauenwirtschaftslebens für die Zukunft erweisen und dann auch eine Macht entfalten, mit der Staat und Volkswirtschaft zu rechnen haben werden.

Wenn nun berücksichtigt wird, daß allein die Zahl der erwerbenden Frauen in Deutschland über neun Millionen beträgt, so würde schon durch den Zusammenschluß eines Teiles dieser Millionen Frauen eine Geldmacht von Milliarden sich ergeben und würden die Frauen alsdann die Macht des Kapitals in sich vereinen. Auf dem Fundament der Milliarden stehend, haben die Frauen die Großmacht erreicht, welche sie zur Durchführung ihrer Ziele bedürfen . . . ."

Diese Schlußfolgerung des sonst so sachlichen und verständigen Verichtes erscheint etwas bedenklich. Sie erinnert an die großen Worte und Anpreisungen der Prospekte, mit denen von Bankinstituten sehr häufig ihre Gründungen und Emissionen empfohlen werden.

Wer aber wollte Propheten und Verkündern das Recht der Illusionen absprechen und kühnen Erwartungen, sympathischen Hoffnungen nüchterne Erwägungen entgegenstellen?!

Hoffentlich ist es nur der Stil, der zur Nachahmung verlockte. Der Frauenstaat hat noch gute Wege, und bis der Wehrbeitrag der Amazonen eingefordert wird, scheint es wünschenswert, das Große im Kleinen zu suchen. Es ist sicherer, und ganz gewiß in diesem besonderen Falle dort zu finden.

Unverlangt« Manuskript« send«« «ir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
8««!«»««»« und <n>«>«»»»nmr: Vr»s. Dr. «»»«!« «t«l» N! »«llln V 1<i> Llltz»!»uf« 5». cleltf«! «»«
»urfln1»»lr.«z«).—V«r»nt«!irMlh«zl«da«l«ur: Dr. Vyl»lu» Vr»» ln »««!»». —I« «li«ßland fik »l«
»«»«»tux«
»«r»xtwortNch: Dr. »drl»» V»lly, Et. V«tn»bur», <l»l»»pl«tz 1. — »ll«w>««N«t»!« >»r U>>««»:
«rllllch« ». , yolbuchhandlun« <2. ««ck»), «u»»p«« V, »orottu»MttP! «. — Fnr »»« 3«<«t»»«»»««l
»«ranlwortlich: v«lurich Ml»tm«u« n, »«»la» M. — »«rw« u»» vruck >«t «chlePIch«» «uch>n«»<n!
». «. Sch»ttl»«»»«r, «»., »«»la» M.